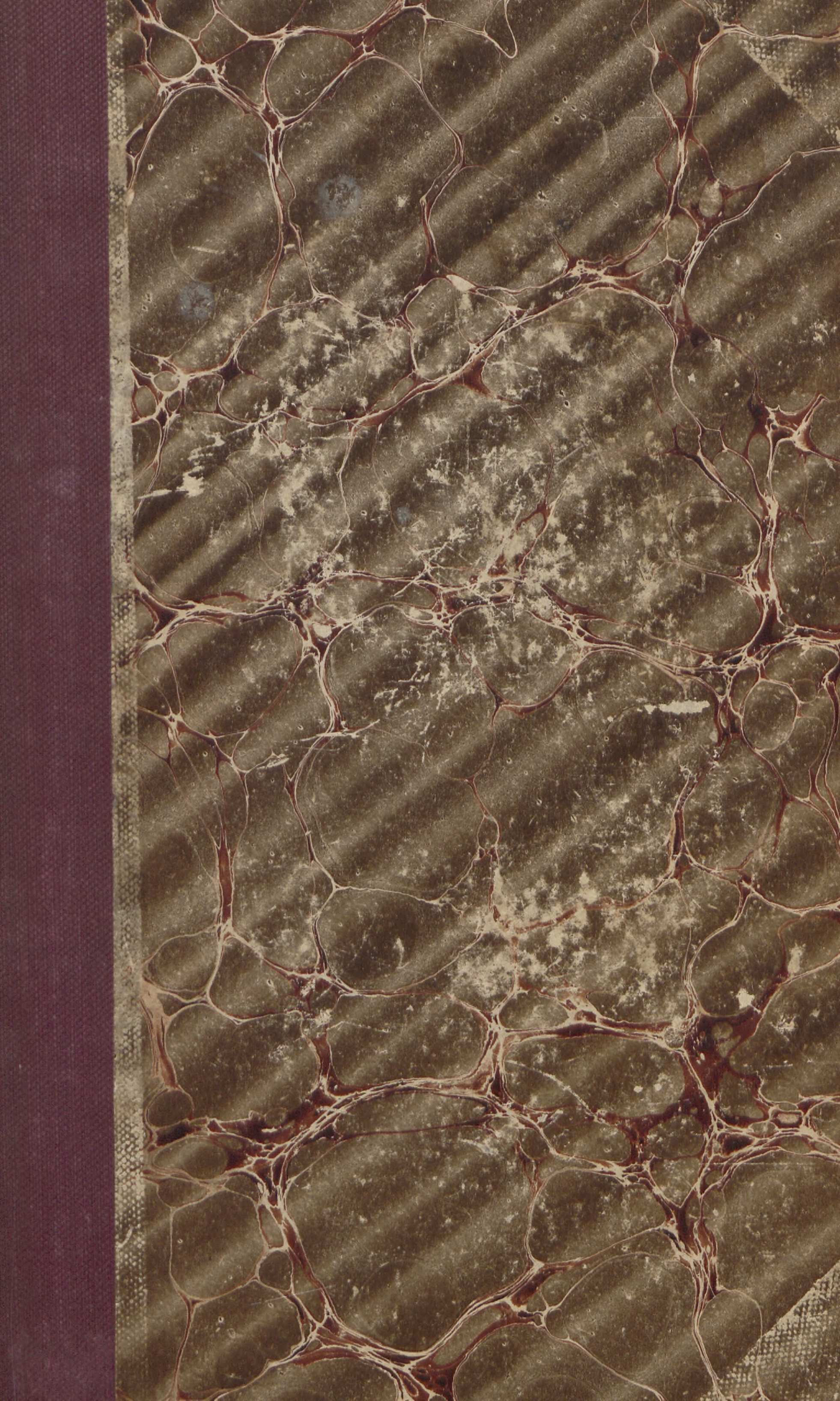
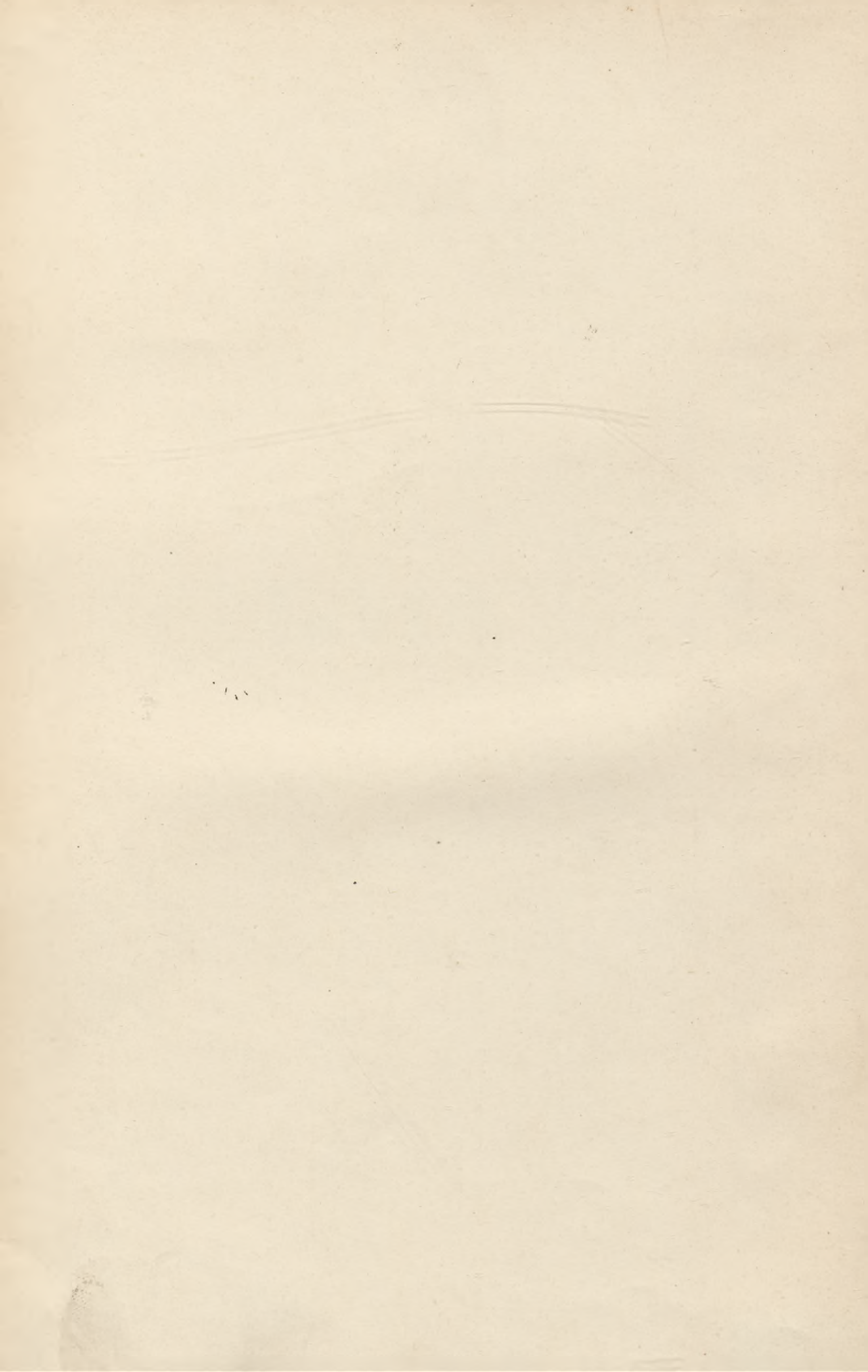




Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Siebzehnter Band

Erstes Heft



Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden

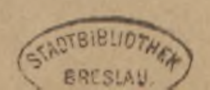
Preis des Heftes M. 5.— = *K* 6.—, des Bandes M. 20.— = *K* 24.—

Leipzig und Wien

K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1910



Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Miszellen.

Rezensionen und Referate.

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite.)

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

---

(17)

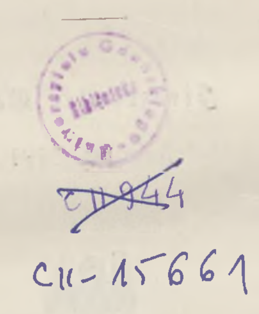
Siebzehnter Band

Jahrgang 1910



Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1910





Verlags-Archiv-Nr. 1237.

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Miszellen.

Rezensionen und Referate.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag:

Förderer.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn.[1])

3. Schupps Quellen und Vorbilder.

(Fortsetzung.)

Für die fernere Untersuchung und systematische Darstellung sehe ich verschiedene Wege, von denen ich folgenden für den gangbarsten halte: Auszugehen von den Leuten, welche als Schupps Lehrer oder durch den persönlichen Verkehr für ihn von Bedeutung waren, und von ihnen aus den Gesichtskreis zu erweitern und auf die auszudehnen, mit welchen er durch ihre Vermittlung bekannt geworden ist usw. Als

Schupps Lehrer[2])

kommen zunächst einige Leute vom alten Schlage in Betracht: Christoph Scheibler, Rudolf Goclenius und Conrad Greber. Scheibler (1589—1653) war gerade bis 1625 Leiter des Pädagogiums zu Gießen, er hing der aristotelischen Lehre an und ging nachmals als Superintendent nach Dortmund. Zu derselben Richtung gehörte Goclenius (1547—1628), der seit 1603 bis zu seinem Tode in Marburg Logik und Ethik lehrte. Greber ward 1624 in Marburg Unterdiakon und Stipendiatenmajor, vom 10. August 1627 bis 11. Mai 1629 mehr aushilfsweise Professor der Logik und

---

[1]) Vgl. Euphorion, Band XVI, S. 6 ff., 245 ff. und 673 ff.

[2]) In diesem Rahmen kann ich natürlich nicht wie in einer Biographie alle Beziehungen berücksichtigen, sondern manche nur andeuten. Deshalb verweise ich für Schupps Jugend und Marburger Studienzeit auf W. Diehls Schulordnungen, II, S. 19—29, 46 f. und die entsprechenden Abschnitte von W. M. Beckers Darstellung in der Festschrift, Band I; vgl. auch meinen Aufsatz „Aus J. B. Schupps Marburger Tagen" in „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte, herausgegeben von W. Diehl und A. Messer 1910", S. 113 ff.

starb 1667 als Superintendent in Darmstadt. Was er bei ihnen mit größtem Fleiße gelernt, hat Schupp schon recht bald bereut und über Bord geworfen: Er klagt im Programm zum „ORATOR INEPTUS" (S. 12): „O si annos praeteritos redderet mihi Deus!", und noch nach mehr als 30 Jahren konnte er es nicht vergessen, wie sie ihn mit nutzlosen Dingen gequält und ihm die beste Blüte seines Alters gestohlen hatten:

„Ich war ein Knab von 15. Jahren, als ich auff Universitäten kam, und nichts hörte als von Darapti und Felapton [logische Figuren], von dem Collegio Connimbricensi [ein Sammelwerk der Jesuiten von Coimbra in Spanien], von dem Ruvio,[1]) von dem Suarez[2]). Es stiegen mir diese logische Helden ein wenig über meinen Horizont. Als wurde mir von meinem Praeceptore recommandiret N. N. und Hippius[3]). Ich war nicht faul, sondern lase dieselben fleißig. Ich gieng in die Collegia Logica, und wuste den N. und Hippium außwendig .... Ich war in meiner Jugend felicissimae memoriae, und bin niemals zur Mittags Mahlzeit gangen, wenn ich nicht zuvor ... zehen Blätter in octavo auß dem Scheiblero memoriter recitirt hatte[4]) ... Ich hörte, daß einsmals ... ein alter Pedant, zu dem damaligen Professore extraordinario Logicae [Greber] kam, und ihm klagte, daß er drey Jahr zubracht, und noch nicht habe erforschen können, was eigentlich genus Logicae sey ... Ich erschrack und gedachte, was werde ich armer Tropff denn thun in diesem bello Logicali? ... sonderlich da ich sehe, daß der alte Rudolphus Goclenius in die Stammbücher schreibe, und nenne sich Professorem Depontanum[5]) ... Dieser große Alte disputirte biß in seinen Todt, und hatte immer noch etwas zu grübeln in der Logic. Ich habe die Ehre gehabt, daß dieser alte Philosophus mich ... in meinem Logimen

[1]) Ein spanischer Jesuit (1548—1615), schrieb verschiedene Kommentare zu Werken von Aristoteles (Jöcher, III, 2231).

[2]) 1548—1617, aus Granada, Jesuit, Vertreter der thomistischen Scholastik in Spanien, zuletzt in Coimbra, schrieb u. a. „Disputationes metaphysicae 1605"; Windelband, S. 280 f.

[3]) Fabian Hippius (1534—1599), Privatdozent in Leipzig und Konrektor an der Thomasschule, schrieb u. a. eine „Logica peripatetica"; Bloch, S. 7.

[4]) Scheibler hat eine ganze Anzahl philosophischer Bücher geschrieben. Hier dürfte wohl sein „Liber de philosophia, natura Logicae, praedicamentis, praedicabilibus ... pro introductione Logicae, in quo res eo pertinentes diligenter & perspicue proponuntur & explicantur. Giessae 1613. 8⁰. Marpurgi 1628. 8⁰." gemeint sein. Nennen möchte ich ferner: „Collegium psychologicum ... Giessae 1608." (30 Disputationen), „Liber sententiarum ... Giessae 1610." u. ö., „Synopsis methodica philosophiae ... Giess. 1611." u. ö., „Opus metaphysicum, duobus libris, universum hujus scientiae systema comprehendens ... Giess. 1617." u. ö., „Philosophia compendiosa s. philosophiae synopsis ... in usum Paedagogii Giesseni. Giess. 1618." u. ö. Im übrigen vgl. man Strieder, XII, 302 ff.

[5]) Depontanus bezeichnete bei den Römern einen Mann von 60 Jahren, der die zu dem comitium führende Brücke nicht mehr betritt, von Amtsgeschäften frei ist. Goclenius war seit Juni 1627 pensioniert.

besucht hat ... Allein glaubt mir sicherlich, daß ich nach der Zeit ... hette wünschen mögen, daß ich die Zeit mit Spatzieren gehen zubracht hette, welche ich an die Logische Bacchanten-Tröster gewendet habe. Ich will zwar meinen Praeceptoribus nicht fluchen. Allein ich werde gleichwol ihr Grab nicht mit Rosen und Violen, mit Roßmarin und Tulipanen bestreuen, darumb weil sie mir damals nicht gerathen haben, daß ich ... einen guten Oratorem oder Historicum in die Hand nehmen ... solle ..."

So spricht Schupp im „Teutschen Lucianus" (H, S. 816 f.)[1]. Eine heitere Anekdote über Goclenius erzählt er in der Schrift „Vom Schulwesen" (S. 22 f.). Doch nicht alle Erinnerungen an die Gießener Schul- und Marburger Studienzeit waren für ihn so trüb. — Das Gießener Pädagogium stand noch unter dem Geiste der Männer, die bereits vor Wolfgang Ratke eine Reform des Schulwesens begonnen und dem Gymnasium eine Reihe von Büchern geschenkt hatten, die weit über die Grenzen des Hessenlandes hinaus Verbreitung fanden. Das waren Konrad Dieterich (1575—1639), von 1605 bis 1614 Pädagogiarch in Gießen, Schupps Verwandter, mit dem er später in Briefwechsel stand, Christoph Helwig (1581—1617), der in den Jahren 1613 bis 1615 mit Joachim Jungius und Wolfgang Ratke in Frankfurt und Augsburg die neue Methode erprobt und sie nachher in Gießen eingeführt hatte, und sein Gießener Mitarbeiter Kaspar Finck (1578—1631), der im Jahre 1616 als Generalsuperintendent nach Koburg gegangen war. Von letzterem hat Schupp, wie wir noch sehen werden, ebenfalls Schriften gelesen, und durch Helwigs Erbe ist er überhaupt in die Probleme der Schulreform eingeführt worden. Auch zu Scheibler hat er stets in guten Beziehungen gestanden, und dieser sein alter Lehrer gratulierte ihm im Herbste 1648 zu seiner Friedenspredigt (vgl. „Gedenck daran Hamburg", H, S. 216 f.). Auf dem Gießener Pädagog gehörte auch zu seinen Lehrern der Professor der Poesie und Geschichte Konrad Bachmann (1572—1646), dessen nachmaliger Kollege er ward, und dem er mancherlei zu danken hat, aber wohl erst aus späterer Zeit. Deshalb darüber bei anderer Gelegenheit. In der Physik hat er den gewissenhaften Johann Heinrich Tonsor (1595—1649) zum Lehrer gehabt, über den er sich mehrfach sehr anerkennend ausspricht (z. B. „Unterricht. Student", H Zug, S. 240 u. ö.). — Nicht zu unterschätzen ist der Einfluß der streng lutherischen Gießener-Marburger Professoren, deren Geist er in sich aufgenommen, deren Schriften er studiert hat. So nennt er gelegentlich empfehlend die „gründlichen Außführungen der

[1] Bei dieser Gelegenheit möchte ich für Interessenten bemerken, daß ich eben Schupps Streitschriften und die „Corinna" für die von W. Braune herausgegebenen Neudrucke vorbereite.

Marpurgischen Theologorum", deren Titel lautet: „Theologorum Marpurgensium pia & modesta invariatae Augustanae Confessionis repetitio, expositio & confirmatio. Marpurgi 1630." Wenn ich auch hier auf Schupps theologische Seite nicht näher eingehen kann, so darf ich doch nicht unerwähnt lassen, welche Männer ihm die Richtung gegeben haben. Das waren Aegidius Hunnius (1550—1603), den er zwar nicht mehr persönlich gekannt, aber gelesen hat und oft nennt, Balthasar Mentzer, der Vater (1565—1627) und der Sohn (1614—1679), Justus Feuerborn (1587—1658), der fleißige Johann Steuber (1590—1643), ein Oheim von Schupps Frau, und Meno Hanneken (1595—1671), der Pate seines Erstgeborenen. Der Klang dieser Namen bürgt für die solide lutherische Grundlage, die sie ihrem Schüler und nachmaligen Kollegen gaben. Darauf wenigstens hinzuweisen halte ich für nötig, da neuerdings Schupp von Lerche (S. 26) irrtümlicherweise als liberaler Theologe bezeichnet worden ist. — Endlich sollte ein anderer Mann, den er im persönlichen Verkehre, vielleicht nach seiner Rückkehr von der ersten Reise kennen lernte, für ihn von Bedeutung werden, der Professor der Jurisprudenz und der griechischen Sprache und Vizekanzler der Universität Hermann Vultejus (1555—1634), aus dessen Munde er einen Ausspruch hörte, der für seine schriftstellerische Tätigkeit bedeutsam ward. Darauf werden wir in Abschnitt 4 „Wiederholungen" zurückkommen.

In die rechten Geleise ward Schupp erst durch die Männer gewiesen, die er auf seinen Reisen kennen lernte. Da war zunächst in Königsberg der „Professor eloquentiae" Samuel Fuchsius (1588—1630), den Schupp zeitlebens verehrt hat, wie man in den Schriften „Vom Schulwesen" (S. 70 ff.) und „Der unterrichtete Student" (F 1701, II, 408) lesen kann. Der hat als ein Schüler des Dogmatikers und Redners Bartholomäus Keckermann (1571—1608) ihm erst das gegeben, was ihm zu seiner späteren Stellung in Marburg verhalf. (Vgl. das Memorial Schupps an den Landgrafen vom Anfang des Jahres 1645, Diehl, Beiträge, S. 314.) — In Soroe ward Schupp mit Johann Lauremberg (1590—1658) bekannt, doch finde ich die Abhängigkeit von ihm, welche Zschau (S. 38 f.) konstruiert, recht gesucht. Denn über den Verkehr beider Männer auf der dortigen Hochschule wissen wir so gut wie nichts; Laurembergs „Scherz-Gedichte" erschienen erst 1652, als Schupp die erste Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit bereits hinter sich hatte; den Kampf gegen Fehler der Zeit teilt Schupp auch mit anderen, vor allem mit Johann Valentin Andreä, der ja auch in anderen Stücken sein Vorbild gewesen ist; seine Ansicht über die deutsche Dichtung weicht in Schupps erster Zeit sogar von der seines

Lehrers, wie der sie in den „Scherz-Gedichten" vertritt, recht stark ab, und die Wandlung seiner Anschauung kann er sehr wohl vermöge seines eigenen praktischen Sinnes vorgenommen haben. Was Stötzner (S. 45), auf den sich offenbar Zschau stützt, ausspricht, sind doch nur Vermutungen. Von realen Beziehungen kann ich nur folgende nachweisen: Schupp nennt zweimal dessen „Antiquarius", und einmal empfiehlt er „die Arithmetic deß in allen Wissenschafften höchstgeübten Philosophi, Johannis Laurembergii, Königlichen Professoris zu Sora" („ORATOR INEPTUS", S. 13; „DE LANA CAPRINA", S. 14; „Salomo", **H**, S. 29). — Nachweisen läßt sich dagegen ein Einfluß von Peter Lauremberg (1585—1639), dem Rostocker Professor und Bruder Johanns. Schupp gedenkt seiner als seines Promotors gar oft und hat dessen Sohn Jakob Sebastian († 1669) die „CONSECRATIO AVELLINI" gewidmet, in der er an den intimen Verkehr in Rostock erinnert und auch einer Begegnung mit seinem früheren Lehrer auf seiner Rückkehr von Holland gedenkt, bei der dieser ihm den Rat gab, sich nicht eher ganz der Theologie zu widmen, als bis er 30 Jahre alt sei (vgl. S. 12). Lambecius (S. 1400) redet auch von einem Briefwechsel, von dem allerdings sonst nichts bekannt ist. Aber Schupp selber gedenkt so mancher Anregungen, die er von Lauremberg empfangen habe, und nennt die beiden Schriften: „Tractatus de pulchritudine" und „Horti cultura"[1]). Ja die Mnemotechnik, die er in Marburg seine Schüler lehrte und später in seinen pädagogischen Schriften empfahl, dürfte er zuerst bei Peter Lauremberg kennen gelernt haben. (Vgl. Programm vom 7. Oktober 1638, B_2, 31; „Lucidor", **F** 1719, I, 274; „Salomo" **F** 1701, I, 96; „Vom Schulwesen", S. 95.)

Gewaltig war der Einfluß der Niederländer auf Schupp, von denen er die Art der rhetorischen Übungen gelernt hat. — Allerdings hat Daniel Heinsius in Leiden (1580—1655) für ihn nicht die Bedeutung gehabt wie für Martin Opitz. Er nennt ihn den „großen Heinsius, den General Majeur in dem bello Grammaticali", erwähnt dessen „Asinus aureus", „Aristotelem a Celeberrimo Heinsio recensitum", gedenkt seiner in Ehren, übersieht aber auch nicht seine Fehler. (Vgl. Programm vom 15. Juli 1638, B_2, 32 f. „ORATOR INEPTUS", S. 4; „DE OPINIONE", S. 4; „XENIUM", S. 55; „Salomo", **H**, S. 123; „Freund in der Noth", S. 61!) — Vor allem verdient hier der Leidener „Professor Elo-

[1]) Die genauen Titel lauten: „Pasicompse nova sive delineatio pulchritudinis"; „De Horticultura & apparatu plantario." — Außerdem dürfte wohl dessen „Cronium sive series rerum a mundo condito ad A. C. 642. gestarum chronologica" Schupp die Anregung zu seinen chronologischen Reihen gegeben haben, bis er Helwigs Erbe antrat.

quentiae & Historiarum" Marcus Zuerius Boxhornius (1612 bis 1653?) erwähnt zu werden, von dem Schupp selber in der Widmung des „ORATOR INEPTUS" (S. 4 = C_3, 5) sagt: „omnia mea tibi debeo." Lühmann hat (S. 42 ff.) des Boxhorn „Oratio Inauguralis De Majestate Eloquentiae Romanae" als eine Vorlage für den „ORATOR INEPTUS" nachgewiesen und (S. 79 f.) gezeigt, daß Schupps Vorliebe für „Emblemata" unter anderen auch von Boxhorn herzuleiten ist. Das scheint mir nach seinen Ausführungen sicher, selbst wenn der erste Druck der „Emblemata Politica" erst nach Errichtung des Avellins (1640) erschienen sein sollte. Im übrigen eignet dieser Zug der ganzen damaligen Zeit. Ohne Zweifel hat Schupp auch für die oratorischen Übungen von seinem Lehrer gelernt (Lühmann, S. 24 + 42), jedoch inhaltlich, nicht in der Form, die vom Landgrafen bereits 1632 angeordnet war, wie ich das im Anschluß an die „INVITATIO PUBLICA" (Nr. 6, S. 256 ff.) gezeigt habe[1]). Über die „Emblemata" spricht auch Zschau (S. 62—64) und verweist gleich Lühmann auf die Stelle in der Schrift „Vom Schulwesen" (S. 93). Ich möchte jedoch auch bemerken, daß Schupp hier von der Mnemonik redet, die er bei dem Professor der Geschichte am Gymnasium zu Amsterdam, Johann Gerhard Vossius (1577 bis 1649) und „anderen hochgelährten Leuten in Holland" gelernt habe. Schade, daß Boxhorns Rede „De Satyrica Veterum sapientia" noch nicht wiedergefunden ist, die uns sicher noch mehr Beziehungen erschließen würde. (Vgl. oben XVI, S. 703 und außerdem „ORATOR INEPTUS", S. 8; „DE OPINIONE", S. 66; „Calender", **H**, S. 594; „Teut. Lucian", **H**, S. 822; „Ehrenrettung", **H** S. 670; „Fabul-Hanß", **H**, S. 827; „Unterricht. Student", **H** Zug, S. 248.) — Über Caspar Barlaeus (1584—1648), welchen Schupp als Professor der Philosophie am Gymnasium zu Amsterdam kennen lernte, hat Zschau (S. 40) berichtet und nach Morhofs, Mollers, Höltings und anderer Bemerkungen gezeigt, daß dessen Rede „De Ente Rationis" für Schupps „DE OPINIONE" etwa 20 Stellen abgegeben hat. Man hat jedoch bisher ganz übersehen, daß Barlaeus auch anderwärts eine Quelle für Schupp gewesen ist. Im „XENIUM" nämlich hat er ganze Abschnitte aus der am 27. Februar 1634 gehaltenen Rede „DE RE SIVE ENTE REALI" zum Teil wörtlich, zum Teil etwas verändert benützt. Ich zitiere nach der Ausgabe:

„CASPARIS BARLAEI / ORATIONVM / LIBER. / Accesserunt / Alia nonnulla varii & amoenio- / ris argumenti. / AMSTERODAMI, / Apud IOHANNEM BLAEV. / M DC XLIII.",

[1]) Vgl. meine ausführliche, durch Aktenmaterial gestützte Darstellung in „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte" a. a. O.

die, soweit ich sehe, mit der von Zschau benützten dritten Ausgabe in den Seitenzahlen übereinstimmt. Man vergleiche:

„DE RE":

S. 84 f.: „Quin tanta est rei in omni negocio excellentia & auctoritas . . ." 85: „tanta ejusdem constantia . . . castitas . . . potentia" 75: „illud, de quo dicam, oculis omnes usurpatis, omnes manibus tangitis . . ."

S. 86: „Amantium autem res quam sunt stolidae & ridiculae. Hic libertatem dote modica vendit. Ille vetulam ducit, ut citius discat tussire. alter zelotypus semper metuit, ne Jupiter denuo fiat olor. ille agros & jugera crepat, quae occultissima natura nusquam videt".

S. 88: „Judex, cum muneribus res agitur, sordet & evilescit. Actores causarum rem litigosam amant trahere, tanquam finiendam nunquam. & cum causa exciderunt, cliens vero rebus suis, mercedem nihilominus postulant, vel ob hoc, quod erubuerint".

S. 76: „Sunt enim Synonymae haec appellationes, Res, Ens, Aliquid".

S. 88: „Ruris cultor suas quoque callet artes rem faciendi. ambulat vafer Menalcas tardius, pluente Jove, ut crescat lactis copia ex imbre, forte ne minus noceat civibus dilutus humor. Invidus alterius opimis rebus macrescit. Ignavus clamat, optimam esse rem, non partam labore, sed relictam. Amantium autem res . . . [vgl. oben]. Sunt, qui rem piam putant, si mortua noverca lugubri pallio tegant gaudium".

S. 90: „At nemo utiliorem rem praestat orbi terrarum quam Criticus, quoties observat, esse unum in toto Homero versiculum, in quo omnes partes orationis deprehendas: prima Livianae historiae verba hemisticho constare: Tacitum annales suos a carmine hexametro ordiri: Valerium Flaccum peccasse, quod in primo Argonauticorum versiculo amphiboliam commiserit . . ."

„XENIUM":

S. 4: „. . . nec vos contemnetis hoc meum Nihil, sed potius cogitabitis, quantus ejus in universa vita humana fiet usus, quanta praestantia".

S. 6: „Qui ad conjugia se accingunt, interdum modica dote vendunt libertatem; interdum, vetulas ducunt, ut citius discant tussire; Interdum Zelotypi fiunt metuuntque ne Jupiter iterum fiat olor, interdum agros & jugera crepant, quae occultissima natura nusquam vidit".

S. 8: „JCti [JurisConsulti], rem litigosam trahere amant, tanquam nunquam finiendam, & cum causa exciderunt, cliens vero rebus suis, Mercedem nihilominus postulant, saltem quod erubuerint".

S. 9: „Malum & Nihil & non ens, synonyma esse dicunt Metaphysici".

S. 9: „Pluente Jove tardius ambulat vafer Menalcas, ut crescat lactis copia ex imbre, tandem miles venit, & lac devorans redhostimenti loco reponit Nihil. Ignavus clamat, optimam esse rem labore non partam, sed relictam. Proinde mortua noverca lugubri pallio tegit gaudium suum, tandemque ad haereditatem dividendam avida spe accedens, invenit Nihil".

S. 10: „Apud Batavos, illos Neptuni filios, novi philologum, qui viginti annorum spacio orbi terrarum rem praestitit utilissimam, dum non sine ingenti labore observavit, in toto Homero unum tantum esse versum, in quo omnes partes Orationis simul contineantur. Philologus ille fastorum hebdomadalium lectione pascitur atque pinguescit sicut aere chamaeleon, & esurire mavult aut

„DE RE":

S. 89: „Historici . . . Verum ille, qui lectione fastorum hebdomadalium ac Volusi annalibus pascitur, iisque pinguescit, sicut aere chamaeleon, garrit aniles fabulas ex re, & esuriri mavult aut ad secundam prandere, quam nescire mendacia".

S. 72: „Quam jam vellem magis seria verba apud vos loqui, aut grandia verba fari, qualia de Sabinarum raptu, Oedipodarum odiis, Polyxenae tumulo, aut jamjam morituro Catone declamare solent tragici oratores. [S. 73:] Memini me A. O. [Auditores Optimi] aliquando de Ente Rationis . . . disseruisse, sed oratione istiusmodi, quae severam sapientiam comitate, & Peripateticum sermonem Lucianico miscuit. Subibant tum temporis animum meum clarissimorum virorum exempla, qui in gracili ac exangui argumento ingeniosae commentationis laudem quaesiverunt. quos dum imitare studeo . . ."

S. 89: „Qui alienas coenas ac prandia captat, frigente domi culina bonis rebus agit laetum convivam".

S. 89: „At ambitiosi, postquam amissa Noachi diluvio nobilitatis insignia, in Hyrcaniae aut Armeniae montibus reperere, tenui alias re, pennas extendunt nido majores ... [88.] Sunt, qui videri volunt reapse divites, cum domi arescant, Sole & frigore & esuritione, ut dentes vel filicem comesse possint".

S. 92: „Mathematici . . . quam periculose philosophantur, cum terram rotari, Solem stare contendunt, quod jam inter haereses transalpinas est".

„XENIUM":

ad secundum prandere, quam nescire mendacia. Quaeritis, quid a Batavis pro tanto labore accipiat? Nihil".

S. 10: „Hactenus noctem unam atque alteram combussi in perlustrandis Antiquitatis monumentis. Non semel profundis meditationibus immersus cogitavi, quomodo vobis consulere debeam, ut tandem discatis grandia verba loqui, qualia de Sabinarum raptu, de Polyxenae tumulo aut jam jamque morituro Catone declamare solent Oratores tragici. Saepe quoque Ciceronianum Peripateticumque sermonem Lucianico miscens, deducere vos volui ad priscam Philosophiam, non spinosam illam & atrocem, sed suavem, plenam risus & aspersam dulcore amoenitatis".

S. 11: „Parasito in universa urbe non videtur esse vinum generosius, quam pro quo datur Nihil".

S. 11: „Ambitiosi quidam, postquam nobilitatis insignia Noachi diluvio amissa, in Hyrcaniae aut Armeniae montibus repererunt, videri volunt divites, cum domi esuritione arescant, ut dentes eorum vel filicem comesse queant, tandem post varios casus moriuntur & haeredibus suis relinquunt Nihil".

S. 13: „Ne jussu Pontificis cum doctissimo Jordano Bruno, Nolano Italo, flammis addicar, statuo coelum moveri & terram stare".

Aber auch für andere Reden hat die „Oratio de Re" Stoff geliefert; es handelt sich, abgesehen von einigen, für die ich die Parallelen nicht wiederfinden konnte, um folgende Stellen:

„DE RE":

S. 74: „Homericus Jupiter, pater ille hominum ac Deorum, non semper de bellis Trojanorum ac Graecorum deliberat. interdum cum Junone

„ORATOR INEPTUS":

S. 7: „Jupiter apud Homerum non semper de bellis Graecorum deliberat, sed interdum cum Junone ludit, interdum conviviis aethiopum

ludit, aut ad Aethiopas comessatum abit, interdum cum loripedem suum adspectat, ridet effusissime."

S. 80: „Philosophi a re Reales dici voluere & per rem a Nominalibus distingui."

adest, interdum loripedem suum aspicit & ridet effusissime."

S. 21: „Sunt quidam Doctores, o tempora! o mores! qui de iis, qui elegantiae & proprietati sermonis paulo accuratius student, per contemptum dicere solent, Grammatici sunt, Critici, Philologi & uno verbo verbales. Se vero novo nomine reales appellant. Quasi vero in cultu sermonis occupati, rerum cognitionem negligerent."

Nach Hentschel (S. XXXIX, Anm. 203) findet sich ein ähnlicher Ausspruch wie derjenige Schupps in Friedrich Taubmanns „Dissertatio de lingua Latina, Wittenberg. 1602" (S. 26). Diese dürfte also wohl des Barlaeus Vorlage gewesen sein. Schupp kannte beide (vgl. unten S. 14 ff.).

„DE RE":

S. 74: „libet jam ineptire, & nugari, & jocari, adeoque dum Bacchanalia Sapientiam omnem exesse jubent, lepide festive philosophari. [95.] Bacchanalia sunt, quo tempore de bello Moscovitico perorare nihil πρὸς διόνυσον."

S. 87: „Prima [lex] est, ne quempiam a me tangi putetis, nisi cui ulcus est. 95. Superest ut rogem, hanc uti de re dissertationem nullius insectationi sed exercitii causa scriptam boni consultatis."

„DE OPINIONE":

S. 75: „Si Jocos quosdam immiscui, veniam mihi impetrabit temporis illius ratio. Erat enim Festum Martini. In Mercurialibus apud Cretenses Saceae festo apud Babylonicos, in Peloriis apud Thessalos, in Saturnalibus & Nuptialibus apud Romanos, libertas erat eloquendi quidlibet. Quidni concessum esset & nobis, res graves quandoque diffindere ejusmodi amoenitate?"

S. 74: „Si putas, me mores seculi describendo, tuos statim tangere, opinio TE vehementer fallit. Opto nullos esse, in quos & haec & plura alia congruant. Ast si nunc tales nulli sunt, quod faxit Christus, tales olim fuerunt, & in posterum fortasse futuri sunt. Si quis hujusmodi non est, nihil ad se pertinere cogitet. Sin agnoscit malum suum, se admonitum putet."

„ORATOR":

S. 8: „Satyra neminem offendit, nisi qui ei argumentum praebet."

Die Art der Benutzung ist auch hier die oben bei Behandlung der Vorbilder aus der Antike und auch von Zschau charakterisierte, bei der Schupp seine Selbständigkeit durchaus nicht verliert. Allein eins hat bisher noch niemand bemerkt: Die innere Abhängigkeit! Behandeln doch die Reden „De ENTE RATIONIS" und „DE OPI-

NIONE" ganz ähnliche Stoffe unter ähnlichem Namen. Allein Schupp zerpflückt, wie man das auch sonst beobachten kann, seine Vorlage vollständig, um aus Teilen von ihr, solchen von Bacon, von Joh. Val. Andreä und eigenen Zutaten etwas Neues zu schaffen. Ebenso verfährt er mit der Rede „DE RE", die er in eine solche „DE USU ET PRAESTANTIA NIHILI" umkehrt; aber er bietet nicht wohldisponierte Reden wie seine Vorlagen, sondern satirische Aphorismen um die Worte „OPINIO" und „NIHIL".

Gern stimme ich natürlich auch den Ausführungen Stötzners (S. 29), Zschaus (S. 39) und Lühmanns (S. 52 ff.) zu, daß auch des Jacob Musellius Rede „Quinta Essentia de Nihilo etc." vom Jahre 1624 eine der Vorlagen für Schupps „XENIUM" gebildet hat; doch sehe ich in der Feststellung dieser Tatsache nur ein weiteres Zeugnis für die wunderbare Belesenheit dieses Mannes, halte aber die Beziehungen zu Barlaeus für wichtiger.

Hier in den Niederlanden lernte er nachweislich bei Boxhorn und Barlaeus, vielleicht auch bei anderen, die Satire kennen, und sie gab seiner ganzen schriftstellerischen Persönlichkeit die Richtung. Mögen deshalb auch wohl die direkten Entlehnungen aus den Schriften dieser Leute nur in den Schriften Schupps, welche der ersten Marburger Zeit angehören, nachweisbar sein: Ihr Geist hat ihn sein ganzes Leben lang begleitet. Nimmt man dazu, was er sonst noch an Nützlichem und Vorbildlichem in den Niederlanden gesehen und gehört hat, so kann man wohl sagen, daß er nirgends so viel fürs Leben gelernt hat als auf dieser seiner zweiten Reise. Mit Recht gedenkt er deshalb dieser Vorbilder auf dem Gebiete der „artes et liberales et mechanicae" bis in seine letzten Tage. — Nur durch den Gegensatz war er von denjenigen seiner Lehrer abhängig, die für ihre Person noch im mittelalterlichen „Schulstaube" staken und auch ihre Schüler zu „Schulfüchsen" erziehen wollten.

So gut wie übersehen hat man bis jetzt

Schupps Verhältnis zu den Humanisten

und ihren Schülern. Doch ist es geradezu selbstverständlich, daß er mit ihnen bekannt geworden ist und sich mit ihnen auseinandergesetzt hat. Seine Stellungnahme zu ihnen ist verschieden und offenbar durch seine Lehrer beeinflußt. — Er kennt den Vorläufer der Humanisten Francesco Petrarca (1304—1374) und läßt ihn über die Verheerungen der Pest in Italien berichten („DE FELICITATE HUJ. SEC.", S. 13) und in der „Relation aus dem Parnaß" (H, S. 567 ff.) als Begleiter Apollos auftreten. Vielleicht hat Schupp seine lateinische Übersetzung des Homer gelesen. — Ferner nennt er mehrfach den poetischen Karmeliter-General Johann Baptista Spagnoli Mantua-

nus (1448— ca. 1518), der nach antiken Mustern dichtete und nach ihnen seine Werke betitelte. Im „ORATOR INEPTUS" (S. 11) meint er, derselbe sei „Poetarum Dux potius quam Poeta ipse" gewesen, und einer seiner Schüler zitiert in „DE CAROLO MAGNO" (S. 10) aus dessen „De vita Dionysii libri tres versibus heroicis" ein Dutzend Hexameter zum Lobe Kaiser Karls. — Nebeneinander erwähnt er öfter Pietro Bembo (1470—1547) und die Manuccii— Aldus (1450—1515), Paulus (1512—1574) und Aldus Manucci, den Jüngeren (1547—1597). — Sie bemühten sich um Einführung eines rein ciceronianischen Lateins; Bembo schrieb u. a. „De imitatione M. Tullii", und die Buchdruckerfamilie Manucci besorgte vorzügliche Klassikerausgaben und Kommentare zu solchen. Schupp spottet über sie und will sich von ihnen sein Latein nicht verbessern lassen. In des jüngeren Aldus Manucci „Vita di Cosmo de Medici" dürfte er die von Zschau (S. 107) erwähnte Anekdote gelesen haben, die er in der Vorrede zu „Sieben böse Geister" (H, S. 334 = F 1701, I, 319) erzählt, — wenn er sie nicht irgendwie von Joh. Val. Andreä überkommen hat, dessen Bedeutung für Schupp neuerdings in ein neues Licht getreten ist, und der bekanntlich gut italienisch verstand. Was ihm sonst von ihren Schriften bekannt war, — etwa des Bembo „Historia Veneta" — muß ich mangels genügender Anhaltspunkte dahingestellt sein lassen. — Im „Teutschen Lehrmeister" (S. 35), wo die Stelle aus „DE OPINIONE" (S. 28) wiederholt ist, nennt er an Stelle des letzteren den Franzosen Marc Antoine Muret (1526 bis 1585), der sich den Bestrebungen der Italiener anschloß. Doch erwähnt Schupp diesen höchst ehrenvoll in „Vom Schulwesen" (S. 80 und 93), weil er in dessen „Variarum lectionum libri XIX" im 3. Buche eine Empfehlung der Mnemonik fand[1]. — In einer Schülerrede („SCELETON CHRONOL.", 2. Aufl., S. 48) ist uns eine Äußerung Schupps aus einer Privatvorlesung erhalten, die zeigt, daß er seine „Colloquia" im Avellin nach dem Vorbilde des Gellius und zweier Italiener, des Angelo Politiano (1454—1494) und des Grafen Pico von Mirandola (1463—1494) veranstaltet hat. Ersterer hat als Professor der griechischen und lateinischen Sprache manche Griechen ins Latein übersetzt, viele „Notae" und Interpretationen zu antiken Schriftstellern, z. B. zu des Epiktetos „Enchiridion", geschrieben und Vorlesungen über Aristoteles, Quintilian, Statius, Suetonius u. v. a. gehalten. Letzterer ist vor allem durch

[1] Vgl. auch Zschau, S. 108. Die von diesem beliebte Einteilung der Schriftsteller nach ihrem Vaterlande ist zwar einfach, aber bei der damaligen internationalen Bildung — die Gelehrten schrieben doch fast durchweg Latein — um so weniger berechtigt, als sie keine Rücksicht auf die Verschiedenheit der geistigen Strömungen nimmt.

seine 900 philosophischen und theologischen Thesen bekannt, zu deren Besprechung er alle Gelehrten zu sich nach Rom einlud. Daran hat Schupp offenbar gedacht. Vielleicht hat er auch dessen „Cabbalistarum selectiora obscuriaque dogmata" gekannt, die im Jahre 1598 neu gedruckt worden waren, wenn er nicht an der betreffenden Stelle („DE OPINIONE", S. 22) des Reuchlin „De arte cabbalistica" im Sinne hat. Dann wäre der Einfluß indirekt doch aus dieser Quelle herzuleiten, da Mirandola einem Reuchlin und Zwingli bekanntlich reiche Anregungen gab. — Mit der größten Hochachtung gedenkt Schupp stets des bereits genannten Johann Reuchlin (1455—1521) und des Desiderius Erasmus (1466—1536). Über des letzteren „De verborum rerumque copia" hat er im Winter-Semester 1638/39 und 1640/41 Vorlesungen gehalten, beim zweiten Male im Anschlusse an seinen wohl inzwischen im Drucke erschienenen „PROMUS CONDUS". (Die Vorlesungsverzeichnisse befinden sich im Universitäts-Archive zu Gießen, beziehungsweise auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt. Letztere hat mir Dr. W. M. Becker in liebenswürdiger Weise mitgeteilt.) Er ist ziemlich vertraut mit dessen Lebensgeschichte, nennt „Erasmi Chiliades", seine „Colloquia" und zitiert Stellen aus dem „Ciceronianus" und vielleicht auch aus dem „Encomion moriae". Den Reuchlin bringt er mit den „Epistolae obscurorum virorum", für deren Verfasser oder doch Herausgeber er ihn hält, zusammen. Über diese ist weiter unten noch zu handeln. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 20, **C**$_3$, S. 7; „DE OPINIONE", S. 3, 17, 54, 57, 75; „Florian", **F** 1701, II, 46; „Freund i. d. Noth", S. 59; „Antwort an Schmid", **F** 1719, I, 780; „Eilfert. Sendschr.", **H**, S. 604 ff; „Teutscher Lucianus", **H**, S. 818 f., 820; „Vom Schulwesen", **F** 1701, II, 90 = Neudr. S. 36; Hentschel, S. XLI, Anm. 211; „Corinna", **H**, S. 497, 518; „Unterr. Stud.", **H** Zug, S. 245. Auch in den Verhandlungen mit dem Hamburger geistlichen Ministerium, deren Abschrift ich dem „Archive der freien und Hansestadt Hamburg" verdanke; „Ministerial-Archiv II 2, R. Ministerii Hamb. Protocollum, Tom. IV. (1648—1669)", S. 196 ff. 1658, 28. Januar Nr. 8.) — Erwähnt werden öfter die bekannten Niederländer Julius Caesar Scaliger (1484—1558), sein Sohn Joseph Justus (1540—1609) und Jan Dousa (1545—1604). Es finden sich Anspielungen auf den Streit Scaligers mit Cardano (1501—1574, vgl. unten S. 30 f.), auf die „Vita Julii Caesaris Scaligeri" von dessen Sohn; ein Vergleich der Zeitrechnung Scaligers und anderer mit derjenigen Christoph Helwigs und eine Berufung auf den Briefwechsel Helwigs mit ihm und anderen über die Frage der Schulreform, der noch vor der Begegnung mit Ratke stattgefunden haben muß. (Vgl. „DEUCALION CHRISTIANUS" über-

haupt; „DE LANA CAPRINA", S. 12; „PROTEUS", S. 11; „CONSECRATIO AVELL.", S. 10; „Freund", S. 59; „Teut. Lehrm.", S. 53; „Vom Schulwesen", S. 26.) — Auch der weitgereiste Brabanter Nicolaus Clenardus († 1542 in Granada) wird einmal zitiert, wahrscheinlich eine Stelle aus dessen „Epistolae de peregrinatione sua" („Lucidor", H, S. 303 = F 1719, I, 305). — Des Joannes Bourdelotius haben wir bereits bei der Antike (oben XVI, S. 696) gedacht.

Natürlich hat Schupp, wenn nicht bereits früher, so doch sicher durch Daniel Heinsius auch mit den neulateinischen Dichtern Bekanntschaft gemacht, von denen einige bereits genannt sind, indes ich andere in einen anderen Zusammenhang einstellen möchte. Erwähnen möchte ich hier Marco Girolamo Vida (zwischen 1470 und 1480—1566), auf dessen „De scacchorum ludo. 1527" (neu aufgelegt 1604) er im „XENIUM" (S. 5) anspielt, und dessen „De arte poetica libri tres" er vielleicht gekannt hat, und Petrus Lotichius Secundus (1528—1560), von dem er einen Ausspruch über Mantuanus zitiert („ORATOR INEPTUS", S. 11), wenn er nicht den Mediziner und nachmaligen kaiserlichen Historiographen Johann Peter Lotichius (1598—1669) meint, der allerdings erst im folgenden Jahre (1639) sein Kollege ward. Sein Schüler Johann Just Winckelmann, von dem wir noch reden werden, beruft sich nämlich gelegentlich auf ihn (in der „Caesareologia", Bl. 23 a). Unter die Dichter zählt Schupp selber in der „CONSECRATIO AVELL." (S. 10) den Philologen und nachmaligen Heidelberger Professor Johann Freinsheim (1608—1660) und vergleicht ihn dem Ovidius. — Einiger damals gebräuchlichen Nachschlagewerke gedenkt Schupp gelegentlich, teils mit leiser Ironie, teils sogar mit Verachtung: Das lateinische Lexikon des Ambrosius Calepinus (1436 bis 1510) ist ihm der „Ehrwürdige Vater, aller Bacchanten Tröster und Patron", des Konrad Dasypodius (1530—1600) „Dictionarius" und des Eilhart Lubinus (1565—1621) „Antiquarius sive priscorum vocabulorum interpretatio" nennt er nur, und den Matthäus Timpius (Anfang des 17. Jhdts.), Verfasser des Buches „Dormi secure, seu cynosura professorum & studiosorum eloquentiae", bezeichnet er als „antiquae eloquentiae sicarius". (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 12, 13, 18; „INVITATIO PUBLICA", Bl. A 2b; „DE LANA CAPRINA", S. 14; „DE OPINIONE", S. 4, 6; „Teut. Lehrm.", S. 39; „Ehrenrettung", H, S. 670; „Fabul-Hanß", H, S. 827 = F 1701, I, 776.) — Zur Begründung seines abfälligen Urteiles über das „Enchiridion ad verborum copiam frugiferum" des Theodorico Morelli von Capua (im 16. Jhdt.), die „Sylva vocabulorum" und die „Epistolae" eines gewissen Textor

verweist Schupp auf das Urteil des Wittenberger Professors der Dichtkunst, der griechischen Sprache und der Beredsamkeit Adam Theodor Siber (1563—1616) in seinen „Institutiones epistolicae" („CONSECRATIO AVELL.", S. 6 f. am Rande). Was er etwa sonst noch von diesem gelesen hat, vermag ich nicht zu sagen. Dagegen ist dessen Kollege Friedrich Taubmann (1565—1613) in mehr als einer Hinsicht für ihn von Bedeutung. Hier kommt er zunächst als Altphilologe in Betracht. Als solcher ward er, wie Ebeling gezeigt hat, damals von vielen überschätzt, und Schupp konnte sich als Nichtfachmann diesem schiefen Urteile nicht entziehen. Er redet mit größter Hochachtung von ihm, zumal dessen „DISSERTATIO De Lingua Latina" (1602 u. ö.) damals allgemeines Aufsehen erregte. Aus einem Vergleiche der Werke beider Männer habe ich eine weitgehende geistige Verwandtschaft zwischen Taubmann und Schupp gefunden. Beide haben tiefere Studien getrieben als viele ihrer deutschen Zeitgenossen; beide besaßen einen lebendigen, mit Humor, schlagfertigem Witz und leichter Ironie ausgestatteten Geist; aber Taubmann vergaß sich doch gar zu oft, bei ihm ist nahezu alles ins Burleske und Narrenhafte verzerrt, er besaß keine innere Würde; indes Schupp in diesem Punkte das direkte Gegenteil von ihm darstellt und sich überall eines großen Ansehens erfreute, das sich auf seinen inneren Wert gründete. Dichter waren beide nicht. Im folgenden will ich die Parallelen, die ich gefunden habe, nebeneinander stellen. Soweit sie nicht sicher Entlehnungen sind, werden sie dartun, wie beide Männer geläufigen Stoff aufnahmen und jeder in seiner Weise verwerteten: Taubmann ist Nachahmer, theatralische Figur, Schupp geistvoller Erzähler und Satiriker. Ausscheiden möchte ich jedoch eine Reihe von Stellen, die es speziell mit der deutschen Litteratur zu tun haben; sie sind auch bei Taubmann unorganische Bestandteile. In Betracht kommen folgende Schriften:

„Frid. Taubmani / Franci, / Humaniorum Litterarum / *PROFESSORIS,* / **DISSERTATIO** / De Lingua Latina: / *Cum Epeisodio* / In veteramentarium Poe- / tarum Sutorem. / *Accessit Quaestio,* / Utrum praestet; Extempore, an cogi- / tate versus facere. / *Ridentem dicere Verum / Quid vetat?* Horat. / *EDITIO INNOVATA.* / VITEBERGAE, / Apud Paulum Helvvichium: / Anno CIↃ IↃC. IX."

(Die erste Ausgabe von 1602, welche von allen späteren wesentlich abweicht [Ebeling, S. 136 f.], war mir leider nicht erreichbar.) — Ferner:

„FRIDERICI TAUBMANNI / **RECTOR,** / Sive / **HERCULES** / ACADEMICUS, / magis tamen adfectus quam / perfectus."

(erste Ausgabe 1609, abgedruckt in):

„FRIDERICI TAUBMANNI / RECTORIS / **OTIUM** / SEMESTRE / PUBLICUM. / FRUCTUS *Honos oneris,* / *Fructus Honoris* ONUS. / EJUSDEM / *ORATIO* / *De* / **HERCULE** / ACADEMICO. / *Cum Privilegio Speciali Electoris Saxoniae.* / GIESSÆ HASSORUM, / Typis Nicolai Hampelii, Typogr. Acad. / *M D C IX.*"

— und

„**TAVBMANIANA** / Oder / Des Sinnreichen Poetens / **Friederich** / **Taubmanns** / Nachdenckliches Leben / Scharffsinnige Sprüche / **Kluge Hof-** / und schertzhaffte / **Studenten-Reden** / wie auch Dessen / Denckwürdige Gedichte / artige Begebenheiten / Und was dem allen gleichförmig. / Franckfurt und Leipzig / Bey Gottfried Zimmermann, 1717",

deren erste Ausgabe bereits 1618 in Dresden erfolgt war (vgl. Ebeling, S. 57 und 69, wo sämtliche acht Ausgaben der Schrift genannt sind). Diese letzteren sind natürlich nicht von Taubmann verfaßt, aber sie berichten doch von ihm und über ihn, und sie konnten Schupp nicht verborgen bleiben. An einigen Punkten geht er jedoch über Taubmann auf die Quelle zurück, wie sich im einzelnen zeigen wird. Ich folge absichtlich nicht der Wiedergabe bei Ebeling, weil dieser die Anekdoten nach Schmieds nicht veröffentlichtem Manuskript von 1613 verändert hat. Die Reihenfolge der Parallelen richtet sich nach der Chronologie von Schupps Schriften. — Ohne Zweifel verdankt der „HERCULES TOGATUS" seinen Titel dem „Hercules academicus"; doch ist der Vergleich, in den Taubmann den Rektor mit dem Halbgotte stellt, — wegen der Arbeiten, die beide verrichten müssen, — bei Schupp in der Anwendung auf den Landgrafen nicht durchgeführt. Man vergleiche:

„Hercules academicus":

S. 140: „Hercules ille Thebanus (dicam iterum Plauti mei verbis) / Cum leone & cum excetra, cum Cervo, cum apro Ætolico, / cum avibus Stymphalicis, & cum Antæo deluctatus est. Ecquid Rector Academiae assimulat similiter? Mihi ita videtur, Auditores: & saepe uno die cum omnibus istis monstris Rectori deluctandum esse verisimiliter pertendo."

„Hercules togatus":

S. 10: „... omnium elogia mereris, optime Princeps GEORGI. Id nervis omnibus agere videris, ut Germania aut pacem habeat aut pactum. Nuper cum tot respubl. tot totius orbis aut armis aut faederibus cinctae insurgerent, stetit animus tuus imperterritus, & sola patientia vicit, quod alius calore perdidisset ..."

Auch der „ORATOR INEPTUS" hat sein Motto: „- - - Ridentem dicere verum / Quid vetat?" von dem Titel von Taubmanns „Dissertatio" entlehnt. Außerdem folgende Stellen:

„DE LINGUA LATINA":

S. 55 ff.: „Quaeris, M. Knopfi[1]), Ecquid de illo dicendi genere sentiam, quo adolescentes quidam, & praesertim Poetae e nupere foetu, insolenter sese jactitant: quando vocabulis partim ab ultima usq; origine repertis, partim usurpati desitis Accij, Ennij, Pacuvij, Naevij, Plauti, Apuleji, aliorumq; huius notae Scriptorum orationem contexant, quam opinentur neminem, nisi qui ipsorum Sacris sit initiatus, intelligere .. [57] .. Ridiculum profecto & odiosum genus hominum! Aut intelligi volunt, quae scribunt, aut nolunt. Si nolunt: cur, aut cui tandem ea scribunt? si volunt: cur ita scribunt, ut intelligi non possint? . . . quis eorum, qui hodie orationem ad perfectum, illud Caesaris & Augusti seculum vocibus omnium sanorum componere jubemur, vos intelliget: vos inquam, vocabulis a matre Evandri usq; repetitis & ab annis tunc aliquot centum desitis utentes? .. [58] .. Si, inquam, tali orationis facie eos mihi interpretes ad Principem exarare vellem; nonne me insanire putarent & Purgantes cerebrum succos potare juberent . . . [60] .. Nimirum haec illa est ingeniorum perversitas, cui & Cicero in Oratore tantopere irascitur, qua multi frugibus inventis glande vescuntur."

S. 25 f.[2]): „Et tamen, quod ego mehercules saepenumero miratus fui,

„ORATOR INEPTUS":

S. 9 f.: „Sunt denique alii, qui nimii antiquitatis aestimatores. antiquitatem ex judicio antiquitatis nesciunt, quibus omnia verba sordent, nisi ab ultimis & obliteratis temporibus repetita. O insani! Aut intelligi vultis, aut non. Si vultis, cur aut cui ita loquimini? Si non vultis, cur non tacetis? Non amplius regnat Latinorum Rex Picus, & jam dudum obiere Evandri & Lupa Romuli mater. Quis glandibus uti vellet, postquam segetes inventa? Quis aquae haustum, dulcis vini cantharo praeponeret? Quis apposito turdo, cui inter aves gloria prima est, appeteret corvum? Annon insanire me diceretis, si in publica concione orationem Dominicam recitarem, quomodo eam olim pronunciabant Atavi nostri tempore **Caroli Magni,** annis abhinc octingentis?"

S. 13: „Antiqua, obsoleta, peregrina verba, qualia Evandri mater loquebatur, ex antiquario Laurenbergii vel Lubini studiose colligas, & magna linguae volubilitate in adstantes intorqueas, ut illi te venerentur tanquam hominem e coelo lapsum. Semper in ore habeas crembala, sistra, lobas, berecynthia, crusmata cannas, & alia quae non intelligeret Senex Numa, nisi divinantis Egeriae vaticinia consuleret. Si verborum penuria aegrotas, protinus finge verba pro arbitrio tuo. Si barbarismus aut soloecismus exciderit, confestim in promptu sit nomen Poetae alicujus vel Scriptoris alius, qui nec est nec fuit unquam in rerum natura. Cita Ennium vel Pacuvium aliosque, qui aut non sunt in omnium manu aut non in omnium mente."

S. 21 = C_3, S. 16: „Sunt quidam Doctores, o tempora! o mores! qui

---

[1]) Magister Knopf war der Promotus, der eine Doppelfrage gestellt hatte, die Taubmann in der Dissertation beantwortete; vgl. den Eingang der Rede und Ebeling, S. 143.

[2]) In der Ausgabe von 1602, S. 26. Vgl. Hentschel, S. XXXIX, Anm. 203, durch den ich neben der Erwähnung in der „CONSECR. AVELL." auf Taubmann geführt ward.

„DE LINGUA LATINA":
si quis elegantiae & proprietati sermonis paulo accuratius studet, per contemptum audit a juventute, immo & ab ijs interdum, qui docent juventutem, Philologus, Criticus, Grammaticus atq; uno verbo **Verbalis**: se vero novo nomine **Reales** appellant: acsi, ipsi quidem res meras tractarent, caeteri autem in cultu sermonis tantum occupati, rerum cognitionem non perinde curarent."

„ORATOR INEPTUS":
de iis qui elegantiae & proprietati sermonis paulo accuratius student, per contemptum dicere solent, Grammatici sunt, Critici, Philologi & uno verbo verbales. Se vero novo nomine reales appellant. Quasi vero in cultu sermonis occupati, rerum cognitionem negligerent."

S. 112 (= 1602: 114): „adeo quidem [difficilis est Latina lingua], ut, quod de Grammatico pronunciavit nobilis ille Erasmus, Proclivius esse vel in triplici Facultate Doctoris nomen; quam semel boni Grammatici titulum promeruisse, id ego etiam de magistro sive auctore Orationis Latinae usurpare ausim; ut dicere non verear; Facilius esse in triplici Facultate Doctorem hodie fieri, quam Orationem Romanam aut Ciceronianam elaborare." [Hentschel a. a. O.]

S. 23 = C_3, S. 18: „Vir quidam doctissimus, cujus nomen asinis non dicam, eruditi me non profitente sciunt, aliter ea de re sentit. Is in dissertatione sua de lingua latina ait, facilius esse in tribus facultatibus hodie Doctorem fieri, quam unam Orationem vere Romanam & Ciceronianam elaborare."

„TAUBMANIANA":
S. 100 f.: „der Herr Administrator fragte Taubmann: Was doch die Ursach wäre, daß es heutiges Tages keine Virgilios, keine Horatios, keine Cicerones und Sannazarios gebe? Taubmann antwortete: Darum, dieweil es heute zu Tage keine Augustos, keine Maecenates, keine Patronos, als Horatius, Virgilius und Sannazarius gehabt haben, gäbe. Martialis habe Flaccum wohl beschieden über diese Frage, als er an ihn geschrieben:

Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones:
Virgiliumque tibi vel tua rura dabunt."

S. 23 f.: „Quaeritis fortasse Auditores, cur semper incedam pallio oblongo, nigro, & quasi lugubri? Lugeo defunctum esse Maecenatem. Maecenatem inquam defunctum esse lugeo. Nullus nunc Maecenas nullus in orbe Maro. Si veterum eruditionem contemplor, obstupesco; si nostram, rideo aut rubore confundor. . . [24] . . Nullus Maecenas, nullus in orbe Maro. Quoties Bibliothecam meam intueor, furtim ridere cogor. Quot eorum sunt, qui orbem terrarum libris impleverunt, quos labor labi fecit, quibus salarium vix sal suppeditat? Ubi magnifici & munifici isti patroni, qui libris praefiguntur? Ubi artium perenne viaticum? Ubi virtutis merces inviolabilis? . . Praestat jam calceos consuere, quam literariis monumentis Magnatum favorem emendicare . . . boves hodie majori in precio sunt quam aut literae aut literati. Nullus Maecenas, nullus in orbe




„DE LINGUA LATINA":

S. ? (noch nicht wiedergefunden).

S. 85: „. . . neq; si dicas hodie cum Bartolo, Rusticus quidam falconem Comitis Guidonis cepit cum sonaleis & jectis: & ipsum captum posuit sub bancho, dando ei beccare panem & caseum & rapas. Non probaverim, inquam; etiamsi ita loqueretur infinita multitudo eroum, qui in peristylijs Legum alis subnixi magnifice . . . obambulant."

S. 101: „Ein Poet ist ein solcher Man, Welcher fein Künstlich liegen [lügen] kann".

„TAUBMANIANA":

S. 119: „Als Taubmann zu Prag in der Kirchen war, redete ihn ein Jesuite an: Tu mihi non videris Catholicus, freylich, gab er zur Antwort: Malo esse, quam videri."

S. 134 f.: „Die neuen Poeten, sprach Taubmann, machen es wie mein Nachbar, Meister Christian, der Schneider, welcher aus denen alten erkaufften Studenten-Mänteln, Hosen und Wambs verfertiget, und [sic] mit Gold verbremen lässet, daß man das erkauffte Gewand nicht erkennen könne."

Maro." [Vgl. „Teut. Lerm." S. 60 f.[1]); „Vom Schulwesen", S. 102 u. ö.]

„ORATOR INEPTUS":

S. 24 f.: „Ast quot JCti [Juris Consulti] olim fuerunt, qui linguae elegantiam cum Jurisprudentiae excellentia ita conjunxerunt, ut vel ab illis solis pura Latinitas repeti posset si in omnium aliorum libris deleta esset. Eos ego imitari mallem quam Bartholum etiamsi centies diceret; Rusticus falconem alicujus nobilis reperit cum Kettis & sonaliis, & posuit eum sub banco & dedit ei beccare panem."

„DE OPINIONE":

S. 10: „Quid est universa Oratoria? ars ingeniose mentiendi." [Vgl. „Freund in der Noth", S. 49.]

S. 16: „Iterum iterumq; dico, Auditores, multa videntur & non sunt, multa sunt & non videntur." [Vgl. S. 8, 19, 36, 49; „Ehrenrettung", H, S. 689; „Freund in der Noth", S. 56: „Ich hab allezeit viel von den Leuten gehalten, qui faciunt, & non dicunt, qui esse malunt, quam videri."]

S. 26: „Gissae me puero erat sartor natione Gallus, qui Studioso cuidam debebat conficere thoracem. Nescio qua incuria manicae erant justo breviores. Protinus itaque Sartor aliquam panni partem manicis assuebat, & cicatricem variis filis sericis ornabat. Sartores caeteri, id contemplabantur, stolide credentes hanc esse singularem

[1]) Nach Stötzner und Zschau stammt die Stelle im „Teutschen Lehrmeister" aus Boccalini, über den noch zu handeln ist. Der „ORATOR INEPTUS" bietet bei ähnlichem Inhalte eine etwas andere Fassung. Man beachte jedoch, daß dies Stück mitten zwischen zwei anderen Entlehnungen aus Taubmann steht. Zudem ist eine Bekanntschaft Schupps mit Boccalini bei Abfassung des „ORATOR" zweifelhaft; vgl. unten „Satire". Für Taubmann, der Italienisch verstand, steht die Nachahmung Boccalinis außer Frage, wenn die „Ragguagli di Parnasso" i. J. 1612 erschienen sind, da er im März 1613 bereits starb. Nur hätte sich dann die Begebenheit nicht mit Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, der von 1591 bis 1601 Administrator von Kursachsen war, sondern mit Kurfürst Johann Georg I. (1611—1656) zugetragen. Vgl. Ebeling, S. 40, 49, 95 f.; Zschau, S. 96 f.

„DE LINGUA LATINA":

S. 39: „ut jam nihil dicam de fastidiosa istorum morisitate, qui, dum, ut unius Ciceronis lineamenta exprimant, verba ex ejusdem libris, per suos indices frustillatim emendicant, sese ac spes suas corrumpunt, & argumentum quod tractant, superstitiosa verborum cura ita enervant, ut, dum illum altum & excitatum, illum alacrem & plenum sanguinis ac spirituum Ciceronem affectare student, ipsi fiant tabidi & jacentes: ut nec Ratio nec Oratio hominis sani & eruditi appareat. de his, inquam, ut nihil dicam: quam multa sunt, . . quae nominare suo nomine oporteat, quibus tamen Cicero nomen nullum dedit! itaq; videre est, quam mirifice illi verba Tullij ad animi sui sensa interdum torserint: adeo quidem, ut maluerint in usum Veri & Rationis committere, quam in leges, quibus se ipsi praeter rationem circumscripsere."

S. 41 f.: „Alia quidem nunc addere non est animus, nisi unicum illud: videri mihi illum Ciceronis simillimum, qui de re quacunq; ex argumento dicit quam optime: & me cum Batavo illo sentire, Nihil esse gravius, quam **sine modo affectare** Ciceronis imaginem & divinam illam naturaq; humana superiorem linguam. Cum **Cicero** (sententia quidem Erasmi) **nasci fortasse aliquis possit; fieri nemo;** nec illo quidem felicissimo aevo Ciceronis, inveniri potuerit Ciceronianus, vel ab ipso Cicerone curiose quaesitus, praeter

„DE OPINIONE":

quandam elegantiam Gentis Gallicae. Es sey Alamodo, adeoq; manicas omnes dissecabant, dissectas iterum resarciebant & filis sericis ita ornabant. Profecto simili modo (ignoscant libero & candido animo meo) falli videntur Philosophi, qui ita exosculantur & venerantur Scholasticorum terminos, quos in illa seculorum barbarie sola necessitas & ignorantia & verborum penuria illis extorsit." [Vgl. „Unterr.Stud.", **F** 1701, II, 367 f.]

S. 27 f.: „O quam vanae opiniones hodie regnant in Oratoria! . . . [28] . . . Dicere deinde aliquid, quod non ex Cicerone petitum, crimen esset laesae Majestatis Oratoriae. Dicant alii, quicquid velint, ego libere quoque eloquar, quod libere sentio. Puto, optimum Oratoris artificium esse, primo discere compendia comparandi & inveniendi copiam verborum & rerum, & deinde imitari naturam suam.

Quicquid invita & reluctante natura dicitur, affectatum est. Omne autem affectatum ingratum. Magnus Erasmus, interrogatus, ecquem imitaretur? Respondit se imitari Erasmum. Et ille mihi videtur Ciceronis simillimus, qui de re quacunque ex argumento dicit quam optime. Potest fortasse Cicero aliquis nasci, at fieri non potest. In ipso illo felicissimo Ciceronis aevo inveniri non potuit Ciceronianus, ab ipso Cicerone curiose quaesitus praeter unum Ciceronem. Caeteri contenti fuerunt proprie & eleganter dixisse.

„DE LINGUA LATINA“:
unum Ciceronem: cum caeteri fere contenti fuerint eleganter proprieq; dixisse.“

S. 45 f.: „Cur alia facies orationis sit Sallustij, alia Livij, alia Taciti, alia Suetonij, alia Curtij: cum tamen Historici, atque Latini ex aequo omnes fuerint ... Quid hic dicemus, nisi illud: **Si quisque sequitur ideam ingenij:** & quidni etiam ille Belga? [Justus Lipsius, 1547—1606].“

S. 39 f. (vgl. oben): „Quin etiam inventi sunt (quod a viris magnis, ijsq; & ipsis Pontificijs, I. Lipsio, & I. Bernartio IC jam observatum scitis) qui minus peccatum arbitrati sunt, in sermone de rebus sacris alicubi non esse Christianum, quam parum Ciceronianum ... Cicero, in cujus verba jurarunt ...“

S. 42: „**Divinum quiddam est,** idem ait Erasmus, **esse Ciceronianum. Nec tamen statim male dicit, qui secus dicit, quam Cicero dixit.**“

S. 97 ff.: Taubmanns Klagen über den Handel mit Dichterkränzen; S. 107: „... & hic adesse video, litteras humaniores & Poeticam egregie doctum, ... is nomen suum pro tempore solet Poematis subsignare, A[dam]. Th[eodor]. S[iber]. **Poeta Non-Laureatus.**“

S. 99: „Aliorum Poetarum, quos honoris caussa ita appelles, nescio QVOT & VBI creatorum (paene **screatorum** una littera plus scripseram) misericordes misereat; me quidem eorum pigeat pudeatq;.“

„HERCULES ACADEMICUS“:

S. 139: „Satis jam usu & experimento verum didici, quod pro quotidiano symbolo hactenus dixi &

„DE OPINIONE“:

Tacitus aliter loquitur, quam Cicero, Cicero aliter, quam Livius, alii vicissim aliter, quisque sequitur ideam ingenii sui & omnes tamen Latini sunt.

Videtis igitur, quam ridiculi sint, quam praeter rem & rationem faciant, quam se & spes suas corrumpant, qui jurant in sola Ciceronis verba, ut Bembus. Manutii aliique in Italia fecerunt.

Alles vvas im Cicerone stehet, ist gut Latein: Allein nicht all das Latein stehet im Cicerone.“

S. 27: „Fatebor ingenue, Auditores, pudet me vel ambire vel possidere famam Poëtae .....“

S. 35: „Sunt, qui in militia (prope dixeram malitia) aliquam quaerunt felicitatem: Sed ab *opinione* faluntur.“[1]

S. 47: „Omnis honos onus. Onera autem imponuntur asinis, non equis ...“ [Vgl. „XENIUM“, S. 12; „DE

[1]) Auch sonst finden sich häufig solche **Wortspiele,** z. B. „DE ARTE DITESC.“, S. 5: „.. carmen elegantissimum Poëtae cujusdam Cornuti .. (‚gehörnt‘ statt ‚gekrönt‘)“; S. 10: „.. Schola Salbaderiana ..“ statt „Salernitana“; dasselbe: „Vom Schulwesen“, S. 32; „DE OPINIONE“, S. 26: „Thomas de Aqua vino“ statt „Aquino“; „Ambros. Mellilamb.“, **F** 1719, I, 365: „die Päbstliche Heiligkeit, ich hätte bald gesagt, die Päbstliche Heillosigkeit“; „Florian“, **H** Zug, S. 401: „Pabst Hildebrandt (ich hätte bald gesaget, Hellebrandt)“ u. v. a. Das ist wohl als ein Zug der Zeit anzusehen.

scripsi: *Fructus Honos oneris, fructus honoris Onus.*" [Vgl. den Titel.]

„TAUBMANIANA":

S. 145: „Ein Jenischer Student, sagte Taubmann, ist ein eigensinnig Verbum oder Wort, man muß sum, es, est, lassen bleiben, und nicht sum, sus, sut daraus machen."

S. 142: „Der Cantor zu Culmbach sagte zu seinen Schülern: Zu welchem Worte man setzen kan: Ich, du, er, etc. daß das ein Verbum und kein Nomen wäre, und sagte alsobald zu Taubmann: Stultus estne verbum, vel nomen? Taubmann antwortete, ein Verbum: Der Cantor fragte: Warum? Taubmann sprach, darum, daß man sagen kan: Ich narre, du narrest, er narret." [Aus Taubmanns Schuljahren; sicher entstellt.]

S. 97: „Einer von Taubmanni Tisch-Burschen, Monsieur Krebs, aus Francken, der gerne extra gieng, lobete über Tische die Frömmigkeit seiner Eltern. Als solches Taubmann hörete, sprach er: Wenn des Herrn seine Eltern so fromme Leute seyn, von wem hat denn der junge Krebs seine krummen Gänge gelernt?"

ARTE DITESC.", S. 23; „EUSEBIA", S. 101; „Vom Schulw.", S. 101; ähnliche Wortspiele mit honos - onus sind alt; man vgl. die Lexika unter honos.]

„XENIUM":

S. 8: „Politici, qui ex Italia & Gallia reduces a patrum nostrorum moribus recedunt . . . interdum imitari videntur Orbilium, qui Grammaticam reformaturus noluit discipulos suos dicere SUM, ES, EST, sed SUM, SUS, SUT. Cui vir quidam fide & moribus antiquis praeditus in aurem dixit: SUM, SUS, SUT, thut kein gut, SUM, ES, EST, laß bleiben wie es ist gewest." [Über Orbilius vgl. oben XVI, S. 682.]

S. 13 f.: „Vir quidam ingeniosissimus, qui jam in illustrissima quadam aula chori Musici praefectus est, mihi aliquando recensuit, se in pueritia sua ex obscuris praeceptis Grammaticae non potuisse discere discrimen inter nomen & verbum. Proinde Ludimagistrum hanc tandem tradidisse observationem: Cuicunque vocabulo apponi possunt particulae: Ich, Du, Er, hoc verbum est, non nomen. Tandem discipulum interrogatum: Stultus, estne verbum vel nomen? respondisse, est verbum. Cur? quia dicere possum, Ich Narr, du Narr, er Narr. Utut contradicat universa Grammaticorum Synodus, ego tamen pronuncio responsionem hanc esse verissimam. Narravere patres & nos narravimus omnes. Et qui hac in re mihi assentire nolunt, caeteros stultitia superant."

„DE FELIC. HUJ. SEC. XVII.":

S. 15: „Denique ridere soleo, quoties senes nostri laudant pietatem juventutis pristinae, nostramque cum illa conferri posse negant. Es möcht aber ein einfältig Hertz fragen vnd sagen: Von wem der junge Krebs das Kriechen gelernet?"

„TAUBMANIANA":

S. 122: „Cardinal Clesel wolte über der Tafel [am kursächsischen Hofe] allezeit bey Herr Taubmann sitzen. Als nun jener von diesem erschröcklich herum genommen ward, sprach Taubmann: Warum ihro Eminenz sich allzeit zu ihm gesellten? Ob sie denn das alte Sprüchwort nicht wüsten: Francos amicos habe, non vicinos; Es sey besser, daß man . . ." [Taubmann stammte aus Wonsees in Ober-Franken.]

S. 92 f.: „Wenn Taubmann seinen Studenten den Vers aus dem Virgilio erklären solte: Omnis in Ascanio chari stat cura parentis, pflegte er zu sagen: Ihr werdet diesen versiculum nicht eher verstehen lernen, als bis ihr drey Mädgen und einen Sohn werdet herum lauffen haben."

„DE LINGUA LATINA":

S. 50 f.: „Illud interim ab aliis doceri velim, putetne Orationes & Epistolas & Libros Commentarios eodem plane filo texi debere, aut a veteribus illis texta fuisse: neq; stilo quicquam differre Orationem pro Milone, Tuscul. quaestiones, & epistolam aliquam ad Terentiam: ut nihil interim dicam de Epistolis ad Atticum . . [51] Doceant item, Ciceronem juvenem & viginti sex annorum pro P. Quinctio, aut Roscio Amerino, eadem dicendi facie perorasse, qua postea sexagenarius dixit in Antonium."

„TAUBMANIANA":

S. 98: „D. Zanger, JCtus, fragte Taubmannen, welches die beste Politique wäre? Und er antwortete, das zweyte Buch der Könige."

„DE ARTE DITESCENDI":

S. 61: „Quod igitur ille de Francis, id ego de fratribus & consanguineis dico: Fratres & consanguineos tuos caeteros, amicos habe, non vicinos . . ." [Vgl. „Freund in der Noth", S. 19.]

„**Florian**":

H Zug, S. 412 f. = F 1701, II, 19: „Man saget, daß Philippus Melanchthon einsmahls zu Wittenberg den Studiosis habe den Virgilium expliciret; Als er nun kommen sey auf den Vers: Omnis in Ascanio chari stat cura Parentis. Da sey er eine zeitlang stille gestanden, und habe endlich gesaget: Ich solte euch zwar, ihr liebsten Zuhörer, allhier sagen, wie groß sey die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder; Allein alles was mir einfället, ist viel zu gering dieses zu exprimiren. Darumb wil ich euch so lange lassen warten, biß ihr selbst in Ehestand kommet, und Kinder zeuget, alßdann werdet ihr diesen Vers von euch selbst verstehen."

„**Lucidor**":

H, S. 273: „Cicero hat anders geredet coram Caesare, anders coram Senatu, anders coram Populo Romano, und hat doch meistentheils auff einen Zweck gezielet."

(Vgl. „PROTEUS", S. 32: „Cicero aliter semper locutus est coram Caesare, aliter coram Senatu. aliter coram populo Romano. Ita Orator aliis argumentis persuadet ingenio Gallico, aliis homini Cimbrico . . ." [anfangs übersehen].)

„**Salomo**":

H, S. 7: „Wann ich die Politic lernen solt, so wolt ich fleißig lesen die Sprüch Salomonis, die Bücher Samuelis, die Bücher der Könige und die Chronic. Ich wolte mit allem Fleiß betrachten

„TAUBMANIANA":

S. 139: „Als Professor Taubmann über einen Edelmann zugehen kam [bei der Hoftafel], ward dieser unwillig, und sagte: Ich kan es nicht leyden, daß, heutiges Tages ein jeder Flegel die Oberstelle haben muß. Kaum hatte solches Taubmann gehöret, so gieng er unten an, sagend, und ich kan es gar wohl leiden, daß heutiges Tages die Flegel die Oberhand haben."

„DE LINGUA LATINA":

S. 57: „Gallorum vetus est. **Faeminam faciendam parato, domum factam.**" Vgl. „TAUBMANIANA", S. 103 f.: „Taubmann ward gefraget: Warum er die jüngste Jungfer Matthäin, eines gemeinen Bürgers in Wittenberg Tochter, geheyrathet? Und er antwortete: Comparavi mihi domum factam, & uxorem faciendam, haec magis ad oculos, & illa magis ad loculos facit . . ." [Zur Sache: Ebeling, S. 58.]

„TAUBMANIANA":

S. 106: „Einer fragte Taubmann, wem am Hofe zum wenigsten zu trauen? Denen, antwortete er, welche sich am frömmesten stellen. Die heiligsten Schälcke sind die allerärgsten." [Ebeling, S. 168, hat irrigerweise „Bälge".]

S. 214: „Taubmann war bey einem seiner guten Freunde zu Gaste, und sahe viele Mägde ein und ausgehen, weshalben er sagte: Ich halte davor, wenn eine Frau nur eine Dienst-Magd hält, so hat sie eine gewiß, hält sie zwo, so hat sie nur eine halbe, hält sie drey, so hat sie gar keine, wenn sie selbige am nöthigsten brauchet."

alle Könige in Juda und Israel, was sie für ein Regiment geführet haben, und was es für einen Außgang mit ihnen genommen hab . . ."[1])

„**Salomo**":

H, S. 43: „Einsmals gieng er [Clément Marot!] spatzieren mit einem königlichen Cammerdiener, und gieng ihm auff der rechten Seiten. Der Cammerdiener war etwas hoffärtig, und sagte: Marott, ich kan nicht leiden, daß mir ein Narr zur Rechten gehe. O sagte Marott, das kan ich gar wol leiden, und gieng ihm geschwinde zur lincken Seiten." [Also Zeitgut, das Schupp nicht aus französischer Quelle zu haben braucht; mehr später.]

H, S. 55: „Die Italiäner pflegen zu sagen: Schaffe dir ein Hauß, das außgebauet ist, und ein Weib, das noch zu einer Frauen zu machen ist." [Auch hier keine ausländischen Vorbilder; mehr unten „Schupps Verhältnis zur zeitgenössischen deutschen Litteratur".

H, S. 144: „Lucas [Cranach] der berühmte Mahler zu Witteberg hat, wie in den Tischreden Lutheri zu lesen, pflegen zu sagen, **die heilige Schälck seyen die allerärgste.**"

„**Sieben böse Geister**":

H, S. 351: „. . . da sagt eins zum andern: Das ist nicht meine Arbeit, thue du es. Daher kompt das Sprichwort: Wer einen Diener hat, der hat einen gantzen. Wer zwey Diener hat, der hat ein halben. Wer drey hat, der hat keinen."

[1]) Die direkte Vorlage für die Betrachtungen im „Salomo" bildet allerdings Reinking; vgl. unten „Nachlese". Allein es handelt sich hier um eine Zeitströmung, die bereits am Anfange des 17. Jahrhunderts im Flusse war und sich in den verschiedenen „Politiken" und „Regentenspiegeln" ausdrückte. Vgl. auch „Unterr. Stud.", H Zug, S. 243.

„TAUBMANIANA":

S. 201: Gelegentlich sagt Taubmann, daß „man auch von keiner bewanderten Jungfrau viel zu halten pflegte . . ."

„DE LINGUA LATINA":

S. 68: „Olim M. Æmil. Scaurus, cum pro Rostris accusaretur, quod a rege Mithridate, ob Rempubl. prodendam pecuniam accepisset; fiducia sui caussam ita egit: Quirites, Varius Sucronensis Æmilium Scaurum regia mercede corruptum, imperium populi Rom. perdidisse ait. Æmilius Scaurus huic se affinem esse culpae negat. Vtri creditis? Simile hic dicam: & tantum quaeram; Vtri parti, Auditores, creditis? . . ."

„TAUBMANIANA":

S. 108 f.: „Taubmann zog diesen Vers Virgilii an gegen einen Capitain:

Nulla fides, pietasque Viris, qui castra sequuntur.

Diß hörte der Herr Administrator, und antwortete für den Capitain: Mei milites sunt IN Castris, lixae vero, calones & prostibula, castra SEQUUNTUR." [Vgl. für Nebenstehendes auch Ebeling, S. 169 f. über Moritz von Hessen-Cassel.]

„HERCULES ACADEMICUS":

S. 139 ff.: „NON a summis labris hoc dico, Auditores, sed ab imo pectore: . . . me gaudere atq; adeo laetari, hunc diem tandem illuxisse, quo ego mihi & humanitati reddor, a cujus professione saeculum abfuisse videor. Habeant sibi Rectores suum regimen, & Euge illud Magnificum: ego mihi deinceps placebo in pristino meo regno, & omnes res prae Humanitate relictas habebo . . . . . [141] Nam vix illucescit, & ecce tibi Simnius aliquis Capito dolore & ira ardens, domum Rectoris irruit, & admitti postulat. Intromissus, Rector,

„**Sieben böse Geister**":

H, S. 352: „Von gewanderten Handwercks Gesellen, halte ich viel, aber von gewanderten Mägden gar nichts."

„**Bücherdieb**":

H, S. 990: „. . . Wann es Antenor auch also machen wolte [wie die „Quacksalber auff dem Hopffen-Marckt zu Hamburg, oder auff dem Fisch-Marckt zu Franckfurt"], könte er dieser grossen Herren und hochgelahrter Leut Schreiben leichtlich drucken lassen, der Welt vorlegen und sagen: Das sagt der Fürst, der Graff, der hochgelehrte Mann, von Antenors Schrifften, und das sagen seine Widersacher. Wem gläubt ihr am meisten? Allein an solcher Quacksalberischen Hoffart hat er jederzeit einen Eckel gehabt."

„**Hauptmann v. Capernaum**":

H Zug, S. 281: „. . . O nein, sagten sie zu dem jungen Kerl, das ist ein böser Rath;

Nulla fides pietasq; viris qui castra sequuntur.

Ich antwortete ihnen: . . . Ich erinnere mich, daß in Gegenwart Printz Moritzen von Oranien [1567—1625], die Worte, welche ihr alleweil vorbracht, seyen von einem Gelährten erwehnet worden, da habe der hochweise Held geantwortet: Ii qui castra sequuntur, sind Huren, Marquetender und dergleichen Lumpen-Gesindlein, meine Soldaten aber sind in castris."

„**Antwort an Schmid**":

H, S. 803: „Ich erinnere mich, daß ich einsmals in meiner Jugend gelesen habe eine Oration, welche der Hochgelahrte N. zu N. gehalten, als er das Rectorat quitirt, und hat Gott gedanckt, daß die Last von seinen Schultern genommen seye. Er erzehlet dabey was er bey diesem Ampt für Verdruß gehabt habe. Wann er deß Morgens auffgestanden seye, sey etwa ein Schneider kommen, und habe gesagt: Magnifice Domine Rector, Johannes Biberius ist mir 50. fl. [florenos, Gulden] schuldig. Der Seiden Kramer sey alsbald dazu kommen, und habe gesagt,

inquit, Magnifice, nocte quae praeteriit proxima, Auruncus Rabirius in via publica, cum a convivio nuptiali domuitionem pararem, me de improvisu adortus pessime tractavit. Simulq; vibices & tumores querulando ostentat. Citatur Rabirius. At vero ille omnia negare: se ea nocte pedem domo sua non extulisse. Capito contra tendere, & testem laudare ancillam, quae Vulcanum, Comici verbo, in cornu praeluxerit. Rabirius intestabilem illam clamitare multis argumentis. Nihilominus illa vocatur: amboq; inter se committuntur. Tum illa, Nonne ego te novi Domine Auruncus? nonne habitas in platea Collegii apud Vcalegontem? nonne convictu uteris Apitii? atq; haec omnia clavo & tinnulo, ut solent muliebres illae merces, clamore. Iste vero conscientiam etiam suam appellare, & testibus insuper probatum ire; jam tres menses abiisse, cum plateam Collegii non viderit, speciosissimo (si diis placet) argumento, & quo se Rectori etiam, cui mores juventutis non ignoti, facile purgaverit . . . [142] . . Jam, cum hos absolutos censeas, trudunt alii decem, quasi grex venalium, & trahunt secum Johannem Biberium, cum tabellario, qui heri dicitur domum rediisse. Stat mercator, stat sartor, stat sutor, stat vinarius, stat caupo; etiam ille Pratensis, quasi parum eorum sit in oppido: stat lotrix, stat coronaria, stat tonsor, stat ancilla nescio quae, stat bibliopola: postremo apparet etiam, qui inprimis debebat, hospes, qui mensam & domum praebuit: stant sexcenti alii aliaeq;. Omnes; Rector Magnifice: Dominus Johannes Biberius debet mihi tot, mihi tot, mihi etiam plus plusq;: En hic autographum hominis! Putatur ratio ordine cum singulis: summa Institoris, pro veste bombycina, pro holoserica, pro subserica, pro damascena & undulata, pro vento textili: (. . .) Institoris, inquam, summa, itemq; Cauponis omnium quidem maxima est; Bibliopolae minima, aut minimae mir ist er 300. fl. schuldig. Die Weinwirt, der Apotheker, der Ballmeister, der Fechter, der Dantzmeister seyen gleichfalls kommen mit ihren Rechnungen, und haben begehrt, weil Joh. Biberius einen Boten aus seinem Vaterland bekommen, welcher ihm ohne zweiffel Geld bracht habe, das er möge in Arrest genommen werden, biß sie bezahlt seyen. Der Pedell hab Johannem Biberium und seinen Botten fordern müssen. Als sie erschienen, sey gefragt worden, wie viel Geld der Botte bracht habe? Der Botte hab geantwortet 50. fl. Quis Chymicus e tantillo posset facere tantum, ut tot hominibus posset satis fieri? Als der Kramer, Schneider, Wein-Wirth etc. noch gemurret haben, da sey eine Magd kommen, und hab gesagt, Magnifice Dn. Rector, als ich gestern Abends M. Bonifacio wolte nach Hauß leuchten, da kam Joh. Biberius, löschte mir die Leuchte aus, wolte allerhand Kalberey mit mir treiben, und als ich ihm nicht zu Willen sein wolte, da schlug er mich. Joh. Biberius sey deßwegen zur Rede gesetzt worden, und hab es mit großem Ernst geläugnet. Ja, hab die Magd gesagt, Herr Johannes, wisset ihr nicht wie ihr mich zum andernmahl geschlagen habt, als wir bey das Collegium kamen? Johann Biberius habe geantwortet, er wolte nicht in Gottes Reich kommen, wann er innerhalb zwey Jahren bey das Collegium kommen, oder das Collegium gesehen habe . . Wann ich einmahl Zeit hätte zu beschreiben die Tohrheiten, welche ich auff Universitäten mit meinen Augen gesehen, und mit meinen Ohren gehöret habe, . . ."

proxima, Jubetur pecuniam tabellarius deponere. numeratur. Sunt triginta floreni: ille autem cen-[143] tum quadraginta debet. Hic disputatur de jure potiori variis & Titulis & convitiis. Nec unquam Marsyas ab Apolline, aut Penteus a Bacchis aeque misere laceratus fuit atq; hic Biberius a suis Creditoıibus. Hic turbant: hic mera faciunt mapalia; ne dicam Suilia. Sententia Rectoris expectatur. Sed tam ingeniosus alchymista nullus unquam Rector fuit, qui e tantillo possit facere tantum. Singulis adjudicatur aliquantulum. Alius in sententia acquiescit: alius, nisi universum, negat accipere quicquam: Alius aliud clamitat; pecuniam omnes; Biberium omnes ....."

Nur beiläufig möchte ich an folgende Ähnlichkeit erinnern: Wie Taubmann den Namen des Kardinals Clesel als CL [150] Esel las, so schreibt Schupp in seinen Hamburger Streitschriften von des Butyrolambius „Handlangern" und bezeichnet sie als GEsellen (vgl. „Taubmaniana", S. 124 f). — Kann sein, daß sich noch mehr Parallelen zwischen den Schriften beider Männer finden ließen; sie würden jedoch nur eine Bereicherung des Materials bringen. Aus den obigen ersehen wir die intime Bekanntschaft Schupps mit Taubmanns Werken; und doch hat er sich von ihm nicht in seine Bahn reißen lassen, auch seinen plautinischen Stil hat er nicht angenommen. Wie von anderen, so hat er auch von ihm hergeholt, was sich zum Belege seiner Ansicht eignete, und hat es mehr oder weniger genau wiedergegeben. Die Benützung erstreckt sich fast gleichmäßig vom Jahre 1637 bis zu seinem Lebensabend. Besonders interessant ist das Beispiel aus der „Antwort an Schmid", von dem sich schwer sagen läßt, ob er dazu die Vorlage noch einmal gelesen hat, oder ob er es aus dem Gedächtnisse reproduziert. Jedenfalls steht er völlig frei über dem einmal aufgenommenen Stoffe, den er weit anschaulicher als Taubmann wiederzugeben weiß. Die rein philologischen Interessen hat er seinem Vorbilde ganz gelassen. Wir werden später noch sehen, daß er aus einer anderen Schrift desselben nur die Stücke ausgelesen hat, die gar nicht in sie hineingehören, ich meine die Bemerkungen über die alte deutsche Dichtung in der Ausgabe des „Culex". — Das

Endurteil über Schupps Stellung zum Humanismus

darf man wohl auf die Formel bringen: Er hat sich die von ihm ausgehende Förderung der Wissenschaft gern gefallen lassen und seine

Darbietungen als willkommene Materialsammlung benützt. Doch ist er bereits in Marburg mehr für die deutsche Sprache als für die klassischen Studien eingetreten, und der alte Erasmus hätte ihn nicht zu den Seinen, sondern zu Luther und seinen Anhängern gezählt, denen er vorwarf (allerdings mit Unrecht), daß sie die klassischen Studien vernichteten.

Wenn wir über Schupps Verhältnis zu den

neueren Historikern

gar nichts Näheres wüßten, dürften wir voraussetzen, daß er als Professor der Geschichte sich mit ihnen bekannt gemacht hätte. Wir sahen auch schon bei der Antike das bleibende Interesse, das er diesem Zweige der Wissenschaft zeitlebens entgegengebracht hat. Es ist außerdem bekannt, daß er eine Reihe von historischen Werken seines Schwiegervaters Christoph Helwig, die man oben in der Bibliographie findet, herausgegeben hat, und in einem Briefe an Konrad Dieterich vom 28. September 1637 redet er von eigenen historischen Schriften, die er unterdrückt habe, damit es nicht den Anschein erwecke, als pflüge er mit dem Kalbe Helwigs (Becker, S. 179). Sagt er auch im „Bücherdieb" (**H**, S. 989): „Ich habe mehr Zeit in der Chronologia zubracht, als mir lieb ist," so darf man das nicht als „eine gewisse Abneigung gegen die Herausgabe weiterer historischer Schriften" (Diehl, Beiträge, S. 280) auslegen, sondern lediglich als eine Entschuldigung, daß er infolge pfarramtlicher Geschäfte keine Zeit habe zur Kontinuierung des „THEATRUM HISTORICUM", die deshalb sein ältester Sohn übernehmen solle. Er denkt dabei auch wohl an die Not der Marburger Zeit, da er sich, von seinem Vater und von seinem Schwager Horst getrieben, jahrelang vergeblich um ein geistliches Amt bemühte. Allein das Interesse für die Geschichte hat er nie verloren; dafür sprechen die zahlreichen Belege in seinen Schriften. Immer wieder führt er aus ihr Zitate an, meist Anekdoten, die sich „auf seinen Zweck schicken". Kirchliche und Profan-Schriftsteller wechseln in bunter Reihe, und ich habe mich deshalb nicht bemüht, die beiden Gebiete zu sondern. — Der älteste, den ich genannt finde, dürfte wohl Nicephorus mit seiner „Kirchen-Historie" sein, den ich auch anderwärts in der damaligen Litteratur angetroffen habe, ohne sagen zu können, ob damit der Patriarch von Konstantinopel (ca. 758—828) oder, was wahrscheinlicher ist, die ausführliche Kirchengeschichte des Nicephorus Callisti (1. Hälfte des 14. Jhdts.) gemeint ist (vgl. „Sieben böse Geister", **H**, S. 347). — In der „Allmosen-Büchse" (**H** Zug, S. 16 = **F** 1701, II, 332) läßt Schupp den Marcus Antonius Coccius Sabellicus (1436—1506), der auch humanistische Studien getrieben hat, über das Spital und

Waisenhaus zu Venedig berichten. Er hat „Rerum Venetarum historiae" und „De Venetis magistratibus" geschrieben. — Öfter genannt wird Philippe de la Clite de Comines, Sieur d'Argenton (1445—1509), der „den Lauff seiner Zeiten beschrieben hat, nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung", nämlich in seinem vorzüglichen, damals viel gelesenen Geschichtswerke „Mémoires 1464—1498". Zitiert finde ich von ihm Aussprüche über „seinen alten Herrn, Hertzog Carolus" (Karl den Kühnen) und über Karl XI. von Frankreich, dessen Vertrauter er seit 1472 war (vgl. „Salomo", **H**, S. 42, 83 f.; „Antwort an Schmid", **H**, S. 802 = **F** 1719, I, 791). — Im „Florian" (**H** Zug, S. 428 = **F** 1701, II, 33), für den Schupp, wie wir in der „Nachlese" noch sehen werden, eine Menge Stoff verarbeitet und viele Quellen benützt hat, muß der Historiograph Karls V. Lucius Marinus Siculus aus seinen „De rebus Hispaniae memorabilibus libri XXII. Compluti 1533" über ein Heiligenwunder berichten. Doch könnte das Zitat mittelbar aus einer Schrift des Kaspar Finck geflossen sein, die ich noch nicht einsehen konnte. — Aber des von Luther und Melanchthon bekämpften Wiedertäufers und Mystikers Sebastian Franck († 1545) „Chronik", die von ihm selber bis zum Jahre 1543 geschrieben und von anderen weiter fortgeführt worden ist, hat Schupp aus eigener Lektüre gekannt („Salomo", **H**, S. 77). — Weniger Gewicht will ich auf ein Zitat aus Fray Bartholomé de las Casas (1474—1566), der unter anderem eine „Historia general de las Indias" und eine „Relacion de la destruction de las Indias" in spanischer, aber über denselben Stoff auch in lateinischer Sprache schrieb, legen, da es der frühen Marburger Zeit angehört und aus einer mittelbaren Quelle stammen könnte (vgl. „DE FELIC. HUJ. SEC. XVII.", S. 12). — Dagegen dürfte Schupp des irischen Bischofs John Baleus (1495—1563), der ein leidenschaftlicher Gegner des Papsttums war, Schrift „Vom Leben und Handlungen der Päbste" (aber doch sicher in lateinischer Sprache), die er im „Florian" (**H** Zug, S. 414) anführt, selber gelesen haben.

Erwähnt werden ferner des bekannten Tübinger Professors Martin Crusius (1526—1607) „Annales Sueviae" („Eilfert. Sendschreiben", **H**, S. 615); der Professor des Griechischen, Lateinischen und der Geschichte und kursächsische Historiograph Matthias Dresser (1536—1607) mit einem Ausspruch über Kurfürst Friedrich II. von Sachsen, offenbar aus der „Historia Saxonica" („Pratgen", **H**, S. 388 f. = **F** 1719, I, 387 f.); der Kirchenhistoriker und Kardinal Caesar Baronius (1538—1607), der gegen die Magdeburger Centurien seine „Annales ecclesiasticae" schrieb, doch die Verworfenheit der Päpste ums Jahr 1000 nicht wegleugnen konnte („Florian",

H Zug, S. 404 = F 1701, II, 11); und „der gelehrte Mönch" Augustinus Torniellus (1543—1622), der zwei Bände „Annales sacri & profani ab orbe condito ad eundem Christi passione redemptum, opus Caes. Baronii annalibus praevium & connexum" verfaßte, mit Äußerungen über Moses und das Buch Hiob. Vielleicht hat er die oder eine Vorlage zu Schupps „Hiob" gebildet. — Ein damals viel gelesener Schriftsteller war Jacques Auguste de Thou (1533—1617), den ich auch bei verschiedenen Vorbildern Schupps zitiert finde, z. B. in Taubmanns „Hercules Academicus" (S. 148). Dessen umfangreiches Werk „Historia mei temporis" (in der Ausgabe von 1733: 7, in der von 1734: 16 Bände) konnte einem Professor der Geschichte nicht entgehen, wenn ich auch bis jetzt nur eine Anekdote aus ihm nachweisen kann („Salomo", H, S. 57). — Die drei Entlehnungen aus Francis Bacons „Historia Regni Henrici VII." hat Zschau zusammengestellt; sie gehören Schriften der Hamburger Zeit an („Salomo", „Lucidor", „Hiob", „Eilfert. Sendschreiben": F 1701, I, 16; 283 f.; 137 f.; 570 f.). In anderer Hinsicht ist dieser Mann für Schupp von größerer Bedeutung gewesen; deshalb über ihn mehr nachher.

Endlich wären hier noch einige Männer zu erwähnen, die sich um die christliche Zeitrechnung verdient gemacht haben: Der bereits unter den Humanisten genannte Joseph Justus Scaliger („De emendatione temporum 1582, 1629"; „Thesaurus temporum 1606"), der Astronom, Chronologe und Kantor an der Thomasschule zu Leipzig Seth Calvisius (1556—1617; „Opus chronologicum", „Formula calendarii novi calendario Gregoriano expeditior", „Admonitio ad chronologiae studiosos ... de anno nativitatis & tempore ministerii Christi", „Epistola alia de vero nativitatis Christi anno" u. a.) und der bekannte Astronom Johann Kepler (1571—1630; „De vero natali anno Christi", „Dialogus de calendario Gregoriano" u. a.). Die verschiedenen Ansichten dieser Männer und die seines Schwiegervaters hat Schupp im „DEUCALION CHRISTIANUS" einander gegenübergestellt, um die Gelehrten zu einer Entscheidung zu veranlassen (vgl. oben S. 261 f.), und noch in Hamburg forderte er den Papst zu einer Verbesserung des Kalenders auf („Salomo", H, S. 72), was ihm jedoch von seinen Gegnern sehr verübelt ward (Ziegra, S. 308). — Natürlich hat Schupp auch das für die damalige Zeit grundlegende geographische Werk, die „Cosmographia universalis" des Sebastian Münster (1489—1552) gekannt und öfter genannt, ohne sich und anderen zu verheimlichen, daß es mancherlei Irrtümer enthalte (vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 17; „Salomo", H, S. 76; „Antwort an Schmid", F 1719, I, 783).

Die folgende Gruppe begreift in sich

die neueren Philosophen.

Wir haben bereits gesehen, wie Schupp in seiner Jugend mit den damals modernen Vertretern der Scholastik geplagt ward. Er äußert sich gar verächtlich über den Streit zwischen den Albertisten und Thomisten einerseits und den Scotisten anderseits. Aber auch für die Anhänger des Petrus Ramus (1515—1572), die schärfsten Gegner der Scholastik, hat er wegen ihrer logischen Haarspaltereien nur Hohn und Spott übrig. (Vgl. „DE OPINIONE", S. 9, 22, 24 f., 26; „DE LANA CAPRINA", S. 21; „Salomo", H, S. 58 (eine teilweise Wiederholung), 126; „Corinna", H, S. 478, zum Teil gleichgültige Erwähnungen.) Schon in der Marburger Zeit hatte er sie vollständig überwunden; aber das odium gegen die Diebe an seiner Jugend blieb und entlockte ihm auch später noch manches harte Wort, z. B. im „Teutschen Lucianus", im „Teutschen Lehrmeister" und in „Vom Schulwesen". Doch sind die Stellen in beiden letzteren fast durchweg Wiederholungen aus früheren Schriften, vor allem aus „DE OPINIONE", und zum großen Teile in den Neudrucken als solche angemerkt. — Auf einem wesentlich besseren Fuße stand er offenbar mit dem „Schematiker der Scholastik" Raymund Lullius (1235—1315), dessen „Loci" er empfiehlt und seiner eigenen Schrift „PROMUS CONDUS" zugrunde gelegt hat (vgl. „Teut. Lehrmeister", S. 47; oben S. 260 f.; Lühmann, S. 47 f.), und mit dem Vertreter des Platonismus, dem Kardinal Bessarion (1403—1472), der von der griechischen zur römischen Kirche übergetreten war, sich aber manches Wort der Kritik gegen die römische Tradition erlaubte. Schupp nennt ihn sehr ehrenvoll in der „Ehrenrettung" (H, S. 627), doch begegnet der dort zitierte Ausspruch: „Plato saepe alienas sententias suo nectare condivit" bereits in der „AURORA" (S. 209) vom Jahre 1642. Bessarion ward unter anderem wegen seines Dringens auf einen Kreuzzug gegen die Türken zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt; und der Krieg wider die Türken ist auch eine Lieblingsidee von Schupp, die er sein ganzes Leben lang gepredigt hat. Nachweisen läßt sie sich zuerst in der Schülerrede „DE LAUDE ... BELLI" (S. 19) vom Jahre 1645, wo sie natürlich vom Professor selber herzuleiten ist. (Vgl. „Gedenck daran Hamburg", H, S. 216 f., über die Münsterer Friedenspredigt; „Salomo", H, S. 77 ff.; „Ambrosius Mellilambius", H, S. 372 ff.; „Pratgen", F 1719, I, 392, 398; „Hauptmann v. Cap.", H Zug, S. 269 u. a.)

Wie er sich in letzter Linie mit den Naturphilosophen abgefunden hat, ist aus seinen Schriften nicht mit völliger Klarheit zu ersehen. In des Girolamo Cardano (1501—1576) Schrift „De Vtilitate

ex Adversis capienda" hat er, wie bereits Zschau (S. 106) bemerkt, Trost gesucht („Freund i. d. Noth", S. 54 f. = „Hiob", **H**, S. 177 = **F** 1701, I, 171). Die Beschäftigung mit ihm muß nach diesen Worten bereits vor der Hamburger Zeit stattgefunden haben, offenbar in der Not seiner Marburger Professur, die nach den Briefen an Dieterich bereits 1638 begann[1]). Seine Sympathie ist ganz augenscheinlich auf Cardanos Seite, der sich in mannigfachen Anfechtungen so tapfer hielt. Wir sahen ja auch schon, daß er im „PROTEUS" (S. 11) und in „DE LANA CAPRINA" (S. 12) seines Streites mit Scaliger gedenkt, und werden noch einmal auf ihn zurückkommen unter den Gegnern der Staatsromane, beziehungsweise der Utopien („DE OPINIONE", S. 61 f.). — Auch den Giordano Bruno aus Nola (1548—1600) hat Zschau (S. 106) genannt, aber über ihn nur die eine Stelle im „XENIUM" (S. 13 = $\mathbf{C}_3$, 64) beigebracht, wo Schupp aus Barläus entlehnt, doch den Namen von sich aus hinzufügt (oben S. 8). Auch ich finde ihn nur noch im „ORATOR INEPTUS" (S. 18) in dem starken Worte: „jubebo ut plures simul Rhetores pereant, qui omnia sua petierunt vel ex Quintiliano, vel ex Jordano Bruno, vel ex Caussino" genannt, in dem wohl der Ton auf „omnia" zu legen ist, da er doch den Quintilian sonst hochhält und auch wohl von Bruno gelernt hat. Hat dieser doch die „Kunst" des Lullius in seinem Sinne der Mnemonik dienstbar gemacht, Bücher über sie geschrieben und sie während der Jahre 1586—1591 auch an verschiedenen Orten Deutschlands gelehrt. Derselben „Kunstgriffe" hat sich auch Schupp, wie wir soeben sahen, bedient und sie seine Schüler gelehrt. Um so mehr verwundert das Schweigen über ihn. Es läßt sich nur aus einer Abneigung der Marburger Professoren erklären. An der dortigen Universität hatte man Bruno seinerzeit das Recht Vorlesungen zu halten abgeschlagen. Mit dem kopernikanischen Weltsystem, das derselbe naturphilosophisch und metaphysisch zu Ende gedacht hat, vermochte sich die damalige Theologie nicht zu befreunden, und Schupp bekennt gelegentlich („Ehrenrettung", **F** 1701, I, 611), daß er ihm durchaus nicht abgeneigt sei, wenn ihm nicht die Schrift im Wege stünde. Vielleicht war es für einen Theologen gefährlich, sich zu Ansichten dieses Ketzers zu bekennen, der unter anderem auch wegen Leugnung der Trinität und der Gottheit Jesu Christi verbrannt worden war. (Vgl. über ihn Sigwart, 1. Reihe, S. 49—124, 303 f.; „Catalogus stud. schol. Marp.", VII, S. 20 f. über seine Immatrikulation in Marburg, 25. Juli 1586.) — Wie ein Nachhall aus Tommaso Campanella

[1]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Aus J. B. Schupps Marburger Tagen" in „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte herausgegeben von W. Diehl und A. Messer 1910", S. 191 ff.

(1568—1639) klingt das, was Schupp über Selbst-, Gottes- und Welterkenntnis sagt („DE OPINIONE", S. 74; „PROTEUS", S. 11; „EUSEBIA", S. 225 = H Zug, S. 113; „DE ARTE DITESCENDI", S. 65 ff.; „Hiob", F 1701, I, 138; „Unterricht. Student", F 1701, II, 401). In der ausführlichsten Stelle, in der „ARS", legt Schupp wie Campanella großes Gewicht auf die Selbsterkenntnis, und die hier vorliegende Entlehnung aus Bacons „De augmentis scientiarum" (L. 8, Vol. I, p. 772 ss.) beginnt erst auf S. 66 mit den Worten: „Ut vero personas nosse discas . . ." und bezieht sich speziell auf die Menschenkenntnis. Zwar habe ich die Parallele nicht gesucht, doch ist sicher, daß Schupp den Italiener aus guter Quelle kannte (vgl. unten bei den Staatsromanen).

Als der wichtigste unter den Philosophen verdient an dieser Stelle der Begründer der Erfahrungsphilosophie Francis Bacon, Lord von Verulam (1561—1626) genannt zu werden, der auf seine Zeit im allgemeinen und auf Schupp im besonderen einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Schon viele haben auf ihn hingewiesen, wie z. B. Hölting, Weicker, Rentsch u. a., und dann hat Zschau (S. 66—90) in erschöpfender Weise über ihn gehandelt und etwa 60 Stellen nachgewiesen, von denen etwa 14 Wiederholungen sind. Er redet deshalb von Reminiszenzen an Bacon in Schupps Hamburger Zeit; ich möchte über diese Erscheinung, die, wie Zschau richtig gesehen hat, auch andere Vorbilder betrifft, später im Zusammenhange ein Wort sagen. Bacon hat selber diejenigen seiner Werke, die ursprünglich in englischer Sprache geschrieben waren, ins Lateinische übersetzt, und in dieser hat sie Schupp, wie ich mich selber überzeugt habe, gelesen. Hier kommen vor allem die Schriften: „De dignitate & augmentis scientiarum", „Novum Organon" und „Sermones fideles" in Betracht, indes seine „De Sapientia Veterum" eher unter die humanistischen Studien zu zählen wäre, der „Historia Regni Henrici VII." bereits gedacht ist und die „Nova Atlantis" uns im folgenden Abschnitte beschäftigen soll. Das Studium Bacons fällt für Schupp unter der Voraussetzung, daß die „CASSANDRA" in die „ARS DITESCENDI" aufgenommen ward, in das Jahrzehnt 1638—1648. In den früher verfaßten Schriften finden sich Entlehnungen aus ihm nur vereinzelt, und in der Hamburger Zeit sind sie auch weit seltener. Aber, und das ist die Hauptsache, die neuen Ideen über Erziehung, Unterricht, Volkswirtschaft usw. sind ihm dauernd geblieben. — Von kleineren Heiligen erwähnt Schupp noch folgende in je einem Zitat. Den Professor der Philosophie in Padua Francesco Piccolomini († 1604), der einen „Discursus ad universam logicam", eine „Universa naturalis philosophia" und verschiedene geschätzte Kommentare über Aristoteles schrieb; den

Jesuiten Benedict Pereira (1535—1610), der „Libri XV physicorum" verfaßte; den Neapolitanischen Philosophen Johann Baptista Porta († 1615), Mitglied der „Academia dei Lincei Rom." mit deutlicher Bezugnahme auf dessen „De humana Physiognomia libri IV." und einen „Frater Matthaeus Weiss, Monachus Andecensis in Dialectica nova .. Salisburg. Anno 1628." (Vgl. „Salomo", H, S. 116 = „Unterricht. Stud.", H Zug, S. 239; „DE OPINIONE", S. 23, 26; „PROTEUS", S. 18.)

Zum Schlusse dieser Gruppe sei es gestattet, noch zwei Männer zu nennen, die sich an anderer Stelle noch weniger einreihen lassen: Den Anatom André Vesalius (1514—1564), Leibarzt Carls V. und Philipps II. von Spanien, kann man ja eventuell noch neben den Empiristen nennen. Schupp dürfte ihn in den fortschrittlichen Niederlanden kennen gelernt haben; wenigstens stellt er in der Vorrede zum „ORATOR INEPTUS" (S. 7) nebeneinander „Wilhelmus de Nassavven vel de puella Vesaliensi nautae in littore maris altissima voce canunt", und das epochemachende Buch des Vesalius, das 1543 erschienen war, hieß „De humani corporis fabrica". Weitere Beziehungen habe ich einstweilen nicht gefunden; aber diese ist mir deshalb wichtig, weil ich später darauf zurückkommen möchte, wie innig Schupps Bekanntschaft mit der Literatur des 17. Jahrhunderts war. — Des Bernhardino Ochino (1487—1565) Erwähnung zu tun hätte ich nicht für nötig gehalten, wenn ihn nicht Zschau (S. 107) unter Schupps Vorbildern genannt hätte. Er war wohl die wunderlichste Figur seines Jahrhunderts. Durch verschiedene Entwicklungsstadien hatte er es zu einem gewaltigen Fasten- und Volksprediger gebracht. Als solcher nahm er einen guten Anlauf Reformator der italienischen Kirche zu werden; er mußte fliehen, begab sich zu Calvin, zerfiel mit ihm, zog nun ruhelos in England und Deutschland umher und starb in Mähren. In dieser Zeit schwand ihm immer mehr sein Glaube, er ward verbittert und zweifelte an allem. Seine „Dialogi VII sacri etc." von 1542 waren seine erste reformatorische Schrift; seine 30 „Dialogi", die 1563 italienisch und lateinisch erschienen, wirkten kritisch zersetzend, indem er gegen die Angriffe auf den christlichen Glauben, die er seinen fingierten Gegner vorbringen ließ, nur schwächliche Äußerungen vorbrachte. Ebenso konnte man aus dem der Polygamie gewidmeten Dialoge nur das herauslesen, daß er sie zulasse. Nur gegen diesen einen Dialog wendet sich Schupp in der „Corinna" (H, S. 467 = F 1701, I, 441). — Mit gleichem Rechte wie Ochino hätte man anderes namhaft machen können, z. B. daß Schupp im „Salomo" (H, S. 87) sagt: „Der Teuffel weiß alles, was in dem verfluchten Buch de tribus impostoribus oder in dem gottlosen Buch de arte nihil credendi stehet"; um so mehr als ihm das Hamburger

Ministerium aus der bloßen Nennung des ersteren einen harten Vorwurf machte (vgl. Ziegra, S. 308). Es erschien gedruckt im Jahre 1598, soll aber nach Campanellas Zeugnis, den man der Autorschaft beschuldigte (Sigwart I, 136), schon früher existiert haben. Es polemisiert aufs radikalste gegen den Christenglauben, will nur das als wahr gelten lassen, was sinnlich wahrnehmbar oder mit mathematischer Evidenz zu beweisen ist, und hat als Vorläufer des neuen Materialismus zu gelten. Über das andere Buch, das wohl derselben Geistesrichtung angehören dürfte, habe ich nichts ausmachen können. Irgend welcher Einfluß von dieser Seite ist bei Schupp natürlich nicht zu spüren.

Wichtig für Schupps politische und nationalökonomische Ansichten sind die Leute geworden, die Windelband (S. 336 ff.) als

Vertreter des Naturrechtes

bezeichnet. Unter ihnen steht an erster Stelle Nicolo Machiavelli aus Florenz (1469—1527) mit seinem „Il Principe". Zschau nennt ihn zwar (S. 106, 108), doch ist das, was er außer der Anekdote vom sterbenden Machiavelli beibringt: „Machiavellum legere soleo, eo modo, quo legitur Grobianus," durchaus nicht zur Charakterisierung von Schupps Stellung zu ihm ausreichend. Ich möchte dagegen auch auf das andere Wort verweisen: „Sagacissimus nequitiae humanae observator, apertissimus testis & nimis ingenuus recitator fuit Machiavellus Florentinus . . .," obwohl das eine Entlehnung aus Andreäs „Menippus" (4. Gespräch, S. 15) ist. (Wir werden bei den Satirikern noch sehen, welche Bedeutung der schwäbische Pfarrer für Schupp gehabt hat.) Hier stellt er den italienischen Staatsmann mit Tacitus zusammen, vor dem er große Achtung hegt, und sagt, beide hätten die Menschen so dargestellt, wie sie zu ihrer Zeit gewesen seien, nicht als Idealgestalten. Der Florentiner werde deshalb ohne Grund von jedermann gescholten. Sehr wohl läßt sich mit der persönlichen Hochachtung, die er ihm entgegenbringt, der Abscheu vor dem von ihm dargestellten politischen Systeme verbinden, den Schupp allerwärts bezeugt; z. B.: „Dicite mihi Auditores, quas opiniones conceperitis de Politicorum RATIONE STATUS? Justitia cum desiit in terris habitare, successit status ratio, calamitatum mare . . . Ut vobis aliquid de hac ratione status dicere possim, non opto mihi eloquentiam seu Ciceronis, seu Demosthenis, seu Isocratis, sed privilegia stulti. — Religio apud politicos nostros, est arcanum mansuefaciendae plebis . . . ibi [in einem Gebäude der Unterwelt] torqueri, quotquot in terris facinora sua, quibus aut ira divina provocaretur, aut proximi calamitas promoveretur, tegerent pallio politico, dicentes:

RATIONEM STATUS ita jubere etc." In den Schriften der Hamburger Zeit hat Schupp ganz offenbar nur die von Machiavelli hergeleitete Politik im Auge, von der er sagt, sie sei „nichts neues, sondern ein alt Werck, das von Anfang der Welt gewehret hat". Er bezeichnet sie als „inversus Decalogus", als „des Teuffels Catechismus" und meint: „. . . so wissen doch alle Machiavellisten, was Opinio propagandae religionis für ein scheinbarer [guter] praetext sey." Gelegentlich stellt er diese Politik auch in eine Linie mit den Streichen im Reineke Fuchs und im Froschmäusler. (Vgl. oben XVI, S. 680; „DE OPINIONE", S. 8 = C_2, 8; 9; 59 ff.; „DE LANA CAPRINA", S. 19; „Salomo", **H**, S. 7, 39; „Pratgen", **F** 1719, I, 393, 399; „Sieben böse Geister", **F** 1701, I, 321; „Kranken-Wärterin", **H**, S. 426 f. = **F** 1701, I, 403 [nicht 703, wie Zschau sagt]).

Welche Schriften des Kardinals Robert Bellarmin (1542 bis 1621), den Zschau (S. 106) an drei Stellen gefunden hat, Schupp bekannt waren, läßt sich nicht sicher nachweisen. Als Theologe dürfte er sich mit dessen „Disputationes de controversiis Christianae fidei adversus hujus temporis haereticos, Romae 1561 ss.", die viele protestantische Entgegnungen hervorriefen, beschäftigt haben; und der Inhalt einiger Stellen läßt an sie denken. Schon in ihnen brachte Bellarmin Politik vor; er erklärte zwar die von Bonifaz VIII. in der Bulle „Unam sanctam" (1302) aufgestellte Lehre von den zwei Schwertern, die Christus der Kirche übergeben habe, das geistliche, damit sie es selber führe, das weltliche, um damit die weltlichen Fürsten zu belehnen, für unhaltbar, um gleichwohl dem Papste die höchste Gewalt auch in weltlichen Dingen zuzusprechen, nämlich die Macht, Könige und Fürsten abzusetzen, wenn es zum Heile der Seelen geschehe. Gegen Jakob I. von England und dessen durch die Entdeckung der Pulververschwörung (1605) hervorgerufene Maßnahmen gegen die Katholiken faßte er seine politischen Ansichten in dem „Tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus" zusammen, in dem er wie auch andere Katholiken die Lehre von der Volkssouveränität vertrat. Beide Schriften kann Schupp im Auge haben, wenn er im Purgatorium den Bellarmin dem Papste Bonifaz III. zum Beistande wider Mohammed gibt und sagt: „Miror, an Doctissimus Bellarminus ipse crediderit, quae aliis tanta ingeniositate persuadere conabatur." Jener Papst war der erste, der in den wenig Monaten seines Pontifikates (607) es erreichte, daß der römische Bischofsstuhl als „caput omnium ecclesiarum" anerkannt ward. An einer anderen Stelle gedenkt Schupp beiläufig des Hasses gegen den schottischen Juristen William Barclay, den Verteidiger der königlichen Macht, der in dem genannten „Tractatus" zum Ausdrucke kam. (Vgl. unten: John Barclay; „DE OPINIONE", S. 60 = C_2,

50; „SCELETON CHRONOL."[2], Bl. A 4; „Lucidor", H, S. 312 f. = F 1701, I, 298 f.; „Florian", F 1701, II, 31.) — Ganz ähnlich wie Bellarmin meinte auch der Dominikaner Tommaso Campanella (1568—1639), der Staat erhalte seine Sanktion erst durch die Kirche und müsse sich in ihren Dienst stellen. Von ihm zitiert Schupp, wie Zschau (S. 106) bemerkt hat, einen Gedanken aus der Schrift „De monarchia Hispanica" (1620, 1623 oder 1625) über die Verwendung von Geistlichen in politischen Geschäften, den er durchaus nicht verwirft, wie er denn ja selber seinen Landgrafen auf dem Münsterer Friedenskongresse vertreten hat (vgl. „Florian", H Zug, S. 407 f. = „Salomo", H, S. 37 = F 1701, I, 36). Die Ansichten über die erste Ausgabe der Schriften Campanellas gehen bei den einzelnen Schriftstellern, die ich über ihn zu Rate gezogen habe, auseinander. Für uns ist die Frage nicht von Bedeutung, nur das ist wichtig, daß sie als Manuskripte von Tobias Adami aus Campanellas Gefangenschaft mit nach Deutschland gebracht und bereits vor ihrer Veröffentlichung dem Tübinger Professor der Jurisprudenz Christoph Besold und Johann Valentin Andreä (1586—1654), der damals Diakon in Vaihingen an der Enz war, mitgeteilt worden sind. Besold hat die „Monarchia Hispanica" übersetzt und herausgegeben, und Andreä ließ sich durch die „Civitas Solis" zur Abfassung eines eigenen Staatsromanes anregen, dessen Grundtendenz der des Italieners entgegengesetzt ist. Bei den engen Beziehungen zwischen Schupp und dem Württemberger Geistlichen, über die wir später reden wollen, ist es wahrscheinlich, daß auch er den „Sonnenstaat" kennen gelernt hat. Wir verstehen aber auch, daß und warum er sich ihn nicht zum Vorbilde nahm. Einzelne Gedanken, die er mit ihm teilt, sind ihm mittelbar durch andere Leute zugeflossen. Das ist das Ergebnis der Einzeluntersuchungen, die ich geführt habe, mit denen ich wegen des geringen Ertrages den Leser nicht aufhalten will. Von Interesse ist dagegen

Schupps Stellung zum Staatsromane

überhaupt. Für das Allgemeine über diesen Litteraturzweig kann ich auf die gediegenen Ausführungen der „Schlaraffia politica" verweisen, die in ansprechender Form das zum Teil bizarre Material mit einer durch zahlreiche Anmerkungen gestützten Genauigkeit verarbeitet und ältere Darstellungen überholt; z. B. die einseitig-staatswissenschaftlichen Betrachtungen R. v. Mohls und Fr. Kleinwächters. Besonders des letzteren Monographie, in ihrem Tenor durch schiefe, apodiktische Urteile nahezu ungenießbar, erhält an verschiedenen Stellen verdiente Noten. Daß der Verfasser nicht überall die Widersprüche seiner Quellen ausgeglichen hat, will gegenüber der positiven Leistung

nicht viel sagen. — Schupp kennt, um bei der Antike zu beginnen, die alten Träume von einem goldenen Zeitalter, den elysischen Gefilden, den Inseln der Seligen; darüber noch ein Wort im besonderen nachher. Er hat sich ein Urteil über des Plato „Politeia" gebildet: „Neutiquam assentior magno Platoni, qui illas demum respubl. beatas dixit, in quibus aut Philosophi regnarent, aut regnantes Philosopharentur" (zwar eine Entlehnung aus Barläus, „De Ente Rationis", S. 62, aber durch eigene Studien angeeignet). — „Excipio quidem Rempubl. Platonis, quae non cecidit, quia non stetit. Perituram tamen rempublicam suam, si stetisset, ne ipse quidem Plato ignoravit. Metam enim ipsi constituit & periodos annorum." Er stimmt ihm zu in der Betonung und Beförderung des Ackerbaues, verurteilt dagegen seinen Kommunismus: „Plato ist hiebevor auff allen Schulen und Universitäten für den weisesten Mann gehalten worden, und wird noch von vielen Philosophis vor einen weisen Politicum gehalten. Allein wann Plato were Römischer Kayser worden, so würde er eine solche schöne Regierung angestellet haben. Erstlich würde er das Mein und Dein als die Quell aller Uneinigkeit abgeschaffet und verboten haben, daß niemand nichts eigenes haben, sondern alles gemein seyn solle an liegenden und fahrenden Gütern. Zum andern würde er befohlen haben, daß alle Mann- und Weibspersonen gegeneinander gemein seyn solten. Denn er vermeynt, darauß würde erfolgen, daß die Lieb der Menschen würde gegen alle gemein seyn, und es würde ein überauß lieblich und gut Leben erwachsen. Das ist die grosse Weißheit, dadurch der gelahrte Plato und sein Consort Socrates die Welt haben regieren wollen!" (Vgl. „DE OPINIONE", S. 8 f., 68; „ENDYMION", S. 7; „Salomo", H, S. 6.) — Indem ich seiner Bekanntschaft mit des Aristoteles „Politica" nur gedenke, möchte ich an das feine Urteil über des Xenophon „Kyropädie" erinnern, er erkannte in ihr den Roman.

Der erste Staatsroman aus neuerer Zeit stammt von Thomas Moore (Morus, 1478—1535), dem „Vater aller modernen Utopien": die bekannte Schrift „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia" (1516). Sie lag mir in der Gesamtausgabe:

> „Thomae Mori, Angliae Ornamenti eximii, Lvcubrationis, ab innumeris mendis repurgatae [folgt Inhaltsangabe] Basil. apud Episcopium F. 1563."

vor, nach der ich zitiere. Den Ausführungen über sie in der „Schlaraffia politica" (S. 42 ff.) stimme ich zu und setze sie für das folgende voraus. Schupp hat die „Utopia" gekannt. Wenn nicht auf anderem Wege, ist sie ihm durch Joh. Val. Andreä nahe gebracht worden, und in seiner Utopie, ich wollte sagen „DE ARTE DITE-

SCENDI" (sie ist nichts Anderes), sagt er von der Insel „Nova Atlantis", auf die er Bacon die Auswanderer führen läßt (S. 25): „Insula haec ita comparata est, ut si THOMAE MORO nova Vtopia describenda esset, hanc veluti ideam & exemplar sibi proponeret." Allein er hat aus ihr gelernt, ohne sich ihre Form zum Vorbilde zu nehmen. Daß er in demselben Sinne wie wir heute von Utopia redet, will ich nicht in Anschlag bringen. Doch ist er offenbar mit des Morus Biographie vertraut, erzählt eine Anekdote von ihm und nennt ihn den „ehrlichen auffrichtigen Engelländischen Cantzler Thomas Morus, ille minime morus", ein Urteil, das ein Mann wie Schupp nicht so leicht hingeworfen hätte, wenn es nicht auf Sachkenntnis gegründet gewesen wäre. (Vgl. „Florian", **H** Zug, S. 421; „Lucidor", **H**, S. 319 = **F** 1701, I, 304.) — Knüpft Moore an Plato an, so ist seine Schrift, wie allgemein zugestanden wird, wieder neben der Antike das Vorbild für Campanellas „Civitas Solis" gewesen, die ich in der Ausgabe:

„F. THOMAE CAMPANELLAE CIVITAS SOLIS POETICA. IDEA Reipublicae Philosophicae. VLTRAIECTI, Apud Joannem a VVaesberge, Anno CIO IOC XLIII." als Anhang zu der Schrift: „MVNDVS ALTER ET IDEM. Sive Terra Australis . . . lustrata . . . VLTRAIECTI . . . CIO IOC XLIII."

gelesen habe. Für ihn und seine Bedeutung kann ich auf Sigwart (I. Reihe, S. 125—181 und 305—307) und die „Schlaraffia politica" (S. 71 ff.) verweisen. Beide haben auch seiner Einwirkung auf Johann Valentin Andreä gedacht, dessen Schrift den Titel führt:

„Reipublicae Christianopolitanae Descriptio . . . Argentorati, Sumptibus haeredum Lazari Zetzneri. Anno M . DC . XIX."

„Offenbar ist der evangelische Pfarrer sittlich entrüstet gewesen über Campanellas alle Individualität vernichtende Grundanschauung und über den Cynismus seiner Ausführung. So hat er sich daran gesetzt, ein Gegenstück zu schreiben, das ja freilich weit langweiliger ist, und dem die pikanten Erörterungen des Mönches fehlen . . . in dem Kontraste dieser beiden Werke tritt uns eben der alte und immer neue Gegensatz katholischer und protestantischer Sittlichkeit entgegen" (Schlaraffia politica, S. 99). Herman Schiller sagt von ihm (S. 168 f.), daß er „in seinen Schriften Menippus, Reipublicae christianae [!] descriptio und Theophilus eine Menge reformatorischer Gedanken ausgesprochen hat . . . Überall handelt es sich bei ihm mehr um geistreiche Aperçus als um systematische Durchführung". Wenn Kleinwächter (S. 55 ff.) anders urteilt, so beweist das nur, daß er Andreäs Absicht, die feine Satire auf die deutschen Verhältnisse, nicht verstanden

hat. Man darf doch nicht verkennen, daß Campanella in seinem genialen Systeme die Menschen lediglich wie Hunde dressiert — nach dem Vorbilde der „Wächter“ bei Plato, — daß die Verwirklichung seiner Ideen im Jesuitenstaate Paraguai kläglich gescheitert ist, daß dagegen Andreä die Erziehung von Menschen, die Ausbildung der Persönlichkeit erstrebt, und daß seine Gedanken mit zu den Grundpfeilern des modernen Erziehungsideals gehören. Auch die Abhängigkeit des Schwaben von dem Italiener, die sich gewiß nicht leugnen läßt, darf man sich nicht so groß vorstellen, wie gemeinhin geschieht. Er kannte doch Campanellas Vorbilder und beruft sich in dem Vorworte (S. 20) ausdrücklich auf Thomas Morus. Vergeblich habe ich nach wörtlichen Parallelen gesucht; ich habe nur Ähnlichkeiten gefunden. Es ist zwecklos sie hierherzusetzen. Doch wer sich die Mühe machen will, möge etwa folgende Stellen vergleichen, von denen ich die Beschreibung des Gotteshauses ganz gebe, um die bei aller Ähnlichkeit vorhandene Verschiedenheit zu zeigen:

„Civitas Solis“:	„Christianopolis“:
S. 4—6.	S. 34 f. „Descriptio urbis“. S. 43.
(das am meisten gescholtene Stück)	
S. 10—14. 15.	S. 107 f., 114, 43, 106.
(über die Verwendung von Gemälden zum Unterricht)	
S. 14.	S. 108.
(über Bilder und Statuen hervorragender Männer)	

S. 6 f.: „In montis cacumine Area est plana bene spatiosa; & in medio ejus templum adsurgit mirifico constructum artificio . . . Templum absolutae rotunditatis forma decoratur; non circumdatur muris, sed super columnis haeret crassis pulchre concinnatis. Testudo maxima, mira arte extructa in centro, vel polo sui, testudinem editiorem habet parvam, & in hac spiraculum, quod Altari imminet: quod mirum est, ac in centro Templi, columnis circumseptum: Templum vero excedit 350 passus.“

S. 35: „Si dimetiaris structuras, videbis ab intima platea . . usque ad centrum, ubi templum, rotundum, diametri centorum pedum.“

S. 174: „Figura rotunda est, cujus ambitus 316. altitudo 70. p. Qua medietate concio est, subsellia e terra excisa, & excavata sunt, ut minus structura ascendat, & omnium aures perorantis a voce undiq; aequaliter distent. Altera medietas Sacramentis distribuendis, & Musicae attributa est. Habent etiam ibi Senatores suum separatum cum principibus locum haud procul a cathedra.“

Man darf doch auch nicht vergessen, daß gar viel von dem, was als Entlehnung bezeichnet wird, Zeitgut ist, das sich auch bei anderen findet. Nur an eins möchte ich erinnern, die Verwendung des Bildes im Unterrichte: Der Gedanke findet sich bereits bei Plato in den

„Gesetzen“ (B. 6, 20, 779), woher ihn auch andere entnehmen konnten, und die ganze damalige Zeit legt eine ausgesprochene Vorliebe für bildliche Darstellungen an den Tag, die sich unmöglich auf das eine Buch zurückführen läßt. Wir werden ihr noch bei Schupp und seinen Schülern begegnen. Daß dieser des Andreä „Christianopolis“ gekannt hat, steht außer Frage. Schon Hölting hat es ausgesprochen, daß beide Männer im Briefverkehre miteinander gestanden haben. Andere haben das in Zweifel gezogen, und Zschau hat vor allem bestritten, daß der Württemberger Geistliche als Schupps geistiger Vater anzusehen sei. Die Tatsache wird jedoch neuerdings durch wiedergefundene Briefe des Hamburger Pastors an Herzog August den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel bestätigt, in denen er sagt, daß er mit ihm befreundet gewesen sei und während seiner Marburger Zeit mit ihm Briefverkehr unterhalten habe. (Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 18.) Der Wortlaut läßt an persönliche Bekanntschaft denken, die bereits vor das Jahr 1638 fallen muß. Dieser Umstand erklärt manches, das seither noch im Dunkel lag. — Wörtliche Entlehnungen aus der „Christianopolis“ finden sich bei Schupp nicht. Nur eins ist mir aufgefallen: Im „Salomo“ (H, S. 48 f.) sagt er:

„Die Kirchen werden heutiges Tages bey den Lutheranern nicht recht erbauet. Die alten Kirchen, welche wir haben, die sind im Pabstthumb erbauet worden, nach ihrer intention, mit vielen Seulen und Pfeilern. So manche Seul, so manchen Pfeiler sie gehabt, so manch Altar haben sie bauen lassen, und so viel Messen sind zu der Pfaffen Vortheil gehalten worden ... An solchen Seulen und Pfeilern aber stösset sich deß Predigers Stimm, daß nicht alle Leute in der Kirchen recht hören können. Und es machet einen Prediger sehr müde ... Ich wolte rathen, daß die Kirche achteckicht oder rund gebauet würde, wie ein Theatrum Anatomicum, und die Cantzel solte in der mitten stehen.“

Das Vorbild habe ich oben gegeben. Aber Gedanken aus ihr hat er in großer Zahl. Soweit sie der Pädagogik angehören, möchte ich sie in ein anderes Kapitel nehmen; auch hier nur einige andere Beispiele:

„Christianopolis“, S. 134 ff.: „De Numeris mysticis“: Gegen müßige theologische Spekulation, besonders chiliastische Spielereien: „EUSEBIA“, S. 133, „Lucidor“, F 1719, I, 287, „Hiob“, H, S. 156, „Lucidor“, H, S. 285 u. a. — „Christianopolis“, S. 151 ff.: „De Ecclesiae historia“: gegen Mißbräuche in der Religion, die Diskrepanz zwischen Lehre und Leben: „EUSEBIA“, S. 279 bis 281, 64, „Lucidor“, F 1719, I, 283, „Sieben böse Geister“, F 1684, I, 370, „Kranken-Wärterin“, H, S. 448, ähnlich: „Christianopolis“, S. 156: „De Politica“; — ebenda, S. 176 ff.: „De Vocatione“: „XENIUM“, S. 12, „DE OPINIONE“, S. 20, 47 f., 61 u. v. a.; — „Christianopolis“, S. 192 ff.: „De Puerperio“: ... — „Christianopolis“, S. 201 f.: „De Hortis“: „DE ARTE

DITESC.", S. 64, „Salomo", F 1701, I, 95 f.; — Christianopolis", S. 207 ff.; „De Advenis & Pauperibus": „Allmosen-Büchse", H Zug, S. 15 f.; — „Christianopolis", S. 36 f.: „De Agricultura & pecuaria": „DE OPINIONE", S. 4, 66 f., „DE ARTE DITESC.", S. 22 f., „Salomo", H, S. 119 f.; — „Christianopolis", S. 44 ff.: „De Mechanicis": „ORATOR INEPTUS", S. 27, „PROTEUS", S. 29, „DE ARTE DITESCENDI", S. 44, „Salomo", H, S. 58.

Die Zahl ließe sich noch sehr vermehren; ich will aber anderseits nicht behaupten, daß die Gedanken alle aus Andreä stammen müßten, doch sollte man neben den erweisbaren Entlehnungen die weitgehende Geistesverwandtschaft, die man nicht zahlenmäßig belegen kann, nicht übersehen.

Von anderer Seite ist es bereits ausgesprochen worden, daß Andreäs „Christianopolis" der „Nova Atlantis" (1626) Francis Bacons zum Vorbilde gedient habe („Realenzyklopädie f. prot. Theol. u. K.", 3. Aufl., Band I, S. 507). So interessant es wäre, die mannigfaltigen Beziehungen dieses Staatsromanes, den Kleinwächter (S. 18) gar nicht mitrechnet, weil er nur ein Fragment geblieben ist, zu anderen aufzudecken, muß ich es mir doch in diesem Rahmen versagen. Wir wollen nur die Züge hervorheben, die für Schupp von Bedeutung sind. Bleiben wir zunächst bei der „Nova Atlantis" („Schlaraffia politica", S. 120 ff.), die sich in unverkennbaren Zügen an Plato, Moore, Campanella, Andreä und die „Argenis" des John Barclay von 1621 anlehnt. Der Name stammt aus Platos „Kritias", einem Fragment, in dem das alte Athen und der Inselstaat Atlantis 9000 Jahre vor Solon einander gegenübergestellt werden. („Schlaraffia politica", S. 9 f.) Die Insel der Staatsromane ist also schon ein recht altes Stück. Relativ neu ist der Sturm: Die „Utopia" kennt ihn nicht, in der „Civitas Solis" wird der Genuese genötigt an der Insel zu landen, erst Andreä erleidet Schiffbruch und wird allein (!) an die Küste des „Christenstaates" getrieben, dann hat die „Argenis" eine ausführliche Schilderung des Sturmes, der Bacon in seinem Romane folgt. Wie der schwäbische Pfarrer so berichtet der Lord von Verulam von seiner eigenen Reise und Entdeckung des Wunderlandes. Wie jener so muß auch er sich Prüfungen vor seiner Aufnahme unterziehen. Andreä hat ihrer 3 zu bestehen: 1. auf Glaube und Sitten, 2. „a corporis constitutione", 3. „ab ingenij cultura", speziell wird er gefragt, ob er nicht der Brüderschaft der Rosenkreuzer angehöre. Die erste Frage, die man an Bacon richtet, lautet, ob er und seine Begleiter Christen und nicht etwa Seeräuber seien. Erst dann dürfen sie an Land, bleiben aber noch zur Beobachtung isoliert. Nach und nach dürfen sie sich weiter umsehen und länger verweilen, erhalten sogar die Erlaubnis ganz da zu bleiben, wie Andreä („Nova Atlantis"

in der Gesamtausgabe, S. 968, 970, 971 f., 981; „Christianopolis", S. 29—34, 218 f.). Wie die „Nova Atlantis" (S. 970 f.) ist auch schon die „Christianopolis" (S. 207, 219) zur Aufnahme für Schiffbrüchige eingerichtet. Der Name, den die Einwohner selber ihrer Insel geben, lautet hier „Capharsalama", dort „Bensalem", in beiden Fällen eine Analogiebildung zu Jerusalem (Hierosolyma) (S. 26 f., bezw. 973). In manchen Punkten hat sich jedoch Bacon enger an die „Utopia" angeschlossen: Sein Idealstaat ist keine Republik, sondern eine Monarchie, deren König vor allem zu repräsentieren hat („Utopia", S. 55, 62; „Christianopolis", S. 68 ff.; „Nova Atlantis", S. 977 ff.). Von einer Polemik gegen Moore und seine Schrift („Schlaraffia politica", S. 122) finde ich nichts, nur die Ablehnung einer Idee, die in der „Utopia" selber recht zaghaft vorgebracht ist:

„Utopia", S. 112 f.: „Foemina non ante annum duodevicesimum nubit. Mas non nisi expletis quatuor etiam amplius ... Porro in deligendis conjugibus ineptissimum ritum (uti nobis uisum est) adprimeq; ridiculum, illi serio ac saevere observant. Mulierem enim, seu uirgo seu uidua sit, gravis & honesta matrona proco nudam exhibet, ac probus aliquis uir uicissim nudum puellae procum sistit. (Man besichtigt ja ein Pferd vor dem Kaufe!)"

„Nova Atlantis", S. 986: „Leges etiam habent circa nuptias ... Nuptias absque consensu parentum factas, irritas quidem non habent, sed haereditate mulctant ... Equidem, in libro cujusdam e vestris, de Rep. quadam Imaginaria, legi, ubi matrimonium contracturis, se invicem nudos conspicere, permittitur. Hoc illi non probant ... verumtamen, propter defectus in viris & mulieribus complures secretos, qui matrimonium postea infoelix reddere possint, more utuntur magis civili: prope oppida singula, stagna duo habent; quae vocant stagna Adami & Evae; ubi permissum est, uni ex amicis viri, atq; itidem alteri ex amicis foeminae, spectare eos separatos in balneo lavantes."

Das ist doch Entgegenkommen genug und zugleich im ersten Teile eine Ablehnung gegen Andreä, der im Gegensatze zum katholischen Eherechte, das die Zustimmung der Eltern nicht verlangt, bestimmt (S. 187 ff.):

„Viginti quatuor annorum juveni licet 18. an. Virginem ducere, sed non nisi parentum consensu, cognatorum consilio, legum approbatione, DEI benedictione ..."

In einigen Punkten ist auch sonst der Anschluß an die „Utopia" enger als an die „Christianopolis", z. B. in der Toleranz: Im „Christenstaate" gibt es nur Lutheraner, die „Utopia" weist eine Mischung der verschiedensten Religionen mit weitgehender Toleranz

auf, und die Bewohner von „Atlantis" sind zwar seit vielen hundert Jahren Christen, dulden aber unter sich eine Anzahl Juden, die sich freundlich zu ihnen stellen und Jesus Christus als einen Vorläufer des Messias achten („Utopia", S. 135—138; „Christianopolis", S. 70 ff.; „Nova Atlantis", S. 973 f., 969, 984 f.). Eine Eigentümlichkeit der „Nova Atlantis" ist die „Domus Salomonis" zur Erweiterung der Wissenschaften, um derentwillen überhaupt der Roman geschrieben ist (vgl. S. 967 „Lectori Suo"). Und doch findet sich ein Hauptzug dieser Idee, der stete Blick auf das, was in der ganzen Welt errungen, geleistet wird, um trotz der Abgeschlossenheit des Inselreiches auch das für sich zu nutzen, bereits bei Campanella; allerdings kein Wunder, wenn man bedenkt, daß beide Männer Schüler dessen sind, der entgegen der Spekulation auf die sinnliche Beobachtung gedrungen hat, des Bernhardino Telesio. Wie man sich leicht denken kann, hat Bacon den Plan großartiger ausgesponnen; wie weit er ihn jedoch entlehnt hat, möge man aus folgender Parallele ersehen:

„Civitas Solis", S. 14 f.: „Cumque admirando quaererem, unde ipsi nostrorum nossent historiam, indicarunt, apud se omnium linguarum peritiam extare; ac de industria per orbem totum continuo sese mittere Exploratores & Legatos: qui mores & vires, & regimen, & historias perdiscerent, bona & mala cunctarum, ac deinde ad Rempub. suam referrent, & in hoc valde oblectantur."

„Nova Atlantis", S. 980 f.: „Postquam rex omnem subditis navigationem interdixisset, praeterquam in partes huic imperio subditas, hanc nihilominus ordinationem sancivit: nimirum singulis duodenis annis mittendas ex hoc regno naves binas, in partes orbis diversas: in utramque navium harum, tres ex Fraternitate domus Salomonis seorsim vehendos: his in mandatis dandum, ut nos de rebus, & statu locorum illorum, ad quos appellerent, certiores facerent, praecipue autem de scientiis, artibus manufacturis, & inventionibus mundi universi, utq; in reditu libros, instrumenta, exemplaria in unoquoq; genere ad nos perferrent: navibus, postquam in terram fratres exposuissent, redeundum; fratribus autem, usque ad novam missionem, peregre manendum . . . Sic itaque videtis, commercium nos instituisse: non pro auro . ., sed tantum pro Creatura Dei prima, Luce scilicet: Luce, inquam, in quacunque terrae regione, prorumpente & germinante."

Daß Schupp Bacons „Nova Atlantis" benutzt habe, hat bereits Hölting (I, S. 24 ff.) bemerkt, Zschau hat die Parallelen gegeben, allerdings nach anderen Gesichtspunkten. Mir kommt es hier darauf

an, zu betonen, daß er nach den bereits genannten Staatsromanen und nach des John Barclay (1582—1621) „Argenis" (1621) den Hauptteil der „ARS DITESCENDI" angelegt hat. Er nennt den in Frankreich naturalisierten Schotten oft und hat seinen Roman häufig benutzt. Eine Reihe von Parallelen hat Zschau (S. 93—96) nachgewiesen, die ich deshalb hier voraussetzen kann. Einiges ist ihm entgangen, und anderes konnte er nicht wissen. Nach den „Catalogi lectionum" im Gießener Universitätsarchive hat Schupp im Sommer-Semester 1638 Vorlesungen über die „Argenis" gehalten. Für den Winter 1638/39 kündigt er nämlich an: „Johann. Balthasar. Schuppius, Eloq; & Hist. Professor, ad finem deducta Argenide Barclaji, docebit . . ." Das Verzeichnis für den Sommer dieses Studienjahres fehlt, und im vorhergehenden Winter-Semester ist von diesem Stoffe keine Rede, so daß unser obiger Schluß wohlbegründet ist. Aus den Parallelen bei Zschau ergibt sich, daß Schupp das lateinische Original benutzt hat, das er, einer gelegentlichen Bemerkung („referente Barclajo meo") zufolge, als Eigentum besaß. Kein Wunder, daß er sich ein abfälliges Urteil über Opitzens Übersetzung (1626) erlauben konnte. Ein feines Urteil über Barclay möchte ich nicht unerwähnt lassen. Im Sommer 1640 hatte man Schupp aus den Niederlanden ein anonymes Gedicht gesandt, in dem seine Schriften recht gelobt wurden; allein man warnte ihn zugleich, die Calvinisten nicht so hart anzufassen. Der Geist des Barclay erscheint aus der Unterwelt (es handelt sich um eine Verhandlung im Parnaß, — wie verbreitet diese doch damals waren) und erinnert daran, wie er wegen seiner Angriffe auf diese Konfession gestraft werde. Darauf entgegnet Schupp:

„. . . obsecro, quisquis es, ut in Parnaßum redux Barclajo . . renuncies, quam misere ab opinione deceptus sit. Neq; enim ideo fortasse apud inferos torquetur, quia Londino & Magnae Britanniae Regi Jacobo VI valedixit & Calviniano Spiritui satis eleganter in Paraenesi sua contradixit, sed quia Romam adijt, Paulo V. pontifici nimis adulatus, & ut rancorem Bellarmini ob scripta Wilhelmi Barclaji conceptum eruderaret, nimis acerbum calamum strinxit in Ecclesiam nostram, id est veram & Orthodoxam. Tanto verborum ornatu in libello illo nos invadit, ut imprudens aliquis sub dulci melle vix reprehendere poßit delitescens venenum. Nec una hora me hactenus solicitum habuit, ut illi Barclaii Paraenesi opponerem, non quidem verborum elegantiam sed veritatem. Ast temporum horum iniquitas ita circulos nostros perturbat, ut vix Archimedes aliquis in tanta rerum vicißitudine satis compositi animi esse queat."

(Vgl. außer Zschau a. a. O. „SCELETON CHRONOL."², Bl. A 3 b f.; „EUSEBIA", S. 283 f.; „Freund i. d. Not", S. 59.) Auf den sati-

rischen Gehalt der „Argenis" kommen wir noch zu sprechen; hierher gehört sie in ihrer Eigenschaft als Staatsroman.

In diese Kategorie möchte ich die „ARS DITESCENDI", wenigstens ihren Kern, ebenfalls eingereiht sehen, und das um so mehr, als wir unter den Nachwirkungen noch sehen werden, daß sie einem anderen Staatsromane zur Vorlage gedient hat. Schupps Anteil an der Entwicklung dieses Zweiges der Litteratur voll zu würdigen, kann ich mich in diesem Rahmen nicht unterfangen; das wäre eine Untersuchung für sich. Aber ich kann zeigen, wie er seine Vorlagen benutzt hat. Morus, Campanella, Andreä und Bacon stellen fertige Idealstaaten dar. Ihnen gegenüber geht Schupp auf die „Politeia" zurück: Er entwickelt im Dialoge die Züge, welche der neue Staat haben soll. Allein er läßt Bacon nach Braubach an den Rhein kommen und zur Gründung einer Kolonie auf „Neu-Atlantis" einladen, die wir uns nach seinen Worten als noch nicht besiedelt zu denken haben. Bacon tritt in Kleidung und Haltung auf wie der Alte, der in der „Nova Atlantis" zu den vom Sturm Verschlagenen kam; sein Schiff wird mit Worten aus der „Argenis" beschrieben. Die Schilderung des Sturmes leitet Zschau ebenfalls aus ihr her, sie stimmt aber auch mit der bei Bacon überein; ich enthalte mich eines eigenen Urteils, weil ich die „Argenis" nicht gelesen habe, ein Umstand, den man mit Rücksicht auf die Menge neuen Stoffes, den ich beigebracht habe, entschuldigen möge. Aus der „Nova Atlantis" ist die „domus Salomonis" herübergenommen, deren Zweck und Einrichtung als bekannt nur kurz charakterisiert werden. Und nun kommen Leute aus allen Ständen, um Vorschläge für den neuen Staat zu machen. Sie sind recht bunt zusammengewürfelt und beabsichtigen Verbesserungen in Kirche und Schule und in der Sozialpolitik. Fast alle Quellen und Vorbilder Schupps kommen zu Worte. Von einer Staatsform hören wir keine Silbe; sie ist Schupp gleichgiltig, wenn nur die Menschen recht sind. Deshalb muß auch jeder, der mitgenommen sein will, und das sind beiweitem nicht alle, seine Tüchtigkeit für das neue Reich irgendwie dartun. Da haben wir die Prüfungen, denen sich Andreä in der „Christianopolis" unterziehen mußte. Als Religion soll in Schupps Zukunftsstaat offenbar nur die christliche in ihrer lutherischen Form gelten. Von keiner anderen ist die Rede, und ob der Jude, welcher das Zinsnehmen nach Bacons „Sermones fideles" verteidigt, mitgenommen werden soll, bleibt in der Schwebe. In den Wechselreden fallen satirische Hiebe nach allen Seiten. Für diesen Zug hat sicher neben Andreä, der in der „Christianopolis" mit der Satire noch sparsam ist, die „Argenis" das Vorbild abgegeben, „in der die Zustände des von Parteien zerrissenen Frankreich unter dem letzten Valois unter durchsichtiger Maske geschildert werden". Fern

sind alle in vielen Staatsromanen so beliebten Phantastereien. Schupp geht von den bestehenden Verhältnissen in Deutschland aus, die von Fehlern zu reinigen und auf eine ideale Höhe zu bringen sind.

In einem Punkte unterscheidet sich die „ARS DITESCENDI" von allen Utopien, ich meine die Aufforderung zur Auswanderung aus dem vom Kriege zerrissenen Vaterlande. Bacon spricht (S. 24, 25):

„Statum conditionemque GERMANIAE vestrae examinans, suspicor finem unius mali, gradum fore futuri. Si sapitis, relinquite hanc terram, quae vobis non mater est, sed noverca. Ite, o viri, quaeremus terram alio Sole calentem, ... Credite mihi, Viri optimi. Nondum in GERMANIA hac detumuit saevum illud bellorum mare, sed magis magisq; inhorrescere videtur. Quod si igitur diuturnae calamitatis taedium vos capit, sequimini me ..."

Wer dächte dabei nicht an des Horatius 16. Epode:

„Altera iam teritur bellis civilibus aetas,
„Suis et ipsa Roma viribus ruit,
„. . . . ."

die unter ganz ähnlichen Verhältnissen verfaßt ist und zur Auswanderung auf die Inseln der Seligen aufforderte? Schupp weist, was zeitgemäßer ist, auf des Morus „Utopia" hin, so sei die Insel „Atlantis" beschaffen. Um aber alle dichterische Phrase fernzuhalten, sagt er (S. 25 f.):

„A primo principio divitias ingentes & immodicas, non quidem vobis polliceor ... Sed fructus uber & locuples in fine operis exspectandus est."

Ist das nicht ein bewußter Gegensatz zu Horaz, der den Auswanderern alle Güter der Erde ohne persönliche Mühe verheißt?

„Petamus arva divites et insulas,
„Reddit ubi cererem tellus inarata quotannis
„Et imputata floret usque vinea
„. . . . ."

Horaz erinnerte an das Vorbild der Phokäer, die, von Harpagos unterworfen, ihre Heimat verließen und nach Korsika auswanderten. Schupp sagt (S. 25): „Etiam Abdera Teiorum pulchra Colonia est." Das kann eine einfache Verwechslung sein, da die Bewohner von Teos der Zwingherrschaft desselben Harpagos wichen und in Abdera eine neue Niederlassung gründeten. Zudem erzählt Herodot beide Auswanderungen dicht hintereinander (im 1. Buche, Kapitel 165 und 168). Schupp kannte seinen Horaz, so daß er sich dieser Epode entsann, ohne nachzuschlagen; vielleicht hat er auch Julius

Caesar Scaligers Kommentar gelesen oder in den Niederlanden vortragen hören. Aus dem Gedächtnisse ist eine solche Verwechslung leicht erklärlich, und ich habe noch andere ähnlicher Art bei ihm gefunden. So z. B. erzählt er die bekannte Anekdote von Cornelia, der Mutter der Gracchen, bezeichnet sie aber als „uxor Pauli Aemilii" („PANEGYRICUS ... DIETERICI", B_1, 112). Auch dürfte er aus dem ihm vertrauten Plutarch gewußt haben, daß seinerzeit schon Sertorius eine Flucht aus dem Bürgerkriege auf die Inseln der Seligen geplant hatte, auf die Horaz in der genannten Epode anspielt.

Die Nüchternheit, mit der Schupp den von den Staatsromanen gebotenen Stoff behandelt, ist wohl begründet. Er hat auch die Gegner der „Utopien" gelesen. Mit welchem Verständnisse, das zeigt jener Passus, in dem er berichtet, was er auf den elysischen Gefilden sah:

„Ibi ociose ambulabant Philosophi veteres & Neoterici, inter quos erant Aristoteles, Plutarchus, Johan. Bodinus, Cardanus & multi alii, qui ideam Reipublicae Platonicae examinabant" („DE OPINIONE", S. 61).

Die Rechtsphilosophie der Renaissance knüpfte ja durch Vermittelung des Humanismus an die Antike an und ersann Idealstaaten nach Platos Muster. Der schon erwähnte Naturphilosoph Cardano und der französische Jurist und Staatsmann Jean Bodin (1530 bis 1596), in seiner Schrift „Six livres de la république, Paris 1577", drangen dagegen auf eine gründliche Berücksichtigung der historischen Wirklichkeit im Staatsleben, die ja auch Schupp im allgemeinen und in der „ARS DITESCENDI" im besonderen niemals aus dem Auge verliert. Mit Bodin muß er bereits auf seiner ersten Studienreise bekannt geworden sein. Sagt er doch in der „ORATIUNCULA" von 1632 (Bl. A 2):

„Adeo, ut teste etiam Bodino, illo alias Germaniae non bene affecto, Germani tantum profecerint, ut humanitate sua ipsis etiam Asiaticis, religione Hebraeis, Philosophia Graecis, Arithmetica Phoenicibus, Astrologia Aegyptis, & Geometria Chaldaeis superiores sint visi",

und im „Salomo" (H, S. 83) zitiert er dem Inhalte nach einen Ausspruch desselben über die Erziehung der jüdischen Prinzen aus „De Republica libr. 6. cap. 5." Bodin hatte ja selber im Jahre 1586 seine Schrift ins Lateinische übersetzt. — Auch auf den als Staatsmann, Jurist, Humanist und Theologe berühmten Hugo de Groot (Grotius, 1583—1645) beruft sich Schupp gelegentlich und läßt ihn auseinandersetzen, daß man Politik am besten lernen könne, indem man sich in der Welt umsehe und „auff alle actiones politicas Achtung gebe". An einem anderen Orte benutzt er einen Aus-

spruch König Gustav Adolfs von Schweden über Grootes Werk „De jure belli & pacis" (1625) zum Belege für seine Ansicht, „was für ein Unterscheid sey inter theoriam & praxin, wie leichtlich sich ein Ding schreiben lasse, und wie schwer es zu practiciren und ins Werck zu setzen." (Vgl. „Salomo", H, S. 6, 34; „Unterricht. Student", H Zug, S. 241.) — Zu einem Studium der Schriften dieser Männer, die für Schupps politische Ansichten vielleicht von größerer Bedeutung waren, habe ich leider noch nicht die Zeit gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Leipziger Stimmen von 1793 über Deutschland und die Revolution.

Von Hans Schulz in Leipzig.

„Warum keine deutsche Revolution?" hat Woldemar Wenck einen Abschnitt in seinem „Deutschland vor hundert Jahren" 1890 überschrieben. Zu dem vielen Stoff, den er in den zwei Bänden verarbeitet hat, mögen sich im folgenden einige Äußerungen gesellen, die von bedeutenden Leipzigern herrühren. Christian Felix Weiße war durch seinen „Kinderfreund" bekanntlich auch mit Fürstlichkeiten in Briefwechsel geraten. Eines dieser fürstlichen Kinder, der Erbprinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein aus der Linie Sonderburg-Augustenburg, lernte den Dichter als Student in Leipzig 1783 kennen, in jenem Jahre, das durch Anfälle heftiger und anhaltender Krankheiten eins der schwersten war, das Weiße mit den Seinigen zu überstehen hatte[1]). Besuche, die der Erbprinz mit seiner Gemahlin in den Jahren 1790 und 1791 in Leipzig machte, knüpften die Beziehungen wieder an und der Briefwechsel wurde erneuert. Nur wenig ist davon erhalten, aber zwei Briefe Weißes an Friedrich Christian vom Jahre 1793 sind nicht ohne Interesse.

1.

Die großen Veränderungen, die bisher am Rheine und den benachbarten Gegenden vorgegangen, haben den Briefwechsel mit meinem diplomatischen Freunde[2]) gänzlich unterbrochen. Der lezte, den ich von ihm erhielt, war vom Ende des Jänners aus Münster. „Wie sehr, schrieb er mir, haben sich seit meinem lezten die allgemeinen Angelegenheiten um uns her geändert, und wie manches unbe-

[1]) Vgl. seine Selbstbiographie, Leipzig 1806, S. 205. — Hans Schulz, Friedrich Christian Herzog zu Schleswig-Holstein, Stuttgart 1910, S. 17, 22.

[2]) Gemeint ist Christian Wilhelm v. Dohm, bevollmächtigter Minister Preußens am kurkölnischen Hofe und Gesandter bei dem niederrheinisch-westfälischen Kreise.

greifliche Gewirre habe ich insbesondere durchgehn müssen! Vom October an waren wir in Cölln in einer beständigen Furcht eines Überfalls der Franzosen und es ist noch ein Räthsel, wie Custine nicht gethan hat, was für ihn mit keiner Gefahr verbunden war und unsre Armee in die äußerste Verlegenheit gebracht hätte. Nach der Eroberung der Niederlande gieng unsere Furcht von neuem an, und nachdem der Feind schon bis Aachen gekommen war, erhielt ich vom König Befehl, hieher zu flüchten. Welche Unruhe so übereilte Abzüge verursachen, können Sie Sich denken: indessen giebt es hier viel gute Menschen und wenn ich einmal an einem Hofe leben muß, so ist mir der hiesige der Liebste, da der Churfürst ein Herr von vieler Einsicht, besondere Gnade für mich hat und keinen Zwang haben will, der daher auch so klein ist, als die Natur des Hoflebens es gestattet. — — Die Franzosen, fährt er fort, thun indeß Alles, um den Erfolg ihrer eignen Unternehmungen wieder zu zerstören. Ihr Aufdringen gerade ihrer Form von Freyheit thut überall nicht nur in Brabant, sondern auch in dem so sehr für sie gestimmten Lüttich und Aachen den widrigsten Effect und das höchst unpolitische Angreifen der Religion macht sie unglaublich verhaßt. Auch in Maynz will es mit der neuen Organisation gar nicht fort. Indeß ist doch das Ende aller dieser Verwirrungen nicht abzusehen: für unsern Staat ist die unvermeidliche Nothwendigkeit der Fortdauer des Krieges ein sehr großes Übel. Der Zustand der Menschheit ist zu beklagen und giebt dem Beobachter nur zu traurigen Betrachtungen Anlaß. Meine Sehnsucht nach Ruhe und Unabhängigkeit wird immer größer pppp. So weit dieser Freund! Wo er itzt ist, weiß ich nicht: vermuthl. aber seinem Herrn wieder näher und in Cölln. Was er geahndet, hat sich in der Folge bestätiget und das widersinnische Benehmen des franz: Volks konnte keine andere [?] vermuthen lassen. Der Tod ihres Königes, unter dem Gesichtspunkte der Politik war wenigstens eine höchstgewagte, und wenn man nach den nächsten Folgen der allgemeinen Erbitterung schließen sollte, höchst zweckwidrige Maasregel: in Absicht der Legalitæt aber konnte sie, wie mir däucht, auf keine Weise gerechtfertiget werden. Unser Hof würde unfehlbar gerne nicht an diesem Kriege Theil genommen haben, wenn es vermöge seiner Lage und Verbindungen möglich gewesen wäre: die Verpflegung dieses unsers Contingents aber hat gegen eine gewisse Bezahlung der preuß. Hof übernommen. Über das Verfahren dieses in Pohlen kann und darf ein Laye, der von den Geheimnissen der Cabinetten nichts begreift, nicht urtheilen, und über die Manifeste — nur schweigen und denken. Gut! daß die Denkfreyheit nicht wie die Preßfreyheit eingeschränkt werden kann. Mit der franz. Freyheit scheint es ziemlich gethan zu seyn; und Gott weiß, ob nicht am Ende, wenn noch ein paar Millionen Menschen dort geschlachtet sind, aus dieser Republik eine Despotie entstehen wird, die für die Unglücklichen ärger, als die erste war. Wirklich konnte nur ein Volk, wie das französische, ein nicht übel angefangenes Werk so verhunzen: vielleicht ein Glück für Deutschland, das einen ziemlichen Abscheu vor solchen Revolutionen bekommen, zumal wenn die Götter der Erden die Lehre aus diesem großen Schauspiel nicht ziehen wollen. Unsere erklärtesten demokratischen Schriftsteller in Deutschland haben den Ton seit der Zeit sehr umgestimmt. Zwey sehr gute Aristokratische, wirklich gute Bücher sind erschienen, die Beyfall verdienen, auch da, wo man nicht völlig mit ihnen übereinstimmen kann. Rehbergs[1]) Schrift über die französische Revolution und der von Genz in Berlin übersetzte Burke[2]): die letzte Übersetzung ist ein Meisterstück, und die hinzugefügten Abhandlungen des englischen Autors vollkommen würdig. Glücklich sind die dänischen Lande, wo man unter dem Schutze der Gesetze mehr als durch despotische Macht-

[1]) August Wilhelm Rehberg, Untersuchungen über die französische Revolution. 2 Bde. Hannover 1793.

[2]) Fr. v. Gentz, Betrachtungen über die französische Revolution, nach d. Engl. des [Edmund] Burke neu bearb. 2 Bde. Berlin 1793.

sprüche die Freyheit befördert, den Rechten der Menschheit durch sanfte Mittel aufhilft, und nicht durch reißende Stürme Aufklärung erzwingen will: diese haben freylich bisweilen heiteres Wetter und reinere Luft gewürket: lassen aber meistens so viele Zerrüttung in der Natur nach sich, daß eine lange Reihe von Jahren zu ihrer Wiederherstellung und Ausbesserung gehören. Der dänische blühende Staat könnte itzt gewiß ein Muster zur Nachfolge für viele andere seyn, die vielleicht in Kurzem von dem Gipfel der Macht herabstürzen werden, wohin sie sich durch Gewaltthätigkeiten erhoben hatten. Wir alle wissen, welchem Einflusse jener zum Theil diese Glückseligkeit zu danken hat. Erhalten Sie mir Durchlauchtiger Erbprinz, Ihr hohes Wohlwollen!

Leipz. den 8. Apr. 1793. Weiße.

2.

Noch bin ich Ew. Durchl. die Antwort auf den Brief schuldig, den mir der H. Gr. von Daneschiold in der Ostermesse überbracht, und schon erhalte ich einen neuen Beweis von Dero huldreichsten Andenken. Den Hn. Grafen habe ich bey seiner dermaligen Einrichtung aufs möglichste zu unterstützen gesucht, und wäre ich vorher von seiner Ankunft unterrichtet gewesen, so würde es mit noch mehr Vortheil haben geschehen können, da die besten und wohlfeilsten Qvartiere schon besetzt waren. Auf den Winter hoffe ich seines schätzbaren Umgangs öfter theilhaftig zu werden, da ich fleißig itzt stötterisire[1]), (wenigstens ein menschenfreundlicherer Ausdruck, als das septembrisiren, das die Franzosen Mode gemacht haben).

Dem guten D.[ohm] habe ich sein leztes noch nicht beantwortet, da er nach demselben noch nicht gewiß wußte, wohin ihn sein Ministerialruf hinführen möchte, vermuthl. ist er aber in Cölln: doch besser ists Schweigen wo man Gefahr läuft, daß die Briefe eröffnet werden. Vor kurzem ist der Antipode der Berliner Hyerarchie, Probst Teller auf ein 14. Tage bey mir in Stötteritz gewesen, und hat mir so manchen seltsamen Auftritt von dem dortigen Kampfe von Licht und Finsterniß mitgetheilt.

Wie wahr ists, was Ew. Durchl. sagen, daß der Knoten in der politischen Welt immer dichter zugeschnürt wird, und wenn nicht ein Deus ex machina springt, ihn Niemand zu lösen vermag. Ich denke oft der Möglichkeit nach, wie solches geschehen könne — aber der Verstand verliert sich in dem Labyrinthe: und es ist wahrscheinl., daß die hohen Kriegführenden Mächte über den Plan, der von so viel zufälligen Dingen abhängt, selbst noch nicht einig sind, und am Ende bey der Ausgleichung noch untereinander selbst uneiniger werden möchten, so bald die Operationen nicht gehen, wie man sie ausgedacht und Entschädigungen gefordert werden. Der Bürgerkrieg ist nun in Frkr. ausgebrochen, und unter solchen enragés, wo man auf allen Partheien nur Extremen kennt, müssen bloß sich erst alle verbluten und allgemeine Landplagen, Hunger und Seuchen die Friedensstifter seyn. Aber wie manches lustrum kann noch vergehen, ehe Alles ins Gleis kömmt. Ich denke oft, daß die Zeitungen, die sich Mercier in seinem 2240. Jahre[2]) erträumt hat, buchstäblich können in Erfüllung gehn: denn der Anfang ist in America dazu gemacht. So sehr der Despotismus noch hin und wieder sein eisern Zeptro führet, so wird er Vernunft und Freyheit doch nicht austilgen können: Der größte Druck veranlaßt den größten Widerstand, und ein eingesperrtes Feuer bricht mit destomehr Gewalt aus. Wie wahr ist, was Sie, gnädigster Erbprinz, sagen: „das weise Betragen der Monarchen kann allein die Monarchie erhalten". Mir däucht, daß

[1]) Weiße benutzte das Rittergut Stötteritz bei Leipzig zum Sommeraufenthalt.

[2]) [Louis Sébastien Mercier] L'An deux mille quatre cent quarante, rêve s'il en fut jamais. 1772. In demselben Jahre erschien eine deutsche Übersetzung von Chr. Fel. Weiße.

die geistl. Fürsten, die immer bey solchen Kampfspielen die verschmitztesten gewesen sind, ihre Klugheit bey gegenwärtiger Gährung in Deutschland auch itzt an meisten beweisen. Überall lassen sie bey ihren Unterthanen von ihren Forderungen und Zwangsrechten nach, und schränken selbst die Preßfreyheit weniger, als die weltlichen Fürsten ein. Ich weiß nicht, ob die Oberdeutsche Allgemeine Litteraturzeitung in Ihre Gegend kömmt? in Keiner wird dreuster und freyer, selbst über Religion und Politik geurtheilt, ob sie gleich Katholiken, in Salzburg, Würzburg und Bamberg pp zu Verfassern hat: und es war mir auffallend, als ich dieser Tage in Zeitungen las, daß der Churf. v. Maynz sich bey den Chefs der Belagerer für die Clubisten daselbst verwandt, daß sie nicht so hart, wie bisher mit ihnen verfahren, ja selbst die man dort auf den Königstein gesetzt, loslassen möchte[n]. Gerade der größte Theil der besten Köpfe gehören unter die Clubisten, und von den dasigen Schriftstellern kenne ich beynahe nur den Schweizer Müller, der über den Fürstenbund geschrieben, welcher sich gleich anfänglich entfernt. Daß man diesen aber, als einen Protestanten, welches das erste Beyspiel ist, in Wien beym Cabinet angestellt, bewundert man, so wie es für uns hier ein Räthsel ist, daß Lavater nach Kopenhagen geht: und bestätigte solches nicht Ew. Durchl. so hätte ich es kaum den öffentl. Nachrichten geglaubt, die seinen Durchzug von allen Orten ankündigen. Die Triebfeder läßt sich, wenigstens von hier aus, schwer errathen. Wenn man ihn zu einer de propaganda oder Mission brauchen wollte, so wäre es nicht übel gethan: denn zu einem Apostel der Heiden besitzt er vortreffl. Talente und seine Schwärmerey steckt beynahe Alles an, was ihm zu nahe kömmt[1]).

Daß die gute Elisa[2]) Ihre glückliche Fluren, wo sie eine so erleuchtete und erlauchte Gesellschaft findet, für diesen Sommer besucht, wundert mich aus mancherley Ursachen nicht, ob wir gleich hoften, daß sie ihre durchlauchtige Schwester[3]) hierdurch nach Carlsbad begleiten würde. Diese aber hat auch dießmal Leipzig umgangen, und sich 3 Wochen in Dresden aufgehalten.

Erhalten Sie mir, Gnädigster Herr, Ihr höchstes Wohlwollen: ich bin mit der innigsten Ehrerbietung

Leipzig den 18. Jun. 1793.

Ew. Durchl. unterthänigster

Weiße.

Der Schwager von Christian Felix Weiße, Professor Ernst Platner, Physiologe und Philosoph an der Leipziger Universität, stand in noch engeren Beziehungen zu dem Erbprinzen. Friedrich Christian war sein treuester Anhänger, trotz aller Versuche seiner Freunde in Dänemark, die sich Kant anschlossen, ihn „aus Platners Autoritätsklauen" zu reißen. Auf seiner zweiten Karlsbader Reise entführte er ihn den Studenten, um seine Gesellschaft zu genießen und seine Gemahlin Luise Augusta, die Schwester des Kronprinzen Friedrich von Dänemark,[4]) durch seine Vorträge philosophisch zu

[1]) Über Lavaters Reise vergleiche die Literatur, die angeführt ist bei Hans Schulz, Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein mit König Friedrich VI. von Dänemark, Leipzig 1908, S. 41 Anmerk. 1.

[2]) Elisa von der Recke besuchte den Erbprinzen auf seinen Schlössern Augustenburg und Gravenstein in Schleswig.

[3]) Herzogin Dorothea von Kurland.

[4]) Ihr Bildnis von Graff und einen Brief von ihr über Leipzig siehe im Leipziger Kalender, herausgegeben von Georg Merseburger, 1906, S. 226.

bilden. Von Platners Briefen an die Prinzessin sind nur einige längere Bruchstücke in Abschriften erhalten, seine Briefe an den Prinzen dagegen sind wohl lückenlos vorhanden, zum Teil ein Zeugnis für „die gewöhnliche Eitelkeit berühmter Männer". Zu der Einleitung des im folgenden abgedruckten Briefes sei an die geringe Achtung erinnert, deren sich der Fürstenstand in den bürgerlichen gebildeten Kreisen erfreute. Der Erbprinz unterschied sich in der Schätzung seiner Standesgenossen nicht von diesen, er hat es oft bedauert, durch seine hohe Geburt den Höhen geistigen Lebens ferner zu stehen, aber er war sich auch bewußt, daß er nicht zum Durchschnitt der Fürsten gehörte. Man erinnere sich seines Briefes an Schiller: „Man erzeigt mir zu viel Ehre, wenn man mich in Ansehung der Fähigkeiten, der Talente, der Kentnisse für mehr als einen Menschen vom gewöhnlichen Schlage hält. Alles was man vielleicht mit einigem Grunde von mir sagen kann, ist, daß ich nicht ein Fürst von gewöhnlichem Schlage bin" [1].

Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Herr!

Da ich mir schmeicheln darf, daß Ew. Durchl. meinen Brief an die Prinzessin lesen werden: so kann ich Ihnen die Unannehmlichkeit ersparen, die traurige Geschichte meiner häuslichen Leiden, und die davon abhangende Entschuldigung meines langen Stillschweigens, zweymal zu hören. Wäre es mir möglich Ew. Durchl. je in irgend einem Falle wie einen andern gewöhnlichen Prinz zu behandeln: so würde ich wenigstens die Danksagung für das mir in allen Betrachtungen so werthvolle Geschenk nicht so lange verschoben haben. Allein ich hoffte von Tag zu Tag — Jedoch ich wollte ja nicht davon sprechen. Die Medaille hat mich unendlich interessiert und interessiert mich, so oft ich daran denke, daß ich sie von Ew. Durchl. habe. Ein solches Zeugniß Ihres fortdauernden gnädigen Wohlwollens macht mich stolz und froh: ich sage nicht mehr, damit ich nicht scheine nichts zu sagen.

... Ihre jungen Dänen, Gnädigster Herr, sind fleißig, ordentlich, und gut in allen Betrachtungen. Ich hoffe, sie sollen zum Nachdenken hier etwas erweckt werden, und mit vielen guten Kenntnissen und Grundsätzen bereichert dereinst zurückkommen.

Daß der Erbprinz von Hessen-Kassel [2] hier studiert, werden Ew. Durchl. ohne Zweifel wissen, weil Sie die Prinzessinnen, seine Schwestern gesprochen haben: Denn die Landgräfin könnte doch vielleicht unterlassen haben Erwähnung davon zu thun. Der Prinz ist nicht böse: das ist alles, was ich jetzt — gutes und böses — von ihm sagen kann. Da er meiner ganz besondern Leitung untergeben ist; da ich ihm Moral, Naturrecht, natürliches Staatsrecht und natürliche Religion vortragen und sonst auf alle Weise für seine Bildung sorgen soll: so können Ew. Durchl. sich leicht vorstellen, wie sehr mich dieses höchst wichtige Verhältniß beschäftigt und bekümmert; aber wie sehr mich auch der Gedanke niederschlägt, daß ich keinen bedeutenden Einfluß auf ihn haben könnte. Auch das Gute kann ich schon jetzt gegen das Ende des ersten Halbjahrs unsrer nähern

---

[1]) Vgl. Hans Schulz, Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen, Jena 1905, S. 80.

[2]) Wilhelm geb. 1777, Sohn Landgraf Wilhelms IX. und einer Schwester Christians VII. von Dänemark.

Bekanntschaft von ihm sagen, daß er weder kindisch noch stupid ist. Sein Hofmeister der Oberste und Komthur von Dürrenberg ist ein recht wackerer Mann; der fürs erste von allen Vorurtheilen sowohl der Religion, als der Politik frey ist, und fürs andere auch will, daß dem Prinz die Art von Kultur gegeben werden soll, welche allein die wahre ist. Ich bin zeither in der Moral so scharf mit ihm umgegangen, als noch nie mit einem meiner fürstlichen Schüler: aber desto lieber bin ich ihm (dem Hofmeister); und kurz er unterstützt mich auf alle Weise. Der Instruktor, ein Professor Völkel aus Marburg, ist ein wahrer Gelehrter und ein trefflicher Mensch. Der Landgraf will ebenfalls, daß der Sohn gut werden soll: die Briefe, die er an und über ihn schreibt, gefallen mir sehr wohl.

Wenn das geschehen sollte, daß der Druck unter den man jetzt die philosophische und politische Freyheit zu zwingen sucht, den Widerstand reizte: dann würde, glaube ich selbst, eine gänzliche Veränderung der Dinge nahe seyn. Allein eben daran zweifle ich: und darum habe ich Ihre Aufgabe verneinend beantwortet. Ich schäme mich die Bogen, welche meine Gedanken darüber enthalten, beyzulegen, weil sie so schlecht geschrieben sind. Wollte ich mir auch die Mühe geben, sie abzuschreiben: es würde nichts nützen. Denn ich schreibe nie schlechter, komme nie so leicht in den Fall ausstreichen zu müssen, als wenn ich abschreiben will. Ich denke ich habe dieser Uebelanständigkeit halber Ew. Durchl. schon ein für allemal um Verzeihung gebeten. Ob ich den Gesichtspunkt der Frage getroffen, ob ich mit der Beantwortung Ew. Durchl. wenigstens einige Unterhaltung verschafft habe: das wünschte ich von Ihnen, ganz so wie es ist, zu erfahren.

Durch welche Gelegenheit kann ich Ihnen nach Koppenhagen Briefe, von welchem Inhalt sie auch seyn mögen, überschicken?

Ihr Wohlwollen, Gnädigster Herr, macht mich glücklich: erhalten Sie mir dasselbe stets: meine Verehrung gegen Sie ist die größte, wahrhaftigste deren ich fähig bin

Ew. Durchl.

unterthänigst ergebener

Platner.

Indem ich diese Beylage ansehe, muß ich beynahe zweifeln, ob Ew. Durchl. im Stande seyn werden, sie zu lesen. Wenn ich nur einen sichren Abschreiber wüßte. Jedoch Ihr Sekretär, der Ihre Hand zu lesen weis, wird ohne Zweifel im Stande seyn auch die meinige zu entziffern.

---

[1]) Die Frage, ob es wahrscheinlich sey, daß das System der Freyheit jetzt in Europa Fortgang gewinnen, und vielleicht gar einen gänzlichen Umsturz der Fürstengewalt bewirken werde, übersteigt auf alle Weise meine Kräfte; indem sie gerade die Einsichten erfordert, die mir am meisten abgehen. Ich weiß wohl etwas von der Welt, Gnädigster Herr, aber sehr wenig von Europa; und wenn ich mich auch einigermaßen darauf verstehe, die Gemüther der Menschen zu beurtheilen: so ist mir doch darum die Denkungsart der Völker nicht bekannt. Wären Revoluzionen weiter nichts, als natürliche Ausbrüche menschlicher Empfindungen und Leidenschaften: so möchte ich allenfalls im Stande seyn, den Erfolg der gegenwärtigen Begebenheiten aus eben den psychologischen Gründen zu übersehen, aus denen man etwa vorher bestimmen kann, wie in dem und jenem Temperament, ein solcher und solcher Anlaß zum Zorn oder zu einem andern Affekt, wirken wird. Allein Ew. Durchl. wissen so gut als ich, wie groß der Unterschied unter dem Menschen und dem Bürger ist. Das bürgerliche Verhältniß

---

[1]) Dieser Aufsatz ist bisher nicht gedruckt. Ein Verzeichnis von Platners Schriften gibt Ludw. Choulant in seiner Ausgabe Ernesti Platneri Quaestiones medicinae forensis, Lipsiae 1824, pag. XV—XVIII.

ändert großen Theils den Gang der menschlichen Natur. Gerade die Eindrücke, welche nach den Regeln der letzteren die stärksten seyn, die heftigsten Leidenschaften erregen, die kraftvollesten Handlungen verursachen sollten, wirken auf Völker oft äußerst schwach; und sind kaum vermögend, sie aus ihrer Ruhe zu bringen, viel weniger in eine namhafte Thätigkeit zu versetzen. Die politische Kultur hat auf der einen Seite eine Menge von Neigungen erzeugt, die sich aus dem Wesen des menschlichen Gemüths kaum erklären lassen; auf der andern Seite aber die geschwächt und niedergedrückt, welche den eigentlichen Menschen ausmachen, und sie dem Interesse jener neu hinzugekommenen so unterworfen, daß man oft zweifeln könnte, ob Völker Arten des Menschengeschlechts seyen. Und gerade die Neigungen sind am meisten entnervt worden, welche sich auf den Trieb der Selbsterhaltung beziehen, und die Liebe zur Freyheit in sich schließen. Und sind auch diese Neigungen selbst nicht in dem bürgerlichen Menschen erstickt: so sind doch die Gemüthsbewegungen entwaffnet, in denen ihre ganze Wirksamkeit beruhet. So wird z. B. der Zorn, ohne den weder ein lebhaftes Gefühl von den Gewaltthätigkeiten des Despotismus, noch ein bedeutender Widerstand dagegen möglich ist, durch Eigennutz und Klugheit, durch Furchtsamkeit und Hang zur Ruhe, in dem Grade eingeschränkt; daß der Bürger nicht allein Unrecht, sondern Mißhandlungen erträgt, ohne sich zu erbittern, vielweniger zu widersetzen, und von diesem Affekt nur allein da Gebrauch macht, wo er noch Mensch ist: in dem Verhältniß gegen seines gleichen. Gesetzt also auch, alle Anregungen, welche fähig wären menschliche Gemüther aufzubringen, sind jetzt in den europäischen Völkern vorhanden: so bleibt es dennoch ungewiß, ob und wie sie in bürgerlichen Gemüthern wirken werden. Jetzt nähern sich die französischen Heere, in denen jeder Mann den Zunder zum Feuer des Aufruhrs bereit hat, jener durch vieljährigen Despotismus aufgebrachten Provinz. Ganz gewiß wird das Volk nun das eiserne Sklavenjoch vor den lustigen Freyheitsbäumen niederwerfen. So schloß ich einmal im vorigen Jahre — und irrte. Allein ich kann mich auch auf eine entgegengesetzte Weise jetzt irren, indem ich den gegenwärtigen Veranlassungen zur Revoluzion allzu wenig Kraft zutraue, und mir die Hindernisse, durch welche sie unwirksam gemacht werden könnten, größer vorstelle, als sie vielleicht sind. Indessen habe ich doch auf alle Weise Gründe, die nicht ganz unerheblich scheinen, die Sache also anzusehen, und die von Ew. Durchl. in Ihrem höchstinteressanten Schreiben[1]) mir vorgelegte Frage, so viel wenigstens Teutschland betrifft, mit Nein zu beantworten: denn über Teutschland hinaus sollen sich meine Muthmaßungen nicht wagen.

Sollte jetzt in Teutschland eine Revoluzion entstehen: so müßte entweder der Geist des Aufruhrs, oder der Geist der Freyheit, jener durch Aufreizungen, dieser durch eine Art von Schwärmerey in dem Grade unter uns erwärmt werden, daß wir zu allen den Entschließungen, Wagnissen und Aufopferungen, welche dabey erforderlich sind, Geneigtheit und Standhaftigkeit empfingen. So viel man auch jetzt von dem Geist der Freyheit erwartet, so glaube ich doch, daß er erst aus dem Geiste des Aufruhrs erzeugt werden müßte: Alle in der Geschichte bekannte Revoluzionen sind auf diese Weise enstanden. Der erste Antrieb dazu war immer, und selbst neuerlich in Frankreich, Unzufriedenheit mit der Regierung, und der erste Zweck mehr Befreyung, als Freyheit. Das philosophische Ideal der Freyheit kann wohl die Folge von Empörungen, aber ich glaube nicht so leicht die Ursache derselben seyn. Die Freyheit ist ein abstrakter Begriff; und schon darum wird sie schwerlich allein das Ziel einer Revoluzion werden: aber die Fehler dieser Regierung, und die Bedrückungen, welche von derselben entstehen: das ist etwas in die Sinne Fallendes, etwas, worauf Menschen, die auch keine Einbildungskraft für Ideale haben, mit ihren Entwürfen und Leidenschaften hin-

[1]) Dies Schreiben ist nicht mehr vorhanden. Vgl. Schulz, Friedrich Christian, Stuttgart 1910, S. 150.

wirken können. Es wird also darauf ankommen, Gnädigster Herr, ob es leicht seyn möchte, den Unwillen der teutschen Völker gegen ihre Fürsten (an dessen Wirklichkeit ich so wenig als an seinen Ursachen zweifle), in Ausbruch zu setzen. Das natürlichste Mittel Empörungen zu erregen, sind Aufreizungen, welche unmittelbar oder mittelbar beygebracht werden. Es soll in Teutschland — das wollen wir annehmen — alles voll von heimlichen Werkzeugen dazu seyn, jede Stadt, jedes Dorf soll Aufwiegler verbergen, welche alle Menschenkenntniß und Klugheit, alle Beredtsamkeit und Gewandtheit besitzen, die zu diesem Geschäfte erforderlich ist. Und dabey soll in den Gemüthern der Landesbewohner das Mißvergnügen den höchsten Grad erreicht haben. Und dennoch, so wie ich die Teutschen kenne, oder sie mir denke — zweifle ich an der Vollendung des ernsthaften Wunsches, wie viel mehr des überlegten Gedankens und Plans, einer Revoluzion. Jede Nazion hat und befolgt gewisse Grundsätze, die ihrem Temperament und Karakter gemäß sind. Und einer von denen, welche unter den Teutschen allgemein gelten, und sich zu ihrer aus Ueberlegung und Phlegma zusammengesetzten Denkungsart ganz besonders schicken, ist dieser: Daß die Freyheit der Staaten, die den Namen davon tragen, ein leeres Wort ist, und daß es erträglicher ist, unter dem Despotismus eines Einzigen zu stehen, als den Mißhandlungen von Vielen ausgesetzt zu seyn. Ich untersuche jetzt nicht, ob diese Maxime halb oder ganz wahr ist: genug ich glaube, sie wird sehr viel beytragen, sogar die ersten Schritte zu einer solchen Unternehmung aufzuhalten. (Schluß folgt.)

Johann Friedrich Abeggs Reise zu deutschen Dichtern und Gelehrten im Jahre 1798.

Nach Tagebuchblättern mitgeteilt von H. Deiter in Hannover[1]).

(Schluß.)

---

21. Juni. Abends speiste Inspektor Dunker bei uns. Wir disputierten über Kants Lehre und ihre Wirkung. Dunker behauptete, daß er und Prof. Krause am Ende doch hätten eingestehen müssen, man komme durch sie nicht weiter. Aber, mein Gott! sagte ich, ist es nicht ein unendlicher Vorteil, zu wissen, daß man nichts weiter wissen kann? Ist es nicht eine umfassendere Weisheit als die des Sokrates, der sagte, seine Weisheit bestehe darin, zu wissen, daß er nichs wisse? Und wie sehr ist dem Mesmerismus durch die Kantsche Philosophie entgegengewirkt worden? Wer Baumgartens[2]) Metaphysik recht innehat, kann jedem Einwande begegnen, ohne ein Denker zu sein. Paragraph bezieht sich auf Paragraph. Vor- und rückwärts zeigt eines auf das andere. Er braucht nur aus dem bereitliegenden Vorrate zu nehmen, was er gerade nötig hat. Bei Kant ist der Mangel der systematischen Ordnung gerade dienlich gewesen. Die Kantschen

---

[1]) Siehe Euphorion 16, 732 ff.
[2]) Alex. Gottl. B. (1714—1762).

Schriften, durch die die Denkkraft geübt und geschärft wird, sind überhaupt viel, ja alles wert. Diese ist gereizt und mehr erhöht worden als irgend etwas anderes, seitdem Kant jene Revolution unter den Denkern hervorgebracht hat. Aber, bemerkte Dunker, indem er mir hierin recht gab, gewiß ist es doch, daß man mit den Kantschen Sätzen nicht ausreicht. Dunkelheit umgibt uns nachher wie vorher. Was sind Raum und Zeit? Nichts, sagt Kant, insofern sie als Objekt betrachtet werden. Etwas, insofern sie die subjektive Form der Vorstellungen sind. Sind wir klüger geworden? Wie kommen allgemeine Begriffe zustande? Aus der und durch die Erfahrung gewiß nicht. Wir können höchstens sagen: Von diesen und jenen Fällen abstrahiere ich mir einen allgemeineren Satz, aber keinen allgemeinen. „Aber es hat doch jede Wirkung eine Ursache und vice versa. Dies ist doch ein allgemeiner, von niemand widersprochener Satz. Wie kommt der in uns hinein? Von außen offenbar nicht. Denn wir kennen und erfahren ja nicht alle Dinge um uns her.“ Kant sagt: Die Vernunft schöpft ihn aus sich selbst, a priori ist er gegeben. „Wie dies? Und wo ist dies Magazin der Vernunft, das diese allgemeinen Sätze enthält?“ Die Phantasie, das Dichtungsvermögen suppliert hier. Wir sehen und erfahren einzelne Fälle, nun generalisiert die Phantasie. Zehn werden zu allen gemacht. „Aber, wie kann das Ideale das wohl supplieren?“ Die zehn Fälle existieren, die anderen unzähligen bilde ich mir ein, mit diesen will ich den Abgang der Erfahrung ergänzen. Man kommt damit auch nicht weiter. Sage man also: Die Seele schöpft diese allgemeinen Begriffe aus sich selbst. Sowie sie sich darstellen, sind sie unwiderleglich und werden dadurch allgemein.

22. Juni. Der Besuch des Hippelschen Gartens wird mit diesen Worten beschrieben: Wir fuhren in den ehemaligen Hippelschen Garten. Nur einige Jahre ist der Mann tot, der mit rastloser Tätigkeit und Aufmerksamkeit an der Verschönerung dieses wirklich herrlichen Gartens gearbeitet hat, und schon sind die meisten Statuen und andere Merkwürdigkeiten teils völlig zerstört, teils verdorben. Ich habe an der Partie, die einen Kirchhof darstellt, die noch leserlichen Aufschriften zusammengestellt. Vorn steht auf einer Sandsteinplatte: ich, du, er, wir, ihr, sie. In der Mitte des Gottesackers findet man auf einer Platte folgendes:

Hier ist all eines,
Herr und sein Knecht,
Großes und Kleines,
Adel und Schlecht.
Und so auch droben
Im Himmelreich,
Unten und oben
Ist alles gleich.

Glückliches Leben
Ohn' Mein und Dein!
Lern' Wandrer! streben,
Deß' wert zu sein![1])

Am Anfange eines sehr langen Ganges im Garten steht auf der Seite an einem Baume folgendes:

Dies Leben ist ein Gang,
Er sei kurz oder lang,
In beiden Fällen Dank![1])

An einer Stelle, wo sich drei Wege treffen, von denen der erste in die Tiefe eines Waldes, der zweite in die Höhe, der dritte über eine Brücke führt, steht:

Verliebte gehn im Tal,
Und Denker suchen Höhen,
Die Wahl hat ihre Qual,
Wir gehen, wo wir gehen.[2])

Man kann von der Bank, die unter einem Pappelbaum steht, den Garten, die Umgegend, den größten Teil der Stadt und den Pregel überschauen. Wenn übrigens der Garten nicht bald das Eigentum eines Mannes wird, der Sinn für Gartenfreuden hat und das nötige Geld besitzt, sie zu befriedigen, so wird die Anlage bald einer Wildnis gleich sein.

28. Juni. Des Nachmittags nach 5 Uhr ging ich zu Prediger Fischer, dem sanftesten Manne, den ich hier kennen gelernt habe. Nach und nach kamen Prof. Hagen, Krause, Kriegsrat Deutsch, Rektor Nikolai usw. Ich hatte besonders durch Prof. Krause, der ein geistvoller, unterhaltender Gesellschafter ist, sehr vergnügte Stunden bis 10½ Uhr. Die Verhältnisse des hiesigen Adels zum Könige sind völlig diejenigen eines Vasallen. Die Adligen sind keine Untertanen, werden daher auch Vasallen genannt. Ohne Rechtspruch kann der König die Leibeigenschaft nicht aufheben. Diese ist aber fürchterlich. Alles gehört dem Edelmann, Mann und Vieh. Dieser kann einen Mann, der im Kriege bis zum Wachtmeister aufgestiegen ist und für das Vaterland gekämpft hat, doch wieder reklamieren und zu den niedrigsten Knechtsdiensten gebrauchen. Es soll die Aufhebung der Leibeigenschaft aufs neue in Anregung gebracht werden. Krause sagte, es wird wenig geschehen. Friedrich II. wollte sie in Pommern aufgehoben haben; man berichtete, es sei geschehen und nur eine gelinde Dienstpflichtigkeit übriggeblieben. Aber es blieb im Grunde

[1]) Ebenso im Nekrolog 1797 S. 297 u. 298.
[2]) Dieselben Verse im Nekrolog S. 298.

alles beim Alten. Kaiser Paul ist nach allen Nachrichten ein Verschwender. Auch soll er u. a. einen Ukas haben ausgehen lassen, nach dem kein Fremder mehr ohne ausdrückliche Erlaubnis ins Reich kommen darf. In Polen ist der 5te, höchstens der 6te Einwohner ein Jude. Die etwas vornehmeren Juden kommen hierher, dingen von den Edelleuten die Leibeigenen und behandeln sie schrecklich hart. Wenn sie mit den Waren nach Haus gekommen sind, studieren die Männer im Talmud, während die Frauen die Waren verkaufen. Dann geht der Mann wieder fort, um einzukaufen. Die Juden wollen nicht bürgerlich kultiviert werden. Noch neulich machte Minister von Schrötter ihnen den Vorschlag, sie möchten ein Stück Land übernehmen, sich Häuser bauen, einige Jahre christliches Gesinde halten, dann aber selbst arbeiten. Sie giengen nicht darauf ein. Durch die befohlene Nachsicht bei der Aufnahme der Juden als Studenten wird viel Unfug getrieben. Ganz unwissende Burschen, die nicht mehr Handlungsdiener sein wollen, lernen einige Wochen Latein und melden sich dann zur Aufnahme in die Universität. Sie dürfen nicht streng geprüft werden und erhalten daher leicht die Berechtigung als Studenten. Die Juden sind, sagte Krause, Privilegierte im Staate, haben aber keine Lust, wieder nach Jerusalem zu ziehen, sogar wenn man ihnen ihr Reich wieder aufrichten wollte. Selbst der Jude M. Herz soll erklärt haben, er bedanke sich dafür, in einem jüdischen Staate zu leben.

4. Juli. Besuch bei Borowski. Das Interessanteste war, daß Borowski eine Skizze über Hippel vorlas, die er für Schlichtegroll bearbeitet hat. Ich hörte bei dieser Gelegenheit einige Anekdoten über Hippel, die ich mitteilen will. Hippel schrieb oft unbedeutende Äußerungen auf, wie die Bemerkung Borowskis, die dieser auf einem Spaziergange machte: „Ich glaube, im 19. Jahrhundert gibt es keine Könige mehr. Diese Äußerung fand man nämlich nach Hippels Tode auf einem Zettel mit Borowskis Namen nebst Tag, Datum und Ort, wo die Bemerkung gemacht worden war. Hippel ließ sich ferner vom Glöckner die Lieder, die in der Kirche gesungen wurden, angeben. Er konnte durch das Singen dieser Lieder sowie durch die Predigt zu Tränen gerührt werden. Als Hofmeister in einem adeligen Hause verliebte er sich in ein Fräulein J., das ihn wieder liebte. Als die Eltern des Fräuleins dies bemerkten, wurde er entlassen. Er faßte nun den festen Vorsatz, sich soweit emporzuarbeiten, daß er einer solchen Person würdig sei. Borowski und Bock hielten den Ehrgeiz, der durch jene unglückliche Liebe verstärkt wurde, für eine Haupttriebfeder seiner Handlungen, während Scheffner glaubte, der Geldgeiz sei Hippels Haupttriebfeder gewesen. Diese Ansicht wird durch folgendes Vorkommnis bestätigt. Eines Tages kam eine Dame zu

Borowski und bat ihn, er möchte für sie von dem reichen Hippel 500 Taler leihen. Aber Hippel gab, als Borowski den Auftrag ausrichtete, kein Geld her. Bock sagte, Hippel sei unglaublich neidisch gewesen. Er konnte niemanden seinesgleichen über sich leiden. Daher erklärt sich sein heftiger Unwille über den zopfigen Minister von Schrötter. Als dieser noch Leutnant war, hatte Hippel ihn oft bei sich als Gast gehabt, ihn unterrichtet und unterstützt. Er wollte ihn zu einer ihm verpflichteten Kreatur machen, aber über ihn hinaus sollte er nicht gelangen. Den Posten Schrötters beanspruchte Hippel, Schrötter dagegen sollte höchstens auf Hippels Posten gelangen oder nur bis zum Kammer-Präsidenten aufsteigen. Daher wurde er zornig, als Schrötter ihn nachher oft aufforderte, doch ganz freundschaftlich mit ihm zu verkehren. Diese Aufforderung schon war ihm unangenehm und beleidigte ihn; er beobachtete die steife Etikette gegen Schrötter wie gegen alle Vornehme, vor denen er sich immer sehr demütig und schüchtern gebärdete. Keinen Menschen sah und sprach er an, ohne eine Absicht dabei zu haben. Über den Kreissteuer-Einnehmer Weiße, der, wie er glaubte, seine Bücher rezensiert hatte, war er äußerst erbittert. Auf ihn beziehen sich Stellen in dem Buche über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Wenn Hippel jemandem etwas abschlug, tat er dies immer auf eine solche Art, daß man gegen ihn nicht grob werden konnte, beteuerte bei seiner Seele, es sei ihm sehr leid usw. Seine Mädchen verheiratete er, wenn er ihrer müde war, an Glöckner usw.; diese wurden durch den fünften oder sechsten Mann dazu aufgefordert und mußten ihm noch gute Worte darum geben. Borowski zeigte mir auch ein Gedicht: Tartarus, ein besonderes Stück, in dem einer sich in optima forma dem Teufel übergibt. Die Verse sind sehr gut. Als der Vorgänger Hippels im Amte gestorben war, überlegte der Magistrat von Königsberg, wen man für diese Stelle vorschlagen sollte. Hippel und noch ein jüngeres Mitglied mußten abtreten. Jener sagte zu dem anderen: Ich habe meinen Hut zurückgelassen, ich will doch sehen, ob sie meinen Hut zum Präsidenten wählen werden. Er hatte übrigens vom Minister Gaudi schon die Zusicherung, daß er die Stelle erhalten sollte. — In politischer Beziehung traten folgende Ansichten zu Tage. Wenn man sich in der Nähe von Rußland aufhält und sieht, wie greulich die Menschen in Preußen noch unterdrückt werden, so wünscht man bei allen Schrecknissen, die die Franzosen verbreiten, bei allem Unfug und Unrecht, das sie tun, daß das Gewitter, welches dort aufsteigt und sich überall verbreitet und die Luft reinigt, nicht durch die Kanonen Rußlands vertrieben werde, ohne daß es die Reinigung vollbracht hat. Der Despotismus würde im entgegengesetzten Falle noch bestimmter befohlen werden, als jetzt der Republikanismus von den

Franzosen verlangt wird. Nach Bocks Äußerung hat Kant sich dahin ausgesprochen, daß Hippel ihm seine Ideen geraubt habe. Bock fügte hinzu: Kant ist ein gefühlloser Philosoph; von Freundschaft und Liebe darf er nicht reden, er hat sich ganz darüber hinaus philosophiert.

Der 5. Juli. Der Bediente von Kant kam wieder, um mich zu fragen, ob ich heute gewiß zum Essen kommen würde. Nachdem ich mein Kommen zugesagt und mehrere Besuche gemacht hatte, ging ich gegen 1 Uhr zu Kant. Er war überaus freundlich und sprach seine Freude über die gesandten Proben von Steinwein aus. Ich mußte mich zu ihm setzen. Kriminalrat Jensch und Prediger Sommer nahmen auch am Essen teil. Von Kaiser Paul wurde wieder viel Originelles erzählt, jedoch nicht in gutem Sinne: Es gibt auch originelle Torheiten. Kant glaubt noch, Bonaparte werde in Spanien landen und Portugal erobern, dann werde im September allgemeiner Friede sein. Er hält es für nicht unwahrscheinlich, daß England republikanisiert wird und der König Kurfürst von Hannover ist und bleibt. Dann werde England wieder blühen, ohne andere zu drücken. Die Aufstände in Irland hält er für rechtmäßig und hofft, daß die Schotten mit den Irländern gemeinsame Sache machen. Die Schotten erhebt er gegenüber den Engländern gar sehr. Jene sind wißbegierig, fleißig und achten auf fremde Sprache und Sachen. Die Engländer sagen selbst: Wenn man den Schotten im Sack durch Europa trägt, hat er doch, wenn er zu Hause ankommt, die Sprache gelernt. Ich mußte Kant das Verhältnis des Adels zu den Reichsständen und dem ganzen Reiche auseinander setzen, weil er einige Stellen in der Zeitung nicht recht verstehen konnte. Er ließ wieder Rheinwein holen, den er sehr liebt und manchmal, wie er sagte, zur Weckung der Lebensgeister trinkt. Nach 4 Uhr standen wir auf. Ich nahm Abschied und dankte mit Rührung für die mir bewiesene Gewogenheit und Güte. Er versicherte mich seines Wohlwollens, seines guten Andenkens und sagte, wenn ich recht gehört habe, er wolle mir einige Adressen an Bekannte, die ich etwa wünschte, geben. Der Erfolg wird es lehren, ob ich recht gehört habe. Immer werde ich mich aber glücklich preisen, daß ich ihn kennen gelernt, von ihm Beweise der Achtung und des Wohlwollens erfahren habe. Zum letztenmal habe ich ihn wahrscheinlich hier gesehen! Oft werde ich an ihn denken, ihn mir im Geiste vorstellen und wieder suchen, wenn und wo noch etwas jenseits zu suchen und zu finden ist! Es wurde bei Tische u. a. über den Tod eines alten Predigers von hier gesprochen, der ein Pietist war. Um sein Sterbebett waren Brüder und Schwestern versammelt. Er war und blieb ein christlicher Held und redete vom Tode wie von einer Sache, die er gewiß erwarte und

nicht fürchte. Unter denen, die ihn vor seinem Tode häufig besuchten, war auch Prof. Schmalz, der wußte, daß der Mann etwas Vermögen habe. Erzählen Sie doch, sagte Kant zu Jensch, wie der alte, rechtschaffene Mann, der durch seine männliche Standhaftigkeit im Tode schon verehrungswürdig geworden ist, dem Erbschleicher Schmalz mitgespielt hat. Jensch erzählte: Schmalz kam zu dem Manne, der ihm für die Hilfe dankte, die er zur Gottseligkeit in seinen Predigten gefunden habe. Der Alte wünschte ihm ferner Gottes Gnade. Daß Schmalz immer wieder kam, fiel dem Alten auf. Daher erkundigte er sich bei seinen Vertrauten nach Schmalz. Diese verständigten ihn von der Absicht des Mannes. Als Schmalz wieder zu ihm kam, lenkte der Kranke das Gespräch auf die zeitlichen Güter und sprach: Gold und Silber habe ich nicht, achte ich auch nicht, habe es nie geachtet und achte denjenigen nicht, der seinen Sinn darauf richtet. Schmalz fühlte sich getroffen, und alle Umstehenden merkten es gleichfalls. Wie ehrwürdig ist der sterbende Pfarrer, wie verächtlich Schmalz in den Augen aller gutgesinnten und vernünftigen Menschen! Jensch erzählte ferner, im Jahre 1766 sei er mit Empfehlungen von Kant an den bekannten Lambert[1]) in Berlin angekommen. Man habe von allerlei philosophischen und mathematischen Gegenständen gesprochen. Auf einmal, als das Gespräch auf ein anderes Gebiet kam, habe Lambert sich in die Höhe gerichtet, die Augen geschlossen und gesprochen: Was nicht gewogen und berechnet werden kann, geht mich nichts an, davon verstehe ich nichts! Kant äußerte darauf: Es ist schon recht, daß im Grunde alles am Ende auf den Kalkül ankommt. Aber, bis es dahin gebracht worden ist, wird viele Arbeit nötig sein. Jensch erzählte mir noch beim Fortgehen, wie interessant Kant in seinen Vorlesungen gewesen sei. Er sei wie in einer Begeisterung aufgetreten und habe dann gesagt: Da und da sind wir stehen geblieben. Die Hauptideen habe er sich so tief und lebendig eingeprägt, daß er nur nach denselben und in denselben die ganze Stunde lebte und oft auf das Kompendium, worüber er las, wenig Rücksicht nahm.

Der 6. Juli. Nachdem ich einige Besuche gemacht hatte, kamen gegen 1 Uhr zum Mittagessen die von meinem Bruder eingeladenen Gäste, nämlich Krause, Stegemann, Jensch, Höpfner, Brahl, Deutsch, Scheffner, Borowski, Bruck, Müller, Kuhnke, Rath, Strebel usw. Die Unterhaltung war lebendig und geistreich. Ich saß zwischen Deutsch und Borowski. Ersterer erzählte mir vieles von Hippel und Kant. Hippel war sein vertrauter Freund gewesen, wenn irgend ein

[1]) Joh. Heinr. L., berühmter Mathematiker, Astronom, Physiker und Philosoph (1728—1777).

Mensch dies von sich sagen kann. Denn niemandem schenkte Hippel volles Vertrauen. Als Deutsch noch in Potsdam und Berlin war, stand er mit vielen Hofleuten, unter anderen auch mit Bischofswerder in Verbindung. Hippel schrieb ihm, er möchte, da er doch das Terrain kenne, ihm eine Schilderung von diesen und jenen Menschen entwerfen, und sicherte die gewissenhafteste Verwendung zu. Deutsch entsprach dem Wunsche. Dessen Brief hatte Hippel mit seinen Privatakten zusammengeheftet, die glücklicherweise in Stegemanns Hände gerieten. Dem Deutsch eröffnete Hippel nie, daß er der Verfasser der Lebensläufe sei, obgleich er ihm wieder manches andere sagte, was er anderen verschwieg. Deutsch versicherte, er habe lange geglaubt, Scheffner sei Mitarbeiter daran, weil große Stellen da wären, die allem Anscheine nach dem Scheffner angehörten. Aber dieser habe es ihm geschworen, daß er keinen Anteil an der Ausarbeitung habe, daß aber Hippel alles, was er mit ihm über interessante Gegenstände gesprochen, aufgeschrieben und dann benutzt habe. Bis zum Jahre 1786 sei Hippel ein entschiedener und heftiger Demokrat gewesen. Als die Huldigung des vorigen Königs hier gewesen sei, habe er sich noch mit Bitterkeit und überfließender Laune über den Adel und alle, die sich adeln ließen, geäußert. Aber nach kurzer Zeit habe Hippel seine Ansicht geändert und sich adeln lassen. Als Deutsch sich in freimütiger Weise äußerte, er habe an alles andere eher geglaubt als an die Erhebung Hippels in den Adelsstand, schrieb dieser an die Frau von Deutsch und bat sie, die Nachricht von seiner Nobilitierung ihrem Manne mitzuteilen und diesen mit ihm wieder auszusöhnen. Deutsch antwortete auf diesen Brief im Namen seiner Frau, die mit unterzeichnete, im alten Gratulations-Kanzleistil. Auf der Kehrseite fügte er eine Fabel hinzu, die sich auf die veränderte Denkweise Hippels bezog. Diesen Einfall verzieh Hippel ihm nie und äußerte gegen Scheffner, daß Deutsch so hart und inopportun mit ihm verfahren sei. Jener war der einzige von allen Briefen, die Deutsch an Hippel geschrieben hatte, der sich nach dem Tode Hippels nicht mehr vorfand. Derartige Briefe vernichtete nämlich dieser. So kann es nicht auffallen, daß derselbe einmal ganz feierlich zu Borowski kam und wünschte, er solle alle Papiere von ihm verbrennen, obgleich nichts Bedenkliches in den Briefen stand. Deutsch logierte, als er noch auf dem Lande wohnte, immer, wenn er in die Stadt kam, in Hippels Hause. Aber er mußte dies zuletzt aufgeben, weil Hippels ganzes Haus infiziert war. Denn dieser war ein großer Wollüstling. Er ließ aus Lebenslust seinen bloßen Leib von seinem Bedienten mit nassen Handtüchern geißeln. Sein Leben hatte er auf wenigstens 70 Jahre berechnet. Er glaubte daher nicht, daß er früh sterben werde, und ließ sich noch 2 Stunden vor seinem Tode rasieren.

Auch hat er sich ausrechnen lassen, wie groß sein Vermögen wäre, wenn er bis zum 72ten Jahre lebte. Als Justiz-Kommissar und Advokat hat er den Grund zu seinem Reichtum gelegt. Er hatte anfangs keine Neigung zu diesem Metier; als er aber sah, daß ein reicher Partikulier zu einem Advokaten kam, 110.000 Gulden hinlegte und bat, das Geld sicher anzulegen, dafür aber einige 100 Taler bezahlen mußte, als ferner ein anderer Geld wechselte und ebensoviel bezahlen mußte, obgleich die Angelegenheit ohne jede Schwierigkeit erledigt wurde, bekam er große Lust dazu. Als Direktor des Magistrats war er außerordentlich tüchtig. Mit Würde und Glanz stand er allen Kollegien vor. Durch Ordnung und Fleiß mußten die Unterbeamten sich hervortun. Als Polizeidirektor schien er den Unterstellten allgegenwärtig zu sein. Manchmal ging er in ein Quartier, merkte sich hier ein Versehen und ließ dann alle beteiligten Beamten zu sich kommen. Jeder mußte nun angeben, was fehlte. Gab der Beamte, der das bemerkte Versehen gemacht hatte, dies nicht an, so fuhr er ihn fürchterlich an. Dieser aber erstaunte, wenn er fand, daß Hippel recht hatte. Wenn Hippel einmal etwas übernommen hatte, so konnte man darauf rechnen, daß er nichts unversucht lassen würde, es auszuführen. Die Erhebung Schrötters war ihm unerträglich. In dem letzten halben Jahre seines Lebens kam er jeden Abend zu Deutsch. Das Gespräch handelte hauptsächlich von dem Minister Schrötter. Er konnte es nicht dulden, daß Scheffner so oft zum Minister ging. Warum geht der Mensch fast alle Tage dorthin? sagte er unwillig. Dies nagte in seinem Innersten und beförderte seinen Tod. Weil er seine Autorschaft auch vor Deutsch verhehlte, sprach er oft zu Scheffner: Ich werde es ihm noch selbst sagen. Aber er hatte nie das Herz, gegen ihn gerade heraus zu reden. Er vertraute seine Autorschaft Menschen an, die wirklich sonst sich seiner näheren Bekanntschaft nicht erfreuen durften. Die Frau des Deutsch hatte große Autorität über ihn; er achtete sie und ließ sich alles von ihr sagen. Obgleich er im Magistrat alles war und alles so gehen mußte, wie er wollte, sagte er doch bei jedem vorgebrachten Anliegen: Ich muß sehen, wie meine Kollegen darüber denken, es hängt von mir nicht ab. Seine Kollegen und alle seine Subalternen besonders behandelte er stets mit großer Delikatesse, übrigens aber despotisierte er. Diejenigen, über die er zu befehlen hatte, hob er empor, um selbst dadurch mehr hervorzuragen. Er hatte einen ganz außerordentlichen Anstand, sagte Deutsch, und Scheffner versicherte, daß er keinen Menschen in seiner weitläufigen Bekanntschaft angetroffen habe, der ihn hierin übertroffen. Kant und Hippel führten, wie man sagte, eine herrliche Unterhaltung. Jener konnte bis 7 und 8 Uhr abends bei Tische sitzen bleiben und unterhalten, wenn nur jemand bei ihm

blieb. Er war überaus munter, trank gern Wein und erzählte in ganz lustiger Weise, wie er einmal das Loch in die Magistergasse nicht habe finden können. Den Prof. Krause hatte er ganz besonders gern, deshalb mußte dieser jeden Tag mit ihm essen. Am Ende wurde jenem das Gastspiel lästig. Sie zankten sich herzhaft herum, so daß sie seitdem nicht mehr zusammenkommen. Wenn sie an einem Tische aßen, so setzte sich keiner dicht an den anderen, aber sie entfernten sich auch nicht weit voneinander. Nach dem Essen wurde Krause unser aller Lehrer. Bewunderungswürdig ist dieser geistvolle Mensch. Er redete gehaltvoll über die Bestimmung des Menschengeschlechts. — Wie sehr Hippel seine Autorschaft zu verbergen wußte und suchte, beweist auch folgende Erzählung. Er schrieb an Scheffner, als Deutsch gerade bei diesem war. Eine Stelle des Briefes bezog sich auf Abzüge eines seiner Werke, woraus man auf seine Autorschaft schließen konnte; Hippel schickte daher aus Furcht, Deutsch könnte etwas merken, eine Stafette ab, um jenen Brief wieder abholen zu lassen. Obgleich ich, äußerte Scheffner, erst nach dem Tode Hippels hinter seine Kulissen gekommen bin und gesehen habe, daß er gespielt hat, so kann ich doch in meinem Leben keinen solchen Umgang mehr haben, wie der seinige war. Wie tief drang er ein! Wie unbefangen und verständnisvoll redete er! Wie konnte er belehren! Ich spreche es offen aus: Mit dem halben Vermögen kaufte ich ihn ins Leben zurück. Deutsch denkt aber nicht so, wie ich verschiedentlich merkte; überhaupt würdigt er ihn mehr nach der moralischen Seite.

9. Juli. Gegen 8 Uhr abends trat Abegg die Rückreise von Königsberg an, die über Brandenburg, Braunsberg, Elbing, Marienburg, Dirschau, Danzig, Sahlau, Schöneck, Orle, Cassebude, nach Schneidemühl führte. Am 21. Juli kam er 7 Uhr abends in Cüstrin und am folgenden Abend vor Berlin an.

Den 23. Juli machte er die Bekanntschaft von Teller, Meil, Nicolai u. a. 24. Juli. Beim Mittagessen, zu dem ihn Oberhofprediger Sack eingeladen, wurde über die Leibeigenschaft geredet. Frau Sack erklärte sich mit sehr heftigen Worten gegen den Adel, der sie nicht aufhebe, besonders sei die Leibeigenschaft in Ostpreußen strenge. Ihr Mann äußerte: Die Leibeigenschaft ist ein Eigentum, welches die Adligen zum Teil durch Kauf erhalten haben. Daher kann der Staat sie nicht zwingen, jene aufzuheben.

Nachdem Abegg noch verschiedene höher gestellte Männer besucht hatte, reiste er den 28. Juli nach Potsdam, wo er alle wichtigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, um am 29. d. Ms. über Beelitz, Treuenbrietzen, Coswig, Dessau nach Halle zu fahren. Dort besuchte er (31. Juli) einige Professoren, die seine Lehrer ge-

wesen waren, und fuhr über Merseburg und Naumburg nach Weimar, wo er am 1. August eintraf. Als er Böttiger besuchte, erbot sich dieser, ihn nachmittags zu Wieland zu begleiten. Abegg nahm dies Anerbieten sehr gern an und berichtet so über den stattgefundenen Besuch: Um 2 Uhr fuhr ich mit Böttiger nach Osmannstedt, dem Wohnsitze Wielands. Bei dem Anblick seiner Wohnung schlug mir das Herz voll Erwartung. Ich fürchtete, es könnte mir von Wieland, wenn ich ihn gesehen hätte, kein angenehmer Eindruck zurückbleiben. Denn er hat, wie Böttiger mir gesagt, nicht gern Besuch. Als wir in den Hof traten, kam uns ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, eine Tochter Wielands, die als Witwe bei ihm lebt, entgegen und sagte, ihr Vater sei für den Abend irgend wohin versagt. Dann kam auch Wielands Gemahlin, eine kleine Frau mit sanften, braunen Augen, hausmütterlich in Bildung, Gang und Gebärden. Während überlegt wurde, ob man dem Vater raten sollte, sich vorher oder nachher anzukleiden, erschien Wieland in einem grauen Überrock und gleichfarbigen Hut, mit abgeschnittenem, meistens grauem Haare, von mittlerer und hagerer Statur. Er sieht viel besser und angenehmer als auf dem Kupferstiche aus und empfing uns einfach und gerade, wie ein Mann vom Lande, nicht wie die vornehmen Schriftsteller. Als er erfuhr, daß ich von Königsberg komme, sagte er: Nun, so haben Sie ja auch den Philosophen der Philosophen, unseren heurigen Protagoras gesehen und von seinen Lippen unmittelbar die Weisheit hören können. Er ist er selbst wie ein Baco, Newton, in die Klasse dieser Menschen gehört er unstreitig. Aber die beiden letzten Briefe von ihm haben mir nicht gefallen. Der erste Brief scheint etwas für sich Bestehendes zu sein, das aber nicht hierher zu gehören scheint, der andere ist zu derb. Was für Lärm wird der Mensch drüben machen? Aber wahr ist es, Kant hat einen schlechten Stil. Ich sagte zu Böttiger, er verfolgt, wenn er schreibt, die eine lange Reihe von Ideen, die sich ihm darstellen. In Gegenwart anderer Menschen wurde er durch diese vielseitiger, gewandt und dadurch deutlicher. Wieland entgegnete: Es geht mir auch so, daß ich nicht aufhören kann, hinzuzufügen, so lange ich noch nicht recht lebendig fühle, meine Idee sei bestimmt genug. Ich streiche viel wieder aus, schreibe oft wieder ganz anders, und doch klagt man über zu lange Perioden. Nach verschiedenen Bemerkungen über Xenophon, Plato und Sokrates äußerte Wieland: In meiner früheren Zeit, als ich zu lesen anfing, war Gottsched der große Gott. Ich erinnere mich noch der unendlich wohligen Freude über das Geschenk seiner Dichtkunst, Lieder wie „Als ich nach Venedig“ nebst Melodie. Wäre Brandis, Gottsched und das Leben des Marini mir nicht in die Hände gekommen, so wäre ich kein Dichter geworden, sondern wahrscheinlich

ein Mathematiker. Denn zur Mathematik hatte ich große Lust. Dann würde ich jetzt Sterne suchen und mit Lalande etwa in Gotha sein. Dort war dieser nämlich am letzten Sonntage angekommen. Wieland erzählte, daß Lalande bekanntlich ein Atheist sei. Bald nachher entfernte er sich, um sich umzuziehen. Inzwischen gingen wir, Bötticher und ich, im Garten spazieren. Jener führte mich an eine mit Bäumen dicht bewachsene Stelle, in deren Mitte ein kleiner, runder Rasenplatz liegt. Hier läßt sich Wieland ein ganz kleines Haus bauen, in dem er künftig arbeiten will, weil es für ihn, wenn ihm im Garten eine Idee kommt, zu beschwerlich ist, ins Haus zu gehen. Bötticher erzählte mir noch folgendes. Zwei Söhne Wielands sind vorhanden. Der eine ist ein Ökonom und besorgt schon jetzt die Ökonomie, der andere studiert in Jena. Vier Töchter waren verheiratet, die eine an Reinhold, die andere an Gesner, die dritte an einen Prediger in Jena, die vierte an einen Prediger in Osmanstedt. Die beiden letzten sind jetzt aber Witwen und wohnen mit ihren Kindern bei ihrem Vater. Wieland nennt seine Frau seinen Schutzgeist, was sie auch ist, eine vollendete Hausmutter, die alleraufmerksamste Gattin. Es gab dort keinen Menschen, der den Dichter barbieren konnte, weshalb dieser sich oft über den jetzigen Wohnort beklagte und beinahe wieder in die Stadt gezogen wäre. Da lernte seine Frau heimlich die Kunst des Rasierens, um ihren Mann zu rasieren. Dies duldete aber Wieland nicht, sondern ließ und läßt sich noch jetzt von einem Maurer rasieren. Jedoch frisiert wird er von seiner Frau. Die Einfalt der Sitten und süße Eintracht im Hause machen die Familie zu einer patriarchalischen. Als Wieland zurückkam, erklärte er, daß er nebst seiner Frau ein Stück mit uns fahren wolle. Nachdem ich den Wagen bestellt hatte, war Wieland bei meiner Rückkehr sehr freundlich gegen mich, indem er äußerte: Ich bedauere, daß ich Sie nicht länger um mich haben kann; ich wünschte, daß Sie einen recht guten Eindruck von mir mitnähmen; denn ich bin nicht der wilde Mensch, wie ich in meinen Schriften manchmal erscheine; aber ich bin immer etwas geniert, wenn ich denke, du mußt dich um diese und jene Zeit mitteilen, bin daher nicht ganz frei gewesen. Im Wagen sollte ich neben Wielands Frau sitzen. Aber ich lehnte dies Anerbieten ab, um die beiden ehrwürdigen Menschen nebeneinander zu haben. Ich mußte vieles vom Könige erzählen, was ihm und ihr gefiel. Wieland billigte mein Urteil über Kant und äußerte, er habe ein kleines Gespräch zwischen Kant und einem Unbekannten aufgesetzt. Als Bötticher bat, dieses in dem Merkur abdrucken zu lassen, willigte er ein. Bevor er ausstieg, sagte er noch zu mir mit einer mich äußerst rührenden Gutmütigkeit: Ich danke recht herzlich für Ihren Besuch. Da ich nicht viel reden wollte,

drückte ich ihm die Hand und half ihm aus dem Wagen. Darauf umarmte er mich mit einer Innigkeit, die mich beinahe zum Weinen gebracht hätte. Ich erwiderte seinen Kuß, küßte aber auch seine Hand. Ihm und Spalding, den größten Menschen, sei diese einzige Huldigung von Herzen dargebracht! Auch Wielands Frau zeigte wirkliche Güte. Ich war im ganzen über drei Stunden bei ihnen gewesen. Natürlich redeten Bötticher und ich nachher noch lange über Wieland. Bötticher wurde bald sehr herzlich und sagte mir soviel Verbindliches, daß ich ihn oft ansah und zweifelte, ob seine Worte ernstlich gemeint seien. Er wiederholte seine Bitte, ich möchte etwas zum Abdrucke in dem Merkur schicken. Wir sprachen von den Studien der alten Kunst usw. Er kann sich nicht, wie er wohl möchte, den Wissenschaften widmen, weil er zu viele schriftstellerische Arbeiten übernommen hat, um Geld zu verdienen. Denn er ist Redakteur vom Merkur, Modejournal und von London und Paris. Es war eine herrliche Heimfahrt, der Abend prächtig, die Gegend lieblich. Ich aß in vergnügter Stimmung bei Bötticher zu Nacht, nahm um 9 Uhr Abschied von ihm und fuhr in einer majestätischen Sommernacht nach Erfurt. Es war morgens 7 Uhr, als ich mit meiner Reisegesellschaft in Gotha eintraf. Um 10 ging ich zu Schlichtegroll, der mich nebst seiner liebenswürdigen Frau mit wahrer, freundschaftlicher Freude aufnahm. Er führte mich, nachdem wir uns über meine Reise unterhalten hatten, auf die Bibliothek, wo er mir Lalande und den Herzog zeigte. Lalande machte diesem sehr viele Komplimente und äußerte unter anderem, der Herzog habe mehr für die Astronomie getan als die große Nation. In das Bibliotheksbuch schrieb er seinen Namen mit einigen Komplimenten für den Herzog. Als er hörte, daß man ihn mit einem Manne in Gotha verglich, trat er herzu und sagte: In Paris erzeigt man mir die Ehre, mich mit dem Sokrates zu vergleichen. Gegen 6 Uhr führte mich Schlichtegroll in eine große Gesellschaft. Ich lernte dort u. a. seinen Schwiegervater, den Geheimen Rat Rousseau, einen sehr feinen Mann, und Madame Reichel, eine schöngewachsene, interessante und geistreiche Frau, die Schlichtegroll, wie sie zu verdienen scheint, sehr schätzt. Eine besondere Freude hatte ich, als auf einmal ein nicht völlig mittelgroßes, altes Männchen mit französischer Leichtigkeit am Arme von Frau Schlichtegroll ins Zimmer trat. Es war Lalande. Ohne sich anmelden zu lassen und ohne einen Menschen zu kennen, war er hereingekommen und sagte: Ich glaubte, hier jemand zu finden, der Französisch sprechen könnte. Denn man sagte mir, Monsieur Rousseau wohne hier. Natürlich versammelten sich alle um ihn. Er äußerte geradezu, seine Absicht sei gewesen, die deutsche Gesellschaft kennen zu lernen. Eine halbe Stunde etwa blieb er, worauf er, ohne Aufsehen zu erregen, verschwand. Er

hat wirklich Ähnlichkeit mit Sokrates. Die Haare auf dem Kopfe stehen ab, und um den Kopf herum wachsen kurze, starke, krause, frisierte Haare. Er spricht sehr munter und ist überhaupt recht lebhaft. Auf Schlichtegrolls Wunsch gingen wir noch auf eine Viertelstunde zu Rat Becker. Mit uns zu Nacht aßen Lenz und seine Frau. Ich schenkte jeder der beiden Frauen ein Bernstein-Ringelchen und bereitete ihnen dadurch eine große Freude. Während des Essens kam Jacobs und unterhielt uns überaus munter und geistreich.

Am 3. August 9 Uhr fuhr ich aus Gotha fort. Die Reisegesellschaft bestand aus einem wilden Juden, der sich für einen Optikus ausgab, zwei Apothekergesellen, die sich als Studenten ankündigten, und mir, der sich von jetzt ab für einen Küster ausgab, um mehr Spaß zu haben. Gegen 3 Uhr fuhren wir aus Eisenach und kamen durch die prachtvoll romantische Gegend bis Berk. Die dortige Wirtin war unfreundlich. Wir mußten die ganze Nacht auf einem elenden Lager zubringen, nachdem wir uns herrliche Forellen hatten gut schmecken lassen. Am 4. August um 4 Uhr setzten wir die Reise fort und kamen nach einer entzückenden Fahrt gegen 2 Uhr nachmittags in Hersfeld an. Wir mußten auf die Post bis zum folgenden Morgen 4 Uhr warten. In Berk und hier befand sich in unserer Gesellschaft ein Husaren-Offizier mit seiner schwangeren Frau und einer vorwitzigen Kammerzofe. Sonntags, den 5. August, wurde 4 Uhr morgens die Fahrt von Hersfeld fortgesetzt. Ein hessischer Offizier namens Harter, der mitfuhr, war ein angenehmer Begleiter. In dem Dorfe Eif trafen wir die ersten Franzosen. Bei der Ankunft in Alsfeld saßen in dem Absteigequartiere 4 französische Offiziere am Tische, die sich mit uns in ein Gespräch einließen. Nachdem wir um 3 Uhr abgefahren waren, trafen wir unterwegs überall Franzosen und wurden in einem Dorfe auch nach unsern Pässen gefragt. Man machte uns aber keine Schwierigkeiten . . .

Die Konzeption von Kleists ‚Verlobung in St. Domingo‘.

Eine literarische Analyse.

Von Kurt Günther in Leipzig.

Ich liebe die ‚Verlobung in St. Domingo‘ nicht im entferntesten vor den „Erzählungen“, erster Teil. Keineswegs vor dem symbolisch-machtvollen ‚Bettelweib von Locarno‘, das nicht ein „Spukstückchen“ nur ist, sondern eine Musik. Auch nicht vor der

Legende, die zwar spröde, aber von tiefgehendem Wittern ist. Und der ‚Zweikampf‘, der immerhin bedeutendes darstellerisches Gepränge und neue psychologische Feinheiten (Littegardens Scham) aufweist, ist mir auch lieber. Ich begreife nicht, daß Erich Schmidt (in der Einleitung zu den ‚Erzählungen‘; 3. Bd. seiner Kleist-Ausgabe) gerade die ‚Verlobung‘ „eine herrliche Novelle“ nennt, wie er herausheben kann, daß „Kleist in dieser Erzählung sonst das Kleinste tadellos motiviert“ hat. Gustav von der Ried, der „nach einigen im Zimmer schüchtern umhergeworfenen Blicken den Degen, den er an der Hüfte trug, allschnallte“, der es sich da bequem macht und nun umständlichst losschwätzt ohne jede Vorsicht, ohne jeden Argwohn und alles glaubt, was ihm wieder vorgeschwätzt wird, der „vielfache Küsse“ auf die knöcherne Hand der Alten „niederregnen“ läßt, der „verlegen“ mit der kleinen angeputzten Mestize zu schäkern anfängt und wie ein Gimpel auf die Leimrute geht, der endlich von seiner Braut noch erzählt (so daß nun ungefähr das Wichtigste seiner Vorgeschichte erwähnt ist), der die Toni beschläft, ihr „das kleine goldene Kreuz, ein Geschenk der treuen Mariane, seiner abgeschiedenen Braut“, „als ein Brautgeschenk“ um den Hals hängt und ihr „da sie in Tränen zerfließt“ sagt: „daß er bei ihrer Mutter am Morgen des nächsten Tages um sie anhalten wolle“ (!) — während sein Oheim, der „ehrwürdige alte Greis“, samt der Familie und dem Trosse hungernd und dürstend in der Wildnis warten — Gustav, dieser unendliche Tölpel, war mir von vornherein eine unsympathische, ja lächerliche Figur, die am meisten hier meine Freude verdarb. Auch Graf F . . . gehört zu dem Typus des glühenden, impulsiven, etwas tölpelhaften Militärs und doch ist er eine charmante Figur! nicht weil er (trotz seiner brutalen Tat) aristokratischer und eleganter ist oder weil er sich wesentlich verantwortlicher fühlt und weniger sentimental ist — der Hauptunterschied liegt darin, daß der Eindruck des russischen Grafen F . . . in glänzende Komik aufgelöst ist, während Gustav von einem unmöglichen, konventionellen Pathos begleitet ist. Was folgt daraus? Der erste Zweifel gegen die bisherige Datierung, die Dresden oder Berlin 1810/11 annimmt. Gustav ist zwar individualisiert, man hat ihn vor sich, aber ohne irgend einen interessanteren Zug wirkt er durchaus und um so mehr peinlich. Aber freilich, er ist ja auch nicht die Hauptfigur. Das ist Toni. Dasselbe Pathos hier. So gut sie zuerst gesehen und so rührend ihre innere Wandlung gedacht ist, für mich hat diese Figur nichts restlos Überzeugendes. Anfangs ist sie echt, gehört ganz dem Milieu an, dann aber scheint die charakterliche Basis überladen, unlogisch auch hinsichtlich des Milieus. Die Toni der zweiten Hälfte ist ein neues Geschöpf, ist nicht die umgewandelte oder „geläuterte“ (oder wie man sonst sagen mag)

Toni der ersten Hälfte. Nein. Toni, die wir noch als kleine Hexe, als Pflanze erleben, die wir mit ihren 16 Jahren, in dem Milieu, in der Tat jenseits von Gut und Böse vermuteten, von der wie von einer Wilden angemerkt wird: S. 330_{16} „so übernahm sie — ein menschliches Gefühl“: diese selbe ist mit einem Male, nach ein paar Stunden, eine leidenschaftliche Büßerin geworden, dann noch mehr als das: ein sublim empfindendes Weib, das wie Hebbels Mariamne in seinem Tiefsten verwundet ist durch das Mißtrauen des Geliebten (S. 344_{15-19}), die darum an den Tod frohlockend denkt. Man stellt sich in der zweiten Hälfte auch körperlich eine andere vor wie in der ersten Hälfte: wie sie „einen Helm und einen Spieß“ (S. 346_{8}) genommen hat („eine opferfreudige thatkräftige Frau“ nennt sie O. Brahm) und nun dem Männertrupp voranschreitet (innerlich zur Klarheit und Größe gelangt), erscheint sie mir (ich will nicht sagen wie Schillers Jungfrau — wie bei Körner) aber doch ein wenig heroinenhaft, als eine Europäerin, nicht mehr als die kleine verlockende, tropisch geschwellte graziöse Mestize mit den dunkeln Locken und den jungen Brüsten. Man ist sozusagen aus den Tropen in den Norden, in den Landstrich des Dichters versetzt. Man darf nicht an exotische Novellen von heute, etwa Joh. V. Jensens denken! Mir erscheint die Toni der ersten Hälfte echter; rührend und erhebend ist natürlich doch die Toni der zweiten Hälfte. Aber der Zwiespalt ist da. Kurzum, Kleist hat nicht mit überzeugender Kunst die Figur weitergeführt und gerundet. Denn, wenn Toni hinterher sagt S. 333_{17} f. „Die Unmenschlichkeiten — — — empörten längst mein innerstes Gefühl“ — so steht das auf dem Papier, Symptome vorher haben wir nicht erlebt. Warum hat er nur diese Toni nicht lediglich von Liebe erfüllt sein lassen wie Julia —? von Liebe, die allein sie reinigt und emporhebt, aber immer noch jenseits von Gut und Böse, ohne moralische Bewußtheit? wie die Bajadere, die nicht bereut, sondern liebt, verzweifelt liebt! Daß Kleist freilich sie so, wie er sie nun einmal durchführt, sterben läßt, kommt mir ganz richtig vor. Ich begreife nicht, wie man einen glücklichen Ausgang wünschen mag! Toni (der zweiten Hälfte) ist doch so gekränkt in ihrer Liebe, daß dieser Gustav nur ein Kompromiß werden könnte statt des Erwarteten.

Ungleich souveräner und intimer ist die psychologische Zeichnung der Frau Marquise: auch hier geschieht ein starker Aufruhr der Gefühle und Empfindungen, aber Kleist weiß hier absolut sicher, wie sein Weib (und hier ist es eine gebildete Dame) trotz der entschiedenen Tat das Vegetative von vorher nicht abgestreift hat, daß sie wieder die Abhängige, Hilflose ist; mit anderen Worten: hier entgleitet der Charakter nicht seiner Beanlagung; hier ist Neuland, hier

ist die Tradition überwunden, überwunden die Pathetik der Charakteranlage. Was folgt daraus? daß Toni möglicherweise vor Julietta geschaffen ist oder — sein könnte. Verfahr ich da zu rigoros mit Toni? Man schätzt ja allgemein die ‚Verlobung‘ und besonders die Toni. Ich muß auch versichern, daß mir jene Zwiespältigkeit in Tonis Dasein nicht in erster Linie die Novelle herabmindert unter die übrigen, daß im Gegenteil die Anlage einer innern Wandlung zu starkem, reinerem Liebesgefühl durch den Beischlaf mit dem gutmütigen Europäer — ob Kleist wirklich an die Bajadere gedacht hat? — sehr fein ist und die Durchführung der unmittelbaren Folgen — wie die kleine Mestize unaufhörlich weint — sehr ergreifend wirkt. —

Imposant bleibt auf alle Fälle — das mag hier, bei der Abrechnung über die Eindrücke, gleich daneben gesagt sein — der kühne Griff, mit dem Kleist in bewegtesten Schauplatz hineinlangt. Wer hat ihm das damals gleich nachgemacht? In einem knappen Rahmen solche Vorgänge wie das ‚Erdbeben‘! Und in der ‚Verlobung in St. Domingo‘ und der ‚Marquise von O . . .‘ gar einen „aktuellen“ Hintergrund! Neuer Geist war es, der in Kleist mächtig wurde, bevor die großen historischen Ereignisse einsetzten, als noch Klassizismus und Romantik in höchster Blüte standen. Im ‚Findling‘, der frühesten der acht vorhandenen Erzählungen, entwarf Kleist einen perversen immoralistischen Menschen und wollte in extremer Weise gleichsam die Draperien zerreißen, die den Menschen in seiner Nacktheit verdeckten. Aber er verfiel in seinen ersten Erzählungen mit seinen Mitteln noch zum Teil der Tradition; am bedenklichsten eben im ‚Findling‘ (und in der ‚Familie Schroffenstein‘). Im ‚Erdbeben‘ freilich, wo er nicht charakterologisch verfährt, sondern mit allgewaltiger Naivität eine moderne Schicksalsanschauung prägt, ist er sein eigner Herr. Aber nicht vollkommen wieder in der ‚Verlobung‘, mag man sie datieren, wohin man will. Ich spreche in diesem Augenblicke noch von dem kühnen Realismus des Hintergrundes und behaupte einschränkend, daß diesem der individualisierte Vordergrund, das Milieu, allerdings nicht restlos entspricht: und dieser Rest ist eben — zum Schaden — Tradition, ist wieder Pathos: Schiller und moralische Erzählung (Aug. Lafontaine). Die rasende Aufruhr-Atmosphäre ist durch den hastigen Entwurf des Congo Hoango auf den ersten zwei Seiten gleich gut gelungen, ein eigenes Interesse gereizt („Nun weiß jedermann, daß im Jahre 1803 . . .“). Aber bald merkt man, daß Kleist gar nicht in erster Linie „St. Domingo“ darstellen will, sondern private Charaktere, private Handlung, privates Schicksal. Man entzieht sich nicht diesem künstlerischen Willen, man kann direkte Zeichnungen, farbigere Ein-

drücke von Örtlichkeit, Landschaft, Licht, Luft, Temperatur rc. noch entbehren; aber das Milieu, die Insassen des Milieus — das geistige und gemütliche Niveau, die Diktion, das Zeremoniell der Figuren bestimmen am intensivsten das Milieu — hier müssen, bei einer ausgesprochen realistischen Anlage, engere Beziehungen vorwalten! (Am Ende käme das auf eine Betrachtung der charakterologischen Leistung hinaus, könnte man meinen.) Solches Milieu ist am glänzendsten und typischsten von den Erzählungen in der ‚Marquise von O . . .' vorhanden; dann im ‚Zweikampf'; vorzüglich auch im ‚Kohlhaas'. So ragend hoch steht auch hierin die ‚Marquise von O . . .' da, wo alles durchdrungen ist von echter ureigener Stimmung einer aristokratisch-militärischen Sphäre (wenn es auch nicht italienisches, sondern märkisches Milieu ist)! Der Kraftaufwand des Künstlers hierin ist gewiß gar nicht weiter groß, aber man beurteilt ja Kunstwerke nicht nach dem Kraftaufwand, mit dem sie entstanden sind. Ungleich gewaltigere künstlerische Energie steckt etwa im Milieu der ‚Penthesilea'. Kurzum, hierin ist die ‚Verlobung in St. Domingo' (innerhalb des Kleistschen Oeuvre) doch inferior, nicht im Entwurf, wohl aber in der Ausführung. Noch tapsig. Noch? Wir müssen erst weiter sehen. Vollkommen Ungeschicktes und Verkehrtes und Konventionelles leistet die ‚Verlobung in St. Domingo' in der Diktion der Figuren. Kleists Arbeiten an Verssprache, der Einfluß von großen Stilen (Schiller), der seine dem Charakteristischen doch zugekehrte Art sprechen zu lassen selbst im ‚Zerbrochenen Krug' hier und da nivellierte zu ungunsten des Vulgären, ist bis zum Lästigen spürbar nur in der ‚Verlobung in St. Domingo'. So leicht es Kleisten, dem preußischen Adligen und ehemaligen Offizier, gefallen sein mag, die Figuren der ‚Marquise von O . . .' sprechen zu lassen, es steckt doch Fortschritt über die ‚Verlobung in St. Domingo' hinaus darin — oder die ‚Verlobung' wäre in der Diktion der Figuren ein unglaublicher Rückschritt. Charakteristische Töne (archaistische und volkstümliche Elemente) gelingen ihm doch im ‚Kohlhaas' und ‚Käthchen', d. i. in Dresden. Im ‚Kohlhaas'-Fragment (d. i. Königsberg) finden sich dagegen noch jene stereotypen Töne (so in der Diktion der Lisbeth — „liebster Michael" u. a. und teilweise des Kohlhaas). Aber nirgends zeigt sich, als in der ‚Verlobung', störender und unrealistischer — also im Widerspruch zur realistischen Anlage der Novelle — und unfreiwillig-komischer das Abfärben von pathetischer Versdiktion in den Worten der Mulattin, der Mestize, des Negers!

„O Babekan, mit welchem Märchen hast du mich getäuscht?"

„Ist es nicht, als ob die Hände seines Körpers, oder die Zähne seines Mundes gegeneinander wüten wollten, weil das eine Glied nicht geschaffen ist, wie das andre?"

„ein Blick jedoch auf die Brust ihrer unglücklichen Mutter, sprach sie, indem sie sich rasch bückte und ihre Hand küßte, rufe ihr die ganze Unmenschlichkeit der Gattung, zu der dieser Fremde gehöre, wieder ins Gedächtnis zurück" ...

und noch viele andere Stellen.

Hier muß, um es wieder zu betonen, dieses eigentümliche opernhafte Pathos um so mehr auffällig sein, weil die Verhältnisse total individualisierte (wie niemals später) sind und die Personen nicht der Rasse und dem Stande angehören, die der ‚Findling', das ‚Erdbeben' (bis auf die Worte aus der Volksmenge, die auch nicht klingen) und die ‚Marquise' aufweisen. In der Diktion Herses und des Abdeckers von Döbbeln ist das charakterisierende Maß richtig getroffen, das für Kleists Stil sich eignet! — Über das Pathos des darstellenden Stiles in der ‚Verlobung', über den metaphorischen Ausdruck, die aparte Wortstellung, die Wortwahl 2c. will ich in diesem Augenblicke nur so viel gleich sagen, daß manche Unterschiede zu den anderen Novellen zu konstatieren sind. Man hat den Stil der ‚Verlobung' rein und klar genannt, man hat behauptet, der Vortragston sei beruhigter und froher und käme dem Goetheschen nirgends näher (Servaes). Etwas Zutreffendes liegt schon darin, insofern nämlich, als der Stil der ‚Verlobung' nicht mehr das Tastende und Naive des Anfangs-Stiles (‚Findling', ‚Erdbeben') hat, insofern als man damit auch den Stil der ‚Verlobung' in einen Unterschied setzt zu ‚Marquise' — ‚Kohlhaas' — ‚Bettelweib', den Höhepunkten von Kleists epischem Stil. Denn der Marquise-Stil ist allerdings nicht beruhigt oder nur rein, sondern eine Bewegtheit, ein Spiel sondergleichen, voll gewollter Formenkomik bis zur gewollten Formengroteske. Und deutlich sind die Unterschiede zwischen ‚Verlobungs'-Stil und dem Stil der letzten Erzählungen, der hart-konstruktiv zum Teil ist. Servaes irrt sich darin, daß der ‚Verlobungs'-Stil beruhigter, d. h. (nach seiner Datierung) noch beherrschter sei, als der ‚Marquise'-Stil, ein Darüberhinaus, das endlich Erlangte. Das wird sich (hoff ich) aus dieser Untersuchung ergeben, daß Servaes, den ich keineswegs im besonderen hier „bekämpfen" will, irrt. Nicht beruhigter, sondern noch nicht so genial bewegt und spielend ist der Verlobungs-Stil, noch haftet er an älteren Formen, sich befreiend, zugleich dem Neuen, Niedagewesenen zustrebend, noch hängt das Pathos mit dem des ‚Erdbeben' zusammen und jene Lafontainesken Töne sind, gar nicht so selten, vorhanden. Darum zwar — man erlaub es mir einmal — ist wohl schon Goethisch der Stil, aber noch nicht fertig — Kleistisch, noch sauber und rein, noch nicht so spielend und tanzend wie nachher. Denn die ‚Verlobung von St. Domingo' gehört nicht dahin, wohin man sie bisher hat rangieren lassen, nicht an die klassische Stelle, nicht

nach Dresden, nicht über die ‚Marquise von O . . .‘! Die ‚Marquise von O . . .‘ ist das bewußte Meisterstück, die ‚Verlobung in St. Domingo‘ noch (sagen wir einmal) Gesellenstück. Die Motivierung ist keineswegs tadellos, wie ich schon merken ließ. Ich beginne weiter Einiges aufzuzählen. Zunächst, was mit Milieu (um einen abgerissenen Faden aufzunehmen) zusammenhängt. Hierzu rechne ich die Namengebung und diese ist hier sehr primitiv, im Gegensatz zu ‚Käthchen‘ oder ‚Kohlhaas‘ oder ‚Zweikampf‘. Dabei wird hier, auch im Gegensatz zu später, alles und jedes benamset, wie im ‚Findling‘ und im ‚Erdbeben‘. ‚Babekan‘ ist, wie man schon hervorgehoben, ein orientalischer männlicher Name und mag wohl aus dem Oberon herübergeklungen sein. ‚Babekan‘ mag noch gehen, aber ‚Toni‘! Ihre Mutter ist Mulattin, ihr Vater Marseiller Kaufmann, ihr Stiefvater Neger, ihr „Prinzipal“ Franzose — und dann ‚Toni‘, dieser treuherzige (nennen wir ihn einmal:) Schweizer Name. Schweizerisch heißt seltsamerweise auch der eine Negerknabe: ‚Seppy‘ — aus ‚Nanky‘, das ähnlich klingt, weiß ich nichts zu machen — dergestalt, daß, da von der anderen Seite eine Schweizerfamilie Strömli hinzukommt, die Namengebung halt ein wenig schweizerisch klingt. Das ist nicht so schlimm; ästhetisch kribbelt es einem nur in den Fingerspitzen, die geringe Mühe sich zu machen und wegzustreichen und Geschickteres einzusetzen. Etwas jugendlich wirkt diese Namengebung, man erinnert sich, daß Kleist in der Schweiz arbeitete, daß er sie lieb hatte — man stutzt. — Symptomatisch für den unsichern Ton, den Kleist hier für Milieu zur Verfügung hat, ist eine Bemerkung wie S. 316 $_{23}$ „Nanky, den Hoango auf unehelichem Wege mit einer Negerin erzeugt hatte“. Babekan, die gewiß von der Zivilisation berührt ist, die aber auch, in fürchterlicher Verrohung der Seele, die schauderhaftesten Verbrechen seit längerer Zeit mit ausführt, läßt sich von Toni die Hand küssen u. a.; es geschieht so gar nichts weiter, ihre Verrohung in Haltung und Gebaren, natürlich wenn sie allein oder mit Toni zusammen wäre oder später mit Hoango, zu illustrieren. Man vergißt in der Tat zuweilen, daß sie eine Schwarze ist; es ist nur die garstige Alte der Betrüger- und Räubergeschichten europäischen Zuschnittes. Ich gebe zu, daß durch wenige Striche mehr die gewollte Illusion zu erzielen wäre (denn Kleist versteht es assoziativ zu wirken). Es geschieht übrigens auch nichts weiter, Babekan als eine Schwindsüchtige durch irgend einen charakterisierenden Zug vorzuführen: sie schnupft und setzt sich die Brille ab — warum hustet sie nicht oder Ähnliches . . . Wenn es von Congo Hoango heißt: S. 342 $_{34}$ „Der Neger trat, das Schwert in die Scheide steckend, an das Bett —“ so bedeutet diese Waffe eine befremdende Möglichkeit und das Pathos des Partizip Präsens

erwirkt einen störenden assioziativen Zusatz. Und wo nehmen Strömlis S. 346_8 plötzlich noch einen Helm und Spieß für Toni her? — Die beiden Weiber läßt Kleist allein (außer Nanky und Seppy) in dem großen Haus zurück! Und Nanky und Seppy, die dem Congo Hoango „sehr teuer" sind und um deren Besitz der ganze äußere Verlauf zuletzt sich dreht, läßt Kleist in dem Nebengebäude schlafen! statt unter Aufsicht in dem geräumigen Hauptgebäude. Die „große Laterne" — wie wird die gerade in der zweiten Etage, in Tonis Kammer stehen! Zur entfernteren Möglichkeit rechne ich, wenn Babekan in der ersten und Toni in der zweiten Etage schläft. Wie schlecht ist Nanky instruiert! Daß er von dem „Tode Herrn Villeneuves und von Congo Hoango, dem die Besitzung anheimgefallen sei", spricht, ist zu dumm und unmöglich — dabei steht aber ausdrücklich in der Nähe: S. 316_{27}

„wie er in solchen Fällen angewiesen war".

Und das dreistöckige Haus, der Kamin, das von Polstern bequem aufgestapelte Bett sind nicht ohne einigen Zwang denkbar. Dazu kommt, daß auf der zweiten Seite gesagt ist:

„verwüstete die ganze Pflanzung, worauf die Erben, die in Port au Prince wohnten, hätten Anspruch machen können, und zog, als sämtliche zur Besitzung gehörige Etablissements der Erde gleich gemacht waren"

Gleich darauf ist aber das Hauptgebäude, sind auch die Nebengebäude wieder da. Man braucht sich davon noch gar nicht groß verstimmen zu lassen (es ist jedenfalls ein Beweis, daß jene Einleitung kaum in einem Zuge niedergeschrieben sein dürfte). Weitere Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten gesellen sich dazu, die einem ärgerlich sind und das Anfängerhafte und Zerfahrene der Arbeit bloßlegen. So wird im Eingang der ersten Szene die Unheimlichkeit der Nacht eindrucksvoll spürbar gemacht: S. 315_{16} „in der Finsternis einer stürmischen und regnigten Nacht", Z. 23 „durch die Dunkelheit der Nacht", Z. 26 „dieser stockfinstern Nacht"; gleich darauf, während Gustav dasteht und wartet („Inzwischen"), nimmt Nanky ihn gewahr: „und da er beim Schein des Mondes einen einzelnen Mann auf der hintern Treppe des Hauses stehen sah" ... Sicherlich wirkt das für den Augenblick recht verblüffend, und erst nach 10 Seiten, S. $326_{3.\ 4.\ 5}$, wird das Absurde etwas abgemindert, wenn dasteht: „und sah in die Nacht hinaus, die mit stürmischen Wolken über den Mond und die Sterne vorüber zog". Was weiß Gustav, wie schon hervorgehoben, nicht alles zu erzählen! von seiner Herkunft und seiner abgeschiedenen Braut Mariane Congreve — das kann man ihm nicht mehr verwehren; aber woher weiß er so genau den Verlauf und die Situation des Negeraufstandes? er erzählt: „wie die Familie kaum Zeit gehabt, sich mit einigen

Habseligkeiten vor die Tore der Stadt zu retten und wie ihr, bei dem gleichzeitigen Auflodern der Empörung in allen Küstenplätzen, nichts übrig geblieben wäre als mit Hilfe zweier Maulesel, die sie aufgetrieben, den Weg quer durch das ganze Land („in unsäglich mühevollen Nachtwanderungen" S. 318_{26}) nach Port au Prince einzuschlagen", aber er ist genau orientiert über den mitternächtlichen Ausbruch der Empörung, erzählt „mehrere Züge der in dieser Stadt ausgebrochenen Empörung". „Besonders war mir die Tat eines jungen Mädchens schauderhaft und merkwürdig" und er erzählt ausführlich und mit intimen Details die Geschichte von dem Pflanzer und der Pestkranken — als hätte er wie Kleist dies und noch mehr im Moniteur aufmerksam und mit regster Phantasie verfolgt. Gustav ist über Port au Prince, über die Stellung und Situation des Generals Dessalines unterrichtet und er spricht nicht eine Befürchtung aus, ob es jetzt anders stehe um die Sache der Weißen u. a. Der Gewinn, so den Hintergrund gewaltig und ragend (und indirekt, dramatisch) aufzubauen, an sich ein bedeutendes Darstellungsprinzip, ist mithin hier noch auf unkünstlerische Weise erzielt. Auch mit dem Vorwärtsrücken der Handlung haperts ähnlich; die Charaktere werden sogar im Stich gelassen; es resultiert dann: willkürliche Anordnung und Mangel der psychologischen Motivierung. Babekan also ist doch raffiniert und schlau bis zum Äußersten (so gewollt, ist sie wenigstens am interessantesten) — sie scheint sich aber tatsächlich fast schlafen gelegt zu haben, während Toni bei Gustav ist: sie wird doch, nimmt man bestimmt an, die ganze Sache überwachen — S. 315_1 heißt es ja, daß Toni bei Todesstrafe die letzte Liebkosung verboten war! — aber man bemüht sich vergebens Babekans Obachthaben zu erschließen: sie hat keine Ahnung, was geschehen ist; sie muß „in Gedanken versenkt" erwägen, „woher wohl die sonderbare Leidenschaftlichkeit des Mädchens entspringe" (!); sie traut Toni gleich wieder nach deren sonderbarstem Gebaren; sie legt den Zettel in den Wandschrank (Toni braucht ja dann den Zettel!); sie hat keinen Verdacht auf Toni, als der Zettel fehlt; sie merkt nicht, daß Toni, um das Frühstück zu bereiten, lange wegbleibt — eine mißtrauische Alte ruft alle Augenblicke in die Küche hinaus: wie die alte Ursula nach Barnabe ruft! (das läßt sich mit Geschwätzigkeit gut vereinen!) — der „Hauptschlüssel" befindet sich in Tonis Händen! aber in dieser Nacht hat die Alte gewacht und Obacht gegeben, was selbstverständlich ist. Bald darauf aber, nachdem sich alles nach und nach zur Ruhe begeben, läßt Kleist die Toni wieder unbemerkt das Haus und den Hof verlassen! das ist zu bequem motiviert! Kurzum, imposanter wäre die Wirkung, wenn es Toni und Kleist gelungen wäre die regste, durchtriebenste Aufmerksamkeit der Alten zu über-

treffen und den Verlauf nicht durch „Schwächen“ der Charaktere zu erzwingen, sondern durch Kraft gegen Kraft. Erich Schmidt hebt in der Einleitung zu den Erzählungen (meines Erachtens nicht scharf genug) hervor, daß Toni doch den Gustav durch ein, zwei Worte aufklären und warnen könnte. Dies ist allerdings sehr tadelnswert und erschüttert die gläubige Haltung des Lesers besonders. Dazu kommt, daß dieser Gustav, dieser unglaubliche, unmögliche Gustav, während der ganzen Szene schläft, die zweite Nacht, im aufgestapelten Bett — schon als Bild, bei dem Gedanken an den jammervollen Zustand Strömlis, fast lächerlich. Nicht, daß die Verantwortung und die gefahrvolle Situation ihn feinnerviger machten! Toni „überdeckt seine teure Hand mit Küssen“ — er schläft; im Innern des Hofraumes erhebt sich ein Geräusch von Menschen, Pferden und Waffen, die Stimme Congo Hoangos (die Fenster sind geöffnet) — er schläft. Es ist zwar besser, daß Gustav schläft, daß Toni ihn nicht rasch unterrichtet — der feine innere Konflikt, das Motiv des Mißtrauens, das für Kleist tragische Schauer barg, wäre sonst nicht einzufügen — aber —.

Der Zufall ist für den Künstler ein schwer zu gebrauchendes Mittel — natürlich. Ein Zufall fast ist die Figur des Gustav, der eine konversationelle Exposition verursacht. Aber er ist ein Zufall, der sich festnistet. Im übrigen verfährt hier Kleist mit Maßen; die ausgeklügelten Schleichwege des Schicksals wie in der ‚Familie Schroffenstein‘ und im ‚Findling‘ sind vermieden. Die „wunderbare Ähnlichkeit“, die hier gar nicht weiter erforderlich ist (im Gegenteil, kaum denkbar, weil Tonis Mutter eine Mulattin), hätte Kleist sich mithin schenken können. Im ‚Findling‘, wo man vom Außergewöhnlichen brüskiert wird, nimmt man sie hin, im ‚Kohlhaas‘ letzter Teil vermag man sich, bei dem mittelalterlich-magischen Halbdunkel, das zuletzt gewollt ist, kaum zu wehren, — hier aber, in dieser purrealistischen Novelle, möcht ich dieser „wunderbaren Ähnlichkeit“ leicht entraten. Streiten läßt sich darüber nicht. Auch darüber kaum, daß ein Strick in der höchsten Not am Riegel hängt[1]), daß ein Brett, worauf man die Leichen legt, oben in der Kammer gleich verfügbar ist, daß Herr Strömli auf dem gefährlichen Zuge nach der Niederlassung seine Waffen nicht in der Hand hat, daß Congo Hoango, obwohl „in der Mitte des Zimmers“ stehend, sofort ein Pistol von der Wand reißt und es losplatzt, daß nicht ohne weiteres klar ist, wie Toni sich von ihrem Schlafzimmer aus (3. Stock) überzeugen kann, ob die Mutter (2. Stock) „entschlummert“ u. a.

Eine ganz schlimme Unklarheit herrscht in der Introduzione. Wie kommt es, daß bisher niemand sie aufdeckte? Es liegt an dem

[1]) Vgl. Erdbeben (Strick), Findling (Peitsche).

hinreißenden Zug der Sätze, an der dichten Verschweißung der Sätze aneinander, an den sich drängenden Vorstellungen, die zunächst einmal jeden Widerspruch wegblenden und die „verschanzten“ Pflanzer 314 $_{15}$ in fliegender Eile erdrücken. Aber wenn auf die „unbesonnenen Schritte des National-Konvents“, d. i. 1793(—95), Congo Hoango als einer der Ersten die Büchse ergreift, mordet, brandmarkt, „ja“ die alte Babekan und die 15jährige Toni auffordert, an diesem Kriege so und so sich zu beteiligen — so sind wir verwundert, wenn auf der dritten Seite die Erzählung aufs Jahr 1803 hinüberspringt und Toni immer noch 15 Jahre alt ist. Vgl. S. 327 $_{28}$. Hier ist ein Bruch. Man fragt sich auch, bei einem Vergleich mit den übrigen Novellen, weswegen Kleist hier so und nicht anders, nicht wie gewöhnlich mit der Hauptfigur den Einsatz gewählt. Denn er führt hier eine Figur vor, die nicht im Mittelpunkte der Novelle steht. Rechtfertigen läßt sich dieser Einsatz gewiß für dieses Kunstwerk: er ist eben stimmunggebend. Aber gleichwohl — Kleist geht sonst sofort zum springenden Punkt über, ganz bewußt in den Novellen, die die Höhe bedeuten: ‚Kohlhaas‘, ‚Marquise‘, ‚Bettelweib‘. Man behält zum mindesten auch dies als ein Symptom im Auge und — gräbt weiter.

Es wurde gegen den Ausgang Einspruch erhoben. Er ist für den Gustav eine Vergeltung, für Toni aber brutal und grausam, grausamer als der Untergang Ottokars und Agnes, die rein und ineinander beseligt erstochen werden, grausamer als der Untergang Josephens, die, im Innersten unberührt, sich opfert, grausamer auch als Elvirens Untergang im ‚Findling‘ insofern, als erstens der Leser die Elvire kaum kennt, zweitens Elvire eben auch ohne inneren Konflikt, ja längst gebrochen in ihrer Lust zu leben, aus dem Leben scheidet. Um so schriller wirkt Tonis Ende, als eine nordische moralische Bewußtheit die zweite Hälfte beherrscht, die bei der Einfühlung in Tonis letzte Augenblicke verschärfend und peinigend hinzukommt. Hätte Toni doch etwas mehr von Shakespeares Julia! wär sie nicht so gesteigert worden! Dann wär ihre Tragik schlichter und harmonischer. So aber ist es empörend, wenn Gustav, dieser Unterlegene, sie niederknallt und ihr einen unsagbaren inneren Schmerz, ja, man mag fast sagen, einen zerrütteten Glauben fürs Jenseits mitgibt. Kleist mag vielleicht, weil ihm ein „guter“ Ausgang trivial erschien, erst hinterher, später das Motiv des Mißtrauens hinzugefügt haben, um so ein tragisches Ende schärfster Form auszukosten: er würde dann eben vergessen haben, daß Toni als unbewußtes Geschöpf „entworfen“ war. Aber lassen wir diese Hypothese verschwinden! Jedenfalls könnt ich nicht entdecken, wie die Stimmung dieses Ausganges in der Nähe des ‚Käthchens‘, der ‚Hermanns-

schlacht‘ und des ‚Homburg‘ möglich wäre. Oder die Stimmungen des Verlaufes überhaupt! Hier liegt viel Entscheidendes! Alles weist in die Vor-Dresdener Zeit, in die Nähe des ‚Erdbebens‘, kaum etwas ist von der Laune der ‚Marquise‘ zu spüren, von der satten Komik des Dresdener Kohlhaas-Stückes, von den grünen und blauen Tönen des Märchens „Käthchen“.

Bezeichnend ist, daß O. Brahm bei der Besprechung dieser Novelle zweimal mit der ‚Familie Schroffenstein‘ Vergleich zieht. Was ist denn überhaupt die persönliche Stimmung, aus der die Novelle geboren ist? Das Innerlich-Erlebte in der ‚Verlobung‘? Gustav, Toni, der aufgeregte Hintergrund, persönliches individuelles Schicksal innerhalb von Zeit-Schicksal, ein Grauen ... Von der ‚Familie Schroffenstein‘ und dem ‚Findling‘ und dem ‚Zerbrochenen Krug‘ ab, diesen ersten Konzeptionen, die in enger begrenztem Bezirk spielen, weitet sich der Blick, die schwüle Atmosphäre der Zeit wird ihm immer spürbarer, vom ‚Guiskard‘ und ‚Erdbeben‘ an (noch von der intimsten Schöpfung Kleists, dem Seelenaustausch zwischen Alkmene und Jupiter, abgesehen). Kleist, der preußische Dichter, zeigt von Anfang seines Schaffens an den Nerv für Zeitstimmung und für das, was der Zeit von der Kunst not tat. Kein Mensch wird in Abrede stellen können, daß Kleist schon 1803, ja schon vorher durch die Nachrichten von dem Negeraufstand in St. Domingo — Kleist war ja Herbst und Winter 1803 zum zweiten Male in Frankreich — Keime zu dieser Novelle empfangen hat, wenn ihm auch sonst weiter nichts klar vor der Seele gestanden haben mag. Es klingt so frisch und unmittelbar, wenn es im Anfang heißt: „Nun weiß jedermann, daß im Jahr 1803, als der General Dessalines — —“ Was aber der Stimmung der realistischen Werke vor 1806 eigen ist, dünkt mich ein tragisches Grauen vor der wildbewegten erschütterten Sphäre zu sein, ein Grauen davor, daß das Individuum in ihr zermalmt wird, auf eine schmähliche grobe Art zermalmt wird; ein glatt und rationalistisch gegründetes Schicksal fürchtet Kleist. Daneben tritt, unvermittelt, schroff die individualistische Forderung an das Leben (am größten in der Penthesilea gestaltet). Wie anders ist die Stimmung der Perioden nach 1806. Seiner unwiderstehlich wachsenden künstlerischen Heiterkeit entspringt das ‚Käthchen‘ (und der Abdecker von Döbbeln). Dann die sieghafte Periode des Positivismus, der patriotischen Begeisterung. Neue geheimnisreiche seelische Zusammenhänge. Dann Reaktion: mystische Neigungen, Beugen vor dem tiefgegründeten geheimnisvollen Schicksal; dumpfe Stimmungen, nicht gewaltsame Tragik wie vor 1806. Man könnte aber behaupten, daß Kleist zu dem kriegerischen Hintergrund inspiriert wurde durch den Krieg 1806/07. Es gibt eine Stelle in

seinen Briefen, die lautet: (8. Juni 1807): „Doch genug jetzt von mir. Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eignen Noth zu reden. Menschen, von unsrer Art sollten immer nur die Welt denken. Was sind dies für Zeiten! Und das Hülfloseste daran ist, daß man nicht einmal davon reden darf." Wer wollte aber die Stimmung dieses Briefes mit der ‚Verlobung in St. Domingo' in Einklang setzen? Denkt Kleist in dieser Novelle die Welt? Oder spricht er „von seiner eignen Noth?" Mir scheint allenfalls das letztere zuzutreffen: Das Eigensinnig-Individuelle ist die Hauptstimmung der ‚Verlobung', die also 1807 ihm widerwärtig war — vielleicht reicht bis dahin die Ausarbeitung, vielleicht entsteht hier der grimmige Schluß? Hätte Kleist 1807 die Welt gedacht — was wäre dann gerade aus dem Gegenstande St. Domingo geworden! Er redet aber jetzt, d. i. 1807, nicht von den Zeiten, sondern flieht weg von ihnen und mancherlei trifft zusammen, daß er jetzt das ‚Käthchen von Heilbronn' schaffen sollte. Nein, der kriegerische Schauplatz in der ‚Verlobung' ist so entstanden wie das Erdbeben neben Jeronimo und Josephe, dieses von 1647, jener von 1803 her: es ist die Stimmung vor Ausbruch bewegtester Zeit, vor Ausbruch des Krieges, trotzdem das eine Mal Krieg im Hintergrund ist. Wie auch in der ‚Penthesilea', die vor 1806 konzipiert ist. Hart stoßen verwirrte Zeit und individuelles Schicksal zusammen — wovor Kleist (um seiner Pläne willen) ein tragisches Grauen hegte. Vor 1806. Das individuelle ist aber das Primäre, in der ‚Verlobung' noch viel eher als im ‚Erdbeben'; denn so reichlich und sorgfältig der Hintergrund in der ‚Verlobung' eingearbeitet ist — die weitaus größere Intensität strömt von den beiden Hauptfiguren Gustav und Toni aus, und zwar gar nicht in ihrem engen Zusammenhang mit dem Hintergrund, sondern in ihrer individuellen Beanlagung, in ihrem individuellen Geschick. Auf den ersten beiden Seiten scheint es so, als sollte ein engster Zusammenhang der Seele eines Menschen mit einer großen historischen Bewegung aufgedeckt werden, dann aber wird der innere Verlauf so intim, daß Schauplatz und innerer Gehalt gleichsam nebeneinander herlaufen. Das Kunstwerk selbst soll damit beileibe nicht getadelt werden, nein! es ist eben gewollt von Kleist! oder: es mußte so kommen: es offenbart sich da eine Proportion zwischen „privatem" und „historischem" Charakter des Kunstwerkes, die für Vergleiche mit den späteren Werken sehr interessant und ergebnisreich sein dürfte; hier ist ein genaues Analogon zu der Stimmung Kleists, in der er, zwar schon erregt von der unruhigen Zeit, doch noch zu sehr mit sich und seinem ganz Persönlichen beschäftigt war. Noch loht und drängt hier nicht die politische Flamme, in der Kleist das Eisen seiner ‚Hermannsschlacht',

seines ,Homburg', seines ,Kohlhaas' letzten Teiles und der stärksten seiner Anekdoten schmiedete, wo er und das Große seiner historischen Sphäre Eins sind. Man kann in der Tat behaupten, daß Kleist, wenn er auch erst um 1809 oder gar später die St. Domingo-Novelle hätte schaffen wollen, mit Bestimmtheit Toussaint Louverture, diese hervorragende Erscheinung, und derartige Tragik zum Gegenstand erkoren hätte! Und gegen die Franzosen! Was auf der Hand lag! Was schon nach 1806/07 auf der Hand lag! Hier dagegen ist nicht weiter gegangen als: Aufstand der Neger und „Sache der Weißen". Das, was an historischer Begebenheit eingeflossen ist, scheint eher von französischer Seite her inspiriert, auf keinen Fall von englischer Seite (Rainsford).

Damit, indem der historische Hintergrund zwar vorhanden, aber nur als elementares, das äußere Schicksal bestimmendes Ereignis aufgebaut ist, indem aus ihm heraus nicht logisch der Held der Novelle geboren wird, sondern indem in dies elementare Ereignis hinein individuelle Figuren gesetzt werden, rückt — um es noch einmal zu sagen — die ,Verlobung' in die Nähe des ,Erdbeben'. Hier wie dort ist sozusagen das kompositionelle Rezept: elementares Ereignis und Geschick von Liebenden ein ähnliches, hier wie dort der gleiche harte Realismus des Geschehens. In der ,Verlobung' kommt allerdings der „innere Konflikt" hinzu; und die Intensität des Persönlichen, des Individuellen der Figuren! Die Figuren des ,Erdbebens' sind typischer und das Ereignis ist machtvoller und unmittelbarer gezeichnet: daher ein bedeutender Unterschied der Wirkung: das ,Erdbeben' wirkt symbolisch, die ,Verlobung' singulär. Nicht schon um deswillen ist die dauernde Wirkung des ,Erdbebens' bedeutender: nein, das ,Erdbeben' hat eben keine „Löcher" und nichts Schadhaftes, die ,Verlobung' dagegen, bei der angestrebten Kompliziertheit, wie gesagt, mancherlei.

Um so interessanter ist, für die Psychologie des Künstlers, die Intensität, mit der die Hauptpersonen erfunden und gestaltet sind: Gustav und Toni. Gustav ist enger verwandt mit Jeronimo und dem Grafen F... Alle drei sind sie impulsive erotische Naturen, nicht weiter bedeutend, vielmehr dem Weibe, mit dem sie zusammen agieren, unterlegen, weil zerstreuter und ohne jenes feine „innerste Gefühl", das Josephe, Toni, die Marquise haben. Will man diese Gruppe noch erweitern, so kämen hinzu: Ruprecht und Eve und — Kleist und Wilhelmine — Ulrike: also der Weiser zeigt nach rückwärts. Und noch ein männliches Wesen, das zwar abseits stehen soll und doch zur Gattung gehört: Nicolo. Ja, auch im Achilles steckt etwas von jener leichtsinnigen gefahrvollen Verliebtheit, doch hier hat Kleist in höchstem künstlerischen Streben mehr eine (individuelle)

Idealfigur (zwar auch seinem Innersten entsprungen) geschaffen, seine Idealfigur, die aber so echt menschlich wirkt gerade durch jene kleinen Schwächen, die wir von der Gruppe Jeronimo, Gustav, Graf F... kennen. Man darf sagen, daß die Gruppe Johann (Schroffenstein) — Nicolo — Jeronimo — Ruprecht — Gustav — Graf F... ebenso wie die Gruppe Ottokar — Achilles — Amphitryon hinführen zum Friedrich Wetter, Grafen vom Strahl, in dem Kleist beherrscht Heldenhaftigkeit und Schwäche verschmolz und in Heiterkeit echteste Menschlichkeit bot. Innerhalb der einen Gruppe lassen sich, denk ich, die werdenden Beziehungen aufdecken, lassen sich die Nuancen also von Johann und Nicolo bis zum Grafen F... gewinnen. In Johann, noch dringlicher und verzweifelter in Nicolo geißelt der anfangende Künstler Leidenschaften, vor denen ihm, dem Menschen, graute; Jeronimo, in dem typisch gehaltenen ‚Erdbeben‘, erscheint als ein Abdruck von Kleists künstlerischer Demut und Unterwürfigkeit unter den großen Zwang des Lebens und Geschehens. Gustav von der Ried ist noch eine von den Figuren, die mit resigniertem Ernst, mit einer Art kopfschüttelnden Pathos, ohne Laune und Heiterkeit, ja fast in einer Art Eigensinn geschaffen sind. Wie dem auch sei, — Graf F... bedeutet eine Überwindung, eine Befreiung, eine Entlastung, die Schöpfung des Übermenschen. Graf F... ist als Charakter — wie schon hervorgehoben — gar nicht weiter verschieden von Gustav (wenn er auch die feinere Gestalt ist), aber er ist umspielt von der Laune des Künstlers. Und diese Laune wirkt in ihrer innigen Reserve, in ihrer gestaltenden Lustigkeit, in der Vermeidung jedes pointierenden Effektes, jedes Fingerzeiges schier göttlich. (Es gibt Leute, die die ‚Marquise von O...‘ viel zu ernst genommen haben, die nicht sehen, daß sie zu unsern allerbesten Komödien gehört.) Hier handelt es sich aber nur um den großen Unterschied des künstlerischen Verhaltens dem Gustav und dem Grafen F... gegenüber. Es wäre (für mich) ein unbegreiflicher Rückschritt, wenn Gustav nach dem Grafen F... geschaffen wäre. Nein! nein! nein! Kleist beschreitet, nach der ‚Marquise von O...‘ andere Höhen, seine Kunst gleitet nicht mehr ab in jene Befangenheit, die, gebändigt ihn doch beherrschte, sondern erhebt sich sieghaft bis zu dem einen Gipfel des ‚Prinzen von Homburg‘. Und wenn wir unter Schmerzen wahrnehmen, daß seine Kunst doch noch nach Brot gehen mußte (‚Zweikampf‘ — Erzählungen, Zweiter Theil), so erschüttert uns das nicht in dem Glauben, daß Kleist niemals um so viel kleiner wurde als ‚Verlobung‘ oder gar ‚Findling‘ unter ‚Marquise‘ und ‚Kohlhaas‘ stehen. „Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr

verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmonisch auflösen würde“ ... (1811). Dies ist die Stimmung Winter 1810 und 1811, wie sie schmerzhaft auch den ‚Zweikampf‘, dieses Zwitterwerk von Sage und Realismus, durchdringt. Aber „die Welt“ denkt er im ‚Zweikampf‘. Und im ‚Bettelweib‘ und in der ‚Caecilie‘. Die ‚Verlobung in St. Domingo‘ ist auch ohne entschiedene Weltanschauung. — Gustav kann nicht nach dem Grafen F... geschaffen sein; um seiner selbst willen nicht, um der künstlerischen Laune willen nicht, die ihn begleitet, als auch darum nicht, weil Toni nicht nach der Marquise, nicht in Dresden, nicht neben Käthchen und Thusnelda gearbeitet sein kann. „Gearbeitet“ müßte sie neben dem „gewachsenen“ Käthchen sein. Aber Toni ist unmöglich unmittelbar neben Käthchen. „Gearbeitet“ ist Toni nicht, sondern intensiv gebildet. Toni steht zwischen Penthesilea und der Marquise, die zum Käthchen führt. Zwischen der Marquise — Käthchen — Thusnelda ist sozusagen kein Platz frei. Thusnelda ist, wenn man kühn sein will, das verheiratete Käthchen, sie ist in ihrer vegetativen Holdseligkeit, in ihrer schmiegsamen Hingabe wieder die Vertreterin der Weiblichkeit, wie sie Kleist nun einmal liebte, sie ist aber mit einem ganz leichten Spott des Künstlers geschaffen, der ausgegangen war diese Weiblichkeit zu finden und eben in Dresden an die Falsche geraten war und der sie nie mehr fand. — Toni ist gewiß am engsten verwandt mit der Eve aus dem ‚zerbrochenen Krug‘: beide erleiden sie von dem Geliebten die Bitternis des Mißtrauens und beide vergelten sie es mit einer tapferen opfermütigen Haltung: nur ist die Eve die frischere und einfachere, und das, was innerhalb der Handlung gegen sie spricht, besser, ungleich besser motiviert: also ihr Partner Ruprecht ist vom Dichter besser ausgestattet worden als Tonis Partner, dessen Plumpheit unbeschreiblich ist. Worin die Bedenken gegen das Psychologische der Figur Tonis beruhen, hab ich schon hervorgehoben. Wie kam diese Figur nur zustande? Ist es eine gleichsam nur auf dem Papier erlebte Figur oder steckt wirkliches Erlebnis dahinter? Ein Nüchterner und Skeptiker könnte sagen: Kleist wollte in Toni ein rührendes Paradigma von Mädchentreue und -tugend liefern; ein Paradigma zu allen den Maximen und Belehrungen, die er seiner Braut einst vermittelte; je tiefer das Mädchen steht, um so effektvoller ja ihre großzügige Haltung; die erste Hälfte ist guter Realismus, die zweite Hälfte ist conte moral; es ist noch eine jugendhafte Vermischung von sicher erfaßtem neuen Wesen und altem Rührstück-Krempel; die Figur der Dirne, die in edler Liebe entbrennt, haben die Franzosen (d'Arnaud, Boufflers), hat Meißner 1784. 89..; zuerst spüren wir Mo-

dernen bei Toni das haben, dann Schemen, Verblaßtes, Tradition — unfertig auf alle Fälle, keineswegs Dauerndes — dürfte ein Skeptiker sagen. Und ein Anderer könnte vermuten, daß irgend ein persönliches Erlebnis Kleisten drängte („Toni“? Anspielungen auf die Schweiz? „Nun weiß jedermann, daß im Jahre 1803“), ein Mädchen aus unterster Schicht, dessen großes Herz er in bewegter Zeit kennen lernte, zu dem er oder ein ihm Verwandter sich ähnlich verhielt wie Gustav; könnte behaupten, daß aber freilich die Umsetzung in die tropischen Verhältnisse recht primitiv geschehen ist und dadurch eben ein Zwiespalt in den realistischen Charakter der Novelle gekommen ist, den Kleist etwa im ‚Zerbrochenen Krug‘ nicht mit so großer Anstrengung zu überwinden brauchte. Das „Persönliche“ und das „Erlebnis“, wenn man daran glaubt, ist auf alle Fälle, wie schon mehrfach hervorgehoben, nicht Dresden oder späterer Zeit angehörig, sondern der Zeit, wo Kleist das Weib noch suchte, wo er „experimentierte“; es paßt als Erlebnis in die Schweiz, vielleicht ist Toni jenes Maideli auf der Delosea-Insel des Thuner Sees, und das Intimste: der tölpelhafte unselige Mann — vor jenes Wort 1807 „Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eignen Noth zu reden“ — gehört dies Intimste meiner Überzeugung nach, auch wenn die Formen der Komposition und des Stiles nicht so deutlich die Behauptung zu stützen vermöchten! Die „Noth“, die in der ‚Verlobung‘ ihr Wesen treibt, ist dem späteren Kleist geringe, der sich und seine erotische Veranlagung überwinden mochte zu gunsten seines Volkes und seines Künstlertumes (der aber die „Not“ seines Volkes und seines Künstlertumes nicht überwinden konnte [‚Das letzte Lied‘]), die Figur des Congo Hoango übrigens, der „im Wahnsinn stockblinder Leidenschaft“ (Luthers Wort auf Kohlhaas) in der Ouverture eindrucksvoll dasteht, einen intensiven Eindruck vorwegnimmt, dann zu ungunsten der historischen Atmosphäre eine so geringe Rolle zu spielen, gehört auch nur in jene Periode Kleists, in der er „besessene“ Figuren schuf, Menschen mit einer bohrenden Leidenschaft, Menschen, die nach gewaltsamer Sättigung ihres aufgestachelten Triebes hungern („Wahnsinn“, „wahnsinnig“ ist in ihrer Nähe ein häufiges Wort): Rupert, Nicolo, Piachi (am Ende des ‚Findling‘), der Schuster Pedrillo, Penthesilea, Gustav von der Ried (am Schluß), Kohlhaas (vgl. Meyer-Benfeys richtige These von der ersten Konzeption des ‚Kohlhaas‘, vgl. Kohlhaas selbst etwa S. 181, S. 171 rc.); noch der Obrist von G... gehört dazu, da, wo ihn Kleist auf die Marquise schießen läßt. „Der Wahnsinn der Freiheit, der alle diese Pflanzungen ergriffen hat“ heißt es S. 324 $_{29}$. Darnach aber kommt im ‚Käthchen‘ die heitere Verklärung dieses einen innersten

Gefühles. Und die bedeutendsten Menschen später sind bewußt und frei: Hermann, der Große Kurfürst, Friedrich von Trota; oder sie werden geläutert zu dieser Freiheit: Thusnelda, Friedrich von Homburg, Littegarde; oder aber — sie werden widerspruchslos zermalmt von geheimnisvollen Mächten ‚Bettelweib'; ‚Caecilie'; ‚Zweikampf'. — Damit ungefähr sei die Gesamtstimmung der ‚Verlobung in St. Domingo' (sagen wir einmal:) revidiert. Ich fasse hier zunächst einmal zusammen, was bis auf diesen Punkt in dieser Untersuchung erzielt werden sollte: die ‚Verlobung in St. Domingo' ist das Produkt eines tragischen Realismus, einer individualisierenden Kunst, einer unberuhigten, zur Selbstentäußerung und zum Positivismus strebenden Persönlichkeit; sie ist nach dem Rezept des ‚Erdbeben' gearbeitet: ein kühn ergriffenes historisches Ereignis von elementarer Wucht und im Zusammenhang damit das Geschick eines Liebespaares (die Unterschiede der beiden Novellen tun hier nichts Wesentliches zur Sache); die Tragik des Ausganges streift ans Gräßliche, vergleichbar dem ‚Findling', besser der ‚Familie Schroffenstein' — die Stimmung des Werkes entspricht der Stimmung des Künstlers, als er das ‚Erdbeben', ‚Penthesilea' schuf und ‚Kohlhaas' entwarf: Königsberg; ja, sie berührt sich noch mit den ersten Werken (‚Schroffenstein', ‚Findling', [‚Zerbrochener Krug']). Weit eher noch mit der Stimmung dieser Werke, als mit der Stimmung, die mit der ‚Marquise von O . . .' einsetzt, die mittleren Partien des ‚Kohlhaas' belebt, die zum ‚Käthchen' führt, die den Wiederaufbau des ‚Guiskard' erwirkt, die aus Laune, Heiterkeit, Intimität des Märchens sich dann wandelt zum entschiedenen sonnenklaren Positivismus der ‚Hermannsschlacht', des ‚Prinzen von Homburg', der patriotischen Journalistik, zur Inbrunst des ‚Gebetes des Zoroaster' (einer der stärksten künstlerischen Leistungen für die patriotische Sache), zur Leidenschaft der tief erregten Lyrismen; und endlich — eine Kluft zwischen der „rationalistisch gegründeten" ‚Verlobung', der schneidigen Lust ihres Ausganges und der Mystik und dem erstickenden Dunkel, das über ‚Kohlhaas' (Zigeunerin-Episode-Berlin), ‚Bettelweib', ‚Caecilie' und (wieder etwas gewandelt) im ‚Zweikampf' gebreitet ist. Keineswegs „paßt" die ‚Verlobung' demnach dahin, wohin man sie bisher eingeschoben hat, schon um dieser Stoff- und Anschauungsstimmung willen und wie man sehen wird, um ihrer Gestalt und ihrer Formen willen.

Wie die ‚Verlobung in St. Domingo' bis auf unsere Zeit gewirkt hat, wie sie gewertet und aufgefaßt wurde, wie sich die „Zunft" zu ihr verhielt, ist interessant zu beobachten und gibt — wie manches „populäre" Werk, das schließlich doch verblaßt und starr wird — das (gar nicht so schwer zu lösende) Problem des Erfolges auf. Auch wie

man sich mit dem Problem der Konzeption bisher abfand, soll im folgenden dargetan werden.

Die ‚Verlobung in St. Domingo' erschien ja zuerst im März und April 1811 im ‚Freimüthigen', gleich darauf als erste der ‚Erzählungen. Zweiter Theil', außerdem fast gleichzeitig (Juli 1811) im Wiener ‚Sammler'. Im November darauf erschoß sich Kleist, ohne ‚Hermannsschlacht' und ‚Prinz von Homburg' veröffentlicht zu haben: so erschien diese letzte Publikation (eben der ‚Erzählungen' zweiter Theil) als ein matter, fataler Abschluß seines Künstlertumes. Über die Konzeption der einzelnen Stücke dachte man zunächst nicht nach. Über fünfzig, sechzig Jahre hinweg nicht in gehöriger Weise. Mit Ausnahme Wilbrandts. Man sprach von „Verfall". Die ‚Verlobung in St. Domingo' allerdings nahm man gerührt als eine hervorragende Leistung aus. Noch O. Brahm spricht von „Verfall". Die frühe Herkunft des ‚Findling' sah man nicht. Die Intentionen des ‚Bettelweibes' verstand man nicht. Aus ähnlichem Grunde mochte man die ‚Heilige Caecile', eine Legende, in deren kühnem Impressionismus die psycho-physischen, magnetischen Ursachen realistisch eingehüllt sind, nicht bewundern. Der ‚Zweikampf' galt aber wieder als ein günstigerer Wurf (und gerade dieses Stück, einseitig betrachtet, hätte als ein arg extremer Fall, was seinen innern Organismus, aber auch seine mittelalterlichen Motive anbetrifft, am ehesten Anlaß zum „Verfall"-Gedanken geben können). Man bedachte nicht, daß Kleist in jener letzten Zeit an einem Romane schuf und wer weiß welche Pläne neu empfangen hatte. Bis auf unsre Zeit hielt sich die Rede vom „Verfall". Bis Erich Schmidt in straffen Worten nun endlich jene robusten Behauptungen zerstört hat, indem er in der biographischen Einleitung zu seiner Kleist-Ausgabe (S. 42, 43) aus den unbeschreiblichen Widerwärtigkeiten, die Kleisten „verstimmt" hatten und aus dem „trostlosen Dasein stießen", ein Fazit zieht, indem er mit bedeutender Präzision den standard der Beurteilung für den allen 8 Erzählungen gemeinsamen großen Stil festgelegt hat. Erich Schmidt fällte seinen gerechten Spruch, ohne einer unzweifelhaften Entwicklungsreihe der Erzählungen zu bedürfen. Wie war im besonderen die Wirkung der ‚Verlobung in St. Domingo' im Verlaufe des Jahrhunderts? R. Steig sagt (Berliner Kämpfe, S. 552): „Kleists Erzählung war für jene Jahre modern und zeitgemäß, wie wenn heute Jemand Transvaal oder China zum Schauplatz einer Novelle wählte." In diesen Worten liegt eine vollkommen richtige historische Beobachtung und — gewollt oder nicht — eine Art Verurteilung der Novelle hinsichtlich ihrer heutigen Wirkungsfähigkeit. In der Tat bedeutet der Realismus der ‚Verlobung' samt seinem Sachlichkeitsstil und dabei seiner feingerundeten Komposition für damals eine

imposante Leistung. Zumal wenn man die Konzeption eben um vier, fünf Jahre zurücklegt, in eine Zeit also, da die raffinierten geistigen Spiele der Romantiker eben bis ins Uferlose geführt hatten, da Jean Paul auf der Höhe stand und da die ‚Wahlverwandtschaften‘ noch nicht erschienen waren (und der ‚24. Februar‘). Also auch von der ‚Verlobung‘, die der Zeit Neues, Markantes bot, hat Kleist nicht die Früchte geerntet, auch hier, nachdem das große ‚Erdbeben in Chili‘ 1807 fast übersehen worden war, hat die Ungunst der Zeit die unmittelbare Wirkung erdrückt. Und dazu kam, daß Anfang 1812 Th. Körner Kleists Novelle hernahm und seine ‚Toni‘ daraus machte; und Wien, Weimar, Berlin hatten damit beträchtliche Erfolge und Kleist wurde kaum erwähnt. Doch bedeutete dies nur eine Retardation des Erfolges der ‚Verlobung in St. Domingo‘, der vielleicht deshalb so übermäßig wurde? Was Kleists Erzählungen und epischer Stil bedeuteten, verkannten zwar große Männer seiner Zeit, andere dagegen hatten es sofort empfunden (A. Müller, Solger, E. T. A. Hoffmann); und selbst auch von den weniger geachteten Erzählungen des 2. Theiles fand schon damals die eine und die andere ihren Liebhaber (E. T. A. Hoffmann trat für das ‚Bettelweib‘, Wilh. Grimm für die ‚Caecilie‘ ein) — aber erst Tieck, 1821 und 1826, wurde — wie bekannt — mit seiner freudigen Begeisterung der entscheidende Retter und Helfer. Sehr fein sind seine Betonungen: die inferiore Stellung des ‚Findling‘ fixiert er, ‚Caecilie‘ und ‚Zweikampf‘ läßt er keineswegs fallen, das ‚Bettelweib‘ unterschätzt er allerdings (doch sagt er davon nichts Falsches und Kleinliches), ‚Kohlhaas‘ erfährt treffliche Kritik, für ‚Kohlhaas‘, ‚Marquise‘, ‚Erdbeben‘, ‚Verlobung‘ hat er vorzügliche Worte und je einen Superlativ und man hat den Eindruck von einem noblen bewußten Sichzurückstellen des noch so tatenfrohen Novellisten Tieck vor Kleists „Meister“schaft. Die ‚Verlobung‘ rechnet Tieck allerdings „zum Besten, was Kleist gedichtet hat“. — „Man kann sie vollendet nennen“ ... Und in Summa sagt Tieck (gelegentlich einer Besprechung vom ‚Käthchen‘): „Wie viele Erzählungen besitzen wir Deutsche, deren Verfasser beliebt und belohnt wurden; aber wo sind diejenigen, die man höher als die Kleistschen stellen dürfte, welche kein Mensch kennt und würdigt?“

Tieck bespricht Körners ‚Toni‘ und stellt die richtige Proportion dieser „jugendlichen Probe“ zu der „trefflichen Kleistschen Erzählung“ (dem „dunkelschrecklichen Gedicht mit seiner erschütternden Wahrheit“) her. Von da ab steigt der Ruhm der Kleistschen Erzählungen bis auf heute, 1835 wird vom jungen Hebbel noch einmal ‚Verlobung‘ contra ‚Toni‘ aufgegriffen und eine begeisterte Apologie für Kleist, gegen das Publikum, wird geboten. Auf diese Weise ist die ‚Verlobung‘ um so mehr in der Schätzung gestiegen. Heinrich

von Treitschke 1858 in seinem glänzenden Essay über Kleist, der gleichwohl dem eminenten Stile der ‚Erzählungen‘ nicht vollkommen gerecht wird, aber mit großzügigem moralischen Maßstab das Stoffliche mißt, stellt das ‚Erdbeben‘ und die ‚Verlobung‘ mit einer Art Begünstigung als „echte Novellen im Stile der alten Italiener“ hin und lobt Tempo und Stimmung. Julian Schmidt, der Kleist 1859 neu herausgab, ist gerade in der Wertung der Haupt-Erzählungen glücklich: ‚Kohlhaas‘ ist ihm der „größte Wurf“, die ‚Marquise von O...‘ „die abgerundetste Novelle“, das ‚Erdbeben‘ unterschätzt er freilich und von der ‚Verlobung‘ macht er kein weiteres Aufsehen („kühn an geschlechtliche Mysterien gewagt“). Wilbrandt (1863), der in seiner ausgezeichneten Biographie als Erster den Stil der Erzählungen analysiert, schafft auch in der Wertung Proportionen, indem er ‚Kohlhaas‘, ‚Marquise‘, ‚Erdbeben‘ am höchsten stellt; die ‚Verlobung‘ steht ihm zeitlich dicht neben dem ‚Erdbeben‘, und zwar in Dresden, nach der ‚Marquise von O...‘, was hinsichtlich der ‚Erdbeben‘-Konzeption schon als verfehlt nachgewiesen ist. Koberstein verrechnet die ‚Verlobung‘ mit dem ‚Erdbeben‘ und hält die vier Haupterzählungen mit zu dem „Vorzüglichsten und in der einen oder der anderen dieser Unterarten in sich Vollendetsten“. Wieder entscheidend für das Schicksal der ‚Verlobung‘ dürfte wohl ihr Einreihen in den ersten Band des ‚Deutschen Novellenschatzes‘ (von Heyse und Kurz) sein, 1870. Kurz setzt in der Vorbemerkung auseinander, warum sie „eine in ihrer Art vortreffliche Novelle“ an diesen bevorzugten Platz gehöre; die Rundung und Abgeschlossenheit gebe ihr den Vorrang, vor ‚Kohlhaas‘ und den anderen Stücken. Gleichgültiger gegen die ‚Verlobung‘ verhalten sich darauf: Georg Brandes (der die ‚Marquise von O...‘ seit Adam Müller wieder aufs höchste erhebt); Wilhelm Scherer, der das ‚Erdbeben‘ zu den Meisterstücken aller prosaischen Epik überhaupt zählt, und ‚Marquise‘ und ‚Kohlhaas‘ als die Hervorragenden nennt; Otto Brahm, der ebenfalls das ‚Erdbeben‘ preist als „eine der rundesten und bewundernswertesten Schöpfungen“ Kleists, die ‚Marquise von O...‘ liebevoll analysiert und den ‚Kohlhaas‘ „die gewaltigste deutsche Novelle“ nennt (während er später sagt: „Die fünf letzten Novellen bezeugten laut den Verfall der Kleistschen Kunst“). Diese drei Stimmen (Brandes, Scherer, Brahm) gehören auch zeitlich zusammen; sie werden abgegeben, während der gewaltige Realismus der Franzosen, Russen und Skandinavier eingesetzt hat. Theophil Zolling bemüht sich (1885), das Problem der Datierung zu lösen: er setzt die ‚Verlobung‘ in der Dresdener Zeit an, um des „reinen Stiles jener Periode“ willen, damit kommt er aber zu der Wertung, daß ‚Marquise‘, ‚Kohlhaas‘, ‚Verlobung‘ die Meisterschaft bedeuteten. Fr.

Servacs (1902) ist unbefriedigend, weil er nichts Neues mehr bringt und sich um die Chronologie (die doch gleichzeitig die Genesis des Künstlers umschließt!) kein Kopfzerbrechen macht: die ‚Verlobung‘ aber ist ihm ein „Denkmal aus Kleists schöner und guter Zeit“; auch er hält viel vom Stil gerade der ‚Verlobung‘: „Nirgends ist unser Dichter sprachlich Goethe so nahe gekommen.“ Roetteken in seiner populären Kleist-Biographie gibt nichts Belangvolles („die ebenbürtig neben die ‚Marquise‘ und das ‚Erdbeben‘“), Erich Schmidt aber bietet in seinen prächtigen Einleitungen eine Summe zugleich und Einzelbetrachtung, enthält sich aber leider auf die Konzeptionsprobleme einzugehen; die ‚Verlobung‘ nennt er, wie schon gesagt, eine „herrliche Novelle“ und spricht davon, daß Kleist sonst „das Kleinste tadellos motiviert“ hat — was ich vor den Hauptstücken als durchaus ungerechtfertigt empfinde. Dies sind die Wandlungen des Erfolges der ‚Verlobung in St. Domingo‘. — Meyer-Benfey eröffnet nun im Euphorion XV, S. 99—140 ‚Die innere Geschichte des „Michael Kohlhaas“‘ eine neue Periode der Betrachtung: er analysiert sorgfältig den Gehalt und erschließt so die Stationen der Konzeption mit gutem Glück, ohne die formalen Verhältnisse weiter heranziehen zu müssen. Eine Untersuchung von mir im Euphorion sucht die Konzeption des ‚Findling‘ zu fixieren und beansprucht diese Erzählung als eine Jugendarbeit, als die frühste der ‚Erzählungen‘. Hier wird die ‚Verlobung‘ aus Dresden und aus der späteren Zeit zurückversetzt vor die ‚Marquise von O...‘, in die Königsberger Zeit, in die Nähe des ‚Erdbebens‘.

Was vorher über die Konzeption der ‚Verlobung‘ gesagt ist, muß mehr oder weniger flüchtige Hypothese genannt werden. Widersprechend genug sind die Resultate. Sehr interessant und von Bedeutung ist eine Bemerkung von Kleists erstem Biographen: Ed. von Bülow S. 44 „.. las ihnen [einem Königsberger Kreise] seine kleinen damals noch nicht gedruckten Erzählungen vor“. Dabei ist zu bedenken, daß Bülow noch mündlich informiert war (von Wilhelmine Krug und Ulrike von Kleist). Welche Erzählungen sind gemeint? Das ‚Erdbeben‘ gewiß; hat er den ‚Findling‘ vorgelesen? ‚Bettelweib‘, ‚Caecilie‘, die der Stimmung und Form nach entschieden in die letzte Zeit gehören? die ‚Verlobung‘? Jedenfalls gibt Bülow den ersten Anstoß zum Datierungs-Problem. Wilbrandt nimmt (wie erwähnt) für die ‚Verlobung‘ die Dresdener Zeit, neben dem ‚Erdbeben‘ in Anspruch, auch neben ‚Findling‘: die Gruppe ist ganz richtig zusammengestellt, aber die Zeit verfehlt. Brahm sagt rasch (S. 150): „‚Michael Kohlhaas‘ ward in dieser Zeit begonnen, nicht vollendet; ebenso vermuthlich eine zweite Erzählung ‚Die Verlobung in St. Domingo‘“ (!). Gleich

darauf: „‚Die Verlobung in St. Domingo‘ knüpft an ein Ereigniß aus der französischen Geschichte an, eine Episode aus den Kämpfen um Port au Prince im Jahr 1803. In demselben Jahre war Kleist mit Pfuel in Paris gewesen und hatte dort aus erster Hand von jenen Kämpfen zwischen den Schwarzen und Weißen hören können, welche die öffentliche Meinung in Bewegung erhielten. Abermals ist ihm also aus Frankreich die Anregung zu seiner Erzählung gekommen." Leider baut Brahm diese Hypothese nicht eingehender aus. Th. Zolling nimmt die letzte Königsberger oder erste Dresdener Zeit an, nach ‚Erdbeben‘, ‚Marquise‘ und ‚Kohlhaas‘-Entwurf.

Steig sagt ganz mit Vorsicht (S. 551): „Sie scheint vor den übrigen, mit denen sie den zweiten Band der Erzählungen bildet, fertig gewesen zu sein.

Servaes tut nichts, als daß er die Besprechung der ‚Verlobung‘ weit hinter die Erzählungen I. Theil verlegt und offenbar Dresden annimmt.

Er. Schmidt biographische Einleitung (I. Band der Kleist-Ausgabe); Roetteken (1907), S. 39: „Der zweite [Band Erzählungen] gab 1811 fünf neu entstandene Novellen" — „wann sie geschrieben wurde, läßt sich nicht ausmachen. Jedenfalls steht sie auf der vollen Höhe von Kleists Kunst."

Demnach stehen verschiedene Meinungen meinen voraufgehenden Abwägungen und meiner Behauptung entgegen, gerade die Ergebnisse der letzten zwanzig Jahre widersetzen sich sowohl in der Wertung wie in der Datierung. O. Brahm käme also mit der zitierten Bemerkung meiner Behauptung am nächsten; Brahm ist aber leider (das muß noch gesagt werden) von einer gewissen Inkonsequenz, wenn er die Konzeption der Novelle zwar nach Königsberg verlegt und doch daraus nicht an der richtigen Stelle (chronologisch) für Kleists künstlerische Entwicklung Ableitungen trifft: er meint offenbar, daß die Ausführung der Novelle samt und sonders später geschehen ist. Und auch Zolling ist, trotzdem er die letzte Königsberger Zeit zugeben würde, unentschieden und widersprechend so, wie er die „Reihe" angibt.

Wie ist der Lauf der Beurteilung der Novelle zu erklären, wie das schwankende Urteil über die Konzeption, wie namentlich die mangelnde Exaktheit der philologischen Forschung? Läßt sich die erstere Frage überhaupt beantworten? Ist es nicht Geschmackssache die ‚Verlobung‘ hochzustellen oder nicht? und wird es nicht Geschmackssache bleiben? Ich meine der Versuch diese Frage zu lösen kann schon gemacht werden: die ‚Verlobung‘ ist für damals ein Gemisch von neuem Realismus und vorhandenem Moralismus. Beides mußte wirken. Der Realismus breitet sich im 19. Jahrhundert gewaltig aus,

von Balzac an, über Hebbel, zu Tolstoi, Ibsen, Zola, bis zum Naturalismus; seine Errungenschaften beruhen vor allem im Materiellen (im Gegensatz zum Formalen); Leben und Mensch und Erde und Betrieb werden „untersucht“; das „Talent der Details“ (Taine) wächst weiter und weiter; auch werden alte Ideale zerstört, die Wirklichkeit mit all ihren Lügen und Wahrheiten wird aufgedeckt; man traut den „Helden“ vergangener Dichtung nicht mehr: die Grenzen der und der Menschen werden ausgerechnet („Milieu“); man sträubt sich gegen den Klassizismus, vor allem gegen Schiller und dessen anfeuernde edle heroische Beispiele. Aber neben dieser mächtigen realistischen Strömung bleibt der Klassizismus Goethes und Schillers, Letzterer gehegt mehr von künstlerisch-konservativen Kreisen, mächtig. Die Epigonen dieser klassischen Dichtung sind weit hinter den Gründern zurückgeblieben; im künstlerischen Können, nicht in den Bestrebungen, soweit sie das Neuland, das der Realismus erobert hat, auf ihre Weise kultivieren. (Wird doch aus diesem Boden die neue Kunst des Positivismus geboren werden?) Dies sind die Strömungen, die Kleists ‚Verlobung in St. Domingo‘ bis auf heute getragen haben. Selbst ein erstes Werk des Realismus wird die Novelle vom Realismus verschlungen und die Wellen des Klassizismus werden sie, um der rührenden moralischen Tat Tonis willen (per se), nicht halten können. So scharf Kleist „gesehen“ hat (er hat aber noch viel schärfer gesehen als in der ‚Verlobung‘) — auf dem Gebiete des exotischen Milieus und exotischer Menschen ist er in der Tat weit überholt. Man rechnet ihm jetzt nach, was nicht stimmt, was primitiv ist und noch mehr: was alles nicht vorhanden usf. So rührend bisher der moralische Schwung Tonis gewirkt haben mag — er erregt Zweifel. Toni ist eine Figur, in der sich neue künstlerische Absichten und alte vermischen, aber nicht verschmelzen. Gerade weil die realistische Energie Kleists hier anfangs so bedeutend ist. Und weil diese Novelle weder Typisches noch Symbolisches enthält. Zunächst, im Laufe des Jahrhunderts, mußte also die ‚Verlobung‘ wirken, auf die einen, die Modernen ihrer Zeit, durch den Realismus, auf die andern, sagen wir einmal: die Schillerischen: durch die Läuterung und Tat Tonis der zweiten Hälfte. Daneben läuft nun freilich, bis auf unsere Zeit, die Wirkung der Komposition und des Stiles. Diese letzte Wirkung, die im Großen und Ganzen nicht verkleinert werden kann, geschweige denn soll, ist auch — neben der wachsenden Liebe zu Kleist überhaupt — die Ursache, weswegen die Anteilnahme auch an dieser Kleistschen Novelle noch so innig geblieben ist. Nur soll man jetzt sehen, daß am Stoffe Mancherlei blaß geworden ist. Gerade hier sagt man nicht, episch ergriffen: „So ist das Leben“. Vielmehr man sagt skeptisch: kein Künstler

konnte damals, wenn nicht aus Erfahrung, dies Milieu treffen und diese Menschen individualisieren, auch Kleist nicht; Kleist konnte es bei einer deutschen Figur wie Kohlhaas, Kleist konnte mit typischeren Figuren im ‚Erdbeben von Chili‘, also auch in exotischem Lande, schalten und damit tiefe unvergängliche symbolische Wirkung tun (wie Schiller mit dem ‚Tell‘), aber er hat nicht exotische Verhältnisse und Menschen individualisieren können. Ob es Goethe in Prosa gekonnt hätte? Nun, er hat es nicht getan. Es wird gar nicht behauptet, daß Kleist arg entgleist wäre. Keineswegs. Aber gelungen ist es ihm hier nicht Ewigkeitszüge zu prägen! und auch kleine Verfehlungen gegen Echtheit rächen sich, werden je länger, je mehr unmöglich.

Kehren wir aber zurück zum Problem der Konzeption. Wie ist die mangelnde Exaktheit der Forschung zu erklären?

Man war mit Anderem, Wichtigerem beschäftigt. Im Anfang war man froh Nachrichten und urkundliches Material zusammenzustellen; die biographische Darstellung, die noch jetzt nicht als abgeschlossen zu erachten ist, bot geheimnisreiche Spuren, die psychologische Ergründung des Menschen wurde packend und immer packender. Und dann eroberte man sich zunächst die großen Dramen und war vollauf beschäftigt; nach den Quellen wurde gesucht. Nun erst hat man sozusagen etwas mehr die Hände frei und bemüht sich das Ästhetische und Technische zu erfassen. Zunächst gab man da eine Summe (Minde-Pouet u. a.) und berücksichtigte nicht systematisch das Historisch-Genetische, den Prozeß des Werdens. In dies Stadium ist jetzt die Kleist-Betrachtung eingemündet. Man hat Einzel-Analysen zu bieten, aber mit energischer Beziehung zum Entwicklungsproblem. Und die kleineren Stücke aus dem Oeuvre müssen mit derselben Aufmerksamkeit betrachtet werden. Was sind nicht ‚Findling‘ oder ‚Caecilie‘ für seltsame Exemplare! Natürlich, sie bedeuten für unsre heutige Kultur kaum etwas, man soll sie „weiteren Kreisen“ lieber nicht „empfehlen“, aber sie bedeuten viel für das Verstehen Kleists. Und Kleist, dieser Modernste seiner Zeit, muß genau gekannt werden von unsrer Zeit, weil er auch heute noch zu den Modernen gehört, als Mensch und in seinen großen Kunstwerken. Aber die ‚Verlobung in St. Domingo‘ hat ihre unmittelbare Mission erfüllt und befindet sich, nach und nach, in dem Stadium der mittelbaren Bedeutung, unentbehrlich genug für die Forschung. —

Die Quellenfrage hat man leider nicht mit positivem Resultat zu lösen vermocht. Er. Schmidt hat jedenfalls die bemerkenswertesten Versuche gemacht. Ich vermag noch nichts Neues zu seiner Zusammenstellung hinzuzufügen. Eins steht mir aber fest: daß Kleist durch den Engländer Rainsford 1805 („Geschichte der Insel Hayti“ Ham-

burg 1806) nach dem Beginn des Krieges, nach Jena keine Beeinflussung erfahren haben kann. Und noch Eines: „daß Kleist auf Fort Joux, in französischer Gefangenschaft 1807, keineswegs mehr inspiriert sein kann, daß vielmehr die Novelle, wenn nicht schon fertig“, so doch unmittelbar vor ihrem Abschluß gestanden haben muß. Das resultiert aus einem Vergleich mit der Stimmung Rainsfords. Und noch Eins: daß erst durch Fort Joux oder nach Fort Joux die Novelle nicht entstanden sein kann, weil dann ein ganz anderer Geist in ihr glühen würde, nämlich Franzosenhaß, in dem Rainsford ihm besonders entgegengekommen wäre, und patriotischer Fanatismus und die Tragik des großzügigen ausschweifenden Vorkämpfers für sein Volk, wozu die Nähe des unglückseligen Toussaint l’Ouverture den preußischen Kleist gedrängt hätte! Und Preußens Unglück? Und Napoleons Übermut? Nein, nein, so ist die ‚Verlobung‘ nicht beschaffen! Das Primäre an ihr ist — wie dargetan — die Privatangelegenheit dieser ein, zwei Individuen und Congo Hoango ist ein „grimmiger Mensch“, von „unmenschlicher Rachsucht“ ergriffen, sein Zustand grenzt wie der Johanns, wie der Nicolos, wie der Piachis und des Schusters Pedrillo und — Penthesileas an Wahnsinn. Nach Fort Joux, etwa gar in Berlin, — was wär da aus Congo Hoango geworden!! Rainsfords Darstellung ist recht eindringlich, sie wird begleitet von Humanismus, bereitwillige Einfühlung in die Sache der Neger und Empörung gegen die Franzosen. Besonders Toussaint l’Ouverture, dessen Bild am Eingang des Buches heldenhaft prangt, ist mit großer Hinneigung gezeichnet, in der Tat so eindringlich, daß das historische Interesse häufig zurückweicht vor dem ästhetischen Genießen. So viele Anreize zum künstlerischen Gestalten stecken in diesem Buche, ganz besonders aber da, wo Toussaint l’Ouvertures Drama abgehandelt ist, daß man sich lebhaft vorstellen kann, wie es auf Kleist 1807 hätte wirken müssen, wie der Eindruck auf Fort Joux hätte verstärkend hinzukommen müssen — wenn er noch nichts konzipiert gehabt hätte! Man kann es wie ein Exempel bei Kleist ausrechnen, daß die Novelle um diese Zeit nicht mehr so, wie sie ist, hätte gemacht werden können. Man könnte einwenden, daß Kleist damals ja noch gar nicht zur patriotischen Dichtung überging, daß er einer märchenhaften Dichtung zustrebte. Aber man wird sehen und sich sagen, daß sein Genius zwar in eine entrückte Welt fliehen konnte, nicht mehr aber in einer Gegenwartswelt die Not seines Vaterlandes, die Wunden seines Vaterlandes über seinen eigenen vergessen konnte Nicht ein einziges Mal wird Toussaint l’Ouverture in der Novelle genannt, wo doch Kleist ziemlich willkürlich und unorganisch genug Episoden vom Aufruhr einflicht! Er tut wenig oder nichts die Sache der

Neger inniger zu begreifen; sein Standpunkt ist: „als die Schwarzen die Weißen ermordeten“; ja er sucht offenbar durch die pestkranke Negerin, durch andere Züge und natürlich durch Babekan und durch Congo Hoango Empfindungen des Abscheus zu erregen (wenn er auch einen eben noch angemessenen Grad von Objektivität inne zu halten sucht). Und auf der andern Seite: es ist durchaus keine Stimmung gegen die Franzosen (gegen Leklerk etwa!) geweckt, sondern es wird von der „Sache der Weißen“ gesprochen, auf deren Seite er (wenn auch ohne jede Aufdringlichkeit) steht. Man hat weit eher das Gefühl, daß er eben „1803“ durch französische Nachrichten befruchtet wurde, daß er natürlich schon damals die parteiischen Darstellungen herabminderte zu kühlem eignen Verhalten. Kurzum: Kleist schaltet mit diesem Stoff als aristokratischer Künstler, als Zivilisierter im Gegensatz zu Negern oder zu jener revolutionären Rotte, nicht als politisch Interessierter, als Gegner Frankreichs, als ein von Rainsford Beeinflußter oder von Fort Joux Inspirierter. Ich meine, daß das sicher ist. Sollte Rainsford doch von Kleist gelesen sein, dann sofort bei seinem Erscheinen, vor Ausbruch des Krieges, 1806 in Königsberg, und alles Hauptsächliche von der Novelle war etwa 1807 auf Fort Joux nicht nur konzipiert, sondern festgelegt, schriftlich!, festgelegt vielleicht bis auf den abrupten Schluß. Denn dieser Schluß kann den Eindruck von erbitterter Stimmung eines verärgerten Künstlers wachrufen, eines Künstlers, der über den stofflichen Gehalt und die Stimmung seines Produktes plötzlich weit hinausgewachsen ist. Aber ich glaube übrigens kaum, daß Kleist vor Ausbruch des Krieges Rainsford gelesen hat: den entscheidenden Einfluß kann Rainsford auf keinen Fall ausgeübt haben, was ja auch Erich Schmidt nicht annimmt („die ganze Novellenhandlung hat Kleist, bei Toni an Goethes Bajadere denkend, sicherlich frei erfunden“). Die gemeinsamen Züge, an die Er. Schmidt (S. 437, Anmerkungen) denkt, sind ja kaum gemeinsame: die mysteriöse (kurzgeschilderte) Szene im Gefängnis zwischen dem Engländer und der barmherzigen, verschwiegenen Negerin hat eine so andere, so innig geheimnisreiche Stimmung, an der schwerlich (sagt man sich) Kleist gemodelt hätte; Ähnliches gilt von der Familie, die von einem anhänglichen, gleichwohl revolutionären Neger mit Nahrung versehen wird: gemeinsam wäre ja nur die „Familie“ und die nötigen „Lebensmittel“ — auch hier wirkt Rainsford wiederum so schlicht-sachlich, die Stimmung ist samt der Landschaft oder besser dem Geographischen so festgelegt, daß gleichsam nicht daran zu rütteln ist. Man sagt sich sofort, daß Kleists Phantasie durch solche schlichte Sachlichkeit weit eher gebannt gewesen wäre als beflügelt. Und dann, daß durch Dutzende von anekdotischen Berichten, durch die

Zeitung, aber auch durch Reminiszenzen aus der Literatur, durch eigene Erlebnisse ebensogut so weit ähnliche Züge hergeliehen werden konnten. Immerhin hat Rainsford eine Art zur Erzählung anzufeuern, die einem bei der Lektüre stutzig machen kann: etwa S. 169:

Es erregt jedoch angenehme Empfindungen, diese Abscheulichkeiten durch ein Beispiel von Treue und zärtlicher Besorgniß, welches einer von den Empörern gab, und das, man habe dabei vor Augen, welche Klasse der Gesellschaft man will, nicht oft genug erzählt werden kann . . .

oder gelegentlich jener erwähnten Episode:

Ich habe bei allen Gelegenheiten bemerkt, daß die Frauenzimmer in jedem Lande höflich, verbindlich, zärtlich und menschlich sind, daß ihre Natur sie zum Frohsinn, zur Heiterkeit, zur Schüchternheit, zur Bescheidenheit hinneigt und daß sie sich, wenn sie eine gute Handlung verrichten können, nicht erst lange besinnen.

Dann könnten die topographischen Verhältnisse von Kleist nach Rainsford gebildet worden sein, wenn auch Kleist da nicht „aus"-geschöpft hätte. Dagegen muß wiederum gesagt werden: die politischen Verhältnisse, besonders am Schlusse der Erzählung, können kaum von Rainsford stammen: Kleist erwähnt nicht Englands feindliches Eingreifen. Was auf die Schiffe sich rettet, fällt in die Hände der englischen Flotte (Rainsford S. 394 „Sie wurden sämtlich nach Jamaika geschickt"). Und Rainsford behandelt ja erst gegen Ende des Buches das Jahr 1803, viel eingehender die Genesis der großen Bewegung, viel eingehender Toussaint l'Ouvertures Kämpfen gegen Leclerk. Wie dem aber sein mag (an anderer Stelle wird die Quellenfrage noch eingehend untersucht werden): ob Rainsford oder nicht: das Wesentliche für diese Untersuchung ist: nach 1806 (Königsberg) kann die Novelle nicht konzipiert sein, sonst wäre sie politisch anders gefärbt, sie muß nicht nur im Entwurf, sondern auch in der Niederschrift mindestens so weit fertig sein, daß in der Stimmung keine Änderung mehr eintreten konnte. —

(Schluß folgt.)

Von Heinrich Heines Schulzeit.

Ein Beitrag zu seinem Bios.

Von Heinrich Willemsen in Düsseldorf.

Aus Heinrich Heines Frühzeit ist vieles bekannt, oft hat er selbst aus seiner Jugend und von seiner Heimat erzählt, so daß man[1])

[1]) Eugen Moos, Heine und Düsseldorf. Düsseldorf 1909. Hauptsächlich aber in den Besprechungen dieser Dissertation in den niederrheinischen Tageszeitungen wurde Heine zum Vertreter der Heimatkunst gestempelt.

gar übertreibenderweise bei ihm von Bodenständigkeit hat sprechen wollen, nicht wenig ist von gelehrter Forschung dazu getragen, anderes aufgeklärt worden; und doch liegt noch manches im Dunkel, werden hundertmal erörterte Fragen immer wieder besprochen, ohne daß Sicherheit und Übereinstimmung erreicht wäre. Das liegt am Dichter, der im Tatsächlichen nicht immer genau ist und anderseits in seinen Schilderungen des alten Düsseldorf so unmittelbar und frisch das Volksleben wiedererstehen läßt, daß nur der gleichzeitig lebende Mitbürger, dem alle Gestalten und Örtlichkeiten vertraut waren, des Dichters Schilderungen voll verstehen und genießen konnte. Da hat die Lokalhistorie ihr Feld, das freilich schon stark ausgenutzt ist. Hier soll von Heines Schulzeit die Rede sein, aber auch vorgebracht werden, was sich am Wege als kleine, aber willkommene Gabe von selbst bot.

Heines Geburtsjahr — nein, ich schäme mich fast, nach so vielen die Frage noch zu berühren, denn auch ich habe ein entscheidendes Dokument nicht aufzuweisen. Allmählich hat sich die allgemeine Gunst dem von Hüffer mit so großem Eifer und Scharfsinn verteidigten 13. Dezember 1797 zugewandt. Bleibt nur die Frage: Warum gibt Heine fast immer und gibt die Familie Heine das Jahr 1799 an? Und daß der Dichter im Scherze ein paar Mal das Jahr 1800 als sein Geburtsjahr bezeichnet, erklärt sich auch leichter, wenn man den 13. Dezember 1799 annimmt. Daß die ganze Sache mit dem offiziellen Datum nicht stimmt, hat Heine einige Male selbst zugestanden und in dem Briefe an Taillandier vom 3. November 1851 [1]) als Grund angegeben: „Entre nous soit dit, ces inexactitudes semblent provenir d'erreurs volontaires qu'on a commises en ma faveur lors de l'invasion prussienne, pour me soustraire au service de Sa Majesté le roi de Prusse." Merkwürdigerweise findet dieser Grund bei den Forschern keinen Glauben. Freilich hat Heine 1825 in seinem Promotionsgesuch behauptet, daß er sich mit den meisten Schülern der ersten Lycealklasse 1815 freiwillig zum Eintritt ins Heer erboten habe. Das ist bei der Napoleonschwärmerei von Vater und Sohn nicht sehr wahrscheinlich, widerspricht zudem der 1819 erfolgten Anmeldung bei der Universität Bonn, wo von Heine das Jahr 1814 als die Zeit seines Abganges vom Gymnasium bezeichnet worden ist, hat aber sicher auf die Examenskommission seines vorzüglichen Eindruckes nicht verfehlt. Aber die Angaben der Familie Heine, des Bruders, der Schwester? Sie hatten doch alle zusammen ein Gefühl für — sagen wir das Unpatriotische in des Vaters Handlungsweise und drehten nun den

[1]) H. Hüffer, Heinrich Heine, Gesammelte Aufsätze. Herausg. von Ernst Elster. Berlin, Bondi 1906, S. 245 ff. H. Daffis, Heine-Briefe, Pan-Verlag. Berlin, II, 1907, S. 289.

Spieß um: um vorzeitig aufs Lyceum gehen zu können, sei der Knabe um ein oder zwei Jahre älter angegeben worden; so der Bruder Maximilian[1]), so die Nichte in ihrem Kaffeeklatsch[2]); als ob eine solche falsche Angabe vor dem befreundeten Rektor Schallmayer — offizielle Dokumente fehlten ja[3]) — ein so großes Schwanken auch in allen folgenden Jahren erklären könnte.

Hüffer hat gemeint, die falsche Angabe des Alters könne sich nicht auf Militärverhältnisse beziehen und eine andere Erklärung vorgeschlagen: das Alter des Knaben sei geringer angesetzt worden, um 1816 für ihn den Auswanderungsschein nach Hamburg zu erhalten. Aber an der wichtigsten Stelle hat der Beweis ein Loch: erst 1818 wird die Auswanderungsfreiheit für die 17- bis 25jährigen beschränkt. Auch daß Heines Paß in London 1827 von dem hanseatischen, nicht vom preußischen Konsul ausgestellt worden ist, beweist nichts, da wir die näheren Umstände nicht kennen. Der Dichter bezeichnet sich vielmehr später als Preußen, nicht als Hamburger; so in dem ersten Briefe über Deutschland[4]): „Als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja, so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Not, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen und seitdem lebe ich als Prussien liberé in Paris . ."

In Wirklichkeit stimmt der von Heine angegebene Grund vortrefflich; es handelt sich nämlich um die Einführung der Landwehr, wie folgendes Aktenstück beweist[5]):

Se. Durchlaucht der Herr Fürst Staats-Kanzler hat mir die allerhöchsten Cabinets-Ordres vom 23. und 28. März d. J. mitgetheilt nach welchen es der Wille Sr. Majestät des Königs ist, daß auch in den Provinzen zwischen Rhein und Weser die Landwehren des ersten Aufgeboths gebildet, und daß ferner nach Anleitung der früher ergangenen Vorschriften, die Landwehr des zweyten Aufgeboths vorbereitet werden soll.

Ich sehe nun zwar noch den näheren Bestimmungen entgegen: ob und in wie fern das Herzogthum Berg mit Rücksicht auf die schon bestehenden Linien-

[1]) Maximilian Heine, Erinnerungen an H. H. und seine Familie. Berlin, Dümmler 1868.

[2]) Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca, Erinnerungen an H. H. Hamburg 1881.

[3]) Die jüdischen Geburtsregister waren verbrannt. Später gab der Rabbiner den Februar 1798 als Heines Geburtsmonat an, indem er willkürlich Heines Geburt ein Jahr nach der Hochzeit der Eltern setzte.

[4]) Heine-Ausgabe von Elster (E) VI, 533.

[5]) Staatsarchiv zu Düsseldorf, General-Gouvernement Berg D 5, XIV Landes-Direktion 170. Gedruckt im Bergischen Gouvernements-Blatt 1815 vom 16. May (No. 15), das auf der Bibliothek der Düsseldorfer Regierung aufbewahrt wird.

Regimenter noch zu der Landwehr des ersten Aufgeboths concurriren, und wie viel zu der Landwehr des zweyten Aufgeboths ausgehoben werden soll; indessen wird es denn doch dringend nothwendig, daß in beyden Fallen schon jetzt die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden.

Zu diesen gehört als Grundlage des ganzen künftigen Geschäfts, diejenigen Einwohner männlichen Geschlechts zu kennen und zu verzeichnen, welche nach ihrem Alter in die Landwehr fallen. Ich verordne deshalb als Vorbereitung für die künftigen Operationen der Landwehr-Formation, daß die Herren Bürgermeister in den Städten und ländlichen Communen, als Beamte des Civilstandes, sich ohne Verzug mit der Anfertigung der Geburtslisten aus den Civilstands-Registern und aus den noch vorhandenen Kirchenbüchern beschäftigen, welche alle diejenigen Personen männlichen Geschlechts enthalten müssen, die in dem Zeitraum vom 1. Januar 1775 bis Ende Dezember 1797 in ihren Gemeinden geboren sind, und mithin, in so weit sie noch leben, jetzt in einem Alter von 18 bis 40 Jahren sich befinden ... (Es folgen ausführliche Anweisungen über die Anfertigung der Listen).

Düsseldorf den 30ten April 1815.

Der General-Gouverneur
Justus v. Gruner.

An den Herrn Landes-Director
hieselbst [1]).

Da die Akten der jüdischen Gemeinde durch Brand zerstört waren, so konnte das Alter der jüdischen Kinder nur durch Nachfragen bei den Eltern festgestellt werden; das war dann die Gelegenheit zu der von Heine erwähnten Täuschung, die so ihre Bestätigung durch die Akten gefunden hat. Im Laufe der Arbeit werden sich noch weitere Gründe ergeben, die die Festsetzung von Heines Geburtsjahr auf 1797 stützen.

Die Familie Heine hatte ihre Wohnung in der Bolkerstraße Nr. 275, wo der Vater Samson einen Manufakturwarenhandel betrieb; sicher im ersten Jahre bot er seine Waren während der Markttage auch in einer Bude auf dem Markte feil [2]). Nur das Vorderhaus wurde von Heine bewohnt, das Hinterhaus dagegen vermietet [3]).

In den „Memoiren" erzählt der Dichter, daß sein Vater dem **Handel mit englischen Velveteens** seine ganze Liebe und Sorge gewidmet habe; das illustriert hübsch eine Anzeige in der genannten Zeitung vom 5. Oktober 1802 (45):

---

[1]) Es ist eine besondere Tücke des Schicksals, daß ein Namensverzeichnis der zur Landwehr Gehörigen nicht vorhanden ist, ebensowenig hat sich das Verzeichnis der Freiwilligen von 1815 für Düsseldorf — wohl für viele andere Ortschaften — erhalten, und bei der Absteckung der Schulbezirke des Großherzogtums Berg im Jahre 1812 hat man zwar für die Außenbezirke Namen und Alter der Schulpflichtigen aufgezeichnet, nicht aber für die Stadt selbst, so daß die Suche an allen 3 Stellen mit einer großen Enttäuschung endete.

[2]) Gülich-Bergische Wöchentliche Nachrichten vom 6. Juni 1797 (15). 1809 zog die Familie in das gegenüber liegende Haus No. 655.

[3]) Genannte Zeitung vom 6. (35) und 20. Oktober 1801 (43).

Auf die tägliche Nachfrage: ob meine Waaren aus England angelangt seyen? dienet meinen Freunden und Gönnern zur Nachricht, daß ich selbige erhalten habe, bestehend: in allen Sorten englischer Manufactur-Waaren, die ich selbst kürzlich bei meiner Anwesenheit in England, nach dem neuesten Geschmacke eingekauft habe. — Durch billige Preise werde den mir bis hierhin geschenkten Zuspruch ferner zu verdienen suchen.

S. Heine
auf der Bolkerstraße Nro. 275.

Ich meine, ein gewisser Stolz leuchtet auch hier durch, zumal Samson Heine sonst keineswegs zu den Reklamehelden gehört, die es in Düsseldorf schon damals ziemlich zahlreich gab, vielmehr jede weitere Anzeige unterläßt. Der Sohn erzählt, daß der Handel mit Velveteens eine Spielerei gewesen sei, die wenig Geld eingebracht habe. Doch scheint eine Anzeige vom 5. November 1805 (35) darauf hinzudeuten, daß das Geschäft zunächst blühte:

Auf einer wohlgelegenen Straße steht ein Unterhaus, im obern Stock 3 Zimmern nebst Keller und Speicher zu verpachten. Die nähern Bedingnisse sind bey dem Kaufmann Heine auf der Bolker Straße No. 602[1]) zu erfragen.

Hier scheint doch Heine Besitzer eines zweiten Hauses zu sein; immerhin ist es möglich, daß er nur den Vermittler abgibt.

Über Samson Heine als Armenpfleger und Offizier der Bürgermiliz lese man das Nähere bei Moos und Karpeles[2]) nach. Aber sein Tätigkeitsdrang ging noch weiter: bei der Einrichtung der Bergischen Klassen-Lotterie übernahm er die Hauptkollekte für das Arrondissement Düsseldorf, wie er in einer Beilage zu den „Berg. Neuesten Nachr." vom 27. Juli 1813 anzeigt und in den nächsten Nummern wiederholt:

Lotterie Nachricht.

Da das hohe Ministerium geruht hat; mich bei der neu errichteten Großherzoglich-Bergischen Classen-Lotterie zum Haupt-Collekteur des Arrondissements Düsseldorf zu ernennen, so mache ich dem geehrten Publikum solches hiermit bekannt, damit jeder an den sehr vielen Vortheilen, welche die Einrichtung dieser Lotterie darbietet, Antheil nehmen kann. Wer also Willens ist eine Unterkollecte zu übernehmen, der beliebe sich bey mir oder bey Z. Jonas Levy und A. Gottschalk zu melden, wo auch Plane und Loose zu haben sind.

Mein Bestreben wird immer seyn die Zufriedenheit eines jeden Interessenten auch in diesem Lotterie Geschäfte zu erlangen; welches aber, was ich hiermit ausdrücklich bemerke, in meiner Handlung im Geringsten nichts ändert, sondern die vor wie nach mit aller Thätigkeit ihren Geschäftsgang beibehalten wird.

S. Heine,
Bolkerstraße N. 655.

---

1) Eine andere Zählung, die 1805 eingeführt wurde.

2) G. Karpeles, Heinrich Heine. Leipzig 1899, S. 23. Er erwähnt auch kurz die Tätigkeit des Vaters als Lotteriekollekteur.

Der Dichter erwähnt von dieser Tätigkeit des Vaters nichts; doch paßt sie nicht übel zu dem, was jener in den „Memoiren“ erzählt: der Vater habe aus seiner Feldzugsperiode u. a. die Neigung zu hohem Spiele mitgebracht. Viel Glück erblühte Samson Heine aus diesem Geschäfte nicht, wie sich aus folgender Bekanntmachung ergibt[1]).

Die Ausspielung der hiesigen Lotterie ist, nachdem erst zwey Klassen derselben gezogen worden, durch die eingetretenen kriegerischen Begebenheiten und besonders dadurch unterbrochen worden, daß die angeordnete französische Lotterie-Direction sich von hier entfernet, und die Lotterie-Kasse mit fortgenommen hatte.

Die glückliche Wendung des großen europäischen Krieges hat es erst verstattet, an die Fortsetzung eines Instituts zu denken, was unter drohenden Kriegsgefahren nicht gedeihen konnte.

Man ist jetzt damit beschäftigt, die Ausspielung der unterbrochenen Lotterie nach einem soliden, auf Sicherheit für den Staat und die Mitspieler berechneten und an die beyden vorigen Klassen anschließenden Plane zu befördern.

Es wird dieses vorläufig zur Nachricht und Beruhigung der Herren Collecteurs und Mitspieler bekannt gemacht.

Düsseldorf den 23. März 1814.

Lotterie-Direction. Sethe.

In den engen Straßen und Gassen der Altstadt des damals noch recht kleinstädtischen Düsseldorf wuchs der Knabe auf und empfing dort unverwischbare Eindrücke, die lebhaftesten gerade in den untersten Kreisen; sein ganzes Leben lang haben ihn jene nicht verlassen, und immer wieder schweifen die Gedanken in die glückliche Kinderzeit zurück, so daß selbst der Name „Düsseldorf“ für ihn reichen Zauber birgt. Als Heine dann in die Jahre kam, wo die Gewöhnung zu Ordnung und milderen Sitten einzusetzen pflegt, wurde er in eine Kleinkinderbewahranstalt geschickt, wie es heute noch üblich ist und wenige Jahre später der Entwurf Murats für die 4- bis 7jährigen vorschrieb[2]). Eine Frau Hindermans beaufsichtigte die Kinder und führte in die allerersten Elemente des Wissens ein. Heine berichtet in einem Gedicht von dieser Zeit:

Es war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das ABC anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert;

---

[1]) Berg. wöchentl. Intelligenzblatt vom 12. November 1813 und vom 31. May 1814. Sethe ist der Vater von Heines Jugendfreund Christian Sethe.

[2]) Willemsen, Mitteil. für deutsche Erziehungs- und Schulgesch. Jahrg. 18, S. 166.

Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'
Und in der Hand die Birkenrut',
Womit sie schlug die kleine Brut;
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging —
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Los auf Erden.

Mit dem Gesagten stimmt die Angabe von Heines Nichte überein, daß der Knabe im Alter von 4 Jahren in eine Mädchenschule geschickt worden sei. Nach der allgemeinen Überlieferung der Heine-Biographen kam er dann in die jüdische Privatschule des Herrn Rintelsohn auf der Ratingerstraße. Heine selbst sagt davon nichts, erzählt vielmehr in den „Geständnissen"[1]: „Katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte." Daß damit nicht das Lyceum gemeint ist, zeigt die Fortsetzung: „Auch in der höheren Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche." Mit diesem ersten Unterricht kann Heine nur die Normalschule im Franziskanerkloster meinen, von dem er an mehreren Stellen erzählt, während Strodtmann[2]) und Hüffer[3]) sie nicht erwähnen. Für dieses Kapitel lassen sich allerlei Nachrichten beibringen.

Erst im Mai 1803 wurde die erste normalmäßige Bürgerschule für Knaben, und zwar in der Ritterstraße, eröffnet, dann am 24. April 1804 in den Nachrichten bekannt gegeben, daß die Einrichtung der 2. teutschen Normalschule in dem älteren Franziskanerkloster auf hiesiger Citadelle an den Wenigstfordernden am Samstag, dem 28. April, zuerteilt werden solle. Am 28. Mai erfolgte das Ausschreiben der Lehrerstelle.

Angestellt wurde Bernhard Dickerscheid, den wir in den „Memoiren" als Heines Lehrer finden, und für den sich aus den Protokollen der Schulkommission eine Reihe von Daten zusammentragen läßt. In dem Protokoll vom 23. Mai 1804 No. 377 heißt es:

Auf Prüfungsprotokoll vom 7. May den Bernhard Dickerscheid betr. den Geprüften nicht nur fähig zum Lehramte anzuerkennen, sondern auch dem Verzeichnisse der zu Befördernden mit einer besonders guten Anerkennung einzutragen.

---

1) E VI, 67.
2) H. Heines Leben und Werke, Berlin, Duncker² 1873/4 I, S. 19.
3) a. a. O. S. 261—274.

Dickerscheid tat zunächst einige Zeit an der Musterschule Dienst[1]) und wurde dann an der zweiten Normalschule angestellt[2]). Da er als ehemaliger Mönch — das muß er nach Heine ja gewesen sein — keine Möbel besaß, so kam er um eine kleine Vergütung für deren Anschaffung ein und erhielt 20 rt[3]). Für den Unterricht erbat er Bücher, Landkarten, auch blieb seine Anstellungsurkunde längere Zeit aus: das verursachte Vorstellungen und Gesuche, für die juristische Akademie legte er einmal einen Betrag von 83 rt 1 stbr. vor; so erscheint sein Name in den Protokollen recht oft[4]). Der Unterricht in der Franziskanerschule begann nach einer Bekanntmachung des Schulinspektors Hirsch am 1. August 1804[5]).

Nun war die Franziskanerschule eine katholische, und es könnte verwunderlich erscheinen, daß der Knabe eine solche besuchte. Was das jüdische Bildungswesen in Berg angeht, so wurde dieses erst durch die Kurfürstliche Verordnung vom 18. Juni 1804 geordnet, die in den „Wöchentl. Nachr." vom 18. September veröffentlicht und für den Dichter von größtem Interesse ist; denn nichts macht dessen Napoleonschwärmerei leichter verständlich, als wenn man die kurfürstliche Verordnung mit dem duldsamen Geiste der Fremdherrschaft vergleicht, die mit den Vorurteilen gründlich aufräumte. Jene lautet:

Maximilian Joseph Churfürst.

Wir haben schon in den ersten Jahren Unserer Regierung durch mehrere Beweise die früheren Beobachtungen und Erfahrungen, welche in andern Staaten gemacht worden sind, bestätiget gefunden, daß die Juden in ihrer dermahligen Verfassung als schädliche Mitglieder des Staats zu betrachten sind, und daß die liberalen Grundsätze einer unbeschränkten Duldung bey ihnen ohne Nachteil der bürgerlichen Gesellschaft nicht angewendet werden können.

Da indessen die einmahl aufgenommenen, ohne gegen sie ungerecht und grausam zu seyn, aus unsern Staaten nicht mehr verbannet werden können: so ist der landesväterliche Wunsch bey Uns rege geworden, untersuchen zu lassen, ob ihnen nicht wenigstens eine solche bürgerliche Einrichtung gegeben werden könnte, durch welche sie allmählich zu nützlichen Staatsbürgern erzogen würden, und die Empfänglichkeit, wo nicht für den vollen, doch für einen ausgedehnten Genuß der Bürgerrechte erhielten. Wir haben deshalb unterm 15ten Jänner 1801 Unsere sämmtliche administrative Landesstellen aufgefordert, über diesen in moralischer und bürgerlicher Hinsicht höchst wichtigen Gegenstand, mit sorgfältiger Rücksicht auf die Localität in jeder Provinz, und mit Bemerkung der in andern Ländern geprüften Versuche ausführliche Gutachten an Uns zu erstatten.

---

1) Protokoll vom 12. Juli 1804 No. 532. Staatsarchiv zu Düsseldorf, Jülich-Berg L-A III 10 Geistliche Sachen. Generalia 188

2) Protokoll vom 21. Juli 1804 No. 584.

3) Protokoll vom 14. September 1804 Nr. 736.

4) Protokolle vom 1. Dezember 1804 No. 914, vom 9. Februar 1805 No. 105, vom 23. März 1805 No. 105; vom 21. September 1805, Protokoll des Kurfürstlichen Geheimen Rates vom 10. September 1805.

5) Wöchentl. Nachr. vom 31. Juli 1804 (6).

Mehrere Landesdirektionen, besonders die hiesige und oberpfälzische haben sich rühmlichst bemühet, Unsern Absichten zu entsprechen, indem sie mit vielem Fleiße ausgearbeitete Vorträge über den bisherigen Zustand der Judenschaft in ihren Provinzen mit zweckmäßigen Vorschlägen zu neuen Judenschafts-Concessionen an uns eingesendet haben.

Wir werden auch seiner Zeit, wenn diese Angelegenheit durch gehörige Vorbereitungen zu ihrer Reife gekommen seyn wird, bei der allgemeinen Revision der Gesetze Unserer Staaten davon Gebrauch machen lassen. Damit aber diese in ihrer moralischen Bildung gänzlich vernachlässigte Classe Unserer Unterthanen schon itzt eine Wirkung Unserer landesväterlichen Aufmerksamkeit erhalte, und durch eine bessere Erziehung für die in der Folge ihr zuzuwendenden Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft empfänglicher gemacht werde; so untergeben Wir das Erziehungs- und Schulwesen der Juden in Unsern sämmtlichen Erbstaaten der Aufsicht und Leitung Unseres General-Schul- und Studien-Directoriums mit folgender Verordnung.

I. Der jüdischen Jugend soll in Zukunft allgemein erlaubt seyn, alle sowohl höhere als niedere in Unseren Landen bestehende Lehr-Anstalten zu ihrer Bildung und zu ihrem bessern Unterrichte ungehindert zu besuchen.

II. Wenn eine jüdische Gemeinde eine eigene Schule besitzt, oder eine solche auf ihre Kosten errichten will, so soll sie solches dem General-Schul- und Studien-Directorium anzeigen und sie ist, in Ansehung des Unterrichtes, in so weit solcher auf die Religion sich nicht bezieht, an die hierüber bestehenden allgemeinen Vorschriften und Einrichtungen gebunden, über deren Beobachtung die einschlägigen Schul-Inspectionen zu wachen haben. Zu dem Ende sollen solche Gemeinden angewiesen werden, ihre jüdischen Lehrer den Schul-Inspectoren zur Prüfung vorzustellen, und wenn sie die erforderlichen Kenntnisse noch nicht besitzen, in dem Schullehrer-Seminar dazu bilden zu lassen.

III. Wo keine eigene jüdische Schulen bestehen, soll sämmtlichen jüdischen Eltern wie Unsern Christlichen Unterthanen, aufgegeben werden, ihre Kinder in die Christlichen Schulen zu schicken, um sie allda im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu lassen. Das General Schul-Directorium wird aber Sorge tragen, damit dabey die Religions- und Gewissens-Freyheit der jüdischen Jugend nicht verletzt und Anlaß zum Mißtrauen der Eltern gegeben werde, weshalb die jüdischen Schüler weder dem Religions-Unterrichte, noch dem Gebete in den Schulen beyzuwohnen haben.

Wir erwarten von den Christlichen Lehrern, daß sie ihren Zöglingen ohne Unterschied die Grundsätze ächter Christlicher Moral, nähmlich der Menschenliebe und wechselseitigen Duldung einflößen werden.

IV. Der Religions-Unterricht bleibt den jüdischen Lehrern wie bisher ausschließlich überlassen, jedoch versehen Wir Uns zu den jüdischen Vorstehern, daß sie sich selbst bemühen werden, dabey dasjenige zu beseitigen, was ungesellige Gesinnungen gegen die Christlichen Unterthanen einflößen und unmoralische oder staatszweckwidrige Vorurtheile fortpflanzen könnte.

Der bewährte Eifer, mit welchem Unser General Schul- und Studien-Directorium die ihm bisher aufgetragenen wichtigen Pflichten erfüllet hat, läßt Uns erwarten, daß es von der Wahrheit des Satzes überzeugt: daß jede Reformation, wenn sie dauerhaft werden soll, mit der Pädagogik bey der Jugend anfangen müsse, Unsere wohlthätigen Plane zur bürgerlichen Verbesserung der Juden, in Unseren Erbstaaten mit besonderer Thätigkeit vollziehen werde.

Wir haben Unsere sämmtliche Landes-Directionen angewiesen, dasselbe auf das kräftigste zu unterstützen.

München den 18. Juny 1804.

An das Churfürstliche General Schul- und Studien-Directorium also ergangen.

Da Seine Churfürstliche Durchlaucht obige an das General Schul- und Studien-Directorium in Bayern erlassene höchste Entschließung, vermöge höchsten Rescriptes vom 18. Juny laufenden Jahres, auch auf das Herzogthum Berg auszudehnen gnädigst geruhet haben: so wird sämmtlichen Vorstehern der im Lande befindlichen Juden-Gemeinden aufgegeben, ihre wirklichen Schullehrer in 14 Tagen Zeit unter angemessener Strafe der Churfürstlichen Schul-Commission nahmhaft zu machen, wo diese alsdann die Prüfung der Fähigkeit gedachter Lehrer vornehmen wird, ingleichen in Zukunft keine Lehrer anzunehmen, bevor dieselben von der Schul-Commission geprüfet und fähig befunden worden sind. Übrigens soll diese höchste Entschließung von den Kanzeln verkündiget, und zur genauesten Befolgung derselben den Vorstehern der jüdischen Gemeinden und den bey den Christlichen Gemeinden angestellten Lehrern und Lehrerinnen ein Exemplar zugestellet werden.

Düsseldorf den 7. September 1804.

Aus Seiner Churfürstlichen Durchlaucht gnädigstem Befehle

Freyherr von Hompesch.

Auf diese Verordnung wurde von neuem in einer vom 9. Juli 1805 hingewiesen[1]), da keine einzige Juden-Gemeinde und kein Lehrer der ersten Verfügung Folge geleistet hatte. Für die Ausführung der Verfügung ward eine weitere Frist von 14 Tagen gesetzt, im Falle des Ungehorsams die Schließung der betreffenden Schulen angedroht.

Frühestens also am 1. August 1804 ist Heine auf die Franziskanerschule gegangen und wird gemäß der angeführten Verordnung seinen Religionsunterricht nebenher bei Rintelsohn bekommen haben. Aus dieser Zeit berichtet der Dichter, daß er einst als kleines Bübchen seinen Mitschülern die beim Vater erfragte große Neuigkeit erzählt habe, daß sein Großvater ein kleiner Jude mit einem großen Bart gewesen sei; dadurch sei ein Höllenspektakel entstanden, und der Lehrer, durch diesen herbeigerufen, habe ihn als den Urheber des Unfugs mit einer bedeutenden Anzahl Prügel bestraft.

Es waren die ersten Prügel, die ich auf dieser Erde empfing, und ich machte bei dieser Gelegenheit schon die philosophische Betrachtung, daß der liebe Gott, der die Prügel erschaffen, in seiner gütigen Weisheit auch dafür sorgte, daß derjenige, welcher sie erteilt, am Ende müde wird, indem sonst am Ende die Prügel unerträglich würden[2]).

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche dasselbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe sie nicht vergessen.

Auch den Namen des Lehrers, der mich so unbarmherzig schlug, vergaß ich nicht: es war der Pater Dickerscheit; er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergessen, aber nicht mitteilen will.

---

[1]) Wöchl. Nachr. vom 23. Juli 1805 (1).

[2]) Diese Stelle findet sich wörtlich in den „Bädern von Lucca" Kap. IX.

Diese Szene stimmt vortrefflich zu folgendem Stück aus den Lyceumsakten[1]):

Düsseldorf den 16. September 1808.

Der Minister des Innern an den Herrn Schuldirector, Administrations-Rath Hardung.

Durch den Polizey-Bericht des vorigen Monathes ist mir zur Kenntniß gekommen, daß mehrere angestellte Lehrer an den hiesigen öffentlichen Schulen sich unerlaubte thätliche Mißhandlungen gegen ihre Schüler erlauben; besonders sollen sich hierin, zu ihrem Nachtheile, die Herren Asthöver, Dickerscheid und Rechenmeister Sulzbach auszeichnen. Herr Dickerscheid soll nähmlich einen Knaben dermaßen geschlagen haben, daß seine Ältern einen Wundarzt zu dessen Heilung gebrauchen mußten; Letzterer hat aber sogar einen Knaben mit einem Federmesser blutrünstig geschlagen, und erst ganz kürzlich eine ähnliche Übereilung begangen. Ein Betragen dieser Art ist so unbegreiflich als unanständig; denn wenn auch zuweilen thätliche Zurechtweisungen nicht zu vermeiden sind; so darf sich der Lehrer dabey dennoch nicht seinen Leidenschaften überlassen, und durch grausame Züchtigungen die ihm vorgezeichneten Gränzen überschreiten; wie es H. Sulzbach und Dickerscheid gethan haben.

Sie, Herr Schuldirector! wollen daher diesen Lehrern ihre sträfliche Übereilung auf das schärfste verweisen und denselben zugleich bedeuten, daß, wenn jemahls eine Klage der Art wieder über sie geführt werden möge, ihre Entsetzung vom Lehramte unwiederruflich erfolgen würde.

v. Nesselrode.

Tatsächlich war also Dickerscheid keiner von den mildesten Lehrern. Auch in der Folgezeit gab es noch allerlei Klagen über ihn: er wollte seinen Unterlehrer nicht bezahlen, so daß dieser Beschwerde führte, worauf der Bescheid erging[2]):

Den Dickerscheid von der Vergütung des Kandidaten Müllem freizusprechen und diesem eine Zulage von 5 rt. aus dem Schulfonds auszuzahlen; jedoch dem Lehrer D. wegen seiner Angabe, daß er die Belohnung von 20 rt. niemals erhalten habe, seinen Irrtum und die Vergessenheit dieser einmal genossenen Gratifikation bei Gelegenheit in der Registratur vorzuhalten.

Im März 1809 erhielt Dickerscheid zusammen mit der Lehrerin Schwieten, die der Mädchenschule im Franziskanerkloster vorstand, einen Verweis „wegen des ordnungswidrigen Sollicitierens auf dem Spielplatz bei der Schule". Worauf aber Heine mit der Bemerkung über die Entlassung Dickerscheids anspielt, weiß ich nicht; im Budget der Stadt Düsseldorf von 1811 ist dieser noch als Lehrer der 2. Bürgerschule mit 80 rt. Gehalt aufgeführt.

(Schluß folgt.)

[1]) Staatsarchiv zu Düsseldorf, Geistliche Sachen. Spezialia No. 7.

[2]) Protokolle vom 28. Januar 1809 No. 110 und vom 4. März 1809 No. 217.

Die Technik der Genovevadramen.

(Müller, Tieck, Hebbel, Ludwig.)

Von Ludwig Gorm in München.

Das Volksbuch von der heiligen Genoveva enthält zwei Bestandteile von spezifisch verschiedener Beschaffenheit, die in und mit den Charakteren der beiden Hauptpersonen gesetzt sind. Der idyllisch-epische Zug, der vor allem den rührenden Eindruck der Erzählung hervorbringt, gründet sich auf Genovevas Wesen, dessen stille Passivität nichts von der dramatischen aufweist, da aus ihr durch das Schicksal nichts erfolgt. Der dramatische Gang aber, der in der Legende fühlbar wird, ruht auf dem Begehren Golos, das abgewiesen ein leidendes Handeln wird, jene Durchkreuzung von Mensch und Welt, die zu gesetzlichem Schicksal verknüpft das Wesen des Dramas ausmacht. Dieses Doppelgesicht hat die Legende auch darin bewährt, daß gerade die Waldszenen, die befruchtend auf Dichter gewirkt haben, scheinbar zu bühnenmäßiger Darstellung drängen, in der Tat aber durchaus episch, rein verharrend in bestimmter Anschaulichkeit, sind. So stellt der Stoff eine schwierige Aufgabe, der nur durch Entwicklung eigentümlicher Technik beizukommen ist. Er zwingt die individuelle Art stark herauszutreten; die Unvollkommenheiten zeigen den Rest, welcher das Erlebnis des Dichters von der völligen eigenen Formreinheit trennt.

Das Drama von Maler Müller kann kaum als eine Dramatisierung des Genovevastoffes angesprochen werden. Denn um zum Drama zu gelangen, schritt er über den Stoff hinaus, schuf er eine völlig fremde Gestalt, Mathilde. Es ist interessant der Genesis dieses Auskunftsmittels nachzuspüren: leicht findet sich, daß sie in der Auffassung des Golocharakters liegt. So wie er im Volksbuche auftritt, als einer, der das Böse aus tierischer Gier will, konnte die Kirche ihn brauchen, kein Dichter. Müller tat den entscheidenden Schritt zur Menschlichkeit und gab ihm die Leidenschaft zu Genoveva. Doch ohne Stärke, ohne Fähigkeit, sich aus sich selbst aufzusteigern; darin wird klar, daß ein Formfehler immer ein Mangel der Persönlichkeit ist: Müller war nicht imstande, eine Leidenschaft dramatisch aus sich selbst heraus fortzuführen, deshalb gab er ihr keine Eigenstärke; die Leidenschaft hatte keine Eigenstärke, weil Müller selbst die Konsequenz der großen Charaktere nicht besaß, und deshalb konnte sie nicht aus sich heraus das Drama aufbauen. Sie mußte gestoßen werden; so entstand Mathilde. (Daß die Aushilfe gerade solche Gestalt erhielt, geht auf einen anderen, verwandten

Erlebniskreis, Goethes Götz, zurück.) Die Technik macht damit eine Schwenkung zum Intrigenstück — denn Mathilde will das Verhältnis Golos zu Genoveva um jeden Preis beenden, weil ihr Plan mit ihm dahin geht, ihn zum Herzog zu machen — ohne aber ganz dahin einzulenken. Zugleich hebt sie ein in der Legende kaum angedeutetes Milieu, die Ritterzeit, mit in die Höhe, und damit bricht eine Fülle von Leben ein, die nur lose und äußerlich mit dem Thema verbunden ist, die beiden skizzierten Parteien des Volksbuches drängen sich in vielen Gestalten mannigfach hervor, ohne den Gang des Schicksals zu beeinflussen, der mit jener ersten Änderung ein- für allemal gegeben ist. Golo hat den ersten Schritt seiner schwachen Leidenschaften allein getan: er ist geblieben. An dem Punkt setzen Mathildes Pläne ein, sie stoßen den taumelnden Golo von Verbrechen zu Verbrechen und verlassen ihn erst in verzweifelnder Selbstmißachtung, ohne ihn über den Kern seiner Leidenschaft ins Klare kommen zu lassen. Vielmehr bleibt ihm dieser berechtigt, er bleibt berechtigt auch vor dem Forum des Dramas selbst, wie das Ende zeigt. Mathilde scheidet in düsterer Glorie. Die Leidenschaften führen zwar zu ihrer Selbstzerstörung, aber über ihnen bleibt der Schimmer der Größe. Was wirken sie auf Genoveva? Nichts. Hier zeigt sich der undramatische Zug des Stoffes völlig unüberwunden. Ihr ist keine Läuterung nötig; sie ist am Ende dieselbe wie am Anfang. Nur müde. Aber nicht einmal diese hohe Stille ist in den Gang der Handlung einbezogen. Denn jene Selbstzerstörung der Leidenschaften wird über äußere Ereignisse daran vorbeigeführt. Sie widersteht Golo im Garten; aber nicht dadurch werden die Flammen zu verzehrenden Gluten angefacht. Die weiteren Schritte Mathildens und des von ihr gestoßenen Golo geschehen vielmehr, um die Gefahr der Beschuldigung abzuwenden. Dabei wird in zweiter Linie die Richtung gegen Dragones viel äußerlicher als im Volksbuch auf Mathildens Rachsucht zurückgeführt. Erst soll Genoveva durch Zwang in Golos Arme getrieben werden. Die Technik beruht also darauf, die Konsequenzen aus einem Nebenpunkt, statt aus dem Ausgangspunkte abzuleiten. Der Anwalt maßentsagender Leidenschaft gibt ihr zwar vernichtende Folge, aber auch Größe (in seinem Sinne) ohne Läuterung, und Entlastung durch die Einwirkung äußerer Mächte.

Anders und tiefer ist Tieck auf den Stoff eingegangen. Trotz der epischen Zerflossenheit in der äußeren Gestaltung ist die Handlung in ihrem inneren Kerne dramatischer geworden, und zwar dadurch, daß die Auffassungsweise des Volksbuches selbst fortgebildet wurde. Die Genoveva der Legende ist von Anfang bis Ende die Heilige. Die des Müllerschen Stückes ist eine reine Menschenfrau, die keiner Läuterung bedarf. Aber Tiecks Pfalzgräfin schreitet von

der ecclesia militans durch ihre Leiden hindurch zur ecclesia triumphans. Sie wird also eine Heilige. Damit ist ihre Passivität überwunden, wenn auch nicht durch ein Mittel des höchsten dramatischen Stils. Sie versäumte, sich Christus durch Nonnentum zu verbinden, nun tritt in der Welt die Versuchung an sie heran, mit dem höllischen Schein, daß Golo der Christusvision gleicht; und sie kann versucht werden, das zeigen ihre Worte, sie könne ihm nicht so zürnen, wie sie möchte. Aber sie überwindet, nicht aus Liebe zu ihrem Gemahl, sondern aus Treue zum Sakrament der Ehe, wie die Versuchung aus der Verletzung dieses Sakramentes hervorwuchs (Golo ist ein uneheliches Kind; schon bei Müller, aber anders), sie besiegelt diese Überwindung durch Leiden und erringt so die Vereinigung mit Christus.

Die Ereignisse gewinnen demnach in ihr innere Wirksamkeit. Sie selbst aber gewinnt äußere. Das erreicht Tieck, indem er den Golocharakter darin wieder dem Volksbuche annähert, daß er seine Taten selbst aus seiner Leidenschaft erzeugt, nicht sich von außen zu ihnen stoßen läßt. In der Gartenszene abgewiesen, faßt er selbst den Entschluß, Genoveva durch Verdächtigung zu zwingen, und, tiefer als im Volksbuche, bestimmt ihn Neid und Haß gegen Drago mit. Dieses Ineinanderwirken der Charaktere erzwingt die dramatische Handlung bis dorthin, wo Genoveva von den Mördern in den Wald entlassen wird, und Golo, im Bewußtsein sie vernichtet zu haben, der verzweifelnden Öde anheimfällt. Denn alles weitere ist eine Entwicklung der Situation, die ebensowenig von den Charakteren ausgeht, wie auf sie zurückwirkt, es ist Weltlauf, mithin episch. Und nun ist gerade Tiecks Konzeption von dem schlechthin Epischen, von Genovevas Waldleben, das auch im Drama erzählt wird (von Bonifacius), ausgegangen. Hier eröffnet sich abermals, wie der Formfehler auf den Mangel der Persönlichkeit gegründet ist. Die Flucht aus der eigenen poetisch klaren Welt in katholisierende Weihrauchmystik führt zu epischer Konzeption in dramatischer Form. Die streitende Kirche im Mantel ihrer Wunder soll aufsteigen, nicht als Element des Genovevadramas, sondern als Selbstzweck. Der Mohrenkrieg ist nicht mehr bloße Veranlassung, daß sich die Tragödie in der Pfalz abspielen kann, er überwuchert wie eine chanson de geste, und macht die Entstehung des Gegengewichtes, die Szenen des Hirtenlebens, als gleichmäßigen Lebensgrundes (nach Shakespeare), notwendig. Umgekehrt wieder: die höchste Gestaltungskraft, die aus einem völlig einheitlichen Erleben der Welt quillt, war Tieck versagt, so konnte er in der Darstellung nicht zur ganzen Formreinheit gelangen.

Der Zwiespalt des Tieckschen Dramas läßt sich noch anders erfassen. Es gibt zwar Kampf der Charaktere und Änderung der

Situation, aber das aufgestellte Prinzip beharrt. Die streitende Kirche siegt nach außen durch die Schlachten, nach innen (über die begehrenden Leidenschaften) durch die kultgeschützte Standhaftigkeit Geno vevas. Dieses Prinzip ist im Kampf, aber nicht in Entwicklung, und ohne Einwirkung auf seinen Gegensatz. Die völlige Dramatisierung des Stoffes gelang erst Hebbel. Und sie gelang dadurch, daß die beiden gegensätzlichen Mächte erst durcheinander zur Entfaltung kommen und dabei ein drittes, Übergeordnetes erzeugen. Durch die Abreise Siegfrieds und Golos gezwungenes Daheimbleiben werden des letzteren Kräfte frei und brach gelegt zu böser Entfaltung; und diese Entfaltung wird durch Genoveva bewirkt, und gerade durch das in ihr wirksame Entgegengesetzte. Im Abschied enthüllt sich zum erstenmal ihre reine und keusche Leidenschaft ganz, es enthüllt sich dem Golo, daß sie Leidenschaft empfinden kann, und dies setzt alle verderblichen Sündenmächte in ihm in Bewegung; in unausgesetzter Steigerung, denn jedem verbrecherischen Einsatz begegnet in Genoveva eine überwältigende Engelsmacht, die zu ungeheurerem Einsatz die Veranlassung wird, um abermals noch lauterere Gluten aus ihrer Reinheit aufschlagen zu lassen. Hinter ihr steht keine triumphierende Kirchlichkeit, sondern die Lebensmächte der Reinheit und Güte tun sich in ihren Tiefen auf und schlagen die der sündigen Triebe vernichtend zu Boden. Denn Golo, der keinen Augenblick die Maßstäbe verliert, ist durch das Übermaß seines Frevels zerstört, gerade indem er das letzte Übermaß der sittlichen Schönheit — (jede Qual hat ihre Schönheit gesteigert; vielleicht ist sie im Augenblick des Todes am schönsten; deshalb will er erst da bekennend hervortreten, und der Fehlschlag führt sein Ende unmittelbar herbei) — entwickelt. Mit ihm vergehen die Mächte der Sünde (Margaretha, Katharina, seine Diener) und die heiligende Befreiung ergreift das Dasein der Mittleren (Siegfried, Kaspar). Darin erweisen sich kosmische Zusammenhänge, die eine neue Stufe des irdischen Lebens begründen. Seine Formen haben so sehr den Inhalt verloren, daß sie die Glaubensgebote und deren Ewigkeitsgehalt aufhebend, den Menschen, der sich in anderen Formen bewegt, unter das ekelhafte Tier erniedrigen (Judenepisode) und ausrottend bekämpfen (Sarrazenenkriege). In einer Welt, in der das möglich geworden ist, wird ein unbedingter Umschlag notwendig (er deutet sich an in der Fatime-Episode und der neuartigen Herberge bei Straßburg, auch in der Judenepisode, sofern aus diesem Bereich nur der Fluch, aber keine Befreiung kommen kann), und er erfolgt in der grenzenlosen Steigerung der innersten Reinheit und Güte durch die Sünde dieses Weltstandes, die hassende Entblößung von allen Menschenwerten, die an sich selbst nicht glaubt (Margarethe). Die erneute Welt aber findet im Drama selbst keinen Platz

mehr; erst im Nachspiel, das darum erst später entstehen konnte, tritt sie hervor[1]).

Wie verschieden aber auch die drei Dramatisierungen von Müller, Tieck, Hebbel, den Stoff bearbeiteten, daran hielten sie gemeinsam fest, Genoveva selbst als die verfolgte Unschuld gelten zu lassen, und damit ihr, soweit sie jeweils überhaupt wirksam wird, die zweite Stelle im Konflikt anzuweisen. Dies ist nicht bloß auf die Überlieferung des Volksbuches zurückzuführen, sondern auf ein sicheres Gefühl, daß darin die tragische Rührung einerseits ihre Hauptstütze findet, wenn anderseits die Furcht sich aus dem Schicksal Golos entbindet. Otto Ludwig beginnt, indem er von dieser Auffassung abweicht, eine neue Linie. Er hat den Versuch gemacht, Genoveva den seelischen Konflikt und seine Lösung tragen zu lassen, damit zwar das episch-passive Element völlig überwindend, aber auch den Zauberkreis der Legende zerstörend. Wenn Tieck die Möglichkeit der Leidenschaft, als Verführung, an Genoveva herantreten läßt, so ist sie ihr bei Ludwig innerlich verfallen, und das Leiden erst führt sie zur Reinheit empor, die sie ursprünglich nicht besaß, indem es ihren Frauenstolz zur Menschlichkeit läutert. Daß diese Auffassung mit dem Stoff in schwere Widersprüche gerät, ist klar, wie weit Ludwig sie ausgeglichen hätte, nach dem Plan und den Fragmenten kaum zu entscheiden. Vor allem ergibt sich die Notwendigkeit, die Handlung wieder in jenen Teil der Erzählung fortzusetzen, der schlechthin episch ist, und so abermals an die Klippe zu geraten, die Hebbel schon umfahren hat. Und weiter, diese Läuterung des Charakters ist ein psychischer Vorgang, der zu dem Faustrechtstil des übrigen Dramas schlecht paßt, weil er kaum mit denselben Mitteln dargestellt werden kann. Endlich biegt sich die neue Anschauung gegen sich selbst um. Denn liebt Genoveva ihren Gemahl nicht, hat sie keinem inneren Prinzip mehr Treue zu halten, fehlt ihr der Glaube an das Sakrament, und was dieses symbolisch vertritt: wo dann noch ein Grund, sich der echten Leidenschaft zu Golo nicht zu überlassen, worin kann

---

[1]) Will man die Verschiedenheit der drei Dichter und ihrer Techniken mit einem Blick umfassen, so bietet sich als bequemes Beispiel zu den abstrakten Ausführungen die Szene mit dem Bilde, welche alle drei aus dem Volksbuche aufgegriffen haben. Bei Müller dient sie zu nichts weiter, als daß sich Golos Leidenschaft verrät, jedoch so andeutend, daß die drei Frauen es nur in allgemeiner Beziehung verstehen (auch ist das Bild als das dreier Heiligen dazu umgebildet); es folgt nichts daraus. Bei Tieck spricht sich diese Glut völlig aus, ihre Abweisung verschlimmert seinen Zustand und bereitet so die entscheidende Gartenszene vor. Hebbel nimmt die Entscheidung selbst in diesen Auftritt hinein, und in der höchsten Form: da Genova seine Selbstvernichtung nicht befiehlt, zerbricht er alle Schranken seines Innern, er will von nun an seine eigene Bosheit, und erst auf diesem Grunde wächst und gedeiht das folgende Schurkenspiel.

dann überhaupt die Läuterung anders liegen, als im Einbekenntnis der den Frauenstolz besiegenden Liebe? (Außer in ihrer Mütterlichkeit — dies wäre jedoch ganz modern, kommt also vor 1880 gar nicht in Betracht.) Dann aber ist der weitere Verlauf des Dramas nach dem alten Stoffe gänzlich unmotiviert, die großen Mächte der Tragödie sind abgedankt, der Erfolg steht zum aufgewendeten Schicksalsmaß in keinem Verhältnis. Der übertölpelte Siegfried, der bei Müller durch seine Verlassenheit, bei Tieck durch sein rastloses Suchen, bei Hebbel durch seine männliche Schuld wenigstens noch Anteil erweckte, ist gänzlich gleichgiltig geworden, weil die handgreifliche Augenscheinlichkeit von Genovevas Schuld hier ihn aus dem Zusammenhange ausschaltet, und weil er vom lächerlichen Fluch des kalten Ehegatten gestreift ist. Das technische Mittel also, jene im Stoff gegebene Passivität zu überwinden, ist bei Ludwig eine Veränderung des Grundmotivs, die der Stoff, weil er organisch gewachsen ist, nicht verträgt.

Auf der eröffneten Linie aber scheint nur noch eine Gestaltung übrig; die, welche das Schicksal menschlicher Heiligkeit ohne die Hebbelsche Überschreitung des dem einzelnen Drama gezogenen Kreises darstellte.

Fatalismus als Grundzug von Conrad Ferdinand Meyers Werken[1]).

Von Ernst Feise in Madison, Wis., U. S. A.

Conrad Ferdinand Meyer schreibt unter dem 19. April 1858 an Friedrich Wyß, nachdem er verschiedene andere Statuen beschrieben, von Epikur: „Epikur, das Haupt gesenkt, ungemein gescheid und klar, dabei gut, human, mit den Gränzen unseres Wesens bekannt und sie natürlich, notwendig, gut findend und zufrieden, hülfreich, mit einem verborgenen, nicht unedlen Lachen über Stolz, Demut, kurz alles, was nicht richtige Schätzung ist. Es geht von diesen großen Zügen ein helles, humanes lachendes Licht aus über alle Selbsttäuschung. Während Zeno neben ihm, die trotzige Lippe abgerechnet, einen wahren Schwärmerausdruck, ein Apostelgesicht hat, mit Askese und göttlicher Liebe und Beugung unter das göttliche Gesetz. Man fühlt wohl, daß diese zwei Gesichter etwas ganz verschiedenes Freiheit nennen, Epikur: eine gescheide Selbstbestimmung in Eintracht mit den Geboten und

[1]) Eingeliefert im April 1909.

Verboten der Natur, Zeno ein Brechen des Willens unter den göttlichen" [1]).

Hier hat ein bedeutender Mensch seine Formel gefunden, denn so, wie dieser Epikur, steht er selbst vor uns, nicht der junge Meyer, sondern der fertige. Gescheit und klar, gut und human sind die hervorspringendsten Züge seines Wesens; daß er mit den Grenzen unseres Wesens bekannt zu werden sucht, das aufzuzeigen, wird ein Teil unserer Arbeit sein; hilfreich und gut ist er, der Gründer des Konradstifts; sein verborgenes Lachen über die Selbsttäuschung wird zu Ironie und Humor und begleitet uns durch alle seine Werke vom Amulett an, wo es mit den Religionstreitern zu Tische sitzt, über Jenatsch und den „Schuß", wo es über die Züge des Locotenenten wetterleuchtet, bis zur „Angela Borgia", wo es sich unter anderem unter einer impressionistischen Bemerkung birgt, als von den Gefangenen gesagt wird, daß sie sich zuvor gereinigt hatten und daß ihre leidenschaftliche Dankgebärde nicht des Anstandes ermangelte [2]).

Aber es muß uns wundern, diese Charakteristik schon im Jahre 1858 zu finden, in demselben Briefe, in dem er davon spricht, daß das relativ Vollkommene uns das traurige heidnische Gefühl „der wie ein Ring sich in sich selbst schließenden Menschheit" gebe, „während ein realistisch behandeltes Werk . . . uns durch den Gegensatz unserer Gebrechen auf die erlösende himmlische Vollkommenheit" hinweise, auf eine Zwiespältigkeit, die nur „durch ein anderes als wir, durch Gott", zu heilen sei. Und noch in München, ein Jahr zuvor, meint er, „daß allenthalben erst das moralische Element . . . den Kunstwerken Tiefe und Anziehungskraft geben kann" [3]). Das ist noch ganz der junge Meyer, der in Jugenddumpfheit mit der Fülle der Erscheinungen nicht fertig werden konnte, daran litt.

„Ich war von einem schweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich war im Traum erstarrt [4])".

Aber es ist eben auch nur ein Gebundensein, allerdings ein langes, allzu langes, 40 Jahre lang. Dann wird all das, was schon in ihm lag und nur von der Sonne geweckt sein wollte, frei. Und die Sonne des Südens taut die Bande hinweg; in Rom wird er zu dem, der er sein sollte. Welche Bedeutung jene italienische Reise für ihn hatte, die Bekanntschaft mit der Antike, mit der Renaissance, vor allem mit Michelangelo, ist fast unermeßlich. Zu dem Tiefsten,

---

[1]) Briefe Conrad Ferdinand Meyers, herausgegeben von Adolf Frey, Leipzig 1908, Bd. I, S. 60.

[2]) Angela Borgia, 12. Auflage, Leipzig 1900, S. 20.

[3]) Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer, Stuttgart 1900 (= Frey), S. 101

[4]) Gedichte. 10 Auflage, Leipzig 1898, S. 139.

das er je in Verse goß, gehört der nie in seine Gedichte aufgenommene „Abschied von Rom“:

Aus eines hohen Gartens Dunkel schau ich still,
Da eben auf St. Peters lichtem Dom
Der letzte Strahl der Sonne zittern will,
Auf das erblichne Rom.

Sacht tritt zurück in seiner Schwester Reihn
Das ungeduld'ge, ruhelose Heut,
Und keine Welle flutet mehr allein
Im tiefen Strom der Zeit.

Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von dir
Und laß mich dein gedenken früh und spat,
Daß die Betrachtung thätig werde mir
Und ruhig meine That.

Den Ernst des Lebens nehm' ich mit mir fort,
Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr;
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer[1]).

Ja, der Sinn des Großen blieb ihm treu, und das Irdische, das Leben selbst, wurde ihm tief und bedeutend. Nicht daß er nun sein Christentum fortwarf und gegen ein fröhliches Heidentum tauschte, nicht daß er ein Heide mit der Frömmigkeit Goethes wurde. Christ blieb er sein ganzes Leben lang. Aber das Zufällige und Kleine der Religionen, mit dem er vielleicht mehr zu kämpfen hatte, als man nach der lächelnden Ironie des „Amuletts“ glauben sollte — ja, vielleicht ist gerade dies ein Beweis dafür — dies Zufällige fiel von ihm ab. Seine Liebe zum Protestantismus, die ihn durchs ganze Leben begleitete, wird davon nicht berührt, denn diese Liebe geht mehr auf das Geschichtliche, auf die große Tat Luthers, dabei auch wohl auf die Konfession, die dem Urchristentum am nächsten steht[2]). Sein Haß aber fällt auf alle Fanatiker — oder auch sein Mitleid, wie in den „spanischen Brüdern“.

„Die paulinischen Briefe,“ schreibt er an Luise v. François[3]), „sind mir unendlich lieb, schon weil sie Geschichte sind, ganz fester Boden, während mir z. B. das Evangelium Johannis, nicht nur die letzten Kapitel, zeitweilig einen geradezu gespenstigen Eindruck macht . . . Ich glaube, wir denken in vielen Dingen überein, aber Sie würden sich vielleicht doch wundern, wie derselbe (vgl. meine

[1]) Frey, S. 119.
[2]) Vgl. auch Anton Reitler, Conrad Ferdinand Meyer. Eine literarische Skizze. Leipzig 1885, S. 20/1.
[3]) L. v. François und C. F. Meyer, Briefwechsel, herausgegeben von A. Bettelheim. Berlin 1905.

Wenigkeit) nicht nur so viel Sehnsucht nach den ewigen Dingen, sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luthertum, die fest konstituierte protestantische Kirche mit einer sehr strengen, unwillkürlich aus einer starken historischen Anlage hervortretenden Kritik der evangelischen Schriftstücke und — mehr noch — mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über diese Wiedersprüche lachen mit einem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, welche ich von meiner lieben Mutter geerbt habe, und die meine ganze 'lyrische' Ader ist."

Und ein anderes Mal, ebenfalls an Luise v. François: „Die Leute von Port Royal waren Thoren — zugegeben — Bêtises touchantes würde der Gaukler R[enan] ihre Seelenkämpfe nennen —, aber es waren heiße reine Herzen! Ich habe zeither eine ganze junge Sehnsucht nach dem Großen, Heilsamen, Menschlich-Wahren — das metaphysisch Wahre halte ich für absolut unzulänglich! —" Das stimmt durchaus zu dem Gedichte, in dem er sagt:

> Was Gott ist, wird in Ewigkeit
> Kein Mensch ergründen,
> Doch will er treu sich allezeit
> Mit uns verbinden[1]),

Und die Unmöglichkeit, Überirdisches mit dem Verstande zu fassen, rückt er Keller vor, wenn er sagt: „. . . sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber doch eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuren Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit freizulassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen"[2]). Religion ist ihm eben Herzenssache, wie seinem Hutten, den er im „christlichen Sprüchlein", anklingend an die Idee des ontologischen Gottesbeweises, sagen läßt:

> Und wärst Du Gott und Herr nicht ewiglich,
> Ein solches Stoßgebet erschüfe Dich[3]).

„Ihm ist das Christentum", sagt Franzos in seinem Vortrage[4]), „die Religion der Armen und Beladenen; im geläuterten Christentum, im Urchristentum, das wieder zur Religion der Vernunft wird, sieht er die Lösung dieser Frage, so z. B. in dem schönen Gedichte: „In

[1]) Gedichte, S. 58.
[2]) Briefe, S. 515/6.
[3]) Hutten, 16. Auflage, Leipzig 1900, S. 166.
[4]) Karl Emil Franzos, Konrad Ferdinand Meyer, Berlin 1899, S. 25/6.

einer Sturmnacht", das er mir mit dem Bemerken übersandte, es klinge wie ein Traum, und es sei doch vielleicht die Prophezeiung eines Mannes von historischem Sinn . . ." Und dieselbe Idee stellt das Gedicht „Alle" dar[1]).

Noch im Jahre 1888 schreibt Meyer an Bovet[2]): „Vous y disiez aussi, que nous sommes très dissemblants. Cela est vrai et il est d'autant plus merveilleux que nous sommes d'accord dans nos croyances. Car malgré tous mes efforts d'échapper au christianisme, au moins a ses dernières consequences, je m'y sens ramené par un plus fort que moi chaque année d'aventage et même quelquefois avec une extrême violence et au mépris de toute science critique et philosophique."

So bleibt ihm also das religiöse Grundgefühl des Christentums treu bis in seine letzten Tage (wo es übrigens eine bedeutende Steigerung erfährt), unverfälscht durch die Vermischung seiner Weltanschauung mit der Antike, die sich fast symbolisch darstellt in dem Gedichte „Die gegeißelte Psyche"[3]).

Die Erklärung des römischen Brunnens: „Liebe empfangend, Liebe spendend, bauen die Menschen das göttliche Reich", halte ich für eine Geschmacklosigkeit, wie denn Frommel in seinen Ausführungen oft sehr auf der Oberfläche bleibt. Die Anspielung in der „Angela" braucht absolut mit dem Gedichte nichts zu tun zu haben. Wer Meyer kennt, weiß, wie er Lieblingsbilder wieder und wieder verwendet.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Meyers religiöse Anschauungen ins Einzelne hinein zu verfolgen; nur die allgemeine Grundlage mußte gegeben werden, als Basis für Meyers Glauben an ein Fatum.

Diese Schicksalsidee kann nun nach zwei Seiten in Erscheinung treten: als Prädestinationsglaube oder als eigentlicher Fatalismus, die, obgleich wesensverwandt, dennoch sehr verschieden sind. Prädestinationslehre ist Dogma, rein religiöses Dogma, die Lehre von der Vorherbestimmung durch Gott, ob ein Mensch zur ewigen Seligkeit eingehen oder der Verdammnis anheimfallen soll: und damit zugleich: ob er durch seinen Glauben an Gott gerecht werden kann, oder ob ihm dieser Glaube von vornherein abgeschnitten ist. (Praesciebat Deus, qui futuri essent sancti et immaculati per liberae voluntatis arbitrium et ideo eos ante mundi constitutionem in ipsa sua praescientia, qua tales futuros esse praescivit, elegit. — Augustinus de Praedestinatione 10.) Für einen klaren Geist ist

[1]) Gedichte, S. 252.
[2]) Briefe, I, 139.
[3]) Gedichte, S. 158. Vgl. Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, Berlin 1902, S. 136/7.

diese Idee natürlich ein Unding. Fatalismus im eigentlichen Sinne dagegen ist eine Art Weltgefühl, der Glaube an ein nach unsichtbaren Gesetzen, sei es Gottes, sei es der Natur, sei es eines den Dingen innewohnenden Geistes sich abwickelndes Geschehen, denen zu entziehen ein Mensch sich nicht vermag. Nicht in eine Formel gezwängt, ist diese Idee dehnbar und verwandlungsfähig. Sie kann an gewisse Gegenstände, Waffen, Geräte, wie z. B. im Schicksalsdrama, geknüpft sein, kann in der Beugung des eigenen Willens vor dem Willen Gottes bestehen und kann sich bis zum Glauben an eine sittliche Weltordnung erheben. Nicht zu ihrem Wesen gehörig, aber doch zuweilen mit ihr verknüpft, ist ihre Anwendung in der Vergangenheit, die wir oft in diesem Lichte der Notwendigkeit sehen, während das der Prädestination in die Zukunft leuchtet. Alle Arten des Schicksalsglaubens einschließlich der Prädestination nun können in ihren Konsequenzen nach zwei Seiten hin wirken: aktiv oder passiv, je nachdem das Individuum sich der Bedeutung oder Nichtigkeit seines Wirkens, seines Willens bewußt ist, je nachdem es sich als Spielball oder erlesenes Werkzeug des Fatums betrachtet.

Wie Meyer sich zu dem Dogma der Prädestination gestellt hat, ist aus direkten persönlichen Äußerungen nicht zu ersehen, und bei seiner Objektivität können aus seinen Werken[1]) keine Schlüsse gezogen werden. Aus dem Amulett geht nur hervor, daß er sich wohl eingehender mit dem Problem beschäftigt hat und er läßt seinen Boccard den Satz Calvins an dem Weißbrotmännchen auf ergötzliche Weise widerlegen[2]).

Aber, wie ist es mit dem Fatalismus bei Meyer? Wieder sind wir sehr schlecht beraten mit direkten Äußerungen, wie ja Meyer in seinen Briefen so spärlich wenig seines innersten Selbst preisgibt. Nur ein einziges Mal hören wir etwas darüber. Er schreibt am 24. November an Meißner: „Noch etwas, das ich Ihnen ins Ohr sage — nur aus großer Freundschaft und Dienstwilligkeit. In meinen ganz schlimmen Zeiten habe ich mich oft mit etwas bescheidenem Mystizismus gefristet und ihn — in kleine Dosen — probat gefunden, d. h. über die Unterwerfung über das Notwendige, die ihre Heiligkeit in Würde hat, hinaus suchte ich im Schicksal wie es falle, etwas zu lieben —[3])". Und das wird uns bestätigt durch seiner Schwester Worte: „In solchen Stunden fühlte er sich ihr [der Natur] verwandt und glaubte er sogar, bis auf einen gewissen Grad, an ihre bedeutsamen Winke und Vorzeichen, an das Omen"[4]). Und ferner berichtet

---

1) Vgl. Hugenottengedichte, besonders das Hugenottenlied. Gedichte, S. 378.
2) Novellen, I. Band, 13. Auflage, Leipzig 1899 (= Novellen I), S. 28/9.
3) Briefe II, 272.
4) Betsy Meyer, C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester. B. 1903, S. 182.

sie von seiner Lust an Träumen. Meyer war ja selbst keine energische Kampfnatur. Wir wissen, wie er in seiner Liebe zu Luise Ziegler die Sache ihren Gang gehen ließ, bis die Frucht fast überreif war und ihm zufiel.

Ob sich diese Seite seines Geistes auch in seinen Werken spiegelt, wird nunmehr zu betrachten unsere Aufgabe sein. Das ist natürlich ein mißlich Ding bei einem Dichter, dem so wie Meyer die Freude an der Erscheinung und ihre Darstellung eine der Hauptaufgaben der Kunst bedeutet. Kalischer in seinem schönen, die Meyerforschung außerordentlich fördernden Buche[1]) spricht einmal davon, wie ihm die Formel alles zu sein scheine und daß ihm das Behagen der Parteilichkeit eines Gottfried Keller gänzlich fehle. Es muß also schon die Menge der Indizien wirken und diese glaube ich in größter Fülle aufbringen zu können, so daß es fast sonderbar erscheint, daß bisher nur sporadisch auf gewisse fatalistische Momente und nur in der „Hochzeit des Mönchs“, „Pescara“ und „Angela“ hingewiesen ist[2]). Da ich glaube, daß der Zusammenhang in sich und der Stil der Meyerschen Werke durch eine im allgemeinen sicherlich vorzuziehende, strikt systematische Darstellung bedeutend gestört würde, werde ich davon abstehen und eine Verquickung mit chronologischer Besprechung, so weit es geht, anstreben, am Ende indessen eine systematische Übersicht geben.

Gerade der Stil, die Atmosphäre, die über der Handlung liegt, ist das, was Meyers Schöpfungen auszeichnet. Das Ganze trägt immer, mit Otto Ludwig zu reden, „seine Bedingungen in sich selbst“[3]), d. h. die Realität ist nicht die der Wirklichkeit, sondern eine wahrere, weil zu der jeweils darzustellenden Grundidee passende. „Poesie ist nicht Wahrheit, sie ist deren schöner Schein. In der Wirklichkeit sind die Leute weniger einheitlich. Sie sehen sich selbst nicht immer ähnlich,“ sagt Meyer selbst einmal[4]). Und bei ihm können wir deutlich beobachten, wie nicht „die Notwendigkeit der einzelnen Teile, sondern die Notwendigkeit ihrer Zusammenordnung und Zusammenstimmung zu einem Ganzen überzeugt, d. h. ein künstlerisches Werk darf nicht den unmittelbaren Sinn überzeugen wollen, sondern die Phantasie“[5]). Und diese Forderungen finden wir seit Meyers

[1]) Erwin Kalischer, C. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance (Palaestra LXIV), Berlin 1907, S. 121/2.

[2]) Kalischer, S. 135. Dr. Otto Blaser, C. F. Meyers Renaissancenovellen (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. O. F. Walzel), Bern 1905.

[3]) Otto Ludwigs gesammelte Schriften, herausgegeben von A. Stern und E. Schmidt. L. 1891, Band V, S. 170.

[4]) Betsy Meyer, a. a. O. 176/7.

[5]) Otto Ludwig, a. a. O. VI, 24.

erster Novelle, dem Amulett, das sich sonst noch durch manche Eigenheiten als Jugendwerk legitimiert[1]), bis zur letzten erfüllt. Ich glaube, der Vorwurf der nicht überall gleichmäßigen Motivierung, den ihm Anna Lüderitz macht, ist nicht gerecht. Meyer übernahm, ihrem Nachweise zufolge, den Stoff bis auf wörtliche Übereinstimmungen aus Merimées „Chronique du règne de Charles IX.", wandelte ihn für seine Zwecke hie und da und tat überall seine eigenste feinste Motivierung hinzu. Aus den Brüdern, die Träger zweier Religionen sind, machte er die beiden Schweizer Boccard und Schadau; und nun wird ihm vorgeworfen, daß die schnelle Annäherung der beiden nicht glaubhaft motiviert sei, während anderseits Langmesser die Liebe Gaspardes zu Schadau „nebelhaft und unwahrscheinlich" findet[2]). Beide Beurteiler vergessen, daß hier alles auf Prädestination gestimmt ist und daß das Hauptmotiv die Realität des Werkes bestimmt.

Jemand glaubt an die Wundertätigkeit der Reliquien, die mit Hilfe der Heiligen das gesetzmäßige Geschehen unterbrechen können. Er versucht, diesen Glauben seinem Freunde zu übertragen, der indessen als strenger Calvinist an der Prädestinationslehre: „Stich und Schuß — Schicksalsschluß"[3]) festhält. Durch das Muttergottesbild des Katholiken aber wird dem Protestanten zweimal geholfen[4]), während sein Besitzer schließlich trotz des Talismans durch einen Schuß aus des Freundes Pistole fällt, den einer seiner Glaubensgenossen auf ihn abgegeben hat. Das ist also eine Verquickung von Motiven, wie sie fatalistischer nicht gedacht werden kann. Freilich schaut nirgends die nackte Idee heraus, sonst würde ja der Calvinist ebensogut darüber, daß ihn das Muttergottesbild gerettet hat, als über einen Schicksalsschluß frohlocken können, statt daß er betrübt ist, einem Betrug sein Leben zu verdanken. Außerdem ist es hier schon interessant — und das steigert sich in Meyers Novellentechnik mehr und mehr — wie alte Züge des Romans: Verkleidung, zufälliges Wiederfinden, Erinnerung an empfangene Wohltat rc. psychologisch vertieft, der Idee dienend und daher unauffällig wiederkehren. Sie sind zum Teil Träger des Schicksalsmäßigen, so der Fechtmeister, der

---

1) So wäre z. B. in späteren Jahren das Zurückgehen auf ein Bild bei der Beschreibung von Paris nicht mehr in dieser Weise möglich. Allerdings muß man Anna Lüderitz, die in ihrem Artikel (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, LVIII. Jahrgang, Band CXII, 1904, C. F. Meyers „Amulett" und seine Quellen) den Einwurf macht, das Louvre stoße nicht an die Seine, entgegengehalten, daß die Kais erst durch die Stromregulierung entstanden sind.

2) August Langmesser, Conrad Ferdinand Meyer, 3. Auflage, Berlin 1905 (= Langmesser), S. 284.

3) Hugenottenlied, Gedichte, S. 378.

4) Das zweitemal durch die Beschwörung: Im Namen der Muttergottes von Einsiedeln.

am Anfang Schadaus Abreise nach Paris beschleunigt und am Ende ihm aus der Stadt heraushilft. Es bleibt nach Meyerscher Art im Halbdunkel, ob Schadau mit bewußtem Willen den Böhmen vor der Auslieferung rettet.

Schadau selbst fühlt, er habe die ganze Summe seines Herzens auf eine Nummer zu setzen, und die „Gelegenheit dazu, so schwebte mir dunkel vor, mußte sich in der Umgebung meines Helden finden. Auch stand bei mir fest, daß ein volles Glück mit vollem Einsatz, mit dem Einsatz des Lebens wollte gewonnen sein . . .“ [1]). Und das Schicksalsmäßige dieser Liebe wird uns klar, wenn er später zum Teil mit gleichen Worten sagt: „Daß ich Gaspardes Liebe gewinnen könne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal, daß ich es mußte, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen“ [2]).

Solche Äußerungen ließen sich häufen [3]). Von größerer Wichtigkeit ist noch die Haltung Colignys bei der Annahme Schadaus in seine Dienste. Unwillkürlich werden wir erinnert an Philipps Worte in Don Carlos: „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht —“ und an die Art, in der er auf einer Schreibtafel Namen verdienter Männer bewahrt, wenn wir vom Admiral Coligny hören, daß er in einem Taschenbuche den Namen Sadow findet und dann dem Sohne dieses Toten sagt: „Ich bin von Leuten, mit denen ich lange zusammenlebte, verraten worden, Euch trau ich auf den ersten Anblick und ich glaube, er wird mich nicht betrügen.“ Daß bei beiden die Schlacht bei Saint Quentin vorkommt, daß bei Philipp der Name zweifach angestrichen ist, bei Coligny mit einem Kreuze bezeichnet, macht eine direkte Beziehung noch wahrscheinlicher. Wir werden auf diesen Zug später zurückkommen müssen.

Im Jenatsch liegen die Dinge weniger einfach. Hier, wo alles mehr auf den Willen des Handelnden, vor allem des gewaltigen Jürg, gestellt und gestimmt ist, könnte natürlich eine fatalistische Grundidee die Wucht der Persönlichkeit des großen Bündnerführers nur herabmindern. Dramatisch steigern sich die Taten des Helden und je höher er steigt, desto ängstlicher beobachten wir die Veränderungen, die in seinem Innern vorgehen, bis er am Ende für seine Hybris die Vergeltung, den versöhnenden Tod finden muß. „Es war etwas Maßloses in seinem Wesen,“ heißt es, und weiter, vordeutend für uns, die wir Meyers Werke im Zusammenhange betrachten und

---

[1]) Novellen I, 17.

[2]) Novellen I, 55.

[3]) So z. B. Novellen I, 67: „Boccard,“ sagte ich, „betrübe dich nicht. Alles ist vorausbestimmt. Ist meine Todesstunde auf morgen bestellt, so bedarf es nicht der Klinge des Grafen, um meinen Lebensfaden zu zerschneiden. Ist es nicht so, wird mir seine gefährliche Waffe nichts anhaben können.“

hier auf ein in der „Hochzeit des Mönchs" wieder aufgenommenes Problem stoßen: „als hätte eine übermenschliche Kraftanstrengung ihn aus dem Geleise und über die letzten, seiner Natur gesetzten Marksteine hinausgeworfen" [1]).

Aber als Stimmungselement und vielleicht auch etwas mehr spielen doch wieder fatalistische Ideen hinein. Mit dem Schicksal zweier anderer Menschen ist das Jürgs verbunden. Zuerst mit dem Lucretias. Zwischen ihnen fließt das Blut ihres Vaters. „Überschreitest du es," prophezeit sie dem Geliebten bei jener Rast hinter dem San Bernardino, „so müssen wir beide darin verderben" [2]). Und fast symbolisch ist hier schon angedeutet, daß sie nicht leiden wird, daß andere ihr die Rache entreißen: „... als ich dich unten in den Händen der Häscher sah, hätt' ich dich lieber mit eigner Hand getötet, als dich ein schmähliches Ende nehmen zu lassen" [3]). Und das Mordbeil der Planta wartet seiner, von dem alten Lucas wie eine Reliquie verwahrt in einer wurmstichigen Eichentruhe. Jenatsch kann sein Leben nicht von dem Lucretias trennen, und als seine Liebe in jener verhängnisvollen Nacht wieder emporlodert, achtet er ihrer Mahnung nicht und glaubt, ihre Prophezeiung umgehen zu können dadurch, daß er sie nicht wieder nach Riedberg zurückgehen lassen, sondern nach Davos entführen will. Indessen, das Unvermeidliche muß sich vollziehen, das Mordbeil sein Blut trinken, aber nicht durch Zufall, weil es eben das Mordbeil der Plantas ist, nein, Jürgs Stunde ist gekommen und er kann, wie die Verhältnisse sind, durch niemand anders als Lucretia fallen, wenn ihm nicht die Waffe gemeiner Mörder den Tod geben soll. Und wenn es auch nicht um der Sühne der Planta wegen geschähe — hier verknüpfen sich die beiden Handlungen — er müßte doch sterben. Das läßt uns die Tat des Weibes nicht so ungeheuerlich erscheinen, wie es Gottfried Keller dünken wollte. Jenatsch' Maßlosigkeit ist bis aufs höchste gestiegen, das Schicksal selbst scheint ihn für den Streich der Planta aufgespart zu haben, denn als der Baron von Lecques beim Ausmarsch der Franzosen aus Chur die Pistole auf ihn losdrückt, flammt wohl ein Pulverblitz auf, doch der Schuß versagt [4]).

Wie Meyer die Geschichte angelegt hat, kann und darf er ja noch nicht sterben, denn die zweite Voraussetzung hat sich noch nicht erfüllt. Waser und Jenatsch haben zu gleicher Zeit einen Traum gehabt: der eine sieht sich als Bürgermeister von Zürich, dem anderen

---

[1]) Novellen I, 57.

[2]) Jürg Jenatsch, eine Bündnergeschichte. 42. Auflage, Leipzig 1900 (= Jenatsch), S. 295.

[3]) Jenatsch, S. 191.

[4]) Jenatsch, S. 290.

zeigt ein Astrolog und Nekromant einen Zauberspiegel mit den Worten: „Dieser ist dein Schicksal!“ und vor ihm sitzt, wie er ihn kurz vorher noch gesehen hat, der Herzog Heinrich Rohan[1]). Und Rohan zieht ihn magnetisch an, er fühlt sich an ihn auf „verborgene Weise gekettet“, „Rohan hielt wieder die Urne des Schicksals in den Händen“, wie es bei ihrem Zusammentreffen in Venedig heißt.

Und wie Coligny zu Schadau, fühlt Rohan Vertrauen zum Hauptmann Jenatsch. „Seine Ratschläge bewährten sich und seine Verwegenheiten mißglückten nie, denn die Gunst des Schicksals war mit ihm“[2]). Grimani vermag nichts gegen dies blinde Vertrauen, er kann den Herzog nicht überzeugen, daß Jenatsch sein Verderben werden wird, indem er ihn — und das ist höchste Tragik in diesem Werke — als den hinstellt, der er später werden muß. Ebensowenig Wirkung haben des Locotenenten Einwürfe; und so wird Jürg des guten Herzogs Verhängnis, ein Verhängnis, das dieser selbst vorausahnt, ohne dabei an Jenatsch zu denken.

Über dem ganzen Ende der Geschichte liegt eine schwüle Schicksalswolke. Alles vom vierzehnten Kapitel an deutet auf ein drohendes Unheil. Waser ist Bürgermeister, Rohan tot. Durch „einen magnetischen Zug“ kommt Sprechers Tochter „in Gedanken und Worten nicht von dem guten Herzog Heinrich weg“. Wir haben fast eine mathematische Gleichung. Die Konstellation ist da: Wasers Traum hat sich erfüllt, Rohan ist tot; was wird aus Jenatsch, dessen Geschick an das des Herzogs gebunden ist? Der Einsturz des Glockenturms zu Sankt Luzi, gerade als Oberst Jenatsch eingeritten ist[3]), die gedrückte Stimmung unter den Gästen des Herrn Sprecher, der Blitz, von dem Waser glaubt, er habe „den Trotzigen getroffen“[4]), alles läßt das dann eintretende als vorausbestimmt und unvermeidlich erscheinen; und auch von der Obrigkeit wird es so empfunden, denn „sie verzichteten darauf, die Urheber seines Todes, die ihnen als die Werkzeuge eines notwendigen Schicksals erschienen, vor Gericht zu ziehen“[5]).

Daß Lucretia, obwohl sie, ihrer Ahnung folgend, es vielleicht hätte erreichen können, den Geliebten durch frühe Warnung oder List der Gefahr nicht entreißt, ist ein Motiv, das von nun an wieder und wieder in Meyers Werken auftaucht, so gleich im nächsten, wenn wir den „Schuß von der Kanzel“, in dessen sonniger Stimmung tiefere Weltgefühle sich verflüchtigen würden, überspringen, im „Heiligen“ und in „Gustav Adolfs Pagen“.

[1]) Jenatsch, S. 67/8.
[2]) Jenatsch, S. 197.
[3]) Jenatsch, S. 329/30.
[4]) Jenatsch, S. 331.
[5]) Jenatsch, S. 352.

Auch Hans der Armbruster hätte vielleicht den Heiligen retten können, wenn er sich nicht an ihn selbst, sondern an die vier Ritter gewandt hätte, die ihn töten wollen und denen er von Rechts wegen das Verbot des Königs hätte überbringen müssen. Daß er das nicht tut, wird von Meyer gar nicht motiviert. Als der König den Befehl gibt: „Erreiche die viere und bring' sie mir zurück. Du ereilst sie mir, ich will es!" entgegnet er nur: „Herr ... sie werden mich nicht hören; denn Ihr habt ihre Ehre aufs Blut gereizt. Besser, ich reite einen anderen Weg, erreiche die Küste, wo der Meeresarm am dünnsten ist, presse dort das schnellste Schiff, wem es gehöre, gelange nach Canterbury vor den vier von Eurem Zorne gejagten und schaffe Herrn Thomas in Eurem Namen in Sicherheit" [1]). Zu den vier Richtern spricht er mit keinem Worte vom Auftrage des Königs, und sein Entschluß: „Herrn Thomas mit meinem Leibe zu decken, ob ich die Schuld vergossenen Märtyrerblutes von meinem Herrn und König abwende" [2]), ist eigentlich fast ein wenig naiv, denn die vier zum Äußersten Entschlossenen werden sich kaum durch das Blut des Knechtes besänftigen lassen. Ob nun auch diese Motivierung ein wenig schwach sei, dahinter birgt sich ein tieferes unbestimmtes Gefühl der Unerbittlichkeit des Geschehens. Es muß so kommen, wie es kommt, der Heilige muß sterben. Er selbst weiß das, wenn er sagt: „Gottes ewiger Ratschluß und der Vorsatz meines Königs erfülle sich an mir! [3])" Bertran de Born hat dieses Ende vorausgesehen [4]), Becket lange vorausgeahnt, als ihm der König zum erstenmal die Stelle des Primas von Canterbury anträgt. Er fuhr mit der Hand an die Stirn, als brenne ihn dort eine Wunde, und seine Stimme sank zum Geflüster herab: „Wohin werde ich geführt? In welche Zweifel? In welchen Dienst und Gehorsam? In welchen Tod? [5])" Und anderseits fühlt er, daß sein Schicksal mit dem des Königs unmittelbar und unlösbar verquickt ist: „Dein Kanzler muß ich bleiben," sagt er, „denn ich glaube, unsere Sterne und unsere Geburtsstunden stehen zueinander in Beziehung" [6]).

Aber gewiß dessen, was geschehen wird, warnt er den König, ihn nie aus seiner Hand in die Hand eines Mächtigeren zu geben [7]), indessen zittert schon unter der Warnung die Gewißheit, daß jener es doch tun wird. Denn „es regen sich unter dem Tun eines Jeglichen

---

1) Der Heilige, 20. Auflage, Leipzig 1900, S. 202/3.
2) Der Heilige, S. 215.
3) Der Heilige, S. 208.
4) Der Heilige, S. 178.
5) Der Heilige, S. 137.
6) Der Heilige, S. 137.
7) Der Heilige, S. 116.

unsichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife, und jeden ereilt zuletzt seine Stunde"[1]).

Nicht blinder Zufall herrscht und die Sense schneidet die grünen Ähren (ein Gefühl, welches uns das „Amulett" hinterläßt), sondern die reifen fallen unter dem Stahl: so Jenatsch, so der Heilige, so Gustav Adolf.

Wie Jenatsch an Rohan, Armbruster an den Heiligen, der Heilige an den König gebunden ist, ist Auguste Leubelfings Lebenskreis mit dem des Schwedenkönigs verschlungen, der des Schwedenkönigs mit dem Wallensteins. Hier ist natürlich die Motivierung wieder das Schwierigste. Der Tod Gustavs und Leubelfings ist von der Geschichte gegeben, mit allem andern kann der Dichter frei schalten. Auguste sieht eine Prophezeiung darin, daß ihr Name mit einer Silbe endigt, mit welcher der des Königs beginnt. Als sie noch ein Kind war, hat der König sie einmal geherzt und geküßt, aber „so'n Kuß schläft und lodert wieder auf, wenn die Lippen wachsen und schwellen"[2]). Und eben diese Lippen rufen das verhängnisvolle: „Hoch Gustav, König von Deutschland"[3]) und der König vergißt „es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als König von Deutschland hatte hochleben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend"[4]). So also trägt sie es schon von Jugend auf „in sich" und träumt „von dem Schwedenkönig ..... wachend und schlafend"[5]).

Außerdem ist sie durch eine unheimliche Ähnlichkeit in Stimme und Hand mit dem Lauenburger verwandt[6]).

Nun kann es uns gar nicht verwundern, daß sich Meyer die Gestalt Wallensteins mit dem Dunstkreis von Schicksalsglauben für seine Novelle nicht entgehen ließ. Der Lauenburger hat ihm die Ermordung des Schwedenkönigs angeboten und Wallenstein kommt in dessen Lager, um ihn zu warnen. Auch ihre Lebenskreise sind verschlungen, „einer ist undenkbar ohne den andern, und ...... stürzte die Majestät oder ich," meint der Generalissimus, „von dem einen Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden[7]). „Ich möchte keinen Pagen um mich sehen," warnt er den König, „dessen Stimme klingt, wie die meines Hassers und dessen Hand dasselbe

[1]) Der Heilige, S. 124.
[2]) Novellen I, 338.
[3]) Novellen I, 275.
[4]) Novellen I, 289.
[5]) Novellen I, 282.
[6]) Novellen I, 319, 314, 328.
[7]) Novellen I, 330.

Maß hat, wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel, das ist ein Verhängnis, das kann verderben." Und Gustav, der den Harnisch verschmäht[1]), weil er in Gottes Hand stehe[2]), kommt unwillkürlich auf die Vermutung, „irgendeine himmlische Konjunktur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der andern folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte". „Die Vorstellung beginnt Gewalt über ihn zu gewinnen, und die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgibt, steckt ihn an[3]).

Obwohl Gustav Adolf den innern Widerspruch durchschaut „zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften"[4]), kann er sich doch eines leisen Mißtrauens nicht erwehren. Und der Page, der dies feste Gottvertrauen nicht hat, sucht sich von ihm loszureißen, damit ihn seine „unheimliche Nähe nicht verderbe"[5]). Aber eines von jenen, bei Meyer häufigen Vorzeichen, der Raubvogel, der über dem königlichen Wagen schwebt und sich „durch keine Schüsse fortschrecken läßt"[6]), erinnert ihn wieder an den Lauenburger, er kehrt zu seinem Fürsten zurück und findet mit ihm den Tod. So hat auch hier das Fatum sich vollendet, auch hier hat der Getreue es nicht aufgehalten wie Lucretia und Hans der Engelländer, nur daß dort ein dramatischer Konflikt sich löst, während im rein novellistischen ‚Pagen' eine Tatsache schlicht berichtet wird und eine Verschuldung und Sühne allerdings vorliegt auf seiten der Gustel. Der Schwede verkörpert den Glauben an das Schicksal, jedoch ein von Gott verhängtes, das nicht die Blindheit und Grausamkeit des Prädestinationsglaubens im „Amulett" hat. Und wir können annehmen, daß die Worte, die Gustav über den Widerspruch zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dies Fatum zu entkräften spricht, aus Meyers Seele gesprochen sind.

Der Glaube an die Sterne, der in dieser Novelle durch Wallenstein vertreten wird, hatte schon im Heiligen eine Rolle gespielt, verbunden mit sarazenischem Wesen. Wir müssen an dieser Stelle noch einmal darauf zurückkommen, da er die Brücke zu dem Sarazenentum in der „Hochzeit des Mönchs" bildet. Ganz offenbar ist Hans der Engelländer ein abergläubischer Mensch, in der Atmosphäre mittelalterlichen Wahns befangen[7]). Wie Meyer überhaupt hier das

---

1) Novellen I, 301/2, 346.
2) Novellen I, 328.
3) Novellen I, 330/1.
4) Novellen I, 329.
5) Novellen I, 322.
6) Novellen I, 341.
7) Sein Stichorakel (S. 21) u. a.

Mittelalter „fein und gründlich verspottet zu haben glaubt“ [1]). Und fast wie ein Gegengewicht gegen diese geistige Enge mutet es uns an, wenn der Armbruster auch von morgenländischem Fatalismus eine Dosis mitbringt und dadurch seinen kleinen Gesichtspunkt mit einem Gefühl des Weltgeschehens erweitert. Er ist in Spanien gewesen, hat einem Astronomen geholfen beim Zurichten seiner Instrumente und so etwas von dessen Kunde der Himmelslichter erfahren, an deren Gang „die menschlichen Geschicke ..... geschmiedet seien, so daß keine Hand, weder menschliche noch göttliche, in die sich drehenden Speichen des Feuerrades greifen könne und kein Raum bleibe, weder für menschliche Wahl noch für den Zorn und die Gnade Gottes“ [2]).

Durch die Kenntnis sarazenischen Wesens tritt der Armbruster dem Halbsarazenen Becket näher, indem er zweimal in bedeutenden Augenblicken Sprüche des Korans zitiert [3]).

In der „Hochzeit des Mönchs“ ist Ezzelino da Romano eine wahre Verkörperung des orientalischen Fatalismus, und er bietet den Hintergrund der Erzählung. Wie er in alle Häuser Zutritt hat, ohne daß die Diener ihn anmelden dürfen, so ist er mit allen Zweigen der Handlung verknüpft [4]). Die Wege der Erzählung laufen, wie Meyer einmal in dem „Leiden eines Knaben“ sagt, „wie die eines Gartens in einen und denselben Mittelpunkt zusammen: ‚der König, immer wieder der König!‘“ [5]) Hier der Tyrann.

Daß Meyer diese Haupteigenschaft Ezzelins schon in seinen Quellen, bei Burkhardt und Raumer vorfand, wie Kalischer [6]) und Blaser [7]) nachweisen, ist keine abschwächende Entdeckung für unsere Zwecke. Im Gegenteil, diese Gestalt war ihm willkommen, um die „explosive Atmosphäre Paduas“ herzustellen, die er für seine Fabel braucht und von der er wiederholt in Briefen spricht.

Ezzelino, der sich als Stellvertreter des Kaisers fühlt, glaubt, auf die Prophezeiungen seiner Astrologen Guido Bonatti und des Sarazenen Paul von Bagdad gestützt, immer das Notwendige zu tun. Den fraglichen Ausspruch des Kaisers über die drei Gaukler: Moses, Mohammed und Christus nennt er oberflächlich: „sie hatten ihre Sterne“ [8]). „Der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals“ [9]), alle Vorwürfe, die ihm

[1]) Langmesser, S. 106, Kalischer, S. 208.
[2]) Der Heilige, S. 26.
[3]) Der Heilige, S. 49/50 und 99.
[4]) Novellen II. Band, 17. Auflage, Leipzig 1900 (Novellen II), S. 24.
[5]) Novellen II. S. 259/60.
[6]) Kalischer, S. 49 ff.
[7]) Blaser, S. 69 ff.
[8]) Novellen II, S. 63.
[9]) Novellen II, S. 16/36.

wegen seiner menschenverbrauchenden Kriege gemacht werden, weist er mit dem einen Worte „Schicksal" ab, genau wie der Sarazene, der Führer seiner Leibwache, über die Ringgeschichte mit dem milden Worte „Verhängnis" urteilt[1]). Er erkennt in der Geschichte des begnadigten Knaben (die übrigens Meyer ganz frei aus einer Notiz Raumers entwickelt[2]), in dem er sein eigen unehelich Kind zu entdecken glaubte[3]) und das später durch dasselbe Schwert fiel, vor welchem es durch sein Gnadenurteil gerettet war, die Unerbittlichkeit des Fatums. Er meint, er vermöge nichts gegen Astorres Schicksal. „Ist Astorre dem Schwerte Germanos bestimmt, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein" [4]). Dennoch unternimmt er es einmal, durch seinen Versöhnungsversuch dagegen anzugehen und später, als er nach Padua heimreitet, das Schicksal zu verhindern, seine Fahrt zu bedrohen und seinen Hengst zu stürzen" [5]). Vergebens, er kommt zu spät und das Schwert durchbohrt den Mönch, als er eintritt.

Schicksalsmäßig ist auch die Motivierung der einzelnen Geschehnisse: Ezzelino ist in die Schuld des Mönches verstrickt, da durch sein Erscheinen an der Brenta die Barke umschlägt[6]); Astorre rettet die Frau seines Bruders, worin der Vizedomini einen Wink Gottes sieht[7]); Astorre, Barmherzigkeit in eine Welt tragend, welche die der Gerechtigkeit ist, lädt die Canossas zum Hochzeitsfeste, obwohl ihn Ascanio warnt: „O Mönch, Mönch, ... der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte ungestraft bleibt!" [8]) Und diese Canossas werden um so gefährlicher, als Astorre von den zwei Ringen — Askanio mahnte ihn, nur einen zu kaufen[9]) — den kleineren fallen läßt, den Isotta auffängt und Antiope an die Hand steckt. Und gerade diese Antiope lebt in seinen Träumen seit der Hinrichtung des alten Canossa. Germano, der Bruder Dianens, hilft das Schicksal befördern, indem er den Schwager durch das Aufs-Pferd-setzen hindert, den Ring zurückzufordern. Und so kommt es zu der Szene bei der Hochzeitsfeier, wo Olympia Canossa den Gemahl der Pizzaguerra für ihr Kind fordert.

Nach dieser Szene atmen wir auf, weil es scheint, alles wolle sich wieder fügen und ins Gleis zurückbringen lassen, ebenso wie

[1]) Novellen II, S. 24, 131.
[2]) Blaser, S. 67.
[3]) Novellen II, S. 139.
[4]) Novellen II, S. 138.
[5]) Novellen II, S. 155.
[6]) Novellen II, S. 143.
[7]) Novellen II, S. 28.
[8]) Novellen II, S. 78.
[9]) Novellen II, S. 81.

nach dem Gerichtsspruch Ezzelins. Aber dort ist es Germano, der — indem er den Freund als Werber bei Antiope einführt — den Stein wieder ins Rollen bringt; hier Ezzelino selbst, der den unseligen Maskenball veranstaltet und zu spät kommt, um dem Schicksal in die Speichen zu greifen; außerdem Diana, welche die Erniedrigung Antiopens fordert. Astorre, der dies zugibt und eine Verkleidung Antiopes und Unterschiebung Isottas verhindert, — wieder einmal eine nicht ausgeführte Rettung.

Eine solche schicksalsmäßige Verkettung der Motive muß natürlich auch auf die Technik der Darstellung im allgemeinen wirken, und es ist an der Zeit, hier in einem Exkurs näher darauf einzugehen. Kalischer meint, „das Gefühl des notwendigen Ablaufs", das sich durch gewisse später zu besprechende Eigenheiten der Technik einstelle, habe „nichts mit Fatalismus zu tun[1] . . . . . . ein wirklicher Fatalismus geht ja zuweilen als ein freies poetisches Spiel neben dieser Gesinnung her. Man kann fragen, ob sich diese in der beschriebenen Eigenschaft der Kompositionstechnik niedergeschlagen hat, oder ob sie selbst erst Folgeerscheinung eines starken konstruktiven Bedürfnisses ist und in der Technik wurzelt". Ich möchte versuchen, klarzulegen, wie diese beiden Elemente sich durchdringen und auf einer gemeinsamen Basis in der Psyche des Dichters aufbauen.

Meyer hat eine ganz besondere Vorliebe für Ich- und Rahmenerzählung, die entschieden mit seiner Erinnerungsgabe zusammenhängt.

Frey berichtet von dem Knaben, „daß schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten[2]). Und in einem späteren Teil seines Buches charakterisiert er Meyer mit folgenden Worten: „Wie Meyers Erzählungen, so besitzt auch seine Lyrik wenig Gegenwart, sondern wesentlich nur verklärende Rückblicke. Es fehlt ihr die Jugend, nicht blos deshalb, weil der Dichter erst als ein Alternder das Geheimnis das eigenen Tons erlauschte, sondern weil es ihm versagt war, in der gegenwärtigen Situation aufzugehen. Das Erlebnis, das er im Augenblick des Geschehens nicht preiszugeben vermag, taucht, vielleicht erst nach Jahrzehnten, ans Licht empor, vom Schimmer der Vergangenheit vergoldet, nachdem es sich im Laufe der Tage und Jahre im Empfinden und Anschauen des Dichters verschönt und vertieft hat"[3]).

Das stimmt durchaus zusammen. Meiner Meinung nach ist überhaupt diese Erinnerungsgabe der Schlüssel zu Meyers Schaffen.

[1]) Kalischer, S. 185.
[2]) Frey, S. 27.
[3]) Frey, S. 300.

Wie er selbst erst anfing in größerem Maßstabe zu produzieren, als seine Entwicklung so gut wie abgeschlossen war, so geht sein Schaffen im einzelnen vor sich, wenn er das Gegenständliche alles beisammen hat, es fertig ist. Erinnern ist Ordnen, ist Beschränken des Stoffes, Fallenlassen des Unbedeutenden. Darum kommt er in der Jugend noch nicht über Nebensachen hinweg und spinnt den Faden seiner Gedichte so lang aus. Er schuf zu frisch. Später aber konzipiert er ein Werk in rohem Umriß, dann wird es gewöhnlich durch ein andres verdrängt. Aber nicht für lange. Er holt es wieder und wieder aus dem Gdächtnisse hervor, durchdringt es, besieht es von allen Seiten. Das Erinnerungsbild wird plastisch, verliert unwichtige reale Züge und nimmt andere, zu ihm passende von selbst an, erzeugt sie. So erklärt sich auch die Möglichkeit des immer Umarbeitens, die bei einem Augenblicksschaffen unmöglich wäre, weil der Stoff sich verflüchtigen würde. Wir haben von Meyer selbst eine ganze Reihe von Äußerungen über diesen Vorgang, so schreibt er an Spitteler: „Ein starker Faktor meiner Sachen ist die Länge der Zeit, (3, 5, 10 Jahre) während welcher meine bildende Kraft sich mit denselben beschäftigt, ganz mühelos, vegetativ sozusagen, aber doch mit latentem Verstande, durchaus zweckmäßig. Bildet die Natur im Großen nicht auch instinktiv-teleologisch. Elle songe à tout“ [1]). Und Betsy gibt den bereits zitierten Ausspruch wieder: „Poesie ist nicht Wahrheit, sie ist deren schöner Schein. In der Wirklichkeit sind die Leute weniger einheitlich, sie sehen sich selbst nicht immer ähnlich“ [2]).

So haut er, wie Michelangelo, dessen Einfluß ich mit Kalischer gar nicht hoch genug anschlagen kann, aus dem Stein heraus: „Courage, es steckt drin, es handelt sich nur darum, es herauszukriegen“ [3]). Von ihm lernt er das Simplifizieren seiner Monumentalfiguren.

Einem thurgauischen Geistlichen gegenüber äußert er sich, wie Frey berichtet, folgendermaßen: „Wenn ich eine Novelle schreiben will, besteht die erste Arbeit darin, den Stoff, der behandelt werden soll und der sich in allzu großer Fülle aufdrängt, ziemlich genau ab-

---

[1]) Briefe I, S. 429.

[2]) a. a. O., S. 176/7 (vgl. Otto Ludwig: „Die Charaktere und Dinge sind abgelöst aus der gemeinen Wirklichkeit. Was von und in ihnen nicht in engster ausschließlicher Beziehung zu dem Gegenstande der darzustellenden Handlung gehört, nicht ein notwendiges Glied derselben ist, ist ihnen vollständig abgestreift. Das ist's, was Lessing meint, die Simplifikation des Stoffes, durch welches die dramatische Handlung zum Ideale dieser Handlung wird. So steht sie wie eine Skulpturgruppe nach allen Seiten frei, überall durchsichtig und rund geschlossen, nicht blos en relief angelehnt oder nur halb freistehend“. Werke V, S. 229).

[3]) Briefe I, S. 232.

zugrenzen. Den so eingeengten Stoff möchte ich am liebsten mit einem Ackerfeld vergleichen. Dieses muß gepflügt werden, und das ist sodann die Hauptarbeit, das Erdreich dergestalt zu durchwühlen und zu pflügen, daß die Bedingungen einer möglichst hohen Ertragsfähigkeit erfüllt sind und daß kein allfällig vergrabener Schatz, auch nicht das kleinste Kleinod entgeht [vgl. Amulett!]. Bei dieser Art von Tätigkeit kommen mir die historischen Personen mit der Art ihres Denkens, mit den Anschauungen ihrer Zeit, mit ihrem Fühlen, ihren Schwächen, ihren Leidenschaften menschlich näher. Die kleinen Züge, die wir oft zufällig finden, haben manchmal den größten Wert; sie machen uns vielfach darauf aufmerksam, daß gewisse Handlungen geschichtlicher Personen, die uns zu ihrem sonstigen Charakter nicht zu passen scheinen, aus anderen Motiven als den durch die Zeitgeschichte ihnen zugeschobenen hätten herfließen können, und die bloße Möglichkeit genügt dem Dichter — denn dazu hat er ein Recht — beispielsweise seinem Helden solche andere, aus seiner ganzen Individualität begreifliche Beweggründe unterzuschieben, und ihn dadurch zu individualisieren. Allmählich gewinnen die Gestalten meiner Forschungen vor meinem geistigen Auge schärfere Formen, endlich leuchtende Farben und warmes pulsierendes Leben. Ich habe das Gefühl, so und nicht anders konnten sie handeln; und alsdann scheint mir die eigentliche Komposition der Novelle nicht schwierig"[1]).

Und ein andermal: „Zu einem schönen Motiv muß man Sorge tragen wie zu einer Seele und kann in der Wahl eines solchen nicht vorsichtig genug sein. Bei der Ausarbeitung suche ich alles so einzurichten, daß die einzelnen Teile ausnahmslos auf einen und denselben Punkt, d. h. den Mittelpunkt hinschauen. Ich übergehe die Arbeit immer wieder von neuem, um die charakteristischen Züge Schicht auf Schicht, tiefer zu legen und zu verstärken ..... Die Geschichte benutze ich natürlich nach Möglichkeit, verfahre aber ganz souverän mit ihr, indem ich nicht ruhe, bevor ich das Materielle der Historie der Willkür der Poesie unterworfen habe"[2]).

Man kann Conrad Ferdinand Meyer einen Realisten in dem Sinne nennen, daß er die Idee aus dem Stoffe herausarbeitet, und auch die Ludwigsche Definition des künstlerischen Realismus paßt auf ihn. Nach Ludwig ist der Realist „ein Reicher, der seinen Reichtum kennt und vollständig über ihn disponieren kann". Er schafft eine Welt, „die in der Mitte steht zwischen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Gesetze, das unser Geist hineinzulegen gedrungen ist, eine Welt aus dem, was wir von der wirk-

[1]) Frey, S. 282/3.
[2]) Frey, S. 283/3.

lichen Welt erkennen, durch das in uns wohnende Gesetz wiedergeboren. Eine Welt, in der die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht verschwindet, aber durch Harmonie und Kontrast für unseren Geist in Einheit gebracht ist; nur von dem, was dem Falle gleichgiltig ist, gereinigt. Ein Stück Welt, solchergestalt zu einer ganzen gemacht, in welcher Notwendigkeit, Einheit nicht allein vorhanden, sondern sichtbar gemacht sind"[1]). Aber ein Realist im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Meyer nicht[2]). Freilich, er geht mit seinem Menschen spazieren wie Ibsen und Balzac, aber der Geist baut sich von innen heraus den Körper, wie Michelangelo die Bilder des Giuliano verschmäht und aus der Erinnerung schafft: „Nehmt weg, ich sehe wie er sitzt und sinnt. Und kenne seine Seele, das genügt"[3]). Und auch seine Gestalten stellen des „Leids Gebärde" dar. In ihren großen Gesten spricht sich ihr Inneres aus, ihr Charakter zeigt sich schon nach außen in ihren Zügen, und ein Unglück ist es, wenn diese beiden wie beim ‚Fingerhütchen' nicht zusammenstimmen.

Das Wunderbare bei all dieser glänzenden Stilisierungskunst Meyers ist, daß sie nicht angelernt oder auf ein fremdes Reis gepfropft ist, wie er denn selbst immer das Grübeln über Kunstkniffe und Technik von sich weist (z. B. wenn Spitteler ihn über Verstheorien ꝛc. angeht) und wie er sich gegen den Titel „artiste", den ihm Rambert in der Bibliothèque universelle et Revue suisse (janvier 1882) beilegt, energisch verwahrt. „Je ne suis pas du tout un „artiste". Au contraire, je n'écris que toutes les fois qu'un fait moral me frappe ou même m'a ébranlé, sans doute en effaçant dans l'oeuvre d'art tout ce que pouvait être trop individuel"[4]).

Und in der Tat, wie Meyer seine Technik regelrecht aus seinen Anlagen entwickelt hat, indem er zur Vollendung brachte, was in ihm schon vorhanden war: die Erinnerungsgabe, das Malerauge, den Sinn für historische Zusammenhänge, die leise Neigung zum Fatalismus und das Bewußtsein der eigenen Grenzen sowie die Lust am objektiven Betrachten und Darstellen der Dinge, so beeinflußt diese Technik, die je nach der zu verkörpernden Idee zu deren Nutz und Frommen und völligster Entfaltung leise modifiziert wird, den Gang der Handlung des jeweiligen Werkes wiederum in eigenartiger Wechselwirkung. Denn aus ihr heraus, aus der Gewohnheit, stets alle Fäden der Handlung in der Hand zu behalten, „alles so einzurichten, daß die einzelnen Teile ausnahmslos auf einen und den-

[1]) Werke V, S. 459.
[2]) Richard M. Meyer, Euphorion 7, 189 gegen Franzos a. a. O. S. 23.
[3]) Ged. S. 333.
[4]) Briefe, I, S. 135.

selben Punkt, d. h. den Mittelpunkt hinschauen“[1]), gehen alle Eigentümlichkeiten seiner Kompositionskunst hervor. Er steht wie ein Gott über dem Weltgeschehen seiner Werke, läßt seine Menschen Träume und dunkle Ahnungen haben, läßt Prophezeiungen aussprechen, läßt in Bildwerken symbolisch das Ende voraussehen[2]), und läßt die Menschen gerader Linie ihren Schicksalsweg gehen. Es ist eine Kunst, die direkt die Erfüllung der Forderungen Otto Ludwigs in den Shakespearestudien bedeutet.

Nicht genug mit diesen innerlichen Vorgängen, Meyer stellt dies Schaffen auch äußerlich dar, abgesehen von den Michelangelogedichten[3]) in seinen Rahmenerzählungen. Es ist wieder und wieder darauf hingewiesen[4]), wie Dante in der „Hochzeit des Mönchs“ von diesem Schaffen sagt: „Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift“, und er also mit dem Ende beginnt[5]) oder wenn Meyer von ihm sagt: „Die Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte“ usw.[6]). Noch gar nicht hat man indessen denselben Vorgang im Heiligen beobachtet, wo er mindestens ebenso schön und deutlich zutage tritt. Und hier hat es der Erzählende noch dazu nicht mit einer selbsterfundenen Fabel, sondern mit geschichtlichen Tatsachen zu tun, mit denen er zeitweise ziemlich frei schaltet, d. h. er rührt nicht an den Tatsachen, aber er deutet aus, rückt zusammen, simplifiziert; so wenn er die beiden Hiobsposten von der Bannung des Bischofs in York durch Thomas und des Übertrittes des jungen Heinrich zu seines Vaters Feinden an **einem** Tage eintreffen und ihn Herrn Burkhard, der mit der Kenntnis der Geschichte dagegen Einwände erhebt, erwidern läßt: „Bleibt mir vom Leib mit nichtigen Zahlen![7]) Ein anderes ist es ob einer noch im Tagewerke und in der Zeit steht, oder ob der Tod sein Lebensbuch geschlossen hat. Ist einmal das letzte Sandkorn verrollt, so tritt der Mensch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und steht als ein fertiges, und deutliches Wesen vor dem Gerichte Gottes und der Menschen. Beide haben Recht und Unrecht. Eure Chronik und mein Gedächtnis, jene mit

---

[1]) Frey, S. 282, vgl. O. Ludwig (V, S. 462): Im Anfang muß das Ende, im Ende der Anfang ideal gesetzt sein, aus der Mitte muß zurück zum Anfange und vorwärts nach dem Ende gedeutet werden. — Tiefste Absichtlichkeit unter dem Scheine völliger Absichtslosigkeit versteckt.

[2]) Vgl. z. B. Pescara und das Fragment des Toggenburgers bei Langmesser S. 445.

[3]) Kalischer, S. 137—151.

[4]) Kalischer, R. M. Meyer, Blaser, Frey 2c.

[5]) Novellen II, S. 8.

[6]) Novellen II, S. 90.

[7]) Heiliger, S. 167.

auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz gegraben sind.“ Und er fährt fort: „Aber haltet mich nicht auf. Mich verlangt zu enden, lieber Herr. Denn ich erblicke ein blutiges, totes Haupt und den gegeißelten Rücken meines Königs.“ Er nimmt also schon einmal das Ende vorweg. Das ist eine Technik, die zum Fatalismus führt, sobald das vorausgewußte Ende objektiver vorgedeutet wird oder in der Form von Ahnungen, Träumen 2c. erscheint; und davon macht Hans der Engelländer, der ein feiner und bewußter — oft zu bewußter und und feiner — Erzähler ist, ausgiebig Gebrauch. So in der erwähnten Stelle, wo er den Heiligen die Folgen einer Annahme des Primats voraussehend flüstern läßt: „Wohin werde ich geführt? In welche Zweifel? In welchen Dienst und Gehorsam? In welchen Tod?“ Und wohl seine Sinne täuschen ihm die Bewegung Beckets vor, als führe dieser mit der Hand nach dem Haupte, genau wie im Pescara Morone, den seine begeisterte Rede „ohne daß er merkte .... weit über die Grenzen der Wahrheit“ zu einer Prophezeiung hinreißt[1]). Vorahnend spricht der Armbruster die Worte: „Mein Salvator hat den Verräter Judas geküßt und seinen Peinigern vergeben: solches aber vermag ein bloßer Mensch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt“[2]). Vorbedeutend ist das steinerne Scheusal im Klosterhof, unter dem Bekket und Richard Löwenherz stehen[3]), vorbedeutend der Fluch des Sachsen: „Schade Pfaff, daß du kein Kind hast, das dir ein Normanne verderben kann“[4]).

Und dasselbe kehrt in der „Hochzeit des Mönchs“ wieder. Daß der Goldschmid „die Siegel des Tyrannen an das verschlossne Tor geheftet findet“, als er zum dritten Male zum Palast Astorres kommt, ist ein Vorausnehmen ohne weitere Bedeutung. Aber in Askanios Warnung vor der Einladung sieht Dante ein prophetisches Licht am Rande des Abgrundes[5]) und findet einen tieferen Sinn, selbst in einer jener „farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich in die Luft“ jagt[6]), damals nämlich, als er den Mönch warnt, nur e i n e n Ring zu kaufen; desgleichen erscheint es ihm eine „göttliche Schickung“ zur Warnung Astorres, daß dieser dem Barfüßermönch im Palaste der Canossa begegnet, und er erwägt, ob die ewigen Lichter unsere Schicksale beherrschen oder nicht“, jene ewigen Lichter, die der Sarazene betrachtet und die nach ihren stillen Ge-

1) Die Versuchung des Pescara, 13. Auflage, Leipzig 1899, S. 78.
2) Heiliger, S. 121.
3) Heiliger, S. 185.
4) Heiliger, S. 8, 41.
5) Novellen II, S. 47/8.
6) Novellen II, S. 81.

setzen wandern, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorros und Antiopes die göttliche Fackel schwang"[1]).

Technik und Inhalt durchdringen sich am allerdeutlichsten an jener Stelle, wo Diana „in der Anrede an ihren neuen Gatten ihren Charakter exponiert" und voraussagt, „was gegebenenfalls eintreten muß und dann auch wirklich eintritt"[2]). Wir kommen damit direkt auf das Problem der Willensfreiheit, das Meyer vornehmlich in den drei Renaissancewerken, zuerst in der „Hochzeit des Mönchs" behandelt. Es wird dargestellt an dem so oft bereits nebenbei untergelaufenen Mönchsmotiv. Schon im Jenatsch wirft der Bündnerpfarrer das geistliche Gewand ab, im Heiligen verläßt der unverhofft Mönch gewordene Hans das Kloster, im Plautus entrinnt die junge Novize dem verhaßten Zwange, weil ihr weltlicher Wandel besser frommt, hier mit Reminiszenzen aus Engelberg[3]), und im Kreise Cangrandes ist bereits die Geschichte Manuccios, „der über die Mauern seines Klosters sprang, um Krieger zu werden"[4]), da er sich über seine Anlage getäuscht habe, und Helena Manentes erzählt, die, als schon „die erste Locke unter der geweihten Schere" gefallen war, sich anders besann nach der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Dante verspricht einen andern Fall: „wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem Triebe, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen verkannt hatte, sondern einem andern zu Liebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich wird, mehr noch als der Kirche, sich selbst gegebene Gelübde bricht, und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und ihn nicht drückte. „Das muß notwendig schlimm" ausgehen. „Wer mit freiem Anlaufe springt, springt gut; wer gestoßen wird, springt schlecht, und nach dem Apostel Paulus ist das Sünde", was nicht aus dem Glauben gehe, das heißt aus der Wahrheit und der Überzeugung unserer Natur"[5]). Das ist der Fall Astorres.

Dieser tritt aus einer Welt der Barmherzigkeit in eine solche der Gerechtigkeit, er kennt ihre Gesetze und Zusammenhänge nicht, und wird, nachdem er e i n e n Bann gebrochen, e i n e Mauer menschlicher Satzungen, die Klostermauer übersprungen, ein Frecher und Maßloser gleich dem Bündnerhauptmann Jenatsch. Er verletzt die Treue, opfert das eheliche Weib — zu der er übrigens auch gezwungen war — und geht daran zugrunde. Der Grundgedanke ist

[1]) Novellen II, S. 135.
[2]) Kalischer, S. 31 ff.
[3]) Kalischer, S. 31 ff.
[4]) Novellen II, S. 5.
[5]) Novellen II, S. 6.

Unfreiheit des Willens. Der Mensch hat seiner Anlage gemäß zu leben, die durch Geburt und Umgebung bestimmt wird. Er hat sie mit seinem Geiste zu erforschen und mit seinem Willen zu verstärken. Aber diese Notwendigkeit hat noch ein Hintertürchen, zu der der freie Wille in gewissen Momenten doch wieder hereinschlüpft. Ereignisse können ihn gegen die Notwendigkeit bestimmen, ihn aus der Bahn schleudern. Dann sinkt er indessen hinab, dem Abgrunde zu nach gewissen Gesetzen. Er verliert sich und hat über sich selbst keine Macht mehr; wie Meyer einmal sagt von Astorre: „Der Wille seine himmlische oder irdische Lust tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche, doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos"[1]).

Das Gegenstück zu Astorre ist Pescara. Meyer sagt von ihm in einem Briefe an Louise von François: „Pescaras tötliche Wunde bewahrt ihn fataliter vor Verrat. Hier ist alles Notwendigkeit, kein Dramenstoff, da Freiheit und Wahl mangelt, aber warum kein Novellenstoff?"

Es ist indessen noch eine relative Freiheit vorhanden und das läßt die Idee zu einer höheren Stufe als in der „Hochzeit des Mönchs" entwickelt erscheinen. Der Fatalismus dieses Helden der Resignation ist ein veredelter. Pescara wägt, forscht, findet aus seiner Natur, seiner Lage und den Umständen die Notwendigkeit und verstärkt sie durch seinen Willen. Er setzt Posten für Posten in Rechnung, in erster Linie seine Krankheit, die ihn dem vorzeitigen Tode bestimmt hat. Er kennt seinen Genius und glaubt, auch Karl V. habe ihn erblickt, als dieser ihm schreibt: „Ich sah einen Engel, der Euch an der Hand hielt"[2]). „Auch wenn er wollte, so kann er nicht .... Ist nicht aller sterblicher Wandel in Zeit und Raum? Beide aber versagen diesem", erklärt sein Leibarzt Numa Dati dem Kanzler Morone, und selbst dieser, der blind in die Einigung Italiens verzückte, ahnt eine Notwendigkeit in Pescaras Handeln: denn die Miene „des stillen Hauptes war so überredend, daß auch ihn eine fatalistische Stimmung unwiderstehlich erfaßte, eine Gewißheit von dem Nichts der menschlichen Pläne und der Allgewalt des Schicksals"[3]).

Zudem hält Pescara Italien, das sich aufgelehnt hat gegen „ewige Gesetze", noch nicht für reif und der Freiheit würdig. So erfüllt sich die Ahnung Guiccardinis: „Ich wittere Verborgenes oder Geheimgehaltenes, etwas Wesentliches oder auch Zufälliges, etwas Körperliches oder einen Zug seiner Seele, kurz ein unbekanntes

[1]) Novellen II, S. 113.
[2]) Pescara, S. 167.
[3]) Pescara, S. 123.

Hindernis, das uns den Weg vertritt und unsere genaue Rechnung fälscht und vereitelt" [1]).

Pescara schwankt vielleicht einen Augenblick, dann aber steht er frei und klar wie ein Geweihter über allem Irdischen, eben wegen der Gewißheit seines Todes. „Als ich ein Knabe war," sagt er, „glaubte ich mit der Mutter, die eine Heilige war, an das, was die Kirche verheißt; jetzt sehe ich rings das Fluten der Ewigkeit"; und „Noch in den Wochen nach Pavia, da ich wußte, daß er [der Tod] mich erwählt hatte, habe ich mich gegen ihn gesträubt und aufgebäumt und empört wie ein trotziger Jüngling. Allmählich aber ahnte ich und jetzt bin ich gewiß, daß er die rechte Stunde kennt. Der Knoten meines Daseins ist unlösbar. Er zerschneidet ihn" [2])

Aus diesem Gefühl heraus überantwortet er den Moncada der göttlichen Gerechtigkeit [3]), aus diesem rächt er sich nicht an Bläsi Zraggen, der ja nur ein Instrument des Schicksals ist [4]). Dieses ist ihm sicherer als der Astrologe, der ihm nach seiner Horoskopstellung 60 Jahre gibt [5]), ein Umstand, der nach der Bedeutung des Sternenglaubens in früheren Werken sehr beachtenswert erscheint. Beachtenswert ist auch die Auflehnung Morones gegen Intrige. Frei soll der große Mensch sich entscheiden; und sein Ende ist wie ein Hohn auf menschliche Listen und Ränke. Spanische Falschheit vermag nichts gegen die heilige Notwendigkeit des Weltlaufes und den Mann, der von ihr ersehen ist.

Wenn Meyer über das Problem der Stellung Pescaras uns hier und da in einem Halbdunkel läßt, so entspricht das durchaus seiner Art. Er liebt dies in der Psychologie, so wie er in der Darstellung größtmögliche Helle und Plastik liebt. Ja gerade diese Dunkelheit zog ihn an [6]). Er betrachtet die großen Gestalten der Weltgeschichte wie Hans der Armbruster die griechischen Marmorbilder seines Herrn: „um zu ergründen, ob sie heitern oder traurigen Gemütes sind" [7]). In einem Briefe an Frey schreibt er: „........ jeder Anfang von Verrat wäre ganz unerträglich. Die geheime Basis ist: vielleicht unterlag Pescara ohne die Wunde" [8]) und in einem späteren redet er von der „völligen Verbautheit der Zukunft des

[1]) Pescara, S. 55 und 218.

[2]) Pescara, S. 182, vgl. Heiliger, S. 124 „es regen sich unter dem Tun eines jeglichen unsichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife und jeden ereilt zuletzt seine Stunde".

[3]) Pescara, S. 149.

[4]) Pescara, S. 179.

[5]) Pescara, S. 132.

[6]) Kalischer, S. 75.

[7]) Heiliger, S. 58.

[8]) Briefe I, 372.

Pescara und dem Parallelismus zwischen seiner Lebensunfähigkeit und derjenigen der italienischen Sache“ [1]).

Wenn wir anderseits aus seinem eigenen Munde hören [2]), daß in Pescara das Ethische „mit Posaunen und Tubenstößen“ verkündet werden solle und daß er bereue, im Heiligen „die Sache ins Helldunkel gerückt zu haben“, so ist das ein Widerspruch, der durch Kalischers mich durchaus überzeugende Annahme einer ersten, auf eine moralische Lösung der Frage ausgehende Fassung erklärt wird. Vielleicht findet das eine schwache Bestätigung durch Meyers Worte „... welche ich teilweise umkomponiere“ [3]), wenn nicht mit dem Umkomponieren gemeint ist, was er am 21. Juli an Haessel schreibt: „Seit 14 Tagen arbeite ich jeden Morgen von 8 bis 2 an meinem Pescara, welchen ich bedeutend verändere. Etwas Mystisches oder Gespenstisches à la Kleist, das sich ich weiß nicht wie eingeschlichen hatte, wird weggehoben und das Sumpfland in festen Boden verwandelt“ [4]).

Im allgemeinen haben wir tatsächlich festen Boden. Freilich einige Träume auch hier wieder, so das Gesicht der Viktoria [5]), das Omen des Blitzes, den Guiccardini auszudeuten versucht [6]). Das Bild, das Pescara mit Colonna schachspielend darstellt, wirkt auf die Beobachter als Vorausdeutung kommenden Geschehens [7]). Das Eigenartigste, die Begegnung Pescaras mit Bläsi Zraggen und dessen Zusammenhang mit dem Altarbilde, das uns ganz romanhaft anmutet und dennoch ganz modern und unverbraucht erscheint, ist so fein und gründlich motiviert, daß es fast aussieht, als habe Meyer gefürchtet, es könne ohne diese Sorgfalt zu fatalistisch und — abenteuerlich erscheinen, gleicherweise der Zusammenbruch des Thronhimmels, der einerseits ein Omen für den jungen Sforza wird, anderseits mit tiefer Ironie dem toten Heerführer die Lagerstatt liefert.

Noch einmal und zum letztenmal stellt der Dichter „die italienische Welt, über die der Feldherr den Spruch fällte, ... in ihrer „ruchlosen Schönheit dar — aber nur, um das Gericht über sie zu eröffnen und eine neue Welt in ihr aufzuschließen“ [8]), nämlich die der Barmherzigkeit gegenüber der der Gerechtigkeit, Probleme, wie sie ihn schon in der „Hochzeit des Mönchs“ beschäftigten. Wieder ist

---

[1]) Briefe I, S. 373.
[2]) Frey, S. 392.
[3]) Briefe II, 261 (vom 25. Juni 1887).
[4]) Briefe II, S. 135.
[5]) Pescara, S. 71/2.
[6]) Pescara, S. 55/6.
[7]) Pescara, S. 16, 27, 41.
[8]) Kalischer, S. 117.

sie zugleich das Problem des Gewissens. Aber wie er über die Welt der Renaissance den Stab bricht, so zugleich über den Notwendigkeitsglauben dieser Menschen, die alles, was sie tun, als Notwendigkeit und deshalb als gerecht ansehen.

Kalischer meint, das Verhältnis unseres Dichters erschöpfe sich „im Grunde mit der künstlerischen Anschauung, mit jenem „in ein Bild verwandeln" müssen. „Seine einzige Beziehung zu ihnen war, sie in das Material seiner Kunst, in die Worte überzuführen. Mehr wollte er von ihnen nicht. Selbst wenn er von Politik spricht, scheint er zu Ruhe zu kommen, wenn er die Formel dafür hat. Das Behagen der Parteilichkeit, wie es Gottfried Keller von Grund aus erfüllte, ist ihm fremd" [1]). Das ist meiner Meinung nach in dieser radikalen Weise nicht richtig und ich hoffe selbst eine tiefere Beziehung dieser äußeren Dinge zu Meyers Psyche aufgezeigt zu haben. Aber Richtiges ist daran, auch an Kalischers Annahme, daß dem Dichter vielleicht „dringender während seiner Krankheit das Bedürfnis nach einer wesentlicheren Beziehung zum Leben gekommen" sei und er empfunden habe, was Michelangelo in der Sixtina in die Worte kleidet: „Statt zu erfassen in dem Wesen Dich, ergriff ich Dich, o Gott, an Deinem Kleid" [2]).

Hier in der Angela erleben wir das seltsame Schauspiel eines sich vollendenden Kreislaufes in Meyers Entwicklung. „Das relativ vollkommene", sagte er in jenem am Anfang zitierten Briefe vom April 1858, gibt uns das traurige heidnische Gefühl der wie ein Ring sich in sich selbst schließenden Menschheit, während ein realistisch behandeltes Werk, das jener lächelnden und selbstgenügsamen Idealität ermangelnd, leidende Körper und ringende Geister zeigt, uns durch den Gegensatz unserer Gebrechen auf die erlösende himmlische Vollkommenheit hinweist. Wo die Kunst die Leidenschaft reinigt, d. h. der Mensch sich selbst beruhigt und begnügt, entsteht die Vorstellung einer trügerischen Einheit, während wir doch so gründlich zwiespältig und nur durch ein Andres als wir, durch Gott zu heilen sind" [3]).

Die selbstgenügsame und selbstgerechte Renaissancewelt muß fallen, aus ihren Trümmern eine andere entstehen. Und damit bricht der Dichter unbewußt den Stab über seine eigene Technik, indem er sie ad absurdum führt. Er schärfte, wie er von Papst Clemens sagt [4]) „den Stift so lange, bis die allzufeine Spitze abbrach". Diese Menschen sind schon fast keine Menschen mehr, trotz der hier und

[1]) Kalischer, S. 121/2.
[2]) Romanzen und Bilder, S. 58.
[3]) Briefe I, S. 60.
[4]) Pescara, S. 44.

da wundervollen Plastik und der Figur der Lucretia, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht, aber doch auch schon ein klein bißchen zu sehr durch direkte Charakteristik geschildert ist nach Art des „einen Charakter machens" des 18. Jahrhunderts. Sie alle sind hier zu „einheitlich", sehen sich selbst zu ähnlich[1]), sind fast Symbol, Fleischwerdung einer Formel. Wir wissen nicht, wie sie geworden sind, warum sie so geworden sind; sie sind da: Lucretia, die unschuldige Sünderin muß der Notwendigkeit ihrer Charakteranlage folgend, ihr Schicksal erfüllen, trotz guter Vorsätze, trotz der Mahnung Bembos. Dieser sagt ihr, was kommen wird, daß Cäsar sie rufen wird, was sie tun solle, um der unheimlichen Gewalt zu entgehen, mit der der schreckliche Bruder auf sie wirkt, um damit zu enden: „Doch ich beschwöre Euch vergeblich, Madonna! Denn ich weiß, Ihr werdet die Zügel verlieren, Ihr werdet des Herzogs Verbot unter die Füße treten." „Werde ich?" fragte Lucretia, wie abwesend. Doch erschien ihr glaublich, daß sie es tun werde, denn sie kannte ihre Bande"[2]). Und wirklich trifft es ein, der Bruder ruft, sie gehorcht trotz Bembos nochmaliger Warnung. Aber weit entfernt davon, daß Alfonso und Ippolito es ihr verargen. Sie wissen gegenseitig, daß sie sich insgeheim bekämpfen, insgeheim ihre Schachzüge vereiteln, bewundern einer des anderen Scharfsinn und erfreuen sich an der Notwendigkeit ihrer Taten[3]).

Sie sind zu sehr Intellekt, als daß sie Partei nehmen könnten. Sie sind wie Ezzelino Jesuiten des Fatalismus, aktiv und passiv. Und so sind sie alle: Ippolito, der Schreckliche, dessen Nahen ein auffliegender Raubvogel verkündet[4]), Alfonso, der gute Hausherr, Giulio, der Sinnenfrohe, dessen ganzes Verderben seine eigenen schönen Augen sind, und Ferrante, der von sich selbst sagt: „Es ist meine Charaktermaske, öffentlich zu schmähen"[5]). Und auch die Umwandlung, die in Giulio vorgeht, ist deutlichste Notwendigkeit. Er, der bei seiner Entlassung aus dem Kerker mit den Händen die Augen beschirmte, „als blende ihn der scharfe Strahl oder die Schönheit der oben stehenden beiden Frauen"[6]), erwirbt durch den geheimen Zauber dieser Augen die ewige Zuneigung Angelas, die von nun an durch geheime Bande an ihn geknüpft ist wie Lucretia an Cäsar Borgia. Er sieht im Traume seine Blendung voraus[7]), sieht voraus, daß

---

[1]) Vgl. Betsy Meyer a. a. O. S. 176/7.
[2]) Angela Borgia, 12. Auflage, Leipzig, S. 29/30.
[3]) Angela, S. 168/9.
[4]) Angela, S. 31.
[5]) Angela, S. 9.
[6]) Angela, S. 21.
[7]) Angela, S. 58/9.

Angela sie verursacht, und Angela, durch ihre „gezeichnete Stirne“ [1]) ihm wie vom Himmel bestimmt, ersetzt ihm durch ihre Liebe die verlorenen Augen wieder durch die ihren. Sonderbar ist das Zusammenspiel Angelas und Ippolitos, die, sich gegenseitig hassend, durch ihr Gewissen in einem Punkte auf gleiche Wege gewiesen werden: zweimal bitten sie für den Geblendeten.

Strozzis Liebe zu Lucretia ist die Gegenfabel zu der Angelas und Giulios. Auch hier ist alles von vornherein bestimmt. „Daß ich die Gesetzlose lieben muß, ist Schicksal“ [2]), sagt er selber, und Alfonso weiß: Lucretia wird ihn als Werkzeug brauchen für ihren Bruder. „Ich werde Euch richten,“ sagt er, „nicht öffentlich, denn es ist eine Familiensache und eine Staatssache, die beide das Geheimnis fordern. Man wird Euch todt auf der Straße finden“ [3]).

Bembo, der in derselben Lage wie Strozzi ist, der Warner und Voraussehér, ist der Einzige, den der Wille dem Verhängnis entführt. Das ist der Gipfelpunkt einer Kunst, die in der Hochzeit des Mönchs mit der Selbstanalyse Dianens [4]) einen Höhepunkt erreicht hatte, dessen Überschreiten — noch dazu in einem an und für sich zwiespältigen Werke — zur Manier führen mußte.

Ich habe nun zugleich mit Hutten und Engelberg drei für unsere Betrachtung weniger wichtige Novellen, den „Schuß von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“ und „das Leiden eines Knaben“ ausgeschieden; auf eine vierte, die Richterin, die zwischen der „Hochzeit des Mönchs“ und dem „Pescara“ liegt, muß ich jetzt noch einmal kurz eingehen.

In keinem anderen Werke Meyers tritt so deutlich das Dramatische der Problemstellung hervor als in der Richterin. Die anderen haben dramatische Stellen, hier aber ist nicht nur alles auf Schuld und Sühne, Gerechtigkeit, Gewissen basiert, es ist auch der Stil ganz dramatisch — Stil in der weitesten Bedeutung. Wenn Kalischer [5]) bei Meyers theoretischer Erörterung über den Pescarastoff an die Ästhetik Vischers (§ 868, S. 1273) erinnert, die Meyers Schaffen stark beeinflußt hat, so gilt das hier noch viel mehr. Es heißt da: „Es scheint weit mehr vom Drama als vom Epos zu gelten, daß es durch und durch mit Schicksalgefühl getränkt ist. Allein dann wird dieser Begriff in dem straffen Sinn eines engen Zusammenhanges zwischen der freien Tat und ihren Folgen genommen; im Epos dagegen herrscht das Schicksal als Faktor des unendlichen Komplexes des Weltverlaufes . . . .“

---

[1]) Angela, S. 236/7, vgl. auch Gedichte, S. 286.
[2]) Angela, S. 47.
[3]) Angela, S. 71.
[4]) Novellen II, 41/2.
[5]) S. 86.

Meyer gibt besonders hier keinen willkürlichen Ausschnitt des Weltgeschehens, sondern das Ganze seines Werkes trägt, mit Otto Ludwig zu reden, „seine Bedingungen in sich selbst“ [1]). „Seiner Kunst Vorwurf ist der Weltlauf, ihre Seele das innere Gesetz des Weltlaufs.“ „Nicht die Notwendigkeit der einzelnen Teile, sondern die Notwendigkeit ihrer Zusammenordnung und Zusammenstimmung zu einem Ganzen überzeugt, d. h. ein künstlerisches Werk darf nicht den unmittelbaren Sinn überzeugen wollen, sondern die Phantasie“ [2]). Diese Forderungen finden wir in der Richterin erfüllt. Die Macht des Gewissens und die den Dingen innewohnende Gerechtigkeit siegt über die Macht der Finsternis. Und an die gewaltige Schlußszene des Tolstoischen Dramas erinnert das Geständnis der Judicatrix. Sie bekennt den Gattenmord und fügt so das Glied wieder ein, „das sie selbst aus der Kette des Geschehenen gerissen“ [3]).

Was bringt sie dazu? Das Wulfenhorn? Der Wulfenbecher? Ja und Nein. Wenn diese die direkten und einzigen Mittel wären, würden wir ein weniger großes Werk haben. Es ist erstens und vor allem die zweite Handlungskette, die, von der ersten ausgehend, wieder in dieselbe zurückfließt. Wulfrin liebt die vermeintliche Schwester, die Richterin soll den Unschuldigen richten, der durch ihren Fehl in eine eingebildete Schuld geraten ist. Der Mord des Judex, die Verheimlichung der unehelichen Empfängnis Palmas würden also ein drittes Verbrechen nach sich ziehen, aus dem sie mit grausamer Ironie als die Reine hervorgehen sollte, nachdem sie selbst den Unschuldigen gerichtet hat, sie, der Gerechtigkeit alles ist. Damit würde sie zugleich ihrer Tochter Leben zerstören, und so ist Mutterliebe ein zweiter Faktor.

Wulfenbecher und Wulfenhorn sind aber nur äußere Mittel zur Beförderung der Handlung. Stemma wirft das gefürchtete Wulfenhorn, das die Fehltritte der Gattin offenbart, wenn es von einem Wulf geblasen wird, in den Wildbach. Der Hirt holt es wieder. Wulfrin stößt hinein mit dem Wunsche, den Vater zu beschwören, erschreckt die mit dem Gewissen ringende Stemma, verursacht ihre Beichte am Sarkophage des Ermordeten, die von Palma belauscht wird und die sie zur Mitwisserin macht.

Der Wulfenbecher mit der Kraft, die Wulfin ihrem Gemahl angenehm zu machen, so lange sie ihn kredenzt und den Spruch spricht, wird von Palma dem Bruder kredenzt, und die taube Alte hält die Geschwister für Verlobte.

---

[1]) Werke V, S. 170.
[2]) Werke VI, S. 24.
[3]) Novellen, S. 385.

Schließlich kommen noch die beiden Giftfläschchen hinzu. Stemma zertritt das Gegengift statt des Giftes. Palma hat schon als Kind — das ist wie eine Vorbedeutung — es einmal der schlafenden Mutter entwunden. Als die Richterin ihr das Begebnis am Sarkophag als Vision darstellen will, überführt sie die Mutter mit den Worten: „Habe ich doch vorhin, da du mich an dich preßtest, den scharfen Krystall empfunden, welchen du aus dem Busen gezogen und dem Comes gezeigt hast" [1]).

Die Haupthandlung begleitet eine Nebenhandlung: die Geschichte Faustinens, die derselben Sünde schuldig ist wie die Richterin [2]). Stemma weist sie an die himmlische Gnade, die sie bei der Kirche suchen solle. „Der [Weg] nach Cur ist kurz und der an unser Ende ist nicht lang", sagt sie, ohne den Doppelsinn der Worte zu ahnen. Und wirklich stirbt Faustine kurz vor ihr. Als Karl der Große einreitet, scheut sein Roß an dieser Toten.

Alles in allem sind diese vier Dinge nur Stimmungsfaktoren und Beförderer der Handlung, die ihrer sicherlich entbehren könnte und sich doch von innen heraus so entwickeln würde. Wir haben es hier mit Willensfreiheit zu tun trotz des Schicksalsgefühls, das nach Vischers zitierten Worten „durch den engen Zusammenhang der freien Tat und ihrer Folgen entsteht".

So steht dieses Werk unter den Schöpfungen Meyers für sich, ein Drama in epischer Form, vielleicht so geworden, weil der Dichter sich lange mit der Idee einer Dramatisierung getragen hat, die auch in dem wundervollen Fragment, welches uns glücklicherweise durch Langmesser zugänglich geworden ist, noch durchschimmert.

Wenn ich kurz zusammenfassen soll, was unsere Untersuchungen ergeben haben, so ordnet sich das Behandelte leicht in folgendes Schema:

A. Direkte Anzeigen für Meyers Fatalismus finden sich in seinem Leben. Seine religiösen Anschauungen sind frei genug, den Glauben an ein Schicksal zu erlauben; sie sind nicht so eng, um sich zu einem Dogma, wie das der Prädestination zu kristallisieren. Nur eine Stelle in den Erinnerungen Betsys geben uns Belege. Dafür sind die

B. Indirekten Anzeigen, die wir in seinen Werken zu suchen haben, um so zahlreicher. Sie sind von verschiedener Art; zuvörderst wieder zu suchen im

I. Inhalt: a) Direkt, d. h. aus Meyers Psyche unmittelbar hervorgehend, finden wir eine Reihe von Motiven fatalistischer Art.

---

[1]) Novellen, S. 394.

[2]) Nebenhandlungen und Nebencharaktere sollen weiter nichts als die Haupthandlung und die Hauptcharaktere motivieren und gruppieren. Ludwig, Werke V, S. 417.

1. Ein Aneinandergebundensein von Personen, eine Verkettung von Schicksalen zeigten uns die Beziehungen von Schadau-Boccard, Schadau-Coligny, Schadau-Gasparde; Jenatsch-Rohan-Waser, Jenatsch-Lucretia; Hans dem Armbruster-Becket-Heinrich; Leubelfing-Gustav Adolf, Leubelfing-Lauenburg, Gustav-Wallenstein; Antiope-Astore; Giulio-Angela, Strozzi-Lucretia, Lucretia-Cäsar Borgia.

2. Nicht ausgeführte Rettungen, entspringend aus einer Art passivem Fatalismus, gehören zu den häufigen Motiven Meyerscher Dichtungen, so im Jenatsch, Heiligen, Pagen, Hochzeit des Mönchs, während im Pescara die Rettung so ist, daß das Schicksal selbst den Helden menschlichen Ränken entzieht.

3. Verhängnisvolle Waffen, indessen nicht in der mechanischen Weise des Schicksalsdramas verwendet, sind das Plantabeil und das Schwert des Ezzelinschen Kriegers, wenn wir die Gedichte hinzunehmen: König Ezzels Schwert. (Gedichte 257.)

4. Im Problem der Willensfreiheit stellt sich der Schicksalsglaube am innerlichsten dar. Ewige Gesetze haben jedem seine Bahn vorgeschrieben, tritt er aus ihr heraus durch eine relativ freie Willenstat, geht er zugrunde. Das offenbart sich im Jenatsch, in den Vertretern des Mönchmotivs: Hans dem Armbruster, Gertrud im Plautus, Manuccio, Helena Manente, Astorre. Den Gegensatz zu Astorre bildet Pescara in seiner weisen Erkenntnis der Grenzen seines Wesens, während dies Erforschen der Notwendigkeit in den Menschen der Angela und in Ezzelino über das Maß hinausgeht.

Der Notwendigkeitsglauben dieser Menschen geht schon über in b) die indirekten Indizien, die sich objektiver in den Anschauungen der dargestellten Charaktere äußern, zumal im Sternenglauben. (Hans der Armbruster, Becket, Wallenstein, Ezzelin, während Pescara dem innern Gefühl mehr vertraut.)

I.—II. Zwischen Inhalt und Technik stehen die Vorausdeutungen, Träume 2c., die sich durch alle Werke hinziehen.

II. In der Technik beobachten wir eine eigenartige Wechselwirkung von Erinnerungstechnik und Fatalismus, die beide in der seelischen Anlage Meyers wurzeln. Hierher gehören Rahmenerzählung, Vordeutungen jeder Art, Selbstanalysen und andere technische Eigenheiten unsres Dichters.

C. Eine Entwicklung dieses Schicksalsglaubens bei Meyer ist deutlich zu beobachten. Im Amulett tritt er als Prädestinationsglaube auf, manifestiert sich jedoch in der Führung der Handlung ziemlich äußerlich. Im Jenatsch ist er Stimmungsfaktor mehr als integrierender Bestandteil, nimmt aber über den Pagen und den Heiligen bis zu der Hochzeit des Mönchs sichtbar zu. Hier konzentriert er sich in der Person Ezzelins und breitet von da sein unheimliches

Licht über alle Zweige der Handlung aus. Aber er wird innerlicher durch die Verquickung mit der Idee der Willensfreiheit, beziehungsweise Unfreiheit. Es ist oft schwer zu entscheiden, ob man den Fatalismus aktiv oder passiv nennen soll, oft, wo er keine äußeren Taten hervorbringt, wirkt er doch im Innern des Menschen sehr aktiv. Die Renaissancemenschen haben in der Regel beide Arten, wenn man sie überhaupt Arten nennen darf und nicht zwei ganz natürliche Seiten eines Phänomens.

Astorre gegenüber, der aus den Schranken seines Wesens, wie zuvor Jenatsch herausgedrängt war, steht Pescara, der Held der Resignation, der die Notwendigkeit durch seinen Willen verstärkt. Das steigert sich bis zur Manier in der Angela, vorgedeutet schon in der Figur Ezzelins. Abseits steht, mit Willensfreiheit, ein einziges Werk, die Richterin.

Ein Volkslied auf der Wanderung:
Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt.

Von K. Wehrhan in Frankfurt a. M.

Wenn auch die meisten Volkslieder beständig auf der Wanderung begriffen, hier vergessen werden, dort aber, wohin sie sich durch diese oder jene Person übertragen haben, von neuem auftauchen und zu frischem Leben erwachen, so gelingt es gewöhnlich doch nur selten, diese Wanderungen im einzelnen nachzuweisen, besonders, wenn es sich um verhältnismäßig kurze Zeiträume handelt. Einige Schritte einer solchen Wanderung aus neuester Zeit läßt uns nun das oben angeführte Lied verfolgen. Vorerst mögen Text und Melodie gegeben werden, wobei bemerkt werden soll, daß der Text auf lippische Weise zu sprechen ist, so ist besonders „sch" getrennt als „s—ch", „g" immer wie „ch" in dem Worte „ich" auszusprechen usw. Das Lied mit seinem tragikomischen Inhalte soll nämlich wahrscheinlich ein Spottlied auf Lippe sein (siehe S. 144).

In diesem Liede haben wir ein echtes Volkslied vor uns, wie es leibt und lebt. Es gehört zweifelsohne zu den sogenannten Städteliedern oder wenigstens in diese Art hinein, wenn „Lippe-Detmold" hier in dieser Verbindung auch das Ländchen bezeichnen kann, was das wahrscheinlichste ist. Heute läßt sich jedenfalls außer dem Namen keine Beziehung mehr zwischen dem Inhalt des Liedes und der Stadt oder dem Lande nachweisen, man könnte nur daran denken, daß das Lied ein Spottlied ist und die Verhältnisse eines Kleinstaates lächerlich



2. Und als er in die große Stadt 'rein kam,
Wohl vor das große Haus, :,:
:,: Ei, da schaut der General zum Fenster 'raus :,:
:,: Mein Sohn, bist du's schon da? :,:

3. Geh' du nur gleich zu deinem Feldwebel hin
Und zieh den Blaurock an; :,:
:,: Denn du mußt marschieren in den Krieg, :,:
:,: Wo's die Kanonen stehn. :,:

4. Und als er in die große Schlacht 'rein kam,
Da fiel der erste Schuß. :,:
:,: Ei, da liegt er schon und schreit so sehr :,:
:,: Zu seinem Kamerad. :,:

5. Ach Kam'rad, liebster, bester Kam'rad mein,
Schreibe du's einen Brief an ihr, :,:
:,: Schreibe du's einen Brief an meinen Schatz, :,:
:,: Daß ich gestorben bin.

6. Ich hab' keine Tinte, keine Feder nicht,
Womit ich schreiben kann. :,:
:,: Tauch du deine Finger in mein rot's Blut, :,:
:,: Und schreib auf weiß Papier. :,:

7. Kaum hat er diese Worte ausgesagt,
Da fiel der zweite Schuß.
:,: Ei, da liegt er nun und schreit nicht mehr, :,:
Seine Seele flog empor,
Wo's die Kanonen stehn.

machen will. Der Anfang erinnert an manche andere Volkslieder, unter anderm an das kraftvolle Magdeburger Lied aus den Reformationskämpfen:

Magdeburg ist eine schöne Stadt
Ein wohlgefestigt Haus;
Da kommen viele fremde Gäste,
Die wöllen uns treiben aus . . . .

oder auch an das allbekannte:

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt . . . . . .

Doch sind diese Anlehnungen an andere Volkslieder so geringfügig, daß sie der Ursprünglichkeit des Ganzen keinen Abbruch tun.

Das in Lippe (so müßte der Name heißen; die vielgebrauchte Zusammensetzung Lippe-Detmold ist eine durchaus falsche Bildung!) überall bekannte Lied, das ich dort in meiner Jugend selbst habe singen hören, hat eine weitere Verbreitung, obwohl es in keiner der vielen Volksliedersammlungen zu finden ist. Die Lippische Garnison hat es seit jeher gesungen, in neuerer Zeit ist es allerdings weniger beliebt bei ihr geworden. Auch sonst wird es in Lippe gesungen. Dieselbe Melodie nebst Text ist aber auch in einem kleinen Orte des Odenwaldes nicht unbekannt und ferner in der Stadt Paderborn sehr beliebt. Auf deutschen Universitäten soll dagegen die Melodie einige kleine Abweichungen zeigen, von denen ich aber bis zur Stunde keine genaueren Mitteilungen erhalten konnte[1]).

Auch der Text zeigt hin und wieder verschiedene andere Lesarten, die in Kürze hier folgen mögen:

Strophe 1: . . . eine wunderschöne Stadt
. . . .
und der muß marschieren in den Krieg
wo die Kanonen stehn.

Strophe 2: wohl vor des Hauptmanns Haus
da schaut der Herr Hauptmann zum Fenster hinaus
(sieh, da schaut der Hauptmann zum Fenster 'raus),
Mein Sohn, bist du schon da?

Strophe 3: Geh du nur immer zu deinem Feldwebel hin
(Dann geh' mal gleich zum Feldwebel hin)
wo die Kanonen stehn.

Strophe 4: Da liegt er nun und schreit so sehr
nach seinem Kamerad
(weil er geschossen ist.)

[1]) Vgl. O. Meisinger und E. Röhrscheidt (in Alemannia VII. 1906, S. 66 und 156), ferner H. Abels (in Blätter für lippische Heimatkunde VII. 1906, S. 22) und endlich meine Mitteilungen (in Alemannia VII. 1907, S. 123—125 und in Blätter für lippische Heimatkunde VII. 1906 S. 14. 15).

Strophe 5: Schreib du einen Brief an ihr
Schreib du einen Brief an meiner Braut
Daß ich gefallen bin
(daß ich geschossen bin.)

Strophe 6: Womit soll ich denn schreiben ihr
Keine Tinte, Feder, kein Papier.
Schneide du's einen Finger von meiner Hand
Und schreib mit meinem Blut.

Strophe 7: Da liegt er nun und schaut nicht mehr
Seine Seele stieg empor
(Seine Seele ist bei Gott)
Wo die Kanonen stehn.

Die gesperrt gedruckten Stellen zeigen die Abweichungen, wie sie in Paderborn gesungen werden, die eingeklammerten Stellen beziehen sich auf Abweichungen, wie sie auf Universitäten vorkommen. Die lippische Fassung stimmt fast wörtlich mit der in Mudau im Odenwald gekannten überein. Bezüglich der Melodie wäre noch zu bemerken, daß in Paderborn zur Bekräftigung des Schießens nach dem Worte „Schuß“ beide Male noch hinzugefügt wird: „bumm bumm!“, wobei zugleich mit der Faust kräftig auf den Tisch geschlagen wird.

Herr Röhrscheidt hat das Lied auf den Universitäten Marburg, Göttingen und Berlin gehört, es auch in Berlin in einer Buchhandlung in der Markgrafenstraße als Gassenhauer gedruckt aufliegen sehen. Da das in den letzten Jahren geschehen ist, wäre der Druck möglicherweise noch zu haben. Ein aus Pommern stammender Hilfsprediger kennt das Lied von der Universität Halle her, wo es vor einigen Jahren von den Studenten fleißig gesungen wurde. Nach Halle war es durch einen Detmolder Studenten gekommen, der es aus der Heimat mitgebracht hatte, was ja ganz erklärlich ist.

Wie kommt das Lied aber nach Mudau in den badischen Odenwald? Mudau ist ein weltabgeschiedener Ort, fernab vom Verkehr gelegen. Man könnte annehmen, daß ein fahrender Scholar es auch nach dort gebracht habe, vielleicht von dem nicht allzuweit entfernten Heidelberg aus. Wie aber konnte sich dann das Lied dort festsetzen und so treu fortleben? Dafür glauben wir eine andere Erklärung bringen zu können, die uns ganz einleuchtend erscheint. Das lippische Kontingent (damals hatte das kleine Fürstentum noch sein eigenes Militär) mußte in dem Kriege 1866 mit den Preußen gegen die feindlichen süddeutschen Truppen marschieren und war der sogenannten Mainarmee zugeteilt, die bekanntlich weit über den Main hinaus nach Süddeutschland hinein operierte. Nun hat das lippische Bataillon in jener Gegend, in der noch heute das in Frage stehende Lied gesungen wird, längere Zeit in Quartier gelegen und sich während der Kriegsoperationen bald in diesem, bald in jenem Orte

aufgehalten. Da die Lipper von Natur sehr sangeslustige Leutchen sind, besonders auf Märschen, und da bei dem andauernden Siegeszuge der preußischen Armee ein Rückschlag auf die Stimmung der Truppen nicht ausbleiben konnte, so werden die Lipper auch hier viel gesungen haben. Auf diese Weise wird das Lied dort bekannt geworden sein. Womöglich lassen sich noch heute an Ort und Stelle nähere Nachforschungen anstellen.

In Paderborn tauchte das Liedchen nachweislich im Frühjahre 1900 auf. Ob es dort früher nicht bekannt gewesen ist, weiß ich nicht, man kann ja auch annehmen, daß es eine Zeitlang in Vergessenheit geraten war, wie das bei Erzeugnissen der Volkspoesie nicht überraschen kann. Jedesfalls war es damals in Paderborn nicht mehr allgemein bekannt. Soweit noch heute zu ermitteln ist, brachte es zuerst jemand an den Stammtisch der Brauerei Sander (jetzt Joosten) mit. Woher das Lied kam, wer es mitbrachte, ist nicht mehr festzustellen. Hier am Stammtische sangen es lustige Kreise, die damals den satzungslosen „Gesangverein Krähhahn" bildeten. Abend für Abend erscholl der muntere Sang im ganzen Lokal. Das plötzlich aufgetretene Lied eroberte sich sehr bald weitere Kreise, die Kinder auf den Straßen trällerten die leicht ins Ohr gehende Melodie und jetzt ist es in Paderborn längst Gemeingut der Bevölkerung geworden und besonders in vorgerückten Stunden beliebt.

Das Lied wird vielleicht auch noch anderwärts bekannt sein und hier und da Abweichungen anderer Art als die oben mitgeteilten zeigen, worüber nähere Mitteilungen erwünscht sind. Jedenfalls können wir jenem Herrn nachfühlen, der es im Sommer 1900 auf einem Ausfluge des Eggegebirgsvereins nach Driburg zuerst hörte, als es von einer Gruppe junger Herren und Damen auf dem Rückwege nach Altenbeken angestimmt wurde, daß er von Text und Melodie geradezu entzückt war und sagte: „Das ist echtes und rechtes Volksprodukt, das Volkslied, wie es leibt und lebt!"

Miszellen.

Zu den Xenien.

In der Sonntags-Beilage zur Vossischen Zeitung vom 14. November 1909 hat Reinhold Steig die Schiller- und Goethe-Handschriften des Grafen Schlitz bekannt gemacht, deren Druck man seit längerer Zeit erwarten durfte, denn schon im Jahre 1902 bemerkte die Weimarer Ausgabe im Apparat zu Goethes Brief an den Grafen Hans v. Schlitz vom 30. März 1816: „Die Handschriften, die Prof. Reinhold Steig auf Schloß Schlitz in Mecklenburg aufgefunden, blieben

unzugänglich." Von den sechs bisher unbekannten Xenien bedürfen zwei wohl noch einer weiteren Erläuterung. Da ist zunächst das Xenion gegen Beckers „Reichs-Anzeiger":

Vorschlag des R. Anzeigers, die A. L. Z. betreffend.

Weil der furchtbare Bund doch einmal für jederman denket,
Ach, so nehme man ja jegliches Membrum in Pflicht.

Steig meint, daß „in dem Xenion ein bestimmtes Vorkommnis nicht klar angedeutet ist". Dann wären die Verse aber doch kaum verständlich, und es ist vielmehr nach der Technik der Xenien von vornherein wahrscheinlich, daß ein ganz bestimmter törichter Vorschlag des Reichs-Anzeigers zugrunde liegt und hier scherzhaft versifiziert ist. Er findet sich in Nr. 60 vom 8. September 1791, S. 571, unter der Rubrik „Nützliche Anstalten und Vorschläge":

Die Allg. Jen. Lit. Zeitung betreffend.

Es scheint ein Mangel der Lit. Zeit. zu seyn, daß in derselben so wenig Dissertationen beurtheilt werden; sie enthalten oft manches, was der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. — Im vorigen Jahre sind in Göttingen mehrere erschienen, die gewiß weit eher eine Aufnahme verdienen, als manche in der Lit. Z. schon beurtheilte. Z. E. die von Roose, Fischer, Rodewald, Sachse, Jänisch, Schmidt. Man bittet um eine Beurtheilung derselben.

Schiller wiederholt also in der Überschrift seines Xenion die Formeln „Vorschlag" und „die allgemeine Literatur-Zeitung betreffend" und umschreibt dann ironisch den Wunsch des Reichsanzeigers: Da wir ohne die Jenaer Literatur-Zeitung, die für uns denken muß, uns über Göttinger medizinische Dissertationen kein Urteil bilden können, so möge dieses respektierte und gefürchtete Organ doch ja keine von ihnen unbesprochen lassen.

Das zweite erläuterungsbedürftige Xenion lautet:

Der falsche Messias zu Constantinopel an H. * * *

Als der Prophet nicht gerieth, da ward er ein Türke zu Stambul,
Freund, sey vernünftig wie Er, werde du jetzt Philosoph.

H. * * * ist natürlich zu ergänzen: Herrn Lavater. Der falsche Messias, der hier als eine Parallelfigur zu Lavater erscheint, ist der Rabbi Moses Sabathai[1]), der 1666 als Messias auftrat und unter den Juden in der Türkei großen Anhang fand, aber bald gefangen gesetzt und nach Konstantinopel gebracht wurde. Als der Sultan befahl, daß er nackt den besten Bogenschützen als Ziel dienen solle, damit er sich als unverwundbar und also göttlich erweisen könne, bequemte er sich zu dem Geständnis, daß er ein Rabbi sei wie andere, trat zum Islam über und lebte in Konstantinopel als Türhüter und Judenbekehrer (Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reichs, Bd. 6, S. 182). Unser Xenion rät nun hier Lavatern, dem ebenso falschen Propheten und Dichter eines „Jesus Messias", es wie jener Rabbi zu machen und, da es mit dem Prophetentum doch nicht gehe, etwas ganz anderes zu werden, was er noch nie gewesen sei: Philosoph.

Berlin. Max Morris.

[1]) Diese zweite Ergänzung zu Steigs Publikation hat inzwischen auch noch ein anonymer Einsender in der Vossischen Zeitung gegeben.

Grillparzers Alfred der Große und die Zeitgeschichte.

In den Jahren 1807—1814, als der junge Grillparzer die ersten dramatischen Versuche wagte, lag auf ganz Europa der Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft; es war damals für jedermann gefährlich, Urteile über politische Vorfälle offen auszusprechen, und ein Dichter mußte zur Schilderung längstvergangener Ereignisse greifen, die den gegenwärtigen ähnelten, wenn er in seinen Werken seine Meinung äußern wollte, ohne ein Zensurverbot herauszufordern. Die dramatische Form erwies sich dazu am geeignetsten und, wie Kleist in der Hermannsschlacht und Körner im Zriny, hat auch Grillparzer in dem dramatischen Fragment: Alfred der Große, das 1812 entstanden ist, einen Stoff aus einer etwas fernliegenden Zeit gewählt. Er führt uns bis in das 9. Jahrhundert zurück, mitten in die Kämpfe der in Britannien ansäßigen Angelsachsen mit den räuberischen Scharen der Dänen. Die einleitenden Volksszenen geben gleich ein anschauliches Bild des Hasses der Bevölkerung gegen die fremden Eindringlinge, mit welchen natürlich die Franzosen gemeint sind, und der panische Schrecken, den ihre Ankunft allenthalben verbreitet, ist auch aus dem Leben gegriffen. Doch verspottet der Dichter die übertriebenen Gerüchte, die diese Furcht nähren, und sogar zum Vorwurf des Kannibalismus gegen die Feinde führen. Den Adlern Napoleons wurde, ähnlich wie Guthruns Rabenbanner, von den Feinden gern eine zauberhafte Macht zugeschrieben, schon ihr bloßer Anblick sollte Furcht und Schrecken verbreiten, und so erklärte sich das Volk des Kaisers jahrelange Unbesiegbarkeit.

In der ersten mit Namen benannten Person, die nun bei Grillparzer auftritt, läßt sich gleich das Abbild einer historischen Figur vermuten. Prinz Ekbert ist ein Vetter des Königs, einer jener Anführer, die zwar mit dem Munde nicht faul sind, aber die der Mut verläßt, sobald es zum Handeln kommt. Er prahlt, daß er die Feinde herausgefordert habe, in Wirklichkeit aber ist er schleunigst davongelaufen und er schützt ein Unwohlsein vor, um sich weiteren Gefahren zu entziehen und selbst Berichte will er nicht mitanhören. Trotzdem ist er wegen seiner kühnen Reden, denen allerdings nie Taten folgen, beim König wohl gelitten, auch deshalb, weil seine Mutter „eine kluge, gar kreuzbrave Frau“ war, was allerdings seine Eignung zum Feldherrn nicht zur Folge haben muß. Seine Gefangennahme in der entscheidenden Schlacht ist fast vorauszusehen, obwohl er versichert, die Feinde würden ihn nie auch nur mit dem Finger berühren. Aber der Heldentod auf dem Schlachtfeld ist eben doch gar nicht seine Sache, wäre auch eine zu hehre Todesart für diesen feigen Prahler! — Als Urbild für diese Gestalt dürfte höchstwahrscheinlich Erzherzog Maximilian gedient haben, ein Vetter und Schwager des Kaiser Franz und im Jahre 1809 Befehlshaber von Wien; er ließ sich aber die Verteidigung der Stadt nicht sehr angelegen sein, so daß sie schnell und fast kampflos in die Hände der Franzosen kam. Aber früher hatte der Erzherzog mit prahlerischen Proklamationen[1]) nicht gespart, und behauptet, es sei höchst unwahrscheinlich, daß man wagen werde Wien anzugreifen, es könnten höchstens versprengte Scharen von Franzosen in der Nähe auftauchen. Als anstatt dessen das ganze französische Heer vor den Toren stand, zog er es vor, den Befehl an General O'Reilly zu übergeben, und seine Person in Sicherheit zu bringen, woran er ja insofern gut tat, als die Auslösung eines so hohen Gefangenen gewiß nur durch schwere Opfer hätte erwirkt werden können. Aus all diesem kann man schließen, daß Grillparzer dem Charakterbilde dieses Mannes, bewußt oder unbewußt, Züge für seinen Prinzen Ekbert entlehnt hat.

---

[1]) Springer: Geschichte von Österreich seit dem Wiener Frieden 1809. 1. Band. Leipzig 1863, S. 95.

Was die Figur des Königs[1]) betrifft, so dürfte dazu eine andere historische Persönlichkeit einige Züge geliefert haben. Wir sind Zeugen von des Königs Kundgebungen einer Frömmigkeit, die aber mehr Phrase als wahres Gefühl, mehr der Deckmantel für Feigheit und Unentschlossenheit, als Überzeugung zu sein scheint. Auch des Königs Vorliebe für Drechslereien und Papparbeiten wird von den Soldaten bewundernd erwähnt, die für ernsthafte Arbeit ansehen was nur Spielerei, genau wie sie seine Frömmigkeit für echt halten und den Glanz des äußeren Auftretens für Majestät. Für uns ist eine geheime Furcht vor Alfreds kraftvoller Persönlichkeit immer durchzufühlen, die, mit Eifersucht und Mißtrauen gepaart, dazu führt, daß Alfreds wertvolle Kraft lahmgelegt wird und er selbst gegen ganz unbedeutende Leute zurückstehen muß. Trotzdem fühlt man Mitleid für den König, wenn er sich beklagt, daß er nur zum Repräsentieren erzogen worden sei, und nun verlange man von ihm, daß er denken und handeln solle, ja sogar fechten für sein Leben wie jeder gewöhnliche Soldat! Das ist ein Seitenhieb auf das Königtum im Stile Ludwigs XVI., und besonders gegen die österreichischen Verhältnisse gerichtet, wo man die Lehren der französischen Revolution nicht verstehen konnte oder wollte. Über Kaiser Franz wissen wir aus der Geschichte, daß er den Katholizismus nur förderte, weil er darin eine Stütze des Monarchismus sah; daß er zeitlebens eine Vorliebe für Spielereien, wie Lackarbeiten und ähnliches bewahrte; vor allem aber daß er, der sich zu weittragenden Entschlüssen nicht aufraffen konnte, der Tätigkeit seiner Brüder immer hemmend im Wege stand. Er verfolgte jede ihrer Handlungen mit Mißtrauen, neidete ihnen ihre Popularität und diese Gefühle wurden durch Zwischenträger noch geschürt[2]). Also auch hier ist die Ähnlichkeit zwischen der vom Dichter gezeichneten Gestalt und der historischen Persönlichkeit in die Augen fallend.

Eine dritte satirisch gezeichnete Figur ist bei Grillparzer der Bischof, der vom Feind beim Tafeln überrascht, Gott und König verleugnet, in der Hoffnung so sein Leben zu retten; aber er wird verdientermaßen aufgehängt. Etwaige historische Grundlagen für diese sowohl, als für die anderen episodischen Figuren von Bertram und Bob zu finden, kann vielleicht einmal dem Zufall gelingen. In der Dichtung hat der Bischof einen Vorläufer in dem Hauptmann von Wanzenau in Goethes Götz von Berlichingen.

Guthrun ist in dem Fragment noch zu flüchtig gezeichnet, als daß sich feststellen ließe, ob er Napoleons Züge tragen sollte.

Den Gegensatz zu der ganzen Gruppe bisher besprochener Personen bildet neben Alfred vor allem der Graf von Devon, der unermüdliche Vorkämpfer für die Freiheit des Vaterlandes und die Verwirklichung der Pläne seines fürstlichen Freundes. Treu, aufopferungsfähig und hoffnungsvoll selbst im Moment des Versagens aller Hilfe, richtet er Alfreds gesunkenen Mut auf und vertröstet ihn auf eine bessere Zukunft. Er treibt sich verkleidet unter dem Volk umher, um dessen Stimmung auszuforschen, und findet auch den richtigen Moment um Feuer an den angesammelten Zündstoff zu legen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß Grillparzer einzelne Züge für diesen, ja nur angedeuteten Charakter von Hormayr entlehnt hat, der als geheimer Emissär 1809 den Aufstand in Tirol verbreiten half und auch sonst als gebürtiger Tiroler und Vertrauensmann des Erzherzog Johann, eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht immer einwandfreie Rolle bei den Vorfällen von 1805 bis 1813 spielte. Unter jenen

„öden Bergen,
Wo die Natur im Kampfe mit dem Menschen
Als Siegerin hervorgeht, stolz und rauh“

[1]) Gemeint muß Aethelred sein, der Alfreds Vorgänger auf dem Thron, aber nicht, wie bei Grillparzer, sein Vetter sondern sein Bruder war.

[2]) Springer a. a. O. 111—128.

ist ohne Zweifel Tirol zu verstehen, wo ja der Widerstand gegen Napoleon nie ganz geruht hatte, wohin sich also naturgemäß alle Augen in Österreich wandten, wenn man an eine Befreiung von französischer Bedrückung dachte. Grillparzer hat in späteren Jahren nicht eben günstig über Hormayr geurteilt[1]), aber das hindert nicht, daß er damals in dem Vertrauten des allverehrten Prinzen eine der Stützen der Kriegspartei sah.

Was endlich Alfred selbst betrifft, so schildert ihn Grillparzer als einen edlen, tapferen Mann, der sein Leben der Befreiung des Vaterlandes weiht, ohne daraus für sich selbst einen Vorteil ziehen zu wollen, trotz der Kränkungen und Zurücksetzungen, denen er von seiten des Königs ausgesetzt ist. Als alles verloren scheint, will er verzweifelt den Tod in der Schlacht suchen, aber bald faßt er sich wieder und verbirgt sich und seine Hoffnungen auf die Zukunft unter dem schlichten Kleid eines Jägers; aber all seine Pläne schlummern nicht, sie werden nur durch das Zusammenleben mit dem Volke und der Erkenntnis von dessen Wert zu neuer Glut angefacht und gehen ihrer endgültigen Erfüllung entgegen. Es ist eine der kraftvollsten männlichen Gestalten, die Grillparzer je geschaffen, und neben den Zügen, die ihm die englische Geschichte dafür lieferte, ist ihm ganz gewiß bei jedem Wort das Bild des Erzherzogs Johann vor Augen geschwebt. Dieser Bruder des Kaiser Franz war immer der Abgott der Tiroler, hatte deren Land als Jäger, als Tourist genau kennen gelernt und galt der Bevölkerung als der geträumte König des Alpenlandes. Seine Pflichttreue veranlaßte ihn diesen Traum zu zerstören; aber das Mißtrauen seines kaiserlichen Bruders blieb rege, während ihm der zweite Bruder, Erzherzog Karl, militärische Erfolge mißgönnte. Bemerkenswert ist hier noch die Stellung von Grillparzers Alfred zu den Frauen: die stolze Königstochter, die das Wohl des Vaterlandes höher stellt als das Leben des Geliebten, wird von Alfred ironisch abgewiesen, während das schlichte Bauernmädchen, das um ihn zagt, schon wenn er auf der Jagd zu lange verweilt, sein ganzes Herz gewinnt. Wir begegnen hier einer Anschauung, die auch Schiller aussprach, wenn er sich in seinem Aufsatz: Über die Gesetzgebung des Lykurgos und Solon[2]) dagegen ausläßt, daß die Spartaner auf Kosten der natürlichen Triebe, wie der Gatten- und Verwandtenliebe die unnatürlichen Triebe, wozu er die Vaterlandsliebe zählt, ausbildeten. Grillparzer stand auf demselben Standpunkt, das heroische Weib, wie es in der Literatur der Befreiungskriege herrschte (man denke nur an Kleists Thusnelda!), war ihm ein Greuel, sie schien ihm ihr Geschlecht zu verleugnen, dessen Aufgabe nicht das Entfachen des Streites, sondern das Versöhnen, das Milde sei. — Es ist merkwürdig, wie Grillparzer hier seinen Alfred ein Mädchen aus dem Volke wählen läßt; Erzherzog Johann, dessen Bild ihm dabei vorschwebte, tat bekanntlich einige Jahre später dasselbe, was der Dichter ganz im Sinne seines Helden hier vorahnend geschehen läßt. —

Eine ganze Reihe von Habsburgern also hat der Verfasser hier dichterisch verwertet, ähnlich wie später in seinem Bruderzwist, wo er für Matthias abermals manches von Erzherzog Johann, daneben aber auch Züge der Kaiser Franz und Ferdinand entlehnte. Zu erwähnen wäre noch, daß die Gebetszene vor der Schlacht im Ottokar an die ähnliche Szene im Alfred erinnert, aber auch zugleich den ganzen Gegensatz im Stoff und in der Auffassung des Dichters erkennen läßt. Ein Lied hat Grillparzer später als Jägerchor in seine Melusine aufgenommen. Die Quelle Grillparzers für die englische Geschichte war wohl

---

[1]) Grillparzers sämtliche Werke, hrsg. Sauer, Stuttgart bei Cotta 1892, XVIII. Band, S. 131 und Grillparzers Briefe und Tagebücher, hrsg. Glossy und Sauer, Stuttgart und Berlin (1903), II. Band, S. 131.

[2]) Schillers Werke, Jubiläumsausgabe XIII. Band, S. 80.

die Weltgeschichte von Guthrie und Gray[1]), oder vielmehr deren deutsche Übersetzung, eine Reihe von Einzeldarstellungen, darunter die englische Geschichte von der Hand Goldsmiths, von Schröckh übersetzt.

Wenn wir uns schließlich noch darüber klar werden wollen, weshalb das Stück Grillparzers, wie noch alle englischen Stoffe, die er behandelte, unvollendet blieb, so liegt der Hauptgrund wohl darin, daß die Ereignisse von 1813 es überflüssig erscheinen ließen, ein solches Schlüsselstück zu schreiben. Daneben aber wuchs des Dichters Abneigung gegen das Hineinziehen der Tagesgeschichte in ein Bühnenwerk, was er bei verschiedenen Gelegenheiten sehr scharf betont hat. Er zählt es später zu den „durchaus unbedeutenden Bruchstücken, mehr Erzeugnisse der langen Weile, als eines längst aufgegebenen ernsten Strebens"; so blieb es liegen, ist aber für uns ein wertvoller Spiegel der Zeitereignisse und der eigenen jugendlichen Absichten und Überzeugungen des Dichters.

Wien. Marie Steiger.

Zum Werdegang des Lyrikers Keller.

Gottfried Kellers Lyrik findet in neuerer Zeit warme Verehrer, während ihr unter des Dichters Freunden selbst Theodor Storm ziemlich kühl gegenüberstand. Ricarda Huch sieht Kellers Eigenart am reinsten in den Gedichten ausgeprägt, von Emil Geiger ist sogar der Versuch gemacht worden, aus ihnen allgemeine Gesetze einer „Ästhetik der Lyrik" abzuleiten. Mit einem bescheideneren Problem begnügen sich Paul Brunners emsige „Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik"[3]): von den vielen Themen, die durch Kellers Poesie angeregt werden, behandelt der Verfasser eine einzige, jedoch in textkritischer und ästhetischer Hinsicht bedeutende und mühsame Vorfrage, er führt nämlich einen Vergleich der Redaktionen der einzelnen Gedichte durch. Zu derselben Frage seien hier einige Beiträge mitgeteilt, die sich mir seinerzeit als Ergebnisse einer in Erich Schmidts Seminar vorgenommenen Zusammenstellung ergaben.

Anfangs der Achtzigerjahre ging der alternde Poet an die Umformung seiner lyrischen Gedichte, deren Abfassungszeit in die Vierziger- und Fünfzigerjahre fällt; der dazwischenliegende Zeitraum hatte ihm künstlerische Reife und Ruhe gebracht, die sich, von den Neuschöpfungen abgesehen, in der neuen Auffassung, in dem veränderten Aufbau, Charakter und Stil des „zweiten" Grünen Heinrich kundgibt. Parallel mit der Umformung des Romans gehen nun im ganzen die zahlreichen Wandlungen in der Lyrik. Kaum eine Nummer ist von der nachbessernden Hand unberührt geblieben, eine jede erfuhr irgend eine Umarbeitung im Stil, im Ausdruck, zumindest in der Interpunktion. Was die letztere anbetrifft, hat Keller mit ziemlicher Folgerichtigkeit jenes Zeichen getilgt, das früher mit Vorliebe zur Anwendung gekommen war: dies war der Doppelpunkt. Die Empfindungen sollten nun aneinandergereiht werden, ohne schroffe Gegenüberstellung, ohne epigrammatische Zuspitzung. Eine zweite Äußerlichkeit, die jedoch auch einer inneren Wandlung entspricht, daher Brunners Beachtung beansprucht hätte, ist die Wahl des Drucks; die ersten Fassungen hatten behufs stärkerer Betonung ganze Zeilen unterstrichen gebracht, dies wurde nur in seltenen Fällen und nur

---

[1]) Vgl. Grillparzers Werke a. a. O. XIX, 25.

[2]) Werke a. a. O. XIX, 52 f.

[3]) Zürich, Orell Füßli 1906. Vgl. R. M. Meyer, Literarisches Echo 9, 1907, 1372 f.; Albert Köster, Deutsche Literaturzeitung 1907, 2464/8 mit Nachträgen und Verbesserungen. — Mit „Keller als Lyriker" beschäftigt sich ein Aufsatz Sulger Gebings, Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten 1909, Nr. 73 f.

für einzelne Worte beibehalten[1]). Eine reichere Invention verrät sich in der Wahl der Titel, von denen manche neu erfunden, manche geändert wurden (vgl. Brunner 97—99). Vielleicht ist's auf Heines Vorbild zurückzuführen, wenn einige Gedichte ohne eigene Benennung, mit fortlaufenden Nummern überschrieben waren: statt dessen werden sie nun ihrem Inhalt oder ihrer Stimmung entsprechend bezeichnet. In dem volkstümlichen Zyklus der Alten Weisen (früher „Von Weibern") waren — wiederum Heinisch — die einzelnen Stücke nach verschiedenen Mädchen benannt, während in der endgiltigen Fassung der Liedanfang zugleich als Titel gewählt wird; dadurch erscheint das volksmäßige Gepräge hervorgehoben.

Fließender, geschmeidiger gestaltet sich Kellers Sprache. Sie nähert sich, von ihrer provinziellen Bedingtheit ablassend, dem allgemein üblichen Schriftdeutsch (siehe Brunner 147) — ein Vorgang, der sich bei anderen Schweizer Dichtern, z. B. bei Haller, in weit beschwerlicheren Etappen abspielte. Zahlreicher sind die Korrekturen des individuellen Stils, deren Brunner eine lange Reihe aufzählt, und die formellen Glättungen der Sprache und des Metrums; zu der Beobachtung, daß in den meisten Fällen, auch bei sonstiger Umformung, die Reimworte beibehalten erscheinen, wären Zusammenstellungen aus Erich Schmidts Reimstudien heranzuziehen; an einigen Stellen schwanden die wohlfeilen Bindungen von Herz und Schmerz, Lust und Brust. Die größere Leichtigkeit der Kellerschen Ausdrucksweise offenbart sich in der Tilgung oder Auflösung schwerer Komposita, in der Vermeidung schwerfälliger Konsonantenverbindungen; überaus empfindlich erweist sich Keller in der Behandlung der Vokale. Ich bemerke trotz Brunners Belegen (S. 162) eher eine Abneigung gegen die Allitteration als eine Vorliebe für sie. Die Lust an Abwechslung war es, der Anaphern und sonstige Wiederholung lästig klangen, überhaupt liebt es der reifende Künstler nicht mehr, sich äußerer Kunstmittel zu bedienen, wie z. B. des Refrains.

Unverkennbar ist das Streben nach einer Hebung der dichterischen Ausdrucksweise und nach gesteigerter Anschaulichkeit der Darstellung. Es verschwinden halbprosaische Wendungen wie „Das ist", „Ich bin halt", „Als etwa noch die", „gewöhniglich", zweimal das unglückselige Wort „derselbe" (vgl. Brunner 150); banale und allzu natürliche Bezeichnungen erscheinen in gemilderter Form. Dem Abschnitt „Prägnanz" hat Brunner nächst den Betrachtungen über „Ökonomie" die schlagendsten Belege einverleibt.

Als wesentliche Merkmale der Ausgabe letzter Hand kommen den ursprünglichen Fassungen gegenüber in Betracht: Zunehmende Ruhe, Emporsteigen von Subjektivem zur Allgemeinheit, Abkehr von der Romantik. Viel konzilianter verfährt der alternde Dichter vor allem in der Wahl der Beiwörter; gestrichen sind jugendliche Zornesausbrüche, gestrichen fast sämtliche Ach und O, wie auch andere Sentimentalitäten wegfielen. Es stünde zu erwarten, daß sich Keller auch in der politischen Lyrik maßvoller ausdrücke; doch mildert er eher durch Weglassung ganzer Stücke als durch Überarbeitung einzelner Stellen, die Invektiven gegen Jesuiten und Apostaten sind nichts weniger als gemäßigt, nur die Titel etwas allgemeiner gehalten: Frau Michel ist in Frau Rösel umgetauft und dem Gedicht ist die politische Spitze gebrochen, da es überdem auch nicht mehr in einen Hohnruf ausklingt. In die Naturschilderungen greifen nicht mehr aktuelle Interessen hinein, so sind die Schlußzeilen des „Bergfrühlings" ohne Anspielung auf die Schweiz und die Jesuiten gehalten, und auch in kleineren Zügen tritt es zutage, daß Keller mehr zu sein strebt als ein Lokalpoet oder Tendenzdichter;

[1]) Vgl. die Bemerkungen über Hamerlings Sperrdruck in R. M. Meyers Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Bei einigen Modernen (etwa bei Hermann Bahr) bewirkt die Abneigung gegen die Ungleichmäßigkeit der Schrift komplizierte Umschreibungen: „das war (mit dem Ton auf dem nächsten Worte) ich" u. ä.

er ersetzt „mein Heimatland“ durch „das Frühlingsland“, sagt „tapfres Volk“ für „deutsches Volk“, betitelt ein Sonett „Krieg der Unfreien“ statt „Der deutsche Freiheitskrieg“, ein anderes „Nach dem Siege“ statt „Nach dem Sonderburgskriege“ und streicht einen scharfen Ausfall gegen die Franzosen. Die Bezugnahme auf persönliche Erlebnisse ist weggefallen, die „Ständchen“ sind allgemeiner gehalten, in der „Trauerweide“ tritt das rein persönliche in den Hintergrund, überhaupt ist die erste Person in einer großen Reihe von Fällen aus dem Spiele gekommen. Der resoluten aufs Diesseits gerichteten Lebensanschauung Kellers entspricht es, daß religiöse und religiös anklingende Ausdrücke wie heilig, Gott, der Herr, Segen mit großer Folgerichtigkeit ausgemerzt sind; Brunner macht darauf S. 23 f. aufmerksam, ohne jedoch die Wandlungen des Kellerschen Bekenntnisses an der Hand der lyrischen Gedichte genauer zu verfolgen. Auch jene Wandlung, die ich mit dem Stichwort „Abkehr vom Romantischen“ bezeichne, erfährt keine einheitliche Darstellung; und doch war eben für diesen Punkt manche interessante Parallele mit der Umarbeitung des Grünen Heinrich aufzuweisen. Unter „Romantik“ ist hier nicht so sehr das Erbteil einer literarischen Schule gemeint als ein Entwicklungsstadium, durch das des Dichters Persönlichkeit hindurchgegangen ist. An der von Brunner nicht in diesem Zusammenhang verwerteten Umformung einiger Stellen will ich diese entscheidende Wendung in Kellers Bildungsgang dartun.

In dem Gedicht „Melancholie“ (Werke 10, 122) sprach der junge Dichter in einer jugendlich hoffnungslosen Stunde aus, er habe „aus eignem Streben, daß Alles nichtig ist erkannt“: der gerechter abwägenden, zum Seelenfrieden hinneigenden Altersstimmung des Dichters konnte dieser übereilte Pessimismus nicht behagen, die Stelle ist abgeschwächt: „aus eignem Streben, was leer und nichtig ist, erkannt.“ In „Trauerweide“ beteuerte der Liebende seiner dahinsiechenden Schönen: „Ich lieb' nicht deinen feinen Mund, nur deine Seele ganz allein“: der lebensfreudiger gesinnte Dichter will von einer krankhaften Seelenfreundschaft nicht viel wissen und steht nicht an, die Liebeserklärung genau umzudeuten: „Ich lieb' auch deinen lieben Mund, lieb' deine Seele nicht allein —“ (9, 92). Und so wie er im Grünen Heinrich eine romantische Episode voll Mondespoesie tilgte, so zerstört er auch in dem Liedchen „Wie glänzt der helle Mond“ (10, 83) die Wehmut der ‚mondbeglänzten Zaubernacht‘ durch den übermütigen Humor einer angehängten Strophe. Am sprechendsten jedoch tritt die Wandlung in Kellers Lebensanschauung zum Schluß des Gedichtes Wetternacht zutage (9, 31). Der ursprünglichen Fassung gemäß wollte der Dichter „der Welt mit Weltsinn entgegengehen ... aber innen, ungesehen, blüht Todesdemut mit geheimem Glanz“. Im Gegensatz dazu will der Dichter der umgestalteten Fassung nach den Todesgedanken der Nacht sich des Tages freuen. Nach außen ausgeglichen, aber im innersten siech: so lautete die Formel für die unausgegorene Lebensanschauung des zerfahrenen Jünglings, der seine Entsagung und Wehmut hinter einer Maske verbergen, seine Zerrissenheit durch romantisches Spiel verdecken wollte; der reife Künstler hat sich zu fester Zuversicht und abgeklärter Harmonie hindurchgerungen, seine Losung war: durch inneres Leiden gestählt.

Prag. Ottokar Fischer.

Rezensionen und Referate.

Ermatinger Emil, Die Weltanschauung des jungen Wieland. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Frauenfeld 1907, Huber & Co. 3.20 M.

Das Verständnis für die Entwicklung des jungen Wieland wird durch Ermatingers klares und angenehm geschriebenes Buch nicht wenig gefördert. Es war keine leichte und keine erquickliche Aufgabe, sich durch die zuweilen labyrinthischen Gedankengänge der ‚Natur der Dinge' durchzuarbeiten. Ein Drittel des Buches gilt ihrer Darlegung. Das Verhältnis zu Leibniz, Ciceros Somnium Scipionis und Platons Timäus[1]) wird erörtert, dann werden Wielands eigene Zugaben bestimmt. Der Historiker der Philosophie wird dies nachprüfen und ergänzen. Auf einige Anlehnungen hatte Döll in seinem gründlichen Programm Wieland und die Antike, München 1896 aufmerksam gemacht; ich glaube, daß er mit der Betonung des Lucrez und Cicero De deorum natura recht hat. Um festzustellen, wo Wieland eigene Wege gewandert ist, müßte man allen zahlreichen Namen nachgehen, die er genannt hat; bei einem Teile wird es genügen, die philosophischen Sammelbücher aufzuschlagen, die er benützt hat. Ob er damals noch das mir unbekannte Lexikon von Schneider, aus dem er die erste philosophische Weisheit gesogen, in der Hand hatte, weiß ich nicht; jedesfalls schlug er Brucker und Bayle auf, deren Ausführungen ihm höchst wahrscheinlich geläufiger waren als die Originalschriften vieler Philosophen. Sein Lehrgedicht ist gewiß mehr ein zusammengelesenes als ein von vornherein einheitlich durchdachtes Werkchen. Und die Form seiner Muster — Lucrez dürfte Wieland erst in Tübingen nahe gebracht worden sein: Döll a. a. O. S. 28; Euphorion 14, 35 f. — wirkte neben den Gedanken. Wenn er Ausfälle macht, so tut er es nach Lucrez' Muster, und wenn er dabei starke Worte gebraucht, so tut er es nach

[1]) Da Wieland erst unter Breitingers Aufsicht gründlich griechisch lernte, hat er den Timäus entweder in einer Übertragung benützt oder in Ciceros Bearbeitung oder Meiers Schrift darüber. Vgl. Döll, Wieland und die Antike, S. 17.

Brucker (vgl. Döll a. a. O. S. 62, Anm. 3). Das alles schränkt die Bewertung des Inhalts der Natur der Dinge ein. Dazu kommt, daß Kampf gegen Sinnlichkeit, Ehrsucht u. dgl. geläufiges Thema der damaligen Literatur ist; es verliert dieser also die individuelle Bedeutung für Wieland. Daß er sich in Gegensatz zur Anakreontik setzt, ist ja klar; der vierte Vers kündigt es mit voller Bestimmtheit an: ‚Ich sing nicht Lieb und Wein'. Aber trotzdem glaube ich nicht, daß Wieland damals schon ‚fast asketisch mystischen Charakter' an sich hatte (Ermatinger S. 49, 55). Die Stellen, in denen er sich so zeigt, werden reichlich aufgewogen durch die zwar tugendsame, aber doch frohsinnliche und verliebte Bewunderung des Weibes, seiner körperlichen Schönheit; z. B. Natur der Dinge 1752, S. 50 f., 115 ff. Und wenn er den Tod begrüßt, so ist das keine Weltfluchtstimmung (Ermatinger S. 49), sondern anakreontisches Thema; vgl. statt vielem das Ende von Uz' Kunst fröhlich zu sein. Ich schätze Wielands damalige Selbständigkeit niedriger ein als Ermatinger, ich glaube, daß der 18jährige in der Hauptsache mit geprägten Gedanken und Formeln wirtschaftet. Und auch oft in nebensächlichen Einzelheiten. Wenn er z. B. Bayle den Sextus unserer Zeit nennt, so ist dafür Brucker, Historia critica philosophiae, Leipzig 1742, 1, 1331 der Ausgangspunkt, wo neben Sextus Empiricus Bayle als magnus scepticismi nostro tempore patronus bezeichnet ist; was übrigens auch in anderen Handbüchern gestanden haben mag. Ebenso hat Döll a. a. O. S. 45, Anm. 1, die Anreihung von Spinoza an Strato aus Brucker erklärt. Ich möchte das nicht ein Kokettieren Wielands mit seinen Kenntnissen nennen (Ermatinger S. 16); er spricht eben nach. Und so wird er auch anderwärts Nachbeter sein. Sein Denken ist nicht in sich gegründet, es ist die Folge reichlicher, ja überreicher Lektüre. Seine Lehrdichtung stammt aus der Phantasie, die schon in Klosterberge Vorstellungen vom Urgrund der Welt suchte, und aus der Gefühlsseligkeit, die durch Sophie geweckt ist; so weit ist sie sein eigen; alles übrige halte ich für rasch zusammengeraffte Bücherweisheit. Er griff gleich Klopstock beim Messias zum höchsten Thema, das ihn seit der Schulzeit gefangen hielt, mit ungleich größeren Kenntnissen, mit geringerer Kraft. Ich vermag den philosophischen Inhalt nicht so bezeichnend für Wieland zu finden wie Ermatinger; gerade weil ich aus Ermatingers übersichtlicher Darstellung einen tieferen Einblick gewonnen habe.

Ermatinger wendet sich dann den Moralischen Briefen zu. Auch hier hätten ihn Dölls Untersuchungen sehr gefördert. (Die Benützung der Antike in Wielands Moralischen Briefen, Programm Eichstätt 1903; dazu ist nach Ermatingers Buch eine Ergänzung erschienen in den Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 8, 401 ff.) Beide betonen überzeugend, daß Wieland von Plato zu Sokrates übergeht. Immerhin sind auch die Episteln viel zu sehr aus alten und neuen Schriften zusammen-

getragen, um völlig für Wielands Gesinnung in Anspruch genommen zu werden. Gewiß ist bezeichnend, was Wieland zustimmend und ablehnend aus seiner Lektüre aushebt; aber die vorbildlichen Schriftsteller führen ihn mehr, als daß er sie zum Beleg und Ausdruck seiner eigenen Gedankengänge gesucht hätte.

Ungleich selbständiger gibt er sich vor- und nachher im Lobgesang auf die Liebe und im Antiovid samt den angehängten Anakreontea. Und hier finden sich gerade die Liebespartien der Natur der Dinge, auf die ich hinwies, verstärkt wieder.

Schlägt man dann die Erzählungen von 1752 auf (deren sinnliche Stellen Ermatinger erst S. 98 streift), so findet man in der ersten S. 11 f. die Stelle: ‚Mit welchen Wallungen des treuen Herzens Sank er an ihren Mund, sank sie In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust . . . diß Paar, das ganz in Wonne Und brynstigen Umarmungen zerfloß'. In der zweiten S. 21: ‚Ihr die ihr liebt, . . . Umarmt euch zärtlicher und dankts der Liebe, und dankets oft mit brynstiger Umarmung Der Freundin, daß ihr lebt . . . Wie wyrde Damon Sein Leben, ohne Doris Kuß, verseufzen?' In der letzten S. 109: ‚O was empfind ich, wenn du Liebevoll Die weichen Arme kyssend um mich schlingest. Was gleichet deinem Kuß?' S. 121: ‚wie oft, wie unersättlich Will ich dich kyssen?' Ich vermöchte also Ermatinger S. 77 nicht zuzustimmen, daß Wieland hier die reine sentimentale Liebe verherrlicht, wenn er auch dabei immer von Unschuld, Vergeistigung, Zärtlichkeit redet, wie früher die Wollust verdammt, und ein Mädchen ins Kloster schickt, weil es sich durch einen kecken Überfall des Geliebten beleidigt von ihm aus Tugendstolz abwendet.

Die gleiche Stimmung währt fort im Fryhling, in dem er gegen ‚thierische Brunst und phantastisches Tändeln' (1752, S. 15) eifert, aber doch die Liebenden küssen läßt (S. 10). Und hier ist der Beweis gegeben, wer für die verstiegenere Auffassung des Geschlechtsverhältnisses sein Führer war; S. 11 spricht Klopstock aus ihm: ‚O! könntest du diß auch der Göttlichen lispeln, Daß ich, so sehr als ich liebe, der edelsten Zärtlichkeit werth sey!'

Darin verweilen auch die nächsten Oden (meine Prolegomena zu einer Wielandausgabe Nr. 30—32): ‚Wenn nun die Arme myd von Umarmungen Sich ungern lassen' . . . ‚So, Doris, eilen nicht nur an Kyssen reich, ... unsere Stunden weg' . . ‚Daß mein erschöpftes Herz In den syßen Umarmungen Wieder mächtiger schlag' . . . ‚Dann soll Doris mich thränenfrey kyssen' . . . ‚Wenn Du Daphne umarmst . . . in ihrem Kuß ganz gesättigt' . . .

Solcher Inhalt und solche Stimmung der Dichtungen reichen bis in den Sommer 1752. Inzwischen aber hat sich Wieland in Bodmers Noah verbohrt, und darüber bricht der Ton. Wer die Hymne auf die Größe und die Güte Gottes liest, hört einen anderen Hexameter

als den Klopstockischen des Fryhlings; Wieland gleicht sich Bodmer an. Wie in der Form, so in der Gesinnung. Hier und im Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes redet der Verfasser der Patriarchade aus ihm. Ich bleibe also, entgegen Ermatinger S. 78, bei der herkömmlichen Meinung, daß Bodmer der alleinige Urheber der Wandlung ist; Ermatinger hat mich nicht überzeugt, daß Sophie Gutermann daran teil habe.

Das scheint mir auch dadurch widerlegt zu werden, daß sie, so weit ich sehe, für die Briefe von Verstorbenen weniger Bedeutung hat als für frühere Werke Wielands. Bei acht von den neun Briefen sind Schreiber und Empfänger gleichen Geschlechts, nur der dritte ist von einem Mann an eine Frau gerichtet; und der betrifft nicht Doris, sondern Melissa, also wohl Fräulein Schultheß, und ihre Mutter Laura. Die Voraussetzungen der Heroiden sind mir unklar. Daß die Nachahmung der Rowe nicht allein sie erklärt, hat Ermatinger richtig hervorgehoben und sehr glücklich den Zusammenhang des Inhalts mit der Natur der Dinge nachgewiesen. Gewiß ist Bodmer von Einfluß, im allgemeinen mit der Abhandlung vom Wunderbaren, im besonderen mit dem Noah. Da gibt es, z. B. Gesang 10, kreisende Sterne, erfundene Wohnorte besonderer Menschenklassen, wie im Messias, da sprechen Tote; da ist wie bei Wieland viel von Düften die Rede (eine Erbschaft des Schwulstes) z. B. 10, 963 ff. Und Wieland hat ja an diesem Werke seines Patrons den ungemeinen Grad der Einbildungskraft, den Genie des Verfassers bewundert (Abhandlung von den Schönheiten des Noah 1753, S. 317 f.) und hat bei dessen Besprechung nicht theologisch erweisbare Erfindungen den Dichtern empfohlen (ebenda S. 34), wie sie in den Briefen stehen. So geben sie sich, auch zeitlich in nächster Verbindung mit dem Abraham, als weitere Zeugnisse des Einflusses Bodmers, als Übertreibungen seiner Anregungen, ohne freilich damit völlig erklärt zu sein.

Mir fehlt das Urteil über Bodmers Weltanschauung. Er war Sinnenfeind, Tugendfreund, gewiß nicht nur mit dem Munde; das steht fest; aber wie weit er von kirchlicher oder christlicher Recht- und Strenggläubigkeit gelöst, wie weit er dem Deismus zugetan war, ist mir nicht bekannt; pietistische Anwandlungen fand ich nicht bei ihm; hierfür kann er Wieland keine neue Anregung gegeben haben. Das Wichtigste ist, daß von dem Manne neben begeisterten Bekenntnissen zum Wunderbaren Schriften voll witzig-scharfen Verstandes und nüchterner Vernunft ausgehen, und zwar so, daß Versifiziertes und Prosaisches nach beiden Richtungen hin läuft. Zunächst mag Wielands dichterische Phantasie bei der gründlichen Beschäftigung mit dem Noah und in den Gesprächen „auf dem Berg“ zumeist den Lockruf des Wunderbaren vernommen haben. Dann kamen die Stunden der Vernunft und Wieland schwenkt, allerdings ohne Schärfe, dünkt mich, zum Deismus ab, wie Ermatinger darlegt.

Daran schließen sich aber frömmelnde Jahre. Ein Zeugnis dafür bietet schon die Ode vom 24. September 1753, in der Wieland vermutlich auf die Nachricht einer Erkrankung Serenas hin, sie tot sieht und den Tod der Christin nicht mit Schmerz entweihen will. Diese Ergebung ist um so merkwürdiger, als am Schluß der Ode der Sänger wieder vom Gesunden seiner Sophie überzeugt ist. Das geht weit über Klopstocks Jenseitsträume hinaus und macht, nebenbei bemerkt, begreiflich, daß bald danach Mißverständnisse sich zwischen die Brautleute schieben. Die Kündigung des Verlöbnisses mußte Wieland in seinem verstiegenen Christentum stärken. (Daß Cidli und Rahel, wie Ermatinger S. 90 f. meint, aus Wielands Stimmung erwachsen, sich die verlorene Sophie in höherem und reinerem Sinne zuzueignen, überzeugt mich nicht; die in den Armen der Mutter sterbende und wieder erwachende Cidli wird jungfräulichem Leben geweiht; die sterbende Rahel hinterläßt einen neugeborenen Sohn: beides läßt sich nicht mit Sophie in Verbindung setzen.) Wieland verirrte sich in einen Mystizismus, zu dem ihm die Anregung nicht von Bodmer gekommen sein kann; dieser billigte lediglich die damit verbundene Befehdung der Lustdichter. Wie weit die Züricher Frauen, deren Umgang mit Wieland Bodmer beklagte, an der Mystik teil haben? Ich kenne ihre geistlichen Gefühle nicht; aber da die Sympathien sich großenteils auf sie beziehen, sind sie mitschuldig; am wenigsten wohl Frau v. Grebel, die nachmals als Aspasia den „Bruder" Theages-Wieland aus dem Klausnertum löst, wie Ermatinger ausführt; vielleicht sind um ihretwillen schon die Sympathien nicht rein christlich.

Wie sich dann die bekannte Umkehr Wielands vollzog, wird auch durch die Ausführungen Ermatingers noch nicht ganz durchsichtig. Frau v. Grebel allein kann sie nicht herbeigeführt haben, sonst hätte sie von Anfang an die Vorherrschaft der „Devoten" nicht aufkommen lassen. Auch Zimmermann ist nicht der alleinige Seelenarzt, Wieland stemmt sich ihm eine gute Weile entgegen. Gewiß ist die Umkehr langsam durch allerlei Erfahrungen und Eindrücke vorbereitet; man mag sie als die natürliche Heilung eines zu seiner Eigenart durchreifenden Jünglings betrachten. Ende 1756 scheint sie schon einmal vollzogen zu sein; 1757 tritt ein Stillstand ein, ja ein Rückschlag (Johanna Gray); 1758 ist sie vollendet. Das bedarf noch der Erhellung. Man sucht nach einem starken Erlebnis. Ich halte für möglich, daß die Vorbereitung für den Unterricht seiner Schüler, bei der Wieland sich selbst prüfte, ihn zur Besinnung brachte; ich lege Gewicht auf das ernstere Studium der griechischen Literatur; ich messe dem Eindruck der Berliner Kritik eine ausschlaggebende Bedeutung zu; aber mir fehlt das Urbild der Panthea.

All das hat Ermatinger berührt, indem er von S. 101 an die Wendung Wielands zur Aufklärung darstellt. Das Wort Aufklärung hat Ermatinger auch auf den Titel seiner Schrift genommen. Ich würde es erst nach

dem Umgang mit Stadion und La Roche für Wieland verwenden. Der andere Ausdruck Ermatingers, Humanismus, trifft besser zu. Die Einwirkung Shaftesburys bedarf einer eingehenderen Behandlung, als sie in diesem Rahmen angezeigt war. Auch die pädagogischen Auslassungen werden, wenn einmal Wielands Diktate bekannt sind, in die Geschichte des Schulwesens, besonders des schweizerischen, eingereiht werden müssen, ehe man Wielands Aufstellungen befriedigend würdigen kann. Mit dem Ausblick auf Araspes schließt Ermatinger seine anregende Schrift.

Graz. Bernhard Seuffert.

Schillerliteratur des Säkularjahres 1905.

3. Biographieen und Charakteristiken.

Den ersten Platz unter den größeren biographischen Arbeiten, die das Säkularjahr uns gebracht hat, verdient ohne jeden Zweifel das vortreffliche Werk des Mannes, dem unsre Wissenschaft auch wesentliche Förderung auf mehreren Einzelgebieten der Schillerforschung zu danken hat, Eugen Kühnemanns (Schiller. München, Beck). Dem klaren Bewußtsein, daß es eine notwendige Aufgabe unsrer Zeit ist, die ganze Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen, entstammt der Gedanke zu dem Buche, das ein Erziehungsbuch zu Schiller, zur Erkenntnis und zum Erleben der großen geistigen Gesamtpersönlichkeit des Dichters sein will. Es möchte an seinem Teile dazu beitragen, daß aus dem Dichter der Jugend, mit dem so viele beim Austritt aus der Schule für alle Zeiten fertig zu sein glauben, der Dichter und Führer der reifen Männer werde, denen es im Ringen um die Probleme ernst ist, die dem modernen Menschen inmitten der heutigen gewaltigen Kulturarbeit gestellt sind. Den ewig an der eigenen Bildung und Vervollkommnung arbeitenden, von Stufe zu Stufe aufsteigenden großen Charakter, die lichte und freudige Kämpfernatur Schillers in frisches, begeisterndes Licht zu stellen, in ruhiger, eindringlicher, auf sich selbst gestellter Analyse seiner künstlerischen Schöpfungen, ohne panegyrische Faselei, aber auch ohne kleinliches Kritteln und Mäkeln, im Hinblick auf die großen und wesentlichen Züge der Eigenart und ihrer Entwicklung, unter gewolltem Verzicht auf minutiös-philologische Erledigung aller Einzelheiten eines reichen Lebens und Schaffens — das ist es, was Kühnemann sich zur Aufgabe gemacht und in hervorragendem Maße erreicht hat. Nicht der kleinste Reiz des Buches liegt im Stil und in der Sprache des Verfassers, von dem hinreichend bekannt ist, daß und wie er es versteht, nicht nur die Dinge individuell und persönlich anzuschauen und zu erfassen, sondern auch sie mit glänzender Unmittelbarkeit der Ausdrucksweise und mit unverbrauchter, energischer Frische des Temperaments darzustellen. In diese kräftigen Farben getaucht, muten die Berichte über Ereignisse, die uns allen

geläufig sind, Schillers Flucht von Stuttgart, das Idyll von Volkstedt, die Annäherung an Goethe, des Dichters letzte Krankheit und Tod, in ihrer knappen Eindringlichkeit so an, wie wenn man noch niemals von den Dingen gehört hätte. Die Grundzüge von Schillers künstlerischem Charakter, die Wärme seines sittlichen Temperaments, seine religiöse Ergriffenheit von den Eindrücken des Erhabenen, die Neigung zu kontrastierender, antithetischer Begriffsbildung und Anschauung, die innige Vermählung von philosophischem Denken und poetischem Bilden, von genialer Schöpferkraft und sorgsam ordnendem Kunstverstand, werden schon aus den Jugendwerken heraus mit Geschick und feinem Verständnis entwickelt, von denen aus, wo immer möglich, verbindende Brücken zu den Werken der Reifezeit geschlagen werden. Den Eigenheiten der Schillerschen Dichtersprache geschieht gleichfalls volle Gerechtigkeit: es erscheint als eine psychologische Notwendigkeit, daß bei aller individuellen Abtönung der dramatischen Sprache die erhabene Stimmung des Dichters nach dem gehobeneren Ausdruck verlangt, daß der prächtige Vers mit seinem rednerischen Schmuck seinen Charakter durch die seltene Verbindung der geistigen Kräfte in dem Dichter erhält, der zugleich ein analytisch scharfer und ein intuitiver Kopf ist. Mit wohlüberlegter, weiser Ökonomie sind nur die Räuber und der Wallenstein ausführlich nach allen Seiten hin besprochen, die zwei Erstlingswerke, die am Eingang der beiden dramatischen Perioden ihres Schöpfers stehen, während alle andern Dramen nur kurz nach den Hauptpunkten durchgegangen werden. Jene beiden Stücke geben die typischen Beispiele ab, an denen Schillers Tragik sowohl wie seine dramatische Technik in den beiden Epochen erörtert werden. Bei der Zuweisung der Maria Stuart, der Jungfrau und des Tell an die drei von Schiller selbst aufgestellten Gattungen der sentimentalischen Dichtung, Satire, Elegie und Idylle (S. 571) scheint mir Kühnemann etwas zu konstruktiv die Kunstwerke anzusehen, so anregend und beachtenswert manche seiner Bemerkungen zu den nachwallensteinschen Dramen sind, die er mit Recht als immer neue Offenbarungen eines reifenden Künstlers von mannigfachen, noch ungeahnten Möglichkeiten würdigt. Besonders weise ich noch auf die treffenden Bemerkungen über Schillers Schicksalsbegriff (S. 463. 491), über den symbolischen Charakter der letzten Dramen, über die Spuren mechanisierender Virtuosität (S. 520. 546), über die Sentenzen im Wallenstein (S. 455) hin. Gegen die vielfach hervortretende Sucht, Entlehnungen in großen Kunstwerken aufzustöbern und über der Fülle des vermeintlich Entlehnten das Augenmerk für das Originale zu verlieren, fallen beherzigenswerte Worte (S. 74): sehr fein und fruchtbar sucht demgegenüber der Verfasser selbst das Originelle in den Räubern gegenüber Milton, Klopstock, Gerstenberg, Lessing, Goethe, Klinger, Leisewitz, Shakespeare ins Licht zu stellen. Um so merkwürdiger, daß er, der mit Recht Gemmingens Einfluß auf Kabale

und Liebe sehr einschränkt, doch für die Fabel der Räuber (S. 68) Lenzens dramatische Skizze von den beiden Alten „bedeutsam“ findet.

Es widerstrebt mir, in dem großen und schönen Werke, das uns Kühnemann geschenkt hat, den Finger auf die kleinen Stellen zu legen, an denen ich von seiner Auffassung abweiche, zumal sich an einer späteren Stelle dieser Berichte noch Gelegenheit finden wird, auf diese oder jene Interpretation näher einzugehen. Wenn ich z. B. bemerke, daß mir die Beurteilung der Arbeitsweise Schillers an den Räubern (S. 43) oder die Bemerkung über den unbefriedigenden Schluß dieses Dramas (S. 62), der dem Historiker Schiller erteilte Rat (S. 333) oder die Ablehnung der Reime in der Maria Stuart und der Jungfrau (S. 516. 541) nicht zutreffend erscheint, wenn ich anderseits das romantische Element in der Jungfrau zu wenig berücksichtigt finde, überhaupt ein Wort über Schillers Stellung zur Romantik vermisse (denn was S. 579 gegeben wird, ist nicht genügend), so soll das nichts weniger als Krittelei sein. Der Stil des Buches ist ganz ausgezeichnet: ein meinem Gefühl nach nicht ganz geschmackvoller Vergleich („Scheinwerfer“ S. 59), eine unfreiwillig komische Wendung wie ‚das Tischtuch ohrenzerreißend zerschneiden‘ (S. 409), ein schlechtes Wort (‚völkisch‘ S. 567) gehören zu den größten Seltenheiten. Der Titel einer Goetheschen Ballade ist S. 413 nicht ganz richtig angegeben, das Zitat aus der Glocke S. 588 fehlerhaft: je seltener solche kleinen Anstöße sich in einem guten Buche finden, um so störender sind sie. —

Über Otto Harnacks Biographie (Schiller. Berlin, Hofmann), die in zweiter „verbesserter“ Auflage mit zehn Bildnissen und einer Handschriftenprobe erschienen ist, kann ich mich kurz fassen, da ich die erste Auflage seinerzeit ausführlich besprochen habe (vgl. Euphorion 6, 135) und nahezu alle dort erhobenen Einwände im kleinen und großen ebenso dieser zweiten gegenüber in Geltung bleiben. Niemand kann ja allerdings aus seiner Haut heraus und manche meiner Bemerkungen wiesen, wie ich gern glauben will, auf Stellen hin, die irreparabel sind, wenn nicht eine gänzliche Umformung der betreffenden Partien eintreten sollte, die von vornherein von Harnack nicht zu erwarten war. Trotzdem aber tut es mir doch aufrichtig leid, daß Harnack bekennt (S. VIII), nur aus Kösters und Neubers Besprechungen „gelernt“ zu haben, aber nicht aus der meinigen. Mag er denn auch weiterhin Schillers Probeschriften falsch beurteilen (S. 25), die Stellung des Imhofplans in Schillers Entwicklung verkennen (S. 99) oder sich mit der Verteidigung des Dresdener Ursprungs der Theosophie des Julius (S. 142) zu Körners direktem und klarem Zeugnis in unvereinbaren Widerspruch setzen. Wem daran liegt, eigenartige Zäsuren in Distichen kennen zu lernen, den möchte ich auf S. 33. 243 hinweisen. —

Ernst Müller hat uns vor Jahren durch treffliche und brauchbare Schillerregesten erfreut, für die wir ihm dankbar sind. Seinem

Buche, das er zum Jubiläum dem Dichter gewidmet hat (Schiller, Intimes aus seinem Leben nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung. Berlin, Hofmann und Co.), kann man leider nur mit sehr geteilten Empfindungen gegenüberstehen. Wissenschaftlichen Wert hat es keinen; aber auch daß es in weiteren Kreisen für das tiefere Verständnis Schillers und seiner Persönlichkeit fruchtbar und segensreich wirken könnte, kann ich mir nicht vorstellen. Der Gedanke, Schillers Menschliches nach den vorhandenen Quellen darzustellen, ohne etwa das Allzumenschliche ängstlich zu vermeiden, ist kein schlechter, nur müßte er feiner, geistvoller und vor allen Dingen knapper und weniger redselig, in einer höheren Tendenz ausgeführt sein, als hier geschehen ist. Der Verfasser läßt sich doch etwas zu häufig zu Stil und Auffassungsweise des beschränkten Philisters herab (S. 32 von dem doppelten Jungfrauplan: „Zum Glück führte er diesen Plan nicht aus, es wäre zu mühsam und zu wenig lohnend gewesen"; Schillers Gedichte „sind alle reiflich überlegt" S. 48; „Auch in der gesamten Schillerliteratur findet sich nirgends eine Andeutung eines Fehltritts Schillers" S. 102; „Einem solchen edeln Mann konnte es darum auch nicht schlecht gehen" S. 135; „Das glaubt in der Tat auch der Laie, dazu braucht er nicht einmal den Ausspruch des Arztes" S. 176); die Beispiele ließen sich mit geringer Mühe häufen. Durchgängig ist der Stil des Buches trocken (ich kann es nicht „objektiv" nennen wie der Verfasser S. III) und breit. Warum nun an diesen durch das Tatsachenmaterial immerhin löblichen und brauchbaren Kern, die Schilderung von Schillers Menschlichkeit, vorn eine durchaus seichte Erörterung über Schillers Dramen, lyrische Gedichte und Prosadichtungen, aus der sicherlich niemand etwas lernen oder einen brauchbaren Gesichtspunkt gewinnen kann, und hinten eine magere Aufzählung der dem Dichter erwiesenen Ehrenbezeugungen angehängt worden ist, das kann niemand begreifen. Von bisher unbekanntem Material hat Müller Aufzeichnungen von Schillers Sohn Karl benutzen können, die hie und da neben Allbekanntem hübsche kleine Züge überliefern, die uns neu sind (S. 33 die Leipziger Ovation nach der Aufführung der Jungfrau. 98. 99 das Gespräch am Potsdamer Stadtthor. 125. 127 der Besuch eines Mönchs im Jenaer Garten. 130 das letzte Weihnachten. 145. 173 ein Pferdekauf im April 1805. 221). Unter den Bildern und Faksimiles, mit denen das Buch sehr reich ausgestattet ist, hebe ich die schöne Kreideskizze der Ludowika Simanowiz aus Weimarer Privatbesitz (vgl. schon Euphorion 15, 229) und die Handschrift des Jägerliedchens aus dem Tell (S. 48) hervor, die eine interessante Variante („Gehölz" für „Gebirg") bietet. Fehler und Irrtümer sind nicht durchweg vermieden: für den Geisterseher ist der Verfasser S. 60 Hansteins vermeintlichen Entdeckungen gegenüber zu leichtgläubig; Christiane von Wurmbs Aufzeichnungen gehören nach S. 81

noch immer ins Jahr 1801; nach S. 97 wäre Schiller im März und April 1805 „regelmäßig alle Tage“ am Hofe gewesen; am schlimmsten ist, daß der Verfasser S. 135 Streicher zu Johann Sebastian Bach reisen läßt und S. 265 Hermann Grimm zu einem Sohne Jakob Grimms macht.

Um nicht ganz im Gebiete der Negation zu bleiben, füge ich hier einiges aus meinen Sammlungen an, was Schillers Menschlichkeiten angeht, da das von Müller verwertete Material hier überall sehr lückenhaft und zufällig ist. Die Vorliebe für den Geruch von faulen Äpfeln bei Schiller, die Müller (S. 65) als eine „Angewöhnung nur krankhafter Art“ ansieht, erklärte mir einmal ein schwäbischer Freund sehr geistreich damit, daß er zur Zeit der Mostbereitung in Schwaben, speziell in Stuttgart der Lokalgeruch sei: es läge dann eine Art Heimatsgefühlassoziation bei dem Dichter vor, der überhaupt in stärkerem Maße ein Schwabe geblieben ist, als Müller (S. 182) annimmt (vgl. Briefe 2, 32. 57. 175. 3, 76. 344. 358). Für Schillers Kartenspiel (S. 83) ist zu vergleichen Briefe 1, 296. 323. 325. 356. 421. 423. 431. 2, 158. 292. 296. 3, 105. 187. 5, 474. 6, 57. 250. Die Anekdote des ungarischen Lehrers, der mit Schiller, Goethe und Wieland gekegelt haben will (S. 83), halte ich für nicht genügend bezeugt, um glaubhaft zu sein; Schiller selbst erwähnt das Kegelspiel nur Briefe 6, 57. „Daß Schiller auch Bier trank, versteht sich von selbst“ sagt Müller (S. 191): daß die Ansichten darüber damals anders waren, zeigt uns doch die Korrespondenz Humboldts mit Körner aus dem Jahre 1830 (Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt[3] S. 335. 336); Schillers Vorliebe für den Gerstensaft (vgl. Briefe 1, 160. 338. 339. 341. 4, 21) bezeugt uns auch Frau von Stein (Charlotte von Schiller 2, 304; Düntzer, Charlotte von Stein 2, 56). Auch für Schillers Tabaksgenuß, in der Pfeife und der Dose, haben wir weit mehr Zeugnisse, als Müller (S. 194) gibt (vgl. Briefe 1, 88. 94. 97. 102. 121. 142. 160. 441. 2, 151. 6, 156 und Hoven im Marbacher Schillerbuch 1, 306). Schachspiel wird in den Briefen 1, 119. 2, 29. 3, 105 erwähnt, Billardspiel bei Charlotte von Schiller 2, 284. Für Schiller als Reiter kenne ich folgende Zeugnisse: Briefe 1, 259. 343. 2, 101. 389. 391. 3, 106. 140. 192. 198. 200. 6, 159; Charlotte von Schiller 2, 288; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 322. 435; Briefe an Schiller S. 176; auch Karoline von Wolzogen ritt (Düntzer, Charlotte von Stein 1, 365). Da die Gelegenheit dazu sich bot, so sei auch diesen Menschlichkeiten die Aufmerksamkeit für einen Augenblick gewidmet, wenn sie auch mit Biographie und Charakteristik des Dichters nichts zu tun haben. —

Ich gehe zu den weniger umfänglichen Arbeiten über, die sich die Charakteristik Schillers und seines Schaffens in großen Zügen zur Aufgabe machen und dabei auf biographische oder literarhistorische Voll-

ständigkeit mit Bewußtsein verzichten. Ich beginne mit einer Studie, mit der der Londoner Universitätsprofessor John G. Robertson geglaubt hat des Dichters Säkulartag ehren zu müssen (Schiller after a century. Edinburg und London, Blackwood und Söhne). Hier ist wohl das Schlimmste geboten, was an Verkennung, Mißverständnis, schiefer Beurteilung und Verzerrung einer dichterischen Persönlichkeit denkbar ist, und ich muß die Zuhörer aufs innigste bedauern, die aus dem Munde dieses Professors Aufklärung über die deutsche Literatur, ihre großen Persönlichkeiten und ihre Zusammenhänge empfangen. In Deutschland ist man nach des Verfassers Ansicht aussichtslos verblendet, was den „Strohmann von 1859" (S. 21) angeht: man bildet sich noch immer ein, an Schiller einen großen nationalen Dichter zu haben, der Goethe ebenbürtig sei, und glaubt noch immer, man tue recht daran, wenn man seine Werke schon der heranwachsenden Jugend in die Hand gibt. Weit gefehlt. Von dem Standpunkt der Unvoreingenommenheit aus, den Robertson (S. 4) den der objektiven Indifferenz nennt und auf dem er selbst natürlich steht, da er ein Ausländer ist, sieht sich das alles ganz anders an: Schillers Schaffen ist vielmehr nicht nur durchaus unnational und ungermanisch (welche Künstler der Verfasser für „germanisch" hält, ist S. 127 zu lesen), sondern er selbst als Dichter, Denker und Historiker völlig veraltet, ein schwächlicher Kompromißler, der immer mehr rückwärts als vorwärts schaute, ein Mann, der zeitlebens luftige Träume und Seifenblasen steigen ließ, der keine Ahnung hatte, wohin die großen Gedanken seiner Zeit gingen, für uns mit dem Pessimismus und Individualismus begnadigte Söhne des 20. Jahrhunderts als Mensch wie als Dichter gänzlich wertlos und nur noch von historischem Interesse. In das Einzelne dieser Beurteilung einzugehen und genauere Zitate zu geben darf ich mir ersparen: bei der ernsten Stimmung, in die die Tatsache uns Deutsche versetzen muß, daß ein Gelehrter einer stammverwandten Nation, der zum Lehrer künftiger Generationen bestellt ist, es fertig bringt, zum Säkulartage eines unsrer größten Dichter eine solche unqualifizierbare Schmähschrift darzubringen, könnten solche Zitate wohl kaum mehr ihren einzigen Zweck, den der Erheiterung, erfüllen. Und für all diese ungeheuerlichen Anklagen und Vorwürfe wird keine Spur von Beweis beigebracht: mit der erhabenen Ruhe und absprechenden Sicherheit eines unfehlbaren Richters tritt diese objektive Indifferenz auf und fällt ihre Verdikte voll Orakelweisheit. Jeder kleinliche Tadel beschränkter Zeitgenossen des Dichters wird mit Freuden gebucht und unbesehen unterschrieben, Ludwigs chronische, Hebbels momentane Mißstimmung mit Wohlgefallen verzeichnet: von den vielen schönen und reichen Worten Goethes über den Freund seiner reifen Jahre erklingt hier kein einziges. Wir Deutsche haben von Robertsons Buch und dem Geist, der es beseelt (ich will nicht hoffen, daß der Verfasser Recht hat, wenn er S. V seinen

Standpunkt schlechthin den angelsächsischen nennt), Gott sei dank nichts zu lernen, aber wir wollen uns freuen, daß der einzige Mißklang, der in die vielstimmige Symphonie des Säkulartages hineingeschlagen, außerhalb der Grenzen von Schillers Nation seinen Ursprung gehabt hat. —

Ein Philosoph und zwei Dichter haben weiter Schiller zum Gegenstand besonderer Schriften gemacht: Theobald Ziegler (Schiller. Leipzig, Teubner. Aus Natur und Geisteswelt 74), Fritz Lienhard (Schiller. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. Remers Dichtung 26), Samuel Lublinski (Schiller, seine Entstehung und seine Zukunft. Berlin, Bard, Marquardt und Co. Brandes' Literatur 21). Zieglers Büchlein ist aus Mühlhäuser und Straßburger populären Vorlesungen erwachsen und stellt in warmer und lebendiger Weise Wesen und Entwicklung Schillers in großen Zügen dar, sucht auch den Hauptwerken, dramatischen wie lyrischen, in knappstem Rahmen gerecht zu werden. Goethes Ausspruch, daß Schiller der Dichter der Freiheit gewesen sei, beherrscht das Ganze. Nur weniges einzelne kann ich hervorheben: vortrefflich bei aller Kürze wird (S. 31) die Tragik von Kabale und Liebe erörtert, Goethes und Schillers Freundschaft besprochen (S. 73), die goethische Manier in der Huldigung der Künste hervorgehoben (S. 112). Mit Zieglers Schicksalstheorie und seiner Lehre von der doppelten Motivierung freilich kann ich mich (vgl. schon Euphorion 15, 770. 784) ebensowenig einverstanden erklären, als mir Weitbrechts Buch als das beste über Schillers Dramen erscheint (S. 118): jene Theorie ist ihm aus einem Satze der Einleitung zum Verbrecher aus verlorener Ehre erwachsen, den er aber zweifellos falsch und übertrieben auf die Dramen der Reifezeit anwendet. Während bei Ziegler doch wenigstens ein Versuch gemacht wird, Schillers Sein und Schaffen in seinem historischen Werdegange darzustellen, geht bei Lienhard und Lublinski alles in Stimmungsbildern, die ganz ohne gedanklichen oder geschichtlichen Faden aneinandergefügt sind, unter, Persönlichkeit wie dichterische Entwicklung, und man erhält nur mehr oder weniger geistreiche Berichte über alle möglichen individuellen Assoziationen, die in den Köpfen der Verfasser sich zwischen Schiller und seinen Werken einerseits und allen möglichen nicht zur Sache gehörigen Dingen anderseits gebildet haben. Lienhard entschädigt wenigstens durch einige gute Bemerkungen (S. 35 über den Geisterseher, S. 47. 69 über das Erlebte in Schillers Gedankenlyrik): aus Lublinskis unendlich breiten und gänzlich direktionslosen Betrachtungen dagegen vermochte ich mir nichts zu assimilieren, was irgendwie dem Verständnis des Dichters förderlich sein könnte. —

Ebenso viele Versuche, Schillers Wesen und seiner Bedeutung für unsre Zeit in großen, mehr oder weniger scharf und monumental gezeichneten Linien und Formen gerecht zu werden, Charakteristiken großen Stils von ihm zu entwerfen, sind vor allem die Festreden, die an unsren

Hochschulen zur Feier des Säkulartages von den berufensten ihrer Lehrer gehalten worden sind[1]). Diese wundervolle, vielstimmige Symphonie des Danks und der Huldigung vor seinem Werk gilt durchgängig viel weniger den einzelnen poetischen Leistungen als vielmehr der eigentümlichen Kraft des deutschen Geistes, die aus dem ganzen Kunstwerk seines Lebens, Dichtens und Denkens so übermächtig hervorleuchtet. Mit einigen wenigen Ausnahmen haben die Redner den Ton nüchterner Trockenheit, wie er dem alltäglichen Kathedervortrag vielfach anhaftet, das Akademische im schlechten Sinne, von ihren Betrachtungen ferngehalten und das mit Recht. In eine ausführliche Kritik dieser Reden kann und soll hier natürlich nicht eingetreten werden. Soll ich aus der langen Reihe diejenigen herausgreifen, die mir an Größe und Bedeutung des gedanklichen Inhalts, an Adel der Form und Wärme der Gesinnung die bedeutendsten scheinen, so muß ich Sauer, Schröder und Windelband nennen: Sauer feiert Schiller als Volkserzieher im größten Stil; Schröder mustert des Dichters Schätzung im Lauf des 19. Jahrhunderts und faßt energisch zusammen, was wir heute von ihm lernen sollen; Windelband stellt die von Humboldt stets betonte Einheit des Künstlers und Denkers in Schiller dar, schildert ergreifend das gewaltige Ethos seiner Persönlichkeit, lehrt seine Kunst als ästhetische Formung des menschlichen Wertlebens zu begreifen und analysiert vortrefflich Schillers Tragik. Der Standpunkt und die Tendenz der einzelnen Redner ist natürlich sehr verschiedenartig. Eine biographische Charakteristik des Dichters im kleinen, in der bald auf diese bald auf jene Epoche, bald auf diese bald auf jene Seite seines Schaffens ein helleres Licht fällt, geben Elster, Kauffmann, Köster, Muncker, Strauch. Goethes

---

[1]) Mir haben folgende Reden vorgelegen, die ich mit Weglassung der meist nur Ort und Zeit enthaltenden Untertitel alphabetisch ordne: Karl Alt, Schiller (Darmstadt, Saeng); Theodor Birt, Schiller und Bismarck, zwei Ansprachen (Marburg, Elwert); Konrad Burdach, Schillerrede (Berlin, Weidmann); Ernst Elster, Schiller (Marburg, Elwert); Emil Ermatinger, Friedrich Schiller (Zürich, Schultheß und Co.); Hermann Fischer, Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 15, 443); Wolfgang Golther, Rede auf Schiller (Rostock, Adler); Friedrich Jodl, Zwei Schillerreden (Leipzig und Wien, Akademischer Verlag); Friedrich Kauffmann, Schiller (Kiel, Toeche); Albert Köster (Leipzig, Poeschel); Viktor Michels, Zu Schillers Gedächtnis (Jena, Neuenhahn); Franz Muncker, Friedrich Schiller (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 4, 169); August Sauer, Rede auf Schiller (Deutsche Arbeit 4, 8); Erich Schmidt, Rede bei der Schillerfeier der Berliner Universität (Berlin, Schade); Anton E. Schönbach, Rede auf Schiller (Graz, Leuschner und Lubensky); Edward Schröder, Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht); Philipp Strauch, Schiller (Halle, Niemeyer); Oskar F. Walzel, Friedrich Schiller (Bern, Francke); Wilhelm Windelband, Schiller und die Gegenwart (Heidelberg, Winter).

Wort von Schiller als dem Dichter der Freiheit ist das Leitmotiv bei Alt und Jodl, geistvoller bei Burdach und Michels. Den energischen, unermüdlichen Arbeiter und frischen Kämpfer um die Vervollkommnung der Persönlichkeit feiern Birt, Jodl und Schönbach. Schillers Begriff des Dramas erörtert Golther, die eigenartige Form des Künstlerischen bei ihm weit fruchtbarer und geistvoller Walzel. Im Milieu der öffentlichen Verhältnisse seiner schwäbischen Heimat und der dadurch hervorgerufenen Literatur zeichnet ihn Fischer. Im einzelnen finden sich treffende neue oder doch Altes in neuer Beleuchtung zeigende Betrachtungen und Bemerkungen über Schillers Arbeitsweise (Schönbach S. 23), über sein Pathos als inneres Erlebnis (Köster S. 3, Sauer S. 10, Schröder S. 5. 18, Windelband S. 16), über seine Lyrik (Jodl S. 21, Sauer S. 8, Schmidt S. 12), über sein Verhältnis zur Antike (Schönbach S. 30), über seine Sprache (Burdach S. 12, Köster S. 5, Schröder S. 16), über die Beziehung zu Goethe (Burdach S. 16, Schönbach S. 13) usw. —

Auch eine Reihe älterer Festreden sind zum Säkulartage in neuem Abdruck vorgelegt worden. Die schönsten der Reden vom Jubiläum von 1859 (Schillerreden, gehalten von Jakob Grimm, Ludwig Doederlein, Friedrich Theodor Vischer, August Stoeber, Karl Grunert, Karl Gutzkow, Karl S. Schwarz, Ernst Curtius, Ernst Guhl, Moriz Carrière, Rudolf Gottschall, Wilhelm Mangold, Georg Zimmermann, nebst Goethes Epilog. Ulm, Kerler) wird man sicher gern einmal wieder nachschlagen und der Abdruck ist daher dankenswert; ob es notwendig war, die Ansprachen Fischers, meist bei den Schillerfeiern des Stuttgarter Liederkranzes gehalten, zu sammeln (J. G. Fischers Schillerreden 1849—1893, herausgegeben von Dr. Hans Hofmann. Stuttgart, Zimmer), ist mir nach der Lektüre und trotz des meines Erachtens stark überschätzenden Vor- und Nachworts des Herausgebers zweifelhaft geblieben.

4. Nachleben des Dichters. Schiller im Ausland.

An erster Stelle hätte ich hier eine Schrift von Albert Ludwig zu besprechen (Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert, eine Revision seines Prozesses. Von der Gesellschaft für Literatur und Kunst Bonn gekrönte Preisschrift. Bonn, Cohen): da der Verfasser jedoch inzwischen eine umfänglichere und eingehendere Behandlung desselben Themas vorgelegt hat, die in einem späteren Berichte zu würdigen sein wird, so kann ich hier darauf verzichten, mich mit der kürzeren auseinanderzusetzen. —

Es lag nahe, wie es 1899 für Goethe geschah, so auch für Schiller durch das heute so beliebte Mittel einer allgemeinen Umfrage die Stellung der Gegenwart zu dem Dichter festzustellen. Sachlich kommt zwar dabei

nichts heraus, wenn man auch genauer erfährt, wem dies oder jenes Stück Schillers „unsympathisch" ist, was dieser und jener über ihn denkt oder denken zu müssen glaubt: trotzdem hat Eugen Wolff den Ruhm verdienen wollen, eine solche Sammlung von subjektiven Urteilen allgemein bekannt gemacht zu haben (Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts, Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. Jena, Costenoble). Gleich im Titel liegt ein schlimmer Fehler: denn was hier geboten wird, ist das Urteil des 19. und nicht des 20. Jahrhunderts, das es ja beim Schillerjubiläum erst auf fünf Jahre gebracht hatte. In dem Buche selbst, und zwar in Wolffs Einleitung sowohl wie in manchen Ausführungen der befragten Vertrauensmänner herrscht leider etwas zu viel Phrase und Schützenfeststimmung à la 1859, wie sie sonst Gott sei dank bei dem Schillerjubiläum nicht hervorgetreten ist. Ein merkwürdiger Chorus von Kronzeugen ist hier versammelt, bei deren manchem man sich zu der Frage versucht fühlen möchte: Freund, wie bist du hereingekommen? Anderseits steht man verwundert, wenn man sieht, wer alles nicht geladen worden ist. Die Künstlerwelt geht fast leer aus, obwohl doch nach Wesen und Wirkung eines Künstlers gefragt wird: ein paar Schauspieler und Regisseure (aber weder Sonnenthal noch Kainz noch Matkowsky noch Agnes Sorma), ein paar Dichter (aber weder Heyse noch Hauptmann noch Sudermann noch Liliencron noch die Ebner-Eschenbach), kein Musiker (außer Joachim), kein Baumeister, kein Maler, kein Bildhauer kommt zu Worte. Vergebens sucht man nach Namen der Wissenschaft wie Paulsen, Harnack, Haeckel, Dilthey, Wilamowitz usw. Es hat zwar sein Interesse zu sehen, wie eigenartig sich Literatur und Philosophie, Kunstwerk und Künstler in manchen Köpfen spiegelt: aber mit einem Versgestammel, wie es Pröll vorlegt (S. 21), mit Beyers Ansichten über die Metrik der Glocke (S. 108) und vor allem mit den pöbelhaft vorgetragenen Trivialitäten und in Mißverständnis das Menschenmögliche leistenden hohlen Tiraden Bleibtreus (S. 143) hätte uns der Herausgeber doch lieber verschonen sollen. Die Literaturgeschichte kann aus dem Buche so wenig etwas lernen als derjenige, der in Schillers Wesen und Kunst tiefer einzudringen sucht. An amüsanten Einzelheiten fehlt es in dem langatmigen Buche glücklicherweise nicht: man erfährt z. B., daß man mit 18 Jahren die Meisterwerke der Griechen und Römer „gründlich durchforscht" haben kann (Blum S. 5), daß man unser Schrifttum ohne Goethe, nicht aber ohne Schiller denken kann (Hasse S. 12), daß zwei Strophen aus Schillers Jugendgedicht „Die Freundschaft" ganze Systeme der Philosophie aufwiegen (Jentsch S. 14), daß in der deutschen Sprache ein „Dämmerlicht" herrscht (Mite Kremnitz S. 19), daß Goethe etwas Quadratisches, Schiller etwas Diagonales hat (Bewer S. 20), daß der Menschheit Würde in die Hand der Volksschullehrer gegeben ist (Jahnke S. 28), daß Schillers Charaktere „vom Gemeinen vollkommen abgenabelt"

sind (Nordau S. 85, ein wunderbares Bild!), daß die Meininger den Enthusiasmus für Schiller gedämpft haben (Heine S. 103), daß Schiller das Bild geschichtlicher Personen zu „entstellen“ pflegte (Gruhn S. 140), daß der Dichter „uns nicht nur ästhetischen, sondern auch ethischen Widerwillen einflößt“ (Bleibtreu S. 149) usw. Schlimm ist es, wenn die Propheten in ihrer Be- oder Entgeisterung ihren verehrten Schiller auch noch falsch zitieren (S. 20. 41) oder seinen Namen mit dem Adelsprädikat versehen (S. 80. 122). —

Was Schillers Beziehungen zum Ausland angeht, so liegen vier Arbeiten vor, aus Holland, Schweden, Amerika und Frankreich. Schillers Wirkungen auf die holländische Literatur und die Stellung, die der deutsche Dichter im Bewußtsein der Niederländer einnimmt, sind in keiner Weise hervorragend, wie auch Symons (Wolff, Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts S. 21) bezeugt (Martins gegenteilige Bemerkung ebenda S. 129 dürfte demgegenüber wohl unrichtig sein). Das vorliegende Heft (Schillerfeier te 's-Gravenhage 9. Mai 1905. Festrede von E. F. Koßmann met eene nederlandsche Schillerbibliographie door Wouter Nijhoff. Haag, Nijhoff) enthält eine sehr allgemein gehaltene Festrede Koßmanns und eine sorgsame Bibliographie der in Holland erschienenen Ausgaben und Übersetzungen Schillerscher Werke sowie der holländischen Schriften über Schiller, bearbeitet und zusammengestellt von Nijhoff. Da die holländischen Übersetzungen in Goedekes Grundriß nur sehr stiefmütterlich berücksichtigt, vielfach überhaupt nicht aufgeführt sind, so bietet diese Zusammenstellung sehr viel Neues, bestätigt allerdings im großen und ganzen die Tatsache, daß das Interesse für den Dichter sich in Holland stets in bescheidenen Grenzen gehalten hat. Ich erwähne, daß die akademische Antrittsrede schon 1790 in einer niederländischen Zeitschrift übersetzt erschien (S. 71), daß von der Braut von Messina eine Übersetzung nicht existiert, während alle andern Dramen, sogar Picards beide Komödien, holländisch vorhanden sind und auch die Abhandlung über den Gebrauch des Chors 1805 übertragen erschien, endlich daß zwar eine Reihe der kleineren ästhetischen Arbeiten, nicht aber die ästhetischen Briefe und die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zu Anfang des 19. Jahrhunderts übersetzt wurden (S. 72). Daß auch Nijhoffs Bibliographie nicht vollständig ist, lehrt Ludwig von Wolzogens Brief an Schiller von 1801 (Euphorion 12, 345), der drei Übersetzungen des Carlos nennt, während bei Nijhoff (S. 59) nur zwei aufgeführt werden (der Name Cost ist also in jenem Briefe doch wohl in Post zu bessern; vgl. S. 772). Bei Bosschas Übersetzung des Abfalls der Niederlande (S. 69) hätte auf seinen Brief an Schiller (Briefe an Schiller S. 147) hingewiesen werden sollen. —

Ist der holländische Beitrag zum Schillertage wesentlich bibliographisch, so ist der schwedische wesentlich literatur- und geistesgeschichtlich, obwohl

auch hier die Bibliographie mannigfacher Ergänzungen bedürfte (Schiller och Sverige, en minneskrift på hundrade årsdagen af skaldens död, utgifven af literaturhistoriska seminariet i Lund. Uppsala, Berling). Drei Arbeiten von Mitgliedern des literarhistorischen Seminars in Lund lehren uns den tiefgreifenden Einfluß kennen, den Schillers Dichtung auf die Entwicklung der schwedischen Literatur gehabt hat. E. Wrangel gibt (S. 1) eine Skizze dieses Einflusses, wie er von Schillers Gedankenlyrik, seinen Dramen und besonders seiner Ästhetik ausgegangen ist. Die bedeutendsten Dichter Schwedens im 19. Jahrhundert, Leopold, Franzén, Tegnér, Geijer, Beskow, Runeberg, zeigen sich mehr oder weniger stark von Schiller angeregt und haben sich durch Übersetzungen und Abhandlungen bemüht, ihn in Schweden populär zu machen. Bis in die neuere Zeit fährt man fort, seine Werke zu übertragen und für das schwedische Theater zu bearbeiten. Seine Dramen, besonders die Jungfrau und der Tell, sind ebenso wie die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die für Schweden auch patriotische Bedeutung hat,[1] regelmäßige Schullektüre zur Einführung ins Deutsche. Die beiden andern Arbeiten führen an zwei Hauptvertretern der schwedischen Dichtung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese weittragende Wirkung Schillers im einzelnen genauer aus. Albert Nilsson untersucht (S. 9) Schillers Einfluß auf Tegnér und seine Zeitgenossen: ohne daß lückenlose Vollständigkeit erstrebt wäre, sind alle wesentlichen Punkte genügend erörtert. Im ersten Kapitel mustert der Verfasser die ältesten Übersetzungen Schillerscher Werke aus den Neunzigerjahren: Leopold, ein Anhänger der französischen Geschmacksrichtung, überträgt 1792 das Lied an die Freude, 1794 die Resignation; es folgen andre Gedichte, dann 1796 der Dreißigjährige Krieg, 1798 der Geisterseher, 1799 die Räuber, 1800 Kabale und Liebe. Hier wie in der Übersicht über die Übersetzungen der andern Werke, die ins zweite und dritte Dezennium des 19. Jahrhunderts fallen, ergeben sich fortwährend Ergänzungen und Berichtigungen zu Goedekes Grundriß, der diese Dinge nur sehr nebenbei behandelt. Die interessanteste Erscheinung der Zeit ist Hammarskölds 1808 erschienener „Versuch zu einer Kritik über Friedrich Schiller, betrachtet als Dichter, Geschichtsschreiber und Philosoph", der, auf den Bahnen Friedrich Schlegels wandelnd, Schiller aus dem Reiche der Dichtung ganz ausweisen möchte, während er seine Bedeutung als Philosoph anerkennt. Das zweite Kapitel geht dem Einfluß Schillers auf Tegnérs Dichtung im einzelnen nach: den Schweden verband von Anfang an, seit er von Kant aus ihm nahegekommen, mit

[1] „Obristleutenant Helvig, der Amelie ihr Gemahl, sagte mir, die Schweden hielten Schiller besonders in Ehren, weil er der erste Schriftsteller wäre, der sie in einem vorteilhaften Lichte gezeigt habe", schreibt Lotte Schiller am 4. September 1803 nach dem Besuch des Königs von Schweden in Weimar an Wolzogen (Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlaß² 2, 200).

dem Deutschen die gleiche reflektierende Anlage, die gleiche Neigung zu Antithese und Kontrast; bis in die Bilder, den Stil, das Versmaß hinein wird Tegnér Schillers Schüler, dessen Gedanken oft nur mit ganz leichten Änderungen wörtlich bei ihm wiederkehren. Daß daneben auch tiefgehende Verschiedenheiten zwischen beiden bestehen, z. B. Schillers antik-hellenischem Ideal bei Tegnér ein starker romantisch-nordischer und mittelalterlich-christlicher Einschlag zur Seite geht, macht das Problem, das auch dem Verfasser durchaus noch nicht als erschöpft gilt, noch interessanter. Daß Tegnérs Heldenideal vom Wallenstein beeinflußt sein soll (S. 47), will mir nicht recht einleuchten: ich glaube vielmehr, daß die hier vorhandenen Ähnlichkeilen auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, auf die Gestalt Napoleons, die den dämonischen Heldentypus beider Dichter beeinflußt hat. Ein Schlußkapitel zeigt die engen Berührungen zwischen Beskows Dramen und denen Schillers: Beskows Erich XIV. ist durchwegs stark von Maria Stuart abhängig. Hilma Borelius untersucht (S. 61) die Einwirkung Schillers auf den romantischen Dichter und Historiker Geijer und findet sie trotz aller Verschiedenheit der persönlichen Anlagen merklich, nicht nur in der Technik der historischen Darstellung, sondern auch in den allgemeinen Anschauungen vom Entwicklungsgange der Menschheit und der Wertschätzung einzelner geschichtlicher Zeitalter. Auch Geijers Dichtungen aus der Jugendzeit zeigen hie und da Anklänge an den deutschen Dichter; seine Macbethübersetzung schließt sich zwar viel enger als Schiller an das Original an, ist aber doch für einzelne Streichungen und Nüancierungen dem deutschen Macbeth verpflichtet. Man darf diese wertvollen Arbeiten als vortreffliche Bausteine für eine künftige Geschichte der Wirkungen unsrer klassischen Literatur auf die unsrer nordischen Brüder mit Freude begrüßen und hoffen, daß noch recht viele ähnliche Studien folgen möchten: es ist eine reiche Ernte, die hier noch einzubringen ist. —

Lediglich bibliographisch und referierend ist Ellwood Comly Parrys Arbeit über Schiller und Amerika (Friedrich Schiller in America, a contribution to the literature of the poets centenary. (Philadelphia, Americana germanica). Sie gibt eine chronologisch geordnete, aber leider sehr trockene Skizze der Übersetzungen Schillerscher Werke und der Notizen und Arbeiten über den Dichter, wie sie von den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts, zunächst unter dem maßgebenden Einfluß englischer Publikationen, bis zum Jubiläum von 1859 in den Vereinigten Staaten hervorgetreten sind. Zu der brauchbaren älteren Arbeit von Wilkens (Americana germanica 3, 103) gibt Parry allerhand Nachträge und Berichtigungen. Den Schluß bildet eine bibliographische Übersicht der Titel der besprochenen Werke. Besonders hingewiesen sei auf die Schilderungen und Bemerkungen Dwights von 1829, der einige Jahre in Göttingen studiert hatte (S. 21). —

Paul Besson endlich gibt in seiner in Grenoble gehaltenen Festrede eine klare und knappe Übersicht über die Beziehungen Schillers zur französischen Literatur (Schiller et la littérature française. Grenoble, Brüder Allier). Er zeigt den tiefen Einfluß von Rousseau auf des Dichters Jugend, mustert die historischen und poetischen Quellenschriftsteller französischer Zunge, denen er Anregungen zu Poesien und sonstigen literarischen Arbeiten verdankt, und stellt dann aus Schillers Briefen sorgsam und übersichtlich alle Urteile zusammen, die sich über die Größen der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts finden, Corneille, Racine, Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rétif, Frau von Stael, Mounier und einige kleinere Geister. Es wäre Torheit, meint der Verfasser, von französischen Einflüssen oder französischen Sympathien bei Schiller zu reden: aber er hat die literarische Bewegung in Frankreich mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt, kannte die Literatur des 18. Jahrhunderts sehr genau und ist als Dichter, Schriftsteller und Professor den Franzosen für manche Anregung zu Dank verpflichtet gewesen. Nicht Muster zur Nachahmung hat er der französischen Literatur entnommen, aber wertvolle Materialien für seine Schöpfungen, die er mit dem Stempel des eigenen Geistes versehen hat. Wohltuend ist die warme und doch nirgends übertriebene, stets echte Begeisterung, die durch die ganze Rede hindurchtönt.

Jena. Albert Leitzmann.

Jean Pauls Werke. Herausgegeben von Rudolf Wustmann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 4 Bände [1908]. 8 M.

Nachdem sich seit einer Reihe von Jahren die wissenschaftliche Forschung ernsthafter mit Jean Paul zu beschäftigen begonnen hat, macht sich das wieder erwachte Interesse für den Klassiker des Humors jetzt auch in Neuausgaben seiner Werke bemerkbar. Bisher gab es neben der Hempelschen Gesamtausgabe nur die schwerfällige sechsbändige Auswahl von Nerrlich in Kürschners deutscher Nationalliteratur. Diese einzige Vorläuferin wird von der vorliegenden Ausgabe zwar an Umfang nicht erreicht, in jeder anderen Hinsicht aber überholt. Wustmanns Auswahl ist, falls der Umfang von vier Bänden nicht überschritten werden sollte, wohl zu billigen. Er hält sich mit Recht in erster Linie an die Werke aus Jean Pauls mittlerer, reifer Schaffensperiode; erklären sich doch manche Vorwürfe, die dem Dichter gemacht werden, nur daraus, daß man die Werke aus seiner sentimentalen Frühzeit, die allerdings ihrerzeit den größten Beifall fanden, für die maßgebenden ansieht. Als Vertreter des „deutschen" Romans hat Wustmann daher mit Recht nicht den „Siebenkäs", sondern die „Flegeljahre" aufgenommen. Nur hätte,

da die sentimentale Periode doch mit dem „Schulmeisterlein Wuz“ und sogar die satirische Jugendzeit mit dem faksimilierten Aufsatz „Die mörderische Menschenfreundlichkeit“ zu Worte kommt, wohl auch die vielfach unterschätzte Spätzeit, die erst die köstlichsten Früchte des Jean Paulschen Humors gezeitigt hat, mit einem Probestück vertreten sein dürfen. Und zwar noch aus einem anderen Grunde. Wustmann hat aus jeder der drei Hauptgruppen Jean Paulscher Dichtungen, der „italienischen“, der „deutschen“ und der „niederländischen“, ein charakteristisches Probestück ausgewählt. Wenn dabei nun aber die niederländische Gruppe durch den nur wenige Bogen umfassenden „Wuz“, die italienische dagegen durch den zwei Bände füllenden „Titan“ repräsentiert wird, so steht der äußere Umfang in allzu starkem Mißverhältnis zu der inneren Bedeutung. Angemessener wäre es gewesen, den niederländischen Werken einen eigenen Band einzuräumen, in den neben dem „Wuz“ etwa der „Katzenberger“ hätte aufgenommen werden können. Mit Recht läßt Wustmann neben dem Dichter auch den Denker Jean Paul mit der „Vorschule der Ästhetik“ zu Worte kommen; doch hätte er den dritten Teil des Werkes nicht fortlassen sollen. Wendet sich dieser auch in erster Linie „an die Parteien der Zeit“, so ist doch der Gegensatz dieser beiden Parteien, der nicolaitisch-aufgeklärten und der romantischen, ein so zeitlos allgemeingültiger, daß auch der heutige Leser mit Hilfe einer kurzen historischen Orientierung leicht zum vollen Verständnis gelangt. Auch bringt erst der Schluß dieses Teiles das Letzte und Höchste, was Jean Paul über die Poesie zu sagen hatte. Unverständlich ist mir, wieso der Herausgeber, wie er im Vorwort bemerkt, erst auf Initiative eines Beraters hin das vierte Bändchen der „Flegeljahre“ aufgenommen hat, das doch unter keinen Umständen fehlen durfte.

Mit der sorgfältigen Behandlung des Textes hat sich Wustmann ein großes Verdienst erworben. Im Gegensatz zu der Hempelschen und der Nerrlichschen Ausgabe läßt er die Sprache Jean Pauls in ihrer vollen Eigentümlichkeit bestehen. Unstreitig mit Recht; denn so wenig man den Jean Paulschen Sprachsonderheiten, wie namentlich der Tilgung des Binde-s, generelle Berechtigung zugestehen kann, so sind sie als charakteristische, ja bis zu einem gewissen Grade notwendige Ausflüsse seines individuellen Sprachgefühls unbedingt zu respektieren. Bedenklich erscheint es jedoch, daß Wustmann durchweg von dem Text der ersten Reimerschen Gesamtausgabe (1826—1828) ausgeht. Solange noch nicht eingehend untersucht worden ist, inwieweit diese erst nach dem Tode des Dichters erschienene Ausgabe noch von ihm selber vorbereitet, beziehungsweise nach seinen Intentionen eingerichtet ist — und es ist die Frage, ob sich das überhaupt noch wird feststellen lassen —, solange wird man doch besser tun, sich an die letzten vom Dichter besorgten Einzelausgaben zu halten. Allerdings entstehen daraus bedeutende (und nicht einmal der Entstehungs-

zeit entsprechende) Unterschiede; aber von Inkonsequenzen ist auch die Gesamtausgabe keineswegs frei.

Für die erläuternden Anmerkungen fand Wustmann eingehende Vorarbeiten nur bei der „Vorschule", die in der Hempelschen Ausgabe von Georg Zimmermann ausführlich kommentiert worden ist, und auch hier hat er seinen Vorgänger in manchen Punkten ergänzt und berichtigt. Bei den übrigen Werken lagen nur die dürftigen Noten der Kürschnerschen Ausgabe vor; hier hat Wustmann eine Arbeit geleistet, für die ihm jeder Leser und jeder künftige Kommentator Jean Pauls zu Danke verpflichtet ist, vor allem auch dafür, daß er in Zahl und Umfang der Anmerkungen das richtige Maß zu wahren gewußt hat. Gerade bei Jean Paul muß es sich der Kommentator zur obersten Regel machen, nur das zu erklären, was zum Verständnis des Textes unentbehrlich ist. Als Vorbild sollten dabei immer die Anmerkungen dienen, die Jean Paul zuweilen selber beigefügt hat. Weniger fruchtbar als die erklärenden Noten unter dem Text scheinen mir im allgemeinen die mehr kritisch-räsonierenden Schlußanmerkungen; doch findet man auch hier wertvolle Hinweise.

Die ausführliche biographische Einleitung gibt in drei Abschnitten des Dichters Leben, in einem vierten und fünften eine Charakteristik seiner Werke, seiner geschichtlichen Stellung und künstlerischen Eigenart. Namentlich der letzte Abschnitt enthält, ebenso wie die kurz gehaltenen Einleitungen zu den einzelnen Werken, viel originelle und anregende Bemerkungen, z. B. über Jean Pauls Beziehung zur Musik, allerdings auch manche, die zum Widerspruch herausfordern. So ist, um nur eines herauszugreifen, Jean Pauls Vorliebe für abgelegene Kuriositäten, wie Doppelgängertum, Bauchrednerei, vielfache Echos u. dgl., kein Ausfluß seines Strebens nach Realismus, sondern teils Freude am „Interessanten", teils Notbehelf des Erzählers.

Im allgemeinen ist Wustmanns Ausgabe ein erfreulicher Beweis, daß man sich wieder ernst und gründlich mit Jean Paul zu beschäftigen beginnt. Wustmann legt sich wohl geflissentlich in der Beurteilung des Dichters große Zurückhaltung auf, und man kann das verstehen und billigen. Es ist vorläufig gar nicht so notwendig, daß Jean Paul gelobt, als daß er zunächst einmal wieder gelesen werde. Wustmann verfolgt mit seiner Ausgabe keinen werbenden Zweck; er hat sich, allzu genügsam, darauf beschränkt, „dem Rahmen von Meyers Klassiker-Ausgaben die Hauptwerke Jean Pauls einzufügen". Dennoch ist zu hoffen, daß seine Ausgabe dem Dichter neue Leser zuführen wird. Beruht doch ein Urteil, wie es in Engels Literaturgeschichte über Jean Paul gefällt wird, worin beinahe jeder Satz eine tatsächliche Unrichtigkeit enthält, noch mehr auf Unkenntnis als auf Urteilslosigkeit.

München. Eduard Berend.

Nadler Josef, Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte. Prag 1908 (= Prager Deutsche Studien. Herausgegeben von Carl v. Kraus und August Sauer, 10. Heft). 6 M.

Im ersten Kapitel, ‚Weg und Ziel‘ entwickelt Nadler seine Absicht, Eichendorffs Lyrik von ihrer ‚inneren Form‘ aus zu betrachten. Unter ‚innerer Form‘ versteht er mit Dohrn (‚Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästhetik‘, Hamburg und Leipzig 1907), die Gesamtheit der Darstellungsmittel, soweit sie nicht sprachlicher und metrischer Natur sind: Einheit (Beziehung der Teile auf ein Ganzes), Veranschaulichung und Auflösung des Gedankenhaften ins Gemüt (durch Einfühlung, Beseelung); und ‚innere Form erhält der Stoff dann, wenn er dem Dichter durch das Medium des Gefühls als Einheit anschaulich wird‘. Die ‚innere Form‘ ist also unabhängig von der äußeren und selbständig wirksam; sie ist das Wichtigere und das Prius, und die äußere Form dient nur zur Mitteilung für sie.

Das wird schwer festzuhalten sein, wenn wir uns nicht die von C. Th. Meyer glücklich errungene Erkenntnis von der Poesie als Kunst der Sprache rauben lassen wollen. Nun macht sich ja auch Nadler selber den Satz Hebbels ‚das Wort finden heißt die Dinge selbst finden‘ zum Einwurf. — Er konnte auch Größere anführen: sollten die ‚seltsamen Hymnen und Dithyramben‘, der ‚Halbunsinn‘, den der ungestüme Wanderer Goethe vor sich hin sang, nächst der Stimmung nicht aus (Geh-) Rhythmus und sprachlichem Klang hervorgegangen sein? Die Reimlosigkeit und doch das Schwelgen im Gleichklang und Gleichrhythmus sprechen dafür: ‚Wen du nicht verlässest Genius‘ — ‚Musen und Charitinnen‘ und all der sonstige Parallelismus im Aufbau. Schiller schreibt an Körner (25. V. 92): ‚Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin.‘ Noch deutlicher Journal des Goncourts II. 14: ‚figurez vous — — que, l'autre jour, Flaubert me dit: ‚c'est fini, je n'ai plus qu'une dizaine de pages à écrire, mais j'ai toutes mes chutes de phrases‘. — Nadler weiß sogar, daß es Leute gibt, die da meinen, beim Dichter trete jeder Gedanke mit Bild, Rhythmus und Ton ins Bewußtsein; er weiß also wohl auch von der sprachlichen Begrenztheit von Vorstellungen. Und doch beruhigt er sich bei seiner Abfolge ‚innere Form — äußere Form‘ für Eichendorff. Da mußten doch gerade Eichendorffs Zeugnisse geprüft werden! Was er davon für seine Meinung anführt, reicht keineswegs aus: es sind zwar Prosaentwürfe, aber es stecken schon Reime und sonstige Stilisierungen darin. Ich füge den Beispielen als besonders charakteristisch den ältesten Prosaentwurf der ‚deutschen Jungfrau‘ hinzu, desgleichen eines Sigambrerheldenliedes, beides für ‚Hermann und Thusnelda‘ (Castelle, ‚Un-

gedruckte Dichtungen Eichendorffs, Münster 1906, S. 23 ff.). Anderes ergibt das Tagebuch, das eben nicht ‚bedeutungslos‘ für diese Frage ist. Da zeigt sich in zahlreichen Schilderungen, die die Spuren erster poetischer Gestaltung an sich tragen, daß der Weg zur Form von der ‚Situation‘ zur ‚Stimmung‘ führt, aber dann schon, vor Eintritt der ‚Handlung‘, vor Vollendung der inneren Form, scheinen sich Elemente der äußeren einzustellen. So heißt es unterm 28. Juli 1807: ‚Das schöne Plätzchen (im Schwetzinger Park): wo die stillen Bächlein gehen, u. der rinnende Felsen mit dem daraufsitzenden Faun. Unter diesem undurchdringlichen Schatten ruhten wir einige Zeit aus. Große Mengen von Vögeln in diesem kühlen Dnnkel spielend‘. Da mag die Mischung der Sinnesqualitäten in ‚kühles Dunkel‘ der sprachlichen Formung vorausliegen. Aber gilt das auch für die fertig stilisierte Verszeile ‚wo die stillen Bächlein gehen‘, stilisiert in dem ‚die‘ und dem Deminutivum, eingefühlt in dem ‚stillen‘ und dem ‚gehen‘ und noch besonders bezeichnet durch das voraufgehende Kolon? — Die Verszeile kehrt noch einmal wieder unterm 18. Oktober 1807: ‚Rechts ein schmales Wiesenthal — wo die stillen Bächlein gehen‘; in Gedichten z. B.: ‚Wo Brünnlein kühle gehen‘, Jugendgedichte ed. Pissin Nr. 153, ‚Wo die vielen Bäche gehen‘ Reclam (Gedichte ed. Brümmer) S. 110, ‚Wo goldne Ströme gehen‘ Pissin 34, ‚Gehn die Bächlein nach den Schlünden‘ Pissin 66, ‚Die Bächlein nur gehn durch die Buchenhallen‘ Reclam S. 216. vgl. Pissin 8, 63, 119, 120, Reclam S. 58, 82 usw.[1]).

Das Umgekehrte, daß nämlich die ‚Stimmung‘ der ‚Situation‘ vorausliegt, ist seltener: ‚Sehr fröhlich. Darauf wieder ein allgemeiner romantischer Spaziergang an der Oder durch Schlehenblüten und Nachtigallentöne‘ (1. Mai 1807). Aber noch kaum eine Spur von Formung (das Gehen durch die Töne); nicht einmal ein Hereintragen der Stimmung in die Situation angedeutet. Erst weiterhin wird ein ποιητόν kenntlich: ‚Um 10 Uhr giengen wir bey finsterer Nacht u. dem Rauschen der Wehre fort. — (Das Waßer rauscht, daß Waßer schwoll, kühl bis ans Herz hinan 2c.)‘. Aber auch hier ist es möglich, daß die Verbindung der Situation (und der Stimmung) mit den fremden Versen nur verstandesmäßig ist. Und nun heißt es weiter: ‚H. u. Mad. Hahmann u. Dem. Flamm mit der Laterne begleiteten uns bis an die Überfuhr. (Aengstlichkeit der M. H.) Sitze still, mein Schiffchen lenk ich 2c — Gute Nacht! bis auch der wandelnde Stern der Laterne versank, und so lebe

[1]) Der ‚Blick‘ der Bächlein hat übrigens bei Eichendorff nicht von vornherein mit dem Auge zu tun (Nadler S. 139), sondern bedeutet nach alter Weise ‚Blitz‘, ‚Glanz‘: vgl. ‚In dunkler Wetter Blicken‘ Pissin Nr. 49, ‚Waldesrauschen, Wetterblicken‘ Pissin Nr. 150, ‚Die Ströme blicken‘ Reclam S. 60, ‚die Donau blitzt‘ Reclam S. 68. Aber ein anderes Beispiel hätte Nadler anführen können: ‚Und ihre Äuglein helle Tun auf die Bächlein all‘ Reclam S. 47.

auch du wohl, goldner schöner Abend!' In dem ,Sitze still, mein Schiffchen lenk ich' — wenn der Vers von Eichendorff stammt — ist das Poetische plötzlich zu innerer und äußerer Form zusammengeschossen. Aber ob die äußere durchgehends später ist? — Oder: die Brüder Eichendorff gehen ,durch Erinnerungen u. [Lafontaines] Clara du Plessis romantisch[1]) zum ersten male zum Wolfsbrunnen' bei Heidelberg. ,Mit wunderbaren Gefühlen giengen wir über die linken Berge durch Gärten, Sträucher u. enge Felsenpfade, mit der immerwährenden Aussicht auf das liebliche Neckarthal unter uns, u. die gegenüberstehenden flaunig belaubten Berge, bis sich endlich der Weg senkte u. uns das unbeschreiblich einsame Thal des Wolfsbrunnens in seine gantz eigene magische dunkle Stille aufnahm. Ein kleines uraltes steinernes Haus nebst einem ebenso alten gantz schwartzen Springbrunnen steht bedeutungsvoll am Eingange in dieses Feenthal, wo der gehörnte Siegfried auf der Jagd von einer Prinzessin erschoßen worden u. andere altdeutsche Märchen ruhen' (20. September 1807). Die Elemente eines Gedichtes sind da, es fehlt nur noch ihre Beziehung auf das Subjekt. Aber noch nichts Poetisches, noch nichts von Formung[2]). Dazu ist es, wie es scheint, überhaupt nicht gekommen. Ich glaube nur die Situation in einigen patriotischen Liedern anklingen zu hören (,Mahnung', Reclam 143, ,Zeichen' 148, auch ,An Fouqué' 3 S. 138). Da wäre dann ein Erlebnis des Verstandes (Kennenlernen der Siegfriedsage durch Görres) durch die hinzutretende ,Situation' (Wolfsbrunnen und Umgebung) ins Gemüt aufgelöst, das schon zuvor (durch Lektüre) besonders empfänglich geworden war; die äußere Form erst nach der inneren entstanden.

Dazu kommen noch Eichendorffs Selbstzeugnisse, z. B. in ,Dichterfrühling' Reclam S. 91 (charakteristisch darin das Loebensche ,Wachsen in die heitern Räume': vgl. Loebens Gedichte ed. Pissin Nr. 24, letzte Strophe), auch in ,Treue' Reclam S. 108.

Danach ist bei ihm allerdings die innere Form das Prius; aber zu bedauern bleibt, daß Nadler — abgesehen von jener Unterschätzung des Sprachlichen — die Sache nicht untersucht hat, denn die Art, wie er das als gegeben hingenommene Resultat der inneren Formung, absehend von der Art dieses Prozesses und dem Erlebnisse, das ihn hervorrief, im analytischen ersten Teile seines Buches als etwas Fertiges und Ganzes betrachtet, das ist im höchsten Grade anziehend und fördernd: ich gestehe, daß ich mir meine Waffen erst vom Verfasser habe schärfen lassen.

Die Analyse beginnt mit den ,Elementargefühlen': wie eignet sich Eichendorff die Außenwelt sinnlich an? Hauptsächlich durchs Gesicht;

[1]) Vgl. Tagebuch vom 10. Dezember 1806: ,Ich immer wachend, bald lachend, bald poetisch durch Erinnerungen'.

[2]) Den Neckar seitlich in der Tiefe mögen wir uns als Strom, der silbern oder tönend durch die Lande geht, eichendorffisch-lyrisch gehoben denken.

er sieht sie in Farben, aber seit 1808 mehr und mehr in den Gegensätzen und Nuancen von Licht und Dunkel und mit Einfühlung von Bewegungsempfindungen: ‚Herauf durch die Wälder spiegelt' die See' oder mit Mischung der Sinnesqualitäten: ‚bei kühlem Mondenblick'. Von der Farbe zum Licht, das ist zugleich die Richtung auf Vereinheitlichung des Naturbildes, die Eichendorffs Entwicklung deutlich erkennen läßt und die ihren Gipfelpunkt in seiner charakteristischen panoramamäßigen Anschauung hat. Daneben dient ein immer mehr differenzierendes Tonempfinden vor allem, seine Persönlichkeit, Leben und Bewegung in die Außenwelt einzufühlen, und es gelingt ‚ihm allmählich, den großen Zusammenklang der Naturstimmen einheitlich zu erfassen':

> Es blitzt von fern, die Heimchen Ständchen bringen,
> Und unter Blüten, die im Wind sich rühren,
> Die Mädchen plaudernd sitzen vor den Thüren;
> Da laß ich meine Flöte drein erklingen,
> Daß ringsum durch die laue Sommernacht
> In Fels und Brust der Wiederhall erwacht.
>
> (‚Terzett', Reclam S. 94.)

Es folgen nach dieser Grundlegung zwei Kapitel über die ‚Situation' (im allgemeinsten Sinne) und über das Verhältnis des Subjekts zu ihr (Art und Weise der Einfühlung); und zwei Kapitel ‚Stimmung und Situation' (die Situation als Darstellungsmittel der Stimmung, als Mittel sie anschaulich zu machen), ‚Stimmung und Handlung'.

Da hätte man ja nun manches Querbeispiel anzuführen, das nicht zu den großen chronologischen Gruppen passen will, die der Verfasser der Entwicklung der inneren Form entnimmt, besonders wenn einem das neuerschienene Tagebuch im Gedächtnis liegt oder wenn man den Einfluß anderer literarischer Planeten auf die Bahn des Eichendorffschen Sternes zu bemerken glaubt. Z. B. meine ich, daß Mischungen wie ‚klingend Blau' viel mehr literarisch als psychologisch zu erklären sind: es ist sozusagen literarisches Symbol, das Psychische daran nur angelernt. Aber natürlich kann ja diese Methode nur große Gruppen mit breiten Grenzen geben, und der Aufbau der Untersuchung, die ganze Darstellung mit ihren zahlreichen überzeugenden Analysen, das ist als Ganzes so zwingend, daß man lieber folgt, anstatt zu quisquilieren. Nur zu der Abgrenzung der ‚Rollenlyrik' sei auf Dohrn a. a. O. S. 91 ff. verwiesen: da zeigt sich, daß es um den Begriff ‚Rollenlyrik' recht schlecht steht. Selbst in dialogischen Gedichten wie ‚Die Nonne und der Ritter' (Reclam S. 317) beziehen wir die Worte nicht auf die sprechenden Personen, sondern auf eine übergeordnete Situation und Stimmung, zumal sie gar nicht Frage und Antwort sind, sondern nebeneinander gehen. Von den Hirten- und Jägergedichten zu schweigen, in denen die Rolle nur Maske ist (z. B. ‚Terzett', Reclam S. 93: siehe

oben die Worte des ‚Hirten‘, an dem nur noch die Flöte rollenhaft ist). Selbst die Lieder, die in Romane oder Dramen übernommen sind, dürfen wir darum nicht schlechthin ‚Rollenlyrik‘ nennen: sie werdens nur in beschränktem Maße, sie warens überhaupt nicht, und die ästhetische Apperzeption ist beidemal grundverschieden. Wie könnten sonst die Lieder in dem neuen Zusammenhange verständlich bleiben? Und wie könnten umgekehrt Lieder verständlich bleiben, die aus solchem Zusammenhange herausgenommen werden (Wilhelm Meister)?

Es bleibt als letztes Kapitel des ersten, analytischen Teils: ‚VII. Der lyrische Rhythmus‘, das bedeutendste Moment der Einheit des Kunstwerkes. ‚Rhythmus ist der wesentlichste Grundzug von Eichendorffs Kunst‘. Aber ‚Rhythmus‘ nicht in der gewöhnlichen Beschränkung auf sinnlich wahrnehmbare Vorgänge, sondern auch als Ablaufsweise psychischen Geschehens gefaßt oder, wie Nadler (S. 97) definiert: als ‚künstlerisch wertvoller Verlauf der lyrischen Handlung unter dem Einflusse der Stimmung‘. Eine glückliche und fruchtbare Erhöhung des Begriffes! So wird der lyrische Rhythmus in der Tat das bedeutendste Kunstmittel. Drei Typen unterscheidet Nadler bei Eichendorff. ‚Bis 1824 der häufigste ist Variation und Analyse des Stimmungsinhaltes. Die Stimmung ist am Eingange als beherrschender Akkord stark angeschlagen, und nun folgt ein leises Auf- und Abwiegen der einzelnen Elemente, der Vorstellungen, Gefühle, Gedanken im Banne dieses Akkordes. Alles weist immer wieder auf den Eingang zurück. Schluß und Anfang, die beiden natürlichen Höhepunkte, liegen auf gleicher Linie und kehren immer wieder zueinander zurück‘. Aber der Hauptton liegt auf dem Eingang, und so liegt der Vergleich mit trochäischem Versmaße nahe. Sozusagen iambisch ist dagegen der Rhythmus der Entfaltung: ein einziger Schwerpunkt, der Schluß, zu dem eine Reihe disparater Elemente, durch einen gemeinsamen Gefühlswert verknüpft, nicht variierend, sondern aufbauend, hinstreben. Im Schlusse kommen die Wellen des Rhythmus zur Ruhe. ‚Erst da ist der Inhalt der Stimmung als Ganzes beisammen‘. Und schließlich das Fortschreiten in gebrochener Linie: ‚Eingang und Schluß sind qualitativ verschieden, denn die Stimmung ändert sich innerhalb des Ganzen. Es werden Konflikte geknüpft und gelöst. Die natürlichen Höhepunkte — Eingang und Schluß — treten zurück gegenüber dem künstlichen Höhepunkte, der dort liegt, wo der Umschwung erfolgt, und ordnen sich ihm unter.‘ Da tritt also etwas Dramatisches herzu, und Nadler bemerkt sehr fein, daß das die Technik insbesondere der Erinnerungslyrik sein wird mit ihren Konflikten zwischen Erinnerung und Anschauung, Natur und Menschenseele. Jede dieser Typen ist durch eine Reihe von Gedichtanalysen belegt, die großenteils schlechthin überzeugend sind, und es zeigt sich, daß sie im ganzen je einer Altersstufe des Dichters entsprechen.

Von solchen rhythmischen Gesichtspunkten aus, meint nun Nadler, müsse auch Eichendorffs Versbau betrachtet werden, und er setzt nicht ohne Gestus die Brille des Weitsichtigen auf, vor der doch alsbald das feine Nahe verschwimmen und verschwinden muß, wenn man nun einmal kurzsichtiger Philologe ist. ‚Die deutsche nationale Verskunst war von den ältesten Zeiten an vom Gemüte bestimmt. Rhythmus war das Herrschende, eben wegen der engen Verbindung mit der Musik.‘ Dies letzte stimmt nicht, wie auch Nadler im Anschlusse an Sievers durch eine Anmerkung zugibt. Ebensowenig stimmt, daß erst die gelehrten Poeten der Renaissance den deutschen Vers holprig fanden, als er, von seiner Verbindung mit der Musik gelöst, *gelesen* wurde. Schon die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts erstrebte, auch für das gelesene Epos, den romanischen Jambentrab, dessen Nachfahren die silbenzählenden, mißbetonten Viertakter des 16. Jahrhunderts sind; Goethe erweckte nur die alte volkstümliche, freie Tradition desselben Verses zu neuem Leben. Gerade umgekehrt hat vielmehr die Musik im Minne- und Meistergesang zu stärkerer Bindung und Regelmäßigkeit der Silbenfolge geführt. Und wenn Nadler Tieck zitiert, wie er, vom Minnesang herkommend, schreibt: ‚Dem reimenden Dichter verschwindet das Maß der Längen und Kürzen gänzlich, er fügt nach seinem Bestreben, welches den Wohllaut im gleichförmigen Zusammenklang der Wörter sucht, die einzelnen Laute zusammen, unbekümmert um die Prosodie der Alten, er vermischt Längen und Kürzen um so lieber willkürlich, damit er sich um so mehr dem Ideal einer rein musikalischen Zusammensetzung annähere‘[1] —, so macht er damit die Verwirrung nur größer, denn Tieck spricht hier vom Aufgeben der Quantitierung, nicht der Silbenzählung und vertritt es gegen den Klassizismus.

In der Tat hat denn auch der Versbau der Minnesänger keinen Einfluß geübt, wir dürfen nicht von den ‚*beiden* historischen Voraussetzungen für die durchaus volkstümliche Verskunst der jüngeren Romantik‘ reden, und bei Eichendorff stehen die romanisch-tieckischen Reimbauten der Frühzeit in keinem Zusammenhange weder mit der Reimkunst der Minnesänger, noch mit ihrer Verskunst, noch mit seiner eigenen späteren Verskunst, sie sind eben romanisch. Seine schon 1808 erkämpfte rhythmische Freiheit beruht vielmehr allein auf der alten volkstümlichen Tradition, wie sie ihm durch das Wunderhorn, aber auch schon durch den Faust (siehe unten S. 194) nahe gebracht war: Eichendorff gehört zu den Starken, die uns den freien Vers gerettet haben.

Auf die Einzelheiten der Metrik, insbesondere die starke Entwicklung von größter Härte der Sprach- (und Reim-) Behandlung zu vollendeter

---

[1] Tieck wird diese Anschauung von A. W. Schlegel haben: siehe Vorlesungen z. B. I. 317.

Weichheit und Schmiegsamkeit geht Nadler also nicht ein, verweilt nur noch bei der Lautsymbolik und Sprachmusik einer kleinen Gruppe von Gedichten, in denen Eichendorff (seit 1849) zu Tieckscher Reimklangtechnik zurückkehrt.

Wir verzichten, wie schon angedeutet, mit Bedauern auf die Behandlung der ‚äußeren‘ Form: sie konnte erst die der ‚innern‘ ergänzen (im eigentlichsten Sinne) und hätte mancherlei kontrolliert und präzisiert, das die angewandte Methode im Ungewissen lassen mußte.

Es folgt nun als zweiter Teil der Arbeit die Einreihung der Eichendorffschen Lyrik in die Geschichte der deutschen Literatur, der historische Teil, um dessentwillen, wie Nadler sagt, der analytische erste da ist.

Für die Frühzeit (I.) läßt sich doch mehr aus dem Tagebuche herausholen als Nadler tut. Z. B. verrät sich da Sinn für das Landschaftliche schon vor 1803: ‚Um 4 Uhr hatten wir das noch schlummernde Breslau im Rüken, und wandelten, begrüßt von dem Gezwitscher der erwachenden Vögel, auf den noch bethauten Wiesen immer längst dem Ufer der Oder hin‘ (9. Juni 1802). Auch für den ‚Blick von oben‘ bietet nicht erst der 5. Oktober, sondern schon der 18. August das erste Beispiel: ‚Auch ich befand mich oben (auf dem Turme), von da ich mit Entzüken in die Fluren hinblikte, die ich morgen besuchen sollte, u. von denen die steigende Morgenröthe langsam den nächtlichen Schleyer hob.‘ Dieses Zeugnis zeigt auch zugleich schon das lyrische Empfinden (‚die ich morgen besuchen sollte‘), das Nadler bei dem nächsten noch vermißt; auch Einfühlung (‚die Morgenröthe hob‘). Und Verknüpfung der Sinnesqualitäten glaube ich fast zwei Jahre früher als Nadler zu finden: in dem Ausdruck ‚Stille Musik‘ (10. Oktober 1804), der doch wohl ein gefühltes, vielleicht durch Blicke kundgegebenes Einverständnis mit der ‚kleinen Morgenröthe‘ meint. Den Zeugnissen für lyrische Auffassung in der Frühzeit füge ich ferner bei: 28. Mai 1807. ‚Lange noch labten wir uns an dem schönen Anblike der Landskrone — doch bald verwandelte ihn die Nacht in einen großen kollossalischen dunkeln Flek, bis endlich die gantze Gegend vor unseren Augen in undurchdringliche Finsterniß entschwand‘ (25. April 1805). Ein ganzer Gedichtembryo ist: ‚Den schönen Abend mit Klein u. Thiel auf dem giebichensteiner Felsen zugebracht. Die Clarinette aus dem Thale in den Ruderschag des Kahnes unter uns‘ (5. Juli 1806). Dieselbe Situation ist dann häufig in Gedichten verwandt: Pissin S. 97 (‚Auf einer Burg‘, Strophe 4), S. 127 ff., Reclam S. 107, 173. (Hier ist der Gibichenstein ausdrücklich genannt.) Auch die königliche Schilderung von Linz und dem Donautal (10. Mai 1807) hat eine kleine Vorgängerin: Meißen und das Elbtal (28. April 1805).

Im Mai 1807 beginnt es dann aus den Tagebuchblättern gewaltig zu blühen, zu singen und zu klingen: es ist schon die volle Eichendorffsche

Symphonie und das Heidelberger Paradies hat sie erweckt. Man müßte fast das ganze Tagebuch ausschreiben, wenn man die Zeugnisse alle zusammenstellen wollte. Nadler gibt eine hinlängliche Auswahl, und ich füge nur eins hinzu (oben S. 178), weil es mir wieder ein ungeborenes Gedicht zu enthalten scheint.

So gewaltsam scheint mir dies Hervorbrechen des Lyrischen in den Heidelberger Tagebuchblättern, daß ich glaube, dort erst fand seine Begabung zu deutscher Landschaftskunst ihren kongenialen Nährboden, der nun üppig gedeihen ließ, was auch die schlesische Heimat noch nicht hatte zur Entfaltung bringen können. Die Harzreise, der Nadler großen Einfluß zuschreiben möchte, besonders für Eichendorffs charakteristischem Blick von der Höhe, ist meines Erachtens nicht entfernt so kräftig gewesen. Die Aufzeichnungen darüber verhalten sich zu den Heidelberger wie Aufsatz zu lyrischem Erguß, sie bilden den Schluß in der Reihe der Berichte, die mit dem ältesten über die Dresdener Reise von 1799 beginnen. Der Harz ist nach älterer literarischer Manier fast durchweg als ‚fürchterliches Gebirge‘ verzeichnet. Ich glaube, man darf es so nennen, obwohl er zweifellos damals wilder war als heute. ‚Mit Schauder blikten wir hinab in die heilige Einsamkeit des schwartzen berühmten Selkethals, dessen grause Stille nur durch das monotone Rauschen der Selke noch fürchterlicher gemacht wird.‘ Mußte nicht auch Eichendorff das Selketal als lieblich empfinden? ‚Grause Nacht des unendlichen Waldes‘, ‚furchtbare Wildniß‘, ‚schauerliches Hartzgebirge.‘ Abenteuer mit einer Wildschweinfamilie. Eine nächtliche einsame Schenke ‚voll wilder bärtiger Männer‘, wo sie also nicht zu übernachten wagen. Und dann, ad vocem ‚berühmter Roßtrapp‘ (113. 13) das ausdrückliche Zugeständnis literarischer Bearbeitung: ‚durch keine Um- und Beschreibeley mag ich dieses göttliche Naturschauspiel entweyhen, nur durch Andeutungen einzelner Züge will ich die Phantasie aufmuntern in Stunden der schönsten Erinnerung sich das große Bild neu u. lebend, allein würdig dem Original, wieder zu schaffen‘. Und es folgt eine schöne Schilderung, aus der ich hier nur die deutlichsten Beweise bewußt poetischer Gestaltung herausgreife: ‚Vorn starren uralte Häupter ewiger Felsen, indeß im Rüken die liebliche Jugend bunter unendlicher Thäler herauflacht.‘ ‚Über dem Abgrund schwebende Schmetterlinge wie flatternde Silberflocken, wie Sternchen in tiefer Nacht(!)‘. Und wenn es weiterhin heißt: ‚Durch wilde schauerliche Waldgegenden, welche ein ungeheuerer Windbruch noch fürchterlicher machte, näherten wir uns nun allmählig diesem altdeutschen Riesengreise‘, dem Brocken, so ist ja damit die literarische Überlieferung obendrein bezeugt. Nun leugne ich keineswegs, daß neben dem Fürchterlichen auch die liebliche, hingebende Behaglichkeit Eichendorffscher Naturanschauung durchbricht: ‚Neugestärkt durchwandelten wir im kühlen Hauche des heiteren Morgens die lieblichsten Thäler‘. ‚Hier sanken wir ermattet

nieder, u. rauchten unser Pfeifchen ins Thal hinab' usw. Aber sie ist doch eingeschränkt, und daß jenes Fürchterliche, so sehr es ihm Eindruck machte und seine Worte mit Kraft beflügelte, nicht eigentlich Eichendorffs Sache gewesen, zeigt seine weitere lyrische Entwicklung: sie hält im Landschaftlichen den Heidelberger Grundton fest: Höhen mit Laubwald, Ströme im Tal, reiche Fluren, Berge in der Ferne. Zur Bestätigung diene, daß auch das Meer, so ‚fürchterlichen' Eindruck es zuerst auf eben jener Reise machte — vielleicht noch gewaltiger als das ‚fürchterliche' Gebirge — in Eichendorffs Dichtung keine Stätte gefunden hat; was er aber über märkischen Wald dachte, siehe S. 259 f. des Tagebuches.

Auch das Waldhorn ist da echt, und ich möchte es nicht durch literarische Herleitung rauben lassen (Nadler verweist auf den Zerbino [Schriften 1828, X. 292]): der schlesische Edelmann kannte es von seinen häufigen Jagden: vgl. z. B. Tagebuch 163. 19, 164. 32, auch Pissin, Graf Loeben, S. 103 A. 4. Natürlich ist es dann stehendes Requisit geworden, wie die Ströme, die man aus der Tiefe rauschen hört, die symbolisch geworden sind für die Musik der Situation. Bezeichnend ist da das Nebeneinander in ‚Nachtgruß' (Reclam S. 60): ‚Die Ströme nur, im Thal geschlungen, Sie blicken manchmal silbern auf', aber in der letzten Strophe: ‚O Mädchen jenseits überm Fluß': der ‚Fluß' ist offenbar das Wirkliche neben dem Produkt des Stils. Ebenso wirklich unter zahllosen Gegenbeispielen heißt es Reclam S. 68: ‚Die Donau blitzt aus tiefem Grund'.

Auch weiterhin findet sich noch Fülle lyrischer Poesie im Tagebuche.

Übergangen ist in diesem Abschnitte ‚An einen Unedlen von Adel' aus der Konviktszeit (Castelle S. 10).

Das zweite Kapitel, ‚Eichendorff und die ältere Romantik' hat als Leitmotiv die Ausschaltung des Einflusses von Loeben, d. h. die Zurückführung alles dessen, was Eichendorff mit Novalis, Tieck, Loeben eingestandenermaßen gemeinsam hat, auf Novalis und Tieck. Das ist, wie die Dinge liegen, schon methodologisch eine blanke Unmöglichkeit.

Die zweifellosesten Zeugnisse für eine enge Freundschaft zwischen Loeben und Eichendorff besagen zugleich, daß der bessere Dichter doch der Empfangende, Verpflichtete zu sein glaubte. Was empfing er? Noch mehr: die Tagebücher ergeben — es ist keine ‚Konstruktion' Pissins (Nadler S. 135) —, daß man wohl von einem besonderen Kreis um Loeben (Strauß, Budde) sprechen kann. Was hielt denn diesen Kreis zusammen? Was entfachte seinen Enthusiasmus zu so unerhörter Glut? Hatte Loebens Dichtung, insbesondere damals der ‚Guido' gar keinen Anteil daran? Im Tagebuche steht unterm 9. Januar 1808: ‚Ich blieb zu Haus und las Manuskripte von Isidorus. Wunderbar zogen sie mich in ihre innerste Mitte, u. die göttlichen Flammen schlugen über mir zusammen'! Und Eichendorffs erstes Sonett an Loeben (Pissin Nr. 4)

ruft aus: ‚Mir fehlen Töne noch und Himmelsfrieden‘, daß ich ‚Wie ich sie himmlisch schau, die Schöne bilde‘, nämlich die Jungfrau Maria. ‚Dir ward Erfüllung frühe schon beschieden‘ — ‚Hast du den höchsten Wunsch mir nun genommen, Werd ich demuthsvoll wieder vor dich treten; Eins sein mit dir kann nur allein mir frommen‘.

Auch das besagt doch mehr als eine Gemeinsamkeit in jener religiösen Übersteigerung, die in Loebens Kreise bis zu blasphemischem Wahnsinn getrieben wurde, es bezeugt, daß Eichendorff von Loeben eine Förderung auch seiner religiösen Dichtung erhoffte. Dergleichen läßt sich nicht abtun mit dem Satze: ‚Seinen Marienkult brauchte sich doch der überzeugte Katholik Eichendorff nicht bei dem ‚Herrenhuter‘ Loeben zu holen.‘ (Nadler S. 158) oder noch bündiger mit dem Worte „Literaturfabel“ (Kosch, ‚Aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff‘, Köln 1906, S. 11; vgl. Euphorion 14, 310 ff.). In religiöser Verzückt- und Verrücktheit war eben Loeben jedem überlegen, und es ist nach diesen Zeugnissen gar nicht die Frage, ob ein solcher Einfluß vorhanden war, sondern nur, wie weit er reichte. Nicht weit, denn der Brief Eichendorffs an Loeben, den Meisner ‚Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff‘, Leipzig 1888, S. 61 ff., veröffentlicht, und der nach dem Herausgeber in den Juni 1809, also in eine Zeit gehört, wo die Wege der beiden Freunde schon leise auseinandergingen, dieser Brief spricht von einer ursprünglichen, natürlichen Art von Mariendichtung und fährt dann fort:

‚Fast möcht' ich sagen, daß meine ersten Gedichte jener schönen Unschuld, der Seele aller Poesie, nicht ermangeln. Jenes süße Bild der Maria, es war keine Tendenz, es war eine Blume, die aus Liebe, Frühling, Erinnerung und Hoffnung, kurz aus allem, was mir wert und teuer war auf Erden, dem Himmelslichte entgegensproßte. Diese meine erste Liebe und lebendige Religion des Lebens wurde aber gar bald gestört, indem ich, ebenfalls irregeleitet von der herrschenden Idee von Religion, einging in allerlei Bestrebungen, Absichten und die Armut der Entsagung.‘ (Vgl. Pissin Nr. 46, Str. 3, Nr. 61 und 71[a].) ‚Ich wagte nicht mehr, was ich empfand, liebte und dachte, unmittelbar und an und für sich zu geben, sondern bemühte mich, aller ursprünglichen Freiheit unwürdig, meine freien Eingebungen zu Trägern gewisser Ideen zu machen und nach diesen so lange zu verallgemeinern, bis sie mir selber und anderen unkenntlich wurden, und mein Wesen, einmal von dem eigentlichen Leben losgelöst, ohne allen Gehalt und fast sich selber ironisierend, nach allen vier Winden hin verduftete. Ich malte, wie, glaub' ich, Jean Paul sagt, mit Äther in Äther. Ich fühl' es nun, dieser einförmige Selbstmord der Poesie muß aufhören, oder ich höre auf zu sein, aber ich fühle es ohne Angst und Betrübnis, wie sonst jede Veränderung in mir, sondern mit jener farbenreichen Heiterkeit und lebens-

trunkenem Blick in die Zukunft, mit dem ich in meiner Rettung (Jugend?) in den farbigen Morgen hinaussprang.'

Gibt es vor 1809 noch eine andere Eichendorff wesensfremde Mariendichtung als die er sich in jenem Sonette erhofft, also eine Loebensche? Daß aber Loeben nicht genannt wird, ist charakteristisch für die unaufrichtige Aufrichtigkeit des Briefwechsels der beiden — ich entnehme sie den von Kosch a. a. O. veröffentlichten Briefen Loebens, vgl. auch ,An L.' (Pissin S. 66):

Vor mir liegen deine Zeilen
Sind nicht Worte, Schriften nicht,
Pfeile, die verwundend heilen,
Freundes-Augen, treu und schlicht —:

Eichendorff konnte sich solchen Luxus leisten: der andere würde die bitterste Spitze schon nachträglich krumm biegen.

Ich brauche nun nicht das Loebensche beim damaligen Eichendorff zu belegen, ich setze nur überall da, wo etwas Eichendorff mit Loeben und Novalis Gemeinsames auf Rechnung von Tieck und Novalis gebucht wird, das natürliche Fragezeichen und meine, daß die Wesensfremdheit Loebens für Eichendorff kein Grund war, nichts von ihm zu entlehnen: war ihm nicht auch Tiecks Sonetten- und Farbenspiel wesensfremd? Wiederholt sich nicht das gleiche bei vielen und großen jungen Dichtern?

Aber auf eine Dichtung sei doch hingewiesen, um die Beziehung der mitgeteilten Briefstelle zu erhärten, auf den Roman ,Marien Sehnsucht', der allerdings nur bis zu einem Entwurfe gediehen scheint (ed. Kosch a. a. O. S. 107 f.). Daß mit der Marie die himmlische gemeint ist, wird schon durch das Gedicht mit dem gleichen Titel ,Mariae Sehnsucht' (Pissin S. 55) nahegelegt. Daß ,freie Eingebungen zu Trägern gewisser Ideen' gemacht werden sollten, zeigt der Schluß des Entwurfes: ,Die Kunst läßt sich nicht abtrotzen oder als Vehikel eines großen Gemüts von selbst fordern' usw. Also ein allegorischer Roman, der das Wesen der Poesie aussprechen sollte, wie Loebens Guido, dessen erster Teil auch ,Sehnsucht' heißt. Wie auch der Offterdingen: aber das ist kein Grund, von vornherein Loeben auszuschalten, am wenigsten nach den angeführten Zeugnissen und zumal die letzte ,Moral': ,Liebe nur immer treu aus allen Kräften deines Lebens, der Himmel bleibt nicht immer verschlossen' deutlich mit der letzten Moral der Loebenschen ,Wasserlilie' (Kosch a. a. O. S. 106) zusammenklingt: ,Dem aber ist nichts unwiderbringlich verloren, der nur die Sehnsucht nicht verliert'. Im Gegenteil scheint Novalis von vorneherein dadurch ausgeschaltet, daß Loeben selbst seinem Guido ein Marienthema vindiziert: bei ihm wird ,Sophia (die Heldin) immer mystischer zur Idee der mater dolorosa und dann der regina coelestis sublimiert' (Loebens Worte nach Pissin S. 66). Auch die eingeschobene ,Geistererscheinung in einem Bergwerke' braucht nicht von

Novalis angeregt zu sein: Pissin nennt a. a. O. S. 142 eine ‚Romanze vom Bergbau‘ mit katholisierender Tendenz aus Loebens ‚Reisebuch‘, ‚welche schildert, wie ein Mönch dem einsam-fleißigen Bergmann vor Ort die Verehrung der Mutter Gottes predigt‘: also Mariendichtung + Bergbau wie bei Eichendorff.

Schon dadurch wäre dieser Romanentwurf mit 1808 datiert. Das bestätigt sich durch allerlei Anklänge an Tagebuch und Dichtung der Heidelberger Zeit.

Der Anfang ‚Wunderbarer Garten mit Alleen und Wasserkünsten‘ gemahnt sogleich an den Schwetzinger Park. Die Brüder Eichendorff machten am 28. Juli 1807 einen Ausflug dahin. Einen Teil der Schilderung davon habe ich schon oben ausgehoben und darauf hingewiesen, daß sich Ansätze poetischer Verarbeitung zeigen. Es folgen aber weiterhin noch deutliche Bezüge auf unseren Romanentwurf.

Tagebuch, Kosch 209. 21.

Da wir heute nicht förmlich zu Mittag essen wollten, so begaben wir uns um 12 Uhr hinten aus dem Garten in das Wäldchen nach Speyer zu. Hier zogen wir uns, so viel als möglich, aus, strekten uns in den Schatten, Wilhelm schlief ein, ich rauchte. Große Hitze, bange ebne Gegend, (die blauen Voghesen) mittägliche Ruhe und Einsamkeit; viele u. schöne Schmetterlinge, Erinnerungen an Lubowitz. Nachdem wir nun so zwischen Traum u. Wachen bivouaquirt hatten, begaben wir uns — — — u. traten nun bey Sonnenuntergang endlich wieder unseren Rückweg an.

Romanentwurf, Kosch S. 107 f.

Er legt sich ermattet am Bergeshange nieder, vor sich blaue Berge, heißer Mittag. Schillerndes Weben des Sonnenreichs um die blaue Ferne. Bienen sumsen. Langsame Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Schlummer. Rauschen des Waldes. Über ihm wanken die Blumen hin und her, als wollten sie ein buntes Netz über ihn weben. Das schimmernde Thal löst sich, vor seinen geschlossenen Augen noch immer stehend auf. [Es folgt ein Traum.] Unterdes Abendrot angeglommen und kühle geworden.

Auf der Schwetzinger Chaussee ergeht sich Josef in diesem Monat regelmäßig am Abend, wie es in einer ebenfalls mehrfach anklingenden Übersicht unterm 29. Juli 1807 heißt: ‚Nach Görres Stunde wieder Guitarre. Darauf Spaziergang allein vor das Mannheimer Thor auf der Schwetzinger Chaussee. Alles ein paradiesischer Garten . . . Untergehende Sonne, die die gantze große Ebene u. die fernen blauen Voghesen in Einen himmlisch glühenden Duft auflöst.‘ Ähnliches unterm 16. August 1807. Daß aber insbesondere jener Ausflug vom 28. Juli in der Tat poetische Formung angeregt hat, bezeuge außer dem Romanentwurf und jenem ‚wo die stillen Bächlein gehen‘ (siehe oben S. 177) das Gedicht ‚Mittagsruh‘:

Über Bergen, Fluß und Thalen,
Stiller Lust und tiefen Qualen
Webet heimlich, schillert, Strahlen!
Sinnend ruht des Tags Gewühle
In der dunkelblauen Schwüle.

Die Wortanklänge an den Romanentwurf sind nicht zufällig, dazu ist die Wiedergabe der Stimmung zu individuell. Aber wann ist dieses Gedicht entstanden? Pissin stellt es unter die Rubrik 1811 (so auch Nadler), aber in den Anmerkungen schreibt er ‚Entstehungszeit ungefähr 1812'. Warum? Jedenfalls muß es nicht jünger sein als der Romanentwurf, denn wir lesen da auch (nach den Worten ‚noch immer stehend, auf' siehe oben): ‚Hierher der kurze Traum von den auf und nieder tauchenden Gestalten (das in meiner Brieftasche)': Es ist also Übernahme eines schon vorhandenen Gedichtes geplant.

Das ‚Netz' der Blumen erinnert alsbald an ‚Zaubernetz' Pissin Nr. 41, besonders die letzte Strophe:

> Aber um uns Dreie alle
> Wird der Lenz in grünen Walden
> Wohl ein Zaubernetze schlagen,
> Dem noch keiner je entkame.

Das Netz ist ein Lieblingsbild Loebens, vgl. Gedichte 1810 S. 437, Pissin Nr. 82 und besonders Nr. 17:

> Auf der Flucht die Landschaft grüßen,
> Die uns tausend Küsse schickt,
> Und mit farb'gem Netz umstrickt.

Eine wohlbekannte Stimme scheint ihn bei seinem Namen zu rufen:

> Und aus dem stillen wundervollen Duft (s. o.!)
> Eine wohlbekannte Stimme hinüberruft.

So Pissin Nr. 61, ‚An den heiligen Joseph', ein Gedicht also, das, wie schon der Schluß ausweist, zum Kreise der Mariendichtung gehört und dasselbe Heimverlangen ausspricht, wie Marien Sehnsucht (71[a]); vgl. auch die zitierte Strophe aus Nr. 46. Welches Gedicht ‚in meiner Brieftasche' meint, weiß ich nicht zu sagen; schwerlich ‚In Buddes Stammbuch' (Pissin Nr. 9):

> Zwey Kindlein ruhn im Glanze, eng umschloßen,
> Und goldne Vöglein in den grünen Zweigen,
> Und Engel singend auf und nieder steigen.

Vgl. ‚Najaden tauchen singend auf und nieder' (Reclam S. 222, von 1818).

Aber wir haben wohl noch andere Anhaltepunkte zur Datierung des Romanentwurfes. Zwar was gleich auf den ersten Satz (siehe oben) folgt, ergibt bei Eichendorffs volksliedhafter Motivarmut nichts dergleichen: ‚Fräulein mit jungen Rittern, Abschied bei seltsamem Mondschein. — Anfang vielleicht die unendliche Frühlingssehnsucht, wie unten die weiten Wälder und Ströme und der blaue Himmel und lange Straßen, auf denen Ritter blitzend ziehen (Versstilisierung, vgl. Pissin Nr. 31

B. 49 f. von 1808, Nr. 72 von 1809, Tagebuch unterm 15. Mai 1807 S. 195. 1) und Kaufleute (ein dem Verse nachklappender Zusatz; Kaufleute fehlen in der Jugendlyrik). Zurückkehr in die Stadt, als wäre alles hinausgezogen, so leer'. Aber dann folgt ein Abschnitt, der Eichendorff in seiner jugendlichsten Abhängigkeit zeigt: ,Traum: Entweder weite Hügel und Wälder, duftig zerschmelzende Abendröte (vgl. den mitgeteilten Tagebucheintrag vom 29. Juli 1807) oder dunkle Gegend, darüber grüne, rote und blaue Funkelscheine schießend und zitternd. Wenn diese die Blumen berühren, klingen sie vor Sehnsucht und schwimmen als Sterne mit, fallen wieder auf die Erde und werden wieder zu Blumen, die schnell in den Lichtstrom wieder aufwachsen, von der Sehnsucht des ,Kusses' gezogen und wieder zu Sternen werden, und so ist er von den Scheinen erleuchet.' Jenes Klingen der Blumensterne vor Sehnsucht weist meines Erachtens ganz eindeutig auf ,Jugendandacht' Nr. 4 von 1808 Pissin S. 11):

> Die Sterne gingen ewig auf und nieder,
> Die selbst vor großer Sehnsucht golden klangen;

und dies Gedicht ist „An Maria" gerichtet! Die Vermischung von Blumen und Sternen findet sich in der Gedichtgruppe Pissin 65—71: ,Eine glüh'nde Blume Zart aus Duft und Klang gewoben'. ,Mit mir scheint ihr aufgewachsen, Eine hold verträumte Blume, Vor der Tage Strahl erblaßend, — In der Dunkelheit der Nächte Mildes Glänzen gern entfaltend, Felsen, Bäumen, Blumen, Sternen, Wie ich liebe, süß zu sagen.' ,Schöne Blume, die du mit den Goldnen Sternen liebst zu wachen.' ,Ist auch die Erde wohl ein duft'ger Himmel, Wo aufgegangen hold der Blumen Stern.' Dazu ,Auferstehung' (Reclam 259): ,Und was hier versunken, Als Blumen zum Spiel, Siehst oben du funkeln Als Sterne nun kühl.' Besonders nahe aber scheint mir zu stehen Nr. 5:

> Da sah sie neuen Glanz die Blumen sprühen —
> — In Flammen alle Farben jauchzend schwingen.

Noch charakteristischer ist es, daß diese Vorstellungen in einigen Gedichten desselben Jahres 1808 mit anderen verknüpft sind, die in dem Romanentwurf unmittelbar folgen. Es heißt da: ,Wie alte Freunde und Bekannte ziehen auf langen Straßen hinunter. Ich frage sie wohin? Doch sie wenden sich nicht. Die Ströme lösen sich in der Ferne zum Gesang auf. Und aus der Ferne ruft es immerfort, wie eine Geliebte. Keine Worte in dem Rufen zu unterscheiden.' Damit wären zu vergleichen Pissin Nr. 34:

> Ein Wunderland ist oben aufgeschlagen,
> Wo goldne Ströme gehn und dunkel schallen,
> Und durch das Rauschen tief Gesänge schallen,
> Die möchten gern ein hohes Wort uns sagen,

— — — — — — — — — — —
Wen einmal so berührt die heil'gen Lieder,
Sein Leben taucht in die Musik der Sterne.
Ein ewig Ziehn in Wunder volle Ferne!

Und dies Sonett ist für das Stammbuch Straußens, Loebens Genossen, bestimmt!

Noch näher anklingend ist ‚Sehnsucht,' Pissin Nr. 29.

Goldne Träume, Sternenlust
Wollten ewig ihn nicht lassen
— — — — — — —
Nach der Ferne sanft zu ziehen,
Wo so himmlisch Rufen sang
— — — — — — —
Doch durch dieses Rauschen wieder
Hört er heimlich Stimmen ziehen,
Wie ein Fall verlorner Lieder — —.

Fast der ganze Inhalt aber unserer Romansituation ist wiedergegeben in Pissin Nr. 30:

Ewig's Träumen von den Fernen!
Endlich ist das Herz erwacht
Unter Blumen, Klang und Sternen
In der dunkelgrünen Nacht.
Schlummernd unter blauen Wellen
Ruht der Knabe unbewußt,
Engel ziehen durch die Brust;
Oben hört er in den Wellen
Ein unendlich Wort zerrinnen — —
Aus der Grüne, aus dem Schein
Ruft es lockend: Ewig Dein!
Aus der Minne Zaubereien
Muß er sehnen sich nach Fernen — —.

Ich glaube, das genügt, diesen Romanentwurf in die Gedanken von 1808 einzureihen. Gewiß ist dieses Farben- + Blumen- + Sternenfeuerwerk nicht Eichendorffisch, aber es wäre wiederum voreilig, es Tieck zuzuschreiben, denn auch Loeben dichtet damals in der ‚Weihe der Poesie' (nächstverwandtes Thema!):

Ihre schlanken Leuchten gießen
Grünlich Feuer durch die Nacht;
Blüthen zwischen ihnen sprießen
Schimmernd auf, wie aus Smaragd.

Und eines der angeführten Gedichte (Nr. 11) ist so von Loeben gutgeheißen; es kam durch seine Vermittlung in Asts ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst'. Auch daß in dem kurzen Romanstückchen nicht weniger als dreimal ein Traum als Vehikel der Handlung dient, mag Einfluß Loebens und des Guido sein (Pissin, Loeben S. 133 A. 4).

Wir brauchen also für die Datierung auch die Beziehung zur ‚Zauberin im Walde' (1808, Pissin Nr. 63) nicht mehr, die in diesen Worten des Romanentwurfes liegt: ‚Im Walde unten singt ein Vogel, den er noch nie gehört, sonderbare Weise. Er folgt ihm in den dunkeln Wald.'

Nun könnte ja Nadler einwenden: das eben ist das Bezeichnende, daß Eichendorff ‚Marien Sehnsucht' nicht weiter bearbeitet hat! Aber es finden sich doch genug Anklänge an Loebensche Wendungen bei ihm. Nadler führt ehrlicherweise zwei solche Parallelstellen an (S. 156), verliert aber kein Wort weiter darüber. Einiges andere verzeichnet Pissin in seiner Biographie S. 153 ff., eine zweifellose Parallele aus dem Gedicht ‚An den heiligen Joseph' (Nr. 61), das zugleich an den Romanentwurf anklang (siehe oben S. 188). Und noch eine zweite, wiederum aus einer Mariendichtung ‚Frühlingsandacht' (Nr. 55). Vgl. ferner:

Gegenüber (der Maria) kannst du sitzen
In des Krantzes funkelnd Blitzen

(Eichendorff bei Pissin Nr. 62) und

Des Kirchleins blizzende Juwelen
Erleuchten Geist und Angesicht

(Loeben bei Pissin Nr. 23.)

Nach dem voraus Bemerkten sind doch solche Zusammenhänge wohl nicht zufällig. Auch die ‚Schäferflöte' und die ‚überschwänglichen Lieder' von Nr. 71 möchte ich für Loebensch halten, der Titel ‚Mandolinenlied' (Nr. 54) erinnert an ‚Guitarrenlied' (Nr. 16). Weiteres und Allgemeineres bei Pissin, Graf Loeben, a. a. O., Pissin, Eichendorffs Jugendgedichte, Anm. zu Nr. 46, auch oben S. 186 und 190.

Daß Eichendorff mindestens eine handwerksmäßige Förderung erfuhr, gesteht auch Nadler zu, und damit scheint aufgegeben, was S. 158 steht: ‚Auch die saloppe Handhabung des Sonettes braucht Eichendorff nicht bei Loeben gelernt zu haben.' Nein, die bessere hat er bei ihm gelernt. Ich habe, um mir selbst Gewißheit zu verschaffen, die Gedichte, die Eichendorff durch Loebens Vermittlung an Asts ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst' sandte, mit anderen desselben Jahres verglichen: in der Tat zeigen sich auffällige technische Unterschiede, und da muß eben Loeben der Anreger sein. Von dem Zyklus ‚Jugendandacht' z. B. (Pissin 17—26) sind zwei (Pissin 19 und 20) bei Ast veröffentlicht. Sie zeigen keinen der für den jungen Eichendorff so charakteristischen Mißakzente, unreinen und (besonders im Sonette) rührenden Reime. In den acht übrigen zähle ich mindestens zehn grobe Verletzungen des Wortakzents — vom Satzakzent sehe ich ganz ab — vier rührende und drei unreine Reime (wobei i : ü, ei : eu u. dgl. nicht gerechnet sind), dazu in der Kanzone (Nr. 17) zwei Verse, die sich überhaupt nicht skandieren lassen. Gewiß ist Pissins Ausgabe für solche Messungen unzulänglich; sie beruht teils auf Eichendorffs

eigenen Aufzeichnungen, teils auf Loebens Abschriften, und beide mögen sich von Stück zu Stück verschieden verhalten, ohne daß wir davon hören. (Vgl. auch Uhlendorff, Euphorion 15, 268.) Daß sich aber Verbesserungen Loebens gerade in dieser technischen Richtung bewegen, zeigen die Lesarten bei Pissin doch. Danach hätte er die Romanze Nr. 63 sogar zweimal durchkorrigiert, ehe sie an Ast abging. Ob er dabei immer im Technischen geblieben ist? Schwerlich. Zwar die Besserung 15. 4

Wie sie in den Blumentagen
Über mir mit rotem Munde,
Daß die Locken mich umwunden,
Mich verführt aus Hertzensgrunde, Mich berührt im Hertzensgrunde
Wollt es immer, konnt's nie sagen —

diese Besserung hat Eichendorff nicht übernommen, denn sie verbindet zwar Vers 3 und 4 zu einem durchgeführten Bilde, aber sie zerstört den Zusammenhang von Vers 1 und 4 und damit den Sinn des Ganzen. Aber in Nr. 56 sind ganze (unanschauliche)[1]) Verse Loebens übergegangen. Und so werden wir doch auch von hier aus über das Technische hinausgeführt: Loeben gehört zum jungen Eichendorff, auch wenn er ihm wesensfremd ist und früh abgestoßen wurde. Und überdies ist doch auch die rein technische Schule nicht verloren gewesen!

Nadler ist in Sachen Loeben voreingenommen.

Ich muß, nachdem ich schon so viel Platz verbraucht habe, darauf verzichten, auch nur zu skizzieren, wie Nadler seinen Helden weiterbegleitet; der Einfluß des Wunderhorns[2]) zumal auch auf das Verstechnische, die Zeit des Verstummens nach den Freiheitskriegen, das Neuerwachen unabhängig neben Heine[3]), Müller u. a., die Höhe, die Nadler zwischen 1826 (Anhang zum Taugenichts) und 1837 (Erste Gedichtsammlung) verlegt, mit dem beherrschenden Hervortreten der Natursymbolik nach dem Vorbilde der Schwaben, insbesondere Uhlands. ‚In der Ausgestaltung der Situation und dadurch, daß er die ganze Naturbeseelung von der Willkür frei machte und einzig auf das sinnliche Aufnehmen, auf die Einfühlung gründete, leitete er mit seinem Realismus die neue Zeit ein und rettete (im Gegensatz zur herrschenden Literatur) in dieser

[1]) Das Bild von dem Gefieder hat der Reim hervorgequetscht, das ‚Netz' ganz Loebenisch (siehe oben).

[2]) Vgl. auch Modern Philology VI. 4 Eichendorff and the Volkslied.

[3]) Unter Eichendorffs Behandlungen des Loreleistoffes — ‚zum Überfluß hat auch Loeben den Stoff behandelt' (!) Nadler S. 192 — war auch ‚die verlorene Braut' (Reclam S. 334) zu nennen, die in Nr. 4 ganz auf Heines Text (1824) beruht:

Rings waren schon verdunkelt
Die Täler und der Rhein,
In ihrem Brautschmuck funkelt
Nur noch der Abendschein.

neuen Form die romantische Lyrik in die neue Zeit hinüber. Insofern muß man ihn neben Heine den ersten modernen Lyriker nennen.'

‚Goethes Lyrik war für die Entwicklung von Eichendorffs Liedertechnik ohne bedeutenden Einfluß' (S. 214). Aber wir wollen darum nicht, wie es Mode geworden ist — auch Nadler neigt sehr dazu — die simpeln Entlehnungen und Anklänge verachten: sie beweisen immer, daß Gedichte oder Gedichtfragmente so sehr einverleibt sind, daß sie als Eignes reproduziert werden, und die Greifbarkeit solcher Übereinstimmungen ist am allerwenigsten ein Grund, sie vor den minder greifbaren der ‚inneren Form' zurückzusetzen, deren Aufdeckung zuweilen recht problematisch ist. Ich wage also, einige jugendliche Entlehnungen aus Goethes Gedichten den von Nadler aufgezählten beizufügen.

‚Die deutsche Jungfrau', ursprünglich für ‚Herrmann und Thusnelda' bestimmt, hat in ältester Fassung als 4. und 5. Strophe (Castelle S. 25):

	Goethes Erlkönig:
Jungfräulein! komm in die Arme mein,	Du liebes Kind, komm, geh mit mir! —
So will ich selbst dein Gefangner seyn,	
Die Haare will ich dir flechten schön	Meine Töchter sollen dich warten schön —
In prächt'gen Kleidern sollst du gehn.	Meine Mutter hat manch gülden Gewand —
Verwund't hat mich deine hohe Gestalt,	Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt —
Ich kann nicht mehr aus diesem Wald,	
Liebchen, ich trag dich durch Flammen und Wind,	Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? —
Viel heißer die eignen Flammen sind.	

Auch die Anklänge in Reim, Rhythmus, Vers- und Strophenform sind deutlich. Eichendorff selbst hat das empfunden und ändert in ‚Ahnung und Gegenwart' Str. 4. 2—3:

Selbst deines Siegers Herrin sein.
Will bau'n dir einen Palast schön.
5. 1—4: Es thun dein' Augen mir Gewalt,
Kann nicht mehr fort aus diesem Wald,
Aus wilder Flammen Spiel und Graus,
Trag ich mir meine Braut nach Haus.

In dem ganz Tieckisch anmutenden Gedichte ‚Wenn die Klänge nahn und fliehen' (Pissin Nr. 29) mahnt der Vers ‚Aus dem Labyrinth der Brust' sofort an Goethe. Lesen wir dann in ‚Sehnsucht' (Pissin Nr. 47)

Seelig, wer zur Kunst erlesen,
Ruhig in getreuer Lust,
Hoher Dinge seltsam Weesen,
Selber froh erschreckt, mag lesen
In der Wundervollen Brust!

und in Mittagsruh (Pissin 131)

Und die ewigen Gefühle,
Was dir selber unbewußt,
Treten heimlich groß und leise
Aus der Wirrung fester Gleise,
Aus der unbewachten Brust,

und in ‚Der Abend‘ (Reclam S. 58):

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

so sehen wir dreifach bestätigt, daß ihm Goethes Lied An den Mond nicht nur einmal an Klang, sondern auch nach Gedanken, Rhythmus und Satzaufbau im Ohre lag. In ‚Mittagsruhe‘ ist auch die Stimmung festgehalten.

Pissin fühlt sich durch die Reime Gewühle: fühle in ‚Mittagsruh‘ vielmehr an Goethes ‚Nachtgesang‘ erinnert. Ich zweifle, ob mit Recht. Nur möchten etwa die vielen Reime auf -üle, die die Parodie (Pissin Nr. 88) desselben Gedichtes erfordert hatte, haften geblieben sein. Auch das ‚Sag, was willst du denn noch mehr?‘ (Pissin 62) wird ebendaher stammen.

Es hat's kein Hund so schlecht (Reclam S. 124),
Möcht — — Sterben gerne so in Küssen (Pissin Nr. 62),
Bad', Menschlein, dich im Morgenrot (Pissin 86),
Kennend weiter kein Verlangen
Als den Durst nur nach Verlangen (Pissin 70),
Mir will ew'ger Durst nur frommen
Nach dem Durste (Pissin 52)

klingen nach Faust, und so hätte sich Goethe selbst getroffen, als er Nr. 52 in den Anmerkungen zum Divan herabsetzte. (Die Stelle ist S. 216 von Nadler erst ins rechte Licht gesetzt.)

Ich füge noch ein paar Wendungen hinzu, die mir Goethisch klingen. Der Arrac ‚sprach sich reiner aus‘ Tagebuch 87. 34 (März 1805); vgl. Prof. ‚Schmalzens reine Unwissenheit,‘ Thibauts ‚Reine Klugheit‘ Tagebuch 214. 15 und 18 (27. September 1807). ‚Umfangen fühl' ich innigst mich erwarmen‘ (Pissin Nr. 20); vgl. ‚Ich fühlt' innigst oft‘ (Pissin Nr. 50): diese äußerliche Steigerung am Adjektiv ist nicht Eichendorffisch. ‚Doch unten treibt die Menge dumpf vorüber‘ (Pissin Nr. 48). ‚Schalkhafte Augen reizend aufgeschlagen‘ (Pissin Nr. 92).

Eine Fülle der Belehrung, ästhetisch und historisch, sorgfältige Chronologie und sorgfältige Benutzung der zeitgenössischen Literatur (außer Eichendorffs Tagebuch, das aber der Verfasser laut Vorrede nur erst in den Fahnen benutzen konnte), eine Schule des Blickes für die ‚innere Form‘!

Ich wünschte, es würde einmal eine gleiche Arbeit an einen mittelalterlichen Dichter gewandt, etwa an Walther von der Vogelweide: das müßte eine Belebung der literarhistorischen Betrachtung bedeuten, die seit Lachmanns Tagen mehr oder weniger auf den Mikrometerschrauben der ‚äußern Form' ruht. Sie hat allerdings damit schon die notwendige Ergänzung vorweg, die nun für Eichendorff noch aussteht.

Charlottenburg. Georg Baesecke.

Bleyer J., Gottsched in Ungarn. Literarhistorische Studie. Budapest 1909, im Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Selbstanzeige.

Inhalt. I. Einleitung. Die Abhandlung ist der erste Teil einer geplanten Studien-Serie, in welcher der Einfluß der deutschen Literatur auf die ungarische systematisch untersucht werden soll. Es kommen dabei vorzüglich die letzten Jahrzehnte des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts in Betracht. In dieser Epoche nahm das ungarische Geistesleben einen großartigen Aufschwung; auch entwickelte sich zum ersten Male ein organisches und vielseitiges literarisches Leben. Die Einwirkung der deutschen Kultur war nie so allgemein und tiefgehend wie in diesen Jahrzehnten; sie wurde nicht mehr allein durch die protestantischen Universitäten Deutschlands, sondern auch, und zwar in überwiegendem Maße, durch den politischen und gesellschaftlichen Mittelpunkt der angestrebten „Gesamtmonarchie", durch Wien, vermittelt. Auch erstreckte sie sich nicht bloß auf die ungarische Literatur, sondern weckte und stärkte auch bei den verschiedenen Nationalitäten literarische Bestrebungen; die deutschsprachigen sollen in den geplanten Studien besonders berücksichtigt werden. Der erste deutsche Schriftsteller mit „geläutertem Geschmack" und „gereinigter Sprache", dem in Österreich Eingang gestattet wurde und der in Ungarn Ansehen genoß, war Gottsched. Eben deshalb eröffne ich mit ihm und seiner Schule die geplanten Studien.

II. Die Bedeutung Gottscheds; sein Einfluß in Österreich. Gottsched als Anhänger der Wolffschen Philosophie; als Haupt der „Deutschen Gesellschaft in Leipzig"; als Gesetzgeber der deutschen Literatur; als Reformator des Dramas und der Bühne; als überwundene Größe; als deutscher Grammatiker. — Gottscheds Einfluß auf das Geistesleben in Österreich; auf das Interesse an der Philosophie; auf die literarischen Gesellschaften; auf den Journalismus; auf Drama und Theater; auf die Klosterbühne; auf die Schriftsprache; auf die grammatische Literatur und den deutschen Sprachunterricht.

III. Gottsched und die dramatische Literatur in Ungarn. Sein Einfluß auf die deutschsprachigen literarischen Versuche; auf die Philosophie; auf die Poesie; auf den Begründer der neueren ungarischen Literatur G. von Bessenyei, der als ungarischer Leibgardist in Wien lebte; auf dessen „Ágis"-Tragödie; Einwirkung der „Schaubühne" auf das Schuldrama (ein lateinisches Jesuiten-Drama „Aurelius" nach Quistorps „Aurelius"; des Piaristen St. Pállya lateinisches Drama „Darius" nach Pitschels „Darius"; desselben ungarisches Lustspiel „Pazarlay és Szükmarkosy" nach Destouches' „Verschwender" und der Frau Gottsched „Hausfranzösin"; desselben ungarisches Lustspiel „Ravaszy és Szerencsés" nach Holbergs „Bramarbas"; des Piaristen A. Dugonics ungarisches Lustspiel „Tarházi" nach Holbergs erwähntem Stücke; des katholischen cand. theol. G. Fejér ungarisches Lustspiel „A tisztségre Vágyódók" nach Holbergs angeführtem Lustspiel); Gottsched als Dichter und Ästhetiker im Urteile der ungarischen Schriftsteller der Aufschwungs-Periode.

IV. Gottsched und die grammatische Literatur in Ungarn. Sein Einfluß auf die Sprache der deutsch-ungarischen Schriftsteller; auf den Unterricht der deutschen Sprache im Zusammenhang mit der Schulreform und der zentralistischen Politik Maria Theresias (Bearbeitungen und Nachahmungen von Gottscheds Grammatik: in lateinischer Sprache von zwei Ungenannten; in derselben Sprache von G. Nagy de Naghajta; in ungarischer und lateinischer Sprache von ungenannten Verfassern auf Grund der unter Gottschedschem Einfluß entstandenen deutschen Grammatik, die in Felbigers österreichischer Normal-Schulbüchersammlung erschienen ist; in ungarischer Sprache von J. Aug. Kratzer; in lateinischer Sprache von Ephr. Osterlamm; in ungarischer Sprache von St. Márton; in derselben Sprache von J. Márton; in derselben Sprache von D. Nits; Übergang zu Adelung); auf die Grammatik der ungarischen Sprache; auf den Streit der Orthologen und Neologen.

V. Briefe[1]) von Ungarn an Gottsched: 1. acht Briefe (1729—1751) von dem Siebenbürger Sachsen M. Z. Wanckhel von Seeberg, der in Leipzig studiert hatte und ein Mitglied der „Deutschen Gesellschaft war[2]); 2. ein Brief (1732) von dem Siebenbürger Sachsen G. Soterius, der ebenfalls die Leipziger Universität besucht und dem Gottschedschen Kreise angehört hatte[2]); 3. zwei Briefe (1742—1743) von dem Pozsonyer (Preßburger) Schulrektor Fr. W. Beer, der sich im Auftrage des ungarischen Magnaten Chr. von Festetics an Gottsched wendete, um über dessen in Leipzig studierenden Sohn, Paul, Nachricht zu erhalten; 4. ein Brief (1743) von dem erwähnten Paul von Festetics, als er nach Ungarn zurückgekehrt war; 5. fünf Briefe (1745—1752) von dem Grafen Nic. Esterházy, dessen Schwager, Fürst Lubomirsky, unter der Aufsicht Gottscheds in Leipzig studierte und der ein aufrichtiger Gönner Gottscheds und eifriger Förderer seiner Pläne in Wien war; 6. zwei Briefe (1750) von dem Oberhofmeister Grafen K. J. Batthyány, der die Erziehung des Kronprinzen Joseph leitete und die Rolle eines wohlwollenden Vermittlers zwischen dem kaiserlichen Hofe und Gottsched spielte; 7. ein Brief (1750) von dem gelehrten Piaristen A. Bajtay, der Gottsched um eine freundliche Beurteilung seiner Werke bat; 8. ein Brief in Versen (1747) von dem Soproner (Ödenburger) Advokaten G. F. von Pamer, der den bewunderten Professor und seine Gattin um ein Albumblatt anging und die Begeisterung schilderte, die Gottscheds literarische Wirksamkeit bei ihm und seinem Freundeskreise erweckte. — Anhang[3]). I. Das Programm des Schuldramas „Aurelius". II. Parallele Probe aus Pállyas „Darius" und dessen Quelle. III. Parallele Probe aus Fejérs „Tisztségre Vágyódók" und dessen Quelle. IV. 1. Sechs Gedichte Wanckhels von Seeberg aus verschiedenen Publikationen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. 2. Ein Brief Wanckhels von Seeberg an einen aus Leipzig scheidenden Freund aus der „Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft in Leipzig" (1727). V. Ein ungarischer und ein lateinischer Brief (1743), die anerkennende Äußerungen über die Bildung des aus Leipzig heimgekehrten Paul von Festetics enthalten. VI. G. F. von Pamers „Heldenlob der Monarchin Maria Theresia" aus den „Monatlichen Auszügen alter und neuer gelehrten Sachen" (III. Bd., 1. St., Olmütz 1748).

---

[1]) In der Originalsprache, also mit Ausnahme des lateinischen Schreibens von Bajtay, in deutscher Sprache mitgeteilt.

[2]) [Vgl. unten S. 233.]

[3]) Ebenfalls in der Originalsprache.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.

Philologische und literarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.**

28. Jahrgang 1906. [Ausgegeben:] 1908. I. Teil. A. Allgemeines: I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. — II. Hartmann F. und G. Boetticher, Allgemeine Sprachwissenschaft und allgemeine vergleichende Literaturgeschichte. — B. Sprache und Literatur. V. Feist S., F. Saran und G. Boetticher, Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. — VIII. Feist S., Neuhochdeutsche Sprache. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch. — XIII. Bremer O., Friesisch.

II. Teil. XVI. Bolte J., Volksdichtung. — C. Hilfswissenschaften. XIX. Petsch R., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Hoffmann-Krayer E., Volkskunde. — XXII. Michel H., Latein.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

15. Band (Jahr 1904) II. Text und Register. 1908. I. Allgemeiner Teil. Reifferscheid A., Geschichte der germanischen Philologie. — Poppe Th., Ästhetik und Poetik. — Naumann E., Die Literatur in der Schule. — Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — Sütterlin L., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. — Saran F., Metrik.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Rachfahl F., Allgemeines. — Daffis H., Lyrik. — Kohfeldt G., Epos. — Creizenach W., Drama. — Kohfeldt G., Didaktik. — Cohrs F., Luther und die Reformation. — Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Reifferscheid A., Allgemeines. — Michels V., Lyrik 1903. 1904. — Reifferscheid A., Epos. — Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Allgemeines. a. Walzel O. F., Literaturgeschichte. — Krähe L., Lyrik. — Epos. b. Pfeffer G., Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. — Fränkel J., Drama und Theatergeschichte. — Spranger E., Didaktik. — Naumann E., Herder. — Goethe: Morris M., Allgemeines; Petersen J., Leben; Morris M., Lyrik; Morris M., Drama. — Müller E., Schiller. — Walzel O. F., Romantik. — Mayne H., Heine und das Junge Deutschland.

Jahrbuch der **Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.**

44. Jahrgang. 1908. Nekrologe. Richter H., Josef Lewinsky (geboren 20. September 1835, gest. 27. Februar 1907). — Petsch R., Kuno Fischer.
Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1907.
Daffis H., Shakespeare-Bibliograpie 1907. Mit Nachträgen zur Bibliographie 1906 des Jahrbuches der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Archiv de la **Société Jean Jacques Rousseau.** Genf.

Tome III. 1907. Istel E., La question du ‚Pygmalion' de Berlin.

Kleine Gottsched-Halle.

5. Band. 1908. Reichel E., Gottsched und das Kunstmittel der Alliteration. Eine versgeschichtliche Betrachtung.
Gottsched-Worte.
Ein Gedicht von Gottsched. — Satire, aus der Deutschen Gesellschaft ges. Reden und Gedichten Bd. 8, S. 247 ff. abgedruckt.
Verschiedenes. I. Ein übersehenes Jugendpoem Gottscheds: auf den Tod eines Sohnes des Hofrats Daniel Heinrich Sommerfeld zu Königsberg, 5. Dezember 1720. Mitgeteilt von G. Sommerfeldt. — III. Gottsched-Schriften im Altbücherhandel.

Goethe-Jahrbuch.

29. Band. 1908. I. Neue Mitteilungen: Muthesius K., Zwei Briefe Emanuel von Fellenbergs [Hofwyl 1817 März 28. September 5] und ein Brief Franz Passows [Jenkau bey Danzig 1811 September 20] an Goethe. — II. Verschiedenes. A. Briefe von und an Goethe. 1. Goethe und Waiblinger. Mitgeteilt von F. Schultz: Waiblinger an Johann Baptist Bertram in Stuttgart, Tübingen 1822 November 2; 1826 März 4; Waiblinger an Sulpiz Boisserée in Stuttgart, Tübingen 1823 Mai 25; Waiblinger an Goethe, Tübingen 1823 Mai 26; 1826 Mai 22; Waiblinger an Gottlob Heinrich Rapp in Stuttgart, Tübingen 1826 Mai 21; Waiblinger, An den Bund der geistigen Drillinge ‚Will vergleichen jene Dreye'; Waiblinger, An Göthe bey Errichtung seines Denkmahls ‚In wohlgemeß'nen Formen hebt der Bau.' — 2. Vom Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Mit zwei Briefen von Goethe [1. offenbar an Kirms, Weimar 1796 Dezember 16; 2. an Genast, Berka 1814 May 24] und einem von Heinrich Becker [an Caroline Bechstein in Altenburg, 1796 Februar 6]. Mitgeteilt von A. Köster. — B. Verschiedenes. G[eiger] L., 1. Wieland an die Karschin, Weimar 1776 Jänner 11. — 2. F. L. Stolberg an Miller, Kopenhagen 1776 Februar 17. — 3. Aus der Sammlung des rätischen Museums in Chur: G. A. v. Halem an ?, Oldenburg 1805 Mai 24; C. A. Vulpius an Nik. Meyer, Weimar 1811 Mai 29. 1817 Februar 20; v. Froriep an Nikolaus Meyer, Weimar 1830 November 13; Fr. v. Müller an ?, Weimar 1836 Dezember 27; Herder an Baron Ulysses Salis, undatiert, aber von Ende Januar oder Anfang Februar 1789. — 4. Aus Briefen [Fr. Müller] von Gerstenbergks [an Therese Huber, Weimar 1819 Februar 8. 25. März 19]. — 5. Weimar und Goethe anno 1828. Aus dem Reisewerke eines englischen Touristen [Augustus Bozzi-Granville, St. Petersburgh. A Journal of travels to and from that capital. London 1828]. Mitgeteilt von E. Grünwald. — 6. Goethe in den Briefen des Übersetzers Regis an C. G. Carus [1816/33].

II. Abhandlungen. 1. Köster A., Zur Datierung und Deutung einiger Gedichte Goethes: Ganymed [Frühling oder Sommer 1772]; Adler und Taube; Mädchens Held; An Lottchen; Nähe; An die Erwählte. Nähe des Geliebten. — 2. Graevenitz G. v., Die Trilogie der Leidenschaft. — 3. Petsch R., Faust-

Studien: 3. Das erste Gespräch Fausts mit dem Famulus Wagner. — 4. Funck H., Lavater als Autor der sogenannten mittleren Fassung von Goethes Iphigenie. — 5. Milch L., Goethes Beziehungen zu dem Mineralogen Karl Caesar von Leonhard. — 6. Wrangel E., Werther und das Wertherfieber in Schweden. — 7. Pniower O., Zu Goethes Wortgebrauch.

III. Miszellen, Chronik, Bibliographie. 1. Miszellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Zu Goethes Briefen. a. An Charlotte v. Stein: W. A. Nr. 1113 (5. Februar 1781); b. An Charlotte v. Stein: W. A. Nr. 2418; c. Zu Nr. 1493; d. Fränkel J., Zu Nr. 1603 (an Merck 27. Oktober 1782); e. Leitzmann A., Zu dem Briefe 30. August 1797 ‚Auch ein Tod eines Generals' [d. i. des englischen Generals James Wolfe, der 1759 in der Schlacht bei Quebec gefallen war. Diese Todesszene hatte der englische Maler Benjamin West 1768 zum Gegenstande eines Gemäldes gemacht, an das sich Goethe erinnert fühlte]. — 2. Lippmann E. O. v., ‚Encheiresis Naturae' [Faust, Schülerszene. Dieser Kunstausdruck kommt in Spielmanns ‚Institutiones Chemiae'. Straßburg 1763 vor]. — 3. Milch L., ‚Mich dilettierts, den Vorhang aufzuziehen'. [Servibilis in der Walpurgisnacht, Faust I.] — 4. Morris M., Alexandriner im Urfaust. — 5. Koßmann E. F., Nicolai in der Walpurgisnacht. — 6. Pospischil Maria, Doppelworte im ‚Faust'. — 7. Tetzner F., Der Schlußgesang in Goethes Fischerin. — 8. Koßmann E. F., Zum Haidenröslein. — 9. Koetschau K. und M. Morris, Zu Goethes Schweizer Reise 1775. — 10. Ellinger G., Die Quelle eines Goetheschen Spruches [‚.. Die alten Sprachen sind die Scheiden ..'. Aus Luthers Schrift ‚An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes' usw. 1524]. — 11. Francke O., Zu Goethes Maximen und Reflexionen. — 12. Hatfield J. T., Berichtigung des Datums und Inhalts eines Goetheschen Gespräches mit Kanzler Friedrich von Müller [23. September 1827. Näheres über die zwei Besuche Wilhelm Müllers bei Goethe 24. August 1826 und 21. September 1827; S. 189 f. kurzer Brief Wilhelm Müllers an Goethe, Dessau, 30. November 1820 bei Übersendung seiner ‚77 Gedichte']. — 13. Pilch E., Ein Kunstmittel Goethes [Wechsel in der Form der Anrede im ‚Egmont']. — 14. Hoffmann P., Goethe und Heinrich von Kleist. — 15. Krüger-Westend H., Zu Goethe und Schiller. — 16. Kekule v. Stradonitz St., Über die neuere, Goethe und Schiller betreffende, genealogisch-heraldische Literatur. — 17. Noack F., Der Nachlaß August von Goethes in Rom. — 18. Jantzen H., Zeitgenössische Urteile über Goethe aus Königsberg [zwei Besprechungen in den ‚Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen': 1773 vom 9. Dezember. S. 393 f.: Von Deutscher Art und Kunst. 1773; 1775 vom 6. Februar. S. 41 f.: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. 1774].

2. Chronik. Muff Ch., Hermann Schreyer. 13. November 1840, † 4. Juli 1907 [Lehrer, Gelehrter und Dichter]. — 3. Bibliographie. [Darin der Bericht der Redaktoren und Herausgeber der Weimarer Goethe-Ausgabe. 1907. Im Anhang: Tombo R., Englisch-amerikanische Bibliographie].

Koester A., Goethe und das Publikum. Festvortrag.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**

XXII. Band. 1908. N. 1/2. 3/4. Briefe des Kanzlers Müller an [Karl Friedrich] Reinhard [und ein Brief von Reinhard an Müller S. 1. Anmerkung 1]. — Aus den Jahren 1825/26. — Vgl. Chronik XXI, S. 31 ff.

Nr. 1/2. 3/4. Rhode K., Neues zur Geschichte des Liedes ‚An den Mond'. Die zweite Fassung und das Gedicht der Frau v. Stein ‚An den Mond nach meiner Manier'.

Nr. 1/2. Funck H., Ein Brief der Frau v. Stein an Frau v. Döring.

Fränkel J., Ein Billett Goethes an Charlotte v. Stein. — Setzt das französische Billett Goethes an Charlotte: W. A. Band VII. Nr. 2458, unmittelbar vor dasjenige vom 9. Februar 1785.

'Rosenknospen'. Sieh Euphorion 15, 652.

Stunden mit Goethe.

V. Band. Heft 1. 1908. Schneiderreit G., Goethes Verhältnis zur Philosophie.

Bode W., Frau [Antonia] v. Branconi.

Heft 2. Leverkühn A., Das Harfnerlied 'Wer nie sein Brod mit Tränen aß'.

Graevenitz G. v., 'Der Widder von Palermo' [Goethes Italienische Reise, 11. April 1787].

Aus dem Tagebuche Friedrich Mosengeils [1818].

Schwäbischer Schillerverein. Marbach-Stuttgart.

12. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1907/08. Riethmüller R. H., Hegel und Hölderlin im Tübinger Stift.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

18. Jahrgang. 1908. Mell M., Versuch über das Lebensgefühl Grillparzers.

Gugitz G., Alois Blumauer. — Umfängliche Biographie und Würdigung.

Anton Alexander Graf Auerspergs, Anastasius Grüns, [19] Briefe aus Helgoland an seine Gemahlin [Marie] 1850 und 1854. Mitgeteilt von A. Schlossar.

Eine autobiographische Skizze Joseph Christian v. Zedlitz' [in einem von Wien den 23. Juny 1833 datierten Schreiben an Karl Förster in Dresden]. Mitgeteilt von L. Schmidt.

[11] Briefe Betty Paolis an Leopold Kompert [1850/69]. Mitgeteilt von St. Hock. — S. 208 f. zwei Sonette von B. Paoli: An Leopold Kompert. Zu seinem 40jährigen Schriftsteller-Jubiläum (15. Mai 1882); Bei Leopold Komperts Tod (24. November 1886).

Farinelli A., J. J. Davids Kunst.

Johann Nepomuk Bachmayrs Briefe an Gottfried Keller (1850/52 Nr. 1/9). Aus dem G. Keller-Nachlaß der Stadtbibliothek in Zürich. Herausgegeben von A. Schaer.

Ferdinand Kürnberger und die poetische Gerechtigkeit. Eine Apologie. Mitgeteilt von O. E. Deutsch. — Undatierter Brief an einen unbekannten Leser, vermutlich aus dem Jahre 1877, nach Erscheinen der Kürnbergerschen Novelle 'Das Duell ohne Waffen' im Österreichischen Volkskalender 1877.

Kleine Mitteilungen. Steiger M., Ein Stammbuchblatt Grillparzers aus dem Jahre 1855 [August 12]. — Für Frau Karoline Wokaun, die Grillparzer im Bade Neuhaus bei Cilli in Steiermark kennen lernte 'Homöopathisch zu helfen bereit'.

Ein Brief Grillparzers [undatiert, an seinen Vetter Leopold von Sonnleithner].

Zwei Briefe an Grillparzer. — Vom Grafen Carol Albert Festetics, Redakteur der Pannonia, Pest 1820 Feb. 17. August 22.

Zu Grillparzers 'Die Ruinen des Campo vaccino in Rom'. — Das Gedicht wurde trotz Verbotes in der Pannonia vom 2. August 1820 abgedruckt. Darauf hin sandte Graf Sedlnitzky eine Note an die ungarische Hofkanzlei (30. August 1820), die am 24. November antwortete, worauf Sedlnitzky am 14. Dezember erwiderte.

Ein Gedicht Grillparzers in französischer Nachbildung. Mitgeteilt von J. Jerusalem. — 'Des Kindes Scheiden' (Aglaja für 1819), französisch nachgedichtet von Charles Loyson (in der Zeitschrift Lycée français 1819). Die 1828 im Quotidienne erschienene Elegie 'L'Ange et l'Enfant', von Jean Reboul hat

auffallende Ähnlichkeit mit Grillparzers Gedicht. S. 312 ein (französischer) Brief von Grillparzer an Jules Canonge, 1865 Dezember 10.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt.

II. Jahrgang. Nr. 5. 6. Februar. März. 1908. Dohse R., Wilhelm Holzamer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens.

Nr. 5. Lüpke H. v., Zum Begriff des Volkstümlichen.

Möller M., Annemarieken Schulten †. — Es ist dies die 1820 geborene, 9. Januar 1908 verstorbene plattdeutsche Dichterin Alwine Wuthenow, deren ‚Blomen' Fritz Reuter 1857 herausgegeben hat.

Nr. 6. Pastor W., Wilhelm Busch.

Nr. 6. 7. Beyer C., Der Geschichtsroman und seine Bedeutung für das Volk.

Nr. 6. Franck H., Henrik Ibsen.

Nr. 7. Bödewadt J., Johann Hinrich Fehrs. Zum 10. April 1908, seinem 70. Geburtstag. — Plattdeutscher Dichter.

Fehrs Joh. Hinr., Aus der Jugendzeit [Autobiographisches].

Nr. 8. 9. Storck K., Otto von Leixner. Ein Spaziergangs-Gespräch [mit Bildnis Leixners].

Nr. 9. 10. Ranke F., Einiges vom heutigen deutschen Volkslied.

Nr. 9. Reuschel K., Adolf Stern. Vortrag.

Mitteilungen. Nr. 9. 10. Deutsche Pfingstsitten und Pfingstlieder.

Nr. 12. Brandes W., Wilhelm Raabes lyrische Zeit.

Spiero H., Wilhelm Fischer in Graz.

III. Jahrgang. 1908/09. Nr. 1. 2. 3. Oktober bis Dezember. Ein Notizbuch Heinrich Seidels [1869/70]. Herausgegeben von H. W. Seidel.

Nr. 1. Fischer W., Literarische Wirklichkeit.

Söhle Karl, Einiges über mein Woher und Wohin.

Lindau H., Gerhart Hauptmanns jüngste Dramen.

Nr. 2. Lilienfein H., Max Dreyer.

Nr. 3. (Dezember). Oesterreich K., Friedrich Paulsen.

Günther R., Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts.

Credner K., Unsere Jugendzeitschriften. (Fortsetzung). — Bibliographie, 89 Nummern.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

XXXII. 1/2. 1908. Dickhoff E., Wenzlau: Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deuschen Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts.

Walzel O., Schneider: Jean Pauls Jugend; Freye: Jean Pauls Flegeljahre.

Strauch Ph., Goedeke: Grundriß. 8. Band.

Literaturnotizen. Steinberger J., Ermatinger: Die Weltanschauung des jungen Wieland.

3. Schröder E., Hartmann-Abele: Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16./19. Jahrhundert.

Pniower O., Witkowski: Goethes Faust.

Walzel O., Bettelheim: Berthold Auerbach.

Rietsch H., Volksliederbuch für Männerchor. Partitur. Leipzig [1907].

Literaturnotizen. Götze A., Luther: Geistliche Lieder hg. von Leitzmann.

S[chröder] E., Richter: Bemerkungen zu Platens Reimen.

R[oethe], Kayka: Kleist und die Romantik.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

40. Band. 1908. Heft 2 (April) Literatur. Krumm H., Fries: Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten (1903).

Meyer Th. A., Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung (1906).

Sokolowsky R., Morris: Goethe-Studien.

Meyer R. M., Hermann: Studien zu Heines Romanzero (1906).

Heft 3. Schneider, Zwei bisher unbekanntgebliebene Gedichte des Nürnberger Meistersängers Ambrosius Österreicher aus dem Jahre 1562. — Bewahrt in einem Sammelband der herzoglichen Gymnasialbibliothek zu Gotha: I. Der Schwerdttanz. II. Ein new christlich Lied zur Zeit der Pestelentz zu singen.

Fischer H., Zu Zeitschrift 40, 237 [Uhland ‚Der blinde König'].

Heft 4 (Dezember ausgeg.) Blümml E. K., Die Schwelinsche Liederhandschrift [aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: Stuttgart, kgl. öffentl. Bibliothek Poet. et phil. O. 43. Geschrieben von Narcissus Schwelin 1611 und von Joh. Friedr. Schwelin 1658].

Krumm H., Zur neuesten Hebbel-Literatur. [Scheunert 1903, Zinkernagel 1904, Georgy 1904].

Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge in Band XXXI bis XL dieser Zeitschrift.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

22. Jahrgang. 1908. Heft 4 (Mai). Klinkhardt F., Zu Goethes Aufenthalt in Halle im Juli 1805. — Auf Grund des Dillinger Professors Joseph Röckl ‚Pädagogischer Reise durch Deutschland'. Dillingen 1808. Gedruckt auf Kosten des Verfassers bei Leonard Brönner.

Luther B., Die Inversion im Deutschen.

Wasserzieher, Überflüssige und häßliche Längen im neuern deutschen Ausdruck.

Sprechzimmer. 1. Branky F., Sprüche wider die Bücherdiebe.

Heft 5. Baumgarten B., Über steigernde Zusammensetzungen. Abhandlung mit zwei alphabetischen Verzeichnissen.

Heft 6. Verbeek P., Das Drama im deutschen Unterricht.

Hofmann H., Heine und Halle. Ein Beitrag zur Heine-Interpretation.

Schaefer A., Kleine Beiträge zur Textkritik unserer Dichter. — 1. Herders Cid, Romanze 68, 20 ff.; 2. Schiller. Die Zerstörung von Troja, Strophe 9; 3. Paul Gerhardt, Sommergesang (Geh aus, mein Herz), Str. 5.

Sprechzimmer. 2. Thiel, Zu Wallensteins Lager. — 4. Hoffmann E., Körners Lützows wilde Jagd.

Heft 7. Gottlöber P., Was ist uns Lehrern Shakespeare?

Stürmer F., Die Aufopferung des Marquis Posa in Schillers ‚Don Carlos'.

Schütte O., Imperativische Namen aus Braunschweiger Urkunden.

Mann E., Der literarhistorische Gesichtspunkt bei der Klassenlektüre.

Sprechzimmer. 1. Kohlschmidt W., Metrisches zu Hermann und Dorothea. — 7. Grünwald E., Zu Kleists Prinzen von Homburg III, 1.

Heft 8. Müller R., Mehr Arndt! Vortrag.

Heft 8. 10. Burger, Der Erlösungsgedanke in Wolframs Parzival und Wagners Parsifal.

Heft 8. Warmuth K., Robert Hamerling.

Heft 8. 9. Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerliteratur 1907/8.

Heft 8. Sprechzimmer. 3. Ballauff, Zu Schillers Gedicht ‚Das Ideal und das Leben'.

Heft 9. 10. 11. Langer L., Tier- und Kindesseele bei Theodor Storm.

Heft 10. 11. 12. Vogel Th., Führer durch Goethes Briefwechsel.

Heft 10. Sprechzimmer 1. Enders C., ‚Der Grenzlauf' von Otto Ernst [Schmidt].

Heft 11. Schwabe E., Ein sächsischer Novellist aus der Zeit des Frühhumanismus [Paulus Niavis (Schneevogel), † um 1515. S. 684 ff. die Geschichte von den Räubern auf Maria Culm, nach Niavis].

Glöde O., Die Tiere im niederdeutschen Volksmunde.

Sprechzimmer. 1. Kern R., Zu Rückerts Parabel ‚Tod und Leben'. — 3. Bonstedt, Zu Grillparzers ‚Des Meeres und der Liebe Wellen'. — 4. Hoff-

mann P., Ein Epigramm auf Schillers Garten [von Wilhelm Treunert]. — 5. Wülfing J. E., Zu Roseggers Volksschauspiel ‚Am Tage des Gerichts'. Vier sprachliche Bemerkungen. — 6. Kern R., Zu Schillers Tell III, 1.

Heft 12. Wehnert, Gottvater, Erdgeist und Mephisto.

Brandstätter G., Über ästhetische Erklärung von Gedichten. — Zu ‚Zeitschrift' 18, 653.

Deetjen W., Zur Beurtheilung von Immermanns ‚Münchhausen'.

Sprechzimmer. 1. Wülfing J. E., Ein paar sprachliche Kleinigkeiten zu Baumbachs ‚Sommermärchen'. — 3. Knauth, Zu Schillers Tell IV, 3. — 4 Flohr O., Zu dem Liede Thusneldens in Kleists ‚Hermannsschlacht', Akt II, Szene 7.

German American Annals continuation of the quarterly **Americana Germanica.**

New Series. Vol. 6. 1908. No. 1 (Jan. u. Febr.). 2. 3. Learned M. D., Francis Daniel Pastorius, the Founder of Germantown. (Fortsetzung.)

No. 5. Fogel E. M., The Himmelsbrief.

Revue germanique.

3. Jahrgang. Juli-August. 1907. Nr. 4. Pitollet C., Sur un prétendu roman à clef de Johanna Kinkel ‚Hans Ibeles in London'.

B(aldensperger) F., A propos d'une continuation française du ‚Geisterseher' de Schiller. — Baronne de Montolieu, ‚Le Nécromancien, ou le Prince à Venise' (1811. 2 Bände).

4. Jahrgang. Nr. 4. Bauer H., La conception de l'Hellénisme dans Goethe et dans F. Nietzsche.

Rivista di Letteratura Tedesca.

Anno II. 1908. Nr. 4/5. Farinelli A., Un drama d'amore e morte dello Schiller (‚Kabale und Liebe').

Foà A., L'ellenismo di Schiller.

Fasola C., Bibliografia Schilleriana.

Manacorda G., Germania filologica.

No. 6. Fasola C., Giovanni Gherardo de Rossi e August von Platen. — S. 228/40 Bibliografia.

Flamini Z., Guglielmo Müller in Italia. — S. 251. Bibliografia delle traduzioni del Müller.

N[i]. 7/9. Mele E., Alcune versione dal tedesco di Vittorio Imbriani.

Momigliano F., Giuseppe Mazzini e la letteratura tedesca.

Fasola C., La parodia Goethiana ‚Der Triumph der Empfindsamkeit' eine dramatische Grille.

N.[i] 10/12. Fasola C., La fama di Albrecht von Haller in Italia alla fine del '700.

Chiurlo U., Una novella di Enrico Zschokke tradotta nella ‚Rivista Viennese'. — Im 3. Jahrgange dieser von Giambattista Bolza zu Wien herausgegebenen Zeitschrift (1840, Bd. 4. S. 5/55) erschien eine Übersetzung von Zschokkes Novelle ‚Das Loch im Ärmel' von einem weiter nicht bekannten B. Ronga, die der Verf. eingehend kritisiert.

Vignola B., Lirica tedesca contemporanea. Gustavo Falke.

Olivero F., Coleridge e la letteratura tedesca.

Literaturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.**

XXIX. Jahrgang. 1908. Nr. 5 (Mai). Küchler W., Hamann: Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm (1906).

Küchler W., Lessing: Grillparzer und das neue Drama (1905).

Nr. 6. Mayne H, Haag: L. Uhland (1907).

Nr. 8. 9. Sulger-Gebing E., Bloch: Grabbes Stellung in der Deutschen Literatur (1905).

Nr. 12. Schläger G., Meier: Kunstlied und Volkslied in Deutschland; Meier: Kunstlieder im Volksmunde.

The **Journal** of **English** and **Germanic Philology.**

Vol. VII. No. 2 (April). Lessing O. E., In Memoriam [Gustaf E. Karsten's]. — Zum Abdrucke kommen folgende Aufsätze Karstens: Germanic Philology. — Über das amerikanische Schulwesen. — The German Universities. — Notes on Goethes Faust. — Die Sprache als Ausdruck und Mitteilung. — Folklore and Patriotisme. — Rede am Deutschen Tag in Chicago 1907. — Bismarck. — S. 102/4 The Writings of Gustav E. Karsten.

Mogk E., Elseus Sophus Bugge.

Wilm E. C., The Kantian Studies of Schiller.

No. 3 (July). Chiles J. A., Über den Gebrauch des Beiwortes in Heines Gedichten.

Scholl J. W., Aug. Wilh. Schlegel, and Goethes Epic and Elegiac Verse.

Hoffmann P., Wilhelmine von Zenge und Heinrich von Kleist.

Heller O., A Plagiarism on Charles Sealsfield.

Wiehr J., The Relations of Grabbe to Byron.

Lessing O. E., Francke: German Ideals To-Day.

Eckelmann E. O., Alberts: Hebbels Stellung zu Shakespeare.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

23. Jahrgang. 1908. April. Nr. 4. Wohlgemuth L. M., Gottfried August Bürger als Vorläufer des Deutschen Sprachvereins.

Nr. 5. Matthias Th., Ein Blick in die Beziehungen zwischen Deutsch und Französisch. — Würdigung von Juvančič's Programm ‚Über Gallizismen in Lessings kritischen Schriften'.

Haggenmacher O., Zur Sprachverbesserung vor 50 Jahren. Eine Lesefrucht [aus Aufsätzen von J. Ch. Frhrn. v. Zedlitz, J. Hermann und R. v. Berger im ‚Illustrirten Familienbuch' des Österreichischen Lloyd, 1852].

Sprechsaal. E. L., Zu den Namen Grillparzer, Anzengruber und Rosegger.

Nr. 10. Böhling G., Untergang alten niederdeutschen Sprachgutes. Ein Vortrag.

Nr. 11. Kluge F., Eine Campische Wortschöpfung [‚Bittsteller'].

Bertram F., Ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung [Die deutsche Übersetzung von Carlo Goldonis Memoiren, von G. Schatz. 1788].

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

Vierte Reihe. Heft 30. Ausgegeben am 1. April 1908. Pietsch P., Leibniz und die deutsche Sprache. III. Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. Anmerkungen zu I. II. III.

Kluge F., Die alemannische Mundart und die deutsche Schriftsprache. Festvortrag.

Zeitschrift für **Deutsche Wortforschung.**

X. Band. 1908. Heft 2/3. Paul H., Beiträge zum deutschen Wörterbuch. (Fortsetzung.)

Schulz H., Frühneuhochdeutsche Euphemismen.

Maier A., Das Wiederaufleben von ‚Fehde' im 18. Jahrhundert.

Borst E., Thron und Altar — Kirche und Staat.

Borst E., Epoche machen.

Götze A., Produkt [= Prügel].

Götze A., Großherrvater und Schwiegerfraumutter.

Gebhardt A., Hallore.

Baist G., Balkon, Erker, mhd. line.
Kapff R., Nachtrag zu Kluge, ‚Rotwelsch‘ I.
Seybold Ch. F., Droge vom arabischen dowâ ‚Heilmittel‘.
Seybold Ch. F., Watte vom Arabischen batn ‚Futter‘.
Kluge F., Anstellig [Wieder abgedruckt aus dem Werk ‚Aus dem Badischen Oberland‘ 1907].
Suolahti-Palander H., Ein alter Ausdruck der deutschen Arzneikunde [‚Auf‘ = Zäpflein im Halse].
Kluge F., Ähneln.
Kluge F., Albert Gombert [Nachruf].

Zeitschrift für **Deutsche Mundarten.**

Jahrgang 1908. Heft 2. Mentz F., Deutsche Mundartenforschung und -dichtung im Jahre 1904 [Jahresbericht].
Alles K., Beiträge zur Substantivflexion der oberhessischen Mundarten. (Schluß.)
Bender J., Beitrag zur rheinischen Mundart (mit Zugrundelegung der Mundart des Ortes Siegburg-Mülldorf).
Wanner E., Die Flexion des Verbums in der Zaisenhäuser Mundart. — Wortbildung und Syntax: Heft 4.
Heft 3. Meisinger O., Lexikalische Beiträge.
Witte E., Ein Vorkämpfer Lessings und Ahnherr Reuters. Zu Johann Lauremberg's 250. Todestage (28. Februar).
Heilig O., Alte Flurbenennungen aus Baden. (Fortsetzung.)
Schoof W., Sprachproben in Schwälmer Mundart. (Fortsetzung.)
Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.
Lenz Ph., Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Nacht.
Heft 3. 4. Weber H., Der Vokalismus der Mundarten des Oberen Weschnitzthales.
Heft 4. Reis H., Die Mundarten des Großherzogtums Hessen.
Göpfert E., Beiträge zum obersächsischen Wortschatz.
Philipp O., Die Bach. Ein Beitrag zur Geographie der deutschen Mundarten (Fortsetzung und Schluß).

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Jahrgang 1908. XXXIV. Seelmann E., Die Mundart von Prenden (Kreis Niederbarnim).
Damköhler E., Die Konjunktion ‚und‘ in der Mundart von Cattenstedt (bei Blankenburg a. Harz).
Blook R., Idiotikon von Eilsdorf (bei Halberstadt).
Bolte J., Der Spiegel der Weisheit, eine Kölner Spruchsammlung des 16. Jahrhundert. [Gedruckt von Johann van Aich, der von 1536/46 tätig war. 4 Bl. 4⁰. Abdruck].
Carstens H., Dithmarsche Gewerbeausdrücke aus der Gegend von Lunden.
Shumway D. B., Ghetelens Nye Unbekande Lande. — Auszüge aus dem 33, 53 ff. (vgl. Euphorion 15, 665 f.) behandelten seltenen Werke. Beigefügt sind als Anhang ein paar Kapitel aus Ruchamers hochdeutscher Übersetzung.
Deiter H., Gedicht auf die Niederlage des Varus. — Niederdeutsches Gedicht eines unbekannten Verfassers am Schlusse des ‚directorium archivi civitatis Hamelensis elaboratum a Sebast. Spilker anno 1652‘ in der Sammelhandschrift 694 der k. Bibliothek in Hannover: ‚De inwohner al an der Emmer‘.
Wehrhan K., Reime und Sprüche aus Lippe [in der Mundart des Dorfes Heidenoldendorf bei Detmold].
Seelmann W., ‚abgebrannt‘.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1908. Heft XXIX. Nr. 3. Walther C., Der Volksglaube von der Sonne am Ostertage [daß sie drei Freudensprünge mache oder tanze].

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.**

Neue Folge. XVII. Band. Heft 3/4. 1908. Keßler L., Literaturforschung und Bibel.

Eichler A., Christian Wernickes ‚Hans Sachs' und sein [John] Drydensches Vorbild ‚Mac Flecknoe'. Zur Geschichte deutscher Kritik.

Frick R., Hernanis Stammbaum. — I. Hernani und Byron. II. Victor Hugo und Schiller [H.s ‚Hernani' und Sch.s ‚Räuber'].

Zur Theorie und Methode der Literaturgeschichte. Wetz W., Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung [im Anschluß an Karl Freys gleichnamige Schrift. 1906].

Besprechungen. Meyer R. M., Bac: Vieille Allemagne; Lichtenberger; L'Allemagne moderne.

Studien zur **vergleichenden Literaturgeschichte.**

8. Band. 1908. Heft 2. Veit F., Graf Platens Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis und ihr persisches Original. (Schluß).

Kirchbach W., Über den Bau der Ode [Geibels, verglichen mit der Organisation der Oden Klopstocks, Platens und Hölderlins].

Müller E., Die Quelle von Schillers ‚Taucher'. — Die Geschichte vom Taucher hat Schiller durch Goethe mündlich kennen lernen, wie aus den betreffenden Stellen des Briefwechsels hervorgeht. Nach gedruckten Quellen zu suchen, wie dies Hoffmann in den Märkischen Blättern 1905 Nr. 108 und Fleischmann in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1907 XXI S. 574/8 getan, sei überflüssig.

Warnatsch O., Anklänge an Livius und Vergil bei Schiller.

Besprechungen. Pochhammer P., Sulger-Gebing: Goethe und Dante.

Stemplinger E., Hille: Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes.

Heft 3. Stiefel A. L., Neue Beiträge zur Quellenkunde Hans Sachsischer Fabeln und Schwänke.

Heft 3. 4. Werner R. M., Historische und poetische Chronologie bei Grimmelshausen. — III. Die Landstörzerin Courage. IV. Der Springinsfeld. V. Das Vogelnest. VI. Die Kunstromane. — VII. Die kleinen Schriften. VIII. Zusammenfassung. IX. Grimmelshausens Katholizismus.

Heft 3. Sulger-Gebing E., Noch einmal Goethe und Dante.

Ungedruckte Briefe und Gedichte Justinus Kerners. Mitgeteilt von L. Geiger. — I. 5 Briefe an den Oberjustizrat Rümelin und dessen Gattin aus den Jahren 1843 oder 1845 bis 1861. II. Gedichte. An Frau Rümelin adr. eigenhändig ohne Datum. 1. ‚Von der Muse der Charaden'. 2. ‚Bester Rümelin! Ey! Ey!' 3. ‚Es steht, seit starb der alte Wirth in Schwabach'. 4. ‚Seit Dich in Seine Brust voll Wonne'.

Besprechungen. Bormann W., Keckeis: Dramaturgische Probleme in Sturm und Drang.

Richter K., Joachimi-Dege: Deutsche Shakespeare-Probleme usw.

Bormann W., Anastasius Grün: Gesammelte Werke hg. von A. Schlossar; Hg. von L. A. Frankl. Neue Ausgabe.

Heft 4. Doll M., Benützung der Antike in Wielands ‚Moralischen Briefen'.

Mühleisen W., Französische Vorbilder von J. E. Schlegels ‚Stummer Schönheit'. — ‚La Force du Naturel' und ‚La Fausse Agnès' des Destouches, Molières ‚École des Femmes' und ‚Précieuses Ridicules'.

Kallenbach H., Platens Beziehungen zu Shakespeare.

Petsch R., Magierszenen aus einem lateinischen Schuldrama. (Ein neuer Faustsplitter.) — Verf. fand das vollständige lateinische Schuldrama ‚Theophilus' (vgl. Erich Schmidt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 29, 1885, S. 87 ff.) in einer Münchener Handschrift (Papier, kl. 8⁰, 17. Jahrhundert: Clm 26017). Daraus teilt er außer dem heiteren Vorspiel der Beschwörungsszene und der ernsten Beschwörungsszene, die ganze Schlußszene mit, ‚die Faust in enger Verbindung mit einem andern Schwarzkünstler, Joh. Scotus, zeigt' (vgl. A. Tille, Faustsplitter. 1900. Nr. 75).

Besprechungen. Jantzen H., Böckel: Psychologie der Volksdichtung. — Mit Ergänzungen.

Petzet E., Tschersig: Das Gasel in der deutschen Dichtung und das Gasel bei Platen.

Kircher E. (†), Hofmann: Wilhelm Hauff (1902).

Sulger-Gebing E., Blaser: K. F. Meyers Renaissancenovellen; Kalischer: K. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance.

Böckel O., Kopp: Bremberger Gedichte.

Gaismaier J., Kosch: Ad. Stifter und die Romantik.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

LXII. Jahrgang. 1908. CXX. (der neuen Serie XX.) Band. Heft 3/4. Schneider H., Goethes Prosahymnus ‚Die Natur'. — Zur Frage nach der Autorschaft: Georg Christoph Tobler-Goethe.

Jantzen H., Eine zeitgenössische Beurteilung von H. L. Wagners ‚Kindermörderin'. — Abdruck jener aus den ‚Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen' [Kantersche Zeitung] 1777, 80. 82/84. Stück vom 6. 13. 16. und 20. Oktober.

Crosland J., J. Fr. W. Zachariä and his English Models. 1. Influence of Pope. 2. Influence of Milton, Thomson and Young.

Usteri P., Briefwechsel Salomon Geßners mit Heinrich Meister 1770 bis 1779.

Kleinere Mitteilungen. Ebstein E., Ça donc, Sadon usw. [bei Lichtenberg].

Ebstein E., Ça ira [mit einem ungedruckten Gelegenheitsgedichte von A. G. Kästner].

Beurteilungen. Meyer R. M., Frege: Jean Pauls Flegeljahre.

CXXI. (XXI.) Band. Heft 1/2. 1908. Leitzmann A., Aus Heynes Briefen an seine Tochter Therese und seine Schwiegersöhne Forster und Huber [1783/97. 1803/11].

Kleinere Mitteilungen. Fiedler H. G., Zur deutschen Literatur in England. — In dem 1833 bei Oliver und Boyd in Edinburg erschienenen ‚Literary Rambler: being A Collection of the Most Popular and Entertaming Stories in the English Language' finden sich Übersetzungen von: Goethes Maximen (36) und Gedichten (2), Wilh. Müllers ‚Byron' (‚Siebenunddreißig Trauerschüsse?'), ferner von zwei deutschen Erzählungen, darunter The Bohemian Gardener (nach Tiecks ‚Runenberg') usw.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Herrmann H., Kettner: Lessings Dramen (1904). — Steig R., Rieser: Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. — Bleich E., Benz: Märchen-Dichtung der Romantiker. — Riemann R., Ulrich: Gustav Freytags Romantechnik; Mayrhofer: Gustav Freytag und das Junge Deutschland.

Die neueren Sprachen.

XVI. Band. 1908. Heft 2. 3. 6. 7. Block, Die Sage von Tristan und Isolde in dramatischer Form. — Hans Sachs (1553), Friedrich Röber (1838 und 1898, S. 72 f. 157 f.), Richard Wagner (1859), Jos. Weilen (1860),

Ludw. Schneegans (1865), Rob. Gehrke (1869), Karl Robert, d. i. Eduard von Hartmann (1871), Ado. Bessel (1895), Alb. Geiger (1906). Das Drama von Ernst Eberhard (1898) war dem Verf. nicht zugänglich.

Neuphilologische Blätter.

1908. August—September. Der Student in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts.

Publications of the **Modern Language Association** of **America.**

Vol. XXIII. No. 3. 1908. Howard W. G., Christian Wernicke, a predecessor of Lessing.

The Modern Language Review.

Vol. III. 1908. No. 4. Heller O., Bibliographical notes on Charles Sealsfield. — The United States; Tokeah, or The White Rose; Morton, oder die große Tour; Christophorus Bärenhäuter.

Reviews. Hohlfeld A. R., Goethe: Faust. 1. Theil. Edited by Goebel.

Modern Language Notes.

Vol. XXIII. 1908. February. No. 2. Vos B. J., Notes on Heine.

Baker Th. St., Solomon Geßner and English Literature. — Besprechung von B. Reeds ‚The Influence of S. Geßner upon English Literature' (1905).

Goodnight S. H., A new stage version of Goethes Faust [Witkowskis Bühneneinrichtung].

No. 4. Richards A. E., L'enchanteur Faustus.

No. 5. Hewett W. T., Hermann and Dorothea: a contested interpretation.

No. 6. Heller O., The source of chapter I of Sealsfield's ‚Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre'.

Ibershoff C. H., A curious mistake in Freytag's ‚Die Journalisten'.

Goodnight S. H., Hoskins: Parke Godwin and the Translation of Zschokke's Tales [vgl. Euphorion 13, 320]. — Mit Nachträgen.

No. 7. Prettyman C. W., Clam, Stockfisch and Pickelhäring.

Handschin Ch. H., Zu Tells Monolog. — Ähnlichkeit zwischen der Situation bei Tells Monolog und der in Maler Müllers ‚Golo und Genoveva' II, 3.

Walz J. A., ‚Einen Hasen laufen lassen' in Goethes Dichtung und Wahrheit. — Verweist auf die Erzählung ‚Die gehetzten Hasen' in den ‚Taubmanniana' S. 182.

Reviews. Danton G. H., Pollak: Franz Grillparzer and the Austrian Drama.

No. 8 (Dec.) Priest G. M., A note to Körner's Leier und Schwert [zu dem Sonett ‚Vor Rauchs Büste der Königin Luise'].

Vos B. J., Gottfr. Keller: Das Fähnlein der sieben Aufrechten edited by Howard and Sturtevant (1907).

Studier. Modern Sprakvetenskap utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm.

IV. Berg, Novalis och Fouqué i Sverige.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Literatur** und **Pädagogik.**

11. Jahrgang. 1908. XXI. Band. Heft 5. Simon Ph., Schillers Nänie.

Anzeigen und Mitteilungen. Petsch R., Kipka: Maria Stuart im Drama der Weltliteratur.

Heft 7. Anzeigen usw. Ladendorf O., Schütze: Theodor Storm[2]; Storms Briefe in die Heimat.
Heft 8. Petsch R., Gerhart Hauptmann und die Tragödie des 19. Jhs.
Heft 9. Asmus R., Eichendorffs ,Julian'.
XXII. Band. Heft 5. 6. Schwabe E., Studien zur Entstehungsgeschichte der kursächsischen Kirchen- und Schulordnung vor 1580. [Fortsetzung und Schluß.] — Nachtrag: Heft 7. S. 424.
Heft 6. Süß W., Über den Turbo des Johann Valentin Andreae (1616).
Anzeigen und Mitteilungen. Löffler K., Zu Eberhard Tappe [stammt nicht aus Lüne bei Lüneburg, sondern aus Lünen bei Dortmund].
Heft 7. Credner K., Ludwig Wiese und Hermann Bonitz. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens im 19. Jh.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.**

LXII. Jahrgang. 1908. Oktober. Schneider G., Ibsens Peer Gynt und Björnsons Pfarrer Sang in ihrem Verhältnisse zu der griechischen Tragödie und den tragischen Kunstgesetzen des Aristoteles.
November. Budde G., Aus der Gymnasialpädagogik Schleiermachers. — Nach Böhringers Abhandlung über ,Die Pädagogik Schleiermachers und ihre ethischen Prinzipien' im 40. Jahrgang des ,Jahrbuchs des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik' (1908).
Kinzel K., Ein Oberlehrerroman [Wilh. Arminius, Svietz-Kandidat. 1908].

Zeitschrift für **lateinlose höhere Schulen.**

20. Jahrgang. Heft 2. 1908. Wehnert, Schillers Eigenschaftswort.

Blätter für das **[bayerische] Gymnasial-Schulwesen.**

44. Band. 1908. Heft 5/6 (Mai. Juni). Rück K., Zu Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

59. Jahrgang. 1908. Heft 4 (April). Battisti C., B. H. Brockes' Bethlehemitischer Kindermord.
Heft 5. Gubo A., Johann Gabriel Seidl. — 1. Abdruck einer Seidlschen Ballade ,Mutterlist' (Wie lieblich ruht es sich auf weichem Flaum), die weder in den ,Gesammelten Schriften' des Dichters noch sonst veröffentlicht worden ist. 2. Zwei Grabgedichte von Seidl auf dem aufgelassenen Friedhofe bei St. Maximilian in Cilli (,Der Gatte weiht der Gattin diese Zeilen'. ,Der Tausenden der Bildung erste Keime'). 3. Schreiben Seidls an die Stadtgemeinde Cilli, als sie ihn zum 70. Geburtstage beglückwünschte (Wien 1874 Juli 1).
Minor J., Woltze-Scheidemantel: Das klassische Weimar.
Heft 6. Miszellen. Lentner F., Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau.
Arnold R. F., Prof. Dr. Friedrich Bauer † [20. Febr. 1908]. Nachruf.
Heft 11. Literarische Anzeigen. Wolkan R., Zettel: Hellas und Rom im Spiegel deutscher Dichtung. — Mit Berichtigungen.
Heft 12. Černy J., E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke herausgegeben von v. Maaßen.

Korrespondenz-Blatt für die **Höheren Schulen Württembergs.**

15. Jahrgang. 1908. Heft 3. Fischer H., Einige Winke für Forschungen über schwäbische Mundarten.

Lehrproben und **Lehrgänge.**

1908. Heft 2. Zehme, Über die Methode und Eigenart der Lessingschen Kritik.
Holzner F., Zu Uhlands Schenk von Limburg.
Heft 3. Wehnert, ,Das Glück' von Schiller.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

18. Jahrgang. 1908. Heft 2. 3. Abhandlungen. Willemsen H., Das bergische Schulwesen unter der französischen Herrschaft (1806/13).

Heft 2. Bauch G., Zur älteren Liegnitzer Schulgeschichte.

Kleine Beiträge. Windel R., Über zwei Lehrbücher für den geschichtlichen Unterricht aus dem 18. Jahrhundert. — Johann Adolf Schlegels, Vaters der Brüder Schlegel, ‚Auszug aus der alten Geschichte zur Unterweisung der Kinder. Nach dem Französischen der Frau le Prince de Beaumont‘ (Leipzig 1766); Johann Friedrich Lorenz' Anleitung zur Universalhistorie zum Gebrauch der Schulen (Halle 1775).

Heft 4. Münch W., Die Theorie der Fürstenerziehung im Wandel der Jahrhunderte. [Vortrag.]

Wäschke H., Akten zur Geschichte des Schulwesens in Anhalt. Ein Archivinventar.

Heubaum A., Zum Andenken Friedrich Paulsens.

Beihefte zu den **Mitteilungen** der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

15. Beiheft. 1908. Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1906.

16. Beiheft. 1908. Heigenmooser J., Franz Xaver Hofmann Hofvokal-Bassist in München ein Kämpfer für die Lautiermethode. Methodenstreit von 1772/85.

Beiträge zur **Österreichischen Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

X. Heft. 1908. Weiß A., Geschichte der Theresianischen Schulreform in Böhmen. Zusammengestellt aus den halbjährigen Berichten der Schulen-Oberdirektion 17. September 1777 bis 14. März 1792. II. Band.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.**

17. Jahrgang. 1908. Heft 5. Runze G., Eine Charakteristik Schleiermachers aus dem Kreise des ‚Jungen Deutschland‘. — Gustav Kühnes Aufsatz ‚Friedrich Schleiermacher‘ aus Büchners Deutschem Taschenbuch auf das Jahr 1838, wieder abgedruckt S. 289/300.

Pädagogisches Archiv.

50. Jahrgang. Heft 4 (April) 1908. Lorentz P., Goethes Gedankenlyrik in Prima.

Heft 11 (November). Ziehen J., Richtlinien zur Behandlung von Goethes Italienischer Reise in den Oberklassen der höheren Schulen.

Neue Bahnen. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.

20. Jahrgang. 1908. Heft 1. Loewenberg J., Goethes Mutter.

Deutsche Blätter für **erziehenden Unterricht.**

XXXV. Jahrgang. 1907/8. Nr. 16/19. Fritzsch Th., Ernst Tillich. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages [geb. 1780, † 1807]. — Nr. 19, S. 184 Brief von Tillich an Matthisson, Juli 1807. Vgl. Matthissons Erinnerungen 5 (1816), S. 293/8.

Nr. 23/25. Prümers A., Die Prinzipien der Kinderlieder im Kunstlied.

Nr. 39/41. Karstädt O., Mundart und Schule.

Nr. 45. 46. Hahn R., Herbarts Ästhetik und der Kunstanschauungsunterricht in der Volksschule.

XXXVI. Jahrgang 1908/9. Nr. 10 (November). Sallwürk E. v., Friedrich Mann [geb. 1834, † 1908]. Ein Blatt der Erinnerung.

Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik. Milwaukee, Wisc.

IX. Jahrgang. 1908. Heft 9 (November). Handschin Ch. H., A Bibliography of English Translations of German Novels (Concluded).

Monatsschrift für **das Turnwesen.**

27. Jahrgang. 1908. Heft 7. Wiltberger, Friedrich Ludwig Jahn und die deutsche Nationalversammlung 1848/9.

Körper und Geist. Leipzig.

17. Jahrgang. 1908. Nr. 11/12. Unzer, Friedrich Ludwig Jahn.

Philosophische u. a. Zeitschriften.

Archiv für **Geschichte** der **Philosophie.**

21. (Neue Folge 14.) Band. 1908. Heft 3. Hilferding O., Die Sinne und die Künste.

Archiv für **Religionswissenschaft.**

11. Band. 1908. Heft 2/3. Dieterich A. [† 6. Mai 1908], Die Entstehung der Tragödie.

Wundt W., Märchen, Sage und Legende als Entwicklungsformen des Mythus.

Zeitschrift für **Religionspsychologie.** Grenzfragen der Theologie und Medizin.

2. Band. 1908. Heft 6. Fieger H., P. Don Ferdinand Sterzinger, Bekämpfer des Aberglaubens und Hexenwahns und der Pfarrer Gaßnerschen Wunderkuren.

Kant-Studien.

XIII. Band. 1908. Heft 1/2. Spranger E., W. v. Humboldt und Kant.

Heft 3. Schubert-Soldern R. v., Die Grundfragen der Ästhetik unter kritischer Zugrundelegung von Kants Kritik der Urteilskraft.

Die neu aufgefundenen Kantbriefe [an Joh. Dan. Metzger, Biester, Rud. Gotthold Raht, Hufeland]. Mitgeteilt von P. Menzer.

Romundt H., Vorschlag zu einer Änderung des Textes von Kants Kritik der praktischen Vernunft.

Ergänzungshefte. Nr. 8. O'Sullivan J. M., Vergleich der Methoden Kants und Hegels auf Grund ihrer Behandlung der Kategorie der Quantität. 1908.

Nr. 9. Rademaker F., Kants Lehre vom innern Sinn in der ‚Kritik der reinen Vernunft'. 1908.

Archiv für die **gesamte Psychologie.**

XII. Band. 1908. Heft 1/3. Legowski L. W., Beiträge zur experimentellen Ästhetik.

Heft 4. Reinhard E., Der Ausdruck von Lust und Unlust in der Lyrik.

XIII. Band. 1908. Heft 1/2. Warstat W., Das Tragische.

Heft 3. Scheinert M., Wilhelm von Humboldts Sprachphilosopie.

Psychische Studien. Monatliche Zeitschrift.

Neue Folge. 35. Jahrgang. 1908. Heft 9. Johann Wilhelm Ritter und seine Fragmente. Mitgeteilt von Graf C. Klinckowström.

Zeitschrift für **Ästhetik** und **allgemeine Kunstwissenschaft.**

III. Band. 1908. Heft 2. Besprechungen. Werner R. M., Joachimi-Dege: Deutsche Shakespeare-Probleme im 18. Jahrhundert.

Heft 3. Hilpert C., Eine stilpsychologische Untersuchung, an Hugo von Hofmannsthal.

Richter R., Richard Dehmels ‚Zwei Menschen' als Epos des modernen Pantheismus.

Heft 4. Conrad W., Der ästhetische Gegenstand. Eine phänomenologische Studie. (II. Wortkunst).

Friedemann K., Untersuchungen über die Stellung des Erzählers in der epischen Dichtung.

Besprechungen. Kalischer E., K. W. F. Solger: Erwin, hg. von R. Kurtz (1907).

Zeitschrift für **Sexualwissenschaft.** Leipzig.

1. Jahrgang. 1908. Juli. Katte M., Schillers Malteser — ein homosexuelles Dramenfragment.

Das Forum (Wien).

II. Nr. 9. 1908. Loewe Ph., Ungedrucktes von Anzengruber [Brief an Karl Gürtler].

Theologische Zeitschriften.

Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt.

9. Jahrgang. 1908. Nr. 51. Lennemann W., Adolf Pichler.

Nr. 4. Matter P., Philipp Nicolai.

Kirchner J., Die Lieder Philipp Nicolais.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.

41. Jahrgang. 1908. Nr. 40. 41. Schmidt, Lessings ‚Beweis des Glaubens und der Kraft'.

Nr. 43. Schultze V., Philipp Nicolai.

Deutscher Merkur. Bonn.

39. Jahrgang. 1908. Nr. 22. Wessenbergs Reformgrundsätze und seine gottesdienstlichen Reformen.

Protestantische Monatshefte.

12. Jahrgang. 1908. Heft 9. 10. Arper K., Der Erlösungsgedanke bei Richard Wagner.

Monatschrift für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.**

13. Jahrgang. 1908. Heft. 5. Risch, Sprache und Reim der Lutherlieder.

Protestantenblatt.

41. Jahrgang. 1908. Nr. 38. Kreyenbühl J., Hebbel als religiöser Erzieher.

Die christliche Welt.

22. Jahrgang. 1908. Nr. 33. Frommel O., Ein halbvergessenes Buch: Johann Peter Hebels Biblische Geschichte.

Nr. 47. Bauer J., Schleiermachers Gebet am Totenfest 1829.

Zeitschriften für Kirchengeschichte.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.**

XXIX. Band. 1908. Heft 2 (Mai). Hasenclever A., Kritische Bemerkungen zu Melanchthons Oratio de congressu Bonononiensi Caroli Imperatoris et Clementis Pontificis (Corp. ref. Band XII, S. 307/17).

Brieger Th., Luther und die Nebenehe des Landgrafen Philipp. Untersuchungen.

Analekten. 2. Hasenclever A., Noch einmal die lateinische Originalhandschrift der Confessio Augustana. (Vgl. Bd. XXIX. S. 81 ff.) — 3. Clemen O., Erhard Hegenwald.

Heft 3. Analekten. 2. Schornbaum, Zum Briefwechsel Melanchthons: Christoph Hoffmann an Melanchthon, Jena 1538 Januar 4. — 3. Spitta F., Zur Lebensgeschichte Joh. Polianders [Graumanns]. — 5. Diehl, Zur Lebensgeschichte von Joh. Balthasar Schuppius.

Gesondert, in allen Heften: Bibliographie der kirchengeschichtlichen Literatur.

Archiv für **Reformationsgeschichte.** Texte und Untersuchungen.

Nr. 18. V. Jahrgang. 1908. Heft 2. Johann Bugenhagens Gottesdienstordnung für die Klöster und Stifte in Pommern 1535. (Pia ordinatio caeremoniarum). Mitgeteilt und bearbeitet von A. Uckeley.

Die Konfession des Herzogs Albrecht von Preußen vom 13. Juli 1554. Veröffentlicht von F. Koch.

Stolze W., Die Supplemente zu Magister Lorenz Fries' Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken.

Nr. 19. (3). Pallas K., Briefe und Akten zur Visitationsreise des Bischofs Johannes VII. von Meißen im Kurfürstentum Sachsen 1522.

Mitteilungen. Kalkoff P., Hadrian VI. und Erasmus von Rotterdam. — Fr[iedensburg], Zu Johann Fabris Eintritt in den Dienst Erzherzog Ferdinands von Österreich 1523 [Brief Fabris an den Erzherzog, aus Konstanz 5. Juli d. J.].

Nr. 20. (4). Kroker E., [Georg] Rörers Handschriftenbände und Luthers Tischreden.

Roth F., Der offizielle Bericht der von den Evangelischen zum Regensburger Gespräch Verordneten an ihre Fürsten und Obern. 27. Januar bis 12. März 1546 (Schluß).

Berbig G., Die erste kursächsische Visitation im Ortsland Franken (Schluß).

Ergänzungsband III. 1908. Wotschke Th., Der Briefwechsel der Schweizer mit den Polen.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.**

XIV. Band. 1908. Heft 4. Schnizlein A., Einiges über Johannes Hornburg und Joannes Boemus Aubanus [J. Böhm von Aub]. — Von Böhm erschien Augsburg 1515 eine Sammlung von Gedichten.

Roth F., Die Beziehungen Thomas Naogeorgus (Kirchmairs) zu dem Rate von Augsburg. — Beilagen. Naogeorgus an Wolfgang Musculus (?). Naogeorgus an Michael Keller.

Heft 5. Roth F., Zur Literatur der Augsburger Katechismen.

Beiträge zur **hessischen Kirchengeschichte.** (Ergänzungsband III, 3 des Archivs für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge.)

III. Band. 1907. Heft 3. Hotz W., Cyriacus Spangenbergs Leben und Schicksale als Pfarrer in Schlitz von 1580—1590.

Sippell Th., Zur Ehrenrettung des Laurentius Mörsken [ersten evangelischen Pfarrers der Gemeinde Schweinsberg].

Zeitschrift für **schweizerische Kirchengeschichte.**

2. Jahrgang. 1908. Heft 2. Schumann G., Thomas Murner und die Berner Jetzertragödie (Fortsetzung).

Heft 3. Schmidlin L. R, Die Solothurner Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Jahrbuch des **Vereins** für **evangelische Kirchengeschichte Westfalens.**

10. Jahrgang. 1908. Stenger A., Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Grafschaft Mark.

Moser F., Kleine Bei- und Nachträge zur westfälischen Gelehrtengeschichte. 2. Johann Moritz Schwager und sein Kampf gegen Aberglauben und Hexenwahn.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.**

29. Jahrgang. 1908. Bossert G., Christoph Eleutherobios oder Freisleben. Der frühere Täufer, später Syndikus der Wiener Universität und bischöflicher Offizial. (Zugleich ein Beitrag zur Rechtsgeschichte.)

Dank der Universität Wittenberg an Steyr, vom 8. Mai 1613, für eine Stiftung. Aus dem städtischen Archiv zu Steyr. Mitgeteilt von F. Selle.

Reissenberger K., Beiträge zur Geschichte des Protestantismus auf dem oberen Murboden.

Pfau W. K., Beiträge zur Familienchronik von Johannes Mathesius.

Loesche G., Literarische Rundschau über die den Protestantismus in Österreich betreffenden Veröffentlichungen des Jahres 1907.

Zeitschrift für **Brüdergeschichte.**

II. Jahrgang. 1908. Heft 2. Jaunasch W., Christian Renatus Graf von Zinzendorf [drittes Kind des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, geb. 1727].

Zinzendorfs Tagebuch 1716—1719. Hg. von G. Reichel und J. T. Müller. (1. Fortsetzung.)

Zeitschriften für Musik.

Beethovenjahrbuch. Herausgegeben von Theod. v. Frimmel. München und Leipzig, Georg Müller.

1. Band. 1908. Bischoff F., Beethoven und die Grazer musikalischen Kreise. — Julius Schneller S. 6 ff.

Briefe. — S. 83 ff. Aus dem Briefwechsel Beethovens mit Josef Karl Bernard.

Kastner E., Bibliographie. 1900/06.

Die Musik.

VII. Jahr 1907/08. Heft 19: 7. Wagner-Heft. Zimmermann R., Das Künstlerdrama in Wagners Parsifal.

Panzer F., Richard Wagners Tannhäuser, sein Aufbau und seine Quellen [vornehmlich E. T. A. Hoffmann und Fouqué].

Zwei Briefe Wagners an Julius Stocks zum ersten Male veröffentlicht und eingeleitet von K. Schröder.

Forchhammer E., Einiges über ‚Tristan und Isolde‘ angeregt durch Lilli Lehmanns ‚Studie zu Tristan und Isolde‘.

Zeitschriften für Buchdruck und Bibliothekswesen.

Veröffentlichungen der **Gutenberg-Gesellschaft.**

V. VI. VII. 1908. Schröder E., Das Mainzer Fragment vom Weltgericht. Ein Ausschnitt aus dem Sybillenbuche.

Tronnier A., Die Missaledrucke Peter Schöffers und seines Sohnes Johann.

Velke W., Zu den Bücheranzeigen Peter Schöffers.

Zentralblatt für **Bibliothekswesen.**

XXV. Jahrgang. 1908. Heft 5. Schottenloher K., Die Druckschriften der Backschen Händel. — Nachtrag im 6. Heft. Zusammen 60 Nummern.

Heft 6. Haüe R., Inkunabelverzeichnisse und literarische Wissenschaft.

Heft 7. Schmidt A., Johann Reger in Ulm der Drucker des Briefs des Bundes in Schwaben [1490].

Heft 8/9. Neunte Versammlung Deutscher Bibliothekare in Eisenach am 11. und 12. Juni 1908. 4. Schüddekopf K., Über die Neuordnung und Katalogisierung von Goethes Bibliothek. — 8. Geiger K., Johannes Fallati als Tübinger Oberbibliothekar [geb. 1809 in Hamburg, † 1855. Fallati ist auch als Dichter hervorgetreten. Er bediente sich des Decknamens Bernhard Beggiora].

Blätter für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.**

9. Jahrgang. 1908. Nr. 7/8. Fischer W., Gottfried Keller.

Nr. 9/10. Weitbrecht R., Adolf Schmitthenner als Volksschriftsteller.

Nr. 11/12. Schultze E., Karl Emil Franzos und sein ‚Kampf ums Recht'.

Mitteilungen des **Österr. Vereins** für **Bibliotheken.**

XII. Jahrgang. 1908. Heft 2/3. Die Wiegendrucke der Stiftsbibliothek Herzogenburg.

Schißel v. Fleschenberg O., Hölty-Handschriften. — Prolegomena zu der von dem Verf. vorbereiteten Hölty-Ausgabe. Inventar der drei größten bekannten Handschriften-Sammlungen Höltyscher Werke: Cgm. 5194 b und 5194 a; Eutiner Handschriften.

Rezensionen und Anzeigen. Schißel v. Fleschenberg O., Gugitz: Das Wertherfieber in Österreich. — Wertvoll.

Schißel v. Fleschenberg O., Der deusche Roman um 1800 (10. Antiqu.-Katalog von E. Meyer). — ‚Ein Erzeugnis übelster Sorte' der Antiquar.-Katalogliteratur.

Die Bücherwelt. Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

5. Jahrgang. 1908. Nr. 9/10. Wippermann F., Ernst Koch.

Kiesgen L., Strachwitz und die Balladendichtung.

Nr. 11. Wippermann F., Karl Simrock.

6. Jahrgang. Nr. 1. 2. 1908. Herz H., Der Katholizismus in der schönen Literatur Deutschlands im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart.

Nr. 2. Pöllmann A., Deutsche Witzblätter. Randglossen.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

XII. Jahrgang. Heft 1. April 1908. Geiger L., Römische Briefe eines deutschen Diplomaten. — Vier Briefe von Franz Ludwig Wilhelm von Reden an Therese Huber: Rom, 1819 Oktober 30. 1820 May 8/10. 1821 Juny 23. 1822 Jenner 26.

Ebstein E., Schubart und Bürger, Ein neuer Beitrag zu Bürgers Gedichten in der Musik. — Über die vier Schubartschen Melodien zu den Bürgerschen Texten: Ständchen o. J. (1775), Ballade ‚Ein Ritter rit wol in den Krieg' o. J., Liebeszauber 1784. Der Bruder Graurock und die Pilgerin 1783. Abdruck der Weisen. Nachträge zu Ebsteins älterm Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde 7, 177 ff. (vgl. Euphorion 10, 733 f.).

Heft 2. 3. Seitz K., Ein Bücherfreund vor hundert Jahren. — Die Bibliothek des Realgymnasiums in Itzehoe besitzt 197 bis dahin ungedruckte Briefe Johann Gottwerth Müllers von Itzehoe an den Hamburger Kaufmann Joh. Hinr. Schwormstädt, 1814/27, von denen eine Auswahl zum Teil in Auszügen mitgeteilt wird.

Heft 2. Minde-Pouet, das Originalbild und der letzte Brief Heinrich von Kleists [an seine Schwester Ulrike, faksimiliert].

Hayn H., Johann Praetorius [Schultze] und seine Werke. Ein Beitrag zur Kuriositätenliteratur. — Die alphabetisch geordnete Bibliographie bringt zahlreiche Nachträge zu Goedeke[2] III. S. 237 ff. — Rübezahl S. 84 ff.

Chronik. Geiger L., Ein bibliographisches Kuriosum [Goethes ‚Groß-Kophta'].

Heft 4. Bertram F., Gustavus Selenus' [d. i. Herzogs August des Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg, 1579 bis 1666] Schach- oder Königs-Spiel. — Ergänzung des früher, im XI. Jg. Heft 10 (vgl Euphorion 16, 605), erschienenen Artikels.

Heft 5. Gerhardt L., Crabb Robinson und seine Beziehungen in Weimar und Jena.

Harrwitz M., Unser Deutsches Anonymen-Lexikon.

Heft 6. Hirsch F. E, Zur Biographie Johann Peter Lysers. — Berichtigt und ergänzt Hirschbergs Aufsatz (Euphorion 14, 209) in mancher Richtung und bringt namentlich über Lysers Wiener Zeit manches Unbekannte bei, das den Mann allerdings nicht immer im besten Lichte erscheinen läßt. Die angehängte Bibliographie vermehrt das von Hirschberg und Heckscher gebotene Verzeichnis der Werke von und über Lyser um 312 Nummern. Einige Zeichnungen Lysers trägt Schwarz im 7. Hefte, Beiblatt S. 7 f. nach.

Heft 7. Berger T. W., Don Quixote in Deutschland.

Geiger L., Eine unbekannte Ausgabe von Börnes Schriften. — Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. New York, Joseph Wieck. o. J. Fünf Bände. gr.-8⁰.

Heft 8. Westheim P., Plakate aus der deutschen Vergangenheit. — S. 308 ff. Abdruck des ersten Gedichtes aus: Abentheuerliche, doch warhafte Beschreibung der wundersamen Auffahrt des . . Luftschiffers Herrn Garnerin am 12. September 1805 zu Frankfurt am Mayn . . Getreulich ans Licht gestellt . . durch Hans Sachs den Jüngern, der Poesie Baccalaureum ‚Hilf Himmel, welch Geschrei!'

Seliger P., Ein vergessener Faustdichter. — Johann Faust. Dramatische Phantasie, nach einer Sage des sechzehnten Jahrhunderts. Von Johann Friedrich Schink. Berlin 1804. Bei Johann Daniel Sander. Zwei Theile.

Schißel v. Fleschenberg O., Johann Friedrich Primisser an [Grafen Ferdinand] Bissingen-Nippenburg. — Bey der Abreise Sr. Exzellenz den 20. May 1802. Ein Tyroler, ein Schramberger. Tyroler: ‚Ja edles Schramberg! Sieh; Er kömmt'.

Heft 9 (December). Schlossar A., Georg Matthäus Vischer der österreichische Kartograph und Topograph.

Hirschberg L., Aus dem Archiv der Familie Brentano. II. — Eine größere bisher ungedruckte Dichtung Clemens Brentanos: Zum silbernen Hochzeitsfest des Bruders Franz ‚O, ewiger, allgegenwärtiger! in Zahlen'. Außerdem mehrere Porträts und Porträt-Silhouetten.

Kleemeier F. J., Lessing und der Buchhandel. — Im Anschluß an E. Kundts Schrift (1907).

Im Spiegel der Handschrift. Der Autographen-Publikationen

II. Jahrgang. 1908. Lieferung 4. Ein Brief Otto Erich Hartlebens [an Detlev v. Liliencron] über die Gründung des Simplizissimus mit einem Geleitwort von F. B. Sutter.

5. Zwei Briefe Hugo Wolfs an Detlev von Liliencron. Mit Geleitworten von Detlev von Liliencron und H. W. Rath.

6. Ein Brief Christ. Friedr. Nicolais.

8. Eine neuaufgefundene Zeichnung Goethes von der italienischen Reise, und ein Brief der Bettina [an Pfarrer Bang].

10. Ein Brief und ein Gedicht von Hans Christian Andersen. — Der Brief vom 28. Dezember 1846 ist an K. A. Mayer, den Verfasser des Gedichts ‚Spatz und Spätzin' gerichtet, von dem auch die mitfaksimilierte Übersetzung von Andersens Gedicht ‚Das sterbende Kind' stammt.

Akademie-, Gesellschaftsschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der **Königlich bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.** Philosophisch-philologische und historische Klasse.

Jahrgang 1908. 6. Abhandlung. Muncker F., Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen. — I. Zu Klopstocks Rede über die epischen Dichter [1745]. II. Zu den biblischen Trauerspielen Klopstocks.

Nachrichten von der **Königlichen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse.

1908. Heft 1. Schröder E., ‚Blachfeld' [wortgeschichtliche Untersuchung].

Heft 5. Schröder E., Maler Müllers große Liebesode. — 567 ff. Abdruck der ‚Liebensode' nach der handschriftlichen Fassung.

Geschäftliche Mitteilungen 1908. Heft 2. Leo F., Bericht über die Hallerfeier in Bern.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

170. Jahrgang. 1908. Nr. V. Ehrismann G., Peltzer: Goethe und die Ursprünge der neueren deutschen Landschaftsmalerei (1907).

Sitzungsberichte der **kurländischen Gesellschaft** für **Literatur** und **Kunst** und Jahresbericht des kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1907.

1908. Die 912. Sitzung am 4. April 1907. Fircks E. v, Über Joh. Adam Hiller (1728 bis 1804) und die herzogliche Oper in Mitau unter Herzog Peter. [Vortrag. Referat].

Beilagen. I. Fünf Briefe der Herzogin Dorothea von Kurland und zwei von Elise von der Recke an Professor Karl Morgenstern [Goedeke[2] 7, 471,5] in Dorpat. Nach den für die Gesellschaft für Literatur und Kunst angefertigten Abschriften der Originale, die sich auf der Dorpater Universitätsbibliothek befinden, mitgeteilt von H. Diederichs [aus den Jahren 1807, 1808 und 1818].

II. Fünf Briefe des Professor Dr. M. G. v. Paucker an Ulrich von Schlippenbach [Goedeke[2] 7, 477/9]. 1817. 1818. Mitgeteilt von E. Krüger.

Abhandlungen der **königl. preuß. Akademie** der **Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse.**

Anhang. 1908. Abh. III. Seuffert B., Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe V. Chronologie 1. Hälfte 1762—1782 [umfassend die Nrn. 134 bis 759].

Sitzungsberichte der **königl. preuß. Akademie** der **Wissenschaften.**

1908. XXIII. Pischel R., Ins Gras beißen.

Sitzungsberichte der **kais. Akademie** der **Wissenschaften** in **Wien.** Philosophisch-Historische Klasse.

158. Band, 4. Abhandlung. 1908. XI. Mitteilung der Phonogramm-Archivs-Kommission. Seemüller J., Deutsche Mundarten. I.

The Bulletin of the **Washington University Association.** Saint Louis.

Vol. VI. 1908. Heller O., Charles Sealsfield.

Seiberth Ph., Four Masters of the modern German Novelle. — Gottfried Keller, Theodor Storm, Conr. Ferd. Meyer und Paul Heyse.

Mitteilungen der **literarhistorischen Gesellschaft Bonn.**

2. Jahrgang. 1907. Sonderheft. Nr. 7. Ziele und Wege deutscher Dichtung nach Äußerungen ihrer Schöpfer. Mit Beiträgen von Peter Altenberg, Otto Julius Bierbaum, Martin Boelitz, Frieda Freiin von Bülow, Kaete Cajetan-Milner, Willrath Dreesen, Gustav Falke, Anselma Heine, Rudolf Huch, Thomas Mann, Adalbert Meinhardt, Hugo Salus, Richard Schaukal, Johannes Schlaf, Clara Viebig.

Nr. 8. Litzmann G., Das naturalistische Drama. Von seiner Entstehung und Technik.

Nr. 9. Bertram E., Über Hugo von Hofmannsthal. Zum ersten Bande der ‚prosaischen Schriften'.

3. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Nieten O., Frank Wedekind (eine Orientierung über sein Schaffen).

Nr. 2. Bertram E., Über Stefan George.

Nr. 3. Gottfried Keller als Charakteristiker I. Referat von K. Rick. Korreferat von F. Ohmann.

Nr. 4. Schmitt S., Über Nietzsches ‚Gedichte und Sprüche'.

Nr. 7. [lies: 5]. Steinert W., Über Niederrheinische Dichtung.

Nr. 6. Ohmann F., Das Tragische in Gerhart Hauptmanns Dramen.

Jahrbuch des **Freien Deutschen Hochstifts.**

1907. [ausgegeben: 1908].

Aus den Fachabteilungen. Panzer F., Richard Wagner und Fouqué. — Wagner habe ‚zahlreiche und tiefgehende Anregungen für die Gestaltung mehrerer seiner Dichtungen im ganzen und einzelnen, stofflich und formal von Fouqué empfangen'.

Festvorträge. Güntter O., Das Gedächtnis Schillers in seiner Heimat.

Steig R., Aus Suleikas hohen Tagen.

Aus dem Goethemuseum. Heuer O., Goethe und die Königsleutnantsbilder

Hartmann Gr., Unsere Almanache.

Hering R., Freiherr von Stein, Goethe und die Anfänge der ‚Monumenta Germaniae historica'.

Jahrbuch des **Stiftes Klosterneuburg.** Hg. von Mitgliedern des Chorherrenstiftes. Wien.

I. 1908. Černik B., Die Anfänge des Humanismus im Chorherrenstift Klosterneuburg.

Anzeiger des **Germanischen Nationalmuseums.**

Jahrgang 1907. Heft 3/4. Schulz F. T., Ein Bildnis Georg Philipp Harsdörfers von Georg Strauch.

Zeitschrift des **mährischen Landesmuseums.**

VIII. Band. 1908. Heft 1. Grolig M., Die ‚Freimaurer-Bibliothek' in der mährischen Landesbibliothek in Brünn. — Bibliographie.

Heft 2. Freude F., Eine verschollene Schrift des Freih. [Josef] v. Petrasch. — ‚Von der Erfindung', [gezeichnet:] J. Fr. von P. P., abgedruckt in: Probe einer neuen Zeitung. 1764. In derselben Zeitung finden sich auch noch zwei Satiren von Petrasch, dann einige kleinere Gedichte, vermutlich von Gottl. Karl v. Windisch.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin.**

Neue Folge. 1. Briefe an Rudolph Köpke. 1909. — Von K. L. Blum, Heidelberg 1857 Juni 6. 1861 August 2. — Luise von Bülow, Grünhof 1855 Februar 17. — Carl Gustav Carus, Dresden 1854 November 25. — Eduard Devrient, Karlsruhe 1853 April 10. 1852 [lies: 1853] Dezember 30. — Immanuel Hermann Fichte, Stuttgart 1859 September 27. Oktober 16: Tübingen 1860 Januar 2. — Kuno Fischer, Jena 1870 Januar 9. — Carl v. Holtei, 16 Briefe aus Breslau (Silberberg und Gratz) vom 30. Dezember 1863 bis 8. Juli 1869; S. 27/32 ein Brief von R. Köpke an Holtei vom Januar 1864. — Emil Kuh, Wien 1869 März 31; Mödling bei Wien 1869 Juli 3; Währing bei Wien 1869 August 1. — W. v. Maltzahn, Weimar 1869 Juni 12. — Adolf Pichler, Innsbruck 1857 Januar 19. 1858 Januar 10. Dezember 31. — Karl Frh. v. Richthofen, Damsdorf bei Striegau 1866 Januar 2. — Friedrich Ritschl, 1869 Dezember 31. — Ludwig Tieck [Köpke erhielt den Brief am 29. März 1853].

22. Bericht des **Basler Irrenhilfsvereins.** Basel 1908.

Hinrichsen O., Franz Grillparzer [vom Standpunkte des Psychiaters. Vortrag].

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.**

56. Jahrgang. 1908. Nr. 4. Becker A., Pfälzer Frühlingsfeiern.

Nr. 5/6. Wille, Humanismus in der Pfalz [aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. XXIII, 1 abgedruckt].

Beringer J. A., Goethe und seine Beziehungen zur Kunst in Kurpfalz.

Nr. 7. Reuschel K., Neue Schriften zur Volkskunde.

Historische Zeitschrift.

3. Folge 5. (der ganzen Reihe 101.) Band. 1908. Heft 2. Miszellen. Eine Denkschrift des Grafen [Karl] von Finckenstein ‚Über die Freiheiten der Ritterschaft' (1811). Veröffentlicht von F. Meusel.

Herders Jahrbücher. Jahrbuch der **Zeit-** und **Kulturgeschichte.** Hg. von F. Schnürer. Freiburg im Breisgau, Herder.

II. 1. Jahrgang [für 1907]. 1908. Aus dem Inhalt: IV. Soziale und wirtschaftliche Fragen. Roloff E. M., Unterrichts- und Bildungswesen. — Kellen T., Die Presse in Deutschland. — Weimar A., Die deutsche Presse in Österreich.

V. Wissenschaften. Stein B., Literaturgeschichte. — Blümml E. K., Volkskunde.

VI. Literatur. Oehl W., Lyrik und Epik. — Sprengler J., Dramatische Literatur und Theater. — Brentano H., Prosaschriften.

Deutsche Geschichtsblätter.

IX. Band. Heft 8. 1908. Lucke W., Deutsche Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation.

X. Band. 1908. Heft 2 (November). Gebhardt A., Die Bedeutung des Namens Nürnberg.

Historisch-politische Blätter.

141. Band. 1908. Heft 7. Stiglmayr J., S. J., Erinnerungen an . . Heinrich Gelzer in Jena [geb. 1847, † 1904].

142. Band. Heft 1. 2. 3. Mayrhofer J., Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus.

Heft 4. Schönbach A., Betty Paoli.

Heft 5. Lübeck K., Die Hamburger Zensur und der Deutsche Bund. — Im Anschluß an H. Gerstenbergs Programm (Hamburg 1908).

Walhalla, München.

4. Band. 1908. Golther W., Parzival und der Gral in deutscher Sage des Mittelalters und der Neuzeit.

Kralik R. v., Ein historisches Volkslied vom Tode des Kaisers Franz.

Jahrbuch für **jüdische Geschichte** und **Literatur.**

11. Band. 1908. Geiger L., Karl Emil Franzos.

Monatsschrift für **Geschichte** und **Wissenschaft** des **Judentums.**

52. Jahrgang. 1908. Heft 9/10. Geiger L., Zum Andenken an Moritz Veit.

Biographisches Jahrbuch und **Deutscher Nekrolog.**

Register zum I. bis X. Band (1896—1905). Bearbeitet von Georg Wolff. Berlin 1908. — Ins Register einbezogen sind auch die Totenlisten 1896/98, 1900/05, die den Nekrolog vielfach ergänzen und berichtigen.

XI. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906. 1908.

Herausgehoben seien: Johannes Grunow, Verlagsbuchhändler und Redakteur der ‚Grenzboten', geb. 11. Oktober 1845 (O. Kaemmel). — J. Ludwig Bräutigam, Literarhistoriker, geb. 12. Januar 1852 (A. Tille). — Moriz Heyne, Germanist, Mitarbeiter an Grimms Deutschem Wörterbuch, geb.

8. Juni 1837 (E. Schröder). — Anton Renk, Schriftsteller, geb. 10. September 1871 (A. Sonntag). — Eduard von Hartmann, Philosoph, geb. 23. Februar 1842 (W. v. Schnehen). — Heinrich Seidel, Dichter, geb. 25. Juni 1842 (J. Trojan). — Friederike Goßmann vermählte Gräfin Prokesch-Osten, Schauspielerin, geb. 23. März 1838 (G. v. Berlepsch). — Adolf Bekk, Schulmann und Dichter, geb. 16. Juni 1830 (A. Sonntag). — Ferdinand von Scala, P. O. C., Schriftsteller, geb. 28. Mai 1866 (A. Sonntag). — Ernst W. Förstemann, Sprachforscher, geb. 18. September 1822 (A. Reichardt). — Jakob Julius David, Dichter, geb. 6. Februar 1859 (St. Hock). — Ludwig Speidel, Schriftsteller, geb. 11. April 1830 (L. Hevesi). — Ferdinand von Saar, Dichter, geb. 30. September 1833 (St. Hock). — Carl Schurz, amerikanischer Staatsmann, geb. 2. März 1829 (E. v. Halle). — Ergänzungen und Nachträge: Karl August von Heigel, Dichter, geb. 25. März 1835, † 3. September 1905 (A. Dreyer).

Holleck-Weithmann, Totenliste 1906.

Archiv für **Kulturgeschichte.**

VI. Band. 1908. Heft 3. Christian Adolph v. Anackers Beschreibung seiner Reise von Lissabon nach Wien (1733). Mitgeteilt von Th. Renaud. — Vgl. ‚Archiv‘ 5, 24 ff.

Heft 4. Reisetagebuch eines Dresdners [des späteren Geheimen Kammerschreibers Conrad Rüger] vom Jahre 1691. Mitgeteilt von C. Rüger.

Menke-Glückert, Erwiderung [auf R. M. Meyers Rezension von M.-G.s ‚Goethe als Geschichtsphilosoph‘]; Meyer R. M., Antwort.

Historische Lokal- und Provinzial-Zeitschriften.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich **Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Geschichtskunde** zu **Freiburg i. B.**

Neue Folge, Band 9 (ganze Reihe 36). 1908. Heft 2. Dietzel F., Die Mundart des Dorfs Wachbach im Oberamt Mergentheim. (Fortsetzung.)

Beck P., Bodenseepoesie vom Ende des 18. Jahrhunderts. — Abdruck eines anonymen Gedichtes, als dessen Verfasser Beck den Schriftsteller Joh. Mich. Armbruster (geb. 1761; † 1814 in Wien) vermutet, aus der ‚Vorarlbergischen Chronik‘. Bregenz, Jos. Brentano. 1793. S. 68 ff.

Himmelsicher E., Scherzhafte Reime auf das Bauernleben. — Verf. des S. 152 mitgeteilten neuen Bauernliedes (‚Es ist nicht zu beschreiben‘) soll der 1883 im Eisenbach † Uhrmacher Augustin Schwörer gewesen sein. ‚Das alte Bauernlied‘ beginnt ‚Schauet hinaus in diese Welt‘. — S. 153 Der arme Bur ‚Bin i nit en arme Bu‘.

Heft 3. Badische Sagen. Aus Anton Birlingers Nachlaß mitgeteilt von F. Pfaff.

Ein Bauerngespräch aus dem Jahre 1738 in schwäbischer Mundart. Mitgeteilt von A. Mannheimer. — ‚Das lamentirende Jud-Süßische Frauenzimmer Unter dem großen eisernen Galgen vor Stuttgardt draußen, Wie solches . . Zwey Würtembergische Bauren Nemlich Veit Dudium von Wurmberg und Hans Michel Sauer von Plieningen antreffen usw.‘ (Sammelband von Flugschriften auf Jud Süß: München, Hof- u. Staatsbibl. Biogr. 242.)

Altpreußische Monatsschrift.

XLV. Band. 1908. Heft 2. 3. Sembritzki J., Die ostpreußische Dichtung 1770 bis 1800. — Diese umfängliche und bemerkenswerte Abhandlung,

die nach ‚möglichster quellenmäßiger Genauigkeit und Vollständigkeit, besonders auch in biographischer und bibliographischer Hinsicht' strebt, zerfällt in folgende Abschnitte: I. Einleitung. II. Die Periode 1770/90. A. Kreutzfeld und seine Freunde. B. Die Blumenlesen und Zeitschriften und ihre Dichter. C. Spätere, den Übergang zur nächsten Periode vermittelnde und abseits stehende Dichter. D. Rückblick auf die Periode 1770/90; Resultate. III. Die Periode von 1790/1800; Wirken der Königl. Deutschen Gesellschaft. A. Auswärtige Dichter. B. Einheimische Dichter; Nachträge; Personen- und Sachregister; Nachträge II; Letzter Nachtrag. — Von den in diesen Abteilungen behandelten Dichtern seien folgende hervorgehoben: Joh. Gottlieb Kreutzfeld 1745/84, George Friedrich John 1742/1800, Carl Gottlieb Bock 1746/1829 (über dessen Sohn Friedrich Raphael Bock 1779/1837, S. 251/3), Friedrich Otto v. Diericke 1743/1819. — Ludwig v. Baczko 1756/1823, Johann Brahl 1754/1812, Joh. Daniel Funk 1757/1807, Carl Alexander Herklots, geb. 1756 (nicht: 1757 oder 1759) † 1830, Friedrich Samuel Mohr 1760 (identisch mit dem bei Goedeke 7, 152 aufgeführten, der 1805 starb?), Joh. George Scheffner, A. Zaluski (= Adalbert Zalesky?) über dessen Lebensumstände nichts zu ermitteln war, er gab 1791 zu Königsberg anonym ‚Gedichte eines Dilettanten' heraus. — Zacharias Werner, August Adolph Leopold Graf von Lehndorff, geb. 1771, † wann? (mit ausführlicher Bibliographie), Carl Heinrich Friedrich v. Felgenhauer, Hgbr. der ‚Dichter-Blumen' Basel 1795, Ernst Friedrich Jester 1743/1822, Wilh. Gottlieb Keber 1764/1821, mit Samuel Gottlieb Wald Hgbr. der ‚Preußischen Monatsschrift' 1788 ff. — Karl Wilh. Cruse 1765/1834, Isaac Abraham Euchel 1756/1804, Aug. Samuel Gerber 1765/1821, Georg Karl Haberland † 1835, Johann Michael Hamann (Joh. Georg H.s Sohn) 1769/1813, Chn. Frdr. Kaatzky 1739/1804, Joh. Jul. Friedr. Graf v. Klingsporn geb. 1766 (nach andern 1763) † wann?, Ludwig Rhesa 1776/1840, Adolf Wilh. Schmolck.

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde.

VII. Band. 1908. Hoßfeld M. Johannes Heynlin aus Stein. Ein Kapitel aus der Frühzeit des deutschen Humanismus. (Fortsetzung.)

VIII. Band. o. J. Heft 1. Dürr E., Die Chronik des Felix Hemerli (Zweite Fortsetzung der Chronik der Stadt Zürich.)

Forschungen zur **Geschichte Bayerns.**

XVI. Band. 1908. Heft 1/2. Stieda W., Das Projekt zur Errichtung einer ‚Kameral-Hohenschule' in München im Jahre 1777.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und **Cistercienser-Orden.**

XXIX. Jahrgang. 1908. Heft 3. Halusa T., Heinrich Heine. (1799—1856).

Zeitschrift des **Bergischen Geschichtsvereins.**

41. (Der neuen Folge 31.) Band. Jahrgang 1908. Schell O., Beiträge zur Geschichte des Oberbürgermeisters [Joh. Rütger] Brüning in Elberfeld [† 22. Juli 1837]. 1. Lebensabriß Brünings. 2. Drei Tagebücher Brünings [1822 1826.] — S. 99 f. Jung-Stilling.

Gruner J v., Gruners ‚Aufforderung an deutsche Jünglinge und Männer zum Kampf für Deutschlands Freiheit' (29. November 1813) in ihrer Verbindung mit E. M. Arndts Schrift: ‚Was bedeutet Landsturm und Landwehr'. Eine Berichtigung. — Gegen R. Müllers Aufsatz vorstehenden Titels im 40. Bande der ‚Zeitschrift'.

Rotscheidt W., Rheinische Studenten am Gymnasium illustre in Bremen (1610—1788).

Seitz, Bibliographie zur bergischen Geschichte für die Zeit vom 1. Oktober 1907 bis 1. Oktober 1908 nebst Nachträgen.

Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern.
XIX. Band. Heft 1. 1908. Kasser P., Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen.

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.
37. Heft. 1908. Pletscher A., Sitten, Gebräuche und ländliches Leben im Dorfe Schleitheim am Randen, Kanton Schaffhausen, im vorigen Jahrhundert.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
XLVI. Jahrgang. 1907. Heft 2. Johanneslied II. Mitgeteilt von E. K. Blümml. — Lied von dem h. Johann von Nepomuk. König Wenzl: ‚Ihr seid das einzig Leben‘. Nach der Handschrift Nr. 659 aus 1859 des Steiermärkischen Landesarchivs (Joanneumsabteilung). Der Aufschreibung liegt ein bei Widmanstädter in Graz 1771 gedrucktes fliegendes Blatt zugrunde.
XLVII. Jahrgang. 1908. Heft 1. Historisches Lied aus dem Siebenjährigen Krieg. Mitgeteilt von E. K. Blümml. — Nach der Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757. ‚Frage nit, ob auch auf Erden‘. Entnommen einem Kölner-Liederbuch, das in der Stadtbibliothek zu Trier aufbewahrt ist.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.
21. Band, 1. Hälfte. 1908. Czygan P., Über die französische Zensur während der Okkupation von Berlin und ihren Leiter, den Prediger Hauchecorne, in den Jahren 1806 bis 1808.
Kleine Mitteilungen. Clemen O., Zu Georg Sabinus. — 1. Nachweis eines Sonderdrucks der ‚Elegia ad illustrem principem ac dominum D. Magnum Ducem Megalburgensem, scripta a Georgio Anonymo M. D. XXX‘. — 2. Brief des Sabinus an einen Herrn Johann [vermutlich den kurfürstlichen Rat Johann Weinleben] 1540 November 16.
Meusel F., Ranke und Marwitz. — Brief von Bertha von der Marwitz an ihren Schwager v. Arnstedt, [Berlin] 1849 Dezember 18.
Festschrift zu Gustav Schmollers 70. Geburtstag. Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte hg. vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. 1908.
Aus dem Inhalt: Arnheim F., Freiherr Benedikt Skytte (1614–1683), der Urheber des Planes einer brandenburgischen ‚Universal-Universität der Völker, Wissenschaften und Künste‘.
Bailleu P., Die Verabschiedung des Kriegsrats Friedrich Gentz, 1802. — Gentz an Minister Voß und dessen Antwort (1802) S. 239 ff; Gentz an Marquis Lucchesini (1803) S. 244/51.
Tschirch O., Hendrik Steffens' politischer Entwicklungsgang. Im Anschluß an seine Vorlesungen von 1808.

‚Brandenburgia‘. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.
XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 3. Niendorf, Martin Anton Niendorf, ein märkischer Dichter und Schriftsteller. Sein Leben und Wirken [geb. 1826, † 1878].
Nr. 4. 5. Kleine Mitteilungen. Jülicher R, Zum märkischen Volksglauben.
Nr. 5. Lemke E., Die rote Farbe. (Volkstümliches aus alter und neuer Zeit.) Vortrag.
Nr. 6. Friedel E., Über die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde.
Albrecht G., Kinderlieder aus der Zauche. Mitgeteilt.
Wienecke F., Sagen aus dem Dorfe Lögow bei Wildberg in der Mark. Mitgeteilt.
Wienecke F., Lebenssprüche aus der Grafschaft Ruppin. Mitgeteilt.

Weineck F., Ein Pfingstbrauch in dem Altenburger Holzlande.
Weineck F., Johannisfeuer.
Mielke R., Schimpf- und Scheltworte.

Jahrbuch des **Geschichtsvereins** für das Herzogtum **Braunschweig.**

6. Jahrgang. 1907. Zimmermann P., Kleine Goethe-Beiträge aus Braunschweig. — 1. Brief von Goethe an den Kammer- und Bergrat Karl Chassot von Florencourt in Blankenburg, Weimar 1790 Februar 17. — 2. Aus dem Tagebuche des Abtes Henke vom 2. Oktober 1793 und aus einem Briefe desselben an seine Gattin, Jena 1793 Oktober 2. — 3. Drei kurze Briefe Goethes an Voigt, W(eimar) 1798 Oktober 10 und an zwei unbekannte Adressaten: W(eimar) 1795 Januar 7; undatiert.

Braunschweigisches Magazin.

13. Band. Jahrgang 1907. Nr. 1. 2. Zimmermann P., Über ein Stammbuch Philipps von Damm [mit Eintragungen seit 1577] und über Stammbücher im Allgemeinen.

Nr. 2. Henrici E., Des Johannes Caselius Dichtungen in Handschriften zu Wolfenbüttel. — Zwei deutsche Gedichte S. 15 f. mitgeteilt.

Wehrhan K., Zur Kenntnis von Johann Anton Leisewitz als Dichter. — Eintrag ins Stammbuch Jakob Ludwig Passavants, abgedruckt aus dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge I 1888 S. 26 f.

Nr. 4. Zum Gedächtnis der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar † 10. April 1807.

Das letzte Gedicht des Grafen Hans von Veltheim [1818/54. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 39, S. 587/93]. — ‚Sei mir zum letzten Mal gegrüßt, Schloß meiner Ahnen'.

Nr. 6. Henrici E., Funde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven. I. Andreas Mylius, ein Dichter des 16. Jahrhunderts [geb. 30. November 1527 in Meißen, † 30. April 1594 als Meklenburgischer Rat. Henrici bereitet eine Ausgabe der Gedichte vor].

Nr. 8. Vogeley W. Mitteilungen über Ferdinand August Oldenburg aus Braunschweig. — Joh. Ferd. August Oldenburg, geb. am 25. November 1799 in Braunschweig, Schauspieler, Schriftsteller, 1838 von der Erlanger Universität zum Doktor der Philosophie ernannt, † in Wiesbaden am 10. Oktober 1868. Ein Verzeichnis seiner selbständigen Werke (Novellen, Schau- und Lustspiele, Gedichte und anderes, seit 1826) auf S. 90. — Eine dürftige Nachricht über ihn Goedeke, 1. Auflage. III., S. 921, Nr. 774.

Schau-ins-Land. an tag gegeben vom **Breisgau**-Verein ‚Schau-ins-Land' zu Freiburg in B.

35. Jahrlauf. 1908. Mayer H., Johannes Eck in Freiburg.

Mitteilungen des **Vereins** für **Chemnitzer Geschichte.**

XIV. Jahrbuch für 1906/8. 1908. Happach P. O., Rektor Friedrich Liebegott Becher [geb. 21. November 1766, Rektor des Chemnitzer Lyzeums, † 16. Dezember 1830]. — S. 160/2: Verzeichnis der Schriften Rektor Bechers [darunter auch lateinische Gedichte, z. B. eine Elegie an C. A. Boettiger. Lauban 1791].

Dresdner Geschichtsblätter.

XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 3. Schnorr von Carolsfeld F., Ernst Rietschel und Julius Schnorr. Zum Andenken an ihr Freundschaftsverhältnis. — Mit Briefwechsel der beiden.

Jahrbuch für **Geschichte, Sprache** u. **Literatur Elsaß-Lothringens.**

XXIV. Jahrgang. 1908. M[artin] E. Johann Friedrich Oberlin [mit Silhouette].

Sagen aus dem krummen Elsaß, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion, veröffentlicht von Menges. III. Aus dem Kanton Lützelstein.

Rausch H. A., Die Spiele der Jugend aus Fischarts Gargantua cap. XXV.

Renaud Th., Das Tagebuch des cand theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg [12. Merz bis 14. Dezember 1774].

Gedichte für A[ug.] M[axim.] Baron Zorn von Blobsheim Kaiserl. Feldmarschallieutenant [geb. 1714, † 1774]. Mitgeteilt von E. M[artin]. — ‚Abschieds-Ode' bei des Generals Reise nach Galizien, von dessen Schwester Sophia Louisa von Reischach, 20. Juni 1773 ‚Wie die verlaßne Turteltaube' (S. 225 ff.). Außerdem lagen dem Mitteiler noch neun poetische Huldigungen vor, die dem General von seinen militärischen Untergebenen besonders zu Neujahr oder zum Namenstag dargebracht wurden. Als Verfasser nennen sich Christian Gottfried Federlin, Gemeiner von der Leib Comp., Matthäus Schönleben, Gottfried Meischner, ein Wiener, Carl Wilhelm Dornbeck, Füselier von des Hptm. Kuntz Compag., dieser auch im Namen der Comischen Gesellschaft, und Johannes Fronneck, Bedienter, dieser mit dem Datum Schlos Shinava etc. 12. 8bris 1773.

Kassel, Meßti und Kirwe im Elsaß. (Schluß.)

Zeitschrift für die **Geschichte** und **Altertumskunde Ermlands.**

17. Band. Heft 1. Der ganzen Folge Heft 49. 1908. Lühr G., Die Schüler des Rößeler Gymnasiums nach dem Album der marianischen Kongregation. Zweiter Teil 1749—1797.

Kolberg A., Die volkstümlichen Namen, käslauisch und breslauisch.

Erzgebirgs-Zeitung.

XXIX. Jahrgang. 1908. Heft 5. Urban M., Ein historischer Pfarrherr der Bergstadt St. Joachimstal [Johannes Sylvius Egranus, d. i. Johannes Wildenauer aus Eger].

Heft 5/12. J. B., Erklärung heimatlicher Namen. (Fortsetzung.)

Fuldaer Geschichtsblätter. Monatsbeilage der ‚Fuldaer Zeitung'. Zeitschrift des Fuldaer Geschichtsvereins.

VII. Jahrgang. 1908. Nr. 3. 4. 5. 6. 7. Richter G., Ulrich von Hutten und das Kloster Fulda.

Zeitschrift des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte.**

XII. Band. Heft 3 (Schlußheft). 1908. Erinnerungen an den hamburgischen Dichter Wilhelm [Heinrich Anton Andreas] Hocker. Gesammelt und zusammengestellt von Heckscher. — Hocker, geb. 28. Dezember 1812 im mecklenburgischen Städtchen Boizenburg an der Elbe, † 1850 zu Hamburg im Allgemeinen Krankenhause. — Einzeldrucke von Wilhelm Hockers Dichtungen in chronologischer Folge, nebst Erklärungen [und Proben 1830/49]. S. 363/98; Einige Schriften gegen Hocker. S. 399/408; Bildnisse von Wilhelm Hocker. S. 403/5; Karikaturen. S. 405/8. — Seine wenigen Beiträge zu Zeitschriften und Zeitungen seit 1830 S. 359/63 mit Proben verzeichnet. Sieh weiter unten.

Heckscher J., Zweiter Nachtrag und Schluß zu: Die Literatur des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Ein bibliographischer Versuch.

Ferber R., Aus meiner Hocker-Sammlung. Einige Ergänzungen. — Vgl. weiter oben. — I. Ein Lied an die Kunstreiterinnen. 1834; II. Ergänzungen zur Hocker-Bibliographie [1838. 1840 f. 1844. 1848 f.]. III. Spottbilder; IV. Bildnisse; V. Genealogische Mitteilungen. Nach F. A. Cropps Notizen.

Wohlwill Adolf [geb. 10. Mai 1843 zu Seesen im Herzogtum Braunschweig], Rückblicke auf meine Lern- und Lehrjahre. — Verzeichnis seiner Schriften mit Berichtigungen zu mehreren, S. 551/61 (35 Nrn.).

XIII. Band. 1908. Heft 1. Jenaer Studentenbriefe von Johannes Versmann. Mitgeteilt von A. Wohlwill. — Johannes Georg Andreas Versmann, vom Dezember 1861 bis zu seinem Tode (28. Juli 1899) Mitglied des hamburgischen Senats, studierte 1840/42 in Jena. Die aus diesen Jahren mitgeteilten 20 Briefe sind an seinen Vater und an seine Brüder gerichtet.

Heft 2. Wohlwill A., Hamburg und der Islam, insbesondere am Ende des 17. Jahrhunderts. — S. 376 ff. über Lucas von Bostels von Franck komponierte Oper ‚Cara Mustapha'. (1686).

Mitteilungen des **Vereins** für **Hamburgische Geschichte.**

27. Jahrgang 1907. IX. Band. Heft 3. 1908. Nr. 1. Rode A., Die Privilegirten Hamburgischen Anzeigen und die Zensur. — Ergänzung zu Lappenbergs Angaben (Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg S. LXXXIII): die ‚P. H. A.' erschienen seit Freitag, 4. Januar 1737 ununterbrochen. Vom Jahrgang 1738 kamen öffentlich nur 7 Stücke heraus, in dem 8. hatte der Zensor das meiste gestrichen. Erst im Jahre 1754 wurde die Herausgabe wieder begonnen und bis 1779 weitergeführt.

Schnitger C. R., Hasenmoor. — Zur Erklärung dieses ‚ungelösten sprachlichen Rätsels' der hamburgischen Topographie.

Nr. 2/3. Heyden W., Franz [Wilhelm Theodor] Gabain, gestorben den 7. Februar 1907 [geb. 20. Januar 1843 in Hamburg]. — Mitverfasser des ‚Hamburger Wanderbuchs'. Auch lyrischer Dichter.

Heckscher, Über hamburgische Schülerzeitungen. — I. Geschriebene. 1. Verschiedene von Kindern des Heiseschen Hauses 1788 bis 1792 herausgegebene, über die nach W. v. Bippen, Georg Arnold Heise. Halle 1852. S. 18 ff. berichtet wird (S. 409/12): ‚Der ungezwungene Bothe', ‚Pluckfinken', ‚Der junge Schwätzer', ‚Der Bartholdstädter Patriot', ‚Der Bartholdstädter Staatskalender'. — Zwei von Schülern des Johanneums geschriebene Primanerzeitungen: 2. ‚Allerhand und allerlei wohlfeile Waar''. 1829, Nr. 1/25 vom 8. Januar bis 6. April. Verschiedene Redakteure: 3. ‚Neue verbesserte Primaner-Zeitung'. 1829 Nr. 1/6 von Mitte Juni bis 16. Juli (S. 412/5). — 4. Der Scandal, hg. von Mitgliedern des Klubs ‚Germania', einer Schülerverbindung des Johanneums, deren Mitstifter wohl Karl Koppmann gewesen ist: 1860 (21. Dezember) bis 1861 (22. März), 8 Nrn. (S. 407/9). — 5. ‚Der Sarkasmus'. 1869 oder 1870, 2 Nrn. Herausgeber: Paul Albrecht, nachmals bekannt geworden durch sein Buch ‚Leszings Plagiate' (S. 415 f.). — 6. ‚Die Revolverschnauze' 1903, 3 hektographierte Nrn. Chefredakteur Ernst Reichmann usw. Mitarbeiter war Schüler der Oberrealschule vor dem Holstentore (S. 416). — II. Gedruckte. 7. ‚Der Primaner', hg. von J. J. Eschenburg und anderen. 1761 f. 4 Quartale (S. 416/20). — 8. ‚Stunden der Muße', red. von Morris Jessurun, 1852. Nr. 1/6 vom 25. März bis 22. April (S. 426/8). — 9. ‚Braga. Organ für Wissenschaft und Kunst. Redigiert von einem Kreise deutscher Jünglinge'. 3 Hefte: 1: Juni 1861; 2: Oktober; 3: 2. Jg. Januar 1862. Im Commissionsverlage von Hoffmann & Campe. Begründet von Albert Borcherdt und anderen (S. 420/6). — 10. ‚Variatio delectat'. Als Manuskript gedruckt. 1903. Hamburg, Carl P. B. Lange. Dem Verf. lagen nur die Nrn. 3 und 4 vor.

Nirrnheim H., Johann Anton Leisewitz und Sophie Seyler.

Nr. 6/7. Nirrnheim H., Übersicht über die im Jahre 1906 erschienene Literatur zur hamburgischen Geschichte nebst einigen Nachträgen aus früheren Jahren.

Heckscher J., H. Nirrnheim, A. Obst, Hamburgensien aus dem 176. Jahrgange des Hamburgischen Correspondenten, dem 115. Jahrgange der Hamburger Nachrichten und dem 78. Jahrgange des Hamburger Fremdenblattes 1906.

Nr. 8/9. Heckscher J., Hamburgs Ausruf in der Literatur. — z. B. S. 517 f. Drehorgellieder.

Lutteroth A., Der Verfasser der 'Erinnerungen an Hamburg'. [Aus den Papieren des armen Mannes von Guttbronn. Leipzig bey Karl Tauchnitz 1803.] — Nach einer Mitteilung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig stammt dies poetisch-sentimentale Werk von Wilhelm Gottlieb Georgi (1755 bis 1808).

Register über die Jahrgänge 25 (1905), 26 (1906) und 27 (1907), (die zusammen den 9. Band der Mitteilungen bilden).

Hannoversche Geschichtsblätter.

11. Jahrgang. 1908. Heft 10/12. Deichert H., Freibeuter und fahrende Leute im 16. Jahrhundert. Ein kulturgeschichtliches Bild aus Niedersachsen.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

41. Jahrgang 1908. Heft 1. Schröder E., Über Ortsnamenforschung. Vortrag.

Hessenland.

22. Jahrgang. 1908. Nr. 11. Altmüller H., Ernst Kochs Stellung in der Literatur seiner Zeit.

Ernst Kochs 'Vigilien'.

Ein Stammbuchblatt Ernst Kochs.

Feld M., Ein Pfingstbrauch in der Wetterau.

Nr. 12. Schröder E., Ansprache .. bei der Enthüllung der Gedächtnistafel für Ernst Koch zu Witzenhausen am 3. Juni 1908.

Nr. 17. 18. 20. Schoof W., Beiträge zur Schwälmer Namenkunde.

Nr. 23. Kranz H., Zur Entstehung des 'Prinz Rosa Stramin' [von Ernst Koch].

Jahrbuch des **Deutschen Gebirgsvereins** für das **Jeschken-** und **Isergebirge.**

18. Jahrgang 1908. 24. Jahrgang der 'Mitteilungen'. Vatter J., Die Pflanzennamen in der Reichenberger Mundart. (Ein Beitrag zur volkstümlichen Pflanzenkunde nach Erinnerungen aus der Jugendzeit.)

Michler J., Einige der dem Jeschken-Isergau eigentümlichen Redensarten mit teilweise örtlichem Charakter. (Fortsetzung.)

Sagen von Hennersdorf (Bezirk Deutsch-Gabel) und Umgebung. Mitgeteilt von F. Dreßler.

Carniolia. Zeitschrift für Heimatkunde [**Krains**].

Erster Jahrgang. 1908. Heft 2. Luschin v. Ebengreuth, Dr. Theodor Elze [geb. 1823, † 1900].

Loserth J., Steiermark, Kärnten und Krain und ihr Zusammenwirken wider die Gegenreformation.

Heft 3/4 [als Festschrift zum 60jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I.]. Anastasius Grüns Briefe an Prešeren und Bleiweis [1838/50]. Ein Beitrag zu Grüns 'Volksliedern aus Krain'. Mitgeteilt von J. Lokar. — S. 201 Brief von Ludwig August Frankl an Bleiweis, Wien 1854 September 1.

Neues Lausitzisches Magazin.

84. Band. 1908. Heft 1. Koch E., Moskowiter in der Oberlausitz und M. Bartholomäus Scultetus in Görlitz. Kulturbilder aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (Fortsetzung.)

Mitteilungen des **Geschichts-** und **Altertumsvereins** zu **Leisnig** im Königreich Sachsen.

VIII. Heft. 1908. Schöpff W., D. Zacharias Rivander (Bachmann). Sein Leben und seine Komödie Lutherus redivivus. Mit kurzer Charakteristik der wichtigsten seiner übrigen Schriften [vgl. Goedeke[2] 2, S. 370]. — I. Das Leben Rivanders. Geboren ist er nicht in Leisnig, sondern in Lösnitz, 1554 (nicht 1553), besuchte das Gymnasium in Freiberg, studierte hauptsächlich Theo-

logie, 1573 Informator bei einem Herrn Nikolaus Langen von Langenhardt in Komotau, 1574 Pfarrer zu Oberschlema im sächsischen Erzgebirge, 1578 Diakonus in Großensalze (Erzstift Magdeburg), 1581 (oder 1582) nach Luckenwalde (Bez. Jüterbock), 1586 als Superintendent nach Forst in der Niederlausitz berufen, 1590 suspendiert, 1591 restituiert, 1592 entlassen, in demselben Jahre Superintendent zu Bischofswerda i. S., 1594 auf Anstiften des D. Peter Streuber von einem gewissen Jonas N. vergiftet. — II. Rivanders Schriften. A. Die Komödie Lutherus redivivus. B. Die übrigen Schriften Rivanders.

Zeitschrift des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

IX. Band. 1908. Heft 2. Collijn J., Lübecker Frühdrucke in der Stadtbibliothek zu Lübeck. — 1. Lucas Brandis. 2. Johann Snell. 3. Bartholomaeus Ghotan. 4. Mathaeus Brandis und der Lübecker Unbekannte. 5. Steffen Arndes. 6. Unbestimmte Lübecker Drucke. — Die Tafeln dazu in einer besondern Beilage in 4⁰.

Krause K. A. Th., Die Totentänze in den Marienkirchen zu Lübeck. — Abgedruckt aus der Wochenschrift ‚Niedersachsen' (Bremen).

Lüneburger Museumsblätter.

Heft 5. 1908. Erzählung der Johanna Stegen vom Jahre 1813. Mit Einleitung von W. Reinecke. — Das bekannte ‚Mädchen von Lüneburg', dessen Grabmal am 26. April 1908 enthüllt worden ist. S. 58 ff. H. F. Maßmanns Buch über Johanna Stegen (Lüneburg 1863); S. 64 f. E. Moritz, Johanna Stegen im Gefecht von Lüneburg [aus der Lüneburger Zeitung 1863 Nr. 348/9]; S. 66 f. Ein Originalbrief der Johanna Stegen [an ihre Mutter]. Berlin 1813 November 13; S. 67/77 Johannas Erzählung ihrer Erlebnisse im Jahre 1813 [zuerst veröffentlicht in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1908 Nr. 4].

Kück E., Der Hahn im Lüneburger Volksbrauch.

Ons Hémecht.

Ergänzungshefte. Heft V. VI. 1906/8. Blum M., Bibiographie Luxembourgeoise ou Catalogue raisonné de tous les ouvrages ou travaux littéraires. Première partie. Les auteurs connus. K—L.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der V Orte **Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden** und **Zug.**

XLIII. Band. 1908. Brandstetter J. L., Literatur der V Orte von den Jahren 1906 und 1907.

Zeitschrift des **Deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.**

12. Jahrgang. 1908. Heft 3. Strzemcha P., Die Olmützer Dichterschule. I. Joseph Leonhard Knoll [geb. 6. November 1775 zu Grulich, † 27. Dezember 1841 in Wien] und seine Schüler. — Knolls Erstlingswerk war das 1816 bei Gastl in Brünn erschienene Gedicht ‚Thuiscon oder das Lied der Weihe', dem zahlreiche Beiträge in Hormayrs Archiv 1817 ff. folgten. Von Knolls Schülern werden näher besprochen: Michael Franz v. Canaval (geb. 1799 in Brünn, † zu Wien in einer Irrenanstalt 12. April 1868. Gedichte von ihm in Hormayrs Archiv 1816 ff. und sonst), und Johann Schön (geb. 26. November 1802 zu Langendorf in Mähren, † am 13. März 1839 in Breslau. Zahlreiche Gedichte in Hormayrs Archiv und Taschenbuch, in Kuffners Taschenbuch für Liebe und Frohsinn 1827, ein Drama ‚Sieg des Glaubens'. Leipzig 1828 usw.). Andere Schüler Knolls, die dichterisch hervorgetreten sind: z. B. Thomas Brey (geb. 1805) und Paul Lamatsch von Warnemünde (geb. 1805).

Geschichts-Blätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

43. Jahrgang 1908. Heft 2. Klinkenborg M., Über den Lobetanz. — Eine Beschreibung der Lobetänze nach Akten aus 1716/24.

Schultze J., Eine studentische Schlittenfahrt zu Halle im Jahre 1788. Geschildert von dem damaligen stud. theol. Friedrich Gottlob Schultze. — Die maskierte Schlittenfahrt. Ein komisches Burschengedicht veranlaßt durch eine Schlittenfahrt der Hallischen Studenten. Am 1ten Dezember 1788 ‚Euch, die Ihr einst die Burschenweis'. 66 × 7zeilige Strophen.

Kleine Mitteilungen. Ein Neujahrs-Brief des siebenjährigen Karl Leberecht Immermann [Magdeburg 1804 Januar 1]. Aus den Aufzeichnungen des Johann August Conrad Siegfried Kaufmann[s] in Magdeburg. Mitgeteilt von F. Andreae.

Mannheimer Geschichtsblätter.

IX. Jahrgang. 1908. Nr. 4. Der Auszug der Heidelberger Studenten am 14. August 1828. — Nachtrag in Nr. 5, Spalte 117.

Nr. 8/9. Roseulehner A., Zur Lebensgeschichte des kurpfalzbayrischen Bibliothekars und Hofhistoriographen Karl Theodor von Traiteur (1756—1830). — Nach Meusel, Gelehrtes Teutschland, lieferte er verschiedene Gedichte und Aufsätze zu den Musenalmanachen, den rheinischen Beiträgen, dem Pfälzischen und Deutschen Museum.

Miszellen. Zwei Gedichte von Joh. Christoph Schwarz anläßlich der Entbindung der Kurfürstin Elisabeth Augusta 1761. — Einzeldrucke. Folio. ‚Wie man erstaunt, wenn man ein reich beladnes Schiff'; ‚Wie, nach sehr schwehren Ungewittern'.

Der Sprachmeister Gabriel Eckert. — Gestorben 1785 in Frankenthal, Verfasser des Lustspiels ‚Fritzel von Mannheim oder das Vorurtheil'. Frankenthal 1779.

Nr. 11. W., Gustav v. Struve als Phrenolog. — ‚Nr. III. Mannheim, den 3ten April 1845. Phrenologische Beschreibung des Kopfes von Herrn Carl Mathy'.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereines für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben.

22. Jahrgang. 1908. Cyriacus Spangenbergs [45] Briefe an [den Obersten] Johann von Hildesheim. 1565/70. Hg. von B. Claußen.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.**

73. Jahrgang. 1908. [Anhang, besonders paginiert]. Henrici E., Andreas Mylius [Müller] der Dichter der Warnow. Abhandlung und Texte. Begrüßungsschrift für den Hansischen Geschichtsverein und den Verein für niederdeutsche Sprachforschung vom Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde Rostock, am 9. Juni 1908. — Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 23 (1886), S. 133 f. — S. 43/45 Die Überlieferung der Gedichte. I. Handschriften. II. Drucke [12 Nummern]; S. 46/67 Texte.

55. Jahresbericht des **Historischen Vereins** für **Mittelfranken.**

1908. Reuter F., Aus Fr. Rückerts Leben. Nach Akten. [Fortsetzung zum 54. Jahresbericht S. 1/91.] — V. Dichtungen des 4. Jahrzehnts. VI. Wirkungen der Restauration. VII. Berufung nach Berlin und Abschied von Bayern. VIII. Zu Friedrich Wilhelms IV. Geburtstag 1848. IX. Dramen, und [8] Briefe an Karl Bayer [1843/63; Brief von Luise Rückert an Pauline Bayer 1847].

Jegel A., W. Doignon. Eine Studie. — Wilhelm Doignon, geb. am 7. Juli 1820 in Erlangen, Sohn des französischen Emigranten Abbé René Pierre D., studierte in Erlangen Philologie, Gymnasiallehrer in Weißenburg, später in Ansbach, † am 12. August 1863. Seine Gedichte, Emanuel Geibel gewidmet, erschienen zu Weißenburg 1860; S. 74 ff. werden mehrere abgedruckt, darunter ein ‚Herwegh' betiteltes aus dem Weißenburger Wochenblatt vom 12. Juli 1848.

Mühlhäuser Geschichtsblätter.

IX. Jahrgang. 1908/9. Kleine Mitteilungen. Kleeberg E., Zu Joachim [Müller] a Burcks Leben.

Monatsblatt des **Vereines** für **Landeskunde** von **Niederösterreich.**

V. Jahrgang. 1906. Nr. 2/12. 19/21. [Stritzko R. u.] V. Thiel, Bibliographische Beiträge zur Landeskunde von Niederösterreich im Jahre 1905/6.

Nr. 19/21. Endl P. F., Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte des ersten Kollegs der Piaristen in Wien. (Mit Mitteilungen über P. Guido ab Angelis.)

Annalen des **historischen Vereins** für den **Niederrhein** insbesondere die alte **Erzdiözese Köln.**

85. Heft. 1908. Schwering L., Die religiöse und wirtschaftliche Entwickelung des Protestantismus in Köln während des 17. Jahrhunderts.

Die drei Reisen des Utrechters Arnoldus Buchelius nach Deutschland, insbesondere sein Kölner Aufenthalt. Hg. und erläutert von H. Keussen. Fortsetzung. — Die Übersetzung dieses Abschnittes rührt von J. Klinkenberg her.

Schrörs H., Der Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus.

Hashagen J., Zur Geschichte der Presse in der Reichsstadt Köln. — Heinrich Lindenborn's (1712/50) ‚Die Welt beleuchtender Diogenes', Johann Ignaz Roderique, J. P. Eichhoff (Literarisches Wochenblatt 1778, Encyclopedisches Journal 1779) usw.

Niedersachsen (Bremen).

13. Jahrgang 1907/8. Nr. 1/13. Weltzien O., Vom niederdeutschen Theater.

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursions-Klubs.**

31. Jahrgang. 1908. Heft 2. Hantschel F., Beiträge zur deutschböhmischen Biographie. IV. — Anton Müller, geboren 8. Juni 1792 zu Oschitz im Gerichtsbezirke Niemes, † in der Nacht vom 5. auf den 6. Jänner 1843 in Prag, Professor an der dortigen Universität, seit 1828 bis zu seinem Tode Theaterkritiker der Bohemia, veröffentlichte auch mehrere poetische Arbeiten.

Zimmermann K. v., Volkstümliche Pflanzen- und Tiernamen.

Elger A., Volkstümliches aus Reichstadt.

Heft 3. Neder E., Zur Namenkunde.

Fischer J., Alte Lieder. — Weihnachtslied ‚A, a — a! | Was hör' ich jetztund da?' Aus dem ‚Gesangbuch', geschrieben von Johann Jakob Planer, geboren am 3. November 1724, Hofebinder beim obrigkeitlichen Bräuhause in Liebenau. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein oder das andere Lied des ‚Gesangbuches' von Planer selbst herstammt. Einige Lieder aus seinem ‚Geschichts-Büchlein' in den ‚Mitteilungen' 21 (1898) S. 46 f.

Heft 4. Lahn J. F., Zur Geschichte des Buchdruckes in Leipa.

Seeliger E. A., Beiträge zur nordböhmischen Kirchen- und Schulgeschichte.

Sagen aus Kunnersdorf bei Zwicken. Gesammelt von K. Bundesmann.

Römer F., Festrede bei der Enthüllung des Hockewanzel-Denkmales in Oberpolitz.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Nürnberg.**

18. Heft. 1908. Waldmann D., Die Entstehung der Nürnberger Reformation von 1479 (1484) und die Quellen ihrer prozeßrechtlichen Vorschriften.

Reicke E., Der Liebes- und Ehehandel der Barbara Löffelholz, der Mutter Willibald Pirckheimers, mit Sigmund Stromer zur goldenen Rose. — S. 180 ff. Gutachten des Albrecht von Eyb.

Hausenstein W., Der Nürnberger Poet Sigmund von Birken in seinen historischen Schriften. Ein Versuch.

Kleinere Mitteilungen. Schmidkontz J., Die Bedeutung des Namens Nürnberg.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.**

Neue Folge. XXIII. [der ganzen Reihe 62.] Band. Heft 2. 4. 1908. Bossert G., Theodor Reysmann, Humanist und Dichter aus Heidelberg (Fortsetzung und Schluß).

Wolff R., Sleidaniana. — I. Zu [Johannes] Sleidans Reden an Kaiser und Reich. II. Eine angebliche Schrift Sleidans.

Das Reisetagebuch Rupprechts von der Pfalz. (1651/3). Mitgeteilt von K. Hauck.

Heft 3. Renaud Th., Johann Friedrich Simon, ein Straßburger Pädagog und Demagog. (1751—1829).

Baier H., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1907.

Heft 4. Teichmann W., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1907.

Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Alte Folge, Band 1/39 .. bearbeitet von K. Sopp. Heidelberg 1908, Winter. 3 M.

Oberschlesien. Monatsschrift.

7. Jahrgang. 1908. Heft 1 (April). Schiller A., Josef Lompa. Ein Gedenkblatt. — Lompa, Volksschriftsteller, geb. 29. Juni 1797 zu Rosenberg in Oberschlesien, † 29. März 1863 in Woischnik. Von ihm Gedichte (Oppeln 1841/3), volkskundliche Schriften usw. Sein Hauptwerk, eine handschriftliche Sammlung ‚Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuche des schlesisch-slavischen Volkes‘ besitzt die Breslauer Stadtbibliothek.

Heft 2. Wahner J. G., [5] Ungedruckte Briefe Josephs und Louises von Eichendorff [an ihren Gutsverwalter Baier, 1849/53].

Heft 6. Menz G., Zur Entstehung von Gustav Freytags Erinnerungen. — Brief Freytags an den Bürgermeister Robert Müller in Kreuzburg, Siebleben bei Gotha 1885 September 9 und Antwort Müllers vom 20. Dezember d. J.

Heft 7. Knötel P., Zur oberschlesischen Sagengeschichte.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

XXIX. Band. 1908. Heft 2. Sommerfeld G., Aus der Zeit der Begründung der Universität Wien.

Gesellschaft für **neuere Geschichte Österreichs.** Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs.

Dezember 1908. Heft IV. Festgabe aus Anlaß des Regierungsjubiläums S. M. des Kaisers und Königs Franz Josef I.

Aus dem Inhalt: Hirn J., Literarische Vorläufer des Tiroler Aufstandes 1809. — Jos. v. Hormayr S. 205 ff.

Criste O., Erzherzog Karl als Schriftsteller.

Deutsche Heimat. Blatt für **deutsche Volkskunde** und **Kulturgeschichte** in **Österreich.**

III. Jahrgang. 1908. Nr. 19/20. Drei Gedichte aus Süddeutschland auf den Tod König Friederichs des Zweyten in Preußen. Veröffentlicht von P. Beck. — F. X. Huber, Salzburg, 1786 ‚Nein! ich hemme sie nicht! hell, wie der Abendthau‘. — Friederich der Große und Einzige. Eine Ode von Michael Armbruster. Bregenz, gedruckt bey der typograph. Gesellschaft. 1786 ‚Todt! schallt der Trauerton, Germania!‘ — Der Bayer am Grabe Friederichs, ein Volkslied ‚Dort liegt die Eiche, welk und dürr‘.

Zeitschrift für **Geschichte** und **Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens.**

3. Jahrgang. 1907/8. Heft 2/4. Wolf A., Versuche zur schlesischen Ortsnamenkunde.

Mitteilungen des **Altertumsvereins** zu **Plauen i. V.**

19. Jahresschrift auf die Jahre 1908/9. Scholtze A., Plauen im Jahre 1813. Nach den Ratsakten und anderen gleichzeitigen Quellen bearbeitet. [Vortrag].

Neupert sen. A., Dr. phil. J. G. Heynig ‚der teutsche Sokrates aus dem Voigtland' [geb. 1772, † 1837].

Angermann C., Die Familie Jugler und ihre Beziehungen zu Plauen. — Gedicht von Johann Heinrich Jugler (1758 bis 1812) aus 1781, S. 195 f.

Helmrich R., Plauens Theatergeschichte bis zur Weihe des Stadttheaters im Jahre 1898. — S. 230/44 Übersicht über die von 1799 bis zur Eröffnung des Stadttheaters am 1. Oktober 1898 in Plauen gebotenen Werke.

[Beilageheft]. 1908. Neupert A., Übersicht über erschienene Schriften und Aufsätze zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Vogtlandes [leider nur alphabetisch nach den Verfassernamen usw.].

Pommersche Jahrbücher.

9. Band. 1908. Prochnow G., Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1907.

Baltische Studien. Hg. von der Gesellschaft für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. XII. Band. 1908. Gummel, Lebensbild des Stadtbibliothekars Dr. Rudolf Baier in Stralsund [geb. 1818, † 1907. Gründer und Leiter des Provinzialmuseums für Neuvorpommern und Rügen].

Monatsblätter. Herausgegeben von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

1908. Nr. 1. Gantzer P., Ein Brief Bugenhagens an Jobst von Dewitz 1535 September 9.

Strecker G. F. A., Zwei Kuriosa. 1. [Aus Christian Wagners, Pastors zu Strippow, ‚Poetischen Nebenstunden' 1674: Auf die Tabaks-Liebhaber ‚Cur bibis ignitum Tabaceum, dulcis amice?'].

Nr. 4. Strecker, Ein Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1782. — Das zum Hochzeitsfeste des Predigers zu Reselkow, Roman und Sternin: Joh. Ludw. Christoph Dittmar mit Christiana Elisab. Friederica Backe (30. May 1782) vom Fritzower Kantor Johann Casten († 15. November 1787) in pommerscher Mundart verfaßte Gedicht wird S. 55/57 nach der Handschrift mitgeteilt.

Reutlinger Geschichtsblätter.

XVIII. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Schön Th., Über Marionetten-Theater in den Reichsstädten Reutlingen und Ulm.

Nr. 5. 6. Schön Th., Geschichte des markgräflich badischen Hofpredigers Johann Jakob Eisenlohr bis zu seinem Eintritt in markgräflich badische Dienste.

Nr. 5. Duncker, Prädikant Franz Pfeiffer von Ofterdingen, 1536/37.

Nr. 6. Schön Th., Die Beziehungen des Sonnenwirts [Friedrich Schwan] zu Reutlingen. — Nach Akten des Stadtarchivs in Reutlingen Lade 12, Faszikel 5.

Der **Wanderer** im **Riesengebirge.**

28. Jahrgang. 1908. Nr. 6 f. (laufende Nr. 308 f.). Rosenberg, Romantiker in Hirschberg und im Riesengebirge. — Die Brüder Contessa (im Anschluß an H. Meyers Buch. 1906) und Weisflog.

Nr. 11. 12. (313 f.) Hoffmann A., Johann Christian Günthers Liebesleben (1710/15). Fortsetzung und Schluß.

Neues Archiv für **Sächsische Geschichte.**

29. Band. 1908. Heft 3/4. Bruchmüller W., Der Typus des Leiziger Studenten im 18. Jahrhundert.

Hantzsch V., Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur sächsischen Geschichte und Altertumskunde.

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

XLVIII. Vereinsjahr 1908. Heft 2. Wagner K. O., Die ‚Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung‘. — Einleitung: Übersicht über die literarische Kritik in Deutschland; Literarische Entwicklung Oberdeutschlands, besonders Bayerns; Salzburgs literarische Verhältnisse; Lorenz Hübner [dessen Porträt nach dem Ölbilde von Barbara Krafft beigegeben wird] und die Salzburger monatlichen Literaturblätter. — Die ‚Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung‘ [1788 bis 1811]. I. Teil. Geschichte der ‚Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung‘; Inhalt der Zeitschrift. II. Teil. 1. Die politische Haltung der Zeitschrift. 2. Stellungnahme zu den Werken der Philosophie und Dichtung. I. Philosophie: Kant, seine Schüler und Gegner; Alois Sandbichlers Streit mit dem Antikant Benedikt Stattler; Fichte; Verhältnis zu Schelling und Schlegel; Schleiermacher, Herbart. II. Dichtung: Ältere Generation und der Hain: Klopstock und der Hain; Stürmer und Dränger; Wieland; Goethe; Schiller (Xenienstreit); Metrische Beobachtungen; Zeitgenossen der Klassiker (Matthisson, Blumauer, Kosegarten); Kotzebue, Iffland, Vulpius, La Fontaine; Romantische Schule, Jean Paul, Zacharias Werner; Arndt, Körner, Kleist, Jahn. — Personen-Verzeichnis; Sach-Verz. — Sonderdr.: Salzburg 1908. 3 M.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

42. Band. 1908. Arnold F., Christoph Pelargus [† 1633 als Rektor der Frankfurter Universität] aus Schweidnitz in seinen Beziehungen zu Schlesien.

Nentwig H., Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1907.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.

38. Band. 1908. Dohm P., Holsteinische Ortsnamen. Die ältesten urkundlichen Belege gesammelt und erklärt.

Mensing O., Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bericht über die Jahre 1905/8.

Fischer-Benzon R. v., Literaturbericht für 1907/8.

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in **Schleswig-Holstein.**

18. Jahrgang. 1908. Nr. 7. 8. Lobsien, Theodor Storms Novellen.

Nr. 7. Glindmeier, Etwas vom Theater in Schleswig-Holstein vor 50 Jahren.

Nr. 12. Lorentzen, Ein Volkslied aus dem J. 1807.

Schwäbisches Archiv. Organ für Geschichte, Altertumskunde, Literatur, Kunst und Kultur Schwabens [neuer Titel für das ‚Diözesanarchiv für Schwaben‘].

26. Jahrgang. 1908. Nr. 11. Beck, Ein süddeutsches politisches Bauern-Quartett aus dem spanischen Erbfolgekriege. — Kurtzweiliges Gespräch Und Disputation Eines Bayrisch-Tyrolerisch-Schwäbisch- und Schwartzwälderischen Bauern Welche Unlängst in einem Wirths-Haus zu Augspurg bey der goldenen Weintrauben auf dem Weinmarkt ungefähr zusammengetroffen . . . Im Jahr 1704. o. O. [Augsburg?] 2 Bl. Bayr: ‚Ey wie blind und obenhin seynd wir Bayrn umgangen.‘

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte.

33. Band. 1908. Gagliardi E., Die Zürcher Chronik des Fridli Bluntschli.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge. 35. Band. 1908. Heft 1. 2. Huß R., Vergleichende Lautlehre des Siebenbürgisch-Moselfränkisch-Ripuarischen mit moselfranzösischen und wallonischen Mundarten.

Heft 2. 3. Höchsmann J., Siebenbürgische Geschichte im Zeitalter der Reformation (Aus dem Nachlaß des am 15. Februar 1905 verstorbenen Verfassers).

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **siebenbürgische Landeskunde.** XXXI. Jahrgang. 1908. Nr. 1/2. Wittstock O., Zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Sieben Briefe von Martin Zacharias Wankhel von Seeberg (1729/51) und ein Brief vom Konrektor George Soterius (Hermannstadt 1732 August 27) an Gottsched. — Von Wankhel findet sich eine ‚Anrede' in den ‚Eigenen Schriften' der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1730. 2, 22, und mehrere Oden in den ‚Oden und Cantaten' derselben Gesellschaft 1738. S. 480 ff. Die ‚Ode VII' wird im obigen Artikel S. 18 f. abgedruckt. Vgl. oben S. 196.

Nr. 1/2. 3. Ungar H., Zum Wörterbuch aus Reußen.

Nr. 5/6. Zur Volkskunde. Aus den Protokollen des Hermannstädter Kapitels, mitgeteilt von A. N.

Nr. 7/8. Seraphin F. W., Alte Hausmittel. (Ein Beitrag zur volkstümlichen Heilkunde.)

Zeitschrift des **Vereins** für **Thüringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. 18. (der ganzen Folge 26.) Band. 1908. Heft 2. Briefe und Akten zur Reformationsgeschichte der Stadt Mühlhausen in Th. (Fortsetzung.)

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.**

3. Folge. 52. Heft. 1908. Stolz F., Onomatologische Streifzüge ins Unterinntal.

Forschungen und **Mitteilungen** zur **Geschichte Tirols** und **Vorarlbergs.**

V. Jahrgang. 1908. Heft 2. Mitteilungen. Kraft J., Ein Schmähgedicht auf Torstenson. — Enthalten in einem aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden ‚Rechenpuechl' (Handschrift Nr. 94 des Tiroler landsch. Archives): Das Dortlessohnn vattervnnßer ‚Mein Dorthessohnn, wilst du wisen waß?'

Heft 1/4. Unterkircher K., Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie. 1908.

Archiv des **Historischen Vereins** von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.**

49. Band. 1907. Steinau-Steinrück R. v., Abriß aus der Geschichte des fränkischen Geschlechtes von Steinau genannt Steinrück usw.

Merx O., Beiträge zur Geschichte der religiösen und sozialen Bewegung in den Stiftern Mainz, Würzburg und Bamberg (1524/6).

Scherg Th. J., Die [Anton] Rulandsche Handschriftensammlung in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. — ‚Gelehrtenverzeichnisse' S. 169/73 und 185 f.; S. 172 über Eulogius Schneider. — S. 196: ‚Abschriften verschiedener Gedichte und Lieder'; ‚Des Paul Melissus, vielleicht noch unediert, aus Münchener Handschriften abgeschrieben von A. Ruland 1854.' 2 Bände.

Buchner M., Eine humanistische Lobrede (Peter Luders?) auf Kilian von Bibra, den späteren Würzburger Dompropst († 1494). Ein Beitrag zur Geschichte der Familie der Freiherrn von Bibra, zugleich zur Geschichte des deutschen Frühhumanismus.

Westdeutsche Zeitschrift für **Geschichte** und **Kunst.**

XXVII. Jahrgang. 1908. Heft 1. Franck J., Das Wörterbuch der rheinischen Mundarten.

Zeitschrift des **Westpreußischen Geschichtsvereins.** Danzig.

50. Heft. 1908. Schwarz F., Verzeichnis der in der Stadtbibliothek Danzig vorhandenen Porträts Danziger Persönlichkeiten.

Mitteilungen des **Wetzlarer Geschichtsvereins.**

2. Heft. 1908. Zimmermann J., Hausinschriften im Kreise Wetzlar.

Gloel H., Drei dem jungen Goethe zugeschriebene Fensterscheibeninschriften in Wetzlar.

Verschiedenes. 2. Der Ehevertrag von Johann Christian Kestner und Charlotte Buff. Mitgeteilt von H. Gloël.

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.**

Neue Folge. XVII. Jahrgang. 1908. Heft 1. Lang W., Analekten zur Biographie des Grafen Reinhard. — 1. Aus dem Tübinger Stift: Briefe von Reinhard an Karl Philipp Conz 1781 Januar (oder Februar) bis August. 2. Aus der Vikariatsstube in Balingen: Briefe von: Fritz Stäudlin an Bardili [Ende 1783?]; Reinhard an Conz 1784 f., an seinen Bruder Christian 1784 f., an Bardili 1784 f., an L. F. G. Goeckingk (Fragment. Konzept). 3. Freundesbriefe aus der Fremde: Briefe von Reinhard an Fritz Stäudlin 1789 ff., an Conz 1790; von Reinhards Schwester Christiane (seit 1795 mit Prof. Hauff in Marburg vermählt) an Luise Zumsteeg 1793. 4. Briefe von Christine Reinhard [geb. Reimarus, R.s Gattin, an ihre Mutter in Hamburg]. 5. Reinhard in der Schweiz. 6. Christian Reinhard [R.s Bruder, mit Briefen an diesen].

Depiny A., Aus Ludwig Bauers Leben. Mit 8 ungedruckten Briefen [von Bauer an Ernst Christian Friedrich Kraus, 1825/41].

Fehleisen, Das Vorbild für Uhlands ‚Schenk von Limpurg'. — Abbildung der Statue des 1592 in Frankreich verstorbenen Schenken Ludwig Georg in der Kirche zu Gaildorf.

Heft 3. Fehleisen, Limpurgisches. II.—1. Eine Gedenkrede für Schenk Ludwig Georg. Vgl. den vorigen Aufsatz.

Greiner, Das Memorial- und Reisebuch des Hans Schad [1575—1634]. Ein Beitrag zur Geschichte Ulms im 17. Jahrhundert.

Heft 4. Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1907. (Mit Nachträgen von 1904/6.)

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1909.

Briefe Paul Usteris aus der helvetischen Consulta in Paris Winter 1802 auf 1803. Mitgeteilt von U. Meister. — An Zuckerbäcker und damaligen Obereinnehmer David Vogel, Vater des Malers Ludwig Vogel, einen Mann, der unter andern auch von Hans Georg Nägeli und Heinr. Pestalozzi persönlichen Verkehrs gewürdigt wurde.

Die Lustfahrt zum Rheinfall. 24., 25. und 26. May 1806. Von David Heß [Verfasser der ‚Badenfahrt' 1818, des ‚Salomon Landolt' 1820 und des von Bächtold veröffentlichten Charakterbildes von Joh. Casp. Schweizer. 1884], 1770—1843. Aus dem Manuskript der Stadtbibliothek Zürich herausgegeben von O. Frei.

Usteri P., Heinrich Meister und J. J. Bodmer. (Zwei bisher nicht im Druck erschienene Briefe.) 1764 und 1766. — I. Heinrich Meister an J. J. Bodmer, 19. August 1764. [In französischer Sprache.] II. Bodmer an Meister, Zürich, 10. Oktober 1766.

Eine Schweizerreise im Jahre 1791 [unternommen und beschrieben vom Seckelmeister Joh. Caspar Hirzel, mit einigen Auslassungen zum Abdruck gebracht].

Mitteilungen des **Altertumsvereins** für **Zwickau** und **Umgegend.**

Heft IX. 1908. Wappler P., Inquisition und Ketzerprozesse in Zwickau zur Reformationszeit. Dargestellt im Zusammenhang mit der Entwicklung der Ansichten Luthers und Melanchthons über Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Zeitschriften allgemeinen Inhalts.

Almanach der Süddeutschen Monatshefte. München [für 1909].
Hofmiller J., [Josef] Ruederer. — Mit Porträt von Louis Corinth.
Vischer Friedrich Theodor, Römische Religion .. [Aufsatz, datiert:] Rom, den 25. Jan. 1840. — Mit unveröffentlichter Photographie aus den Jahren 1857/9.

Deutsche Arbeit.
7. Jahrgang. 1908. März. Heft 6. Reinwarth J., Karl Herloßsohns Leben. Skizze.
Heft 7. Ein Brief Franz Palackys [an J. L. Deinhardstein, Prag 1830 December 26]. Mitgeteilt von E. Rychnowsky. — Dazu E. Kraus in der Cechischen Revue 2 (1908) Heft 9. Der Brief wurde schon von Franzos in der Neuen Freien Presse 1889 vom 7. Februar veröffentlicht.
Effenberger H., Jakob Julius David.
Heft 9. Sauer A., Anton E. Schönbach. Ein Freundesgruß aus der Heimat zu seinem 60. Geburtstag.
Heft 11. 12. Schlossar A., Erzherzog Johann Baptist von Österreich in Böhmen. Mit unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen des Erzherzogs und ungedruckten Briefen desselben und der Kaiserin Maria Ludovica.
8. Jahrgang. Heft 2. November 1908. Schindler F. St., Bernard Bolzano.
Bergmann H., Das philosophische Werk Bernard Bolzanos.
Utitz E., Bernard Bolzanos Ästhetik.
Haudeck J., Diebs-Segen.
Heft 3. Klaar A., Deutschböhmische Literatur in den letzten sechzig Jahren.
Hauffen A., Die deutsche Volkskunde in Böhmen.

Freie Bildungsblätter. Drahowitz bei Karlsbad.
XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Sauer H., Über literarische Nachbildungen. (Julius von der Traun — Plagiator?). — Dessen Gedicht ‚Geliebtes Österreich' (Gedichte[3]. 1876) stimmt stellenweise überein mit Maler Müllers bekanntem ‚Soldatenabschied' (Heute scheid' ich, heute wand'r ich).

Bühne und Welt.
10. Jahrgang. 1908. Nr. 22/23. Kilian E., Heinrich Laube und Eduard Devrient.
11. Jahrgang. 1908/9. Nr. 1. Lublinski S., Lessings Emilia Galotti.

La Cultura.
XXVII. Nr. 11. Baldensperger F., Carlyle, Goethe.

Daheim.
44. Jahrgang. 1908. Nr. 34. Ackermann Th., Annette v. Droste-Hülshoff und Meersburg am Bodensee.
Nr. 37. Pietsch L., Julius Lessing. Persönliche Erinnerungen.
Nr. 45. Boerschel E., Scheffel als Maler.
Nr. 52. Waetzoldt W., Heinrich von Kleist über lenkbare Luftschiffe [in den Berliner Abendblättern: Werke (Schmidt) 4, 201 ff.].

Dichterstimmen der Gegenwart.
XXII. Jahrgang. 1908. Heft 10. Fabri de Fabris R., Elisabeth Kulmann [† 1825].
XXIII. Jahrgang. Heft 1. Keim F., Beda Weber.

Das Literarische Echo.
10. Jahr. 1908. Heft 14. Wolzogen E. v., Theodor Fontanes Nachlaß. — Im Anschluß an Ettlingers Ausgabe.
Fürst R., Moritz Hartmann [Wittners Biographie].

Heft 15. Wildenbruch E. v., Zeitgenossen über Zeitgenossen. — Die Uraufführung des Weberschen ‚Freischütz' und E. T. A. Hoffmann, nach Friedr. Wilh. Jähns mündlichem Berichte; Joh. Heinr. Voß über Schiller, nach einer Tagebuchaufzeichnung des 1875 in Breslau verstorbenen Geheimen Justizrates Wilhelm von Boguslawski aus dem Jahre 1824.
Landauer G., Eduard von Bodman.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXIX. Eduard von Bodman.
Heft 15. 16. Witkowski G., [20] Goethe-Schriften [besprochen].
Heft 15. Sulger-Gebing E., Novalis in neuer Gestalt [hg. von J. Minor].
Heft 16. Enders C., F. Freiligrath: Sämtliche Werke hg. von Schröder. Zuschriften. Bernoulli C. A., [Overbeck-Nietzsche].
Heft 17. Morris M., Romantika [Besprechung von 8 einschlägigen Schriften].
Heft 18. Strecker K., Nietzsche und Overbeck.
Heft 21/22. Bornstein P., Friedrich Hebbel und Richard Wagner.
Bäumer G., Hans von Kahlenberg.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXX. Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).
Heft 23. Goldschmidt K. W., Romantik-Epigonen.
Heuß Th., Heinrich Lilienfein.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXXI. Heinrich Lilienfein.
Heft 24. Vesper W., Max Dauthendey.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXXII. Max Dauthendey.
Eloesser A., Freytag-Philologen [H. Lindau, O. Mayrhofer, P. Ulrich].
Deibel F., Rahel und Bettina [Fiala, Rahel und ihre Freunde; Key, Rahel; Strobl, B. v. Arnim; Geschichten der B. v. Arnim hg. von Strobl und Fritsch].

11. Jahrgang. 1908/9. Heft 1. Ettlinger J., Die Umarbeitung dichterischer Werke. — Mit Äußerungen von R. Dehmel, Ilse Frapan-Akunian, Wilhelm Hegeler, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Ricarda Huch, Georg Frhrn. von Ompteda, Wilh. Raabe, Carl Spitteler, Clara Viebig, Jacob Wassermann, J. V. Widmann, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Ernst Zahn. — Vgl. auch E. Lucka in Heft 4.
Sauer H., Heinrich Mann.
Heft 2. Bab J., Das Gesetz in der Ästhetik. — Dazu Julius Harts Erwiderung in Heft 4, Sp. 299/301.
Heft 3. Weilen A. v., Karl Schönherr.
Heft 4. Kaibel F., Auch eine Kleistfeier [gegen H. Schlags aus Weimar Bearbeitung der ‚Penthesilea'].
Heft 5. Friedrich P., John Henry Mackay.
Heft 6. Mehring S., Das Reimlexikon.
Walzel O. F., Hoffmanniana [H.s sämtliche Werke hg. von Maaßen 1. 2. Bd.; Sakheim, E. T. A. H.].

Der Erdgeist. Illustrierte Halbmonatschrift. Wien.
3. Jahrgang. 1908. Heft 1. 6. Die Briefe Beethovens an [J. K.] Bernard [mitgeteilt].

Frühling. Wochenschrift zur Förderung deutscher Kulturinteressen. München.
1. Jahrgang. 1908. Nr. 17 f. Kohut A., Schiller als Humorist.

Deutscher Frühling. Eine Halbmonatschrift für freies deutsches Volkstum, Kulturwissenschaften und Kulturpolitik. Leipzig.
1. Jahrgang. 1908. Heft 1/2 (Oktober). Geiger L., Briefveröffentlichungen.
Heft 5. Baß A., Goethe als National-Dichter.

Die Gartenlaube.
1908. Nr. 45. Neubürger F., Eine verlorene Dichtung Goethes zum Faust.

Die Gegenwart.

1908. 73. Band. Nr. 14. 15. Klemperer V., Isolde Kurz. Eine Studie.
Nr. 19. Friedrich P., Martin Greif.
Nr. 24. Ebner Th., Max Eyth. Ein Blatt der Erinnerung.
74. Band. Nr. 29. Stoeßl O., Gottfried Keller als Erzieher.
Nr. 29/31. ‚Künstlers Kampf und Sieg' aus Gottfried Kinkels Nachlaß mitgeteilt (1836).
Nr. 34. [Brief von Holtei an den Theaterkapellmeister Joh. Nik. Konr. Götze, Darmstadt, August 1830].
Nr. 35. Fredrik L. v., Goethe und das deutsche Volkslied.
Nr. 36. Mießner W., Schelling.
Nr. 37. Köster A., Frau Aja.
Nr. 44. Rahmer S., Varnhagen.

Die Glocke. Monatshefte für die Deutschen in Amerika. Chicago.

3. Jahrgang. 1908. Heft 2 (April). Leicht A. M., Erinnerungen an Michael Georg Conrad, zu seinem 63. Geburtstage, 5. April 1908.

Der Gral. Monatschrift für schöne Literatur.

2. Jahrgang. 1908. Heft 7. Miltz E., Novalis und Goethes ‚Wilhelm Meister'.

Die Grenzboten.

67. Jahrgang. 1908. Nr. 17/19. Jacoby H., Paul Gerhardt und der Große Kurfürst.
Nr. 22. Haarhaus J. R., Das vorgoethische Weimar.
Nr. 26. Jentsch C., David Friedrich Strauß.
Nr. 27. Wustmann W., Zur Entwicklung der deutschen Kunstballade.
Nr. 38. Spiero H., Jeremias Gotthelf.
Nr. 41. 43. Vogel Th., Goethes letztes Lebensjahr.
Nr. 46. 47. Jentsch C., Das Theater als Kirche.
Nr. 48. Biese A., Theodor Storm in der Verbannung

Heimgarten. Eine Monatsschrift.

32. Jahrgang. 1908. Heft 8. Rosegger P., Erinnerungen an Anastasius Grün.
33. Jahrgang. 1908/9. Heft 1. Rabenlechner M., Erinnerungen an Ferd. von Saar.
Heft 2. Drei unveröffentlichte Briefe Robert Hamerlings.

Hochland.

5. Jahrgang. 1908. Heft 8. Boßhart J., Das Pasquill.
Heft 10. Behr M., Prinz Emil von Schönaich-Carolath.
6. Jahrgang. 1908. Heft 2. Ein romantisches Dokument (Zeichnung von Cl. Brentanos Hand). Mitgeteilt und erläutert von A. M. v. Steinle.

Insel-Almanach auf das Jahr 1909.

Älteste Rübezahl-Geschichten, nach Johannes Prätorius (1662/5).
Napoleons Besuch in Weimar und Jena im Herbst des Jahres 1808. — Nach Carl Friedrich Bertuchs ‚Beschreibung der Feierlichkeiten usw.' 1809. Fol.
Herzog W., Heinrich von Kleist. — Aus der Einleitung zur neuen Kleistausgabe von Herzog.
Aus dem Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau.
Zwei Briefe Friedrich Nietzsches an Mutter und Schwester.

Preußische Jahrbücher.

132. Band. 1908. Heft 2 (Mai). Kayser R., Deutsches Leben in Dänemark [im 18. Jahrhundert].

Steffen W., Poesie in der Schulstube.

Klemperer V., Detlev von Liliencron.

133. Band. Heft 1 (Juli). Romundt H., Max Stirner und die nachkantische Philosophie.

Wagner M., Ein Brief Lessings [an Matthias Claudius, Wolfenbüttel 1777 Mai 21].

Heft 2. 3 (August. September). Mayer A., Goethe und Helmholtz.

Falkenheim H., Kuno Fischers Frühzeit.

Heft 3 (September). Wilhelm Roscher an Leopold Ranke [Göttingen 1842 Februar 27]. Ein Stück Wissenschaftsgeschichte. [Mitgeteilt von C. Roscher.]

Caro G., Das Verhältnis von Pflicht und Neigung bei Schiller und Spencer.

134. Band. Heft 2 (November). Simon Ph., Schillers Gedicht ‚Das Glück'.

Jugendschriften-Warte.

16. Jahrgang. 1908. Nr. 10. Karstädt O., Das Urbild der Tendenzdichter. (Zu Chr. Weises 200. Todestag. † 21. Oktober 1708.)

Kalender des **Deutschen Schulvereins** auf das Jahr 1909.

Wastian H., Ein Romantiker der Deutschheit [Ottokar Kernstock. Mit Bildnis].

Kind und Kunst. Illustrierte Monatshefte für Schule und Haus.

3. Jahrgang. Heft 1. Oktober 1908. Ostwald H., Viktor Blüthgen.

Die Kultur. Hg. von der österr. Leo-Gesellschaft. Wien.

9. Jahrgang. 1908. Heft 3. Brzobohaty J., Sebastian Brunner [1814/93].

Brischar K. M., Der Einfluß der Napoleonischen Zeit auf die deutsche Literatur.

Wagner K., Der Einzug der Romantiker in Wien und die Wiener Presse. Ein Beitrag zur Geschichte Wiens vor hundert Jahren. — Schreyvogels Sonntagsblatt, J. Richters Eipeldauer Briefe, Stoll-Seckendorffs Prometheus, Joachim Perinets Briefe der Tulbinger Resel, v. Putlitzens ‚Lebensakkorde', Lina Semlers ‚Penelope'.

Kunstwart.

XXI. Jahrgang. 1908. Heft 19. 20. Spitteler Carl, Mein Schaffen und meine Werke.

Heft 20. Ein Idyllchen mit Goethe. — Dessen Besuch beim ‚tollen Hagen'. Abdruck des betreffenden Abschnittes aus den anonym erschienenen ‚Rückblicken' des Predigers Waitz (Halberstadt 1841). Vgl. den Nachtrag in Heft 22, S. 235 f.

Allgemeines Literaturblatt.

XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 5. Schönbach A. E., Golther: Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neueren Zeit.

Nr. 9. Blümml E. K., Welter: Die Dichter der luxemburgischen Mundart (1906).

Oehl W., Kayka: Kleist und die Romantik.

Nr. 11. Schönbach A. E., Stachel: Seneca und das deutsche Renaissancedrama.

Nr. 15. Plaut J., Marlow (Wolfram): Faust hg. v. Neurath.

Deutsche Literaturzeitung.

XXIX. Jahrg. 1908. Nr. 14. Jacoby D., Das neue Marbacher Schillerbuch.

Minor J., Krüger: Pseudoromantik (1904).

Nr. 17. Walzel O., Schultze: Die Entwicklung des Naturgefühls usw. 1. Teil (1907).

Nr. 21. Witkowski G., Das moderne Drama [Arnold].

Meyer R. M., Tschersig: Das Gasel.
Lohre H., Müller: Arnims und Brentanos romantische Volkslied-Erneuerungen.
Nr. 22. Walzel O. F., Dessauer: Wackenroders ‚Herzensergießungen‘.
Nr. 23. Müller J. v., Jean Pauls Pädagogik.
Nr. 25. Meyer R. M., Th. Fontanes Nachlaß hg. von Ettlinger.
Nr. 26. Schollenberger H., Faesi: Abr. Eman. Fröhlich.
Nr. 28. Morsch H., Kullmer: Pösneck; the Scene of Hermann and Dorothea.
Nr. 29. Walzel O., B. v. Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde hg. von Fränkel.
Nr. 30. Köster A., Theodor Storm in der Verbannung [Storms Briefe in die Heimat hg. von G. Storm].
Nr. 34. Jacoby G., Herder in der Geschichte der Philosophie.
Nr. 34. Werner R. M., Homeyer: Stranitzkys Drama vom ‚Heiligen Nepomuck‘.
Nr. 39. Matthias A., Erich Liesegangs Rheinische Hausbücherei. [Meisterwerke deutscher Erzähler.]
Petrich H., Hitzeroth: Joh. Heermann.
Nr. 40. 41. Werner R. M., Hebbelliteratur.
Nr. 42. Sommer R., Weltrich: Schillers Ahnen.
Nr. 44. Meyer R. M., Lux: Joh. Kasp. Friedr. Manso.
Arnold R. F., Wilh. Müller: Gedichte hg. von Hatfield.
Nr. 45. Kosch W., Literatur und Volkskunde. — Im Anschluß an A. Sauers Rektoratsrede.
Nr. 46. Werner R. M., König: Karl Spindler.
Nr. 47. Reuschel K., Theobald: . . Thomas Naogeorgus seit seiner Flucht aus Sachsen.
Walzel O., Vierling: Zacharias Werner (1768—1823). — Abgelehnt.
Nr. 48. Leitzmann A., Thayer-Deiters' Biographie Beethovens [4. Bd. 1907].
Nr. 50. Michel H., Volbert: F. Freiligrath als politischer Dichter.
Nr. 51/52. Schultz F., Philipp Otto Runge als Denker und Dichter. — Im Anschluß an Sulger-Gebings Auswahl von Runges Gedanken und Gedichten.
Joesten J., Schulte: Johanna Kinkel.
Spitzer H., Schrempf: Lessing als Philosoph.

Luginsland. Monatsblätter für Literatur und Kunst.
1. Jahrgang. 1908. Heft 4. Hollstein G., Der Goethesche Faust in neuer Beleuchtung.

März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur.
2. Jahrgang. 1908. Heft 4. Deutsch O. E., Ferdinand Kürnberger und die Sittlichkeit. — Zwei Briefe K.s über den Roman ‚Das Schloß der Frevel‘.

Süddeutsche Monatshefte.
5. Jahrgang. 1908. Heft 2. Braune H., Goethe an Christian von Mannlich.
Heft 6. Kruse G. R., Briefe von Albert Lortzing.
Crusius O., Weiteres von Johann Ballhorn.
Heft 7. Dreßler, Der Struwwelpeter.
Heft 8. Stern A., Aktenstücke zur Geschichte der Ausweisung Herweghs aus Zürich im Jahre 1843.
Heft 9. Ebstein E., Neue Briefe G. Chr. Lichtenbergs.
Heft 10. Briefe von Johannes Brahms und Joseph Joachim.
Hofmiller J., Busch in seinen Briefen.
Wernicke S., Das Urbild von Hebbels ‚Judith‘.
Heft 11. Fischer H., Wanderjahre eines Poeten [Herm. Kurz, 1845/7].
Heft 12. Holzer E., Schubartiana.

Velhagen & Klasings-Monatshefte.

22. Jahrgang. 1908. Heft 11. Busse Carl, Erinnerungen an Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Heft 12. Glahn Th., Die Zeit der Almanache.

23. Jahrgang. 1908. Heft 3. Meinecke F., Fichte als nationaler Prophet.

Heilborn E., Varnhagen und Rahel.

Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte.

52. Jahrgang. 1908. Heft 8. Bartels A, Johann Hinrich Fehrs. Ein schleswig-holsteinischer Dichter.

Heft 9. Gilow H., Das Homburgbild [von Joh. Karl Heinr. Kretschmar] im Kronprinzlichen Palais in Berlin und Kleists Prinz von Homburg.

Heft 12. Hoffmann Hans, Meine Stoffe und Modelle.

53. Jahrgang. Heft 2. 3. Boerschel E., Deutsche Dichter als Maler und Dichter.

Heft 2. Tschirch O., Albrecht von Haller als Dichter. Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage.

Heft 3. Wegwitz F., Rainer Maria Rilke.

Leyen F. v. d., Märchen, Sage und Mythus.

Konservative Monatsschrift.

65. Jahrgang. 1908. Heft 12. Spiero H., Adolf Schmitthenner.

Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur.

II. 1908. Nr. 36 Scharlitt B., Nietzsches Salomé-Affäre. — Zwei Briefentwürfe Nietzsches an Lou Salomé und Paul Rée.

Literarische Neuigkeiten (Leipzig).

8. Jahrgang. 1908. Nr. 1. 2. Jenny H. E., Die Dichtung der deutschen Schweiz seit Gottfried Keller und Conr. Ferd. Meyer.

Nord und Süd.

32. Jahrgang. 1908. Heft 2. 4. Joseph v. Eichendorffs Briefe an Theodor von Schön 1842/56.

Heft 7. Fürstenberg-Fürstenberg A. Graf zu, Briefe Lavaters an Goethe und Herder [1773/6].

Heft 8. Berg L., Der junge Goethe und der alte Goethe.

Stein Ph., Theodor Döring (mit Briefen).

Heft 9. Geiger L., Goethe im Verkehr.

Heft 10. 11. Dohm H., Hans von Kahlenberg [Helene von Montbart].

Briefe Jean Pauls und Ludwig Börnes an Gottfried Weber.

Quickborn.

1. Jahrgang. 1908. Nr. 4/5. Boehden E., Johann Hinrich Fehrs.

Boeck Ch., Die Bedeutung des Dichters Fehrs.

2. Jahrgang. 1908/9. Nr. ?. Düsel F., Fritz Reuter.

Deutsche Revue.

33. Jahrgang. 1908. April. Juni. Juli. August. September. Herwegh M. und V. Fleury, Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg Herwegh.

Oncken H., Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens.

Monod G., Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter.

Juni. Juli. Mathy L., Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849.

September. Przibram L. v., Erinnerungen an Böcklin.

Noack F., Haus Humboldt in Rom.

November. Weerth E. aus'm, Kinkel im Gefängnisse zu Spandau.

Neue Revue. Halbmonatschrift. Berlin.

1. Jahrgang. 1907/8. Heft 8. Batka R., Eine Komposition Franz Grillparzers.

Heft 9/10. Briefe Georg Herweghs an seine Braut Emma Siegmund.

Heft 20. Klaar A., Ludwig Anzengruber.

2. Jahrgang. 1908/9. Nr. 1 (1. Oktoberheft). Ein Berliner Theaterbrief E. T. A. Hoffmanns [an Franz von Holbein 1818 Junius 13]. Mitgeteilt von H. v. Müller.

Österreichisch-Ungarische Revue.

36. Band. 1908. Heft 3. Prack A., Malvida von Meysenbug.

Berner Rundschau. Halbmonatschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz.

3. Jahrgang. 1908/9. Nr. 2. Füeter E., Das Undeutsche bei Heine [sein unermüdlicher Fleiß beim Bearbeiten seiner Gedichte].

Nr. 3. Wendriner K. G., Goethes Mutter.

Nr. 6. Bürgi E., Haller und die Vielseitigkeit.

Nr. 7. Schoffer H., Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche.

Deutsche Rundschau.

34. Jahrgang. 1908. Heft 7 (April). Leitzmann A., Studien zu Beethovens Briefen. Ein Beitrag zur Kritik ihres neuesten Herausgebers [Alfr. Chr. Kalischer].

Heft 7. 8. 11. 12. Elster E., H. Heine und H. Laube. Mit 46 bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. (Fortsetzung und Schluß.)

Heft 8. Lang Wilh., Erinnerungen an Ernst Zeller.

Meyer R. M., Bernoulli: Frz. Overbeck und Frdr. Nietzsche.

Heft 11. 12. Jacoby G., Kant unter den Weimarer Klassikern.

Heft 11. 12. Egloffstein H. Frh. v., Carl Augusts Reise nach Paris und England 1814.

35. Jahrgang. Heft 1 (Oktober). Jhering über Bismarck. Eine Aufzeichnung [‚Drei Stunden im Hause des Fürsten von Bismarck'. 1885]. Herausgegeben von H. v. Poschinger.

Aus dem Briefwechsel zwischen Johannes Brahms und Joseph Joachim.

Literarische Rundschau. Frenzel K., Karl Gutzkow [Ausgewählte Werke hg. von Houben].

Heft 2. Leitzmann A., Ein Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller [an Ch. G. Körner, Wien 1811 Oktober 1].

Kelle J. v., Die Entwicklung der deutschen Universitäten.

Müller H. v., Aus E. T. A. Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802. — Auch in einem Sonderabdrucke.

Literarische Rundschau. Meyer R. M., Bernoulli: F. Overbeck und F. Nietzsche.

Heft 3. 4. Proelß J., Scheffel und [Friedrich] Eggers. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers [1844 ff.].

Die neue Rundschau.

XVIII. Jahrgang der Freien Bühne. 1907. Heft 11. Friedrich Nietzsche, Briefe aus dem Jahre 1888. — An: seine Mutter, Freiin Dr. Meta von Salis-Marschlins, C. G. Naumann, Peter Gast, seine Schwester.

XIX. Jahrgang. 1908. Heft 9 (September). Leyen F. v. d., Aufgaben der Universität.

Hans von Bülow, Briefe aus den letzten Jahren [1886/93].

Heft 10. La Mara, Franz Liszt, Briefe an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen [1846/74].

Meyer R. M., Die deutsche Flugschrift [von der Reformationszeit bis zu Nietzsche].

Heft 11. Schleich C. L., Der Rhythmus.

Friedrich Nietzsche, Briefe an Mutter und Schwester (Herbst 1887 bis Frühling 1888).

Österreichische Rundschau.

XV. Band. 1908. April. Heft 2. Berger A. Frh. v., Die Fabel des zweiten Teils des ‚Faust‘.

Ewald O., Ibsens philosophische Weltanschauung.

Meyer R. M., Berlin und die österreichische Literatur. — Aus Anlaß eines Aufsatzes über Meyers Grundriß zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 2. Auflage.

Heft 3. Kretschmayr H., Das Zeitalter der Klassik.

Bettelheim-Gabillon H., Betty Paoli und die Familie Schwarzenberg. — Auszug aus der Einleitung zu der Auswahl kleinerer prosaischer Schriften Betty Paolis.

Heft 4. Ungedruckte Briefe Friedrich Nietzsches [an seine Schwester Elisabeth 1883]. Eingeleitet und mitgeteilt von B. Scharlitt.

Heft 5. Feuilleton. Stümcke H., Ein deutsch-ungarischer Volksdichter [Ernst Lindner † 1903, Bibliothekar der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Dichtete in Zipser Mundart].

XVI. Band. Heft 3. Briefe von Ferdinand von Saar [an Moritz Necker 1885/96]. Mitgeteilt von M. Necker. — Im Briefe vom 16. März 1892 berichtet Saar über seine zwei Besuche bei Grillparzer 1867.

Heft 5. Glossy K., Saphir. — S. 313 ff. über ein bisher unbekannt gebliebenes Exposé Saphirs aus dem Jahre 1840, worin er die Gründung einer Theaterschule anregte, und Sedlnitzkys ablehnende Äußerungen darüber.

XVII. Band. Heft 1. Berger A. Frh. v., Über Ferdinand v. Saar.

Heft 2. Feuilleton. Castle E., Albrecht v. Haller, Voltaire und Joseph II. (Zur Erinnerung an Hallers Geburtstag 16. Oktober 1708.)

Heft 4. Bettelheim A., Aus einer Saar-Biographie.

Wolf-Cirian F., Elga [Grillparzers ‚Kloster von Sendomir‘, Gerh. Hauptmanns ‚Elga‘, Marie Ebner-Eschenbachs ‚Das Schädliche‘].

Heft 5. Feuilleton. Antropp Th., Die Entwicklung der Wiener Bühnen seit 1848.

Schleswig-Holsteinsche Rundschau.

3. Jahrgang. 1908. Heft 1. Lobsien W., Prinz Emil Schoenaich-Carolath.

Heiberg H., Schoenaich-Carolath.

Heft 5. Wimmershof W., Hebbels Bedeutung für das neue deutsche Drama.

Der Spiegel. Münchener Halbmonatschrift für Literatur, Musik und Bühne.

1. Jahrgang. 1908. April. Nr. 1/2. Muncker F., Zum 200. Geburtstage Friedrich von Hagedorns.

Nr. 12. Feuchtwanger L., Heinrich Heine und Oskar Wilde.

Nr. 14. Krebs S., Zum Kleistproblem.

Der Türmer. Monatsschrift.

10. Jahrgang. 1908. Heft 7. Wilpert R. v., Gerhard Hauptmanns Schlotterverse.

Heft 9. Storck K., Goethes ‚Faust‘ auf der Bühne.

Stern M. v., Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Heft 11. Münz B., Goethe als Geschäftsmann.

11. Jahrgang. Heft 2. 1908. Dobsky A., Ein vergessener Dichter (Herm. Kunibert Neumann).

Kloß E., Hans von Wolzogen.

Über Land und Meer.
51. Jahrgang. 101. Band. 1908. Nr. 2. Traumann E., Konrad Ferdinand Meyers Psyche.
Nr. 4. Sperl Aug., Aus meinem Leben.

Über den Wassern. Halbmonatschrift für schöne Literatur. Hg. von P. Exp. Schmidt. Münster.
1. Jahrgang. 1908. Heft 9. Aut F., Eduard Mörike als Lyriker. Ein literar-ästhetischer Versuch.
Heft 11. Fey R., Otto Ludwig und Henrik Ibsen.
Heft 14. Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels an Prof. Wallraf in Köln. Mitgeteilt von W. Bruchmüller.
Heft 18. Heidenberg W. v., Die Katholiken und das Theater.
Heft 19. Wilhelm F., Albrecht v. Haller.
Heft 19. 20. Dreyer A., Goethes Schweizerreise und ihre Nachklange in seinem Leben und Dichten.

Deutsche Wacht. Wochenschrift der Deutschen Vereinigung. Bonn.
1. Jahrgang. 1908. Nr. 39. Kosch W., Heinrich Heine und sein deutsches Denkmal.

Die Wage (Wien).
11. Jahrgang. 1908. Nr. 27. 28. Sendach L., Aus den Papieren Leopold Rosners.

Das Wissen für Alle. Populär-wissenschaftliche Wochenschrift.
Jahrgang 1908. Nr. 21/23. Marschik S., Goethe als Technolog.
Nr. 25. 26. Stern B., Max Stirner (Kaspar Schmidt).
Nr. 28. 29. Wittner O., Hoffmann von Fallersleben in seinen Briefen. — Im Anschluß an Gerstenbergs Auswahl der Briefe ‚An meine Freunde'.
Nr. 30. 31. 32. Landquist J., Henrik Ibsen.
Nr. 47/50. Petsch R., Geschichte des deutschen Trauerspiels bis auf Lessing.
Nr. 51. Schillerwein K. B., Raimund als Schauspieler.
Nr. 52. Brockhausen K., Der Gang der Handlung in der Fausttragödie.

Das freie Wort.
8. Jahrgang. 1908. Nr. 7. Harnack O., Schillers Bekenntnis zur Willensfreiheit.
Nr. 11. Westhauser M., Heine als Jude.

Xenien. Eine Monatsschrift.
Jahrgang 1908. Nr. 5. 6. Achelis Th., Goethes religiöse Weltanschauung.
Nr. 5. Thomas-San-Galli W. A., Der Einfluß der Musik auf die Dichtung.
Nr. 6. Schöne W., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.
Schott S., Theodor Storm und Gottfried Keller. — Im Anschluß an deren Briefwechsel (1904).
Nr. 7. Achelis Th., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath †.
Nr. 7. 8. 9. Dilthey W., Lessings ästhetische und schöpferische Kritik.
Nr. 7. Elster A., Musik im Schauspiel.
Nr. 9. 10. Lublinski S., Zur Psychologie und Weltanschauung der Neuromantik.
Nr. 9. Guglia E., Goethe in Österreich. — Im Anschluß an Sauers 2. Bd.
Nr. 10. 11. Lamprecht K., Neue Erziehungsideale in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.
Nr. 10. Oktavio F. H., Friedrich Hölderlin.
Nr. 11. Thiele E. A., Was lehrt uns Goethes Persönlichkeit?
Issemann B., Carl Spitteler.
Nr. 12. Jockisch H. R., Grabbe und Nietzsche.

Literarisches Zentralblatt.

59. Jahrgang. 1908. Nr. 19. Scheinert M., Carl Spitteler: Meine Beziehungen zu Nietzsche.

Nr. 48. M. K., Berger: Schiller. 2. Band (1909).

Nr. 50. Sange, Lederbogen: Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie.

—λ, Bernoulli: Frz. Overbeck und Frdr. Nietzsche.

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt.

9. Jahrgang. 1908. Nr. 21. Wüst P., Briefe Conrad Ferdinand Meyers [hg. von A. Frey].

Nr. 22. 23. Geiger A., Emil Gött, ein deutscher Lustspieldichter. (Gest. 14. April 1908.)

Nr. 26. Bartels A., Gesamtwerke I. [E. M. Arndt, Ch. D. Grabbe, K. Gutzkow, Alban Stolz, Adolf Stern.]

Die Zukunft.

16. Jahrgang. 1908. Nr. 28. Drews A., Was ist uns Schelling?

Nr. 47. Mühsam E., Peter Hille.

Nr. 49. Skal G. v., Deutsche Literatur in Amerika.

17. Jahrgang. Nr. 12. Gundelfinger F., Henrik Steffens.

Zeitungen.

Augsburger Abendzeitung.

1908. Der Sammler. Nr. 131. Ein vergessener Dichter [Ferdinand Sauter 1804/54].

Basler Nachrichten.

1908. Sonntags-Beilage. Nr. 40. 41. Steiner G., Napoleon und Goethe.

Germania (Berlin).

Sonntagsblatt. Nr. 12. Irw B., Friedrich Hebbels religiös-philosophisches System und die deutschen Mystiker.

Wissenschaftliche Beilage. Nr. 38. Kosch W., Rieser: ‚Des Knaben Wunderhorn‘ und seine Quellen. — Abgelehnt.

Sonntagsbeilage der **Nationalzeitung** (Berlin).

1908. Nr. 5. Ellinger G., Zur Geschichte des jungen Deutschlands.

Nr. 6. Geiger L., Der Schauplatz von Goethes ‚Hermann und Dorothea‘.

Nr. 7. Hofmann E., Herder als Philosoph.

Nr. 19. Bethge H., Erinnerungen an Prinz Emil Schönaich-Carolath.

Nr. 24. Daffis H., Prinz Rosa Stranim [von Ernst Koch]. Ein Gedenkblatt.

Nr. 35. Hirschberg L., Verschollene E. T. A. Hoffmann-Dokumente.

Nr. 37. Landsberg H., Frau Rat.

Nr. 38. Ellinger G., E. T. A. Hoffmann und Adolph v. Schaden.

Nr. 39. Verschollene E. T. A. Hoffmann-Dokumente [Tafelrunde bei Lutter und Wegener 1821].

Nr. 51. Küchler K., Wie Friedrich Hebbel Weihnachten feierte.

Der Bund (Bern).

1908. Sonntagsblatt. Nr. 39. 40. Golz B., Albrecht v. Haller.

Nr. 41/47. Vetter F., Auszüge aus dem [lateinischen] Briefwechsel zwischen Haller und Johann Geßner 1728/38.

Tägliche Rundschau (Berlin).

Unterhaltungsbeilage 1908. Nr. 168. Küchler K., Hebbels Jugendfreundinnen.

Nr. 184. 185. Zeunert P., Chamisso und die Gegenwart.

Nr. 238/40. Silvester E., [Auslese aus Joh. Isaak von Gernings ‚Briefen eines ehrlichen Mannes usw.‘ Deutschland 1800].

Der Tag (Berlin).

1908. Nr. 313. Pniower O., Theodor Fontane.

Hart J., Die Sprache des Dramas.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist. 1908. Nr. 26. Römer A. Klaus Groth, Fritz Reuter und John' Brinkman. — Mit einem Briefe von Groth an Gustav Adolf Erdmann (1889).

Vossische Zeitung (Berlin).

1908. Nr. 127. Volz, Historische Motive in Lessings Minna von Barnhelm. — Lebenserinnerungen des Feldmarschalls Grafen Kalckreuth.

Nr. 169. Genée R., Friedrich Rückert in Berlin.

Nr. 174. [Pietsch L., F. Rückerts Antrittsvorlesung].

Nr. 359. Steig R., Von deutscher Dichtung in der Ferne. — Über den deutsch-amerikanischen Dichter Julius Gugler und dessen jüngst erschienenen zwei dramatischen Arbeiten.

Nr. 385. Bornstein P., Hebbels Beziehungen zu Peter Cornelius.

Nr. 441. Houben H. H., Ein Matador [Theodor Mundt].

Nr. ?. Lohre H., Ein Doppelgänger Otto Ludwigs [Emil Frh. v. Puttkammer]. — Wiederholt im Literarischen Echo 11, Sp. 334/9.

Nr. 531. Witkowski G., Ein französischer Bühnen-Faust [von Horace Kaplan].

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung.**

1908. Nr. 12. Gleichen-Rußwurm A. v., Vom Geld in Dichtung und Leben. Eine Randbemerkung zur Zeitgeschichte.

Dombrowsky A., Kleists Todeslitanei [von A. Sauer. 1907].

Nr. 13. Dombrowsky A., Ein Brief von Gentz an Johannes Müller [Dresden 1806 Febr. 3].

Simon Ph., Schillers ‚Genius‘ und ‚Das verschleierte Bild zu Saïs‘.

Nr. 16. Berg L., Friedrich v. Hagedorn.

Nr 17. Neuendorff H., Schubarts Lehrerlieder. Literarische Studie.

Nr. 18. Stümcke H., Das deutsche Theater vor 50 Jahren. — Nach F. C. Paldamus, ‚Das deutsche Theater der Gegenwart‘ (Mainz 1858).

Nr. 19. Rubensohn M., Allerlei Schilleriana aus dem Kestner-Museum.

Nr. 20. Hausmann P., Georg Philipp Harsdörffer, der Gründer des Blumenordens an der Pegnitz.

Göhler R., Eine Gutzkowrettung. — Gegen Bettelheims Auerbachbiographie. Vgl. Nr. 25.

Nr. 21. Deetjen W., Fouqués Andreas Hofer-Dramen [1832].

Nr. 22. Landsberg H., Der Teufel in der Dichtung.

Nr. 23. 24. Schulte A., Anatole Frances Forschungen über die Jungfrau von Orleans.

Nr. 24. Ellinger G., Die gesammelten Aufsätze von Wilhelm Hertz.

Nr. 25. Bettelheim A., Auerbach und Gutzkow. Eine Entgegnung [auf Göhlers Aufsatz in Nr. 20].

Nr. 26. Houben H. H., Gustav Freytag und das Junge Deutschland. — Im Anschluß an Mayrhofers Dissertation.

Nr. 28. Mayne H., Hebbels Briefe.

Nr. 31. Jacobi M., Henriette Sontag in Berlin.

Landsberg H., Das literarische Plagiat.

Nr. 33. Herrlich S., Zwei noch nicht veröffentlichte Briefe Platens an August Kopisch. [Rom 1828 Januar 24; Siena 1829 April 14.]

Nr. 35. Hirschberg L., Verschollene E. T. A. Hoffmann-Dokumente.
Nr. 36. Stümcke H., M. G. Saphir, † 5. September 1858, und Friedrich Hebbel.
Nr. 37. Eloesser A., Frau Rat. Zum 13. September 1908.
Lamprecht K., Die deutsche Kunsterzählung um die Mitte des 19. Jahrhunderts [aus dem 11. Bande von Lamprechts Deutscher Geschichte].
Nr. 38. 39. Walzel O. F., Lessings Begriff des Tragischen. Eine Studie.
Nr. 39. 40. Ettlinger J., Aus dem Leben einer schönen Seele. — Im Anschluß an L. Braun, Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt.
Nr. 40. Poppenberg F., Ein Lebens- und Gefühlsfragment aus der Romantik. — Im Anschluß an die von Cohn herausgegebenen Briefe Wilhelm von Burgsdorffs.
Nr. 41. Houben H. H., Varnhagen von Ense.
Nr. 42. Krauß R., Von der Allwissenheit des Dichters.
Nr. 43. Liebert A., Karl Leonhard Reinhold.
Nr. 44. 45. Rahmer S., Neue Studien zu Heinrich von Kleist. — 1. Friedrich de la Motte Fouqué über Kleist. 2. Kleist in französischer Gefangenschaft. 3. Ein Brief Varnhagens an Bernhardi über Kleist. 4. Die Morgenblatt-Affaire.
Nr. 45. Simon Ph., Erlebtes in Schillers ‚Idealen‘.
Nr. 46. Daffis H., Aus Theodor Fontanes Werdejahren.
Nr. 47. Ein Fragment Eichendorffs [‚Die Wanderschaft. Ein Mährchen‘]. Mitgeteilt von W. Ziesemer.
Nr. 48. Lublinski S., Conrad Ferdinand Meyer. Zu seinem zehnjährigen Todestag.
Nr. 48. 49. Eckertz E., Der Aphorismus in Deutschland.
Nr. 50. Tschirch O., Karl Friedrich Zelter. Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstage (11. Dezember 1758).

Bonner Zeitung.

1908. Nr. 184. Joesten J., Der Kampf um die Lorelei. — Brentano. Heine.

Casseler Tagblatt und Anzeiger.

3 f. Juni 1908. Rubensohn M., Ernst Koch, geb. am 3. Juni 1808 [gest. 24. November 1858]. — In vier früheren Nrn. druckt Rubensohn Kochs Erzählung ‚Maria bitt' für mich‘ aus dessen Büchlein ‚Aus dem Leben eines bösen Jungen‘ (Cassel 1847) mit Einleitung und Anmerkungen ab; in einer späteren Nr. berichtet er über ‚Ein Bildnis Ernst Kochs‘ nach einer Photographie gezeichnet vom Maler Ott, lithographiert von Theod. Fischer in Cassel, etwa in den 40er Jahren.

Frankfurter Zeitung.

1908. 17. März. Bing A., Frankfurter Aufführungen eines jüdischen Fastnachtspieles vor 200 Jahren.
Nr. 89. [Brief Theodor Fontanes an Guido Weiß, 14. Aug. 1889].
Nr. 151. Seiling M., Goethe und der Okkultismus. — Dagegen O. K. in Nr. 155.
Nr. 213. Hölscher G., Der Entwicklungsgedanke in Goethes Faust.
Nr. 234. Ebner F., Der Mathematiker in der neueren Literatur.
Nr. 229. Hirschberg L., Zwei verschollene Schriften Bettinas. — ‚Inneres Schauen in Goethes Familie‘: Just. Kerners Blätter aus Prevorst 1831 ff. — Ein Aufsatz über Max Stirners ‚Der Einzige und sein Eigentum‘ in der Leipziger Zeitschrift ‚Die Epigonen‘ 1846 f.

Hamburger Correspondent.

Zeitung für Literatur usw. 1908. Nr. 5. Enders C., Eine Bildungsreise im 18. Jahrhundert. — Briefe von Joh. Martin Usteri an seine Schwester (1783).

Nr. 8. Mießner W., Werther und Wetzlar.

Lehmann-Haupt C. F., Babylonisches zu Schillers Balladen.

Nr. 18. Lorenz K., Aus dem Nachlaß Adolf Schmitthenners und Wilh. Holzamers.

Nr. 25. Achelis Th., Schillers Ästhetik.

Nr. 26. Schapire R., Aus ungedruckten Briefen von Fritz Reuter an Otto Speckter.

Hamburger Fremdenblatt.

1908. Nr. 119. Gottschall Rud. v., Ein vormärzliches Theater-Idyll. — Gottschall als Dramaturg in Königsberg.

Heidelberger Tageblatt.

1907. Nr. 148. H[eilig], Aus Karl Gottfried Nadlers Gymnasialzeit. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß veröffentlicht.

Nr. 154. H[eilig], Ein Volkslied von Gottfried Nadler.

Neckar-Zeitung (Heilbronn).

1908. Nr. 81. [Brief Wilhelm Weckherlins aus dem Jahre 1830 über einen Besuch bei Goethe.]

Ostpreußische Zeitung (Königsberg).

1908. Sonntags-Beilage. Nr. 22. Petrenz A., Hoffmann von Fallersleben als Deutscher und Bürger.

Leipziger Zeitung.

1908. Wissenschaftliche Beilage. Nr. 29. 30. Schlösser R., Heinrich von Kleist als preußischer Edelmann.

Magdeburger Zeitung.

1908. Montag-Blatt. Nr. 24/27. Weidel K., Goethes Naturbetrachtung.

Beilage der **Münchner Neuesten Nachrichten.**

Jahrgang 1908. Nr. 11. Drei ungedruckte Briefe Ludwig Tiecks an Jean Paul Friedrich Richter [1822. 1824]. Mitgeteilt von K. Wolff.

Nr. 94. Anemüller E., Ein unglücklicher Dichter. — Mit einem bisher unbekannten Briefe Ch. D. Grabbes an den Kriminalgerichtssekretär Althof in Detmold, Düsseldorf 1835 Juni 10 (S. 140 f.).

Nr. 112. Houben H. H., Goethe und Sylvie von Ziegesar. — S. 314 Brief von J. P. Eckermann an Varnhagen, Weimar 1829 November 16.

Nr. 148. Olshausen W., Nietzsche in den Briefen an [Peter] Gast.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung.**

1908. Nr. 35. Müller E., Schiller und Luise Vischer.

[Mit dem 31. März 1908 stellte die ‚Beilage' ihr Erscheinen ein.]

Allgemeine Zeitung (München).

111. Jahrgang. 1908. Nr. 26. 27. 28. Conrad M. G., Das Overbeck-Geheimnis. Erstmalig veröffentlichte Briefe Friedr. Nietzsches an seine Schwester.

Nr. 32. Edel E., Witz, Humor und Karikatur.

Nr. 38. Dehmel R., Der Olympier Goethe. Ein Protest.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft und Technik. Beigabe zur Münchener Allgemeinen Zeitung.

2. Jahrgang. 1908. Nr. 24. Goebel J., Das ‚Faust'-Jubiläum [Rede].

Nr. 35. Walzel O. F., Goethe und das Problem der faustischen Natur.

Nr. 48. Schmidt E., Wielands Gesammelte Schriften.

Pester Lloyd.

1908. Nr. 73. Császár E., Ein Plagiat Nestroys. — Dessen Posse ‚Umsonst (1857)‘ sei nichts als eine nur überarbeitete Übersetzung der 1849 im Pester Nationaltheater erstmals gespielten Posse ‚Liliomfi‘ von Eduard Szigligeti.

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

1908. Nr. 897. Landau P., Levin Schücking.

Nr. 971. Gaedertz K. Th., Fritz Reuter und die Luftschiffahrt.

Nr. 979. Landau P., Der Kritiker des Jungen Deutschlands [Theodor Mundt].

Rochlitzer Tageblatt.

1908. Nr. 142/7. Mäding A., Die Dichterin Karoline Luise Brachmann, ein Rochlitzer Kind.

Schwäbischer Merkur (Stuttgart).

1908. Nr. 100. 112. Proelß J., Wilhelm Ganzhorn [† 1880], der Freund Freiligraths und Scheffels.

Schwäbische Kronik. Nr. 179. Güntter O., Schiller als Sohn und Bruder. — Nach Akten.

Nr. 427. 439. Proelß J., Mörike in Möhringen auf den Fildern.

Neues Tagblatt (Stuttgart).

1908. Nr. 113. Widmann W., Die erste Fiesco-Aufführung in Stuttgart (5. Juni 1797).

Nr. 122. 123. Prölß J., Wanderschicksale eines Wanderliedes. — ‚Wenn du an Pult und Tische‘. Dies irrtümlich Scheffeln zugeschriebene Lied dichtete der badische Ingenieur Hermann Berger im Jahre 1885.

Nr. 217. 218. Krauß R., Der Stuttgarter Hofschauspieler und Bühnendichter [J. W.] Lembert. — Mit Benützung der Akten des K. Staatsarchivs. — Lembert, geb. 1779 in Prag, † 1851 in Mödling bei Wien. Besprochen wird sein Wirken auf der Stuttgarter Hofbühne 1807/17 und die daselbst aufgeführten von ihm bearbeiteten Stücke. — Vgl. Goedeke² IX, 29/37. Der obige Artikel konnte dort noch nicht benutzt werden.

Württembergische Zeitung (Stuttgart).

Der Schwabenspiegel. 1908. Nr. 28. Johann Georg Fischer.

Nr. 45. Krauß R., Deutsche Wanderkomödianten in Stuttgart während des 17. und 18. Jahrhunderts.

Nr. 48. 49. Proelß J., Mörikes Jugenddichtung und die Filderlandschaft.

Vogtländischer Anzeiger.

1908. Nr. 160. 161. 166. Rödiger K., Mosen-Erinnerungen.

Wiener Abendpost.

1908. Nr. 203. 205 (September). Schönbach A. E., Ferdinand Kürnberger. Ein Blatt des Erinnerns. — Schönbach machte Kürnbergers erste Bekanntschaft im Sommer 1877 zu Graz.

Montags-Revue (Wien).

1908. Nr. 16. [F. Halms Fragment einer 1867 begonnenen Übersetzung von Calderons ‚Richter von Zalamea‘].

Neue Freie Presse (Wien).

1908. Nr. 15753. 60. 70. 95. Briefe von Ottilie von Goethe an R. Seligmann. Mitgeteilt von A. F. Seligmann.

Nr. 15758. Briefwechsel Friedrich Hebbels mit John Marshall. Mitgeteilt von R. M. Werner.

Nr. 15834. Hock St., Nietzsche und Overbeck.

Nr. 15867. Blumenthal O, Aus vergessenen Blättern. Erinnerungen an Ferd. Kürnberger.

Nr. 15930. Weihnachtsbeilage. Wittmann H., Ein Geschenk des Kronprinzen Rudolf an seine Mutter. (Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine). — Die Briefe sind an Alexander Weill (1841. 1846) gerichtet, den Wittmann, zum Teil aus eigenen Erinnerungen, vorzüglich charakterisiert.

Neues Wiener Tagblatt.

1908. Nr. 36. Koch M., Richard Wagners dramatische Fragmente und Entwürfe.

Nr. 302. Hammer W. A., Ferd. von Saar als Mensch und Wohltäter.

Nr. 283. Necker M., Geibel und Hebbel.

Die Zeit (Wien).

1908. Nr. 2189. Deutsch O. E., Aus Anzengrubers Schmierenzeit. Neue Mitteilungen.

Wiener Zeitung.

1908 vom 28. Juni. Hadina E., Oscar von Redwitz und Karl von Leitner.

Neue Zürcher Zeitung.

1908. Nr. 169. Ehrenfeld A., Gottfried Kellers Lyrik. — Im Anschluß an P. Brunners Studien (1906).

Nr. 273/6. Steiner G., Napoleon und die Dichter.

Antwort.

Im Heft 2/3 Jahrgang XVI bringt diese Zeitschrift einen von Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin und Dr. Georg Minde-Pouet, Bromberg, unterzeichneten Artikel als Abwehr von Angriffen, die ich in einem Aufsatz der Zeitschrift „Deutschland" (Februar 1907) und in dem Vorwort meines im Mai vorigen Jahres erschienenen Buches „Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter" veröffentlicht habe.

Ich habe sofort, nachdem derselbe Artikel im September 1909 im „literarischen Echo" zuerst veröffentlicht war, den Fall zur Entscheidung den Gerichten übergeben, damit eine Klarstellung vor aller Öffentlichkeit erfolge. Die Unterzeichner der „Abwehr" haben es für notwendig erachtet, während das Verfahren schwebte, an dieser Stelle noch einmal ihre Angriffe zu wiederholen. Das ungewöhnliche Verfahren veranlaßt mich[1]), indem ich auf die volle Berichtigung in der bevorstehenden Gerichtsverhandlung hinweise, über einzelne bezeichnende Punkte dieses unerhörten Angriffes die Leser aufzuklären.

Es wird behauptet — nicht etwa nur vermutet —, daß kleinliche und persönliche Motive mich zur Veröffentlichung meines Aufsatzes in „Deutschland" veranlaßt haben. Das ist unwahr, denn der angeführte Aufsatz in der „Deutschen Literaturzeitung", der angeblich meine Rachegefühle erregt haben soll, ist mir bis heut nicht vor Augen gekommen und ist mir inhaltlich, wie ich auf Ehre und Gewissen versichern kann, völlig unbekannt.

Mir wird „schnöde Geheimnißthuerei" vorgeworfen. Der Vorwurf wirkt geradezu grotesk gegenüber der Tatsache, die die Unterzeichner in ihrem Abwehr-Artikel selbst zugeben müssen, daß ich die fraglichen Briefe an Ulrike und an Pfuel zuerst gefunden und die Beteiligten — außerdem auch andere Kleistforscher — offen und aus freien Stücken von dem Funde unterrichtet habe, ferner gegenüber

---

[1]) An meiner Auffassung kann sich nichts ändern, wenn die „Abwehr" gleichzeitig mit der ersten Publikation dieser Zeitschrift zugeschickt und nur aus äußeren Gründen verspätet abgedruckt wurde.

der Tatsache, daß ich die Brieffragmente an die Hendel-Schütz lediglich aus Gefälligkeit für die Unterzeichner, und während ich an meinem „Kleistproblem", für das sie bestimmt waren, arbeitete, in dieser Zeitschrift veröffentlichte und schließlich gegenüber der Tatsache, daß, wenn ich in der Publikation der Pfuel-Briefe zurückhaltend war, ich meine berechtigten Gründe hierfür wiederholt klarlegte. Ja, ich bin noch weiter gegangen: ich habe direkt darum ersucht und Herrn Minde-Pouet angeboten, die drei Pfuelbriefe, von mir kommentiert in seinen Briefband aufzunehmen, weil sie in der Gesammtheit der Briefe verschwinden oder doch ihre böswillige Deutung nicht in demselben Maße zu fürchten wäre, als wenn ich sie gesondert drucken lasse. Das nennt man „Geheimnißthuerei" und „schnöde Geheimnißthuerei."

Es wird behauptet, ich habe die Tatsachen „dreist und böswillig" verdreht; und nicht blos meine Handlungen sollen böswillig sein, sondern auch mein Wesen. Als Beleg wird die folgende briefliche Äußerung von mir vom 24. Juli 1904 zitiert: „Wenn ich Ihre Publikation abwarte und dann mit meinem Buche herausrücke, dann können Sie gewiß sein, daß ich den Vogel abschieße und Sie wissenschaftlich wie buchhändlerisch lahmlege." Die Unterzeichner verschweigen, daß ich durch einen voraufgegangenen Brief und seinen herausfordernden Ton aufs schärffste provoziert war, daß die zitierte Briefstelle im Zusammenhang bedeuten soll: das könnte man tun, wenn man im Gedankengang des Herrn Minde-Pouet handelte, und die Unterzeichner rücken schließlich dadurch, daß sie das Zitat aus dem Zusammenhang reißen, meine Motive in ein für die Deutung des Lesers irreführendes Licht. Ich wiederhole nochmals das Zitat und füge die Sätze bei, die sich unmittelbar anschließen:

„Wenn ich Ihre Publikation abwarte und dann mit meinem Buche „herausrücke, dann können Sie gewiß sein, daß ich den Vogel abschieße und „Sie wissenschaftlich wie buchhändlerisch lahmlege. Aber, wie gesagt, darauf „kommt es mir gar nicht an; ich gönne Ihnen den Triumph, mir dort oder „da als Konkurrent etwas anzuhängen. Ich werde voraussichtlich nicht warten, „werde vollständig unabhängig arbeiten, werde mein Recht wahren und werde „mich freuen, wenn ich Ihnen nach der einen oder der anderen Richtung die „Arbeit erleichtere.

Sapienti sat! Meine Ausführungen dürften zeigen, wo die „Böswilligkeit des Wesens" zu suchen ist.

Berlin SW. d. 8. II. 10. Dr. S. Rahmer.

Die vorstehende Antwort, die die Zahl der Verdrehungen nur noch vermehrt, kann uns zu einer neuen Erörterung der Angelegenheit hier an dieser Stelle nicht veranlassen.

Prof. Dr. Erich Schmidt.
Dr. Georg Minde-Pouet.

Für ihre im Insel-Verlag zu Leipzig erscheinende Ausgabe von Heinrich Heines sämtlichen Werken wünschen Professor Dr. Oskar Walzel in Dresden und Dr. Jonas Fränkel, Privatdozent an der Universität Bern, die Handschriften von Heines Schriften, die sich zahlreich in Privatbesitz befinden, zu verwerten und auch bisher unveröffentlichte Verse Heines möglichst vollständig zu sammeln. Sie wären daher den Besitzern von Heines Handschriften dankbar, wenn sie ihnen diese zur Kollation oder Abschrift freundlichst überlassen oder ihnen von ihrem Besitz Nachricht geben würden.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Januar, im Satz am 1. Mai 1910.

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn[1]).

3. Schupps Quellen und Vorbilder.

(Fortsetzung.)

Den Bestrebungen hervorragender

Pädagogen

stand Schupp durch Christoph Helwigs (1581—1617) Erbe nahe, das er im Jahre 1636 durch seine Verehelichung mit dessen hinterlassener Tochter erhielt[2]). Er hat, wie er mehrfach bezeugt, „alle Manuscripta Helviciana gelesen", und daher leiten sich seine Ansichten über das Schulwesen, seine Reform und die Wertschätzung der Muttersprache. Deshalb muß ich hier der Ansicht Diehls (Beiträge, S. 271) widersprechen, daß der Umschwung zugunsten der letzteren bei Schupp erst zu Anfang der vierziger Jahre eingetreten sei, und auf Stötzners Ausführungen im „Teutschen Lehrmeister" (S. 15 ff.) verweisen, der schon ganz ähnliche Gedanken darüber hatte wie ich. Denkbar wäre es wohl, daß sich derselbe in seinen Wanderjahren vorbereitet hätte. Nur läßt sich das nicht nachweisen, da Schupps erste Äußerung über diese Frage aus dem Jahre 1638 stammt, es also natürlicher ist, an eine Beeinflussung durch Helwig zu denken. Auf dessen Bedeutung für Schupp kommt auch Siebeck in der „Fest-

[1]) Vgl. Euphorion, Band XVI, S. 6 ff., 245 ff. und 673 ff.; Band XVII, S. 1 ff.

[2]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, meine im XVI. Bande, S. 21, gegebenen Notizen über Helwigs Familie zu ergänzen durch einen Hinweis auf meinen Aufsatz in den „Beiträgen zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte, herausgeg. von W. Diehl und A. Messer, II. Band, 1910", S. 145.

schrift“ zu sprechen. Seinen Ausführungen kann ich nur zustimmen. Schupp sagt auch selber in der „Ehrenrettung“ (H, S. 686 f.), daß er bereits in Marburg „von reformation der Schulen viele Discurs geführet . . ., daß er sonderliche Compendia inventiret, der Jugend fortzuhelffen, und daß er immerdar Gelegenheit gesuchet ein Gymnasium anzuordnen, nach seinem Sinn und Gutachten“. Selbst wenn ich in diesem Rahmen alle erreichbaren Beziehungen Schupps zu Helwig darstellen könnte, müßte doch ein nicht nachzuweisender Rest bleiben, weil wir die Manuskripte und Korrespondenzen nicht mehr haben. (Vgl. „CONSECRATIO AVELLINI“, S. 10 = C_1, 22; „Morgen- und Abendlieder“, H, S. 935; „Calender“, H, S. 587; „Ehrenrettung“, H, S. 686 f; „Vom Schulwesen“, S. 24—27; „Unterricht. Student“, H Zug, S. 214 = F 1701, II, 378; „Monumenta Germaniae Paedagogica“ XXVIII, 23 ff. u. ö.; Siebeck in der „Festschrift“, II, 293 ff.) — Durch Helwig ist Schupp mit den Arbeiten und Bestrebungen der ehemaligen Gießener Schulmänner bekannt geworden, über die ausführlich W. Diehl in den „Monum. Germ. Paedag.“ (XXVIII, 19 ff.) handelt. Schupp gedenkt ihrer gelegentlich und sagt: „Patrum nostrorum memoriâ, auspicio Illustrissimi Principis, Domini LUDOVICI fidelis Hassiae Landgravii, conati equidem fuerunt viri literati, transferre omnes artes & facultates in linguam vernaculam. Et successum non admodum felicem fuisse, nemo mirari debet. Nam non subito excogitatur nova veritatis cura . . . . .“ („DE OPINIONE“, S. 31 f.).

Natürlich hat Stötzner recht mit dem Hinweise darauf, daß nicht alles Helwigs Eigentum war, was Schupp als solches ansah, sondern daß dieser seinerseits gar viel von Wolfgang Ratke (Ratichius, 1571—1635), mit dem er in den Jahren 1613—1615 zusammen gearbeitet hatte, empfangen habe. (Vgl. „Teutscher Lehrmeister“, S. 11, 14, 17, 25; „Vom Schulwesen“, S. 88, 92.) Hauptsache bleibt jedoch: Nachdem Schupp erst mit den Reformbestrebungen bekannt geworden, reißt der Faden, der ihn mit ihnen verbindet, nicht wieder ab. Man kann ihn durch die Schriften „ORATOR INEPTUS“, „DE OPINIONE“, „PROTEUS“, „DE ARTE DITESCENDI“ bis in die Hamburger Zeit verfolgen. Hier kommen natürlich in erster Linie die pädagogischen Schriften in Betracht; doch finden sich gelegentliche Äußerungen in großer Zahl auch anderwärts. Es ist zu bedauern, daß es diesem Manne nicht vergönnt war, das Werk seines Schwiegervaters weiterzuführen, daß seine Ideen erst durch Vermittlung anderer auf das Schulwesen und die Universitäten gewirkt haben.

Die Brücke von Schupp zu anderen Schulmännern vermag ich nicht mit Sicherheit zu schlagen; genug, daß die Bekanntschaft mit

ihnen vorhanden ist. So redet er von Johann Sturm (1507—1589) und seiner Schule zu Straßburg wie von einem alten Bekannten. — Er beruft sich für den Unterricht im Latein auf Kaspar Scioppius (1576—1649), den Verfasser des „Mercurius bilinguis sive Nucleus linguae latinae", der „Grammatica philosophica pro linguae latinae magistris & tironibus" und der „Consultationes de scholarum & studiorum ratione". — Er „rühmt sonderlich deß Eliae Bodini Didacticam". (Vgl. „Ehrenrettung", H, S. 686 f.; „Salomo", H, S. 51; „Vom Schulwesen", S. 75 ff.; Schiller, S. 185.)

Sehr hoch hat Schupp den Johann Heinrich Alsted (1588 bis 1638) geschätzt, der in den Jahren 1610—1629 in dem benachbarten Herborn Professor der Philosophie und Theologie war, also gerade während Schupps Studienzeit. Dieser hat mehrere seiner Schüler kennen gelernt und redet in späteren Jahren öfter von dem „hochgelahrten Alstedius". Doch bereits in Marburger Schriften zitiert er Teile aus dessen „Cursus philosophici Encyclopaedia libris XXVII complectens Universae Philosophiae methodum ... Herbornae Nassoviorum . . Anno MDCXX". (Vgl. K. A. Schmid, „Geschichte der Erziehung", III, 2, 100 ff.; „Calender", H, S. 590; „Unterricht. Student", H Zug, S. 240; „DE ARTE DITESCENDI", S. 62. Letztere Stelle ist interessant wegen der beiläufigen Erwähnung der damals gebräuchlichsten Schul- und Lehrbücher. Näheres darüber in „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte" II, 1910, S. 121 f.)

Hier verdient ferner genannt zu werden Johann Valentin Andreä (1586—1654), von dem zu reden wir bereits Gelegenheit hatten (S. 36, 38 ff.). Die Parallelen aus dem „Menippus" hat Zschau (S. 19—24) gegeben. Bezüglich der „Reipublicae Christianopolitanae descriptio" habe ich bei Schupp weniger wörtliche Übereinstimmung als dieselben oder ähnliche Gedanken gefunden. Man vergleiche z. B. folgende Stellen, bei denen ich für Schupp nicht überall das erste Auftauchen dieser Gedanken aufsuchen konnte, da er sich in den lateinischen Schriften über diese Dinge nicht systematisch äußert:

„Christianopolis":	Schupp:
S. 105 ff.: Nr. 47. „De Theatro physico". S. 107 ff.: Nr 48. „De Pictoria"	Seine Vorliebe für bildliche Darstellungen, schon für das Marburger Avellin bezeugt: „Salomo", H, S. 49; „SCELETON CHRONOLOGIAE", S. 47 f.; „PROTEUS", S. 28; „ENDYMION", S. 6; und vor allem „Vom Schulwesen", S. 86 ff., 89 f.[1]).

[1]) Es ist bekannt, daß die beiden vorletzten Schriften von Schülern stammen. Wir dürfen aber darin Schupps eigenes Gut ansprechen.

„Christianopolis":	Schupp:
S. 114 ff.: Nr. 52. „De Praeceptoribus".	„ORATOR INEPTUS", S. 24; Programm in C_3, 34; „DE ARTE DITESCENDI", S. 23 = C_3, 133; „Vom Schulwesen", S. 101.
S. 118 f.: Nr. 54. „De Institutionis forma". S. 119 ff.: Nr. 55. „De I. Auditorio Grammatico".	Schupp über die Deposition, z. B. „Unterricht. Student", H Zug, S. 228 f.
S. 123 ff.: Nr. 57. „De variis linguis".	„DE OPINIONE", S. 31 ff.; „Teutscher Lehrmeister", S. 38, 40, 45; u. a.
S. 129: Nr. 60. „De Theosophia". S. 134 ff.: Nr. 63. „De Numeris mysticis". S. 161 ff.: Nr. 76. „De 8. Auditorio Theologico".	Man soll nicht neugierig sein, sondern einfältig glauben: „EUSEBIA", S. 133; „Florian", H Zug, S. 436; „Lucidor", F 1719, I, 287; „Hiob", H, S. 156; u. v. a.

Wenn ich Vollständigkeit erstrebte, könnte ich in dieser Weise noch seitenlang fortfahren. Allein wem wäre damit gedient? Ich bedauere aber, daß ich nicht auch den „Theophilus" heranziehen konnte, jene reifste Frucht von Andreäs pädagogischer Tätigkeit, die bereits 1622 verfaßt, aber erst 1649 veröffentlicht ist. Sollte es Zufall sein, daß des Theophilus Sohn Eusebius heißt, und daß Schupp seine Glaubenslehre „EUSEBIA" nannte? Die gedanklichen Berührungen sind sehr zahlreich: Das Verlangen nach katechetischer Unterweisung der Jugend, — Schupp hat bereits in Marburg eine Bibelstunde eingerichtet, — die Klagen über die schlechten Lehrer, die knappe Besoldung der tüchtigen, über die Prügelpädagogik, die Diskrepanz zwischen Lehre und Leben, über den Verfall der Universitäten, die ungelehrten Magistri und Doctores, die Betonung des Realunterrichtes, die Aufforderung an die großen Herrn, mehr für die Schulen zu tun, und vieles andere findet sich bei Schupp sowohl wie im „Theophilus". Den Nachweis im einzelnen muß ich einstweilen schuldig bleiben. (Über Andreäs pädagogische Ansichten vgl. man K. A. Schmid, „Gesch. d. Erz.", III, 2, 148 ff.)

Wie nicht anders zu erwarten, war Schupp auch mit dem Leben und den Werken eines Johann Amos Comenius (1592—1670) bekannt, der seinerseits ein Schüler Alsteds war und auch von Andreä gelernt hat. Schon Hölting (I, 24 und 27) hat auf ihn hingewiesen. Stötzner hat dann gezeigt, daß der ganze Abschnitt in „Vom Schulwesen", S. 60—66 eine Übersetzung aus der „Janua linguarum reserata" (1631) ist. Schupp nennt außerdem selber das „Vestibulum januae linguarum reseratae 1633" und die „Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis. Lipsiae 1633". In der „Didactica magna" habe ich ein gut Stück gelesen, aber fast keine wörtlichen Berührungen mit Schupp gefunden. Natürlich, dieser hat ja nie ein

System aufgestellt. Allein nach seinen eigenen Worten hat er Comenius gut gekannt. (Vgl. „Vom Schulwesen", S. 10, 14 f., 60 ff., 75; „DE OPINIONE", S. 30 f.; „Salomo", H, S. 51; „Unterricht. Student" H Zug, S. 247; K. A. Schmid, „Gesch. d. Erz." III, 2, 93 ff.)

Die Bedeutung Francis Bacons, von dem schon die Rede war (S. 29, 32, 41 ff.), kann für Schupp nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. Die Parallelen in den pädagogischen Ansichten beider Männer hat Zschau (S. 69—86) zusammengetragen, aber es ist zu bedauern, wie regellos er die Belege allen Schriften entnimmt. So gelangt man doch nicht zum Verständnis eines Mannes! Die Benützung ist im Anfange von Schupps Schriftstellerei am stärksten, im „ORATOR INEPTUS". In Betracht kommen ferner „DE OPINIONE", „PROTEUS" und „AURORA". Die meisten Entlehnungen weist die „ARS DITESCENDI" auf, allein sie enthält altes Gut. Die Stelle im „Florian" ist eine Wiederholung; mehr enthält der „Salomo"; und ein starkes Zurückgreifen auf ihn verraten „Der Teutsche Lehrmeister" und „Vom Schulwesen". In der Zwischenzeit ist Bacons Einfluß mehr latent, aber immerhin vorhanden.

Schupps offener Blick verrät sich in der Anerkennung, die er den Jesuitenschulen zollt, welche nach dem Urteile aller nicht Voreingenommenen in damaliger Zeit manche Vorzüge aufwiesen. Über sie sagt er in der „ARS DITESCENDI" (S. 39 f.): „... laudoque in hoc casu JESUITAS, qui non ex quolibet ligno sculpunt Mercurium, sed ingenia prudenter discernunt, ne invitâ Minervâ aliquid inchoëtur ... Consulamus hîc scholas Jesuitarum. Nihil, quod in usum venit, his melius. Semper ego publicam institutionem puerorum privatae praeferendam esse judicavi ..." Später, als er sich auch von ihren Fehlern überzeugt hatte, drückte er sich etwas vorsichtiger aus, hielt aber an der Ansicht fest, daß man ihre Leistungen nicht in Abrede stellen könne. (Vgl. außerdem „PROTEUS", S. 26; „Salomo", H, S. 49 f.; „Florian", F 1701, II, 21.)

Von Einzelheiten will ich nur die wichtigsten hervorheben. So hat Stötzner darauf aufmerksam gemacht, daß Schupp in „Vom Schulwesen" (S. 66—74; vgl. S. 10 f.) Gedanken Johann Heermanns (1585—1647) wiedergibt. Er hat jedoch sehr viel Eigenes miteinfließen lassen, z. B. die Anekdote auf S. 70 f., die Ausführung über das zeitraubende Diktieren auf S. 72 (aus „DE ARTE DITESCENDI", S. 37; vgl. „Beiträge zur hess. Schul- und Universitätsgesch. II, 1910", S. 155) und eine Erzählung aus Boccalini (S. 72 ff.). Übrigens findet sich dieselbe Ausführung, und zwar umfänglicher, bereits im „Ninivitischen Buß-Spiegel" (F 1719, II, 713—716; vgl. Baur, Enzyklopädie, S. 821 f.).

Eine merkwürdige Erscheinung begegnet ebenfalls in „Vom Schulwesen“: Schupp hat einen seiner Schüler ausgeschrieben (S. 83—88; vgl. Stötzners Einleitung, S. 13). Das Stück ist eine Wiedergabe der Vorrede und des allgemeinen Teiles der „information an den Praeceptorem“ aus der Schrift:

„Neue Lateinische Grammatica In Fabeln und Bildern Den eüßerlichen Sinnen vorgestellet, und also eingerichtet, daß durch solches Mittel dieselbe benebens etlich tausend darinnen enthaltenenen Vocabulis in kurtzer Zeit mit der Schüler Lust und Ergetzung kan erlernet werden, Auf Begehren eines Edlen Hochweisen Raths der Königlichen Stad Dantzig Der wehrten Jugend zeitigen Wachsthum in heilsamen Studiis zubefordern, Wolmeinend verfertiget und ausgegeben von M. Joh. Bunone. Gedruckt zu Dantzig bey Andreas Hünefeld, Im Jahr Christi 1651“ (4°).

Nur geringe Auslassung sind zu verzeichnen. Man kann aus dieser Tatsache Schupp keinen Vorwurf machen, da er sein eigenes Gut verwertet, das Buno (1617—1697) seinerzeit von ihm empfangen hatte, wie ja auch Stötzner anmerkt. (Vgl. oben, Band XVI, S. 266 f.; „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte II, 1910“, S. 170 f. und die dort angeführten Quellen; auch Hentschel, S. 69 f.)

Ähnlich dürfte es mit den die Entlehnung aus Buno umrahmenden Teilen (S. 78—83 und 89 ff.) stehen. Ihre Vorlage vermute ich nicht ohne Grund in einer von Johann Justus Winckelmanns (1620—1699) Schriften. Er war ebenfalls Schupps Schüler (vgl. über ihn „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte II, 1910“, S. 171 und die Quellen) und hat seit 1648 mehrere Schriften über die Mnemonik herausgegeben, nämlich:

„Relationes ex Parnasso de arte reminiscentiae. Marpurgi 1648“.
„Mnemonischer Discurs von den vier Monarchien. Franckfurt 1653“.
„Specimen artis mnemonicae. Giessae 1653“.
„Nutz- und Schutz-Schrift vor das merckwürdige Alterthum, erspriesliches Wachsthum, Christliche Gewohnheit und Kunstmässige Lehr-Art der Gemählden, Sinnbildern, Lehrgeschichten, Gleichnissen, Beyspielen, und Gedächtniß-Kunst. Oldenburg 1657“.
„Logica memorativa peripatetica. Halae 1659“.
„Hermanni Vulteji Jurisprudentia Romana tabulis comprehensa, cum synopsi Institut. jur. civ. et canon. Bremae 1660“ und
„Caesareologia . . . Halae 1659“, die ich nach folgender Ausgabe zitiere:
„JOHANNIS JUSTI WINCKELMANNI CÆSAREOLOGIA Sive QUARTÆ MONARCHIÆ DESCRIPTIO A Julio CÆSARE, Romanorum Imperatore primo, Ad Imperium usque Invictissimi Imperatoris nostri LEOPOLDI. &c. Continuata & variis Ænigmaticis, æri incisis memoriamque mirè juvantibus figuris illustrata. LIPSIÆ, Apud Johann. Christoph. Tarnov. Literis Colerianis, Ao. 1688“.

Nur diese war mir erreichbar; aber sie bietet als Ersatz für anderes Parallelen. Dieselben dürften in beiden Schriften auf eine

andere Schrift Winckelmanns, die es speziell mit der Mnemonik zu tun hat, als gemeinschaftliche Quelle zurückgehen. Man vergleiche:

„CÆSAREOLOGIA":

II, 22 ff.: Verfasser beruft sich für die Gedächtniskunst auf Cicero „in dem andern Buch des Redners ... Gratiam habeo Simonidi illi Chio, quem primum ferunt Artem memoriae protulisse".

S. 23: „Seneca bezeuget in dem 1. Buch der Übungs-Rede von sich selbst, daß er in seiner Jugend durch Hülffe dieser Kunst 2000. Wörter oder Vers nicht allein habe behalten, sondern auch in empfangener Ordnung so wohl vor als hinder sich hersagen können".

S. 24: „M. Anton Muretus in seiner vielfältigen Lectionen dritten Buchs 1. cap. und 12. Buchs 5. cap. erzehlet, daß er zu Padua einen Rechts beflieſſenen Studenten, aus der Insul Corsica bürtig, gekant habe, welcher 36000. Wörter ebener maßen, als sie ihm vorgesagt, ohn einiges Nachsinnen ordentlich von vornen, von hinten, von mitten, wie man es begehrt, nachgesprochen, und solche Kunst solte er von einem Frantzosen gelernet haben. Kurtz hernach hab er sie Franciscum Molinum einen Venedischen Geschlechter [= Patricier, vgl. DWB IV, 2, Sp. 3912] gelehret, welcher, ob er zwar zuvor ein schlechtes Gedächtnüß gehabt, nach dem Gebrauch dieser Kunst mit vieler Verwunderung in den Wissenschafften sehr zugenommen".

S. 24: „Daß ich gegenwärtig des Anton. Ravennatis, des Metrodorus, und anderer unzählbarer Exempel verschweige; So will ich ..."

S. 26 ff.: „Wie nun alle des Menschen Wissenschafften bey den eusserlichen

„Vom Schulwesen":

S. 97: „Cicero in seinem dritten Buch ad Herennium und lib. 2. de Oratore schreibet hiervon außführlich und saget, daß Simonides auß der Insul Chio der erste Erfinder dieser edlen Kunst gewesen sey ..."

S. 93: Wir lesen in deß Senecae Lebens-Beschreibung, daß er allezeit 2000. locos und imagines in einem Ort gehabt, daß er selbiger allezeit habe können ansichtig seyn, und durch Hülffe derselben, habe er allemahl ex tempore 2000. Wörter die er gewolt, oder ihm vorgesagt worden behalten und wieder hersagen können".

S. 93: „Muretus schreibet in seinem dritten Buch variarum lectionum, daß er einen Studenten auß der Insul Corsica bürtig zu Padona gekant habe, welcher 36000. Wörter, so frembd sie auch nur immer haben seyn können, wenn er sie einmahl gehöret, ohne eintziges Anstossen habe wieder hersagen können, nach solcher Ordnung wie sie ihm sind vorbracht worden. Und diese Kunst habe er innerhalb wenig Tagen einem Venetianischen Patricio Nahmens Francisco Milvio [Druckfehler] gezeiget, so daß selbiger mit jedermans Verwunderung, weil bekandt gewesen, daß er vorhin ein gar schwaches Gedächtnüß gehabt, fast dergleichen hat werckstellig machen können". Vgl. auch S. 80: „Corsicus ille adolescens ..... cum primo memoria maxime infirma fuisset".

S. 93: „Ich will anitzo nichts sagen von des berühmten Vossii und anderer hochgelährten Leute in Holland inventionen in dieser Kunst, welche ich mit meinen Augen gesehen habe".

S. 97 wird Metrodorus genannt.

S. 80: „Non morabar alia exempla. Nam intra octiduum totum artificium me didicisse, aliosque non multo longiori tempore docuisse affirmo" [Winckelmann].

S. 89—92: „Es ist ja gewiß und auch den Knaben bekandt .... Nihil

„CÆSAREOLOGIA“:

Sinnen, und durch dieselbe ihren Anfang nehmen, so leistet doch das Gesicht hierinnen die [27] gröste und nutzbarste Dienste ... [28] Auch ist es gewiß, und fast den Knaben bekant, daß das Gesicht der objicirten Dinge Bildnüße freywillig annimmt, und werden selbige in einem Augenblick dem Verstande für gestellet; da es hergegen mit dem Gehör viel langsamer zugehet, dieweil, wo demselben von abwesenden Dingen etwas fürgetragen wird, die Phantasey oder Bildungs-Krafft aus den eingenommenen Worten ein Bild, so gut sie immer kan, formiren muß. Wann aber beyde Sinne über einem Ding zusammen würcken, das Auge die für gestelleten Sachen besiehet, und das Ohr die Erklärung von demselben einnimmt, so gehet die kurtz und richtige Anleitung fest, und mag nicht allein leicht verstanden, sondern auch wohl behalten werden“.

S. 25: „Es sind fürnehmlich drey fast unzertrennliche Dinge, welche der werthen studierenden Jugend zeitigen Wachsthumb aller heilsamer Wissenschafften trefflich befördern, nemlich: **Hören, Lesen, und Schreiben.** Daß ohne lebendige Stimme oder eines Führers anfänglich in diesem grossen Meer und breiten Feld der Historien (so dießmal unser Zweck) fortzukommen, scheinet fast unmüglich seyn ...“

„Vom Schulwesen“:

est in intellectu, quod non prius fuit in sensu''. [Hier haben wir die Anknüpfung rückwärts an Ratke.]

S. 74: „Unter denen dreyen, als **Hören, Lesen** und **Schreiben,** welche zu Erlangung einer Wissenschafft erfordert werden, ist keins kräftiger als das **Hören.** Sine viva voce oder lebendige Stimme in einer Wissenschafft glücklich fortzufahren, ist fast unmüglich, oder doch auß der massen schwer und langsam ...“

Das letzte Stück greift sogar über den abgesteckten Rahmen hinaus. Winckelmann kann diese Schrift Schupps, die nach der seinigen erschien, nicht benützt haben. Und doch verwertet Schupp in diesen Anleihen sein eigenes Gut, das der Schüler seinerzeit von ihm empfangen hat. Dieser bestätigt das in der „Caesareologia“ (S. 30 ff.) selber:

„Also hat sie [die Mnemonik] insonderheit in der Historien einen nachdrücklichen Nutzen, welches jener sinnreiche Niederländer [Jakob Cats; vgl. das folgende] reifflich bey sich erwogen, in dem er die vier Monarchien in gewisse Bilder nach Mnemonischer Art und Weise für gestellet, und vor etwa 20. Jahren von D. Paulo Mothen in Holstein, und von M. Johann-Balthasar Schuppen zu Marburg gelehret worden, denen beyden ich auch den Anfang dieser Kunst zu dancken ... Als habe ich vor 12. Jahren die vierte und letzte Römische Monarchie ... für mich genommen, die Niederländische [Merk-]Wörter nach Müglichkeit auff unsere Hochdeutsche Sprache gerichtet, die Bilder vernehmlicher ausgedrucket, mit vielen nützlichen Historien vermehret, und auff meine Kosten in Kupffer bringen lassen ...“ Auf vielseitigen Wunsch gibt er nun den Text und die Erklärung neu, die Kupfer in verbesserter Auflage in Druck.

In diesen Rahmen gehört die auch von Zschau (S. 62—64) etwas knapp behandelte Vorliebe für „Emblemata“. Sie dienen Schupp in erster Linie für die Mnemonik, wie er sie denn auch in „Vom Schulwesen“ in Verbindung mit ihr erwähnt. — Über den Niederländer Jakob Cats (1577—1660) haben wir soeben eine Ergänzung aus Winckelmanns Munde vernommen. — Den Titel des Werkes von Matthaeus Merian (1593—1650): „Icones biblicae (1625—1627)“ findet man in „Vom Schulwesen“ (S. 91). — Eine Ergänzung durch den Hinweis auf Boxhorns „Emblemata politica“ hat Lühmann (S. 79 f.) gebracht. Wir haben davon bereits bei Schupps Lehrern (S. 6) geredet und dort auch der von Vossius empfangenen Anregungen auf diesem Gebiete gedacht. — Erinnern möchte hier noch an die bildlichen Darstellungen, die in der „Geistlichen Kirchen-Krone“ erwähnt werden, z. B. die 25 Gemälde: „Die begreiffen fein einfältig, den gantzen Inhalt und allgemeine Beschaffenheit der heiligen Theologiae . . .“ (H Zug, S. 360 ff.; gemeint ist die christliche Glaubenslehre). — Erwähnung verdient hier auch der in „Vom Schulwesen“ (S. 81) genannte „Meurerus Argentoratensis“, der „per imagines intra duas septimanas universam Logicam inculcavit pueris, ut etiam malo quodam genio ad id usus fuisse crederetur [den Teufel]. Liber is etiamnum extat“. — Endlich gehört hierher der von Zschau (S. 108) unter die Franzosen rubrizierte Jacobus Gohorius. Er war um die Mitte des 16. Jahrhunderts Professor der Philosophie und Mathematik zu Paris, wo er 1576 starb. Das von Schupp gemeinte Werk hieß „De usu & mysteriis notarum“ und wird von ihm inmitten seiner Ausführungen über sinnbildliche Darstellungen erwähnt („Salomo“, H, S. 48 = F 1701, I, 46).

Schupp hat zeitlebens für die Schule und die Pädagogik ein lebendiges Interesse gehabt und weitergearbeitet; aber leider hatte er für seine Kenntnisse und Erfahrungen keine Verwendung und keine Zeit zu einer systematischen Darstellung. In seiner letzten Schrift „Vom Schulwesen“ (S. 32 f.) sagt er zu seinem ehemaligen Schüler Christoph Vitztum von Eckstädt (vgl. „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte II, 1910“, S. 172, 181): „Sie werden sich unterdessen erinnern der Inventionen, welche ich gehabt, als ich die Ehre hatte mit Derselben täglich zu conversiern. Solche Dinge habe ich bißhero durch GOttes Segen zu großer perfection bracht. Es ist mir aber an diesem Orte [Hamburg], eben so viel damit gedienet, als einem armen Manne mit einer Goldwage, oder einem Podagrico mit einem Voltisier-Pferde.“

Wir wenden uns dem Zweige der Litteratur zu, der auf den Marburger Professor und den Braubacher und Hamburger Geistlichen gleicherweise den größten Einfluß ausgeübt hat, der

Satire.

Wie tief seine Bekanntschaft mit dem von Zschau (S. 108) genannten François Rabelais (1483—1553) gegangen ist, lasse ich mangels weiterer Anhaltspunkte dahingestellt, er erwähnt von ihm einen Ausspruch über Rechtsprozesse, den er sehr wohl aus einer mittelbaren Quelle haben kann. („Lucidor“, H, S. 300 = F 1701, I, 286.) — Auch weiß ich nichts über seine Beziehungen zu dem Spanier Antonius de Guevara, von dem Aegidius Albertinus (1560—1620) eine Anzahl Satiren neben anderen aus derselben Heimat zuerst 1594 in freier Weise im Deutschen wiedergab (Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. 2. Aufl. 2. Bd. S. 251). Die von Zschau (S. 109) angeführte Stelle im „Vom Schulwesen“ (S. 74 = F 1701, II, 114) ist eine Wiederholung aus dem 2. Programm zum „ORATOR INEPTUS“ (S. 34 f.), wo Schupp zur Begründung, weshalb er den „ORATOR“ nicht wolle drucken lassen, auf Guevara verweist, der auch „non facile adduci potuit ad Orationes suas publicandas“, eine Bemerkung, die er bei einem anderen Schriftsteller gelesen haben kann. Des Guevara Schrift „Horologium Principis“ wird in der zeitgenössischen Litteratur öfter zitiert. Indem ich im übrigen auf Zschau (a. a. O.) verweise, erlaube ich mir zugleich bescheiden meine Zweifel zu äußern, ob Schupp überhaupt Spanisch verstanden hat, weil sich in seinen Schriften keinerlei Anhaltspunkte dafür finden.

Auf ein viel wichtigeres Gebiet kommen wir, wenn wir die Satire des 16. Jahrhunderts innerhalb Deutschlands ins Auge fassen, und ich kann mich nur darüber wundern, daß man hier bisher ein wichtiges Glied übersehen hat; ich meine die „Epistolae obscurorum virorum“ von 1515, beziehungsweise 1517, die großartigste Ironie des ganzen Jahrhunderts. Hat sich doch Schupp nicht erst in der litterarischen Fehde der Hamburger Zeit, sondern bereits in Marburg zur Bekämpfung von allerlei Zeitschäden und zu seiner Verteidigung derselben Waffe bedient, die er von den „Epistolae“ führen gelernt hatte. Ich zitiere sie im folgenden nach der Ausgabe:

„EPISTOLAE OBSCURORUM VIRORUM TERTIO VOLUMINE AUCTAE. LONDINI APUD EDITOREM“. [o. J. auf der letzten Seite steht: „Ipressum Coloniae, Anno M.CCCCC.XVIII.in Augusto.Item M.DC.XIX.Ipsis Cal.Graec.“]

Schon der „ORATOR INEPTUS“ ist eine in diesem Stile gehaltene Ironie auf die damaligen Redner, und damit sie nicht für Ernst gehalten werde, wie es anfangs den „Epistolae“ ergangen sein soll[1]), hielt Schupp es für nötig, ihr eine ernsthafte Ausführung über

[1]) Der Ansicht, einige von Reuchlins Gegnern hätten geglaubt, hier echte Streitbriefe ihrer Bundesgenossen vor sich zu haben, kann ich nicht zustimmen.

die Notwendigkeit der „ars oratoria" mitzugeben. Der Schwall von Höflichkeitsphrasen auf S. 16 mit seinem schlechten Latein ist eine Sammlung von Anreden und Phrasen aus den verschiedensten der Briefe:

„Reverendissimae vestrae Dominationis mancipium, Reverendissimae vestrae Dominationi precatur bonum Diem, & precatur, ut Reverendissima vestra Dominatio, Reverendissimae suae mancipio velit dare tres thaleros, ut possit bene studere."

Auch die Anekdote von dem Prügelpädagogen („ORATOR INEPTUS", S. 26 f. = C_3, 21 = H, S. 865) ist einem Passus im 3. Teile der „Epistolae" (S. 542) nachgebildet:

„me oportet tibi etiam specimen facere in Dyalectica, quam meis Primanis ingero. Proponavi nuper iis unum Syllogismum, qui ita sonat.

Mulier genuit te vel Asinus,
Sed nulla mulier genuit te,
Ergo Asinus genuit te.

Mei Primani non potuerunt respondere, & ego ipse non statim potui me recordari, interrogavi ad consilium alios doctos . . ., qui dixerant, quod ita debeat responderi, quod tota Disjunctiva sit falsa, quia mulier non gignit, sed parit."

Im „XENIUM" (S. 14) sagt Schupp:

„In Epistolis obscurorum virorum quidam exclamat: In UNIVERSO MUNDO MIRABILITER VADIT. Et quam vellem hic diffundere vela Orationis! Sed hac de re Plato suadet dicere Nihil."

Derselbe Ausspruch ist dann im „Teutschen Lehrmeister" (S. 55) in anderem Zusammenhange wiederholt; doch habe ich die Stelle in den „Epistolae" noch nicht finden können. — Desgleichen nennt er sie in der „CONSECRATIO AVELLINI" (S. 13):

„Et, sum quidem, ut ille in epistolis obscurorum virorum loquitur, parvus Sanctus, nec possum facere magna miracula." (Später mehrfach wiederholt, z. B. in „Vom Schulwesen", S. 27.)

Wenn ich nicht sehr irre, geht auf sie auch das, was er in derselben Schrift (S. 47) im Nachwort sagt:

„Memini me legere quondam miserrimum carmen Latinum, cujus authorem prodebat subscriptio haec: Henricus Hermanni patriâ qui est Heimstadiensis Ecclesiae in Heinhold pastor & est quoque nunc";

allein ich weiß die Parallelen nicht mehr. — Auch Schüler von Schupp haben aus den Dunkelmännerbriefen gelernt. Der eine zitiert

Der Irrtum dürfte sich auf die „Lamentationes Obscurorum Virorum" (a. a. O. S. 551 ff.) gründen, welche von dieser Fiktion ausgehen und die Verkennung der „Dunkelmänner" durch ihre eigenen Parteigenossen beklagen. Dieser dritte Teil fällt gegen die beiden ersten wesentlich ab. Der Frage konnte ich nicht weiter nachgehen.

zum Beweise, daß frühere Zeiten nicht glücklicher und besser gewesen seien, ein Stück aus einem solchen Briefe. Einen Teil hat er scheinbar selber hinzugedichtet, wenn nicht seine Ausgabe diese Lesart hatte. Der andere begibt sich ans nachdichten, und der Stil ist ihm relativ geglückt. Die „loca imitanda" haben sie natürlich von ihrem Professor empfangen. Hier die Parallelen:

„EPISTOLAE":

S. 543 ff.: „MAGISTER PETRUS ZEPFFEL, . . .

SAlutem meam apertam. Dilecte socie charissime, ego mitto te scire, quod ego nuper insteti pro uno gubernamine, & ex Dei gratia factus sum Scholirega Ecclesiae colligiatae sancti Syfrydi Metensi & bene sto, quia habeo multum scholares & parvus & magnus, pauperes cum divitis, ego vellem quod tu veneris apud nos, quia posses mecum multum prodesse, ego vellem singulariter apud te respectum habere, & vellem te discere casualia & temporalia & tu posses etiam a me docere facere versos quia incepsi nuperrime tertiam pars Alexandri & sum a primum ibi distinxere pedes . . [langes Stück, das sich nicht deckt] . . Valete foelicis. Datum raptim Basiliae 2. Kal. Martialis A. Christo mille quadringento nongentesimo nono."

„DE FELIC. HUJ. SEC. XVII.":

S. 7 f.: „Si é temporibus & seculis bonum aestimandum est, bona haec quoque erit epistola satis antiqua. *Salutem meam apertam. Dilecte socie charißime ego mitto te scire, quod nuper insteti pro uno gubernamine, & ex pastoris propetitione factus sum scholi rega, nam ego sumi suam cognatam, & bene sto, quia habeo multum scholares & parvus & magnus, pauperes cum divitis, ego vellem quòd tu venires apud nos, quia posses mecum multum prodesse, & ego vellem singulariter respectum apud te habere, & vellem te discere casualia & temporalia, & tu posses etiam à me docefacere versos. Tu potes venire cum meo cognato Otto Jochem, nam ego volo illi apud nostro conterraneo juvare, quòd ille unum servitutum accipit, nam ille juvat suis conterraneis libenter & illi hic accipiunt optimos servitos, quamvis illi non totum quomodo ego doctus sunt. Valete felicis. Datum raptum, secundo Calendas Martialis, Anno Christi mille quadringento, nongentesimo nono.* Omnes veterum ineptias apponere, chartae prohibet angustia, qui illis delectatur, legat epistolas obscurorum virorum. Nostrum verò seculum properavit enatare ex illa barbarie ad firmiora".

S. 30: „Qui vult legere haereticas pravitates
Et cum hoc discere bonas latinitates,
Ille debet emere Parrhisiensium acta
Et scripta de Parrhisia nuper facta
Quomodo Reuchlin in fide erravit
Sicut magister noster Tungarus doctrinaliter probavit.
. . . ."

„PROTEUS":

S. 34 f.: Scherzhaftes Epitaphium auf einen Beanus, der seinen Namen an die Wände des Auditoriums geschrieben und in die Bänke geschnitten, zur Strafe dafür von Aktaion Hörner erhalten hatte, die er nicht wieder ablegen konnte wie die symbolischen bei der Deposition, und aus Herzeleid gestorben war:

„*IOHANNES* Guck ins Mueß genant,
Qui natus est im Hörnerland,
Qui olim sub Magistro David,
Tam benè philosophavit,

„EPISTOLAE":

S. 72 f.: „Hic obiit unum solennissimum suppositum,
Per Spiritum sanctum Universitati natum.
Qui rexit in bursa Kneck
Do macht er die copulat von kot zu dreck
O si potuisset diutius vivere
Et plus in glossa notabili scribere:
Tunc adjuvasset hanc Universitatem,
Et docuisset scholares bonam Latinitatem:
........................."

S. 177: „Hic est unus doctus Magister ...." [Vgl. unten, S. 268]

„PROTEUS":

In barbara & celarent,
Vt se omnes admirarent,
Hîc moriebatur, hîc sepeliebatur,
cum nasiculo suo grossiculo
Cum auribus longiusculis.
....
Cogita quod Magister David
nobis saepe inculcavit:
Qui proficit in literis, & deficit in moribus, plus deficit quam proficit."

Aus den lateinischen Schriften habe ich zunächst nicht mehr Stellen, weil ich selber nicht eher auf die „Epistolae" achtete, bis ich in einigen deutschen Traktaten auffallend große Entlehnungen aus ihnen und häufige Erwähnung derselben fand. Wenn wir uns hier an die zeitliche Folge halten, käme zunächst „Der bekehrte Ritter Florian" in Betracht, dessen erster Entwurf dem Jahre 1652 angehört. Der Passus (F 1701, II, 46):

„Gleichwie vor Lutheri Zeiten ein großes Murmeln in den Klöstern und anderswo war, und bald hie, bald da einer murrete über die Mißbräuche der Kirchen. Es hatte aber keiner das Hertz, daß er es öffentlich sagen wolte, sondern einer gab es zu verstehen durch eine Satyram, der Andere durch ein Gemählde, der Dritte etwan durch ein Carmen. Da kam der sinnreiche Reuchlin, und zohe die Münche auff in Epistolis obscurorum Virorum, bald kam Erasmus Roterodamus und explicirte den München die Consonantes in seinen Colloquiis und anderswo. — Eben ein solch Murmeln ... spüret man heutiges Tages auch im Pabstthum."

gibt zwar keine konkrete Beziehung im einzelnen, zeigt aber andrerseits, daß Schupp mit jener Satire des 16. Jahrhunderts, und zwar, wie sich aus den übrigen Beziehungen ergibt, durch eigene Lektüre bekannt war. — Im einzelnen stammen der Titel und die Unterschrift von „Ambrosii Mellilambii Sendschreiben":

„Ambrosius Mellilambius
Lutgen-Dethlaviensis Saxo,
Sanioris Phil. & SS. Th. Studiosus, & nunc designatus Ludimoderator in Friedenvvaldt."

aus den Überschriften verschiedener „Epistolae", von denen ich nur die beiden wichtigsten nennen will (S. 58, beziehungsweise 540):

„Matthaeus **Mellilambius** S. D. M. Ortuino Gratio" und „M. Petrus Zepfelius **Ludimoderator** in Ecclesia Collegiato S. Syfridi Metensi."

Die vier Streitschriften des Jahres 1659 strotzen von Entlehnungen aus den „Epistolae", Anspielungen und Beziehungen auf sie. Die Anrede in der „Antwort an Schmid" (H, S. 789) ist nach der Art jener gebildet, und ihr Schluß (H, S. 800): „Adjeu Magister noster, nosterque Magister Bernharde", sowie die Worte in der „Ehrenrettung" (H, S. 926): „(nicht), daß ich mir damit ein grosses Ansehen machte, wie die Magistri nostri, nostrique Magistri, Ortwinus Gratius und andere seines gleichen hiebevor thäten", sind ironische Anspielungen auf die „Dunkelmänner", von denen es im „Dialogus" (S. 213) heißt:

„Reuchlin. Volunt imprimis se Magistros nostros appellari. Erasmus. Quid si ego non dixero? Reu. Irascentur, & colloquio suo indignum te judicabunt".

Es ist der Titel, mit dem sich diese Herrn beehrten. Die Phrase kehrt auch in anderen Schriften häufig wieder, z. B. in „Vom Schulwesen" (S. 30 f.). — Ob die Anekdote in der „Antwort an Schmid" (F 1719, I, 780):

„Zu Erasmi Zeiten hat ein Mönch auff der Cantzel gestanden und gesagt: Der Jüngste Tag müsse nicht weit seyn, dann alle Laster, alle Ungerechtigkeit nehme überhand. Da sitzen die Bauren und fressen Fleisch am Freytag. — Und ich höre, daß gar viel große und gelehrte Leute, nicht nur zu Rom, sondern auch hier und da in Teutschland seyen, welche nicht allein dem Reuchlin, sondern auch dem Erasmo Beyfall geben, und sie für weise Leute halten, da sie doch beyde weder in Theologia noch in Philosophia, so wol studirt haben, als der hocherleuchtete Mann M. Ortwinus Gratius ... Solte GOTT um solcher Leut willen nicht Land und Leut straffen?"

eine Wiedergabe verschiedener Stücke der „Epistolae" aus dem Gedächtnis darstellt oder aus einer abgeleiteten Quelle stammt, kann ich nicht mit Sicherheit entscheiden. Jedenfalls finden sich solche Äußerungen in diesen, z. B. (S. 422 f.):

„Scribitis quod videtur vobis quod statim erit extremum judicium. Quia mundus ita nunc est pejoratus quod non est possibile quod potest amplius pejorari: & homines habent sic malos gestus quod est mirabile. Quia juvenes volunt se aequi parare senibus: & discipuli magistris, & Juristae Theologis: & est magna confusio: & surgunt multi haeretici & pseudo-Christiani, Joh. Reuchlin, Erasmus Roderodamus: Bilibaltus nescio quis & Ulricus Huttenus ... Et sic multa scandala surgunt in fide, & bene credo vobis, quia legi quod talia debent immediate praecedere extremum judicium."

Im übrigen finde ich folgende mehr oder weniger wörtliche Parallelen; doch kann ich es nicht verantworten, dem Leser all den Unsinn, mit dem Schupp seine Gegner foppt, und zwar auch noch in duplo, vorzusetzen; deshalb gebe ich nur je den Anfang, den Schluß und Besonderheiten:

„EPISTOLAE":

S. 169: „ARNOLDUS DE THUNGARIS Magister noster in sacra pagina S. D. Mag. Ortuino Gratio.
VEnerabilis Domine Magister, ego vexor jam supra vexationem ... solum, & hoc volo sic probare ..."

„Eylfert. Sendschreiben":

H, S. 604: „MEin lieber HErr Calenderschreiber, sive sis Magister noster, sive noster Magister Salve multum, plus, plurimum. Es schreibet Arnoldus de Thungaris, Magister noster in sacra pagina, an Mag. Ortvvinum Gratium, beklaget sein Unglück, und sagt: Ego vexor jam supra vexationem. Nunc intelligo illud dicterium Poetarum esse verum: Nullum damnum solum. Mir gehet es itzo fast eben also".

S. 186—188: „(JACOBUS DE ALTA PLATEA ... Ortuino Gratio Daventriensi in Colonia vitam trahens ...) Sed tamen quamvis sum sanus adhuc, tamen non sum libenter hic in Roma ..... sic etiam nos legeremus."

S. 604 f.: „Als Jacob Hochstraes wider Reuchlin geschrieben hatte, da wurde er endlich hoffärtig, und wolte nicht mehr Jacob Hochstraes, sondern Jacobus de altâ plateâ heißen; Zog darauff nach Rom und meinte er wolle Reuchlin zu einem Ketzer machen und auff das Feuer bringen. Allein er bekam Ingolstädter Bier zu Lohn, und schrieb endlich an M. Ortvvinum Gratium; Non sum libenter hic in Roma ... — sicut fecerunt omnes Theologi, sic etiam nos legeremus". [20 Zeilen].

S. 188: „Illi Curtisani, quando vident me, tunc nuncupant me apostata, & dicunt quod ego cucurri ex ordine, & sic etiam faciunt Doctori Petro Meyer, Plebano in Franckfurdia, quia vexant eum ... lapidem commovere". [Schupp hat hier die auf Meyer bezüglichen Sätze: „Sed tamen ipse habet melius, quam ego ... donec ipse suam causam contra Franckfurdienses ad finem ducut." als für seine Absicht belanglos ausgelassen.]

S. 605 f.: „Ich rathe dem Herrn treulich, daß er durch M. Bernhards Exempel sich nicht verführen lasse, damit es ihm nicht ergehe wie Doctori Petro Meyer, Plebano in Franckfurdia, von welchem Jacobus de altâ plateâ auß Rom schreibet: Vexant eum ita bene sicut me .... Et habemus tantas vexationes, quod deberet lapidem commovere" [7 Zeilen].

S. 11—18: „MAGISTER JOHANNES PELLIFEX, Salutem dicit Magistro Ortuino Gratio ..." [genau: S. 11, 9—14, 3. Auch hier entnimmt Schupp nur, was ihm gerade paßt, und gibt es sinngemäß deutsch wieder].

S. 608, 1—24: „In den Epistolis obscurorum virorum klagt M. Johannes Pellifex seinem Praeceptori usw." ist ein Auszug aus dem Nebenstehenden.

S. 187: „Si ego venio ad Almaniam & lego suos codiculos ... ipse debet videre, quod ego volo sibi super cutem."

S. 612: „Ast mihi, quilibet vult venire super cutem, wie Jacobus de alta platea in Epistolis obscurorum virorum redet."

Umfangreich sind die Entlehnungen im zweiten Teile des „Teutschen Lucianus", wo Schupp von den Philosophen der Gegenwart redet. Man vergleiche:

„EPISTOLAE":

S. 298—300: „M. JOHANNES PILEATORIUS. Magist. Ort. Gratio.

SAlutes vobis plures
Quam sunt in Polonia fures
In Bohemia Haeretici
In terra Suitensium rustici
In Italia Scorpiones
In Hispania Leones
In Ungaria Pediculi
In Parrhisia Articuli
In Saxonia Potatores
Et in Venetia Mercatores Et Romae Curtisani:
In Almania Capellani
In Frisia Caballi
In terra Franciae Vasalli
Pisces in Marchia
Sues in Pomerania.
Oves in terra Angliae.
Boves in regno Daciae
Meretrices in Bamberga
Artifices in Nurmberga
In Praga Judaei.
Coloniae Pharisaei.
Clerici in Herbipoli
Naves in Neapoli
Busto ducis acufices.
Nautae in Selandia
Sodomiti Florentiae.
Ex ordine Praedicatorum indulgentiae.
Textores Augustae,
Per aestatem Locustae.
Columbae in Wetteravia.
Caules in Bavaria
Haleces in Flandria.
Sacci in Thuringia.

Id est infinitas Salutes vobis opto Venerabilis M. quia estis mihi ita charus sicut est possibile in charitate non ficta".

S. 30: „(FRANCISCUS GENSELINUS Magistro Ortuino Gratio.) ... Et vult arguere pro & contra Sicut fecerunt Theologi in Parrhisia

Quando Speculum oculare examinaverunt

„Teutscher Lucianus":[1])

H, S. 815 f.: „Ich liebe die Philosophos von gantzem Hertzen. Ich wünsche ihnen so manchen guten Tag, so manche Lauß in Ungarn, so manche Gutsche zu Pariß, so viel Scorpionen in Italien, so viel Löwen in Spanien, so viel Bier-Säuffer in Nieder-Sachsen, so viel Courtisanen zu Rom, so viel Pferde im Oldenburger Land, so viel Fisch in der Marck Brandenburg, so viel Schweine in Westphalen, so viel Schafe in Engelland, so viel Ochsen in Hollstein, Dennemarck und Polen, so viel Künstler zu Nürnberg, so viel Juden zu Prag, Wien, Hamburg und anderswo, so viel Heuschrecken im Sommer, so viel Dauben in der Wetterau, so viel Heringe in Flandern und Thüringen, so viel Ammen und Wartsfrauen zu Hamburg sind, und so viel Huren in zehen Jahren zu Altenau gewesen sind. Summa, ich wünsche ihnen, daß es ihnen möge wol gehen, biß ein Sperling einen Centner wiege, und ein Lahmer einen Jägerhund überlaufen könne. Allein diese weise Leute ..."

S. 820: „Ich lasse ihn [M. Bernhard Schmid] und den Calender-Schreiber zu Leipzig, & alios, qui Schuppium Hamburgensem, Magistraliter damnaverunt, ut sciunt fratres Carmelitae & alii qui vocantur Iacobitae, so offt grüssen, und ihm so manchen bonus

[1]) Die Texte habe ich nach H gegeben, ehe ich die Erstausgaben zur Hand hatte. Nachträgliche Berichtigungen sind mit Rücksicht auf den Satz untunlich, und sie werden gerade durch die bald erscheinenden Neudrucke überflüssig.

Et Reuchlin magistraliter damnaverunt.
Ut sciunt fratres Carmelitae
Et alii qui vocantur Jacobitae."

dies zu entbieten, so manche Sau in Westphalen oder in Beyerland sey, und lasse ihn fragen, wo doch Erasmus das schöne zierliche Latein gelernet hab?"

Besonders viel Stoff hat der „DIALOGUS NOVUS ET MIRE FESTIVUS EX quoruntam virorum salibus cribratus, non minus eruditionis, quam macaronices complectens" (S. 200 ff.) geliefert; manche Worte appliziert Schupp auf seinen Gegenstand, anderes entkleidet er der Gesprächsform und bringt es erzählend vor:

„EPISTOLAE":

S. 218: „Reuchlin. Verbis temperare nequeo, neque tamen respondere audeo, ne ex stultis insanos faciam".

S. 202—206: M[agister]. Lup[oldus]. Videtur eis, quoniam ipsi sciunt modicum latinizare, quod nemo est dignus eos aspicere, neq; solvere corrigiam calceamenti eorum. M. Ging[olphus]. Ipsi faciunt miranda, dicendo grossa verba. M. Ort[uinus]. Ipsi vadunt per plateas armati sicut bufones. M. Lup. Vadunt per vicos inflati sicut puvones. M. Ging. Ipsi aspiciunt se de utroq; latere. Sed viscerosissime Mag. nost. creditis quod ipsi sciunt aliquid de Biblia? — Mag. Lupol. In bona veritate Magister noster, quando ego considero de prope scandalizationes, quas ipsi faciant, ego non possum aliquid dicere, nisi quod ego credo, quod Antichristus bene cito veniet".

S. 220 f.: „Faber. Ego eorum verba nihil facio, neque mihi curae est respondere. Erasm. Impune ergo tibi detrahent? Faber. Mordeant ut volunt . . . neque ineptis cujusquam sermonibus ab opere bono desistamus".

„Teutscher Lucianus":

H, S. 818: „Als Lucianus solche und dergleichen Dinge sahe, begegnete er den Philosophis und andern, nicht mit syllogismis in Darapti & Felapton, denn also hätte er aus Narren gantz tolle und rasende Leute gemacht. Sondern er tractirte sie wie Reuchlin und Eraßmus, die Hochgelahrte Männer, hiebevor die unsinnige Mönch tractirten".

S. 818 f.: „Als die beyde, Reuchlin und Eraßmus nicht wolten geigen, wie die Mönch und Schulmeister eine geraume Zeit gefiddelt hatten, Da war M. Ortwinus ein alter Schulfuchs sampt seinem Anhang gantz darwider und sagten: Isti Latinizatores possunt modicum latinizare, & ideo putant quod nemo est dignus eos aspicere, neque solvere corrigiam calceamenti eorum. Ipsi putant quod faciant magna miracula dicendo grossa verba. Ast creditis quod sciunt aliquid de Biblia? — Quando ego considero de prope scandalizationes, quas ipsi faciunt, ego non possum aliquid dicere, nisi quod ego credo quod Anti-Christus bene cito veniet". [43 Zeilen]

S. 819 f.: „Der Hochgelahrte Mann Faber Stapulensis kame endlich zu diesen beyden dapffern Männern, eben zu der Zeit, als er auch von den Schulfüchsen angefochten wurde, welche ihn auch wolten zu einem Ketzer machen, und sagte: Ego eorum verba nihil facio. Mordeant ut volunt, respondere non decrevi . . . Redeamus ergo ad pristina studia, neque ineptis cujusdam sermonibus ab opere bono desistamus". [17 Zeilen]

„EPISTOLAE“:

S. 206: „Magist. Lupoldus. Non bene indigemus de suo Graeco. M. Gingolph. videtur eis, quia ipsi sciunt dicere **to, tou** logos, **monssotiros, legoim, taff, hagiotatos,** quod ipsi sciunt plus quam Deus. M. Ort. M. nost. Lupolde, creditis quod Deus multum curat de isto Graeco?“

„Teutscher Lucianus“:

S. 820: „Er [Reuchlin] hat es [das Griechische] nit auff Universitäten von M. Ortwino oder M. Lupoldo gelernet, dann sie verachteten ihn und Erasmum deßwegen und sagten: Videtur eis, quia sciunt dicere, **tou, to,** logos **&c.** quod ipsi sciunt plus quam deus. Creditis quod deus multum curat de isto Graeco? Also siehet M. Bernd, daß man auch ausserhalb Universitäten etwas lernen könne“.

Zwei Entlehnungen stammen aus dem Nachwort des ersten Bandes der Briefe:

„EPISTOLAE“:

S. 222: „Erfurdia, est una solennis civitas in Thuringia, & ... Et Magistri ... non permiserunt legere in Poesi, & aliis **phantasiis**: sed fuerunt diligentes **in Aristotele** & fuerunt moderni **&** reales, & sciverunt fortites disputare contra antiquos & noviales“.

S. 224: „Status dicitur a stando ... tunc dicitur male stat.“

„Teutscher Lucianus“:

H, S. 820: „... aber zu Eraßmi Zeiten, sagte Magister noster noster [que Magister; das ist offenbar beim Druck ausgefallen; denn so sagt Schupp sonst immer] Schluntz: Erfurdia, est una solennis civitas in Thuringia ... Et Magistri ... non permiserunt legere in Poesi & aliis **fantasiis**: Sed fuerunt diligentes, & fuerunt moderni **in** reales, & sciverunt **fortiter** disputare contra antiquos & **nominales**“. [7 Zeilen]

S. 820: „Damals wolte M. Schluntz ein großer Criticus und Orator seyn, und sagte einsmals zu seinen Zuhörern: Status dicitur à Stando ... tunc dicitur malè stat“. [4 Zeilen; wörtlich genau]

Auch in der Schrift „Vom Schulwesen“ habe ich noch zwei Entlehnungen aus den „Epistolae“ gefunden, die davon Zeugnis ablegen, daß sie ehemals als Streitschrift geplant war:

„EPISTOLAE“:

S. 177: „Hic **est** unus doctus Magister
Qui **intimavit** bis vel ter
An esse essentiae
Distinguatur ab esse existentiae
Et de **Rollationibus**
Et **de** Praedicamentorum distinctionibus
Et utrum Deus in firmamento
Sit in aliquo praedicamento?
Quod nemo fecit ante eum
Per omnia secula seculorum.“

„Vom Schulwesen“:

S. 103 f.: „Hic **jacet** unus doctus Magister,
Qui **scripsit** bis vel ter,
Utrum Esse Essentiae
Distinguatur ab Esse Existentiae?
Et de **Relationibus**,
Et Praedicamentorum distinctionibus,
Et utrum Deus in firmamento
Sit in aliquo praedicamento,
Quod nemo fecit ante eum
Per secula seculorum.

„EPISTOLAE“:

S. 168: „. . . & habemus bonum comedere in bursa nostra & quotidie septem fercula bis, mane & sero, scilicet primum dicitur Semper, id est, Teutonice Grutz. Secundum Continue ein Supp. Tertium Quotidie, id est, Muss. Quartum Frequenter, id est, mager Fleisch. Quintum raro, id est, Gebrottes. Sextum Nunquam, id est Kess. Septimum aliquando, id est, Epffel und Birn. Et cum hoc habemus bonam potationem, quae dicitur Conventum. Ecce videte non est satis?“

„Vom Schulwesen“:

„. . . Meine Musen können sich leichte behelffen, sie haben über der Tafel gemeiniglich nur sieben Gerichte, als
Das erste continuò, id est, eine Suppe,
Das andere semper, id est Grütze,
Das dritte quotidie, i. e. Gemühse,
Das vierdte frequenter, i. e. mager Fleisch,
Das fünffte raró, i. e. ein Braten,
Das sechste nunquam, i. e. Holländischer Käß,
Das siebende aliquando, i. e. Aepffel und Birn.“

Die Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der beiden letzten Stellen erklären sich wohl am einfachsten daraus, daß Schupp sie aus dem Gedächtnis geschrieben oder diktiert hat. Zur Erklärung der Redensart: „Magister noster nosterque Magister“ kann ich auch noch folgende Definition aus den „Epistolae“ (S. 9) anführen:

„. . . magister noster dicitur Doctor in Theologia, & est una dictio: sed noster magister sunt duae dictiones, & sumitur pro uno qvoqve magistro in qvacunqve scientia liberali, seu mechanica, seu capitali . . .“

Auch die „Corinna“ zeigt im zweiten Teile Anklänge und Entlehnungen aus den „Epistolae“ und der Satire des 16. Jahrhunderts, ein Beweis dafür, daß diese Stücke aus dem Streite mit dem Ministerium über Schupps Schriftstellerei stammen. (Vgl. vor allem H, S. 496 ff.) Die Einzelheiten will ich im Neudrucke anmerken.

Wer sich auf die Suche begeben will, wird sicher noch mehr Entlehnungen aus den „Epistolae obscurorum virorum“ und Beziehungen zu ihnen finden. Doch meine ich andrerseits, die angeführten zeigten zur Genüge Schupps Bekanntschaft mit ihnen und den damaligen Verhältnissen. Nehmen wir dazu noch, was er außerdem von Schriften aus der nächsten Vergangenheit gelesen hat (vgl. dazu das Folgende), so ist es vollkommen verständlich, daß und warum Schupp mehr als seine Zeitgenossen den Ton der Satire des 16. Jahrhunderts anschlug, wie Vilmar (S. 303) kurz und treffend bemerkt. Die Lektüre der „Epistolae“ dürfte wohl in die Marburger Zeit fallen; in Hamburg greift Schupp auf sie oder auf Notizen, die er sich aus ihnen gemacht hat, zurück.

Wie geläufig ihm der Stoff war, geht aus einer Äußerung in den Verhandlungen mit dem Hamburger Ministerium hervor, die im Januar 1658, also ein Jahr vor der literarischen Fehde, gefallen war. Nachdem am 15., beziehungsweise 22. Januar die Antworten der theologischen Fakultäten zu Wittenberg und Straßburg im Konvent

verlesen waren, ward Schupp vorgefordert. Er verlangte jedoch zuerst die Responsa, um sie widerlegen zu können. Das wollte aber das Ministerium nicht, sondern verlangte vom Rat, er solle Schupp zum Gehorsam zwingen. Als 8. Grund wird angeführt:

„Wir können auch nicht verantworten, das wir die Responsa hingeben zu wiederlegen, sathrischer Weise zu beschimpffen undt die vornehme Männer zu despectiren, wie er schon gesaget, er wolle den Patriarchen zu Straßburg undt Vatter Abrahamb [Calov, 1612—1686] zu Wittenberg den Bartt stutzen undt scheren, wie Reuchlin M. Gratio den Bartt gestutzet, hatt ihnen Kniplein geschlagen undt gesagt: das ist für Straßburg, das ist für Wittenberg"[1]).

Für das Folgende halte ich es für richtig, eine Scheidung in der Art eintreten zu lassen, daß ich Schupps Verhältnis zur deutschen Litteratur im engeren Sinne einer gesonderten Betrachtung unterziehe und die nichtdeutschen Schriften, vor allem die lateinischen vorausnehme, auch wenn sie in das 17. Jahrhundert hineinreichen.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Schupp den „Grobianus" kennt, der in ironischer Weise Anleitung zur gröbsten Unfläterei gibt; ähnlich empfiehlt er selber die Fehler eines schlechten Redners, und auch sonst gibt er ironische Schilderungen und dergleichen. Unverständlich ist das, was Zschau (S. 49 f.) von einer Stellungnahme Schupps gegen die Grobianuslitteratur sagt, wie er direkt daneben den „Amadis" stellen kann. Ich finde den „Grobianus" an drei Stellen („ORATOR INEPTUS", S. 13 = C_1, 10 f., S. 16 und „DE OPINIONE", S. 8). An den beiden ersten scherzt Schupp über die Unbilden, welche ihm wie dem Priscianus zugefügt werden; an der letzten wird er mit Machiavelli auf eine Linie gestellt, weil Schupp der Ansicht ist, beide zeigten, wie man es nicht machen solle; ein Beweis dafür, daß er die Absicht des „Grobianus" verstanden und also keinen Grund hat, ihn zu bekämpfen. Es ist anzunehmen, daß Schupp das lateinische Original von der Hand des lutherischen Geistlichen Friedrich Dedekind (1525—1598) in Lüneburg gelesen hat, da er der von Kaspar Scheidt angefertigten Übersetzung nirgends gedenkt.

Über das „Theatrum Diabolorum, Frankfurt 1569 u. ö.", in dem er des Magisters Glaser „Gesind Teuffel", das direkte Vorbild der „Sieben bösen Geister" kennen lernte, hat sich Schupp wie Zschau (S. 43 f.; vgl. auch S. 52 f.) bemerkt, selber geäußert. Hier fand er den Ton der strafenden Satire, den auch er anzuschlagen weiß, ohne ins Schelten und Poltern zu fallen. Wann er diese Bekanntschaft gemacht hat, läßt sich aus seinen Schriften nicht bestimmen. Auch in der „Corinna" — im 1. und 2. Teile — hat er an verschiedenen

[1]) Staats-Archiv Hamburg II, 2, R. Ministerii Hamburg. Protocollum IV. 1648—1669, S. 196 ff. zufolge gütiger Mitteilung und Erlaubnis des Archivs der freien und Hansestadt Hamburg.

Stellen ganze Stücke aus dem „Huren Teuffel“ („Theatr. Diabol ... M.D.LXXX.VII.“ I, fol. 249—258) herübergenommen und mit seinen eigenen Erfahrungen verwoben. Da ich annahm, Zschau habe diese Quelle untersucht, habe ich sie erst bei Bearbeitung des Neudruckes herangeholt und werde dann in diesem die Parallelen anmerken. Hier muß ich jedoch noch hervorheben, daß er den moralisierenden Predigtton seiner Vorlage gemildert hat. (Vgl. „Salomo“, H, S. 109; „Sieben böse Geister“, H, S. 337; „Ehrenrettung“, H, S. 625 f.; „Corinna“ II, H, S. 508—510 über die Unzucht; auch Stötzner, S. 54.)

Besser sind wir in dieser Hinsicht über John Owen (1560—1622) unterrichtet, aus dessen beißenden „Epigrammata“ (London 1606) sich das erste Zitat im „XENIUM“ findet. Schupp hat ihn immer hochgehalten (was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß Owen damals viel gelesen ward) und ihm bis in die letzten Schriften ab und zu etwas entnommen; aber, das wollen wir doch auch nicht übersehen, Epigramme hat er selber nicht geschrieben. Im übrigen kann ich auf Zschau (S. 91 f.) verweisen.

Auf Johann Valentin Andreä (1586—1654) als ein Vorbild Schupps hat zuerst Hölting (I, 2, 27; II, 9) aufmerksam gemacht, Zschaus Verdienst ist es (S. 4—32) die zahlreichen Entlehnungen aus dessen „Menippus sive dialogorum satyricorum centuria 1617“ und „Mythologia Christiana, sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri tres, Straßburg 1619“ nachgewiesen zu haben. Sie finden sich in den lateinischen Schriften vom „ORATOR INEPTUS“ an bis in die „ARS DITESCENDI“ und sind fast wörtlich, auch in „EUSEBIA“ und „AURORA“, die Zschau nicht im Originale hatte; ich brauche aber wohl die Parallelen nicht zum Beweise abzudrucken. Doch möchte ich hier Schupp gegen den Vorwurf der Hinneigung zu mystischer Spielerei in Schutz nehmen. Der gebührt nicht den Originalen, sondern den Übersetzungen, über die ich oben (XVI, 278 ff.) gehandelt habe (vgl. Zschau, S. 29 f.). Auch in Hamburg ist Andreä Schupps Vorbild geblieben, wenn auch die Entlehnungen nicht mehr so zahlreich und nicht wörtlich sind, vor allem deshalb, weil Schupp jetzt deutsch schreibt und jederzeit sinngemäß übersetzt. Zu wünschen wäre nur, daß auch die übrigen Schriften Andreäs zum Vergleiche herangezogen worden wären, zumal schon Hölting darauf hingewiesen hat, daß der Württemberger Geistliche in „Die chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz, 1616“[1]) dasselbe Stück aus Boccalini benützt wie Schupp in „Vom Schulwesen“ (Cent. I. ragg. 77. „Generale riforma dell' universo“). Ohne Zweifel hat Schupp

[1]) Den Titel gibt Stötzner in der Einleitung zu „Vom Schulwesen“ (S. 9, Anmerkung). Stötzners Zweifel sind nicht gestützt; mir war das Schriftchen noch nicht zugänglich.

den Italiener durch den ihm persönlich bekannten Andreä, der gut Italienisch verstand, kennen gelernt. Leider konnte ich mich dieser Aufgabe noch nicht widmen. Aber erinnern möchte ich an die von Hölting gemachte Beobachtung, daß die Satire des Württembergers prägnanter ist als die Schupps. Die „Reipublicae Christianopolitanae Discriptio 1619" habe ich ja nun für die Staatsromane verglichen und dort sowie bei den Pädagogen einige Parallelen angemerkt, in denen, wie gesagt, die Satire auf die Mißstände im deutschen Vaterlande nicht fehlt. Wörtliche Entlehnungen habe ich weiter keine gefunden. In einem Worte Schupps scheinen zwei Äußerungen Andreäs zusammengeflossen zu sein:

„MENIPPUS":

S. 11: „2. Vocatio. Itaque aut nomen, aut argentum substernitis sacrae functioni? . . . Tu vero credis per hos nundinatores Deum tibi oves suas vendere? . . . Vides nempe quo fundamento illa tua jactantia insistat, qua te ordinarium, legitimum, vocatum, Dei legatum, interpretem, et dispensatorem ad populum proclamas?" [Zschau, S. 12]

„DE OPINIONE":

S. 20 = C_2, 18: „Annon Ecclesiastici quandoque etiam falluntur opinionibus, dum eos vel cognatio vel argentum vel intercessio, vel lucri ociiq; spes Ecclesiae obtrudit, & tamen ordinariam legitimamque Dei vocationem crepant, seque Dei Legatos, Dei interpretes, Dei dispensatores esse dicunt? Nunquid creditis, Deum per ejusmodi nundinatores vendere oviculas suas?"

„CHRISTIANOPOLIS":

S. 176 ff.: „83. De Vocatione . . . Beatam, ô beatam Ecclesiam, cujus Ministri non ob victus securitatem eò destinantur, ob ingenium obtusum eò condemnantur, ob literularum usum eò admittuntur, ob parentum largitiones eò intruduntur, ob sanguinis pretium eo elevantur, ob curiositatis consensum eò promoventur, ut quid in animas, vel contra eas possint, experiamur".

Die gleichen Gedanken finden sich häufig, so daß eine eingehende Bekanntschaft Schupps mit der „Christianopolis" nicht zweifelhaft ist. Noch zwei Beispiele:

„CHRISTIANOPOLIS":

S. 178 ff.: „84. De Concionibus . . . Nihil hîc vidi à nostrâ, quam Augustanam vocant, Confessione alienum: nec enim Religionem nostram, sed mores improbant . . ."

„EUSEBIA":

S. 279 f.: Duo sunt JESU Christi praeclarissima puncta, *sapientissima doctrina & sanctissima vita.* Utrumq; Ecclesiae suae propagandum commisit. Et in priori quidem multi egregii viri strenue occupantur, & Christianam veritatem defensum eunt. At dic mihi lector, annon posterius fere neglegitur, & sub mundi consuetudinibus quasi sepultum delitescat? [Vgl. auch „XENIUM", S. 7; „EUSEBIA", S. 64; „Lucidor", F 1719, I, 283; „Sieben böse Geister", F 1684, S. 370; „Hauptmann v. Capern.", H Zug, S. 282; u. a.]

„CHRISTIANOPOLIS":

S. 190 ff.: „89. De Mulieribus ... Nihil periculosius, quam foeminas in occulto regere, viros in aperto parere ..."

„DE OPINIONE":

S. 18: „Nemo validior est ad ingenerandas opiniones quam mulier ... Gens illa foeminea imperat & imperavit & imperabit, vel clam, vel vi, vel precario ..." [Vgl. auch „Salomo", H, S. 123 = F 1701, I, 118; „Freund i. d. Not", S. 56 f.]

Welche Bedeutung Andreäs Satire für Schupp gehabt hat, wird neuerdings durch wiedergefundene Briefe illustriert. Als man ihm am 22. September 1657 im Konvent des Ministeriums Vorhalt über seine Schriftstellerei machte, hat er sich auf diesen Mann berufen, „welchen er als einen Vatter geliebt, und von ihm wiederumb mehr geehrt worden als er meritirt hab". Man vergleiche die Briefe selber („Euphorion, 8. Ergänzungsheft", S. 17 ff.).

Hierher unter die Satiren gehört ferner des John Barclay „Argenis" (1621), die „unter durchsichtiger Maske die Zustände des von Parteien zerrissenen Frankreich unter dem letzten Valois [Heinrich III. 1574—1589] schildert". Sittenschilderungen hat auch Schupp vielfach gegeben, wenn auch nur einmal in romanartiger Form, in der „Corinna". Was sonst über Barclay zu bemerken wäre, habe ich bereits oben bei den Staatsromanen (S. 41, 44) gesagt.

Endlich möchte ich in diesem Zusammenhange noch des Trajano Boccalini „Ragguagli di Parnasso, Venedig 1612/13" erwähnen. Auf sie hat Hölting (I, 27) aufmerksam gemacht, und nachdem Stötzner in seinen „Beiträgen" und in den beiden von ihm besorgten Neudrucken an verschiedenen Stellen Entlehnungen nachgewiesen, hat Zschau (S. 96 ff.) die Parallelen zusammengestellt. Es erübrigt deshalb nur noch einige Ergänzungen und Berichtigungen anzubringen: Die von Stötzner („Vom Schulwesen", 6—9) aufgestellte und von Zschau akzeptierte Behauptung, Schupp habe das italienische Original gelesen, ist einstweilen nicht erwiesen, zumal bereits wenige Jahre nach Erscheinen der politisch-satirischen Schrift deutsche Übersetzungen vorlagen. Es müßte doch vorerst gezeigt werden, ob Schupp überhaupt italienisch verstanden hat; denn die übrigen von Zschau angeführten Italiener haben mit wenig Ausnahmen, die in einen andern Zusammenhang gehören, lateinisch geschrieben. Dagegen hat sein väterlicher Freund Andreä Italienisch gekonnt; und ich wüßte nicht, was gegen ihn als den Verfasser der 1614 (im Sommer) zu Cassel erschienenen Übersetzung vorgebracht werden könnte, zumal ihm die verschiedenen Schriften über die Rosen-Kreuzerei mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden. Durch ihn ist Schupp mit dem Italiener bekannt geworden. Es bestünde also, wenn alle Stränge reißen, die Möglichkeit, daß er

eine handschriftliche Übersetzung von Andreä gehabt hätte. — Dem Vater Schupp sind die Stellen in „Der beliebte ... Krieg", im „Hauptmann von Capernaum" und in der Vorrede zum „Teutschen Lehrmeister" (S. 25) abzusprechen. Jene Übersetzung, diese Vorrede und die große Erweiterung des „Hauptmanns" in H Zug (S. 254, Zeile 4—S. 279, Zeile 19) gegenüber der ersten Ausgabe (S. 14—18)[1]) stammen von seinem Sohne Jost Burkhard. Allerdings ist zuzugeben, daß er mit seines Vaters Kalbe gepflügt, dessen „Schulsack" benützt haben kann. Ähnliche Bemerkungen wie im „Teutschen Lehrmeister" (S. 60 f.) finden sich bereits im „ORATOR INEPTUS" (S. 23 f.), wo Schupp klagt, daß es heute keinen Maecenas und demzufolge auch keinen Maro (Vergil) mehr gebe (vgl. das bei Taubmann gesagte, oben S. 17 f.), und die Geschichte vom Streit der Schulmeister um die Etymologie des Wortes „Locusta" steht bereits in „DE OPINIONE" (S. 43; vgl. „Vom Schulwesen", S. 98 f.), wo die Streitenden zwei Studenten sind, die eben erst Brüderschaft getrunken haben. Übersehen hat Zschau die bereits von Stötzner angemerkte Stelle (Beiträge, S. 34) in „DE LANA CAPRINA" S. 17 ff. = „Cent. I. ragg. 75") aber nicht dieselbe wie in „Der beliebte ... Krieg" (F 1701, II, 241 f.). Der Inhalt ist kurz folgender: Eine Gesandschaft kommt auf den Parnaß und bittet Apoll um Beseitigung der Not Deutschlands, welche vom Streit um die „Lana caprina" herrühre. In der himmlischen Ratsversammlung erscheinen unter anderen Heraklit mit Lachen und Demokrit mit Weinen; Juvenal dagegen empfiehlt die Anwendung der Satire. Endlich erklärt Apoll das alles für Unsinn und sagt: „Duo sunt, quae ipsas miserias in jucunditatem aliquam convertunt, Amor DEI & Labor" usw. Der Verfasser der Rede, Joh. Georg Schenck, hat ohne Zweifel den Stoff von seinem Professor erhalten. Das ist umso gewisser, als er sogleich nach diesen Ausführungen den Deutschen den Rat gibt: „Summa, si sapitis, ita DEUM colite ac si non juvet labor. Et ita laborate ac si non juvet DEUS", ein Gedanke, der bei Schupp oft wiederkehrt. (Vgl. Brief an Dieterich vom 21. März 1638, bei Becker, S. 180; „ARS DITESCENDI", S. 39; „Morgen- und Abend-Lieder", F 1701, I, 905; „Freund in der Noth", S. 56; „Sieben böse Geister", F 1701, I, 323.) — Das Ergebnis wäre dann dies: Schupp kennt die „Ragguagli di Parnasso" bereits in Marburg, nachweislich im Jahre 1638, und flicht das eine und andere aus ihnen in seine Reden

[1]) Diese Erweiterungen und zahlreiche stilistische Veränderungen im „Hauptmann von Capernaum" — ähnliche finden sich auch in anderen Schriften — stellen uns die Aufgabe, einmal die Echtheit der Gesamtausgaben zu untersuchen. Vor allem die „Zugab" weist starke redaktionelle Eingriffe auf. Doch sind meine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen.

ein; aber die Form der Einkleidung und größere Stücke aus ihnen übernimmt er erst in Hamburg. Das ist nur zu begreiflich, weil ihm die Art seiner Marburger Schriftstellerei dazu keine Gelegenheit bot. Daß er die Anlehnung an Boccalini bewußt und absichtlich vollzog, sagt er selber in der „Corinna" (**H**, S. 495 f. = **F** 1701, I, 468).

Eine besondere Würdigung verdient

Schupps Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur.

Zschau handelt darüber (S. 32—64) in einer etwas wunderlichen Anordnung und trifft nicht immer das Richtige. Was die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Litteratur betrifft, hat Lühmann (S. 81 ff.) bedeutsame Ergänzungen gegeben, auf die ich umso lieber verweise, als ich mich mit ihm vollkommen eines Sinnes weiß, ausgenommen einen Punkt, auf den ich später kommen möchte. Mit Recht weist er auch darauf hin, daß Schupp doch zu sehr Kind seiner Zeit war, um diese Denkmäler richtig würdigen zu können; er meinte, jetzt erst beginne die deutsche Dichtung, nachdem man es gelernt habe, bei den Lateinern in die Schule zu gehen. Doch erfreuen sich auch Schriftsteller des 16. Jahrhunderts seiner Wertschätzung.

Die Quelle für Schupps Kenntnis der alten deutschen Litteratur war die bereits für andere von Sokolowsky aufgezeigte: Melchior Goldast von Haiminsfeld (1576—1635), der in den Jahren 1601 und 1604 Teile der Manesseschen Handschrift veröffentlicht hat. Für die Einzelheiten dieser Vorgeschichte kann ich auf Sokolowsky (S. 2 ff.) verweisen. Wie Schupp an ihn gekommen ist, steht nicht fest. Goldast war von Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt nach Gießen berufen worden, um ein hessisches Geschichtswerk zu schreiben. Darin war er ein Vorgänger Schupps; und er soll zu Gießen gestorben sein. Man könnte also an persönliche Bekanntschaft beider Männer denken. Andererseits hat Friedrich Taubmann, den wir bereits unter Schupps Vorbildern kennen gelernt haben, Goldasts Publikationen empfohlen. Das hat auch Schupp gewußt und die betreffenden Stellen ebenfalls benützt. Es gibt aber zum wenigsten noch eine dritte Möglichkeit. August Buchners Schrift, in der er auf Goldast zurückgreift, war ja bereits viele Jahre vor ihrer Veröffentlichung im Drucke handschriftlich verbreitet. So sagt denn Schupp im Jahre 1640 in demselben Zusammenhange, wo er von der alten und neuen deutschen Dichtung redet: „Ite charißimi . . legite doctißimum manuscriptum Celeberrimi Oratoris Saxonici, Augusti Buchneri **von der Teutschen Poeterey**" („CONSECRATIO AVELLINI", S. 11)[1]. In diesen

[1]) Buchner ist also in der Reihe weit früher anzusetzen als bei Sokolowsky S. 16 f.

Zusammenhang gehört noch ein anderer Mann, aus dessen Werk Schupp seine Kenntnisse, die er in der „CONSECRATIO AVELLINI" an den Tag legt, geschöpft hat: Georg Henisch (1549—1618), der als Professor der Logik und Mathematik am Gymnasium zu Augsburg im Jahre 1614/15 in Gemeinschaft mit Ratke, Helwig und Jungius an der Schulreform gearbeitet und ein großes etymologisches Sprachwerk begonnen hatte, von dem er nur den ersten Teil vollenden konnte. Hier dürfte für Schupp die Vermittlung durch Helwig außer Frage stehen. Aus diesen Quellen läßt sich der von dem Professor selber stammende Teil der „CONSECRATIO AVELLINI" in der Hauptsache aufbauen. Aber auch hier wird sich wieder zeigen, daß Schupp seinen Vorlagen gerade nur das entnimmt, was ihm für seinen Zweck paßt, — er ist auch nicht überall mit seinen Vordermännern einverstanden, — und alles auf die Spitze treibt: Warum bedienen wir uns nicht unserer herrlichen Muttersprache?! In Betracht kommen folgende Schriften, die ich nach ihrer Reihenfolge bei Schupp gebe:

„Teütsche Sprach vnd Weißheit.

THESAVRVS LINGVAE ET SAPIENTIAE GERMANICAE.

In quo vocabula omnia Germanica, tam rara qvam communia, cum suis Synonymis, derivatis, phrasibus, compositis, epithetis, proverbijs, antithetis, continentur, & Latine ex optimis qvibusq; autoribus redduntur, ita, ut hac nova & perfecta methodo quilibet cum ad plenam utriusq; lingvae cognitionem, tum rerum prudentiam facile & cito pervenire possit. *Adjectae sunt qvoq; dictionibus plerisq; Anglicae, Bohemicae, Gallicae, Graecae, Hebraicae, Hispanicae, Hungaricae, Italicae, Polonicae.* PARS PRIMA. *studio* ***Georgij Henischij*** *B. Medicinae Doctoris, & Mathematici Augustani.* Augustae Vindelicorum, Typis Davidis Franci. M.D.C.XVI."

„PUB. VIRGILI MARONIS,

Non tironis, ut videtur, sed adulti perfectiq; Poetae opus, **CULEX**; AUGUSTO CAESARI olim dicatus: *At nunc* Cum libro Commentario PRINCIPIB. PATRIÆ MARCH. BRANDEB. dedicatus à **FRID. TAUBMANNO** VVonsesensi, Poëtâ & Bonar. Litterarum Profess. Publico VVITTEBERGÆ *Apud Paulum Helvvichium.* Anno Christi CIϽ.IϽC.IX." — [Vgl. auch Sokolowsky, S. 9]

„PARAENETICORVM VETERVM Pars I.[1])

In qua producuntur Scriptores VIII. S. Valerianus Cimelensis. S. Columbanus Abbas. Dinamius Grammaticus. S. Basilius Episcopus. Anneus Boetius. Tyrol Rex Scotorum. Winsbeckius Eq. Germanus. Winsbeckia nobilis Germana. Cum Notis **MELCHIORIS HAIMINSFELDI GOLDASTI.** *EX BIBLIOTHECA & SVMTIBVS* BARTHOLOMÆI SCHOBINGERI IC. *ADIECTAE* CVNRADI RITTERSHVSII IC. CONIECTVrae in Panegyricos veteres. INSVLAE, *Ad lacum Acronium, permissu superiorum.* Ex Officina Typographica IOANNIS LVDOVICI BREM. *Anno* CIϽ.IϽ.CIV."

abgedruckt in

[1]) Der zweite Teil ist nicht erschienen.

„JOANNIS SCHILTERI JCti olim Argentoratensis THESAURUS ANTIQUITATUM TEUTONICARUM ... *TOMUS SECUNDUS*, ... *Pleraque post Schilterum summa cura recensuit, castigavit, emendavit*, ... JOH. GEORGIUS SCHERZIUS. D ... *ULMÆ* ... M DCC XXVII." — [Vgl. auch Sokolowsky, S. 24].

„**REPLICATIO** PRO SAC. CÆSAREA ET REGIA FRANCORVM MAIESTATE, ILLVSTRISSIMISQVE Imperii Ordinibus, *aduersus* IACOBI GRETSERI IESVITÆ E SOcietate Loyolitarum, crimina laesae Majestatis, rebellionis & falsi; *Extemporaliter & populariter instituta* a **MELCHIORE GOLDASTO HAIMINSFELDIO** Ad illustriss. Principem ac Dominum, *Dn. MAVRITIVM HASSIAE LANTGRAVIVM, &c* ..... HANOVIÆ Apud Thomam Villerianum, Impensis Conradi Biermanni, & Consort. MDCXI."

Zunächst die Parallelen:

HENISCH:

Fol. $2^a{}_{21-25}$: „Verum enim vero inter has dulcissimae nostrae patriae laudes non infimam hanc esse judico, qvod lingvam habet ea tum dignitate, tum praestantia, qvam, exceptis Hebraea, Graeca, Latina, nulla gens, nulla natio, nullus populus merito sibi vendicare potest."

$4^a{}_{17-25}$: „Ad hanc igitur Germanicam nostram lingvam, qvae tanta excellit antiquitate, ut originem ab ipsa Babiloniae turris aedificatione ducat: tanta puritate, ut sola virgo illibata dicenda sit: tanta amplitudine, ut nullis terminis circumscribi, sed ubivis potius peregrinari videatur: tanta deniq; tum breuitate, tum copia, ut copiam in breuitate, & breuitatem in copia nulla fere dicendi vis nullaq; copia pro dignitate satis laudare atq; extollere possit, ornandam atq; locupletandam THESAVRVM hunc lingvae & sapientiae Germanicae collegi ..."

$2^a{}_{29-38}$: „Secundum vero locum non injuria Graeca lingva sibi vendicat, utpote in qva artes liberales inventae, & cujus in tradendis ijsdem artibus, lingvaq; discenda Latina non tantum maximus est usus, sed evidens qvoq; necessitas: addo qvod in eam omnium primam ex Hebraea Sacra bibliorum veteris testamenti volumina translata sunt, & novum qvoq; foedus per hanc conscriptum, Ecclesiae traditum est: qvod hujus lingvae praestantiam mirum adaugeat."

„CONSECRATIO AVELLINI":

S. 3 f.: Mitteilungen über das Avellin. S. 4: „Nescio me Castor, cur lingua nostra aliis postponi debeat, sive elegantiam spectes, sive gravitatem. [5] Non parum diminuere videtur authoritatem imperii Germanici, quod lingua nostra nobis sordeat & aliorum non modo mores, sed & linguas serviliter imitando, quasi taciti doceamus, nos a prisca libertate nostra multum discessisse.

Alexandro Magno clavum imperii tenente, lingua Graeca a Poetis, Philosophis, Oratoribus culta & exornata fuit, imo transmissa in Rhodum, Cyprum, Siciliam, Italiam, Galliam, Hispaniam, Syriam & magnam Orientis partem.

HENISCH:

$2^a{}_{36}$—$2^b{}_{11}$: „Hanc tertio Latina, seu Romana seqvitur, vel ob id solum qvoq;, qvod digna supremae Majestati visa fuit, in qvam tertiam, ante caeteras omnes lingvas ad immortalem mortalium beatitudinem facientia ss. scripturarum mysteria transfunderentur: qvamvis alia etiam plurima suppetant: qvibus hanc lingvam prae caeteris summe & vere commendare possimus: Ejus enim tantus hodie etiamnum usus est, ut qvemadmodum tempore Plutarchi (ut refert idem) nusqvam fere non usurpabatur: ita nostra qvoq; aetate nulla lingva qvam Latina latius sit diffusa, nulla in ultimas qvasi terras propagata remotius: sed haec & alia argumenta partim ab utilitate, partim a vetustate, aut aliunde sumta, ut ad hasce commendandas lingvas minime desunt: ita prolixum nimis foret: neq; nostri instituti omnia percensere."

„CONSECRATIO AVELLINI":

Et quamprimum Romani facti sunt rerum Domini (ut cum Poeta loquar) conati quoque sunt linguam suam victis obtrudere. Hinc non solum linguam suam cum subjectis populis communicarunt, sed & cum Etruscis, Vmbris, Samnitibus & multis aliis. Memini me legere quondam apud Clapmarium, Philotam quendam in reatu stantem & alieno sermone utentem acrius accusatum fuisse, his verbis: *Ecquid videtis, odio etiam sermonis patrii Philotam teneri? Solus quippe fastidit eam dicere. Sed dicat sane utcumque cordi est, dum memineritis aeque illum a nostro more atque sermone abhorrere.* Ius Civitatis Romanae nemo adipisci poterat, nisi Romane intelligeret & sonaret. Proinde Claudius Imperator, teste Suetonio, splendidum virum, Graeciaeq; Provinciae Principem, sed Latini sermonis ignarum, non modo ab albo judicum erasit, sed etiam in peregrinitatem redegit. Romani nempe putabant honorem suum agi in honore linguae suae, & separationem linguarum, gentem a gente, hominem ab homine separare. Itaq; ne Legatis quidem exterarum gentium permissum in curia nisi per interpretem loqui, iisq; Latine semper responsa data. Idque servatum est non in urbe tantum sed etiam in Graecia & Asia, quo scilicet Latinae linguae honos per omnes gentes venerabilior diffunderetur. Imo, praesides provinciarum aut praetores non nisi Latine jus dicebant, & quicquid deniq; publice gestum, prolatum hac lingua.

$2^b{}_{11-27}$: „Hoc saltem contendo, nullam esse praeter tres jam commemorates principes lingvas, qvae cum Germanica de principatu jure dimicare possit. Cum enim Hebraeam Chaldeae, Arabicae, Punicae, Persicae, aliarum etiam hodiernarum Orientalium: Latinam, seu Romanam, Italicae, Hispanae, Gallicae, ut hodie in usu sunt lingvarum matres esse ambigi non putem: (Graeca etiam

Sed quorsum nos tandem ineptiendo devenimus, o po-[6]pulares charissimi? Is nobis sapientissimus, qui a linguae nostrae commercio remotissimus.

HENISCH:

hodierna veterem nusqvam amplius repraesentante) nostras originaria haud dubie est, & primarum e confusis ab irrito Babiloniam turrim extruendi conatu lingvarum una, inde credo, qvod . . . . ."

$2^b{}_{27-35}$: „Libertas itaq; magnae Germaniae, eo integriorem nobis patrium sermonem & ab originibus suis minus omnino, quam caeteri faciunt, abeuntem servavit, qvem gentes aliae variae, aut mutatum, aut, qvod pace earum dixerim vehementer corruptum, & ex diversissimis adeo alijs lingvis consarcinatum hodie loqvuntur: cum noster, qvod eadem, de qva supra, pace dixerim, radicibus suis usq; eo certe firmiter inhaerescat, ut si tribus, qvas dixi, principibus lingvis honorem suum servare velimus, noster sit, de cujus antiqvitate & puritate prae caeteris omnibus lingvis non injuria gloriari posse videamur."

$3^b{}_{39}$—$4^a{}_1$: „Patet, credo, ex paucis hisce exemplis mira, & non inutilis, nec injucunda, imo perquam laudabilis, perquam praestans lingvae nostratis brevitas. Tempore utiq; nihil preciosius, nec menti omnium rerum celeberrimae qvicqvam odiosius, qvam diu scopo suo destineri. Lingva vero nostra omnem moram excludit, nullam prolixitatem admit-

„CONSECRATIO AVELLINI":

Olim, nullum majus incorruptae libertatis Germanicae signum erat quam puritas linguae. Caeterae gentes ab imperiosa Roma victae, cogebantur idiomatis sui oblivisci, & Romano more vivere Romanaq; lingua loqui. Ast quia interiora Germaniae Romanus nunquam vidit nisi victus & mancipium, factum ut lingua Germanica virgo manserit nulloque servitutis Romanae stigmate notata fuerit. Quoties vero Gallum, quoties Hispanum vernacula sua perorare audiveris, toties Latinae linguae acetum gustare & antiquae servitutis carmina te audire credas. Pudeat nos lasciviae nostrae, quod lingua nostra castitatem suam contra hostes mascule tueri potuerit, at nunc incestuoso scelere a domesticis polluatur. Quod pulex in aure est, id mihi Gallionati & Hispanisati & Italionati illi sunt qui stultissima ambitione patriae Genium violant, qui spreto vernaculae linguae toro adulteria quaerunt peregrinarum vocum & ex Germanica & alienis linguis Centaurum faciunt. Quasi vero domi & sua quoq; lingua peregrinari pulchrum sit! . . . . ."

S. 7: „A majorib. nostris accepimus idioma rebustum & candidum, dignum robore & candore nostro. Hoc discamus, hoc aestiammus, & nec animo tantum sed & sermone patriam profiteamur. Tuam hic invoco memoriam Rudolphe Caesar . . .

Quae necessitas, nos alios inepte imitari & in aliena castra transfugere cogit? Sapiens nil tempore preciosius aestimat. Nec menti, omnium rerum celerrimae quicquam odiosius esse potest, quam diu scopo suo distineri. Lingua vero nostra Germanica ea est, quae omnem moram excludit, nullam prolixitatem admittit.

HENISCH:

tit, nusqvam magis & vitandam & reprehendendam, qvam ubi vel preciosissimae rei trahit jacturam, vel molestiam adfert magnam ei, qui longius ducitur."

3b 11—18: „De brevitate nostrae lingvae pauca qvoq; afferre operae precium est, qvae profecto nusqvam obscura, ubivis perspicua, eam nulli lingvarum facile cedere faciat: neq; Germano scriptori temere objeceris: Brevis esse laboras, obscurus fies. Omnia utiq; primogenia nostratis lingvae vocabula monosyllaba esse periti norunt; singulas prope nostratis lingvae dictiones ad qvamcunq; partium orationis referantur, resecto vel fine, vel medio, vel principio ad unam modo syllabam, qvoad ejus commode fieri potest, commodissime reduci posse, atq; redigi . . . . ."

4a 1—4: „Qvanqvam nec copia, sed in loco adhibenda linqvae nostrae desit, qvae tanta est, ut pleraq; vocabula unam tantum rem denotent, pauca sint, ambigua, rara aeqvivoca. Si causam tantae copiae investigare velimus: . . ."

2b 35—3a 16: „Porro tanta hujus lingvae nostrae amplitudo est, ut nulla cum ea vel regionum magnitudine, vel intervallo locorum, vel varietate diversorum populorum conferri possit. Ea enim hodie non universa tantum utitur Germania, Regionum totius Europae amplissima, qvam magnam appellavit Ptolemaeus Geographorum diligentissimus: sed eandem qvoq; vernaculam agnoscunt populi alij potentissimi, positi extra limites Germaniae veteris. Qvid enim? annon Belgae, Rheti, Vindelici, Norici, Daci, Panonij, Germanica, ut materna eloqvuntur lingva? Silesij vero qviq; hodie vocantur, Prussi, Livones (exiguis VVindorum seu Henetorum reliqvijs demtis, quae in illis terrarum partibus latent potius qvam degunt) Sarmatiae illius Europeae qvam insignem partem tenent, Germani utique? quae nunc Brandeburgensis Marcionatus, qvae Misnia,

„CONSECRATIO AVELLINI":

Omnia enim nomina & verba primogenia nostratis linguae, aut sunt monosyllaba aut plerumq; resecto vel fine vel medio vel principio, ad unam syllabam commode reduci possunt.

Neq; interim paupertate squalet, sed copiam in brevitate & brevitatem in copia retinet. Copia ejus tanta est, ut pleraq; vocabula, unam tantum rem denotent, pauca sint ambigua, rara aequivoca.

Sed fortasse non ubiq; interpretem inveniet Germanus? o egregiam curam! Ito per maximam Europae partem, nullibi tibi facile continget, quod Gallo illi, qui in diversorium veniens cibum petiturus dentes digitis tangebat, ubi homines idiomatis Gallici ignari Chirurgum vocabant ut dentium dolori mederetur. Non facile locum invenies, ubi lingua Germanica plane exulet, adeo ut credam linguam Germanorum nullibi minus aestimari quam in Germania. Belgae, Rhaeti, Vindelici, Norici, Daci, Pannonii nunc Germanica lingua utuntur ut materna. Silesii, Borussi, Livones, Curlandi, Lithuani, aliiq: qui quondam ad Sar-[8]maticam Europaeam pertinebant, nunc linguam amplectuntur Germanicam. Bohemi aliiq; vicini populi, aut vernaculae suae obliviscuntur, aut Germanicam addiscunt.

HENISCH:

qvae Pomerania, qvae Megalburgensis Ducatus vocantur provinciae, Romana florente potentia, ab ipsis Germanis possessae, inde ab Henetis, gente Slavica, qvingentesimo prope ab hinc anno, paucis tantum isthic locorum VVindicae nationis superstibus mancipijs, nonne mere Germanae factae sunt? Bohemi soli in Germaniae meditullio Slavica gens, regio se se titulo, lingva sibi vernacula efferunt; intermixtis tamen adeo usq; Germanis, vt biligves per Bohemiam ubivis potius, qvam μονογλώττους homines reperias. Transylvani . . . De Hungariae ipsomet regno . . . bilingves . . homines . . reperiri."

$3^a{}_{16-21}$: „Si Antoninorum Philosophi & Veri Caesarum tempore Germania magna a Ptolemaeo audijt, qvanta nunc audiret, Galliae etiam illius veteris Julio Caesari subactae insigni parte in Germaniae nomen & lingvam redacta, vicinis hodiernae Italiae Alpestribus Rhetis aeqve duarum ligvarum usui adsuetis, nostrate passim praevalente?"

$3^a{}_{29-35}$: „Praetereo qvod Moscovitarum qvoq; regionem olim a Germanis, & praesertim Suevis inhabitatam fuisse homines doctissimi affirmant. Hinc enim Moscoviam a paludibus & lacubus in ea freqventibus qvasi Moßgöw: A nuditate vero terrae, Plescoviam, qvasi bloßgaw: . . . dici persuasum sibi habent."

$3^a{}_{24-29}$: „Adeo porro se haec amplissima lingva immensis Germaniae finibus non continuit, ut etiam ad disjunctissima a nobis gentes Tauricae Chersonesi, in medio Turcorum, Moschorum & Tartarorum abierit, qvin ad alteram veluti qvandam Europam, Gothiam dico, Sueciam, Nortvegiam aliasq; ipsis conjunctas regiones transierit. Annon haec maxima lingvae nostrae amplitudo est?"

$3^a{}_{42}$—$3^b{}_{10}$: „Ac ut proxime jam ad eam [lingvam Germanicam] commendandam accedamus: a virilitate

„CONSECRATIO AVELLINI":

Quanta Galliae pars in nomen linguamque Germaniae redacta?

Nil dicam de Moscovia, quam olim a Germanis & praesertim a Suevis inhabitatam esse, Doctissimi viri affirmant.

At in Suecia, Dania, Nortuegia aliisq; ipsis conjunctis regionibus Germanicam linguam magnifieri, nemo nescire potest nisi qui hospes in mundo.

Sunt, qui inter linguas ita distinguere solent, ut cum DEO ob majestatem Hispanice; cum

HENISCH:

eam jam olim laudatam fuisse certum est, cum inter caeteras, sublata veteri Romanorum potentia, Gallorum suauis, Hispanorum gravis, Germanorum virilis sermo nuncuparetur. Certe Germanorum virilitas, ut ita dicam, in Gallias, Hispanias, Italiam (ne de Graecia, aut Asia dicam) penetrans, toti hodiernae lingvarum; qvibus eae gentes utuntur sive suauitati, sive gravitati, qvin suppetiarum plurimum attulerit, nullus dubito: suavitate illa gravitateq; si Germanicae virilitatis ad minicula abessent, solis suismet copiis non adeo multum profectura. Qvum tamen ipsa etiam Germania suavitate suae gravitateq; lingvae non minus atq; alii hodie populi, aut magis etiam omnino sufficiat: imo eo etiam magis, qva propius ab originibus suis, qvam, qvas modo nominavi lingvas, abest."

„CONSECRATIO AVELLINI":

principibus, ob gravitatem, Italice; cum foeminis ob gratiam, Gallice; cum VIRIS & praesertim hostibus ob terrorem Germanice loquendum putent. Audis indolem Germanicae linguae non faemininum sed virilem esse.

„CULEX":

Bl. A 8: „Et cur, ô mea mater Germania, hunc Genium tuae Musae non etiam porro continuasti?"

At cur mea mater Germania hunc linguae tuae Genium non magis veneraris? Surgite, mei Germani & vos VIROS esse mementote, & vel manu vel lingua vel utraq; fortes estote. Non tantum animo ut dixi, sed & sermone patriam profitemini. Germanicae, id est, Virili & viris dignae Eloquentiae favete, & si favetis, Poesin vernaculam amate ...

„PARAENETICI":

S. 345 ff.: „Etenim quamuis prisci illi Germani ab eloquentia, ceu peste quadam Reipub. morumq. simplicitati inimica, perpetuo abhorruerint, ... [346] ... Tolle enim sermonis horriditatem, quid, amabo, in illis umquam fuit, quod iure atque merito debeant in repraehensionem adducere? ... uerum tamen ex eodem Tacito constat, carminibus celebrasse [Germanos] maiorum

„PARAENETICI":

S. 265: „Praeterea non tunc demum ad Germanos exercitatio ista commigrauit. Fuit eadem multis ante saeculis in aula Caroli M. & ex gente Sâxonum Arturi Britannorum Regis. Sublata iterum ante Rudolphi Habispurgensis aeuum, damno nobilitatis, quorum & mores censebantur, & ingenia simul excolebantur."

Circa tempora Caroli Magni, cum genuinum robur Germanicae virtutis adhuc vigeret, simul cum Poesi floruit quoq; suavis quidam horror hirsutae eloquentiae Germanicae. Quoties contemplor cantiunculas quas olim sub umbra & tegmine fagi concinnarunt vel Venatores vel Pastores & Agricolae; quoties examino lusus mechanicorum der Meister singer; quoties rythmos lego,

„PARAENETICI":
gesta, quae adhuc superstitisse Caroli M. aetate Einhardus auctor est: & in Germaniae bibliothecis reperi, Auentinus ... Cuimodi sunt, quae sola ex media antiquitate circumferuntur, carmina de *Otnite Langobardo*, de *VVoluftheodoricho Graeco*, de *Gibicho Vangione*, de *Laurino*, de *Theodorico Veronensi*, de *Hiltibrando Gottho*, [347] de *Sigifrido Agrippinensi* cognomento *Corneo*, de *Eckio*, de *Eckardo Alsato*, de *Ernesto Austrio* an *Bauaro*, alia quae necdum in manus nostras peruenere,"

S. 268: [Goldast an Johannes a Schellenberg:] „Germaniae tu quidam quasi Phoebus & Apollo illuces, omnia antiquitatis abstrusa ingenij claritate penitrans. itaq. par & aequum facies, V[ir]. INL[ustris]., si ..."

S. 347: „Figmenta haec quidem sunt; praeter quae tamen nulla apud maiores nostros rerum gestarum monumenta. quorum primos auctores libenter Druidas dixerim sacerdotes, qui quo uiderentur praeter uulgus sapere, & soli abdita rescire, historiarum ueritatem consutis inuoluerunt fabulis. Praeclarius illorum institutum, quos *Vuittodios* & *Graviones*, hoc est, sapientes ac prudentes, ab aetate appellarunt: unde & *Senatores* Latinis dicti. erant homines illustres, potentes, mag-

„CULEX":

A 3b: „... Germanos majorum gesta CARMINIBUS celebrasse. eademq; ante hos octingentos annos & Caroli magni aetate adhuc superasse, auctores sunt ... Cujusmodi sunt, quae sola ex media antiquitate circumferuntur carmina de *Otnite Longobardo*, de *VVoluftheodorico Graeco*, de *Gibicho Vangione*, de *Theo*-[A 4]*dorico Veronensi* de *Hiltibrando Gottho*, de *Sigfrido Agrippinensi Corneo* (am Rande: Vulgo Hörne Seufried), de *Eckio*, de *Eckardo Alsato*, aliaq; quorum memoriam paene intermortuam incredibili sagagitate & industria hodie excitat Helveticae Nobilitatis eruditißimus *Melch. Haiminsfeldus Goldastus*: ... (am Rande: Melchior Goldastus rerum Germanicarum Phaebus quidam)"

A 4: „Ab his alii erant, quos *VVittodios*, & *Graviones*, homines dignitate primarij, & quasi publici Morum, Legum, ac Reipub. custodes. Hi praeceptis & monitis praesertim Politicis, Ethicis & Oeconomicis, quae fere in rythmicam Poesin indue-[A 4v]bant suos informabant: idq; multis saeculis ante Carolum Magnum."

„CONSECRATIO AVELLINI":
quibus in Turnier und Ritterspielen decantabantur egregia veterum Equitum & Heroum facinora; quoties carmina cogito, de Otnite Longobardo, de VVoluftheodorico[9] de Gibicho Vangione, de Theodorico Veronensi, de Hiltibrando Gotho, de Sigfrido Agrippinensi dem Hörne Seifried, de Echardo Alsato aliisq; quorum memoriam pene intermortuam nuper magna industria excitavit Nobilißimus Goldastus noster, rerum Germanicarum Phoebus quidam, ut Taubmanni elogio utar; quoties inquam illa cogito, toties in mentem mihi veniunt Romanorum Ennii & Pacuvii.

Apud Goldastum nostrum quem modo laudavi, legi, multis ante Carolum Magnum seculis, inter Germanos fuisse Poetarum genus, quos *Wittodios* & *Graviones* appellarint, qui fuerint primarii dignitate viri, & quasi publici morum censores legumq; & reipublicae custodes, qui praeceptis & monitis politicis, Ethicis, Oeconomicis, quae fere in rythmicam Poesin induerint, suos informarint,

nae apud maiores auctoritatis: quippe penes quos erat leges condere, consulere Reipub., censere uitam ac mores. quorum ex numero, qui in ueteri legum Germanicarum memorantur uolumine. a queis praecepta fuere, contradita atque praescripta de rebus moralibus, ciuilibus, ac domesticis. Et haec quidem antequam Christo nomen dederunt."

„CULEX":

A 4v: „. . . Habui ego in Bibliotheca illustris puellae Germanae, cui nomen HROSVITAE [A 5] Comoedias sex in aemulationem (uti praescripsit) Terentij factas, item Panegyricum Hexametro & elegiaco carmine *Oddoni magno* dictum, annis ab hinc septingentis & amplius . . ."

„PARAENETICI":

S. 263: „quinque proxima saecula vide. in quibus triplex, more Romano, Aulicorum exercitium, equestre, gymnicum, musicum. In isto sermonis & ingenij cura, qua ad oratoriam & poeticam informabantur. Itaq. viri principes & equestres, nonnumquam etiam Imperatores, Reges, certamina instituere poetica, in quibus nobili familia virgines offerebant victoriam cantus, non secus atque in hastiludiis. Contentio de praemijs [264] erat ab Imperatore propositis aut quodam principum magnate."

S. 265: „Nam tametsi iuuenes ferme ἐρωτικά, ceteri tamen adultioris mentis Heroum ge- [266] sta atq; Ducum, alij Satyras in principum ac nobilium vitia, nonnulli admonitiones, tamquam ad filios praestantes recitabant . . ."

„REPLICATIO":

S. 281: „Eae [paraeneses] descriptae a nobis sunt ex pretiosissimo aureae antiquitatis cimelio quod in Serenissimi Electoris Palatini palatio Heidelbergensi adseruatur."

„CONSECRATIO AVELLINI":

Fridericus Taubmannus, magni ingenii Poeta, laudat quoq; Illustris puellae Germanae, cui nomen HROSVITAE, comoedias sex ad imitationem Terentii scriptas, item panegyricum ejusdem hexametro & elegiaco carmine Ottoni Magno dictum & dicatum.

Nimirum principes & equestres viri illis temporibus certamina instituebant Poetica, in quibus nobili familia virgines offerebant victoriam cantus, non secus ac in hasti ludiis.

Juvenes ferme ἐρωτικά, caeteri, adultioris mentis, Heroum gesta atq; Ducum, alii Satyras in principum & nobilium vitia, nonnulli admonitiones tanquam ad filios praesentes recitabant.

In Archivo Electoris Palatini integrum volumen ejusmodi carminum repertum, (cujus copiam possedit Goldastus noster)

„REPLICATIO":

S. 293: „Haec & alia id genus multo plurima in nobilissimo illo Palatini palatii cimelio a Principibus, comitibus, Baronibus & Equitibus Imperii memorantur; cuius autographum originale aureis picturis illustratum olim ipse Parricida ... inspiciundum & legendum accepit ..."

„PARAENETICI":

S. 360: „*Von vürsten kür*) Principum electione: qui iam tum septem. Der Tugenthafte Schreiber;

Siben fürsten sint des wert
Das ein Römesch künic en ist zeweln benant,
Die enkiesent niht wan swes der edel gert
Herman von Thüringen lant."

„REPLICATIO":

S. 281: „Et primo loco occurrit Walther *von der Vogelweide*, popularis meus & Caesaris Philippi Consiliarius domesticus."

S. 292: „Finem faciat idem, qui principium dedit, *Walther von der Vogelweide* popularis meus."

„PARAENETICI":

S. 387: „WINSBEKE, equestris familiae ac dignitatis, in aula Impp. Friderici Barbarussae, & Henrici F., rebus domi militiaeque gestis clarus fuit ... In ora nembranae adscriptum, sed manu posteriori, fuit *von Winsbach*, quo nomine opidum est apud Sarunetes Heluetiorum haut Werdenberga procul & Saxonum Baronum sede, sub ditione nunc Glaronensium. Carmina eorum, quae & ipsi recitavere [er und sie], verecundissima purissimaq. sunt, digna eorum summa gravitate ..."

S. 262: „... & vidimus nunnulla carmina, quae cum Euandrinis, vt sic dicam, atq. Saliaribus in genere suo queant componi. quippe par atque eadam Germanis, quae Romanis quondam, nitidandae linguae studium."

„CONSECRATIO AVELLINI":

in quo de Hermanno Divite, Hassiae & Thuringiae Landgravio, S. Elisabethae socero, ita canit Cancellarius Regius der tugenthaffte Schreiber dictus:

Sieben Fürsten sind deß wert
Daß ein Römesch Kunic en ist ze weln benant;
Die en kiesent niht, wen swes der Edel gert
Herman von Türingenland."

S. 10: „Plura ad hanc sententiam in eodem volumine canunt Gualtherus von der Vogelweyd, Eques Suecus, vel (ut mavult Goldastus) Helveticus, qui Hermanno Landgravio a Consiliis secretis fuit; & Klingensore Hungarus, Andreae Hungarorum Regis domesticus, qui Elisabetham puellulam in Thuringiam comitatus erat.

Non ita pridem Celeberrimus Academiae nostrae Poeta Conrad. Bachmannus (...) mihi communicavit Poema VVinsbekii Equitis Nobilis, qui sub Imperio Friderici Barbarossae, domi militiaeq; rebus gestis clarus fuit, in quo gravißimas quidem deprehendo sententias,

sed video Poesin tum temporibus adhuc in cunis vagiisse, adeo ut hujusmodi carmina non male cum *Evandrinis* in suo genere poßint componi.

At postquam nunc eo deventum est, ut ...."

Die Übereinstimmung mit seinen Quellen geht bei Schupp — wie auch sonst — recht weit, und doch kann man für die damalige Zeit nicht von einem Ausschreiben reden. Auch entbehrt er nicht aller Kritik. Vor allem aber darf man nicht vergessen, daß die Forschung wegen des Verlustes der Handschrift ganz auf Goldasts Publikationen vornehmlich angewiesen war. Schupp war auf alle Fälle mit der einschlägigen Litteratur vertraut. Die größten Freiheiten erlaubt er sich Henisch gegenüber, den allein er auch nicht nennt. Aus dessen weitläufiger Vorrede hat er kurz das ausgewählt, was eine Empfehlung für den Gebrauch der Muttersprache ist. Gelassen hat er ihm seine etymologischen Deutungen und die Klassifizierung der Sprachen; doch wohl, weil er sie ablehnte, gegen einen verdienten Mann nicht polemisieren wollte und auch den Ort nicht für geeignet hielt. Etwa hundert Jahre später ward Henischs Verdienst in den „Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache" (4. Stück, Leipzig 1733, S. 571—292) gewürdigt. Über seine Beziehungen zu Helwig spricht Schiller (S. 154). — Von Taubmann hat Ebeling gesagt, daß die Ausführungen über die deutsche Dichtung in der Vorrede des „CULEX" bei ihm unorganische Bestandteile seien, die er nur Goldast zuliebe aufgenommen habe. In einigen Punkten hat sich Schupp seinen Worten angeschlossen, weil bei ihm die Fassung kürzer ist als bei Goldast. Später ist er noch einmal auf ihn zurückgekommen und hat ihm zur Verspottung Schmids eine Stelle entlehnt. Wir beobachteten ja in diesem Zusammenhange bereits eine Erinnerung an Taubmanns „HERCULES ACADEMICUS". Die hier in Betracht kommenden schlechten Verse passen zu dem Latein der „EPISTOLAE OBSCURORUM VIRORUM", deren sich Schupp ebenfalls in den Streitschriften bedient. Taubmann klagt darüber, daß sich die deutsche Dichtung nach einem so guten Anlaufe nicht entsprechend weiterentwickelt habe, und zitiert einige elende Grabschriften aus dem 16. Jahrhundert. Eine hat Schupp, wie die Nebeneinanderstellung zeigen wird, auf den Dresdener Magister umgedichtet:

„CULEX": Bl. A 8v:

„Hie ligt Meistr Peter im grünen gras,
Der so gern sawr Kraut as,
Vnd tranck gern guten reinischen wein,
Gott woll seiner Seelen gnädig sein".

„Antwort an Schmid":

H, S. 797: „Stirbt er [Schmid], so wollen wir ihm dieses *Epitaphium* auffrichten:

Hier ligt M. Bernd im grünen Gras,
Der so gerne sauer Kraut aß.
Er lehrt die Knaben das A B C,
Genad ihm GOtt! Er kont nicht meh."

Schmid hat jedoch Schupps nicht genannte Quelle ebenfalls ausgemacht und aus der ersten und dritten von Taubmann mitgeteilten Grabschrift neue Schmähverse auf Schupp geschmiedet (vgl. „Phi-

landersons Discurs", H Anh., S. 107). Eine abermalige Nachahmung nun wieder gegen Schmid bringt endlich der Verfasser des „Unterrichteten Studenten" (H Anh., S. 25).

Weiter hätte ich über Schupps Bekanntschaft mit der älteren deutschen Litteratur noch recht viel zu sagen, wenn ich bereits die Zeit gehabt hätte, all den Spuren nachzugehen. Für diesmal kann ich das meiste nur andeutungsweise vorbringen. Wenn es sich verlohnt, will ich die Einzelheiten ein andermal im Zusammenhange darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Schillers „Berühmte Frau".

Von Philipp Simon in Berlin-Wilmersdorf.

„Die berühmte Frau" erschien in der Pandora für 1789, einem Taschenbuch des Luxus und der Moden. Schiller glaubte, daß sich sein Gedicht sehr gut für das niedliche Sedezbändchen mit den beiden schnäbelnden Tauben auf dem hellgrünen Umschlag schicken würde. Gewiß fand es auch den Beifall der schönen Leserinnen, die sich dort unterrichten ließen über einen neuen Oberontanz für die kommende Saison, über die Geschichte der Moden und des Mantels und für die Homers Penelope am Webstuhl als gebildete Einleitung dienen mußte für eine Abhandlung über elegante Frauenzimmerarbeiten [1]). Aber ursprünglich war das Gedicht darauf keineswegs berechnet, es ist vielmehr in seiner Art durchaus die Frucht einer bestimmten Lebensepoche und spricht in ganz charakteristischer Form des Dichters eigenste Herzensangelegenheiten aus.

Seiner Abneigung gegen die Weltdame hatte Schiller schon vorher mehrfach Ausdruck gegeben. Er wünschte sie keinem, den er liebte, und preist am 7. August 1785 Körners junges Eheglück in Versen, die wohl als Vorläufer unserer Epistel gelten können:

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die sich selbst nur liebet,
Ewig mit dem Spiegel spricht,
Sich in Blicken übet.
Geizig nach dem Ruhm der Welt,
In der neuen Robe
Stolzer, schöner sich gefällt
Als in deinem Lobe;

---

[1]) Wir selbst erfahren noch heute aus der bildlichen Darstellung und eingehenden Beschreibung des Kostüms einer Sonnenpriesterin aus Peru für den nächsten Karneval, wie beliebt diese Charaktermaske damals war und warum Schiller als Geburtstagshuldigung für die Herzogin Luise am 30. Januar 1788 gerade „Die Priesterinnen der Sonne" dichtete.

Keine witz'ge Spötterin,
Keiner Gauklertruppe
Zugestutzte Schülerin,
Keine Modepuppe,
Keine, die mit Bücherkram
Ihre Liebe pinselt,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Aus Romanen winselt.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die nach Siegen trachtet,
Männerherzen Netze flicht,
Deines nur verachtet;
Die bei Spiel und bunten Reih'n
Assembleen und Bällen
Freuden suchet, die allein
Aus dem Herzen quellen.

Glücklich macht die Gattin nur,
Die für dich nur lebet
Und mit herzlicher Natur
Liebend an dir klebet;
Die, um deiner wert zu sein,
Für die Welt erblindet
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet.

Als dann in Schillers erstem Weimarer Winter sein eigenes „Heurathsprojekt“ wieder und wieder in den Briefen besprochen wird, sucht er nach einem Geschöpf, das ihm allein gehört, das er glücklich machen kann und muß und mit dem er in einer ununterbrochenen Reihe feiner, wohltätiger, häuslicher Empfindungen wieder zur Freude gestimmt und zum Leben erwärmt werden kann.

Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe. (An Körner, 7. 1. 88.)

Noch stärker klingt seine Sehnsucht nach dem ruhigen bürgerlichen Alltag aus dem Brief an Huber vom 20. Januar:

Wenn andre meinesgleichen durch häusliche Fesseln für weitere Plane der Wirksamkeit verloren gehen, so ist Häuslichkeit just das einzige, was mich heilen kann, weil es mich zur Natur, zur sehr prosaischen Alltagsnatur zurückführt, von der ich erstaunlich weit abgeraten bin... Kann ich das Wohl und Wehe eines Geschöpfs, das mir ganz ergeben ist, in meine Wirksamkeit verflechten, so habe ich eine große Aufforderung mehr, meine Kräfte zu brauchen.

An diesem Bilde häuslichen Glückes hatten neben Schillers stetig angespanntem Geist und seinem ruhelosen Leben wohl auch bestimmte Erfahrungen mitgearbeitet. Die Dresdener Freunde gründeten sich ein Heim, wie es Schiller jetzt selbst ersehnte, und berühmten Frauen

war er schon mehrfach im Leben mit wechselnden Empfindungen begegnet. In dem Mannheimer bureau d'esprit der Frau von Laroche war er zum erstenmal mit der höheren Gesellschaft in Berührung gekommen und von der weltgewandten Frau als Musaget gefeiert worden. Beim Buchhändler Schwan hatte er die stolze Tochter des Hauses stets umringt gesehen von den Gelehrten und den schönen Geistern Mannheims, und Charlotte von Kalb führte ihn in ihre Kreise, in die Militär- und Hofgesellschaft, ein. Vor allem aber hatte er viel gehört und gelesen von der damals berühmtesten der Frauen, Elisa von der Recke, die von 1784—1786 in ihrem „kurischen Haus“, einer zwanzigspännigen alten Karosse mit sechs Postillonen die deutschen Lande zu ihrer Erholung durchreiste, 1784 und 1785 der Mittelpunkt der Karlsbader Saison war und im September 1785 auch Pyrmont einen Besuch abgestattet hatte. — Man wird keine dieser Damen mit der Behauptung beleidigen wollen, sie sei das ausgesuchte Urbild für die berühmte Frau gewesen, obwohl ja Schiller aus seinen Erlebnissen lebenswahre Züge für sein Gemälde gewonnen haben mag. Die immer noch unbeantwortete Frage nach einem Modell scheint mir für diesen Fall überhaupt schief gestellt, das Gedicht ist ganz anders entstanden. Die Erscheinung Elisas kann uns auf die rechte Spur bringen.

In seinem Buche: Wie entstand Schillers Geisterseher? weist Adalbert von Hanstein nach, daß die schlimmen Erfahrungen Elisas mit Cagliostro und die nun erfolgenden Absagen in Vers und Prosa von ihrer eigenen Hand und aus dem Kreise ihrer Freunde unmittelbaren Einfluß auf Schillers Roman gehabt haben. Im Frühling 1788, wo unsre Epistel geschrieben wurde, stand nun aber der Geisterseher im Vordergrund des Interesses, und jene Artikel müssen also die Beschäftigung des Tages gewesen sein. Sie stehen alle in Gesellschaft mit anderen für denselben Gegenstand bedeutsamen Aufsätzen in dem Jahrgang 1786 der Berlinischen Monatsschrift von Gedike und Biester. Derselbe Jahrgang bringt aber im November vom Herrn Geheimen Kanzleisekretär Rehberg einen: Brief über die bedenkliche Frage, ob man wohltue, eine Frau zu nehmen, welche schlechte Verse mache. Die „bedenkliche Frage“ ist von dem besorgten Vater eines poetischen Backfischs gestellt worden, und der Verfasser des Briefes gibt als Antwort statt allgemeiner Ratschläge und pädagogischer Betrachtungen seine und seines Bruders Geschichte. Die Lage der Dinge ist nun dieselbe wie in Schillers Epistel: Zwei Ehemänner, eine kokette und eine berühmte Frau, und die Lehre erfolgt, daß der Gatte der Berühmten viel schlimmer dran ist als der andere, der sich nur e i n e n Hausfreund gefallen lassen muß. Der geplagte Ehemann mag sein Leid selber klagen:

Sie wissen, daß wir mit zwei Schwestern verheiratet sind, die durch die edelsten Vorzüge die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich zogen. Luise war sehr schön, äußerst lebhaft, zur Freude gestimmt, teilte die Empfindungen ihres immer regen Herzens so gern mit und nahm so viel Teil an andern, daß man nicht verfehlte, sie für kokett auszuschreien. Die nahm mein Bruder, dessen natürliche Heiterkeit des Geistes und des Herzens oft durch eine drückende Last von Geschäften verdunkelt wird und den diese Geschäfte verhindern, an einem großen Teile des gesellschaftlichen Vergnügens teilzunehmen, das seine Frau sehr liebt und ein Recht hat zu suchen, weil sie darin angebetet wird. Guter Gott! dachte ich, wie wird das gehn! Der Mann wird unglücklich, denn er liebt das Mädchen von Herzen; und es kann nicht fehlen, sie wird ihm gerechte Ursachen zur Eifersucht geben, die ihn desto ärger plagen muß, da er nicht einmal Zeit hat, sie zu beobachten.

Und es kam, wie es kommen mußte. Allerdings nicht ganz so, wie es bald die falkenäugigen und schlangenherzigen Freundinnen in der Stadt umhertrugen. Der Hausfreund, der sich einstellte und der ihr die Blüte seines Geistes widmete, gewann zwar nicht ihre Liebe, aber das, was sie für ihn empfand, kam der Liebe nahe. Briefe wurden gewechselt, der Ehemann wurde selbst der wohlwollende Vertraute der geistigen Freundschaft, und geschäftige Hinterträger fanden all ihre Mühe verloren. Der Schreiber des Briefes selbst war nun bei der Brautschau viel vorsichtiger zu Werke gegangen:

Ich suchte eine Frau, die über kleine Leidenschaften erhaben, einer großen fähig, gegen den schmeichelnden Beifall andrer gleichgültig, nur für mich allein empfände, und ich war so glücklich, das alles in Luisens Schwester zu finden. Da Sophie in mir den fand, der einem einzigen Geschöpfe eigen, nur in der Empfindung für sie allein lebte und dadurch sich einer gleichen Leidenschaft würdig machte, so genossen wir alle Seligkeit, die eine heftige und gegenseitige Leidenschaft gewähren kann; und wenn die Erinnerung an so glückliche Zeiten nicht den nachfolgenden Verdruß noch verbitterte, so müßte ich gestehn, daß ich auf kein weiteres Glück mehr Anspruch machen dürfe, da ich in jener Zeit so viel genossen, als für die Existenz eines Menschen schon mehr als zu viel ist.

Bei Schiller erscheint dieser wehmütige Herzenserguß gleichsam nur zerschnitten in die Verse:

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzensfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: „Ich liebe Dich!“
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt ich sie zum Traualtare,
O, wer war glücklicher als ich?

Der Ehemann berichtet weiter von der Entwicklung seines häuslichen Glücks. Seine Gattin schenkt ihm keine Kinder, wohl aber

entdeckt und pflegt sie jetzt ihr dichterisches Talent, um ein Gefäß für ihre Zärtlichkeit zu haben. In arger Verblendung begünstigt der Gatte anfangs diese Neigung, die denn bald das Unheil herbeiführen sollte.

Denn — hören Sie das traurige Schicksal, das mich jetzt betraf — es währte nicht lange, nachdem meine Frau dieser Beschäftigung sich ergeben, so stieg in ihr der Gedanke auf, nicht allein zu ihrer und meiner Unterhaltung zu schreiben; der Ruhm der Comtesse de Genlis, der Miß Aikin, war eine zu reizende Anlockung, als daß sie nicht hätte versuchen sollen, in unserem Vaterlande eine gleiche Rolle zu spielen. Sie wissen, mein Freund, daß uns einer der besten Schriftsteller oft geklagt hat, wie die Schriftstellerei so nachteilig für den Charakter sei, wie leicht man dahin komme, bei allen Empfindungen gleich darauf zu denken, wie sie in einem Werke gebraucht werden könnten und wie diese sich beständig eindringende Reflexion das Interesse für alles moralisch Gute schwäche, um es auf das poetisch Gute zu ziehen. Und nun denken Sie sich das bei einer Frau, die niemals dazu bestimmt war, im Publikum eine Rolle zu spielen, bei der der große Ehrgeiz, der bei uns vieles von jenen Nachteilen wieder ersetzt, notwendig zu elender Eitelkeit werden müßte.

In Schillers Epistel finden wir sogleich das praktische Beispiel für diesen köstlichen Gedanken:

Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.

Der große Roman Sophiens, der den Oberon in Schatten stellen sollte, wird nun erscheinen. Der verzweifelte Ehemann entwickelt sich im Angesicht der Gefahr zu einem strengen Kunstrichter und erreicht schließlich nichts, als daß ihm in den Augen seiner Frau und ihrer gefälligen Clique die liebliche Rolle des Pavians zufällt, der bei Schiller muffelnd die Faust in der Tasche ballt.

Ich ward aber bald als ein mürrischer Pedant angesehen, und um des beschwerlichen Kritikers loszuwerden, nahm man seine Zuflucht zu gefälligeren Kunstrichtern. Sie wissen, wie leicht es einer schönen Frau wird, Kenner zu finden, die alles bewundern, was sie schreibt. Unser Haus ward ein Versammlungsort aller, die Kennerei und Geschmack affektierten, und jedes Werk der Göttin dieses Tempels ward unzählige Male vorgelesen, analysiert, geprüft und allemal einstimmig beklatscht.

Mit der Achtung vor dem Verstande des Eheherrn verschwindet dann auch allmählich die Liebe, und ein elender Dichterling, aus dem vielleicht der große Mann bei Schiller geworden ist, beeilt sich, den freigewordenen Platz einzunehmen:

Ein Mensch, der keinen Funken natürlicher Empfindung, keinen Gran Verstand, den elendesten Geschmack, und nicht einmal Feinheit genug hatte, ver-

steckt zu loben, war der Liebling meiner Frau und verdrängte bald die noch vor kurzem heftige Leidenschaft, von der ich mir versprochen hatte, daß sie unser Leben hindurch dauern sollte. Gott! solch ein Elender! Und eine Frau von so vielem Verstande, von so lebhaftem Geschmacke, von so lebhaftem Gefühle! Bloß weil er ihr schlechtes Werk vortrefflich nannte! Ein so guter Kopf so geschwind verdreht! Ein so lebhaft empfindendes Herz so geschwind erkaltet! O, mein Freund, alle Schmeichelei über alle anderen Vorzüge, selbst über die Schönheit, sind wohltätig gegen diese giftige Schmeichelei über die verfluchte Autorschaft. O hätte sie aufgehört mich zu lieben, um die Seligkeit der Liebe mit einem andern zu genießen! . . . — Aber sich der Eitelkeit zu opfern! Ich schwöre Ihnen, Freund, ich, der ich es für das schrecklichste Unglück hielt, das, was Sie wissen zu leiden, wollte lieber mit einer Frau verbunden sein, die sich ohne alle Zurückhaltung jeder Neigung überließe, als mit einer, die mittelmäßige Verse macht.

Von der unmittelbaren Veranlassung der Entstehung unserer Epistel wollen wir erst später reden. Hier sei nur hervorgehoben, wie sehr der Inhalt des Schiller zweifellos bekannten Briefes mit seinem Gefühl übereinstimmte, wobei selbstverständlich die durch den poetischen Gegensatz bedingte Übertreibung abzuziehen ist. Als er daher sein Gemälde entwarf, konnte ihm dieser Rohstoff reichlich Farben liefern. Die Hand des Künstlers mußte freilich kräftig den Pinsel führen. Aus dem einen Brief, der beide Geschichten enthält, werden zwei Episteln. Ein Ehemann tröstet den andern, der schon vorher sein Leid geklagt hat. Die verzweifelte Lage dieses Unglücklichen verstärkt natürlich die Vorstellung von der Trübsal des andern, aus der er noch Geduld und Trost schöpfen soll. Die Gegensätze zwischen den ungleichen Ehegatten werden verschärft. Die Frau ist schon weithin berühmt, von der kritischen Einsicht des Mannes ist nicht die Rede. Sie ist der Brillant, er der Pavian. Aus dem kinderlosen Ehepaar werden die Eltern von „sieben Waisen“, die als kräftiger Chorus, auf den also der Dramatiker Schiller sogar hier nicht verzichtet, nach der Mutter schreien.

Wir werden also mit großer Wahrscheinlichkeit den herangezogenen Brief als Hauptquelle für „Die berühmte Frau“ ansprechen können, zumal da ebenderselbe Band der Berlinischen Monatsschrift noch zweierlei beizusteuern hat. Nur drei Seiten weiter hat z. B. Ramler eine Anzahl von Sinngedichten aus dem Martial in liebliche deutsche Verse gebracht, unter anderen das 46. des 2. Buches, eine

Verwünschung der wütenden Thais.

In dem Banne der Locken mißriet ein einziges Ringlein,
Durch die wankende Haarnadel nicht sicher gesteckt;
Mit dem Spiegel, der dies Verbrechen ihr zeigete, rächte
Thais es: Mykale fiel, wund und die Haare zerzaust.
Thais! schlage fortan in keine Locken dein Haupthaar!
Keiner Dienerin Hand rühre den Tollkopf mehr an!
Ihn umkrieche der Molch! Ein rächendes Messer entblöß' ihn!
So werd' eine Gestalt, wie sie dein Spiegel verdient!

Ein nettes Genrebildchen! Thais, die der frisierenden Zofe den Spiegel an den Kopf wirft: Wir finden es wieder in der berühmten Frau bei der Toilette, die mit ungeduldigem Drohen dem armen Mädchen Flügel macht:

Die Toilette wartet schon,
Doch helle Blicke nur beglücken ihren Spiegel,
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.

Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Für die Form der gereimten Epistel Schillers kann dann schließlich sehr gut ein Gedicht desselben Jahrgangs an Elisa vorbildlich gewesen sein, in dem der Bruder ihrer Freundin Sophie Becker in genau denselben freien Jamben den Tod Moses Mendelssohns langatmig beklagt. Wir müssen zur Vergleichung den Anfang hierhersetzen:

Du weinst, Elisa? — Wohl! Gesegnet sei die Zähre,
Der Seufzer, der aus vollem Herzen bricht!
Du wärest nicht Elisa, wäre
Dein Herz zu starr für diese Pflicht!
Und nimmer würd' ich mehr an schöne Seelen glauben,
Könnt' eine Blasphemie — die manche Kanzel spricht! —
Dem klaren Seelenaug' das Licht
Und, ach! den schönsten Kranz, den nur die Liebe flicht,
Dem edelsten der Herzen, rauben ....

Hier fand also Schiller eine poetische Epistel vor, in der leicht beweglichen, von Gellert und Göckingk vorgebildeten Form, die übrigens im Monat Mai desselben Jahrgangs schon Elisa selbst in ihrer gewiß eifrig studierten Epistel an Preißler verwendet hatte[1]).

Der schwer geprüfte Ehemann klagt nun im Verlauf von Schillers Epistel, daß man ihn nur als Ninons Mann kenne. Gewiß ist ja hier der Name, wie die Kommentare sagen, als allgemeine Bezeichnung einer berühmten und bewunderten Frau gebraucht. Schiller hat aber zur Zeit der Entstehung seines Gedichts Bemerkungen über das Fräulein von Lenclos gelesen, die dem Charakter seiner berühmten Frau eine ganz bestimmte Färbung gegeben haben können. Sie ist, wie die letzte Strophe sagt,

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen ...

---

[1]) Das erste Gedicht Schillers nach der nun bald eintretenden langen Pause von sechs Jahren, die gereimte Epistel „Poesie des Lebens“, ist gleichfalls in diesen freien Jamben geschrieben.

Sie ist also ein Mannweib wie Ninon von Lenclos in dem 5. Buche von Rousseaus Emil. Und dies Buch über die Erziehung und das Musterbild des Weibes hat Schiller im Frühjahr 1788 höchst wahrscheinlich gelesen. Der Geisterseher, „diese bezahlte Schmiererei“, war ja keineswegs seine liebste Arbeit. Viel näher am Herzen lag ihm das Gedeihen des damals wieder hervorgeholten Menschenfeinds, und dieser ist stark beeinflußt von Rousseau, insonderheit von Rousseaus Emil. Wie Rousseau im Park von Montmorency seinen Emil schrieb und als Grundstein die Worte setzte: Tout est bien, sortant des mains de l'Auteur des choses, tout dégénère entre les mains des hommes, so steht Hutten einsam in seinem Park und kniet anbetend vor der Erhabenheit der Menschennatur:

Mensch! Herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen! Welche Wohllaute schliefen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte!

Fern von der Welt hat der Menschenfeind seine Tochter Angelika zu seinem Idealbild der Menschheit erzogen, wie Rousseau im 5. Buch Sophie in der Stille erblühen läßt für seinen Zögling. Ebendieses Buch mußte eine wichtige Fundgrube werden für den Dichter, dessen Absicht es nunmehr war, das im Gegensatz zur Welt erzogene Mädchen mit der Welt in Berührung zu bringen. Und hier stellt Rousseau zweimal das Fräulein Ninon von Lenclos als den Inbegriff dessen hin, was er als Liebhaber und Gatte nicht haben möchte. Sie wird in ausgesuchten Gegensatz gebracht zu der Frau mit echt weiblichen Tugenden und Schwächen:

Die einzige bekannte Ausnahme macht hiervon meines Wissens nur das Fräulein von Lenclos. Das Fräulein von Lenclos ist ja auch als ein Wunder ausgeschrien worden. Sie hat, wie man sagt, die Tugenden ihres Geschlechts verschmäht, um sich dafür die unsern zu wahren. Man rühmt ihre Freimütigkeit, ihren geraden Sinn, ihre Zuverlässigkeit im Verkehr, ihre Treue in der Freundschaft; und um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, sagt man schließlich, sie sei ein Mann geworden. Sehr schön! Aber bei all ihrem hohen Ruhm hätte ich diesen Mann nicht zum Freund und nicht zur Geliebten haben mögen.

Weiterhin kommt er wieder auf diese französische Aspasia zu sprechen, als es sich um die Wahl zwischen einer ungebildeten und einer gelehrten Frau handelt. Gar manche Züge aus Rousseaus Gemälde, das Literaturtribunal, der Hausdrache, der gefällige Schöngeist im Hintergrund, die Dichterin zwischen Briefen und Zeitungen, die an ihrem Putztisch Verse kritzelt, könnten unmittelbar in Schillers Wandelbild übergegangen sein:

Hundertmal lieber möchte ich ein einfaches und roh erzogenes Mädchen haben, als eine schöngeistige Gelehrte, die in meinem Hause ein Literaturtribunal unter ihrem Vorsitz aufschlagen wollte. Eine schöngeistige Frau ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Leute — aller Welt. Von der

stolzen Höhe ihres großen Geistes sieht sie geringschätzig herab auf ihre Frauenpflichten und fängt immer an, ein Mann zu werden nach der Art des Fräuleins von Lenclos. Draußen bleibt sie stets lächerlich und wird mit Recht verurteilt; denn das tritt unfehlbar ein, wenn man aus seinem Stand hinauswill und nicht geschaffen ist für den andern, in den man hinein möchte. Man kennt ja immer den Künstler oder den guten Freund, der die Feder oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten, man kennt ja den verschwiegenen Literaten, der ihnen insgeheim ihre Orakelsprüche diktiert. Dies ganze Possenspiel ist einer rechtschaffenen Frau unwürdig. Wenn sie echte Talente hätte, würden sie durch diese Anmaßung geschädigt. Ihre Würde liegt darin, daß nicht von ihr gesprochen wird, ihre Ehre liegt in der Achtung ihres Gatten, das Glück ihrer Familie ist ihre Freude. Leser, ich berufe mich auf dich selbst, gesteh' aufrichtig: Was gibt dir eine bessere Meinung von einer Frau, wenn du in ihr Zimmer trittst, was flößt dir mehr Hochachtung ein — wenn du sie mit Frauenarbeiten und ihrem Haushalt, den Kleidern ihrer Kinder beschäftigt findest, oder wenn sie an ihrem Putztisch Verse kritzelt, und Broschüren aller Art und Briefchen in allen Farben um sie herumliegen? Jede Gelehrte wird eine alte Jungfer bleiben ihr Lebenlang, wenn es erst auf Erden nur noch vernünftige Männer gibt: Quaeris cur nolim te ducere, Galla? diserta es.

So hat also die launige Epistel tiefere oder zufällige, nähere oder weiter zurückliegende Vorbedingungen. Vor allem aber charakterisiert sie sich selbst als die Schöpfung eines glücklichen Augenblicks, einer frohen Stimmung, neckischer Gespräche. Am 12. Juni 1788 wird sie Körner als fertig angekündigt, und mehrere Züge erweisen, daß sie ein Erzeugnis der ersten schönen Frühlingstage in Volksstädt ist. Nicht nur die Schilderung des Frühlings selbst, für den ja der Dichter gerade in diesem Gedicht einige so innige Töne findet. Karoline erzählt, wie Schillers Gespräch überfloß in heiterer Laune, wie er sie mit manchem witzigen Einfall erfreute. Und aus einem solchen witzigen Einfall, aus einem Gespräch, in dem etwa der heiratslustige Dichter in Gegenwart der innerlich schon umworbenen Lotte das Bild einer Frau entwarf, wie er sie nicht haben wollte, ist meines Erachtens das Gedicht hervorgegangen. Leichte Spuren der Gespräche mit den Schwestern Lengefeld sind noch in der Schilderung des grand lever zu entdecken:

> Karossen rasseln jetzt heran,
> Und Mietlakaien springen von den Tritten,
> Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
> Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
> Großing und Kompagnie, dem Zürcher Wundermann
> Gehör bei der Berühmten zu erbitten.

Lotte hatte eine Schwäche für die Engländer, die ja schon in ihrem flüchtigen Erlebnis mit Heron ihren ernsten Ausdruck gefunden hatte und die wohl mehrfach im Gespräch mit den Männern zu kleinen Meinungsverschiedenheiten führte. Schlagen wir nun ihre von Düntzer herausgegebenen Briefe an Knebel auf, so schließt gleich der

erste vom 3. Juli 1788: „Ich höre gern, daß wieder Engländer in Weimar sind; denn die Nation ist mir gar lieb. Es wäre artig, wenn Sie sie herbrächten einmal.“ Der letzte Absatz des zweiten Briefes ist überhaupt englisch geschrieben. Der dritte enthält ein englisches Zitat, Lobsprüche auf Schottland und Erörterungen über Shaftesbury, Richardson, Johnson. Wenn Knebel seine Franzosen und die alten Dichter gar zu eifrig herausstreicht, schreibt sie ihm am 6. Mai 1789: „Aber setzen Sie die englischen Dichter nicht so sehr zurück! Ich verteidige sie gar sehr ... Sagen Sie ja nichts über Popes Essay on men, da es einmal über die guten Engländer hergeht.“ — Ebenso wie über die Engländer, kam es gleich im Anfang der Rudolstädter Zeit zu Reibereien über Lavater, wobei wieder Knebel, Beulwitz und Schiller gegen die Lavaterschwärmerinnen zusammenstanden. Von diesen kleinen Gefechten bieten die Briefe jener Tage willkommene Zeugnisse. — Am 27. Mai 1788 war Knebel abgereist; am 29. schickt Karoline Schiller Journale und „den lieben Lavater“, wobei sie den „lieben“ neckisch unterstreicht. Am selben Tage war Schiller in Grumbach gewesen und erinnert tags darauf Lotte daran, daß sie ihm etwas zu lesen versprochen habe. „Was es ist, weiß ich nicht mehr. Indessen von Lavater ist es nichts.“ Schiller benutzte die Gelegenheit gern, in seiner satirischen Schilderung dem reisenden Engländer und den schon in der Anthologie verspotteten Physiognomen neben dem Schwindler Großing ein Ehrenplätzchen einzuräumen und zugleich den „superklugen Kousinen“, wie sie Vetter Wolzogen nannte, in harmloser Weise für ihre „Moralen“ eins auszuwischen. — Noch einige andere zufällige Anregungen kamen zur rechten Zeit noch im letzten Augenblick aus Dresden. Die erste brachte wahrscheinlich die Karlsbader Promenadenszene in das Gemälde. Körner wollte eines Darmleidens wegen nach Karlsbad gehen und fragte am 3. Juni bei Schiller an, wen er von der Weimarer Gesellschaft dort treffen würde. Schiller entwirft am 12. Juni, in demselben Brief, der „Die berühmte Frau“ ankündigt, eine Schilderung der Badegäste, die ihre Beziehung zu dem Momentbild in der Epistel schwerlich wird verleugnen können:

Aus Weimar, so viel ich weiß, wird niemand ins Bad gehen, der dich interessieren könnte. Ein Herr Geh. Regierungsrat von Schardt mit seiner Frau hat sichs vorgenommen; er selbst ist ein armer verrufener Sünder, dessen erster Debut dir alle meine Vorerinnerungen ersparen wird, aber seine Frau dürfte dich doch interessieren. Ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espece von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe; dabei Kokette und sehr begehrlich obendrein; kurz ein sinnlich spirituelles Wesen, das einem, im Bade besonders, nicht Langeweile machen muß ... Ihr Mann ist der Frau von Stein und der Imhof Bruder (in dieser Familie sind die Weiber gescheit und die Männer dumm bis

zum Sprichwort), und sie ist eine Niece der Gräfin Bernstorff ... Möglich ist's übrigens doch, daß noch jemand sich entschließt, die Partie mitzumachen. Sogar Charlotte hatte den Einfall, dies Jahr ins Karlsbad zu gehen, aber es hat keinen Anschein mehr, daß sie ihn ausführen wird. Ja so! fast hätte ich das Schönste vergessen: — Mlle Schröder wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden: denn ich weiß, daß ich mich gewundert habe, wovon sie die Depense macht; und eben fällt mir's ein, ich hab's von der Schmidt, also dürfte wohl ein bischen Medisance mit unterlaufen.

Die andere Anregung aus Dresden bezieht sich mehr auf die Ausführung des Ganzen, es ist ein letzter äußerlicher Anstoß für die schnelle Gestaltung des glücklichen Gedankens für praktische Zwecke. Am 27. Mai hatte Körner von seinen Plänen zur gemeinsamen Herausgabe eines Journals gesprochen. Am 12. Juni, wieder in dem mehrfach herangezogenen Brief, erfolgt Schillers Ansicht über gewinnbringende Journale, die er sich, wie wir gleich sehen werden, auch an Biesters Blatt gebildet hatte: Nicht zu ernsthaft, nicht zu solid, nicht zu edel. „Interessante — leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere usw. aus der Geschichte erdichtete moralische Erzählungen, Sittengemälde, dramatische Vorstellungen, allenfalls populäre und dabei gefällige Ausführungen philosophischer, vorzüglich moralischer Materien, Kunstkritiken, satirische Schilderungen, Meißnerische Dialogen u. dgl. müßten unser Debut sein." Daß es mit diesem Debut bei dem langsam arbeitenden Freunde gute Weile haben würde, darüber war sich Schiller wohl schon im Augenblick des Schreibens klar. Ob er aber selbst vermöchte, ein passendes Gedicht schnell für einen solchen Zweck hinzuwerfen, zu dieser Prüfung seiner eigenen Fertigkeit mochten ihn die sehr eingehenden Journalpläne wohl antreiben. „Die berühmte Frau" ist eine solche Probe. Sie ging sofort an Bertuch für die Pandora ab; ihm war Schiller pekuniär verpflichtet, und mit ihm wollte er in gewinnbringende Verbindung treten. So schreibt er denn noch aus Rudolstadt am 22. Oktober: „Ich bringe Ihnen eine Idee für das Journal des Luxus mit, Ihnen 300 Käufer mehr zu verschaffen, und ich kann sie Ihnen recht gut ausführen." Die Einsendung der „berühmten Frau" war eigentlich schon der Anfang der Ausführung; denn Schillers Idee wird wohl nichts anderes gewesen sein, als der am 12. Juni entwickelte Plan, Mitarbeiter mit weithin bekannten Namen heranzuziehen — er spricht dort von sich selbst, von Herder, Goethe, für die breiteren Schichten, um deren Geld ihm auch zu tun war, von Garve, Engel, Gotter und mit deutlicher Hinweisung auf die eben gelesene Monatsschrift auch von Biester und seinem Gelichter. Die Hauptsache war es dann, den „wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen womöglich zur Lockspeise zu machen, diese aber in Modestoff arbeiten zu lassen."

Die Entstehungsgeschichte unsrer Epistel ist ein Beispiel, wie Lebenswirren und Lebenshoffnungen, Lektüre und Arbeit und zuletzt der lebendige Augenblick mit seinen zufälligen Anregungen und praktischen Plänen an einer kleinen Dichtung mitwirken können. — Das Gedicht steht in der Reihe der Schillerschen Dichtungen und in Körners Ausgabe der Gedichte unmittelbar vor den Künstlern. Wie ein groteskes Vorspiel nimmt es sich dort aus neben dem ernsten Gesang: neben dem Künstler, der mit gottgegeb'ner Kraft als Erzieher der Menschheit zu wirken berufen ist, die berühmte Frau, die ihre natürlichen Pflichten verletzt und die Krone weiblicher Anmut verliert „um einer Zeitung Gnadenlohn".

Leipziger Stimmen von 1793 über Deutschland und die Revolution[1].

Von Hans Schulz in Leipzig.

(Schluß.)

Eine andere Schwierigkeit ist die Abtheilung des teutschen Reichs in so viele Provinzen und Fürstenthümer, die in keiner engeren Verbindung stehen, als die großen Staaten von Europa. Die Verhältnisse, welche sie theils untereinander, theils gegen das so genannte gemeinschaftliche Oberhaupt haben, betreffen nur die fürstlichen Häuser, haben auf die allgemeine politische Denkungsart des Landes nicht den geringsten Einfluß, und beschäftigen bloß die Publizisten von Wezlar, Regensburg und Wien. Sie tragen mehr bey, die verschiedenen Völkerschaften durch Eifersucht von einander zu trennen, als durch einen gemeinschaftlichen Zweck mit einander zu verbinden. Die Folge davon ist, wie wir alle wissen, der gänzliche Mangel alles wahren Nazionalgeistes unter den Teutschen. So gleichgültig indessen die teutschen Völkerschaften, und im Grunde auch ihre Fürsten, einander sind: so unterhalten doch die letzteren ein leider gar nicht geheimes, sondern offenbares Bündniß wider alles, was Freyheit heißt; so daß auch der kleinere des Beystandes von dem größeren gewiß seyn kann, wenn sein Despotismus durch die geringste Empörung in Gefahr gesetzt wird. Dieses macht natürlicher Weise die Fürstengewalt in Teutschland dreuster und sicherer, und erhöht das Gefühl ihrer Stärke in dem Grade, in welchem es auf der anderen Seite den Freyheitssinn niederschlägt und zur Erduldung überredet. Wenn eine Nazion wie Frankreich ihrem Regenten den Gehorsam aufkündigt: so werden andere Mächte entweder, (wenn ihre Politik durch die gesunde Vernunft geleitet wird), keine Theilnehmung beweisen, oder wenn sie auch ihre Armeen und Schätze aufopfern wollten, um einen Thron zu stützen, dessen Fall ihnen gleichgültig seyn kann, nie etwas wider eine solche Nazion ausrichten. In Teutschland hingegen wird man, durch Vermittelung des Reichstags aus jeder partikular Revoluzion, eine Sache des Reichs zu machen wissen; es wäre dann vielleicht, daß sie einen der beyden größeren Staaten beträfe, dessen Beunruhigung und

[1]) Vgl. oben S. 48 f.

Schädigung etwa aus andern politischen Ursachen erwünscht seyn könnte. Außerdem aber ist jeder noch so kleine Fürst in Teutschland allzeit stärker, als das Land, welches er regiert; anstatt daß der größte König zittern muß wenn er daran denkt, daß seine ganze Majestät keine andern Stützen hat, als die Gesinnungen der Nazion über welche sie herrscht.

Zudem ist in Teutschland keine Hauptstadt, welche die Grundsätze und Gesinnungen des Freyheitsgeistes zurichten, und dem Volke durch das Beyspiel der ersten Männer, der geachtetesten Familien im Staate anempfehlen, oder das Feuer der Empörung auf einmal in großen Massen von Pöbel entzünden, und die Flammen desselben schnell umher durch alle Provinzen verbreiten könnte.

Nicht viel mehr, Gnädigster Herr, rechne ich auf die mittelbaren Aufreizungen, welche die Philosophie zeither, mit Beyhülfe der Beredtsamkeit, versucht hat. Die Vorstellungen von der Fürstengewalt werden dadurch berichtigt, die Gefühle von Menschenwerth erhöht, und insofern zur politischen Aufklärung große Fortschritte gemacht werden. Allein wie viel wird nicht dazu erfordert, daß, besonders bey Völkern, Grundsätze in Handlungen übergehen! Wie lange wird nicht in Teutschland der Anwendung der neu erworbenen Einsichten, das eingewurzelte Mißtrauen in die republikanische Freyheit noch entgegen seyn! Anderer mächtiger Hindernisse jetzt nicht zu gedenken, auf welche ich nachmals kommen werde. Was hilft es also zur Hauptsache, daß unser natürliches Staatsrecht, welches zeither nichts anders war, als ein von Despotismus vorgeschriebenes und von dem Sklavengeiste beschworenes Bekenntniß des bürgerlichen Glaubens, jetzt die Schranken der Fürstengewalt durch die Norm der Vernunft bezeichnet? Was helfen die deutlichsten Begriffe von den Rechten des Bürgers, wenn der Bürger in sich selbst zu muthlos, und durch seine Verhältnisse zu sehr beschränkt ist, um sie geltend zu machen? Was nützen alle noch so erhabene Gesinnungen von den natürlichen Ansprüchen und Rechten des Menschen; wenn sie bloß in der Einbildungskraft begeisterter Dichter aufwallen, oder in den Herzen schüchterner Philantropen beschlossen bleiben; wenn keine bürgerlichen Leidenschaften dadurch entzündet und in Ausbruch gesetzt werden? Das Feuer des Freyheitsgeistes, welches jetzt unerwartet in die teutschen Völker gelegt worden ist, ruht vielleicht noch Jahrhunderte, ehe es sich zu Flammen entwickelt; und sollte es auch hin und wieder auflodern: so werden die kleinen Versehrungen, welche dadurch entstehen möchten, desto mehr Anlaß geben, das monarchische Gebäude auszubessern, oder wohl gar von Grund aus neu aufzuführen. Ich erwarte also vor der Hand von aller unserer politischen Aufklärung weiter nichts, als eine stille Vereinigung denkender Köpfe; und befürchte sogar Veranstaltungen, durch welche die Anzahl von diesen vermindert werden wird.

Allein wenn auch, allen meinen Vermuthungen entgegen, eine allgemeine Gährung in Teutschland ausbräche: wie weit entfernt würde nicht darum noch eine wahre Revoluzion seyn! Nothwendig müßte der erste Ausbruch durch den besseren Theil der Nazion, durch das Volk, geschehen. Aber, Gnädigster Herr, was ist in Teutschland das Volk? Ich verstehe unter dem Volke in jedem nicht demokratischen Staate den Theil, der eigentlich regiert wird, zur Regierung auf keine Weise beyträgt und, außer dem Gehorsam, der Regierung keine besondere Pflicht oder Dienstleistung schuldig ist. Dieser Bestimmung nach, welche ziemlich die wahre seyn wird, ist das Volk allerdings, wenn auch nicht der freyeste, doch der unbefangenste Theil von den Bürgern eines Landes, und allezeit, voraussetzlicher Weise, die Gegenparthey der Regierung. Sein Urtheil über die Regierung ist allzeit das natürlichste: indem es durch keine Verhältnisse, sondern bloß durch das Gefühl der Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten bestimmt wird, welche davon abhangen. Von ihm wird jede Anmaaßung des Despotismus wie ein Uebel und wie ein Unrecht empfunden; da hingegen alles was der Regierung durch Staats- oder Hofämter nah oder entfernt angehörig ist, ihre größten Ab-

weichungen nicht allein ungetadelt läßt, sondern vertheidigt oder wohl gar befördert. In allen diesen Rücksichten scheint es, daß für das System der Freyheit von dem eigentlich so genannten Volke mehr zu erwarten, als von allen anderen Hindernissen wider dasselbe zu fürchten sey; zumal da das Volk in der niedrigen Klasse die man den Pöbel nennt, eine unsichtbare Armee von Freywilligen enthält, welche auf die erste Veranlassung bereit ist, wider alles was Fürst und Obrigkeit heißt, loszugehen. Aber dessen allen ungeachtet, und obgleich das Volk in Teutschland nicht weniger innere Energie haben mag, als in England oder Belgien und Frankreich; sehe ich nicht, wie es je etwas mehr als einen vorübergehenden Tumult zu stande bringen wird, wenn nicht Philosophen und Redner seine Anführer werden. Und wo sind nun in Teutschland die Philosophen und Redner, welche, so wie wir in Frankreich gesehen haben, geschickt wären, Begriffe und Gesinnungen von menschlichen Rechten und von fürstlichen Verbindlichkeiten auch dem niedrigsten Pöbel einzuflößen; oder den gemeinen Unwillen gegen die Regierung zu einer patriotischen Leidenschaft zu bilden. Wo sind in Teutschland die denkenden Köpfe und unternehmenden Männer, welche sich erst in einzelne politische Gesellschaften zusammenthun, in diesen Entwürfe vorlegen, Aufopferungen und feste Entschließungen bewirken könnten; und dann wiederum die Resultate der Zusammenkünfte mit Klugheit und Kunst, mit Keckheit und Autorität, dem großen Haufen anzuempfehlen und beynahe aufzudringen verständen? Ja ich möchte fragen: wo sind in Teutschland — nicht die Philosophen und Redner, sondern die Dichter und Komödianten, welche das Talent besäßen den Stand der Freyheit mit den zauberhaftesten Farben zu schildern, hunderterley Szenen der Freyheitslust zu erfinden und aufzuführen; und dann wiederum die Fürstengewalt und den Despotismus in den entsetzlichsten Gestalten darzustellen und alle Gemüther mit einer unerhörten Art von Schwärmerey zu erfüllen: Der vorige König in Preußen sagte einmal von einer gewissen Armee: die Hunde sind gut, aber die Jäger taugen nichts. — Das Volk mag in Teutschland sehr viel Energie haben: man sagt es allgemein (in Teutschland!) und ich will es nicht widerlegen: Aber etwas Großes wird das Volk, für sich allein, nie seyn und wirken, wenn von seinem Geist nichts in dem andern, r e g i e r e n d e n Theile der Nazion, in dem Adel und in dem obrigkeitlichen Stande, enthalten ist. Denn was hilft es, daß das Volk die Dinge in der Regierung fühlt und sieht wie sie sind, alle Eingriffe und Bedrückungen des Despotismus geradezu für Unrecht erklärt, und der Regierung seine natürlichen Ansprüche auf Glückseligkeit ohne Umschweife zu erkennen giebt, wenn die höheren Klassen ihre Ursachen haben gern zu sehen, daß alles in diesen Dingen anders gefühlt werde als es ist, oder doch anders genannt, als es gefühlt wird. Allenthalben wo das Volk etwas wider die Fürstengewalt unternommen und ausgeführt hat: da sind die regierenden Klassen mehr oder weniger mit ihm in Verbindung gewesen. Diese sind in Teutschland von dem Volkssinn so weit entfernt, daß sie sich bey jeder Revoluzion, wäre sie auch nicht in Frankreich, sondern in China oder Japan, ohne alle vorhergegangene Untersuchung, für Ihro Majestät erklären würden.

Der Adel ist in Teutschland für den Despotismus gerade das, was in der römischen Kirche für den Aberglauben die Geistlichkeit ist. Alle Vorzüge, die er unter dem nie erwiesenen Titel von Rechten genießt, und die am allermeisten, welche seiner kindischen Denkungsart die süßesten sind, beruhen in dem Fürstenstolze, der sein Wohlgefallen daran hat, daß die Personen, welche sich in den Geschäften, in der Armee, in dem Hofleben, dem Throne nähern dürfen, für Menschen von einer ganz besonderen Gattung gehalten werden. Je weniger der Adel, seit der Einführung der stehenden Armeen, vermögend ist, sich als eine für den Staat bedeutende Klasse zu behaupten; desto stärker wird sein Interesse an das Interesse der Fürsten verknüpft; die er besonders jetzt als seine einzigen

Stützen betrachtet, da die Philosophie ihn so sehr mit der gänzlichen Vernichtung seines Ordens bedrohet. Zudem sieht er mit dem Untergange des fürstlichen Despotismus das Ende seines eigenen vorher; den er, unter dem Titel des gnädigen Herrn, auf seinen Dorfschaften mit einer unbeschreiblichen Selbstzufriedenheit ausübt. Nun ist zwar der Adel da, wo er, wie besonders in einigen Theilen von Oberteutschland, große Besitzungen hat, von den Fürsten minder abhängig, indem er in seinen ansehnlichen Ländereyen und in der ausgezeichneten Hoheit seiner Geburt so viel Befriedigung für seine Eitelkeit hat, daß ihm die gewöhnlichen Vorzüge, welche dem minder reichen Adel höchst wichtig sind, gleichgültig seyn können. Und wirklich pflegt auch dieser mächtigere Adel mit seinen Lehnsherren selten in einem guten Vernehmen zu stehen. Allein dennoch wird er schwerlich eine Revoluzion begünstigen, welche auf Demokratie ausgehet; bey der seine Vorzüge und Einkünfte in größere Gefahr gesetzt würden, als wahrscheinlicher Weise je unter der Regierung des unternehmendsten Monarchen. Und über dieses, Gnädigster Herr, müssen wir erwägen, daß eben dieser reichere Adel in Teutschland meistentheils katholisch ist und theils durch seine Denkungsart, theils durch Familienverbindungen mit der Geistlichkeit zusammenhangt, welche die Freyheit haßt, wie die Vernunft. In Niederteutschland ist der Adel, ohne viel aufgeklärter zu seyn, im Ganzen genommen, arm. Wie ängstlich muß er nicht da die Gunst der Fürsten suchen und schonen, damit seine Dürftigkeit durch eine kleine Staats- oder Hofbedienung unterstützt, und die vornehmere Geburt durch ein Ehrenzeichen bemerkbar gemacht werde. Wie kann solche fürstliche Dienerschaft (denn im Grunde ist dieser Adel doch nichts anders) die politische Freyheit wünschen, oder dafern er sie auch wünschte, den Muth und die Kraft haben, etwas für sie zu unternehmen?

Die einzige Eigenschaft, die den Adel fähig machen könnte den Aufruf zur Freyheit zu hören, und den menschlichen Rechten wider den Despotismus seinen Schutz darzubieten, ist gerade die, welche er seit Jahrhunderten schon kaum mehr affektiert, vielweniger besitzt: jener schwärmerische Edelmuth, der ihn in den Zeiten der Ritterwelt zu den größten Unternehmungen und Aufopferungen bereit machte, sobald er sich durch den Ehrgeiz aufgefordert sahe ein Vertheidiger der Unterdrückten zu seyn. Dieser Edelmuth, so romanhaft und phantastisch er uns auch in dem Karakter der so genannten Chevallerie vorkommt, war etwas wahrhaftig Edles. Wäre er in der Klasse, die sich davon benennt, noch vorhanden: so müßte der Adel jetzt das mächtigste Rüstzeug der Freyheit seyn, anstatt daß er, wie ich vorhersehe, eine Vormauer der Fürstengewalt seyn wird. Aber längst schon ist in unsern Edelleuten diese große Denkungsart erloschen, und von einem kleinlichen Egoismus erstickt, der keinen Sinn für irgend eine Handlung hat, welche nicht durch den selbsteigenen Vortheil anempfohlen werde. Und so sind sie auch darinn den heutigen Monarchen ähnlich; die keinem Staate zu Hülfe kommen, als für große Bezahlung, und bei denen Anderen helfen nichts heißt, als sich selbst nützen. (Subsidien ist ohngefähr ein Wort wie Justiz; beyde haben eine ganz andere Bedeutung, als man der Etymologie nach erwarten sollte.)

Nicht weniger Hindernisse der guten Sache sehe ich in dem obrigkeitlichen Stande. Dieser besteht in Teutschland aus bloßen Juristen, welche ziemlich das Gegentheil von Philosophen und Rednern und, geradezu gesprochen, nichts anders sind, als bloße Gesetzmaschinen, die auf den Universitäten von kunstreichen Professoren organisiert, und dann in Landesregierungen, Fakultäten, Stadtgerichten, Amtsstuben und andern Werkstätten der Justiz von der Hand des Despotismus an dem schreyenden Rade der Verfassung immer und ewig gedreht werden. Diese Leute denken nie daran und dürfen nie daran denken, die Quellen der Gesetze, nach denen ihre mechanischen Geschäfte fortgehen, in der Natur des Menschen aufzusuchen, oder außer dem so genannten Majestätsrechte eine andere

verbindliche Kraft derselben zu erfodern. Der Grund von dieser kläglichen Beschaffenheit unseres obrigkeitlichen Standes, liegt offenbar in der teutschen Jurisprudenz; die, wie Ew. Durchl. bekannt ist, anstatt auf das Naturrecht gebaut zu seyn, sich keiner anderen Gründe bewußt ist, als der römischen und altgermanischen Gesetze. Durch dieses Verhältniß, welches die gelehrte Pedanterey sehr schön und elegant findet, (Ew. Durchl. wissen, was das in Teutschland heißt, ein eleganter Jurist), wird der Philosophie aller Einfluß auf die Denkungsart des obrigkeitlichen Standes verwehrt. Es ist mit der Abstammung unserer Rechte von den römischen und altgermanischen, gerade wie mit der Abstammung der christlichen Religion von der jüdischen. Was hier das alte Testament ist, das ist dort das Korpus Juris. So lange die Theologen das Christenthum nur auf das Judenthum gründeten: dachten sie nicht daran, seine Gründe in der Vernunft, in der Natur und in dem moralischen Bedürfnisse des Menschen zu untersuchen. Und so lange die Juristen nur beschäftigt sind, unsere Gesetze von den Römern und Longobarden herzuleiten: so lange wird der obrigkeitliche Stand keinen Begriff von ihrer Beziehung auf die natürlichen Menschenrechte haben.' Dieser Stand ist in der Kultur, glaube ich, noch am allerweitesten zurück, und er wird ihr nicht anders näher gebracht werden können, als durch den juristischen Naturalismus: sowie überhaupt Naturalismus das Ziel aller Kultur ist.

Indem diese Denkungsart des obrigkeitlichen Standes den Despotismus der Fürsten unterstützt: so begünstigt sie zugleich seinen selbsteigenen. Denn so willig er ist knechtisch zu gehorchen: so aufgelegt ist er gebietrisch zu befehlen. Das kann er aber nur so lange, als die Befugnisse der obrigkeitlichen Gewalt, und die vernunftmäßigen Gründe der bürgerlichen Rechte unerörtert bleiben. Das System der politischen Freyheit müßte nothwendig aller Juristerey in Europa ein Ende machen. Alle ihre Schwachheiten, Gebrechen, Vorurtheile, Anmaaßungen, Gewaltthätigkeiten würden dadurch in das helleste Licht gestellt werden; anstatt daß der monarchische Despotismus sie in das heilige Dunkel der Majestät einhüllt, und ihr eine Autorität ertheilt, durch welche sie über alle Kritik erhoben wird. Ach! Wie leer ist nicht diese ganze Klasse von allen Grundsätzen über ihre Bestimmung in dem Staate! Wie fühllos gegen alles, was Freyheit und bürgerliche Glückseligkeit heißt! Wie einfältig, immer nur an den Willen und Vortheil des Fürsten zu denken, immer nur sich der Treue gegen den Landesherrn zu rühmen, ohne die Wohlfahrt des Landes, oder die Rechte des Volkes; ja oft ohne ihr eignes Ansehen in die geringste Betrachtung zu ziehen. Haben wir nicht schon bey Angelegenheiten, die noch lange keine Volksempörung, sondern bloß etwas dreuste Beschwerden über offenbare Bedrückungen waren, die elende Denkungsart dieser Leute kennen gelernt? Haben wir nicht in mehrern Fällen gesehen, mit welchem blinden Amtseifer sie sogleich die fürstliche Parthey ergreifen; wie sie sich einen Heldenruhm daraus machen, die Stimme des Bürgers, der über ungerechte Anmaaßungen klagt, hier in dem Kerker verdumpfen, dort auf dem Blutgerüste ersterben zu lassen.

Und auch die Armeen werden in Teutschland noch lange die Stützen des Despotismus bleiben. Die Denkungsart ihrer höhern und niedern Anführer ist ganz die, welche in dem adelichen und obrigkeitlichen Stande herrscht. Die Beziehung ihres Berufs auf die Nazion ist ihnen völlig unbekannt: sie fühlen und befolgen kein andres Verhältniß, als das mit der Person des Monarchen. Diesen wollen sie vertheidigen; für diesen wollen sie Blut und Leben lassen; diesem so und so viele Jahre gedient zu haben, das ist ihr höchster Stolz. Alle Ausdrücke und Redensarten, in denen sie von ihrem Stande sprechen, zeigen, daß sie die Wichtigkeit desselben im geringsten nicht verstehen. Und diese mehr der Livree, als der Uniform anständige Gesinnungen wissen sie durch hunderterley Mittel und mehr als alles durch ihr Beyspiel auch in der gemeinen Soldatenschaft zu unterhalten; die ohnehin in Teutschland, sowie überhaupt die geringere

Volksklasse, einfältiger und darum leichter zu täuschen ist als in Frankreich und ungleich weniger Natur und Freyheitssinn hat, als man dort in den Zeiten der strengsten monarchischen Regierung sahe. Und diese Einfalt des so genannten gemeinen Mannes in der Armee, ist das höchste Ziel der Klugheit der Offiziere. Aeußerst traurig: aber ganz wahr! Ein freundliches Wort des Monarchen bey der Musterung, ein platter Spaß eines beliebten Generals, eine Verheißung von etlichen Pfunden Fleisch: das wird vor den teutschen Fronten mehr für den Despotismus wirken, als die Beredtsamkeit aller Redner des Thucydides und Livius für die Freyheit. Dazu kommt, Gnädigster Herr, daß die Soldatenschaft nur eine große Anzahl Leute, aber gar nicht eine besondere Zunft oder Gemeinheit ausmacht, in der sich eine karakteristische Denkungsart, oder das was man Esprit de Corps nennt, bilden könnte. Die Soldaten sehen sich einander nie als auf dem Exercierplatze, und sind außerdem Tag und Nacht in einer Aufsicht, bey der es nicht möglich ist, daß sie sich Empfindungen und Wünsche, oder wohl gar Gedanken und Entwürfe mittheilen sollten. Es ist kein Zweifel, daß im Fall einer Volksempörung alle unter ihnen überein denken werden: aber keiner weis es, daß alle so denken wie er; folglich gehorcht jeder dem Kommando, indem alle sich demselben zu entziehen wünschen[1]).

Hätten indeß die Franzosen, von der Zeit an, da sie zuerst die teutschen Grenzen betreten, den Plan verfolgt und behauptet, der mit so unendlich viel Menschenkenntniß ausgedacht mit so wahrhaftem Witz angeordnet war; hätten sie sich ganz darauf eingeschränkt für die Freyheit eine Schwärmerey der Art zu erzeugen, wie die war, welche die Europäer ehedem zur Eroberung des heiligen Landes entzündete: nicht Teutschland, sondern ganz Europa müßte jetzt der Revoluzion nahe seyn. Und es kam bloß darauf an, daß sie das waren, was sie von Natur sind: Komödianten. Zum Erstaunen ist es, daß sie nicht im Stande waren einen solchen Plan auszuführen, zu dem kein anderes Talent, als das theatralische erfordert wurde, welches ihnen doch in allen möglichen Rücksichten eigen ist, man mag es nun als Geschicklichkeit und Verstellungskunst, oder als Witz und Gewandtheit betrachten. Die Rolle war sehr einfach; und alle spielende Personen hatten dieselbige. Die ganze französische Armee in Teutschland mußte mehr eine Schauspielergesellschaft als ein Kriegsheer ausmachen, und auf diese Komödie wenigstens ebenso gut abgerichtet seyn, als auf die Künste der Taktik. Wo der Teutsche einen Franzosen sahe, da mußte er einen Menschen sehen, der unerhörte bürgerliche Rechtschaffenheit und Güte mit unaussprechlicher Freyheitslust verband. Allenthalben mußten nichts als Szenen dieser rechtschaffenen Freyheitslust erscheinen. Man mußte in den Franzosen, welche den teutschen Grenzen erschienen, das Ende aller Ungerechtigkeit und alles bürgerlichen Elends zu sehen glauben. Man mußte, wenn man sahe, wie sie sich gegeneinander selbst betrugen, ihre Freuden und Leiden miteinander theilten, und dann wie sie die feindlichen Staaten behandelten, den Handwerker und den Landmann schonten, ja wohl gar mit Gutthaten überhäuften; die Religionen und Religionsgebräuche, die Gesetze, Verfassungen und Gewohnheiten mit Duldsamkeit behandelten und wahre Freyheit allenthalben beförderten und unterhielten; von Entzückung über die einfache Weisheit und Glückseligkeit dieser Nazion und von der himmlischen

---

[1]) Am Schlusse des Abschnittes vom Soldatenstand zitiert W. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, II, 161, eine Parodie auf Schillers „Künstler"

Wie scheuslich, Mensch, mit deinem Bajonette
Stehst du in der geschlossenen Mörderkette usw.

Sie hat zum Verfasser den Freund des Erbprinzen Friedrich Christian, den dänisch-deutschen Dichter Jens Baggesen, vollständig abgedruckt in seinen „poetischen Werken in deutscher Sprache", Th. 2, Leipzig 1836, S. 264 ff.

Vortrefflichkeit ihres politischen Systems ergriffen; und durch eine Art von Zauberey zu ihrem Bündniß wider die Fürstengewalt gefesselt werden. Man mußte sich, wenn man diesen Himmel auf Erden erblickte, zu allen Gefahren muthig, zu allen Aufopferungen entschlossen fühlen: und der Gedanke der Freyheit mußte das unter den Teutschen werden, was ehedem die Idee des heiligen Grabes war. Man vergaß alle seine Verhältnisse, trennte sich von allen seinen Verbindungen, kannte kein Gut mehr auf der Welt als die Freyheit und keinen Stolz, als ihr Märtyrer zu werden. Aber, Gnädigster Herr, die bürgerliche Rechtschaffenheit und Güte: das war in der Komödie die einzige Rolle. Dieser mußte keine einzige Handlung während dieser Zeit, weder in Teutschland noch in Frankreich widersprechen. Dadurch war der Teutsche, der Europäer, und ich glaube überhaupt der Mensch in diesem Zeitalter gewonnen. Aber auch dadurch allein. Ich bekenne Ew. Durchl., daß ich zu der Zeit, als die Franzosen das Maynzer Land zu erst besetzten, voll von dem Gedanken war, sie würden in kurzer Zeit ganz Teutschland und halb Europa mit dieser Freyheitsschwärmerey erfüllt haben. Und damals hätte ich die Frage, die ich jetzt der Wahrscheinlichkeit nach, verneine, besonders, wenn das anstößige Blutgericht über Ludwigen unterblieben wäre, ohne Anstand bejahet. Gewiß Gnädigster Herr, es war alles auf die bekannte Wahrheit zu rechnen: die Schwärmerey steckt an. Und wirklich sahe man auch schon den Erfolg. Allein er wurde durch hunderterley ganz entgegengesetzte Eindrücke, durch die Schuld der Franzosen, gehindert: und diese Eindrücke werden nun so bald nicht wieder zu vertilgen seyn. Ich glaube daher nach diesem allen: das Freyheitssystem hat mehr unter uns verlohren, als gewonnen. Gott erbarme sich des armen Menschengeschlechts auf Erden!

Die Antwort des Erbprinzen Friedrich Christian, Augustenburg, den 15. September 1793, ist in einer Abschrift seines Sekretärs noch vorhanden. Der Brief Platners und „der beygelegte Aufsatz" werden darin jeder für sich behandelt. Es heißt in der Antwort auf den Brief:

Das Zeugniß, welches Sie meinen Landsmännern geben, freut mich. Es werden nie vorzügliche Männer aus ihnen gebildet werden, aber sie sind gute Menschen voll des besten Willens.

Ihr Verhältniß mit dem Erbprinzen von Cassel freut mich aber weit mehr. Mögten Sie doch aus ihm einen bessern Menschen machen als der Vater ist! Wie dieser wollen kann, daß sein Sohn Moral Naturrecht und natürliches Staatsrecht von Ihnen lerne, ist mir unbegreiflich. Ihre Theorie steht mit seiner Praxis gewiß in dem offenbarsten Widerspruche. Doch dies ist ein neuer Beweiß von der Inkonsequenz unserer Tage, die wahrlich in gewisser Rücksicht sehr heilsam ist, und auf die ich einen großen Theil meiner Erwartungen für die Zukunft baue.

Die gute Frau v. d. Reck erfreuet uns gegenwärtig durch ihre Gesellschaft. Sie hat durch ihre seltene Güte alle Herzen eingenommen, und sie erscheint in der That liebenswürdiger und schätzbarer durch diese Eigenschaft ihres Herzens als durch Gröse und Schärfe des Verstandes! Wie sie mir gesagt, will sie Ihnen gleichfalls heute schreiben. Sie erhalten also heute genug Nachrichten von Augustenburg, wo Ihr Namen häufig mit Liebe und Dankbarkeit genannt wird.

Lieber Plattner
Ihr treu ergebener
Fried. Christian.

Zum Schluß, was der Erbprinz über das Thema „Deutschland und die Revolution" schreibt:

Sie haben in dem höchstinteressanten Aufsaz, der Ihr letztes Schreiben begleitete, die eine Frage überzeugend beantwortet, was wird aus der Menschheit fürs erste werden? Daß den kleinern Staaten Deutschlands die Ruhe gesichert ist, daß dort keine Revolution so leicht ausbrechen wird, welche der Fürstengewalt schädlich werden könnte, dies haben Sie zur Gnüge dargethan. Indeß möchte ich diese Schlüsse nicht über ganz Deutschland ausdehnen. Wenn eine Revolution in einer der beyden großen Monarchien des deutschen Reiches ausbräche, der französischen im mindesten ähnlich, so dürfte wohl der übrige Theil dieses grosen Landes auch in Gefahr stehen von den Flammen ergriffen zu werden. Die Ruhe Deutschlands hängt meiner Meinung nach von der Ruhe der Österreichischen und Preußischen Monarchie ab. Ist eine von diesen gestürzt, dann sind wohl die kleinen deutschen Fürsten alle verlohren. Wenn nun auch eine die Existenz der Oesterreich. Monarchie bedrohende Revolution weniger wahrscheinlich ist, wegen des mindern Grades von Cultur, wegen Mangels an Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Theilen des Staats und der daher entstehenden Schwierigkeit einer simultanen Insurrektion aller Theile, welche allein die Bezwingung des Despoten durch totale Lähmung seiner Macht hoffen läßt, so ist diese Wahrscheinlichkeit weniger gering im preußischen Staat. Hier scheint mir alles auf einen solchen Ausgang vorzubereiten. Die Revolution wird hier nach Erschöpfung des Schatzes bey dem Militaire anfangen, und wenn dieses bey innern Unruhen den blinden Gehorsam nur einigemale verweigert, balde in allen Theilen der Monarchie ausbrechen, die weit mehr ein Ganzes ausmachen, als die durch Verschiedenheit der Nationen und Sprachen getrennten oesterreich. Provinzen, und also weit leichter angesteckt werden können als jene. Dort halte ich nur partielle Aufruhre hier aber eine totale Insurrektion für möglich.

Die übeln Eindrücke des gegenwärtigen Gangs der Dinge in Frankreich werden wohl in den Ländern, die nicht dadurch gelitten haben, nach einigen Jahren verlöschen. Nicht die Sache selbst, die Art wie sie ausgeführt worden, wird die Schuld des übeln Ausgangs tragen, und der Enthusiasm unserer jungen Leute, angefacht und unterhalten durch die Erinnerung an alle das große und schöne was in diesen vier Jahren gesagt und geschehen ist, und wovon das Andenken länger dauern wird als das Andenken der vorgefallenen Greuelszenen, [angefacht und unterhalten] durch die Unterdrückung der französisch. Nation, fals diese ganz unterliegen sollte, und den alsdann vorauszusehenden Druck des unklügsten, keine Schonung mehr kennenden Despotismus, der über ganz Europa sein eisernes Szepter erstrecken wird, läßt die verzweifelste Unternehmungen vorhersehen. Bleibt endlich wenn auch nur in einem Theile des grosen Frankreich eine Verfassung mit republikanischen Formen, wenn auch keine vollkommen freye Verfassung, dann ist noch des Feuers mehr als genug in unsrer Nähe, um den allenthalben verbreiteten Zunder in Brand zu setzen.

Also die Ruhe der Staaten scheint mir auch nach glücklichen Feldzügen nicht vor jedem Angriffe von innen gesichert. Die kleinen Staaten Deutschlands werden indeß unter allen am spätesten unterliegen, davon bin ich durch Ihre Gründe überzeugt worden.

Allein harter Druck des Despotismus ist bis dahin vorauszusehen. Man will nicht allein die Presfreiheit mehr einschränken, der schriftlichen Correspondenz Fesseln anlegen, — man wird an die Einführung heimlicher Gerichte, politischer Inquisitionen denken.

Was ist daher zu thun? Auf diese Frage haben Sie nicht geantwortet, und ich hörte so gerne die Antwort der Philosophie aus Ihrem Munde! Den Hals unters Joch schmiegen, einen kleinen Kreiß von Freunden um sich versammeln, und auf diesen seine Aufmerksamkeit einschränken, und nur an den angenehmsten Genuß des Lebens denken, soweit dürften es wenige in Aristippischer Weisheit bringen. Nach Amerika wandern, dies ist die letzte Zuflucht, wenn

alles verlohren ist. Ich erwarte mit allem Verlangen eine Beantwortung dieser Frage. Ich sehe indeß wohl ein, daß der Weg der Post nicht der zuverlässigste zur Übersendung von Briefen solchen Inhalts ist. Wenn Sie mit einer sicherern Gelegenheit an mich schreiben wollen, dann vertrauen Sie Ihre Briefe nur irgend einem dänischen Buchhändler an, der die Leipziger Messe besucht, oder sorgen Sie nur für sichere Übermachung Ihrer Briefe nach Hamburg, und lassen sie dort auf die Post geben. Alsdann bekomme ich sie gewiß ungelesen. In meinem Vaterlande werden die Briefe bis itzt nicht eröffnet.

Man erinnere sich einer anderen Stelle des oben angeführten Briefes an Schiller, der zwei Wochen vor diesem Schreiben an Platner abgefaßt ist: „Willig trete ich Ihrer Meynung bey, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern dieser Gottheit würdig. Nur Freygebohrne können ihren Dienst versehen und die Menschen unsers Zeitalters sind nicht einmal Freygelassene. Ich bin völlig überzeugt daß jeder Versuch ohne politische Ketten umherzuwandeln uns mislingen wird. Die edlern Menschen, die bessern Köpfe müssen daher, nach wie vor, mit großmüthiger Entsagung des selbsteigenen Genusses, sich begnügen Saamen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freyheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreisen kann. Es wird noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieses Himmelreich eingehen werden." Die unter dem Zepter Friedrichs VI. von Dänemark vereinigten Staaten galten gerade in diesen Jahren als besonders glücklich, als mit einem hohen Grade von geistiger Freiheit begabt. Platner hätte gern einen Ruf nach Kopenhagen erhalten, er wurde ihm aber nicht zuteil. Dagegen wurde der Philosoph Karl Leonhard Reinhold in Jena damals nach Kiel berufen, der in seinen „Briefen über die Kantische Philosophie" geschrieben hatte: Teutschland ist unter allen übrigen europäischen Staaten am meisten zu Revolutionen des Geistes, am wenigsten zu politischen aufgelegt.

Theodor Gottlieb v. Hippel im Urteile seiner Zeitgenossen.

Von H. Deiter in Hannover.

Bekanntlich hat Theod. Gottl. v. Hippel eine Selbstbiographie angefertigt, über die Schlichtegroll im Nekrologe für 1797 (Gotha 1801) S. 173 schreibt: Mein lieber Pilger Abegg[1]) brachte mir bei

[1]) Joh. Friedr. Abegg (1765—1840), Verfasser des Tagebuches.

seiner Rückkehr aus Preußen (1798) unter manchen mündlichen und schriftlichen Beiträgen zur Darstellung von Hippels Leben eine ausführliche Handschrift mit, in der Hippel etwa fünf Jahre vor seinem Tode angefangen hatte, mit der ganzen Fülle seines Geistes die Geschichte seines äußeren und inneren Lebens niederzuschreiben; dazu noch manche flüchtige, aber sehr charakteristische Papiere von Hippels Hand und andere treue Zeugnisse über ihn, wie er wirklich war, über seine Stärke und Schwäche. Hippels Selbstbiographie, die einen bedeutenden Umfang (20 Bogen) hatte, legte Schlichtegroll in der Beschreibung, die er dort von dessen Leben und Schriften gegeben hat, offenbar hauptsächlich zugrunde. Unter den anderen treuen Zeugnissen, die leider nicht näher charakterisiert worden sind, haben wir sehr wahrscheinlich diejenigen Gutachten zu verstehen, die von Zeitgenossen, die Hippel nahestanden, auf Bitten Abeggs abgegeben und von diesem in dem Anhange seines Tagebuches handschriftlich überliefert worden sind. Darauf dürfen wir mit Recht aus der mannigfachen Übereinstimmung dieser Gutachten mit dem Texte des Nekrologs schließen. Durch die folgende Mitteilung der zeitgenössischen Angaben in möglichst getreuer Form werden wir befähigt, ein selbständiges Urteil über das Leben und den Charakter Hippels zu fällen und zugleich Schlichtegrolls Darstellung zu kontrollieren und zu vervollständigen. Georg Philipp Abegg[1]):

Hippel war als Bürgermeister der Stadt die Seele des Magistrats. Die ganze Stadt und insonderheit die Handel treibende stand vor seinen Augen. Er ermunterte tätige Kaufleute, ehrte die weiter gekommenen und gab ihnen Ideen, wie sie zur Verschönerung der Stadt und doch auch zu ihrem Vorteile Gebäude errichten, verbessern könnten[2]). Die Polizei war unter ihm vortrefflich. Denn er war ein durchgreifender Mann, der, was er sich einmal vorgenommen hatte, durchsetzte. Wenn er schon auf seinen Vorteil sah, so beförderte er doch auch die gemeine Wohlfahrt, und wenn er ehrliebend war, so erteilte er auch wieder Ehre sehr willig. Daß sehr viele unzufrieden durch seine Akkuratesse, seine Strenge, seine Sparsamkeit aufgebracht wurden, ist die natürliche Folge des Leichtsinns, der Schlaffheit und Unbesonnenheit der meisten Menschen. Alle fleißigen, verständigen, ordnungsliebenden Menschen haben ihn geschätzt und aufrichtig geehrt. Von seiner Schriftstellerei wußte man lange nicht viel, und man redete davon, daß der Kriegsrat Jensch wenigstens Anteil an derselben habe. Gewiß sei das Ganze noch nicht ganz entwickelt. Zu seinen Verdiensten um die Stadt muß auch dies gerechnet werden, daß er den sogenannten Philosophenweg sehr verbesserte und insonderheit an zwei Seiten kleine englische Partien anlegen ließ. Er war ein fleißiger Kirchengänger, selbst unverheiratet, wiewohl er so sehr zur Ehe ermuntert hatte. Man tadelte sehr an ihm, daß er Leute, die er vor seiner Erhebung gekannt hatte, und die ihm Gutes erwiesen hatten, in der Folge nicht mehr kannte. Ein seltener Vorzug Hippels war dieser, daß er zuverlässig war. Dies kam freilich daher, daß er nichts versprach, was er nicht reichlich nach seiner Klugheit erwogen hatte; aber in solchen Fällen hatte er auch den Mut, selbst

---

[1]) Bruder von Joh. Friedr. Abegg

[2]) Vgl. Nekrolog S. 220.

dem Minister geradezu zu widersprechen. Da Hippel wirklich als geadelter Bürgermeister unendlich viel mehr leistete als irgend einer vor ihm und vielleicht sobald keiner nach ihm getan hat, ist es wenigstens ungewiß, ob er nicht geadelt noch mehr würde getan haben[1]). Da der Adel noch immer so entschiedene Vorteile, besonders auch im Praktischen, gewährt, wo ja der Unadlige durchaus nicht Eigentümer eines Landgutes sein kann, so ist er wenigstens sehr zu entschuldigen, daß er das Mittel zu manchem Vorteile nicht ausschlug, wie es in seiner Gewalt stand, es sich zu verschaffen. Übrigens ist nicht zu leugnen, daß er seines eigenen Vorteils nicht leicht vergessen konnte, und daß ihn die Erfahrung von dem großen und heilsamen Einflusse des Wohlstandes eines Geschäftsmannes auf seinen Wirkungskreis nach und nach zu einem zu großen Liebhaber des Geldes gemacht habe. So lange ich ihn kenne[2]), weiß ich indessen von dieser Seite nur dieses bestimmt, daß er manche neue, nicht gerade notwendige der nützlichen Einrichtungen traf, die ihm aber Geld eintrugen. Jacobi versicherte mich, Hippel habe sich jegliches Mittel, aber mit vorsichtiger Klugheit, erlaubt, Geld zu gewinnen; er habe Juden an der Hand gehabt, durch welche er Wucher getrieben. Gewiß sei er nicht allein Verfasser der Schriften, die man ihm jetzt zuschreibe; Jensch und Scheffner hätten großen Anteil daran; aber aus letzterem sei nichts zu erfragen, viel mehr aber von Jensch, der ihm auch versprochen habe, für Herrn Prof. Schlichtegroll einen Aufsatz über Hippel zu verfassen. Hippel sei ein armer Student gewesen und als ein Mann von 150,000 Tlr. gestorben, und man könne nicht bestimmt angeben, wodurch er ein so großes Vermögen erworben habe, indem er durch die bekannt gewordenen Streiche allein nicht soviel hätte erwerben können. Gewiß sei es, daß er nicht delikat in diesem Punkte gedacht habe, aber seine Klugheit habe ihn immer wieder zurückgeführt, wenn er in Gefahr gekommen wäre, sich bloß zu stellen.

Inspektor Duncker:

Hippel war Kandidat der Theologie und hier[3]) Hauslehrer. Als Kandidat machte er eine Reise nach Rußland, widmete sich nach seiner Rückkehr den juristischen Wissenschaften und machte außerordentliche Fortschritte in denselben. Sein Geist war einer der kultiviertesten, die man finden kann, und der Umfang seiner Kenntnisse in allen Zweigen menschlichen Wissens unglaublich groß. Als praktischer Gelehrter zeichnete er sich noch mehr aus. Viele Jahre lebte und webte hier alles durch ihn. Die Geschichte seiner Erhebung ist diese. Als Justiz-Kommissarius gewann er sehr viel Geld, indem er sich erlaubte, besonders bei Konkursen, von beiden Parteien Vorteile zu ziehen. Durch sein Geld und die mit demselben verbundene einsichtsvolle Tätigkeit stieg er endlich zum Bürgermeister der Stadt empor. Jetzt vergaß er aber alle die Menschen, die während seines Studierens ihn unterstützt hatten. Namentlich hat dieses eine jüdische Familie, bei welcher er lange Zeit das Frühstück empfangen hatte, wahrnehmen müssen. Er war im Grunde grob eigennützig und grob ehrgeizig; höflich zwar gegen jeden, der sich etwas hervortat, benutzte aber jeden nach seinen Absichten. Bei allem, was er tat, konnte man mit Sicherheit voraussetzen, daß er ein festes Ziel habe; aufs ungewisse und ohne bestimmte Zwecke handelte er nie. Daher gelang ihm auch meistens alles. So fein er im Umgange war, so konnte er doch selbst gegen seine Gesellschafter nicht unterlassen, seine Überlegenheit und seine Macht fühlbar zu machen. Dem Dunker selbst begegnete dies. Als nämlich ein junger Engländer, der als Fremder sein Geld verzehrt und nicht unter dem Magistrate, sondern unter dem Minister unmittelbar steht, wegen Exzesse arretiert und vor

---

[1]) Vgl. Nekrolog S. 271.

[2]) G. Phil. Abegg kannte Hippel nur in dessen letzten 8 Lebensjahren.

[3]) In Königsberg.

die Stadtpolizei gebracht ward, eiferte Dunker, dem dieser Engländer empfohlen war, über diese Anmaßlichkeit der Stadtpolizei, wovon Hippel das Haupt war. Wie der junge Engländer zum zweitenmal von dem Stadtdiener zitiert ward, sagte Dunker: Ihr habt ein dummes A gesagt, nun glaubt Ihr, auch ein dummes B sagen zu dürfen. Dies wurde Hippel wieder gesagt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Dunker spricht Hippel von dem Engländer, wie er sich alle Mühe gegeben, ihm durchzuhelfen usw. Sodann fragt er Dunker, wie es mit seinem Stipendiengebäude stehe. Es sei wohl sehr alt und baufällig. Er bedauere, daß er in diesem besonderen Falle durch seine Kollegen gehindert sei, nach seinen Wünschen zu verfahren. Denn sonst, fügte er mit Nachdruck hinzu, steht alles, was in der Stadt ist und vorgeht, unter mir. „Ei, das ist ja ganz vortrefflich", sagte Dunker und lachte. Von dieser Zeit an war und blieb Hippel kalt gegen Dunker. Bei der vorigen Huldigung hatte die Bürgerschaft 5000 Tlr. zusammengeschossen, um sie zur Ehre des Königs anzuwenden. Hippel sagte: Unterlassen Sie dies, geben Sie mir das Geld! wir wollen davon etwas recht Gemeinnütziges veranstalten. Das Geld wurde ihm gegeben, aber außer einigen 100 Talern ist nichts mehr zum Vorschein gekommen. Es ist nur zu gewiß, daß er sich als Justiz-Kommissarius über 50,000 Tlr. erworben hat; und sein hinterlassenes Vermögen belief sich auf 200,000 Tlr. Dem jetzigen Minister von Schrötter verfertigte er [früher] einen Aufsatz „Über das Kriegswesen". Dieses Werk sollte dazu dienen, diesen bis auf eine gewisse Stufe zu erheben, aber nicht bis zum Minister. Dies [daß jener Minister geworden,] schmerzte ihn tief, und er, der vorher sehr vertraut mit Schrötter war, blieb in der demütigsten Entfernung, wenn er vor den Minister kam. „Wie kommt's in aller Welt", sagte Schrötter, „daß Hippel alle Familiarität gegen mich verloren hat"? Von seiner Schriftstellerei sagte Dunker dieses. Sein erstes Werk, die erste Ausarbeitung der Schrift „Über die Ehe" gab er einem Freunde, welcher nach Berlin reiste, mit dem Auftrage, von dem Verleger nichts dafür zu fordern als ein Gemälde, das er in Berlin gesehen hatte, und welches der Verleger für ihn kaufen müßte. Der beauftragte Freund war kaum in Berlin angekommen, als er per estafette von Hippel ersucht wurde, auch nicht einmal jenes Gemälde anzunehmen, indem leicht geschehen könnte, daß ein Berliner das Gemälde bei ihm entdeckte und dadurch auch etwa seine Autorschaft, die er vom Anfange an immer aufs sorgfältigste verheimlichte. Verschiedene Gründe hierzu werden angegeben. Der wahrscheinlichste ist dieser. Viele der pikantesten Stellen seiner Schriften beziehen sich auf Personen und Dinge, mit welchen er in bleibenden Verhältnissen stand oder stehen wollte. Wäre seine Schriftstellerei offenbar gewesen, so hätte er Verdruß davon gehabt, wäre in seiner Laufbahn mehr aufgehalten worden und hätte für die Zukunft entweder das Schreiben aufgeben müssen oder seine anderweitigen Absichten. Seine Klugheit suchte beide Vorteile zu vereinigen. Und in der Tat hatte er große Vorteile von seiner Schriftstellerei. Er bekam für jeden Bogen 20 Reichstaler. Seine Methode war, alles Brillante, Treffende, Paradore, Witzige, das er las oder hörte, aufzuschreiben. Man fand Zettelchen, worauf Teile von Unterredungen mit gewissen Leuten aufgezeichnet waren. Übrigens ist er dennoch nicht Allein-Verfasser seiner Schriften. Man kann sagen, er habe die glänzenden Steine, die er allerwärts her gesammelt, nur gefaßt; aber auch bestimmteren, eigentlichen Anteil an seinen Schriften hat unstreitig Jensch. Es wurde einmal ein wichtiges Aktenstück auf dem Kollegio vermißt; man erinnerte sich, daß Jensch dasselbe gerade zu Hause habe. Einige seiner vertrauten Freunde werden in sein Haus geschickt. Man findet ihn nicht. Einer, der wußte, in welchem Pulte Jensch solche Aktenstücke zu verwahren pflegte, ließ dasselbe erbrechen, weil er ein vertrauter Freund des Jensch war und das Aktenstück nötig war. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man ein Hippelsches Manuskript, an welchem und in welchem vieles von der Hand des Jensch geschrieben war. — Was in den Hippelschen Schriften über Strafgerechtigkeit vorkommt, ist alles von diesem Kriminalrat Jensch.

der bis an seinen Tod der vertraute Freund von Hippel war, sowie der Kriegsrat Deutsch. Hippel besaß keinen einzigen Freund auf Erden. Er hatte das Heilige, Religiöse angenommen von einem echt patriarchalischen Geistlichen zu Carthaus, einer inundierten Stadt, wo er sich lange aufhielt und konfirmiert wurde. Ich kannte diesen alten Löber noch und einige seiner Söhne. Der bestimmte, feste, immer himmelwärts gerichtete Sinn dieses Mannes imponierte, trotzdem er auch besonders ehrgeizig war. Auch seine Söhne nahmen, ohne viele Talente zu haben, doch immer einen gewissen höher gehaltenen Flug. Einmal war der Alte in Gesellschaft Hippels und anderer Maurer. Dieser antwortete auf die Frage: Was halten Sie von den Maurern? Dies, was Jesus von euch halten würde: Ihr haßt das Licht, weil ihr das Böse tut![1]) Ein Sohn dieses Geistlichen studierte hier Jura und schloß sich sehr an mich. Er entdeckte mir, daß er sehnlichst wünsche, Theologie zu studieren, aber sich, weil er zweimal der Wollust gefrönt habe, nicht für würdig halte. Ich wußte ihn zu überreden, trotzdem sich dem theologischen Studium zuzuwenden. Als er zu Hippel ging und ihm davon Mitteilung machte, sagte dieser: Recht schön! danken Sie Dunker herzlich. O, daß ich auch ein Pfarrer bei einer guten Gemeinde geworden wäre!

Das Urteil eines jüdischen Kaufmanns in Königsberg, namens Isaak Caspar, lautete über Hippel, wie folgt.

Hippel war gewiß kein eigentlich wohldenkender Mann, sondern ein kluger Egoist. Wenn das städtische Interesse mit seinem, d. h. dann auch mit dem königlichen Interesse in Kollision kam, so opferte er das erste jedesmal auf. Als erste Magistratsperson der Bürgerschaft hätte er nie von ihr sich trennen, nie sich in den Adelstand erheben lassen sollen. Ihm konnte nicht verborgen sein, daß er als Bürgerlicher ein festeres und größeres Vertrauen besitze, also auch mehr Gutes stiften könne. Er ließ sich also seinetwegen und zum Nachteile der Bürgerschaft adeln[2]).

Das Urteil von Kriminalrat Jensch in Königsberg über Hippel bringt Joh. Friedr. Abegg gelegentlich zweier Gesellschaften, in denen er sich mit jenem unterhielt, in Erfahrung und berichtet darüber mit diesen Worten.

Am 3. Juni lernte ich den Kriminalrat Jensch kennen. Man scherzte mit ihm, daß er als Junggesell die 12 Mädchen, welche die Königin empfangen sollen, begleite. Da nun der Kriminalrat Scheffner, Jensch und Hippel Hagestolze sind, sprach ich zu Jensch: Es ist auffallend, daß in Königsberg die einsichtsvollsten und feurigsten Lobredner des Ehestandes so wenige Proselyten gemacht haben und machen. Jensch verstand mich und sagte offenherzig: Es ist wahr, das Buch über die Ehe ist von alten Junggesellen verfaßt worden. Hippel war einer von ihnen und ich, der ich auch einiges dazu beigetragen habe. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihn an das Versprechen, das er Jacobi gegeben, zu erinnern. Er versprach mir, einen kleinen Aufsatz noch vor meiner Abreise fertig zu stellen.

Am 5. Juni war Joh. Friedr. Abegg Tischnachbar von Jensch, der nachstehende Bemerkungen über Hippel machte.

Hippel ist wirklich der Hauptverfasser der Schriften, die Borowski ihm zuschreibt und auch der Redakteur der Zusätze seiner Freunde gewesen. Wenn er ein Werk in der Arbeit hatte, so teilte er es mir und anderen mit. Wir machten

[1]) Vgl. Nekrolog a. a. O. S. 229.
[2]) Vgl. Nekrolog S. 270 f.

unsere Bemerkungen und Zusätze. Diese verarbeitete er selbst, gab sie uns noch einmal zur Revision und revidierte sie mehr als einmal. An dem Buche „Über die Ehe“ habe ich großen Anteil, nicht in betreff einzelner Stellen, sondern im ganzen und durch das ganze Buch (letzte Ausg.). Noch an einer anderen kleinen Schrift habe ich den stärksten Anteil, in dem ich die in die Strafgerechtigkeit einschlagenden Punkte bearbeitet habe. Hippel suchte seine Anonymität zu wahren, weil er in seinen Schriften manche Personen aus Königsberg gezeichnet hatte und außerdem der Ansicht war, daß kaum jemand glauben würde, ein Beamter wie er könne zugleich ein fruchtbarer Schriftsteller sein. Dabei liebte er sehr den Ruhm und wünschte, daß sein Name nach seinem Tode mit Ehren genannt werde. Über den Adel seiner Familie in früheren Zeiten besaß er Dokumente. Deshalb bewarb er sich um den Adel. Zuerst ließ er 6 Jahre vor seiner Standeserhöhung in Preußen seinen Adel durch Kaiser Joseph II erneuern. Die Verhandlungen darüber waren möglichst geheim.

Borowski[1]) weiß folgendes über Hippel zu berichten.

Ich kenne, sagt er, Hippel von der Schule her und habe ihn gleichsam bis an seinen Tod durch das Leben begleitet. Hauptsächlich auf sein Betreiben habe ich den Ruf an die Gemeinde meiner Kirche (in Königsberg) erhalten. Ich genoß fortdauernd seine Freundschaft und kenne ihn genau; aber ich kann über ihn nichts drucken lassen, was seinen Charakter betrifft, weil man mich hier, auch ohne daß ich mich nenne, erraten, mich mißverstehen und mir gram werden würde. Hippels Geist war, wie er, ganz unersättlich. Wie er mit diesem stets fortschritt, so hatte er nie stillstehende Momente, also waren auch seine Leidenschaften. Geiz, Wollust und Ehrsucht beherrschten ihn ganz und gar. Er hatte ein Herz, das der edelsten, heiligsten Gefühle fähig war. Er wußte und sah es mit großer Deutlichkeit, daß die Eitelkeit der Welt nichtig sei. Befand er sich in dieser erhöhten Stimmung, so wurde er in die lebhafteste Unruhe versetzt, wenn einem jungen Menschen, der in sein Zimmer trat, ein Blatt Papier aus der Tasche sah, weil dieser Umstand bei ihm die Gedanken wach rief: Vielleicht unterhält der Mann eine Korrespondenz mit Berlin, hat dort Verbindungen; muß ich ihn freundlich behandeln oder mit Zurückhaltung? Hippel war ein fleißiger Kirchengänger, liebte und besaß auch religiöse Gefühle und Gesinnungen. Den Tod hatte er stets vor Augen. Überall in seinem Hause bis in seine Schlafstätte stand ihm das Bild des Todes vor Augen. Und doch handelte er, als ob keine Zukunft wäre, und sein Herz ward immer von der Welt besiegt, trotzdem er über alle ihn umgebenden Menschen siegte. Nie war er mit seinem Zustande zufrieden. Oft hatte er in seinen jüngeren Jahren 1 Gr. (= 3 sächs. Pf.) am Tage, trotzdem erwarb er ein sehr großes Vermögen. Er hatte nie genug. Er war ein armer Kandidat, ein juristischer Kandidat ohne Konnexion, dennoch wurde er die erste Magistratsperson in unserer Stadt und hatte noch nicht genug Ehre. Er verteidigte die Ehe, heiratete aber wahrscheinlich aus Wollust nicht; denn er verschaffte sich, wie man besonders nach seinem Tode hörte, jede Art von Wollust. Einmal kam ich zu ihm und sah seine Augen aufgelaufen und rot, sein ganzes Gesicht in Tränen gebadet. Auf meine Frage, was ihm fehle, erwiderte er: Da sehen und lesen Sie! Auf dem Tische lag ein Bußlied, das Hippel eben vollendet hatte. Ich fragte: Aber, lieber Hippel, ist dies denn auch Ihr Ernst? Er entgegnete: Spricht mein Auge, meine Träne nicht? Trotz dieser bußfertigen Stimmung konnte Hippel nie seinen Vorsatz, sich zu bessern, zur Ausführung bringen. Daher war er niemals glücklich und äußerte oft, daß er wünsche, meinen ruhigen Gleichmut zu besitzen.

---

[1]) Ludw. Ernst v. Borowski (1740—1831), Verfasser von „Darstellung des Lebens und Charakters Imm. Kants“, Königsberg 1804.

Kriegsrat Scheffner (Königsberg) spricht sich so über Hippel aus.

Wenn jemand in meinem Herzen lesen könnte, so würde er auch vollkommen überzeugt sein, daß ich nichts über Hippel schreiben kann. Man tut wohl, daß man sich an seinen Kopf hält. Niemand war wohl vertrauter mit ihm als ich, und dennoch offenbarte er seine häßlich-persönlichen Angelegenheiten mir niemals, auch hörte er nicht darauf, wenn ich mit ihm davon sprechen wollte. „Dies ist unter unserer Freundschaft“[1]), sagte er dann. Geld lieh er niemand, besonders seinen Freunden nicht. „Bei Leibe! Freunde müssen sich kein Geld schuldig sein“[1]). Aber bei anderen Menschen fand er bald eine Tür, aus welcher er das Geld herausbringen konnte, wenn er es nötig hatte. Den Tod fürchtete er entsetzlich. Er hatte sein Bild überall vor sich, um sich mit diesem vertraut zu machen; aber dies gelang ihm nicht. Er starb nicht gern, sondern sträubte sich mit aller Entschiedenheit gegen den Tod. Schließlich starb er im Hasse gegen den Tod und den Menschen. Sein Haus war in der Tat eine Raritäten-Kammer. Alle Gegenstände hatten ihre Bedeutung, die von ihm aufgezeichnet worden war. Auch jeden interessanten Gedanken, jede Partie einer Gegend, die ihm gefiel, zeichnete er auf. Oft stand er vom Tische auf, um zu notieren, was aus den Unterredungen seinen Beifall fand. Daher sind in seinen Schriften so viele einzelne auffallende Gedanken. Wunderbar war es, wie [ihm] dies alles aus seinen Papieren, die er nicht mit Sorgfalt beschrieb, in der Stunde der Komposition zuströmte. Er schrieb nur dann, wenn er dazu recht aufgelegt war. Aber er verbesserte selbst zuviel und ließ andere zuviel verbessern. Daher kommt es, daß die 3. Auflage seines Buches „Über die Ehe“ besser ist als die 4. Die Örtlichkeiten, die in seinen Büchern beschrieben worden sind, entsprechen ganz der Natur. Sein Buch über die bürgerliche Verbesserung der Weiber verfaßte er in der Überzeugung, daß einige Frauen, die er hier als vorzüglich kennen gelernt, ganz durch ihre Natur dies geworden seien, sozusagen aufgeschossene Naturspargel wären. Als ich dies Buch, das er mir zur Verbesserung geschickt, durchgelesen hatte, mußte ich die darin niedergelegten Ansichten verurteilen. Mein Urteil machte ihn verdrießlich und veranlaßte ihn, das mir übersandte Exemplar zu entwenden[2]). Sein Buch über die Landstände ist vortrefflich. Aber während er die Landstände verteidigte, war er selbst der allergrößte Despot. Er haßte die Rezensenten mit Ingrimm. Eine abfällige Rezension konnte ihm vier Wochen die gute Laune verderben. Hippel ist im Hasse gegen seine Freunde, Scheffner und mich, gestorben.

Nach den Mitteilungen, die über Hippel aus dem Tagebuche und dessen Anhange vorgetragen worden sind, erscheint Schlichtegrolls Beurteilung[3]) zu milde. Eher dürfte folgende Charakteristik der Wahrheit entsprechen: Hippel ließ sich bei seiner rastlosen Tätigkeit, die er als Beamter und Schriftsteller entfaltete, von ungezügeltem Ehrgeize, unbegrenzter Habsucht und raffinierter Wollust leiten. Durch den ersten Charakterfehler unaufhörlich angetrieben, errang er die Stellung des ersten Beamten in Königsberg; der zweite brachte ihn in den Besitz eines großen Vermögens, durch das er in die Lage versetzt wurde, dem dritten ganz in der Stille zu frönen. Alle drei Charakterschwächen suchte er mit ungewöhnlichem Scharfsinne vor allen Menschen zu verheimlichen. Um dies Ziel mit möglichster

---

[1]) Vgl. Nekrolog a. a. O. S. 264.
[2]) Vgl. Nekrolog a. a. O. S. 346.
[3]) Vgl. Nekrolog S. 265.

Sicherheit zu erreichen, trug er streng kirchliche, ja tief religiöse Gesinnung offen zur Schau und machte sich dadurch zu einem frömmelnden Heuchler. Ohne Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele hatte er niemals einen wahren Freund, fühlte sich trotz seines Reichtums sehr unglücklich und starb infolge seiner geschlechtlichen Ausschweifungen frühzeitig unter den Qualen von Schuldbewußtsein und Todesangst.

Die Konzeption von Kleists ‚Verlobung in St. Domingo‘[1]).

Eine literarische Analyse.

Von Kurt Günther in Leipzig.

(Schluß.)

Die Formen der Novelle zeugen von einer künstlerischen Energie, wie sie damals auf dem Gebiete der Novellistik niemand gehabt hat und wie sie später ganz selten erreicht worden ist. Die Komposition ist musterhaft in ihrer schlichten Symmetrie, man kennt bei einem Rückblick klar die Gerüstlinien, wo sie zusammentreffen, und in den dimensionalen Verhältnissen der drei oder fünf Akte des Verlaufes herrscht Disziplin wie in der Rundung und ebenmäßigen Aufteilung des Stofflichen. Es ist hier nicht die Aufgabe eine ästhetische Analyse an sich zu geben, sondern aus Vergleichung mit den nahestehenden Novellen die richtige „Stellung“ der ‚Verlobung‘ klar zu machen. Es muß die Proportion zur ‚Marquise‘ in technischer Hinsicht hergestellt werden. Es müssen sich aber auch entscheidende und engere Beziehungen zu den voraufgegangenen Stücken ‚Findling‘, ‚Erdbeben‘ zeigen. Nicht eine Höhe, sondern ein Aufstieg ist die ‚Verlobung‘, muß sich wiederum zeigen. Denn die eben gerühmte Disziplin, um damit zu beginnen, ist in der ‚Verlobung‘ noch nicht so spielend und unauffällig, so vorhanden und versteckt zugleich wie in der ‚Marquise‘. War die Vortragstechnik im „Erdbeben“ noch ein wenig die des hingerissenen Erzählers, der gleichsam erst im Moment den Stoff bildete, so spürt man in der ‚Verlobung‘ die neu aufgestiegenen künstlerischen Prinzipien der dramatischen Gestaltung, deren Durchführung aber hier und da noch erzwungen scheint. Man spürt sie um so mehr, als sie nicht gleichmäßig in allen Teilen durchgesetzt sind. Die ersten Szenen sind durch nie sich wiederholende prinzipielle Strenge bühnenhafter Vorführung auffällig.

[1]) Vgl. oben S. 68 ff.

Die große Frage- und Antwortpartie, in der man die Vorgeschichte eingehender als je erfahren soll, hat in ihrer Willkürlichkeit und Absichtlichkeit in den Erzählungen nicht ihresgleichen. Nirgends hat Kleist, um über Hintergrund und Vorgeschichte gesprächsweise zu orientieren, eine Figur so bloßgestellt, wie es hier mit Gustav geschieht. Man vergleiche nur mit den großen, unverkürzten und restlos sinnfälligen Szenen aus den anderen Erzählungen! Um wie viel mehr charaktergestaltend und gefühlserfüllt in jedem Augenblick sind sie auch da, wo nachholende Technik vorwaltet! Z. B. die große Szene zwischen Kohlhaas und Herse (also Königsberger Zeit!): dort wird Aktion rekapituliert, nicht nur Vorgeschichte; der Dialog ist wechselseitiger und gespannter. Kohlhaas frägt alles bis ins Kleinste aus, weil sein Wille es unbedingt erfordert. Oder die großen Szenen der Konversation in der ‚Marquise' — wie gehören sie dem Augenblick und den Charakteren! und in wie feine Stücke ist das Nachzuholende gesprengt! Ebenso die großen Szenen des weiteren ‚Kohlhaas' und des ‚Zweikampfes'!

Unverkennbar anfängerhaft, verglichen mit später, ist diese erzwungene dramatische Exposition der ‚Verlobung' — dabei verbraucht der Künstler noch mit der schildernden Einleitung 2½ Seiten, viel mehr wie sonst und entgegen seinem Prinzip des raschen schlagfertigen Einsatzes. Ein Symptom mehr dafür, daß diese Novelle vor der ‚Marquise' in Königsberg, anzusetzen ist. Die Technik der Exposition halt ich für eine der ‚Erdbeben'-Exposition bewußt entgegengesetzte, mit der Kleist aber in eine Art Extrem verfiel. Im ‚Erdbeben' schiebt Kleist an sehr unrichtiger Stelle (nach „und wollte sich erhenken") in direktem Verfahren die Vorgeschichte, etwa anderthalb Seiten gedrängtester Erzählung, ein, um bei dem Moment des „Sicherhenkenwollens" wieder einzumünden. Vorher, im ‚Findling' verfuhr er viel weitläufiger, gab ein Vorspiel, schilderte Entwicklung über Jahre hinweg, fügte direkt und wieder zurückgehend die Vorgeschichte der Elvire an und verbrauchte ein Drittel des ganzen Umfanges, ohne zur Aktion gelangt zu sein. In der ‚Verlobung', wo Spiel und Gegenspiel, Vorder- und Hintergrund, mit bedeutend verstärkter Extensität entworfen ist, gibt er zunächst Schilderung für das Historische und einiges der Vorgeschichte der einen Gruppe auf den ersten beiden Seiten, dann aber zum ersten Male weitläufige dramatische Einführung, diese nun eben, wie betont, mit jenem bedenklichen Pedantismus, mit jener anfängerhaften Stück-für-Stück-Manier (unbekümmert um Wahrscheinlichkeit), die er im Drama längst überwunden hatte. Interessant ist wieder der Vergleich mit der ‚Marquise von O . . .', deren Einleitung und Exposition als ein bewußtes Ergebnis der bisherigen Erfahrungen erscheinen. Klar und zielbewußt wird

der Mittelpunkt der vorzuführenden Aktion an den Anfang gerückt, zur Freiheit für den Leser, zur Vertilgung aller plumperen Effekte rc., dann werden auf einer Viertelseite die Personalien der Hauptgruppe schildernd erledigt, der Dichter zieht sich sofort darnach gleichsam zurück, und die belebteste Szene setzt noch auf der ersten Seite ein. Vorgänge äußerer Art, fesselnde Bilder — Impressionismus — dramatische Einführung des Vertreters des Gegenspieles, schon Mitte der dritten Seite das entscheidende Ereignis, der Fall, klipp und klar. Genialer Gruppenwechsel. Geniale Verkürzung. Das Willkürliche des „Zustandekommens" vermieden. Massenszene. Vermieden zunächst das Erzwingen der Vorgeschichte des Grafen F... Die Sache scheint sich aufzulösen, infolge geschickter Retardation. Zeitverschiebung. Erst noch einmal Ruhepunkt und Schwebe. Dann noch Beginn einer erst viel später sich fortsetzenden Szenengruppe. Wieder Ruhepunkt. Dann erst „große Szene" von spielender Bewegung usf. Kurzum, ebenso wie im 'Erdbeben' in medias res, ebenso wie in der 'Verlobung' dramatische Einführung, ein Stück schildernde Exposition wie im 'Findling' — aber wie viel mehr! Welche Klarheit von vornherein! welche entschiedene Betonung des Problems und der Hauptperson! welche Beweglichkeit! welcher bezwingende Wechsel! welches spielende Vorwärts! nicht jener fast ängstliche Bedacht des „Bekanntmachens" wie in der 'Verlobung'. Konzentration mit spielenden Möglichkeiten und Entfernungen. Nicht dies pedantische Festhalten des Fadens, sondern beherrschtes in-Reserve-halten. Viel mehr Sicherheit dem Publikum gegenüber, das schon alles erfahren wird; unbekümmert, ob es auch wirklich im Bilde gleich ist und die Übersicht behält — Ibsens dramatische Expositionsgröße schon ganz und gar in der 'Marquise von O...'; nur gewollt, nicht gekonnt in der 'Verlobung'. Im 'Kohlhaas' ist der Einsatz ein Prolog von feinster knapper Prägung, im 'Fragment' zwar noch nicht ganz so unumstößlich vollendet, aber doch viel bewußter als in der 'Verlobung', ebenso die Verkündigung des Entscheidenden wie in der 'Marquise' und im 'Bettelweib', ebenso die Hauptperson von vornherein vorgestellt. Auch der „Fall" und der hurtige Einsatz von Bewegungen und wechselnder Szene — auch hier überlegene Kunst, in ihrer kernhaften Schlichtheit ebenso meisterhaft, der tragischen Materie entsprechend, als die geschmeidigere verwickelndere Art der 'Marquise von O...', ihrer komischen Grundstimmung entsprechend. — Die Konzentration des Zeitverlaufes und des Ortes, in der 'Verlobung' ganz notwendig die Forderungen des Stoffes, wie er einmal geschichtet ist, erfüllend, zeigt doch ebenfalls einen gewissen Pedantismus gegenüber den bedeutenden Bildern des 'Kohlhaas', den Sprüngen und veränderten neuen Situationen und tadellosen Ver-

kürzungen der ‚Marquise' oder auch dem Wechsel, der Bewegung und Bildhaftigkeit von ‚Cäcilie' und ‚Zweikampf'. Gesteigerte Bedürfnisse sind es, die Kleist da erfüllt. Die Konzentration des Zeitverlaufes in der ‚Verlobung' ist nach dem Muster des ‚Erdbebens' geschehen: einen Tag + eine Nacht + einen Tag bis zum Abend im ‚Erdbeben', eine Nacht + einen Tag + eine Nacht bis zum Morgen in der ‚Verlobung'. Die Übergänge des Lichtes, das Erdämmern und Abdämmern des Lichtes, der Mond, die schöne Nacht bilden Gemeinsames und wiederholen sich in dem sorgfältigen Ausdruck nicht in den anderen Erzählungen. Ja, in der Konzentration des Ortes, die Kleist zwar glänzend und bewußt durchgeführt hat, spürt man deutlich die Nähe des ‚Zerbrochenen Kruges' und der ‚Penthesilea' (also immer wieder Königsberg). Auch der ‚Findling' hat fast ganz diese (gewisse Stimmung erzeugende) Monotonie, die an sich ja nicht getadelt werden soll. Es liegt jedenfalls eine gemeinsame technische Stimmung nach dieser Richtung vor. Wie siegreich ist der Reiz des Wechsels im ‚Käthchen', im ‚Kohlhaas' (Dresden!), wo Kleist alle ästhetischen Reize auskostet. Oder man denke an den (Berliner) ‚Zweikampf', der um vier Seiten geringer an Umfang ist und wie viel erhöhteren szenischen Reichtum aufweist! Daß Kleist hier, in der ‚Verlobung', so bühnenmäßig verfährt, bedeutet für mich ein Experiment, das er vor der ‚Marquise' und den folgenden Erzählungen gemacht hat. Kleist geriet, bevor er die Höhe seines epischen Stiles erlangte — ich betone es wieder — in eine Art von Extrem der dramatischen Gestaltung. Die Reaktion und Wandlung scheint sich ja noch innerhalb der Novelle selbst zu vollziehen. Kurzum, auch hier ein Symptom des Königsberger Kunsttreibens. Die Gliederung des Verlaufes ist dreiteilig und ist der des ‚Erdbebens' nicht unähnlich, übrigens künstlerisch sehr fein und bedeutend. Wenn man die drei Teile des ‚Erdbeben' mit drei Sätzen einer Symphonie verglichen hat, so zerfällt die ‚Verlobung', die viel weniger musikalisch ist, eben in drei Akte. Hier wie dort im ersten Teil, ungefähr, Tiefstand der äußeren Situation: im zweiten Teil aufsteigende Linie, Rührung, frohe Erwartungen; im dritten Teil jäher Umschwung, der ja doch in der Luft lag, Untergang. In der ‚Verlobung' ist nun der zweite und dritte Akt durchflochten mit innern Konflikten, hat also die spannendsten Doppellinien. Nun, es kann hier nicht geschehen, die eignen Feinheiten der ‚Verlobung' ästhetisch zu würdigen, so weit sie genetisch nicht in Betracht für diese Untersuchung kommen, es wird an anderer Stelle auch noch ein Wort über die bedeutende Plastik des Einzelnen im Verlauf zu sagen sein. Die Proportionen des Umfanges der einzelnen Hauptteile sind:

Ouvertüre	$2^1/_2$	Seiten,
1. Akt	$17^1/_2$	Seiten,
2. Akt	$12^1/_4$	Seiten,
3. Akt	8	Seiten,
Ausklang	$1^1/_4$	Seite.

Das Prinzip der breiteren Basis vor dem „Fall" hat Kleist am ausgesprochensten im ‚Findling', in alter Technik, ausgeführt, dann eben in der ‚Verlobung'. Sonst ereignet sich immer sogleich der eigentliche „Fall". Die eben genannten Proportionen sind, rein formalistisch betrachtet, sehr günstige. Viel kunstvoller jedoch ist die Gliederung der ‚Marquise' und der folgenden größeren Erzählungen. Auch in der ‚Marquise' sind die Vorderteile ausgedehnter, entsprechend der Frische des Lesers. Doch wie viel belebter und ausgenützter sind sie! Der ‚Kohlhaas' jedoch zeigt gerade gegen Ende eine recht zerdehnte, den ermüdeten Leser ermüdende Gestalt. ‚Cäcilie' und ‚Zweikampf' setzen ungemein rasch ein, ohne Schilderung. Auch das mag erweisen, an welche Stelle die ‚Verlobung' gehört. Ich werde bei anderer Gelegenheit eingehend über die „Gestalten" der Kleistschen Novellen abzuhandeln haben, wie sie immer mehr linienhafter Abdruck seiner jeweiligen emotionalen Verfassung wurden, wie das ‚Bettelweib' z. B. ein Ring ist, der sich unentrinnbar verengert — der Spuk, den Kleist vom eigenen Schicksal spürte. Die Gestalt der ‚Verlobung' gehört nicht zu den Werken, die so innerlich erwachsen sind. Sie ist gebaut, mit feinem Kunstverstand gemacht, aber nicht aus so tiefem Zwang geboren und durch einen besonderen Punkt individualisiert. In ihren architektonischen Formen steckt zwar Bedacht und ein jugendhaftes Angreifen des Zukünftigen, nicht aber eine ausgesprochen tragische Stimmung. Bei der ‚Marquise von O . . .' dagegen lebt rein in den Formen Glücksgefühl, zuversichtliche Laune bei aller Gebundenheit, vergnügter Fatalismus. Von den Mängeln der Motivierung habe ich schon gesprochen. Es bliebe übrig auf der andern Seite die Feinheiten des indirekten dramatischen Verfahrens u. a. zu betonen; jedoch ist dabei schwer „Beweiskräftiges" herauszusuchen. Ganz einwandsfrei ist die Motivierung nicht in der ‚Marquise', im ‚Käthchen' oder ‚Kohlhaas'. Jedoch bin ich überzeugt, daß auch hier in der ‚Verlobung' die unterlegene Novelle ist, weil sie charakterologisch versagt. Es sind schwierige Exempel, wenn man über den Wert der einzelnen Fehler hier und dort streiten wird.

Die persönlichen Eingriffe in den Verlauf der Novelle, die „epische Regieführung", wie man bei Kleist zu sagen versucht ist, zeigt sich hier schon fast normiert, im Gegensatz zu ‚Findling' oder noch zum ‚Erdbeben'. Die Nuancen des Überganges dann von der ‚Verlobung' zur ‚Marquise' lassen sich schwer sehen, schwerer auseinandersetzen. Die feine Technik des ausgesparten Vergleiches, der isolierten leuchtenden

Metapher ist hier schon gekonnt: „so legte sich ein Gefühl der Unruhe wie ein Geier um sein Herz" — „die Gedanken wichen wie ein Heer schauerlicher Vögel von ihm". Doch damit ist also nichts Wesentlich-Unterscheidendes zu konstatieren.

Etwas soll der Erwägung hier doch anheimgestellt werden, nämlich die „heikle" Stelle, wie sie in der ‚Verlobung' und in der ‚Marquise' gegeben ist:

Verlobung S. 330 19 „Was weiter erfolgte, brauchen wir nicht zu melden, weil es jeder, der an diese Stelle kommt, von selbst liest."

Marquise S. 251 14 „wo sie auch völlig bewußtlos niedersank. „Hier — traf er, da bald darauf . . ." (und man weiß ja durch den Einleitungssatz, durch die Mitteilung der Annonce, worum es sich handelt!)

In der ‚Verlobung' scheint es mir so, wie es ausgedrückt ist, plumper zu sein als der Gedankenstrich, den ich auch nicht unbedingt schätze. In der ‚Verlobung' kommt es mir doch fast wie ein Wink mit dem Zaunpfahl vor. Im ‚Zweikampf' ist es dann weder vertrauliche Wendung an den Leser noch Gedankenstrich, sondern geschickt verkürzte Pantomime und gute Phrasierung.

„Nun weiß jedermann, daß im Jahre 1803 . . ." gehört offenbar vor den unglücklichen Krieg! denn was liegt alles zwischen 1803 und 1807 oder 1808 oder noch später! das die frische Kenntnis der Operationen des Generals Dessalines ausgelöscht haben muß! — In allen Punkten bedeutet die ‚Verlobung' keine „Erfüllung" der Kleistschen epischen Stilprinzipien. Überall läßt sich vielmehr noch jene Vorsicht oder schwerfälligere Gründlichkeit, jene „ängstliche Vollendung" wie Brentano einmal keck gesagt hat, jener Pedantismus — Kleist mit Kleist verglichen! — beobachten. So auch in den Details, im Minutiösen des Verlaufes. Die Technik der Zusammenziehung und Verkürzung beherrscht der Künstler noch nicht fest. Kurzum, die Leichtigkeit, das „Mozartsche", das die Formen der ‚Marquise' so entzückend macht, die Kontraste vom Hurtigen und Verlangsamten 2c. sind noch nicht voll und ganz da. Die Klarheit der Zeichnung im Einzelnen ist gewiß bedeutend, es ist aber auch kein großes Aufgebot der Massen oder von Öffentlichkeit zu bewältigen wie im ‚Kohlhaas', in der ‚Cäcilie', im ‚Zweikampf'! Nur bei Congo Hoangos unvermuteter Rückkehr, dann beim Überfall durch Strömli und seine Leute „gab es mehr zu tun", doch gefällt mir auch Manches der Zeichnung hier nicht, im Vergleich etwa zu der eminenten Tronkenburgüberfall-Szene, zu der unvergleichlichen Erstürmungsszene in der ‚Marquise' oder zur Domszene in der ‚Cäcilie'! Beim Eintreffen Congo Hoangos erscheint mir die Erzählung länger als der Zeitverlauf des Geschehnisses, was Kleisten sonst

nicht passiert ist. Kleist zieht die Linie wie im ‚Findling‘ zu weit vor und verliert durch Nachholen zu viel Zeit. Also:

S. 341 $_{15}$ f. „Und damit, ohne weiter ein Wort zu sagen, stieg er, im Gefolge aller seiner Neger, die Treppe hinauf, und begab sich in das Zimmer des Fremden.“

Man erwartet, nachdem man mit dem Alten fast schon ins Zimmer angelangt ist, jeden Augenblick seinen Eintritt, aber noch folgt zirka $^3/_4$ Seite — für Kleist viel Raum —, bis Tonis Angst geschildert ist und sie auf ihre List verfällt und diese ins Werk gesetzt hat. Erst dann tritt Toni aus dem Zimmer, dem Alten entgegen . . . Bei der Überfallszene ist die Erzählung ebenfalls länger als der Zeitverlauf der Aktion. Und wo kommt plötzlich und erst so spät Toni her, wenn Strömli die Haustür sofort verriegelt hatte? Kleist läßt sie, so theatralisch!, im höchsten Augenblicke der Not mit dem Knaben als Pfand eintreten; aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sie aber schon eher da sein müssen, sonst wäre sie eben nicht mehr in das verriegelte Haus hineingekommen! Und einen andern Eingang? wüßten doch ebenso die Neger! Wenn auch gesagt ist:

S. 346 $_{20}$ f. „Es gelang ihr, den Knaben — — — — — in das Hauptgebäude hinüberzutragen“ —

eindeutig klar ist der Vorgang nicht.

Im übrigen sei hier noch rasch bemerkt, daß, wenn man das ungeschickte Verhalten Gustavs aufs Konto der Charakterisierung setzt, der Verlauf, alles in allem, mit einfachen Mitteln (im Gegensatz zu dem ausgetüftelten ‚Findling‘) erreicht und weiter gebahnt ist. Das „unvermutete Eintreffen“ geschieht nicht unvorbereitet, nicht unorganisch. Den weggenommenen Brief läßt man sich gefallen; vielleicht weniger daraufhin das „schlechte Gedächtnis“ der Babekan. Und daß Congo Hoango um der Bastardknaben willen seine Rache unterdrückt, später Listen unversucht läßt, muß man hinnehmen, steht freilich mehr auf dem Papier als in lebhafter Empfindung.

Der sprachliche Stil dieser Novelle ist in der Tat zu loben. Er ist rein, geklärt, enthaltsam, sachlich, voll ausgeichneter Betonungen d. i. Wortstellungen, ohne gewagte oder gar überlastete Satzbauten. Es gilt hier nur die Linie von — zu — festzustellen. Es wird denen gegenüber nicht leicht sein, die den einfacheren Stil der ‚Verlobung dem (sagen wir einmal) gewagteren Stil der ‚Marquise‘ vorziehen, ja, die behauptet haben, daß das „Gekünstelte“ im Stil der ‚Marquise‘ und gewisser Partien des ‚Kohlhaas‘ und des ‚Bettelweibes‘ erst in der ‚Verlobung‘ überwunden sei. Überwunden ist, das wird man mir zugeben, in der ‚Verlobung‘ das Unsichere, Holperige des ‚Findling‘-Stiles, nicht mehr vorhanden auch das große naive Pathos des

‚Erdbeben'-Stiles. Aber es wird sich zeigen, daß von diesen beiden früheren Stilschichtungen, selbstverständlich, mancherlei noch herübergedrungen ist. Die Ouvertüre, rein stofflich den Schilderungspartien der ‚Findling'-Exposition nah verwandt — sie scheint mir sehr weit zurückzuliegen — die Ouvertüre hat stilistische Manieren des ‚Findling'. Und dann ebenso weiterhin der metaphorische Ausdruck und manches Verblümte des Ausdruckes, besonders die Diktion der Figuren, so paradox das insofern ist, als die Figuren des ‚Findling' kaum sprechen. Nicht eng ist die Berührung des ‚Erdbeben' Stiles mit dem ‚Verlobung'-Stil. Das Außergewöhnliche, der biblische Ton, den Kleist, dem außergewöhnlichen Stoffe entsprechend, in den Stil einfließen ließ — (dazu kam sozusagen ein Überschuß an dichterischer Kraft des Genesenen) — dies macht den Stil des ‚Erdbeben' zu einem ganz eigenartigen, naiven und hohen zugleich. Kleists durchdringender Kunstverstand mochte offenbar dies Stilexperiment nicht wiederholen. Dem harten Realismus der ‚Verlobung' gegenüber mußte der Ton zurückgeschraubt werden. So wird er einfach und klar, vom Typus: „Die Mutter bemerkte, indem sie nach der Wanduhr sah, daß es überdies nahe an Mitternacht sei, nahm ein Licht in die Hand, und forderte den Fremden auf, ihr zu folgen." Übrigens doch schon in der zweiten Hälfte des ‚Erdbeben' wird, entsprechend der Beruhigung des Verlaufes, der Stil weniger hochsteigend und klingt an den ‚Verlobung'-Stil an. Und manches vom metaphorischen Ausdruck ist beiden Stücken gemeinsam. Jedenfalls steht der Stil der ‚Verlobung' doch näher dem des ‚Kohlhaas'-Fragmentes und der ‚Marquise'. Aber schwer ist es nicht, trotzdem diese Stücke zeitlich ja doch gar nicht weit auseinanderrücken, die Übergänge im Stil zu kennzeichnen. Denn bedeutender in Kausal-konstruktivem ist der ‚Kohlhaas' und von erstarkter kernhafter Wortbildung; und die ‚Marquise' beweglicher und hurtiger und nuancenreicher im Satzbau und von unnachahmlich feiner Parodie im Ausdruck. Ich greife ein Satzgebilde aus der ‚Marquise von O . . .' heraus, das brillanteste dabei vermeidend:

S. 273 28 ‚„Man soll sogleich anspannen," sagte sie, indem sie in die übrigen [Gemächer] trat; setzte sich, matt bis in den Tod, auf einen Sessel nieder, zog ihre Kinder eilfertig an, und ließ die Sachen einpacken.'

Das Antithetische „matt bis in den Tod" und „eilfertig", dazu die asyndetische Anreihung, ferner der Beginn mit den hervorstürzenden Worten, bevor die Dame eingetreten ist — alles dies ist vortrefflich abgewogen; selbst das Komma hinter „an", und vor „und", das die Eilfertigkeit weiter vermittelt und eine Wirkung auslöst wie: war es denn noch etwas? nein! außer „und ließ die Sachen einpacken". Derartiges hat die ‚Verlobung' nur wenig. Das ‚Bettelweib' steht konstruktiv auf derselben Höhe wie ‚Marquise und ‚Kohlhaas'.

Cervantes ist im Tenor des Vortrages hier wenig mehr zu entdecken — auch namentlich in der Komposition, in dem konzentriert-dramatischen Aufbau, weniger denn je. Im 'Erdbeben', besonders am Anfang, waren noch Anklänge zu hören. Sie mußten sich ja trennen, Kleist, der nordische schweigsame Plastiker, von Cervantes, dem beweglichen Wanderer mit der unwiderstehlich plaudernden, unermüdlich pointierenden romanischen Erzählerkunst. Er, Cervantes, taucht nur in einzelnen Momenten, so am Schluß der 'Marquise' und anderswo, mehr im Motivlichen, wieder auf, und im Satzbau! nicht aber im Tone des Ganzen.

Französische Elemente sind zurückgedrängt. Die Partizipialkonstruktionen, die im 'Findling' wimmeln, sind auf ein richtiges deutsches Maß zurückgeführt; d. h. die participia praes. activi sind, dem pathetischen 'Erdbeben' gleich, beinahe ebenso häufig wie die part. perf.: pass. Die Proportion

'Erdbeben' 19 : 13
'Verlobung' 30 : 28

wiederholt sich später nicht.

Einige französische Infinitivstellungen im Nebensatze wie S. 323_{31}, 324_{26-8}, S. 332_{27}, S. 352_{20} sind auch in andern Stücken vorhanden. Zum spürbaren Teil finden sich aber Anklänge an Aug. Lafontaine vor, die ja am deutlichsten dem 'Findling' anhaften. Man möge sich darüber nicht erregen, wenn Kleist von diesem jämmerlichen Lafontaine berührt sein soll. In der Tat kann man sich kaum einen größeren Gegensatz denken als eine moralische Erzählung Lafontaines und etwa den 'Kohlhaas'. Kleist hat den Vielschreiber schon im 'Findling' innerlich überwunden. Und doch weiß man eben noch, daß Kleist ihn gelesen hat. Schließlich ist die Technik A. Lafontaines keineswegs das Schlechteste an ihm. Er hat kein Tempo, aber er wirkt fix; er ist schwatzhaft und monoton, aber der einzelne Satz hat eine gewisse Straffheit, kann schlagend wirken, oder kann „simpel" wirken, wie Kleist ja die Lafontainesche Erzählung lobend nennt. Der Vielgelesene ist stilistisch eigentlich kein Pedant, weil er nämlich ganz und gar nicht Wortkünstler ist. Er kokettiert zum Teil glücklich mit einer gewissen Schneidigkeit der Rede. Und er weiß, wie er den Leser vorwärts bringt, schon durch das Format seiner Seiten. Wo er nicht süße und superlativische Metaphern sich auf der Zunge zergehen läßt, kann er zuweilen mit einem rationalistischen Verzicht auf „Schmuck der Rede" u. a. wirken, vermag er gewisse Phrasen auf eine „großartige" Weise hinzuwerfen — kurzum, so bedenklich auch im Grunde genommen seine Technik ist, im Stil ist er oft weniger phrasenhaft als im Inhaltlichen. Gewirkt hat er, neben den gigantisch-krausen, endlosen, schwerzuerfassenden Produkten der Romantiker und Jean Pauls

beträchtlich. Und seine Figuren, so lächerlich sie über einen Leisten geschlagen sind, führen doch sozusagen ein gewisses sichtbares Scheinleben. Sie sind gut oder böse und ihr Schöpfer ist gerecht und streng sittlich, sie scheinen Temperament zu haben, sie sind empfindsam plus rationalistisch, sie haben Rousseau gelesen und die französische Revolution erlebt, was Vielen der damaligen Zeit als das „Natürliche“, „Simple“ vorgekommen sein mag. Auf alle Fälle: er war in Mode, besonders in Preußen, er war eine greifbare, kapable, „vernünftige“ Lektüre von schätzenswertem Format, er wurde gelesen und gelesen — er wurde auch von Kleist gelesen, der, wie so manches langsam reifende Genie, mit richtigem Urteil gegen das ganz Große begabt, außerordentlich gutgläubig gegen so Einen sich verhielt. Kleist fing ja nicht mit siebzehn Jahren als Literat mit hochgehenden Prätensionen an, sondern zaghaft. Später hat Kleist einmal gesagt: „Es gehört mehr Genie dazu ein mittelmäßiges Kunstwerk zu würdigen, als ein vortreffliches.“ Kleist wird seine Überlegenheit bald gefühlt haben, aber, bevor er anfing, wird ihm das schriftstellerische Unternehmen an sich schon ein wenig imponiert haben. Er wird sich technisch an ihm gemessen haben, und unwillkürlich ist er doch voll Reminiszenzen an Lafontaine gewesen. Er überwand das Inhaltliche sofort, aber der Anstrich hat doch abgefärbt. Der Unterschied ist stets, daß die und die Wendung, der und der Zug bei Kleist echt ist, bei Lafontaine Talmi. Aber das Äußere ist doch da. Die ähnlich klingenden Epitheta und Metaphern, etwa im ‚Findling‘, sind glühend und belebt, während sie bei Lafontaine papieren sind. Die glänzendste Überwindung all dieser Lafontaine und Iffland und Kotzebue, denen selbst Goethe das Wort geredet, in deren Manier auch Schiller gearbeitet hatte, ist für mich die ‚Marquise von O . . .‘, diese sprühend launige, positive Überwindung (positiv im Gegensatz etwa zu A. W. Schlegels „Ehrenpforte“ u. a.). Gleichzeitig bedeutet die ‚Marquise‘ eben auch die Überwindung des Lafontainesken innerhalb seines Stiles. Dieses Lafontaineske, greifbar im ‚Findling‘, ist in der humorlosen realistischen ‚Verlobung‘ spürbar in Folgendem:

Die Epitheta, besonders der Einleitung, sind noch nicht so treffsicher und ausgespart oder bewußt hingesetzt wie später. Sie erinnern an die des ‚Findling‘ und ‚Erdbeben‘ und an die moralische Erzählung, so:

> ein fürchterlicher alter Neger,
> unendlich, beträchlich, ansehnlich,
> dieses grimmigen Menschen,
> unbesonnenen Schritte,
> in seiner unmenschlichen Rachsucht,
> zu dieser gräßlichen List,
> (das Los der Armen),
> an diesem grimmigen Kriege.

Dies aus der Einleitung. Und weiterhin etwa:

ehrwürdiger alter Greis,
kalte und gräßliche Verräterei,
die treuste Seele unter der Sonne,
die ungeduldigen Blutmenschen,
einen alten ehrwürdigen Vater,
in unendlichen Ergießungen,
sanft (den Arm um Tonis Leib),[1]
wildeste Verzweiflung,
heißer Bitterkeit,
seine rüstigen Söhne,
drei wackere Diener,
unbegreiflich gräßlichen Mörder,
schändlicher Weise,
mit einem unbeschreiblichen Blick,
ihre schöne Seele,
des Ärmsten Schädel,
diese neue Schreckenstat, der mutwilligen Gewalt der Neger.

Hyperbolisch sind solche Epitheta, glutvoll scheinen sie und sind sie auch bei Kleist und stehen doch weit unter den Anschauung-, Stimmung-, Charaktergebenden oder auch nur ornamentalen Epitheta großer Kunst, Kleists späterer Kunst. Im Gegensatz hierzu sind die vielen, gehäuften superlativischen Epitheta in der ‚Marquise‘ von gewollt komischer Wirkung, geben die Sprechweise einer bestimmten Gesellschaftssphäre wieder, erwecken den Eindruck von Bewußtheit und bestimmter, sehr gerechtfertigter Mache. Aber arg übertrieben ist in den genannten Epitheta die ‚Verlobung‘ durchaus nicht. Welcher Unterschied jedenfalls zu später! zu den ‚Kohlhaas‘-Epitheta: mit einem grämlichen Gesicht, über seinen weitläufigen Leib, sprechende Blicke, von filzigen Geldraffern, auf sein kupfernes Antlitz, dürre abgehärmte Mähren, die mißvergnügten Räte u. a. m. oder ‚Caecilie‘: auf schlanken, vielfach verschlungenen Gerüsten u. a. m. oder ‚Zweikampf‘: den feierlichen Mann. So ergibt sich, daß auch in diesem Punkte kaum von einer Höhe schon hinsichtlich der ‚Verlobung‘ gesprochen werden kann! Dasselbe wie eben von den Epitheta muß für den metaphorischen Ausdruck gelten, der sich von der kraftgeborenen naiven Fülle des ‚Erdbeben‘ wieder entfernt, dem ‚Findling‘ näher steht und Lafontainesk klingen kann, hier und da jedoch schon die sparsame spätere Bildung, ernst und groß, verrät. Unterschied zum metaphorischen Ausdruck der ‚Marquise‘, in dem wieder, auf eine glänzende Weise, Jargon der adligen Offiziersfamilie hervorgebracht ist oder

[1] „wild“ und „sanft“ sind besonders häufig bei Lafontaine:
„mit wilden Blicken“ „in wilder Höllenangst“
„sanfte Reue“
„mit wildem Zorne im Blicke“ ꝛc.

(anders gesagt) die Stimmung der Sphäre liegt, ist aber noch vorhanden. Ebenso zum ‚Kohlhaas‘: wie viel größer und eigener wirkt dort der metaphorische Ausdruck! In der ‚Verlobung‘ dagegen ist die Stimmung der Sphäre nicht im metaphorischen Ausdruck, vielmehr ist im metaphorischen Ausdruck, wie schon angedeutet, unfreiwilligerweise die Stimmung der bürgerlichen moralischen Erzählung des 18. Jahrhunderts. Ich zitiere:

S. $321_{31.2}$ unter vielfachen[1]) Küssen, die von den Lippen des Fremden auf ihre knöcherne Hand niederregneten;
S. 322_{25} indem er den Arm sanft um ihren Leib schlug;
S. 327_{6} ein Zug von ausnehmender Anmut spielte um ihre Lippen;
S. 327_{18} indem sie ihre großen schwarzen Augen in lieblicher Verschämtheit zur Erde schlug[2]);
S. 328_{9} unter einem überaus reizenden Erröten, das über ihr verbranntes Gesicht aufloderte[2]);
S. 330_{4} mit einem Blick, der mir unauslöschlich in die Seele geprägt;
S. 330_{16} so übernahm sie, von manchen Seiten geweckt, ein menschliches Gefühl;
S. 330_{18} mischte ihre Tränen mit den seinigen[3]);
S. 330_{31} in Tränen zerfloß;[4])
S. 331_{7} da ihre Tränen in unendlichen Ergießungen auf das Bettkissen niederflossen;
S. 331_{10} Er schwor ihr, daß die Liebe für sie nie aus seinem Herzen weichen würde, und daß nur, im Taumel wunderbar verwirrter Sinne, eine Mischung von Begierde und Angst, die sie ihm eingeflößt, ihn zu einer solchen Tat habe verführen können;
S. 337_{20} Sie unterdrückte die Angst[5]), die alle diese lügenhaften Anstalten in ihr erweckten;
S. $339_{27\,f.}$ Sie flehte den Erlöser, ihren göttlichen Sohn, in einem Gebet voll unendlicher Inbrunst, um Mut und Standhaftigkeit an, dem Jüngling, dem sie sich zu eigen gegeben, das Geständnis der Verbrechen, die ihren jungen Busen beschwerten, abzulegen;
S. 340_{20} überdeckte seine teure Hand mit Küssen;

[1]) dies adjectivisch auch oft bei Lafontaine:
„von ihren vielfachen Empfindungen überwältigt“;
vgl. dazu wieder Kohlhaas: „ganz überwältigt von Gefühlen“.

[2]) Lafontaine: „mit niedergeschlagenen Augen“.
„flog eine hohe Röthe auf ihr Gesicht: ihre Augen funkelten, ihre Arme zitterten“

[3]) Lafontaine: „und ihre Tränen vermischten sich mit den seinigen“

[4]) Lafontaine: „Und seine Tränen flossen häufig“;
„bei dem ihm Tränen über die Wangen flossen“;
„die Tränen flossen mir stromweise über die Wangen“;
„nach einem Strom von Tränen“;
„vergoß einen Strom von Tränen“;
„nur die Ströme von Tränen, die aus ihren Augen rollten und sich auf ihren Wangen mischten“;
„Auch er benetzte das Kopfkissen mit heißen Tränen“.

[5]) Lafontaine: „Miene, hinter der sie die Unruhe in ihrer Brust verbergen wollte.

S. 340 $_{14}$ zu wiederholten Malen, von seinen glühenden, zitternden Lippen das geflüsterte Wort: Toni! Wehmut, die nicht zu beschreiben ist[1]), ergriff sie; sie konnte sich nicht entschließen, ihn aus den Himmeln lieblicher Einbildung in die Tiefe einer gemeinen und elenden Wirklichkeit herabzureißen;
S. 344 $_{17}$ es mischte sich ein Gefühl heißer Bitterkeit in ihre Liebe;
S. 350 $_{26}$ f. und die Wut, die diese Tat veranlaßt hatte, machte, auf natürliche Weise, einem Gefühl gemeinen Mitleidens Platz;
S. 351 $_{17}$ mit jammervoll zerrissenem Herzen[2]);
S. 351 $_{19}$ Und damit hauchte sie ihre schöne Seele aus;
S. 351 $_{29}$ sie war von dem Blei ganz durchbohrt, und ihre Seele schon zu besseren Sternen entflohen;
S. 352 $_{29}$ senkte man sie unter stillen Gebeten in die Wohnungen des ewigen Friedens ein[3]).

Diese Reste von Empfindsamkeit und jugendhafter Ergriffenheit im landläufigen Ausdruck, die hier gewiß nicht mehr gehäuft vorhanden sind und innerhalb der sachlichen Prävalenz nicht störend auffällig sind, finden sich in der ‚Marquise' weiter vermindert vor, sind, wie mehrfach betont, in unübertrefflich leiser Parodie verwandt; sind gering geworden gegenüber dem bedeutenden großen Ausdruck etwa jenes innerlichen Intermezzos (S. 274 $_{8}$—275 $_{26}$) der ‚Marquise' oder anderer Stellen des ‚Kohlhaas', ‚Betlelweibes', ‚Zweikampfes', der ‚Caecilie'. — Was gelegentlich einer Untersuchung über den ‚Findling' gesagt worden ist, nämlich daß Kleist im Ausdruck des Physiognomischen wenig selbständig ist, vielmehr mit der Diktion der moralischen Erzählung (auch dies läßt sich vielleicht am richtigsten als Lafontainesk bezeichnen) sich behilft, trifft wieder für die ‚Verlobung' zu. Ein großer Fortschritt zeigt sich auch zwar später in dieser Hinsicht nicht; aber die Häufung des Stereotypen hat sich gemindert. Man erlaube mir hier einiges noch rasch und ohne Beleg bis ins einzelne zu schichten:

S. 317 $_{17}$ mit einem Ausdruck von Unwillen;
S. 322 $_{31}$ der bei diesen Worten rot geworden war[4]);
S. 325 $_{22}$ mit dem Ausdruck wilder und kalter Wut;
S. 325 $_{32}$ mit einem leidenschaftlichen Ausdruck;
S. 327 $_{6}$ ein Zug von ausnehmender Anmut spielte um ihre Lippen;
S. 328 $_{9}$ unter einem überaus reizenden Erröten, das über ihr verbranntes Gesicht aufloderte;
S. 328 $_{24}$ gedankenvoll und träumerisch;
S. 330 $_{11}$ „wo ich aus einer Ohnmacht in die andre fiel";

[1]) Vgl. ‚Findling' S. 367 $_{9}$;
Lafontaine: „die sich nicht beschreiben lassen", „in einer unbeschreiblichen Angst" und oft so!
Lafontaine: „Ich versank aufs neue in den Abgrund des Elends".
[2]) Lafontaine: „mit zerrissenem Herzen".
[3]) ‚Findling' S. 375 $_{30}$.
[4]) Vgl. Lafontaine: „mit allen Zeichen einer innern heftigen Bewegung".

S. 332_{20} indem die Röte des Unwillens ihr Gesicht überflog;
S. 333_{5} während sie den sonderbaren Ausdruck des Mädchens betrachtete;
S. 333_{23} mit einem plötzlichen Ausdruck von Nachgiebigkeit;
S. 334_{26} Toni, welche ihren Sinnen nicht traute, starrte, von Entsetzen ergriffen, die Mutter an[1]);
S. 334_{33} doch Toni, deren Brust flog[2]);
S. 334_{34} das Auge zu Boden geschlagen;
S. 335_{18} mit einem Ausdruck von Unruhe[3]);
S. 340_{14} von seinen glühenden, zitternden Lippen;
S. 342_{19} mit dem Ausdruck des Erstaunens;
S. 342_{23} der bei dem sich ihm darbietenden Anblick erstarrte[4]);
S. 344_{15} die Blicke voll Verachtung, die der Fremde von seinem Bette aus auf sie geworfen hatte;
S. 349_{23} mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Gram;
S. 349_{31} Gustav wechselte bei diesem Anblick die Farbe;
S. 350_{34} mit einem unbeschreiblichen Blick;
S. 351_{17} und sah ihr mit jammervoll zerrissenem Herzen ins Gesicht.

Weitere Beispiele, die Euphuismus und Gefühlswelt des 18. Jahrhunderts enthalten, seien genannt:

S. 320_{12} „Jedes Stück Brod, jeden Labetrunk, den wir aus Menschlichkeit einem oder dem andern — — gewähren“;
S. 330_{16} so übernahm sie, von manchen Seiten geweckt, ein menschliches Gefühl;
S. $350_{26\cdot7\cdot8}$ und die Wut, die diese Tat veranlaßt hatte, machte, auf natürliche Weise, einem Gefühl gemeinen Mitleidens Platz;
S. 329_{12} „Ach, es war die treuste Seele unter der Sonne; und die schrecklichen und rührenden Umstände, unter denen ich sie verlor, werden mir, wenn ich dich ansehe, so gegenwärtig, daß ich mich vor Wehmut der Tränen nicht enthalten kann ...“ u. a.

Und auch im Pathos des Dialoges, hier besonders der ersten Hälfte, ist Ähnliches herauszuhören (18. Jahrhundert), und jene Steifheit wieder, die in den wenigen Dialog-Worten des ‚Findling‘ vorhanden ist. Wieviel beweglicher, lebendiger, natürlicher, wechselreicher ist der Dialog der ‚Marquise‘! Unmöglich auch hier, daß die ‚Verlobung‘ nach der ‚Marquise‘ gearbeitet ist. Denn man empfindet keinerlei künstlerische Absicht in dem Pedantismus und dem Pathos und dem Puppentheaterhaften des Dialoges der ‚Verlobung‘, sondern Mangel an Routine. Man könnte sich darnach sogar denken, daß die erste Hälfte womöglich noch vor die Ausarbeitung des ‚Erdbeben‘ gehöre. Jedenfalls sind alle technischen Künste der direkten und

---

1) Lafontaine: „sah sie mich starr an“
2) Lafontaine: „ihre Brust flog höher als je in ihrem Leben“ „meine Brust hebt sich fürchterlich hoch“
3) auch Kleist wieder im Erdbeben und Marquise: „mit heftig arbeitender Brust“
4) der Zustand der „Starrheit“ oft bei Lafontaine: „zuletzt aber sah sie mich starr an“

indirekten Rede, Retardationen, Durcheinander, Überraschen, Drängen, Stocken, Einsilbigkeit, Gespanntheit, Auffangen und Weiterspielen der Worte und was nicht alles noch, so souverän in der ‚Marquise von O . . .‘ angewandt, daß die ‚Verlobung‘ weit zurücktritt! Eine so köstliche Stelle wie ‚Marquise‘ S. 256 $_{5f.}$ „Nachdem die Scene unbegreiflicher Verwunderung vorüber war, und der Graf, auf die Anschuldigung der Eltern, daß er ja tot sei, versichert hatte, daß er lebe; wandte er sich, mit vieler Rührung im Gesicht, zur Tochter, und seine erste Frage war gleich, wie sie sich befinde?“ — Wo findet sich in der ‚Verlobung‘ eine Stelle von so entzückender Formung! Wie ist das Komische einer solch überraschenden Wiedersehensscene, die Verlegenheit des Grafen und die phrase pour parler da gestaltet! Wie bewußt ist der Obristin später mit einem Male die direkte Rede zugeteilt! Und alles Andere ist mit gesteigertem Kunstverstand herausgebracht, die feinsten Effekte, die nur einzeln, nach Art von A. Fries, nicht umständlich genug genossen werden können! Die Kluft zwischen beiden Erzählungen hinsichtlich des Dialoges ist spürbar genug, wenn auch in der ‚Verlobung‘ der „Aufstieg“ selbstverständlich an mancher Stelle zu erkennen ist. Oder man vergleiche mit dem Dialog des späteren (Dresdener oder Berliner) ‚Kohlhaas‘! mit der Scene des Abdeckers von Döbbeln u. a.! mit der Kerkerszene des ‚Zweikampfes‘! Die ‚Caecilie‘, als Legende, ist bewußt epischer auch im Erzählen innerhalb der Erzählung gehalten. —

Der Satzbau Kleists sei gekünstelt, hört man sagen, sei unruhig und überladen u. a. Die ‚Verlobung in St. Domingo‘ bilde hier eine löbliche Ausnahme. Darum bilde sie einen Höhepunkt. In der Tat ist der Satzbau einfacher, weniger „riskant“ wie in den späteren Stücken. Riskant in dem Sinne, als Anstoß bei primitiveren Augen und Ohren unvermeidlich war, die nicht gereizt sein wollten. Es gab damals eine Schar von träge Genießenden, die nur auf das Ebenmaß, die Eurhythmie des Goetheschen Satzbaus eingestellt waren und das charakteristische Stilprinzip Kleists als „gekünstelt“ ansahen. Die Erkenntnis von Kleists einzigartiger Begabung die Bewegungen des darzustellenden Vorganges dem Satzbau einzudrücken, Hast, Verzögerung, Langsamkeit, Ruhe, Pause, Zusammenschlag, Steigerung, Gipfelung, Abstieg, Durcheinander, Nebeneinander, Überraschung u. a. motorisch zu suggerieren — diese Erkenntnis wird aber immer weitere Kreise ziehen, und solche homerische Reize werden frisch und unvergänglich sein. Sätze wie Marquise S. 250 $_{20}$:

„Die Obristin, indem sie der Tochter, die mit den Kindern die Treppe hinabfloh, nacheilte, rief, daß man zusammenbleiben möchte; doch eine Granate, die, eben in diesem Augenblicke, in dem Hause zerplatzte, vollendete die gänzliche Verwirrung in demselben“,

Sätze, wie die des Tronkenburg-Überfalles, wie Bettelweib S. 356 $_{29-34}$:

„Bei diesem Anblick stürzt die Marquise, mit sträubenden Haaren, aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen: „wer da?" ruft, und, da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich, nach der Stadt abzufahren" —

solche selten geprägte Kühnheiten hat die ‚Verlobung' nicht. Und wenn in ‚Caecilie' und ‚Zweikampf' der große Stil an einigen Stellen, z. B. ‚Zweikampf' S. 391$_{17}$—392$_{6}$ in der Tat ans Barocke grenzt, so ist das doch mindestens ein Beweis, daß Kleist von dem großen Stil niemals ablassen wollte, daß ihm nur die Muße zuletzt fehlte, ihn weiter auszubauen. Wahrhaftig, auch der Berliner ‚Kohlhaas' zeigt — ich kann aus Platzmangel nicht zitieren —, wie energisch Kleist an dem großen Stil festhielt, wie er ihn nicht mehr herabmäßigen konnte zum Stil der ‚Verlobung', nachdem er die eminenten Reize der Satzkonstruktion in der ‚Marquise' genossen und ausgekostet. Gut übersehbare, einfache Sätze sind hier der Typus, zwei, drei Hauptsätze nebeneinander, durchbrochen noch von einem Nebensatze, der am häufigsten temporal, sehr häufig mit „indem" angeordnet ist. Kleist gebraucht hier „indem" ebenso wie „Und damit", das namentlich S. 315—318 aufgesprossen ist, mit einer Art frischen Unermüdlichkeit — 65mal auf 40$^{1}/_{3}$ Seiten. Man stößt sich gleichsam öfters daran. Die ‚Marquise' hat „indem" nur 50mal auf 46 Seiten, in der ‚Caecilie' kommt es gar nur 7mal auf 14 Seiten, im ‚Bettelweib' keinmal vor: d. h. die Neigung zu dieser Konjunktion nimmt ab, während sie im ‚Findling' (6mal auf 18$^{1}/_{2}$ Seiten) und im ‚Erdbeben' (7mal auf 17 Seiten) noch keine Rolle spielte. Die asyndetische und polysyndetische Verbindung steht hier noch durchaus nicht auf der Höhe. Wie reizvoll später! Die Häufung abhängiger Sätze, etwa mit „daß", am weitgehendsten im ‚Erdbeben', findet sich auch hier (S. 324$_{10\,f.}$ „wie —"), aber weniger mit der Wirkung der Hast, als noch in kürzendem summarischen Verfahren. Dagegen ‚Marquise' S. 256$_{32}$—257$_{19}$ dieses Herausgepulvertwerden, diese Eile und Ungeduld, dieser „Anlauf" und „heftige, auf einen Punkt hintreibende Wille"! Sätze, holperig durch Appositionen, Sätze von unnötiger Überladenheit, deren Anordnung wenig vom Vorgange bedingt ist, erinnern noch an den ‚Findling', so S. 315$_{12\,f.}$, 316$_{29\,f.}$, während an anderen Stellen durch weitere Spannung des Satzes wirklich die Spannung des Vorganges erzielt ist. Die spätere Art, den Satz in zwei wuchtige Hälften zu teilen, voll Geschehnis die erste, resultierend die zweite, ist hier noch nicht entscheidend vorhanden, allerdings auch nicht hervorragend in der ‚Marquise'. Das Temporale wiegt dort vor. Die feste, eherne konsekutive Satzklammer „dergestalt, daß" taucht allerdings schon zweimal in der ‚Verlobung' auf (S. 319$_{7}$ neben einer

vom späteren Gebrauch abweichenden Interpunktion), während in der ,Marquise' „dergestalt, daß" nicht vorkommt: ein Umstand, der gegen meine Datierungsbehauptung sprechen kann. ,Erdbeben' S. 295_{15} hat „dergestalt, daß" in wieder anderer Verwendung. ,Findling' weist „dergestalt, daß" keinmal auf. Auch der Königsberger ,Kohlhaas' keinmal. Im Dresdener ,Kohlhaas' setzt es gleich häufig ein. ,Bettelweib' hat es dreimal, ,Kohlhaas' von Dresden ab 27mal, ,Caecilie' 6mal, ,Zweikampf' gegen 10mal. Wie gesagt, in der ,Verlobung' ist die temporale Ordnung die vorherrschende, auch in der ,Marquise', die aber hierin wenigstens wechselvoller ist. „Worauf" als Satzachse ist in der ,Verlobung' öfters anzutreffen, nicht aber kühn einen neuen Satz beginnend wie in der ,Marquise'. Man vergleiche überhaupt die Satzanfänge! Etwas wie „Und hob, mit dem ganzen Stolz der Unschuld gerüstet, ihre Kinder auf . . ." (Marquise S. $274_{4\,f}$), wodurch ein Sichaufrichten, eine feste stolze Verknüpfung mit den vorhergehenden stolzen Worten erzielt ist, hat die ,Verlobung' noch nicht. Wie durchdrungen von Kausalität, wie ineinander bedingt sind, neben dem Temporalen, die Sätze im Dresdener ,Kohlhaas' und später; zuweilen, wie man getadelt hat, allzu beschwert, allzu logisch belastet. — Es ist hier davon abzusehen, die feinen Betonungen, Verschränkungen, die kunstvoll verwandten stichomythischen Sätze (S. 316), die Ruhe und lauschende Ergriffenheit der Sätze (S. 340) u. a. eingehender zu analysieren. Diese Reize hat die ,Verlobung' eben mit den folgenden Stücken, ja auch mit den vorhergehenden gemeinsam, sie sind nicht „beweiskräftig" für mich in diesem Falle, nur bewundernswert.

Einen Blick noch auf die bevorzugten Wörter, d. h. eher auf diejenigen, die erst später auftauchen: „Gleichwohl", „in der Tat", „und wollte —" „in (eben) diesem „Augenblicke", „lebhaft", „gemäß", „dergestalt, daß", „Umstände", „auf eine — Weise" — Wörter und Wendungen, die erst von Dresden an formelhaft vorhanden sind und — wenn man will — an Manier streifen, aber nicht hier. Neue, eigenartige Wortbildungen besitzt die ,Verlobung' nicht, wohl aber die ,Marquise'. An Vergleichen ist die ,Marquise' reicher. Welche neue Formen der Strom des epischen Stiles Kleists an sich bringt, konnte ja nur angedeutet werden; ebenso, daß auch der Stil der ,Verlobung' nicht in die Linie paßt, die von der Marquise ab über mittlere Teile des ,Kohlhaas' zum ,Bettelweib' und den andern sich zieht. Eine Entwicklung des Kleistschen Stiles, des dramatischen und epischen in Wechselwirkung, existiert noch nicht in wissenschaftlicher Darstellung. Man hat bisher nur geschichtet und sortiert, aber leider nicht in genetischer Methode. Darum konnte hier nur angedeutet werden; denn die Nuancen des Überganges und Fortschrittes sind außerordentlich feine und schwer zu fassende. Noch schwerer darzu-

stellende. Die acht Erzählungen gleichen sich stilistisch ja auf den ersten Blick außergewöhnlich — das wird man zugeben müssen. Aber es wird der Forschung mit allen ihren „Gesichtspunkten" noch gelingen, die Genesis in allen „Punkten" klarzulegen.

Gelegentlich meiner ‚Findling'-Untersuchung habe ich erwähnt, daß noch in der ‚Verlobung' ältere grammatische Formen wie:

S. 327_{5} niederknieete,
S. 330_{21} gesammket,
S. 333_{2} herkömmt,
S. 333_{25} zurückkömmt,
S. 343_{24} liebkosete,

vorkommen, Formen, die im ‚Findling' noch vorhanden sind, später fehlen, wenn nicht bewußt antiquiert im ‚Kohlhaas' hingesetzt sind. Dazu kommt Unentschiedenheit in der Bildung des Genetivs „der Negern"; ferner Verkehrtheiten wie:

S. $324_{6\cdot7}$ unter dem Schutze zweier jungen Vettern,
S. 318_{25} mit Hülfe zweier elenden Maulesel,
S. 339_{3} mehrerer ähnlichen Vorfälle wegen.

Von den jugendhaften Manieren Kleists sei noch auf die lakonistische, den gräßlichen Tod mit trockenen, kurzen Worten deutlich und schauerlich zum Anblick zu bringen, aufmerksam gemacht. ‚Findling', ‚Erdbeben', ‚Verlobung' haben sie gemeinsam. Ich zitiere nur ‚Verlobung', S. 352_{2-4}: „aber des Ärmsten Schädel war ganz zerschmettert, und hing, da er sich das Pistol in den Mund gesetzt hatte, zum Teil an den Wänden umher".

Und einige technische Maßnahmen möchte ich nicht unerwähnt lassen, weil sie die ‚Verlobung' noch enger mit den vorausgehenden Stücken zusammenbringen, ja, weil die Art und Weise, wie sie gerade in der ‚Verlobung' eingearbeitet sind, jene frische, blanke, jugendhafte Stimmung trägt. So die Technik des Zukunftsbildes, als Kontrastwirkung zum schauerlichen Untergang: in der ‚Familie Schroffenstein' V. Akt, eng an den Untergang gerückt, in der ‚Penthesilea', im ‚Erdbeben' S. $302_{5\,f.}$, S. $305_{10\,f.}$ und in der ‚Verlobung' S. 331_{1-7}, eine Stelle, die übrigens sehr an die Zukunftsmusik erinnert, die Kleist gegen Wilhelmine von Zenge ausspielt und um derentwillen es zum Konflikt kommt. Auch der ‚Kohlhaas' hat noch S. $218_{23\,f.}$ diese Technik, die dort nur, wie mir scheint, mit weniger Absichtlichkeit wirkt. Ebenfalls das Grausen des Unterganges verstärkt die Technik der Ahnung des Unterganges oder der unbestimmten drohenden Verkündung erstere ausgearbeitet im ‚Erdbeben' (Donna Elisabeth), letztere auf eine fast brutale Weise in der ‚Verlobung' S. 348. Kleist läßt die alte Babekan zur abschiednehmenden Toni sagen: „die Rache

Gottes würde sie, noch ehe sie ihrer Schandtat froh geworden, ereilen.“ Im ‚Findling‘ ist diese vorwärtsweisende Technik in konventioneller, erzählerisch-direkter Weise so zur Anwendung gebracht: S. 372 34 „um die abscheulichste Tat, die je verübt worden ist, auszubrüten.“ Der V. Akt der ‚Familie Schroffenstein‘ beginnt mit den Worten der Agnes: „hättest du mir früher das gesagt! Ich fühle mich sehr beängstigt, möchte lieber, daß ich nicht gefolgt dir wäre.“

Die Porträtzeichnung der Hauptfigur haben nur ‚Findling‘ und ‚Verlobung‘ gemeinsam. Beidemal geschieht sie vorzüglich und an der richtigsten, abgewarteten Stelle. Später gibt Kleist nur kurze flüchtige Striche. Ich glaube demzufolge, daß ein Künstler von der Sehenskraft Kleists eher im Anfang seiner Produktion auf derartige, zusammengestellte Porträtierung, wie die Tradition ihn anwies, verfällt, als daß er schon über den intimeren Reiz des kurzen flüchtigen Striches (ich denke an die „kleinen Hände“ der Marquise von O... oder daran, wie Graf Jacob der Rotbart „aus seinen kleinen blitzenden Augen, von rötlichen Augenwimpern überschattet“, die Versammlung anschaut) verfügte. Gerade der Verzicht auf Porträtierung in der ‚Marquise von O...‘ und im ‚Kohlhaas‘ scheint mir künstlerisch das Reifere, Spätere, als die Porträtierung in der ‚Verlobung‘.

Die „wunderbare Ähnlichkeit“, die ‚Findling‘ und ‚Verlobung‘ gemeinsam haben, ist hier wie dort zufällig, unmotiviert, verblüffend, hier wie dort jugendhaft. Wie anders im ‚Kohlhaas‘, wo die Zigeunerin eben der Geist der Lisbeth sein soll! Mag man das als eine Verirrung von Kleists mystischem Grübeln und eigensinnigem Spielen ansehen, es gehört keineswegs ins Plumpe und Unmotivierte wie dort im ‚Findling‘ und in der ‚Verlobung‘! —

Wird man mir einwenden, daß ich für diese Untersuchung, und dieses Resultat zu viel Raum verbraucht habe? Aber von allen Seiten mußte den spröden Erzählungen Kleists aufgelauert werden, damit die eine diesmal festgehalten werden konnte. Noch nicht einmal auf sicher und eng bestimmtem Bezirk. Allein wenn man jetzt nur sieht und weiß, was die ‚Verlobung in St. Domingo‘ für die Entwicklung von Kleists Kunst bedeutet: daß sie in die realistische, individualisierende Periode gehört, die vor der ‚Marquise von O...‘ endet, nicht in die heitere Dresdener Periode, nicht in die politische Periode, nicht in die symbolistisch-mystische Periode, nicht in die Periode geheimnisvoller Geschehnisse und der Eroberung neuer seelischer Schächte — man wird den verbrauchten Raum rechtfertigen um des Aufschwunges willen, der von der ‚Marquise von O...‘ zum ‚Prinzen von Homburg‘ geschah, um der unvergleichlich mächtigen Linie willen.

Von Heinrich Heines Schulzeit[1]).

Ein Beitrag zu seinem Bios.

Von Heinrich Willemsen in Düsseldorf.

(Schluß.)

Hat nun Heine in der Bürgerschule des Franziskanerklosters nur in den Fächern der Volksschule Unterricht erhalten? Verschiedene Stellen aus des Dichters Schriften weisen, scheint mir, da weiter. In der Harzreise heißt es:[2])

Die lieben Knaben . . . weckten in mir die wehmütig heitere Erinnerung, wie ich einst selbst als kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubilierte, wenn die alte Franziskanerglocke endlich zwölf schlug.

Daß hiermit nicht das Lyzeum gemeint sein kann, zeigt allein das Beiwort „dumpfkatholisch", das nach Heines Angaben auf jenes nicht zutreffen kann, während Prügel und Geographie vorzüglich zu obigen Notizen über Dickerscheid passen. Heine muß also schon auf der Bürgerschule Latein gelernt haben. Noch eine andere Stelle spricht dafür. Am Ende des 6. Kapitels im „Buche le Grand" erzählt er[3]), daß zur Feier des Einzugs von Joachim Murat keine Schule gewesen sei; das war am 24. März 1806, also zu einer Zeit, wo das Lyzeum für Heine gar nicht in Betracht kommen kann[4]). Im Kapitel VII fährt er dann fort:

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon — alles mußte auswendig gelernt werden.

Der Zeit nach kann hier nur die Franziskanerschule gemeint sein, doch verbindet sich in Heines Erinnerung damit ungeschieden die spätere Zeit des Lyzeums.

Es ist nun klar, daß die vom Dichter genannten Fächer über das Lehrgebiet der Volksschule weit hinausgehen und sicher in dieser nicht zu lernen waren. Wohl gab es dort — erklärlich aus den Zeitverhältnissen — französischen Unterricht, und zwar wurde schon

[1]) Vgl. oben S. 95 ff.
[2]) E III, 26.
[3]) E III, 148.
[4]) Zur Aufnahme war ein Alter von 12 Jahren erforderlich.

im Januar 1807 zum ersten Male eine Erlaubnis dazu erteilt[1]). Mit den Jahren wuchs hier Nachfrage und Angebot: 1811 erhielt auch die Franziskanerschule einen zweiten Lehrer, der französischen Unterricht geben sollte[2]). Heine kann der Zeit nach an diesem Unterrichte teilgenommen haben. Auch fand schon von 1805 an im Franziskanerkloster Privatunterricht in allen Fächern des Lyzeums statt — dieses lag in demselben Gebäude mit jener Volksschule — wie die Professoren bei der Eröffnung der Anstalt dem Publikum ankündigten[3]).

Für diejenigen, welche das Lyceum nicht besuchen, haben die Professoren beschlossen noch besondere Vorlesungen zu geben. Prof. Schallmayer wird abwechselnd einen Tag Logick und den anderen Geschichte der Philosophie, und Prof. Brewer abwechselnd einen Tag Mathematick, und den anderen Experimental Phisick von 3 bis 4 Uhr Nachmittags lesen, womit er den 2ten Dezember anzufangen gedenkt.

Prof. Benzenberg wird von 5 bis 7 die Geschichte der Physick und Astronomie lesen, und die einzelnen Lehren durch Versuche erläutern. Der Plan dieser Vorlesungen so, wie auch die Zeit, wann sie anfangen, wird noch näher bestimmt werden.

An den öffentlichen Stunden des Prof. Daulnoy von 8 bis 9, 11 bis 12 und von 2 bis 3 können auch diejenigen Theil nehmen, welche das Lyceum nicht besuchen.

Prof. Kuithan wird in 6 wöchentlichen Stunden dreymahl die Ilias und dreymahl die Aeneis mit beständiger Vergleichung beyder erklären. Die Zeit hängt von den Zuhörern ab. Auch sorgt derselbe für Privat Unterricht in der englischen Sprache.

Brewer kündigte in der Folgezeit jedes Halbjahr Privatvorlesungen in der Physik oder in den mathematischen Wissenschaften durch die Zeitung an. Dasselbe tat im Winter 1812 Cremer, der für Vorgeschrittene Privatstunden in lateinischer oder griechischer Sprache zu erteilen sich erbot (22. September 1812).

Es war also genug Gelegenheit vorhanden, daß Heine als Schüler der Franziskanerklosterschule in den Elementen der höheren Bildung unterrichtet wurde, sei es durch Dickerscheid selbst, der als ehemaliger Mönch die Fähigkeit besaß, oder bei den Professoren des Lyzeums, vielleicht hauptsächlich bei Schallmayer. In diese Zeit müßte der französische Privatunterricht bei G. J. Menetrier fallen, den Moos für 1807 oder 1809 nachgewiesen hat. Jener war eigentlich seines Zeichens Weinhändler[4]), fing aber 1806 an, französischen Privatunterricht zu erteilen.

---

[1]) Protokolle der Schulkommission: 3. Januar 1807.

[2]) Wöchentl. Nachrichten vom 12. Februar (63) und 19. März (68) 1811, vom 14. Januar (43) 1812 u. öfter.

[3]) Genannte Zeitung vom 26. November 1805 (2).

[4]) Wöchentl. Nachr. 1801: 2. Juni, 14., 21. Juli, 15., 22. Dezember.

Nun scheint aber die hier vorgetragene Ansicht einzelnen Äußerungen Heines zu widersprechen, und Hüffer und Asbach[1]) haben zu beweisen gesucht, daß der Knabe im Jahre 1807 in die Vorbereitungsklasse des Lyzeums, die Asthöver leitete, aufgenommen worden sei, während Elster[2]) als Jahr des Eintrittes ins Lyzeum frühestens 1808 annimmt. Sehen wir uns die Zeugnisse Heines an: In seinem Promotionsgesuche an Professor Gustav Hugo[3]), Göttingen, den 26. April 1825, schreibt er:

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari huius viri institutione utebar, quum adscitus essem in numerum discipulorum Gymnasii sui, cuius omnes deinceps classes percurrebam.

Dieses Zeugnis kann nur sehr wenig Wert beanspruchen. Heine will zum Doktor promoviert werden und legt daher seinen Bildungsgang so dar, daß er den normalen Anforderungen entspricht. Außerdem erben sich bekanntlich in den Viten der Dissertationen dieselben Ausdrücke von Generation zu Generation fort, so daß auf das „omnes deinceps classes percurrebam" nichts zu geben ist. Endlich liegt aber auch die Möglichkeit vor, „deinceps" von dem Zeitpunkte an zu rechnen, nachdem er ins Lyzeum eingetreten war; dann wäre omnes nur gleich 2, höchstens 3.

Weiter hilft uns der Brief an Philarète Chasles aus Paris vom 11. Januar 1835[4]), wo es heißt: „Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franziskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyzeum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden und ich habe mich in der oberen Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte und Professor Kramer die klassischen Dichter explizierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm". Hier sagt doch Heine deutlich, daß er nicht alle Klassen des Lyzeums besucht hat, sondern nur die, in denen Humaniora gelehrt wurden, womit er nur die oberen meinen kann.

---

[1]) Das Düsseldorfer Lyzeum. Programm des Kgl. Gymnasiums. Düsseldorf 1900.

[2]) VII, S. 8.

[3]) Heinrich Heines sämtliche Werke. Hamburg, Hoffmann und Campe 1865. Bd. 19, S. 210.

[4]) Genannte Ausgabe, Bd. 13, S. 5. Vgl. auch Heines Bemerkung zur „Wallfahrt nach Kevlaar".

Noch ein Eideshelfer steht uns zur Verfügung: Maximilian Heine, der auf Seite 7 seiner Erinnerungen sagt: „Um in die oberste Klasse des Gymnasiums in Düsseldorf einzutreten, war ein bestimmtes Alter vorgeschrieben, und Heines Geburtsjahr mußte, da er bereits geistig reif für diese Klasse war, zur Ergänzung des ihm fehlenden Jahres von der Mutter um ein Jahr zurückdatiert werden.“ Dabei kann es sich doch nur um die Aufnahme ins Lyzeum überhaupt handeln; denn es wäre doch ein komischer Gedanke, wenn man annehmen wollte, die Änderung des Geburtsdatums sei erfolgt, als Heine schon mehrere Jahre Schüler des Lyzeums war.

Für das Schuljahr 1812/13 ist durch das von Asbach veröffentlichte Verzeichnis Heines Schülerschaft sichergestellt: er war damals in der philosophischen Klasse. Daraus zogen, wie gesagt, Asbach und Hüffer die Folgerung, Heine müsse 1807 in die Vorbereitungsklasse Asthövers eingetreten sein, die damals 2 Jahre umfaßte, so daß der Besuch des Lyzeums mit 1809 begonnen hätte. Selbst wenn die Voraussetzungen stimmten, wäre der Schluß sehr unsicher, da sich über die Dauer des Schulbesuches nichts Bestimmtes sagen läßt: von Heines Mitschülern sind 2 schon 1805, 3 sicher schon 1807 in die untere Klasse des Lyzeums gekommen. Aber die Voraussetzungen sind ja weggeräumt, und ich brauche bloß noch den letzten, gewichtigsten Zeugen beizubringen.

In einem Faszikel des Staatsarchivs, das bei den Protokollen der Schulkommission liegt und den Titel „Ausgaben für die Schulkommission“ trägt, habe ich die Schülerverzeichnisse für die Zeit von Ostern 1807 bis Ostern 1810 gefunden, die zum Zwecke der Abrechnung über Brand- und Bibliotheksgeld angefertigt sind. Aus diesen Listen ergibt sich, daß Heine bis Herbst 1810 nicht Schüler des Lyzeums war. Leider klafft nun noch eine Lücke zwischen November 1810 bis November 1812, so daß sich die Zeit der Aufnahme nicht genau feststellen läßt. Am ehesten möchte ich den November 1811 annehmen.

Betrachten wir von unseren Voraussetzungen aus Heines Äußerungen über das Lyzeum und seine Lehrer dort, so stimmt alles vortrefflich zusammen. Im VII. Kapitel des Buches „Le Grand“ erzählt er:

> Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kindheit auf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von dem Professor Schramm, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften.

Bei diesen Bemerkungen über den deutschen Unterricht denkt man unwillkürlich an das fehlerhafte Deutsch, das Heine, schlechtem

Brauche des Vaterhauses seinen Tribut entrichtend, in seinen Jugendbriefen schreibt. Sicher hat es viel Mühe gekostet, die üble Gewöhnung abzulegen, und hinter dem Spott des Aufsatzes „Über den Denunzianten“[1]) steckt mehr Wahrheit, als es auf den ersten Blick scheint:

Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt wurde. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir soviel Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, mit dem Akkusativ und Dativ . . .

Im „Buche Le Grand“ fährt er dann fort:

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé d' Aulnoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rote Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte.

Auch in den „Memoiren“ spricht der Dichter von Schallmayer und Daulnoy.

Es kommt da Brewer hinzu:

Obgleich im Lyceum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war, und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik u. s. w. gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich in den Stand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nötigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Außer diesen Lehrern, die alle in der obersten und in der philosophischen Klasse unterrichteten, erwähnt Heine keinen mit Namen, nur in dem angeführten Briefe an Philarète Chasles spricht er noch von Professor Kramer d. i. Cremer als dem, der die klassischen Dichter explizierte und gleichfalls der obersten Klasse angehörte[2]). Es paßt also zu der vorgetragenen Ansicht alles vortrefflich. Von den Schulerlebnissen, die Heine erzählt, sind demgemäß nur die auf das Lyzeum zu beziehen, die die letzten Klassen betreffen, alles andere geht auf die Franziskanerschule.

Im Mittelpunkte dieser Begebenheiten steht das sympathische Bild Schallmayers. Das ganze Verhältnis des Dichters zu diesem, seine verschiedenen Äußerungen über ihn machen es höchst wahrscheinlich, daß Heine längst des Rektors Privatschüler war, ehe er in das Lyzeum aufgenommen wurde. Verband jenen doch eine besondere Freundschaft mit der Familie des Knaben, so daß Schall-

[1]) E IV, 306.

[2]) Die „Wünnebergiade“, in der Asthöver und Dahmen genannt werden, bezieht sich nicht auf Heines eigene Erlebnisse, und die Erwähnung Asthövers im 2. Briefe über die französische Bühne hat mit der Schule nichts zu tun.

mayer sich oft mit der Mutter Heines über dessen Erziehung und künftige Laufbahn besprach, wobei er einmal den Rat gab, den Knaben nach Rom zu schicken und dort katholische Theologie studieren zu lassen, und kräftige Förderung durch eigene mächtige Verbindungen in Rom versprach. Dafür war denn Heine einige Zeit zu spät geboren, Schallmayer selbst aber stand noch mitten im Rationalismus, und es hat auf Heine großen Eindruck gemacht, daß er in seinen philosophischen Vorlesungen unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte und dabei seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im geringsten vernachlässigte. Ein festes Band inniger Zuneigung hat Schüler und Lehrer verbunden, und immer wieder steigen in jenem Erinnerungen an „unseren alten lieben Schallmayer" auf.

Im Kapitel X der „Reise von München nach Genua", erzählt er:[1])

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer diese Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explizierte, hatte er allerlei politische Betrachtungen zu machen, die er bald einstellte, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die ganze Klasse auseinanderging.

Mein alter Lehrer hat alles voraus gewußt. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich, was dieses Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war, wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, sie konnten Gott danken — sagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Sallust explizierte — der Kaiser Napoleon hat sie so oft geklopft, daß sie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, hurrah! und der Frauenverein[2]), und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuktra endlich einmal jene unbesiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlten, so daß Antisthenes von ihnen sagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben. Liebe Jungens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen.

---

[1]) E III, 234.

[2]) Am 19. März 1814 forderte der General-Gouverneur Alexander Prinz zu Solms alle Bürgermeister und Pfarrer zur Bildung von Frauenvereinen auf. „Die Bürgermeister sollen das Werk fördern und die Lehrer der Religion durch zweckmäßige öffentliche und private Ermahnungen den frommen und religiösen Sinn für dieses gute Werk wecken". Obwohl die Turn- und Taxissche Postverwaltung für die Sendungen des Vereins Portofreiheit gewährte, kam dieser mancherorts nur sehr langsam in Aufnahme. Jeden Monat wurde in der Zeitung Bericht erstattet über die eingegangenen Liebesgaben. General-Gouvernement Berg D 5 XIV, Landesdirektion 291a. Berg. Wöch. Nachr. vom 29. März 1814 u. oft.

Bald darauf ist der alte Mann gestorben[1]). Auf seinem Grabe wächst preußisches Gras, und es weiden dort die adeligen Rosse unserer renovierten Ritter.

Es liegt auf der Hand, wie nahe sich hier Schallmayers und Heines Ansichten berühren. In den „Memoiren" nennt dieser es gewiß bedeutsam, daß ihm bereits in seinem dreizehnten Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen worden seien. Das wird sich jedenfalls auf das Jahr 1812/13 beziehen, wo Heine als Schüler der philosophischen Klasse bezeugt ist; das Alter ist von 1799 an gerechnet. Auch bei Annahme des Jahres 1797 ist Heine jünger als seine Mitschüler, soweit sich deren Geburts- oder Taufdaten aus der Zeitung feststellen ließen[2]).

Bei den übrigen Erinnerungen aus den Unterrichtsstunden ist es schwierig, über die Person des Lehrers ins Klare zu kommen, d. h. so weit es sich um die klassischen Sprachen handelt. Schon die oben angeführte Stelle, wo Horaz und Sallust erwähnt werden, wäre nach dem Lehrplan auf Professor Cremer zu beziehen, was aber die übrigen Angaben verbieten. Man muß schon annehmen, daß Schallmayer nach dem Ausscheiden Cremers längere Zeit den klassischen Unterricht mitversehen — leider enthält das Programm von 1814 keine Notizen über die Verteilung der Lehrstunden — und daß Heine die eine oder andere Reminiszenz aus dem Privatunterrichte unterläuft. Am liebsten möchte man an Schallmayer denken, wenn der Dichter von seinem „alten Lehrer" spricht; aber das stimmt nicht immer. So muß es bei der Ungewißheit bleiben. Schallmayers Andenken blieb in Heines Familie noch lange lebendig. Der Dichter erzählt in den Geständnissen[3]): „Wir — d. h. Heine und

---

[1]) Schallmayer ist am 25. Dezember 1817 gestorben. An Cremer ist nicht zu denken; denn 1813 wurde dieser Pfarrer zu Gerresheim und in dem oben erwähnten Briefe an Chasles sagt Heine, daß alle seine Lehrer mit Ausnahme von Schallmayer noch lebten.

[2]) Von den Mitschülern der philosophischen Klasse sind Brewer, Lottner, Nolden und Sommers 1796 geboren oder getauft, die Zwillinge Heister gar 1795; sie waren durch einen ehemaligen Kapuziner Fortunatus Syberts für die oberen Klassen des Lyzeums vorgebildet worden. Mit diesen Zahlen stimmen die Altersangaben für die anderen Klassen, soweit ich jene feststellen konnte, überein:

1. Klasse: 1 — 1798; 3 — 1796, 2 — 1795, 1 — 1794;
2. Klasse: 2 — 1799;
3. Klasse: 1 — 1796, 3 — 1799, 1 — 1800;
4. Klasse: 5 — 1799, 1 — 1801;
Vorbereitungsklasse 1. Abt. 2 — 1799;
3. Abt. 2 — 1799.

Das Alter der Schüler ist also sehr ungleich, doch spricht alles für 1797 als Heines Geburtsjahr.

[3]) E VI, 68.

seine 80jährige Mutter in Hamburg — sprachen viel von unserem alten lieben Schallmayer." Es ist eine Anhänglichkeit, die Lehrer und Schüler in gleichem Maße ehrt.

Die übrigen Stellen über den Unterricht des Lyzeums sind folgende: In „Shakespeares Mädchen und Frauen", und zwar im Abschnitt „Cressida" berichtet Heine: „Mein alter Lehrer der Poetik im Gymnasium zu Düsseldorf bemerkte einst sehr scharfsinnig: ‚Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geist Thalias, sondern die Schwermut Melpomenes atmet, gehören ins Gebiet der Tragödie'". Damit kann nur Cremer gemeint sein, der nach dem Programm von 1812/13 bei der Durchnahme der Schriftsteller zugleich über Rhetorik und Poetik unterrichtete. Im Abschnitt „Helena" spricht der Dichter von der Homerlektüre:

Die schöne Helena ist unser frühester Liebling, und schon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken sitzen und der Magister uns die schönen griechischen Verse expliziert, wo die trojanischen Greise beim Anblick der Helena in Entzücken geraten . . . dann pochen schon die süßesten Gefühle in unserer jungen unerfahrenen Brust . . . Mit errötenden Wangen und unsicherer Zunge antworten wir auf die grammatischen Fragen des Magisters.

Auch das kann kaum ein anderer sein als Cremer, der nach den von Asbach benutzten Erinnerungen von v. Ammon nur sehr dürftige Kenntnisse im Griechischen besaß. Auch bei der Besprechung der Kleopatra kommt Heine auf den griechischen Unterricht zurück[1]), auf die Anekdote Plutarchs vom mystifizierten Antonius. Der Name Plutarch nimmt sich da ganz stattlich aus, ist aber nur ein hübsches Beispiel dafür, welch bescheidene Flickchen Heine seiner Prosa als Zier aufsetzt: die Anekdote stammt nämlich ganz friedlich aus dem am Lyzeum benutzten „griechischen Lesebuche für die ersten Anfänger" von Gedike[2]). Außerdem kam sie in Daulnoys „Vollständigem Cursus zur Erlernung der französischen Sprache", Teil 1 für Anfänger, vor[3]). Daß der Knabe Plutarch las, bezeugt Kapitel IX der „Stadt Lucca"[4]): „Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich lese ihn noch jetzt alle Abende im Bette . ." Ohne Zweifel las er in einer Übersetzung, wenn nicht gar für die Knabenzeit nur die Anekdotensammlung aus Plutarch bei Gedike gemeint ist; Heines griechische Kenntnisse waren nach Ausweis des Universitätszeugnisses sehr gering; er selbst nennt es eine Erfindung des Teufels.

Während Cremer, Brewer und Schramm als Personen gar nicht hervortreten, hat Heine einen Lehrer noch mit großer Schärfe

[1]) E V, 408.

[2]) Gedike, 8. Aufl. Berlin 1805, S. 53.

[3]) Dortmund 1806, S. 139.

[4]) E III, 405, dazu 199. Die im 4. Buche über Ludwig Börne erwähnte lateinische Grammatik von Broeder kannte Heine gleichfalls vom Lyzeum.

und Lebendigkeit gezeichnet: **Daulnoy**, für den Dichter das poetische Gegenstück zu dem liebenswürdigen Schallmayer. In den „Ideen“ (Kap. VII) erzählt Heine:

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé d'Aulnoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rote Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel Apprendre par coeur, und vor allem darf man kein Bête allemande sein. Doch gab es manches saure Wort. Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daß ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf französisch? Und sechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt: le crédit. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wütende Examinator: Er heißt: la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten.

Ganz erbittert aber klingt die Schilderung in den „Memoiren“, wo lebhaft aller Leiden der französischen Stunden gedacht wird. Heine bemerkt, er habe die französische Literatur nicht so geliebt, wie sie verdiente, vor allem sei ihm die französische Poesie von Jugend auf fatal gewesen. Dann fährt er fort:

Daran ist wohl zunächst der vermaledeite Abbé Daunoi schuld, der im Lyceum zu Düsseldorf die französische Sprache docierte und mich durchaus zwingen wollte, französische Verse zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrierter Priester, war ein ältliches Männchen mit den beweglichsten Gesichtsmuskeln und mit einer braunen Perücke, die, so oft er in Zorn geriet, eine sehr schiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere französische Grammatiken, sowie auch Chrestomathien, worin Auszüge deutscher und französischer Klassiker, zum Übersetzen, für seine verschiedenen Klassen geschrieben; für die oberste veröffentlichte er auch eine Art oratoire und eine Art poëtique, zwei Büchlein, wovon das erstere Beredsamkeitsrezepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beispiele von Predigten Fléchiers, Massillions, Bourdalones und Bossuets, welche mich nicht allzusehr langweilten[1]).

Aber gar das andere Buch, das die Definitionen von der Poesie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux, auch die französische Prosodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzosen enthielt, welch ein schrecklicher Alp![2])

(Heine spricht dann über die Unnatur des französischen Verses).

So denk' ich jetzt und so fühlt' ich schon als Knabe, und man kann sich leicht vorstellen, daß es zwischen mir und der alten braunen Perücke zu offenen Feindseligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich sei, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen Sinn für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes.

---

[1]) Abrégé des Règles de l'Art Oratoire. Elberfeld 1814. Ob schon früher aufgelegt, ist mir unbekannt.

[2]) Abrégé des Règles de l'Art Poétique. Düsseldorf 1814.

Ich denke noch mit Entsetzen daran, daß ich aus der Chrestomathie des Professors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopstockschen Messiade in französische Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte . . . Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!

Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt.

Man fühlt den Abstand gegenüber der früheren Schilderung. Es war gewiß nicht der Weg, Begeisterung für französische Poesie zu erwecken, wenn Klopstock in französische Alexandriner übersetzt werden sollte. Aber um Poesie war es Daulnoy zunächst nicht zu tun, sondern um französische Sprachkenntnisse, und darin stellte der französische Abbé hohe Anforderungen. In dem Teil D seiner Grammatik, der für die dritte Klasse bestimmt war, mußten u. a. Gellert, Geßner, Schiller — aus dem Dreißigjährigen Kriege[1] —, Kleist, Bürger übersetzt werden. Auch das von Heine angeführte Stück Klopstocks erscheint da. Glücklicherweise gab Daulnoy als Teil E einen Schlüssel für D heraus, so daß die Schüler mit ihren übermäßig schweren Aufgaben wohl fertig geworden sein werden. Wenn aber im Teile E die Übersetzung der Rede des Kaiphas nicht in Alexandrinern, sondern in friedlicher Prosa abgefaßt ist, so möchte ich fast glauben, daß Heine übertreibt. Seine starke Abneigung ist wohl hauptsächlich das Produkt späterer reflektierender Jahre. Ein zweites kommt hinzu: für den Poeten Heine wird Daulnoy, der strenge und hohe Anforderungen stellende Professor heftigen Temperaments, das Gegenbeispiel zu dem milden, nachsichtigen Schallmayer, dem verehrten Freunde des väterlichen Hauses, der von religiöser Engherzigkeit frei und von dem Überschwang der nationalen Begeisterung von 1813 und 14 unberührt war. So merkwürdig es scheint, die Politik muß schon den Schüler gegen den emigrierten Franzosen eingenommen haben. Dieser war, wie auch Heine erzählt, der einzige am Lyzeum, der deutsche Geschichte lehrte. Er hatte eine griechische und eine römische Geschichte auf französisch herausgegeben, und den Teil C seines ‚Vollständigen Kursus zur Erlernung der französischen Sprache' bildet ‚ein kurzer Inbegriff der Geschichte Deutschlands . .'[2] Dieser Abriß, ausdrücklich zum Übersetzen ins Französische bestimmt, war

[1]) In anderen Jahren ließ Daulnoy die ganze „Jungfrau von Orleans" übersetzen.

[2]) Dortmund wahrscheinlich 1806. Gebraucht wurde das Buch noch später. Ein 1816 abgehender Schüler hat in demselben Jahre seine Schulbücher der Gymnasialbibliothek geschenkt, darunter das ganze Werk von Daulnoy. In demselben Sinne wie die Geschichte mußte auf Heine das Drama wirken, das Daulnoy im Französischen übersetzen ließ: der Edelknabe von J. J. Engel. (Darüber A. Eloeßer, das bürgerliche Drama, S. 107 ff.) Mit diesem wechselte ab: Le bon fils von Florian.

nach Schröckhs allgemeiner Weltgeschichte gearbeitet, begann bei den alten Germanen und reichte bis zur Gegenwart. Der Standpunkt der Franzosen ist dabei gut deutsch, wie die Behandlung der Zeit Ludwigs XIV. und XV. zeigt, seine Neigung hat Joseph II. mit seiner Staatsreform. Von Napoleon heißt es wenig begeistert: „Es regierte der unglückliche Ludwig XVI. in Frankreich, welches jetzt ein Reich ist, dessen Kaiser Napoleon Bonaparte heißt.“ Was erzählt nun Heine aus diesem Geschichtsunterricht? Er spricht nur von den Jahreszahlen und lernt die Geschichte vom — französischen Tambour, der bei seinen Eltern im Quartier liegt. Hier finden seine französischen Sympathien, seine Bewunderung für Napoleon Nahrung, Daulnoys Geschichte geht spurlos an ihm vorüber. Die Urteile anderer über den Abbé lauten günstig. So teilt Asbach aus v. Ammons Lebenserinnerungen folgende Stelle mit[1]: „Er war ein braver Mann, der sein Lehramt mit Gewissenhaftigkeit erfüllte und eine vortreffliche Disziplin hielt. Er legte besonderes Gewicht auf die Grammatik und Literatur und weniger auf das französisch sprechen, wovon er zu sagen pflegte: „Wenn Sie französisch sprechen lernen wollen, so müssen Sie sich eine Kammerjungfer anschaffen.“ Bei der Behörde genoß Daulnoy großes Ansehen, und seine Methode fand bei Privatlehrern vielen Anklang und häufige Nachahmung.

Heine hat als Schüler noch den Übergang des Rektorats an Karl Wilhelm Kortüm, der am 1. Juni 1813 für den durch Krankheit geschwächten und durch seine Nachsicht als Schulleiter ganz ungeeigneten Schallmayer an die Spitze des Lyzeums gestellt wurde, und die damit begonnene Umwandlung der Schule miterlebt. Nirgends aber fällt ein Wort über diesen Mann, der an Bedeutung doch die gesamten Lehrer des Lyzeums überragte. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß Kortüm zunächst bloß Rektor ohne Unterricht war und erst im Januar 1814 auch die Professur für griechische Literatur erhielt. Bald danach hat Heine das Gymnasium verlassen. Ich glaube kaum, daß die beiden viel Freude aneinander erlebt hätten. Wenigstens urteilt Heine über die beginnende Umwandlung des Lehrplanes abfällig[2]:

> Seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm, wurden die Priester allmählich durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurz gefaßten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berliner Deutsch, in einem abstrakten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein.

[1]) S. 25.
[2]) Geständnisse E VI, 67.

Über Ostern 1814 hinaus ist Heine kaum auf dem Gymnasium geblieben. Die Zahl 1814 hat er bei der Immatrikulation in Bonn angegeben, freilich 1825 bei dem schon angeführten Promotionsgesuche behauptet, 1815 mit den meisten Mitschülern sich freiwillig zum Kampfe gegen Napoleon gemeldet zu haben. Das war auf die captatio benevolentiae berechnet und ist im Anfange dieser Abhandlung schon widerlegt; es weist bei Heine keine einzige Angabe aus der Schulzeit über den Anfang von 1814 hinaus. Auch Asbach, der in der Geschichte des Lyzeums an dem Jahre 1815 geglaubt hat festhalten zu müssen, hat in der Festschrift[1]) stillschweigend das Jahr 1814 angenommen.

Über Heines Leistungen als Lyzeist ist manches zu lesen, was der Grundlage völlig entbehrt, vor allem in der „Deutschen Dichtung" Band XXVIII[2]) hat unter starker „Benutzung" von Asbachs Arbeit eine geschäftige Phantasie ausgemalt, wie schwer es dem armen Jungen in der Schule geworden sei. Woher diese Wissenschaft kommt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß Heine an Chasle schreibt, er habe sich in der oberen Klasse ausgezeichnet, und daß die übrigen Familienglieder gleiches berichten. Davon abzugehen scheint mir kein Grund zu bestehen. Freilich steht des Dichters Name in keinem Verzeichnisse der Prämiierten, obwohl mindestens zwei Drittel aller Schüler ausgezeichnet wurden. Aber für die Jahre, die Heine sicher Schüler des Lyzeums war, liegt bisher nicht eine einzige Liste vor, so daß alle nach dieser Seite hin gezogenen Schlüsse hinfällig werden. Die einzige Einzelheit, die wir aus des Dichters Werken erfahren, ist die Bemerkung in der Besprechung von Shakespeares „Kassandra"[3]), daß er einst bei öffentlicher Schulprüfung Schillers „Kassandra" habe deklamieren müssen und stecken geblieben sei. Damit fällt die Erzählung von Maximilian zusammen, Heinrich sei bei der Deklamation von Schillers „Taucher" durch den Anblick der jugendschönen Tochter des Oberappellationsgerichtspräsidenten v. Ammon so verwirrt worden, daß er ohnmächtig umgesunken sei. Daß derselbe Vorgang gemeint ist, ist unzweifelhaft, wo die Erzählung der Wirklichkeit am nächsten kommt, ungewiß.

1819, als Heine auf die Universität ging, hat er bei der Aufnahmeprüfung noch einmal sich in seinen wissenschaftlichen Kenntnissen zeigen müssen: der Erfolg war mäßig. Aber man prüfe heute einen verkrachten Kaufmann 5 Jahre nach dem gut bestandenen Abiturienten-

---

1) Festschrift des Kgl. Gymnasiums zu Düsseldorf, 1906, S. 4.

2) Heft 4, 5, 6.

3) E V, 394.

examen und dazu noch vor einer unbekannten Kommission: das Ergebnis wird nicht besser sein[1]).

Mutter Betty hatte mit ihrem Erstgeborenen große Pläne gehabt: das Kaisertum Napoleons bot für fähige Köpfe eine nie erlebte Möglichkeit, sich zu betätigen und zu den höchsten Ehren zu gelangen. Solche erträumte die Mutter für den Sohn und ließ ihn noch Privatunterricht nehmen in den mathematischen Disziplinen, um „einen großen Strategiker oder Administrator von eroberten Provinzen" aus ihm zu machen. Aber die goldene Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten schwand zu bald.

„Mit dem Fall des Kaiserreichs, erzählt Heine in den „Memoiren", mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen, die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen". Heine sollte „im merkantilischen Fache" es zu etwas Bedeutendem bringen „und jetzt mußte ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren".

Damit spielt Heine auf die kurze Zeit an, die er 1814 im Vahrenkampfschen Handelsinstitute kaufmännischen Studien obgelegen hat[2]). Über die Lehranstalt wissen wir genau Bescheid. In den Wöchentl. Nachr. vom 31. Dezember 1811 kündigte Vahrenkampf an:

(62) Nach der Äußerung verschiedener meiner Mitbürger ist der Zweck meiner Lehranstalt noch nicht ganz bekannt. Meine Anstalt ist nicht bloß für den künftigen Kaufmann, sondern auch für jeden Geschäftsmann bestimmt. Selbst der künftige Gelehrte kann darin eine vorläufige Vorbereitung erhalten. Diesem Zweck gemäß werden folgende Gegenstände gelehrt: die deutsche, die lateinische, die französische, die englische, die italienische und die holländische Sprache, die Moral, das Recht, die Mathematik, die Naturgeschichte, das einfache und das doppelte Buchhalten mit Briefschreiben und mit den Handlungswissenschaften verbunden, die Erdbeschreibung u. s. w. Das Schönschreiben, nach meinen eigenen bekannten Vorschriften, das Zeichnen, die Musik und das Tanzen. In der im November eröffneten Privatstunde für das Schönschreiben, sind nur noch einige Plätze unbesetzt. Im Dezember 1811. Vahrenkampf, Neustr. Nr. 380."

---

[1]) Wenn Hüffer den französischen Unterricht abfällig beurteilen will, weil Heine bei der Niederschrift eines französischen Verses Fehler macht, so trifft der Vorwurf Heine selbst, sicher nicht Daulnoy.

[2]) Strodtmann I, S. 39.

Dieser starb 1814, und sein Institut wurde auf Veranlassung mehrerer Eltern übernommen und weitergeführt von Leo und Hoeninghaus. Diese kamen am 14. März um die Autorisation ihrer Lehranstalt ein und legten dabei ein Verzeichnis ihrer Schüler vor, zu denen Heine damals noch nicht gehörte[1]).

Georg Arnold Jacobi, ein Sohn des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, Schulrat und Kurator des bergischen Schulwesens damals, forderte auf Kortüms Rat zunächst einen genauen Lehrplan ein, der am 13. Mai überreicht wurde. Er war zum Teil von den Eltern selbst vorgeschrieben und hatte ausdrücklich die Ausbildung zum Kaufmanne, nicht für die Universität zum Ziele. Der Lehrplan umfaßte folgende Fächer: Schönschreibekunst, Arithmethik, französische, englische, italienische Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik, Technologie, Musterzeichnungen, Warenkunde, Buchhaltung, Zeichen- und Singkunst. Auch Disziplinargesetze waren aufgestellt: Für Faule Arbeiten während der Freizeit, für Fleißige als Lohn ein Spaziergang Sonntags mit den Lehrern. Für alle größeren Vergehen hatten sich die Eltern die Bestrafung vorbehalten.

Auf Anordnung Jacobis nahmen Direktor Kortüm und Professor Kohlrausch vom Gymnasium eine Prüfung der beiden Schulleiter vor. Sie konnten dabei zwar recht gute Fachkenntnisse in der schriftlichen wie in der mündlichen Prüfung und einen guten Willen und Eifer feststellen, aber ihnen ein höheres Prädikat als das der Mittelmäßigkeit nicht zuerkennen. In dem interessanten Berichte hatten sie allerlei Ausstellungen an dem Lehrplane zu machen, denen sowohl der Schulrat Jacobi wie der General-Gouverneur v. Gruner stattgab. Vor allem wurden die Leiter angewiesen, mehr Zeit auf die Fächer zu verwenden, „durch die der Geist am mehrsten frei von der mechanischen Richtung erhalten werden kann", also der Geschichte mindestens 3 Stunden in der Woche zu widmen, mehr Kopfrechnen zu üben und die Stunden in der reinen Mathematik nicht zu beschränken. Endlich wurden jene zu halbjährlichen Berichten an den Schulrat verpflichtet. Unter diesen Bedingungen erfolgte am 1. Dezember 1814 die Autorisation. Von den Berichten ist keiner erhalten, so daß die Zeit der Aufnahme Heines nicht festzustellen ist. Große Bedeutung hat für ihn die Zeit auf dem Handelsinstitut nicht gewonnen. Das Französische, das erst im ersten Kursus betrieben wurde, kam für ihn nicht in Betracht. Mehr als die Anfangsgründe kann er in den einzelnen kaufmännischen Fächern und in den anderen fremden Sprachen nicht abbekommen haben. Nur seine schöne Schrift hat große Ähnlichkeit mit der von Hoeninghaus.

---

[1]) General-Gouvernement Berg D 5, XVI Schulsachen 123 (Staatsarchiv zu Düsseldorf).

1815 schon trat Heine ins praktische kaufmännische Leben über, erst in Frankfurt, dann 1816, nachdem die Frankfurter Zeit in wenigen Monaten ihr Ende erreicht hatte, in Hamburg. Seine Erfolge im Kontor des Oheims Salomon, dann als selbständiger Kaufmann sind bekannt: die Liquidation vom Frühsommer 1819 beendigte dieses grausame Spiel. So sollte Heine denn zur Universität, um die Rechte zu studieren. Zu Hause nahm er zusammen mit Josef Neunzig Privatunterricht, um die Aufnahmeprüfung auf der Universität zu bestehen — ein Abiturientenzeugnis besaß er nicht.

Für diese Zeit verdanke ich eine interessante Notiz der Freundlichkeit des Herrn J. Müller zu Schwelm, der mir unter dem 23. März 1909 schreibt: „Mein Vater, J. Ludwig Müller . . . war Schüler des Düsseldorfer Gymnasiums von Ostern 1818 bis zu seinem Abiturientenexamen im Sommer 1821[1]). Wenn in späteren Jahren, etwa bei Gelegenheit von Heines Kranksein und Sterben, einmal die Rede auf Heine kam, so konnte er sagen: ‚O, an Heine erinnere ich mich recht gut, vom Düsseldorfer Gymnasium her; er war ein sehr verschlossener Mensch, der am liebsten für sich allein saß und wenig mit den anderen verkehrte.' Dieses habe ich meinen Vater im Laufe der Jahre öfter sagen hören, nicht als ob er sonderlichen Wert darauf gelegt hätte, aber doch als eine klare Erinnerung aus seiner Gymnasialzeit". Auf Befragen versicherte mir Herr Müller ausdrücklich, daß die Äußerungen seines Vaters sich lediglich auf ein Zusammensitzen in derselben Klasse bezogen hätten[2]). Heine hat also zweifellos noch einmal in einzelnen Stunden das Gymnasium besucht. Gymnasiast ist er darum freilich nicht wieder geworden — weder die Schulprogramme der Zeit, die alle abgehenden Schüler aufzählen, noch die Schülerlisten nennen ihn — aber es wird, wie es zu Zeiten des Lyzeums Brauch war, der eine oder andere seiner Privatlehrer, die doch höchstwahrscheinlich Professoren des Gymnasiums waren, ihn mit in die Klasse geführt haben. Die Verschlossenheit Heines führt Herr Müller mit Recht darauf zurück, daß dieser den jungen Sekundanern leicht so erscheinen mußte, weil er sie an Alter und Lebenserfahrung weit übertraf, auch nur kurze Zeit in der Klasse hospitierte und mit den jungen Burschen keine Gemeinschaft suchte. Aus dieser Zeit stammt auch wohl gerade das abfällige Urteil über die Änderung des Lehrplanes, die das Wieder-

[1]) Was das Schulprogramm von 1821 bestätigt.

[2]) Eine Verwechslung mit Heines Brüdern kann nicht vorliegen; nach Ausweis der Schülerliste sind beide — im Alter von 11 und 9 Jahren — Neujahr 1815 in die 6. Klasse aufgenommen worden, aber schon Michaelis wieder abgegangen, um durch Privatunterricht weitergebildet zu werden.

einleben recht erschweren mußte. Das Resultat des Unterrichtes war, daß Heine die Aufnahmeprüfung in Bonn gerade bestand.

Es ist ein nicht ganz einfacher Weg, auf dem Heine schließlich zur Poesie und Schriftstellerei gekommen ist. Die verschiedensten Pläne waren über ihn aufgestellt worden, die mannigfachsten Pädagogen hatten sich an ihm versucht, vier verschiedene Schulen und Schularten hatte er längere oder kürzere Zeit besucht. Er war keiner von den auffallenden Schülern, weder von den resistenten noch den Überfliegern. Gehorsam ließ er alles über sich ergehen. In den Memoiren meint er, daß seine Mutter schuld gewesen sei an der Unfruchtbarkeit seiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals seinem Naturell entsprochen hätten. Gewiß liegt darin ein Kern von Wahrheit. Auch erinnert manches an des Vaters Vielgeschäftigkeit und Erfolglosigkeit. Und doch stimmt dieser so wechselvolle Lehrgang vortrefflich mit des Dichters buntem und schillerndem Geiste zusammen, mit seinem lebhaften, jedem augenblicklichen Anreiz unterliegenden Naturell, das nicht nach fester Ordnung und Regel dahinleben konnte. „Das Naturell, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks."

Miszellen.

Die Göttin der Gelegenheit.

Seume sagt an einer Stelle seines „Guten Rates":

„Und fasse weislich die Gelegenheit,
So oft sie dir die Lockenstirne beut."

Und dieser Wendung begegnen wir so oder in Varianten noch heut in der abgeblaßten Sprache des Alltags, ohne daß ihr ursprünglich mythischer oder allegorischer Gehalt noch irgend bewußt wäre. Wörtlich genommen, wird hier die Gelegenheit, der günstige Augenblick oder, wie man es sonst bezeichnen will, als Personification, vorübereilend, vorgestellt, und es gilt nun, diese Gestalt zu erhaschen, sie am Schopfe zu fassen. Und so wurde in der That der *Καιρός* schon von den Griechen im drangvollen alexandrinischen Zeitalter, in dem es allerdings nicht wenig darauf ankam, Gelegenheiten keck entschlossen wahrzunehmen, angeschaut und sogar künstlerisch gestaltet. So bildete ihn der geniale Lysippos in einem uns leider verlorenen Werke, von dem wir jedoch durch ein Epigramm[1]) des Posidippos eine recht klare Ansicht gewinnen:

---

[1]) Brunck, Analecta II, 49 Nr. 13, Übersetzung von Boesel S. 80 Nr. 25, F. G. Welcker, Griech. Götterlehre 1863 II, 451 III, 229, Jacobi, Handwörterbuch der Myth. 1835 S. 519.

„Wanderer:
Warum gehet auf Zehen dein Gang?
Καιρός:
Ich laufe beständig.
Wand:
Wozu Flügel am Fuß?
K: Windschnell durcheil' ich die Luft.
W: Aber was trägst du das Messer[1]) in deinen Händen?
K: Es kündet,
Scharf wie der schneidende Stahl eile die flüchtige Zeit.
W:
Warum weht dir das Haar auf der Stirn?
K: Der Begegnende fasse
Hier mich!
W: Aber weshalb bist du von hinten so kahl?
K:
Schwebte ich einmal an dir vorbei mit beflügelten Sohlen,
Ziehst du den Fliehenden nie, was du auch thätest, zurück.
W:
Aber weshalb dann formte der Bildner dich?
K: Euch zur Belehrung.
Darum hat er mich auch hier in den Vorhof gestellt."

Einige erhaltene antike Reliefs und eines aus byzantinischer Werkstatt[2]) bestätigen und ergänzen dankenswert das obige Zeugnis. Vor dem Eingange des Stadions in Olympia ferner erhob sich nach Pausanias'[3]) berühmter Schilderung dieses Heiligtums neben dem des Hermes Enagonios auch ein dem *Καιρός*, dem glücklichen Moment beim Wagenrennen, geweihter Altar, den Jon aus Chios in einem Hymnus verherrlicht habe, in dem es hieß, daß *Καιρός* der jüngste Sohn des Zeus gewesen wäre, wie ihn denn auch Menander als „*Καιρὸς θεός*" ausdrücklich nennt. Wann und wie nun das so echt antike Symbol, das die nämliche sichere Gegenwart des Lebens groß ausspricht, wie etwa Anacreon, Epicur, Horaz, wenn sie uns den rechten thätigen oder genießenden Gebrauch der Stunde, ihr „Carpe diem" zurufen, der Nachwelt bekannt geworden, verdiente genauere Nachforschung. Gewiß hat es im Zeitalter des Humanismus sein congeniales Verständnis gefunden. Nur wurde aus dem Jüngling *Καιρός* ein weibliches Wesen, vielleicht schon darum, weil *Καιρός* schwerlich besser als mit Occasio, Gelegenheit wiederzugeben war, dann aber auch, weil man schon seit mittelhochdeutscher, vielleicht sogar bereits althochdeutscher Zeit sich gewöhnt hatte, Allegorieen (Tugenden) mit dem Femininum auszudrücken und auch so bildlich zu verkörpern. Und so begegnet uns denn auch in einem Gedichte des Niccolo Machiavelli[4]), das wie jenes Epigramm des Posidippos dialogisch angelegt ist, „L'Occasione" als eine überirdische „Donna", von einer klug erdachten Contrastfigur, der „Penitenza" (Reue) begleitet, die bei dem zurückbleibt, der jene zu ergreifen nicht geschickt war. Das Aussehen und Gebahren der Occasione bleibt sonst übrigens ihrer antiken Herkunft gemäß, nur daß sie der Dichter auf einem Glücksrade schwebend vorführt, was an die schon im Mittelalter viel besungene und von Dürer mehrfach gestochene Fortuna oder Nemesis erinnert.

---

[1]) *Καιρός* zu *κείρω* schneiden vgl. Homer's *Κῆρες θανάτοιο* und die Schere der Parzen und ähnlicher Gestalten in deutschen Märchen und Mythologie.

[2]) Gypsabgüsse im Alten Museum, Berlin.

[3]) Pausanias V, XIV, 7. Anth. Pal. 10, 52.

[4]) Le Cento migliori Liriche S. 81—82.

Dürftiger und unfreier als von dem Italiener ist die „Göttin der Gelegenheit" von Opitz beschrieben:

> „Die Göttin der Gelegenheit
> Ist vorne nur mit Haaren,
> Im Nacken bleibt sie kahl allzeit.
> Drum laß sie ja nicht fahren,
> Weil du sie bei der Stirne hast.
> Der Tag geht eilends nieder,
> Die Stunden laufen ohne Rast
> Und kommen nimmer wieder."

Goethe, weiht ihr seine 4. römische Elegie und, wie durchweg in den Elegieen, erfrischt er auch hier die Tradition, indem er sie unconventionell mit selbständigster, glutvollster Dichterkraft formt und beseelt. Seine Protheustochter hat wenig mehr von dem antiken, allzu begrifflichen und unplastischen Schematismus. Sie ist, fast volksliedmäßig, zum „bräunlichen Mädchen" vermenschlicht, dessen Haarschmuck, der zu den „römischen Flechten"[1] einen feinen Gegensatz hergiebt, allerdings noch etwas allegorisch aussieht, und hold gewährt sie, eine Gönnerin der Vita activa, wie zuvor, dem Tüchtigen ihre Gunst. Zum vollsten Leben mitten in die Beweglichkeit der modernen Großstadt hinein beschworen, erscheint sie dann, Sinnbild und Zeugin allerschönster Zeit, bei Heine: (Elster I, 237.)

> „Die Göttin der Gelegenheit,
> Wie'n Zöfchen, flink und heiter,
> Kam sie vorbei und sah uns stehn
> Und lachend ging sie weiter."

Dies geschieht mit derselben dreist fröhlichen Unmittelbarkeit, mit der ihm z. B. „In der Frühe" (I, 273) auf dem Faubourg St. Marceau die Göttin Luna scheu vorüberhuscht.

Berlin. S. Aschner.

Lessings Gedicht „Der Tod" als Volkslied um (1810).

Folgenden Text bietet ein im Herbste 1908 in meinen Besitz gelangtes Poesiealbum (quer 18,5 × 10,5 cm), ein Stammbuch aus Elbing (Westpreußen). Die meisten der datierten Eintragungen stammen aus dem Jahre 1811 (diese Zahl ist auch hinten auf den blauen Atlasbezug des Deckels in Goldbuchstaben gepreßt), und zwar bis auf zwei Ausnahmen (Königsberg Pr., Tannenberg Ostpr.) ebenfalls aus Elbing. Zu Anfang, Mitte und Ende des Buches sind von Einer Hand ohne Datum oder Namensunterschrift flüchtig und nachläßig Gedichte (z. T. als „Aria" bezeichnet) eingetragen, zweifellos von der ursprünglichen Besitzerin selbst. Ohne Autor- oder Titelangabe ist das Lessingsche Lied folgendermaßen eingeschrieben.

Bl. 11 vorw.	Str. III	Bl. 11 rückw.	Str. VI
Strophe I		Strophe IV	
Strophe II		Strophe V	
Bl. 12 vorw.		Bl. 12 rückw.	
Strophe VII	Strophe IX	Strophe XI	Strophe XIII
Strophe VIII	Strophe X	Strophe XII	Schnörkel.

[1] Vgl. im westöstl. Divan Hatem: „Locken, haltet mich gefangen" ꝛc.

Da die Interpolationsstrophen metrisch mit den echten übereinstimmen, so ist das Gedicht sicher auch in dieser Erweiterung (die Melodie stammt ja aus dem XVIII. Jh.) ein Lied geblieben und nicht zur Declamation geworden; daß diese Fassung aber schon längere Zeit im Volksmunde lebte, also ein Volkslied war, beweisen eben die Interpolationen, die Zeilen- und Wortcorrupteln. Einen weit weniger veränderten Text bietet die „Auswahl guter Trinklieder ...." (2te Aufl. Leipzig, Hendel, 1795) S. 189 f., der aber wohl kein früheres Stadium des unserigen ist.

Lessings Lied ist von ihm 1747, 51, 53, 57, 71 gedruckt worden; gegenüber allen anderen vier Texten, die III_2 „du nach mir dich" bieten, liest 1747 „du dich nach mir"; unser Volkslied (wir haben es nach obigen Bemerkungen mit einer Fassung etwa von 1810 zu tun) folgt hierin, ist also direct aus dem ersten Texte geflossen; VI_4 (8_4) 1747, 51 „Meine Patienten dir", die übrigen „Meine Kranken halb" dafür: die Elbinger Fassung liest zwar auch „Kranken", doch ist sie sicherlich auf diese Änderung selbständig gekommen; sie bewahrt (gegenüber dem Reime „dir: — für" 1753, 57, 71) das ursprgl. „— für: dir" 1747, 51 in der Form „— dür; dir".

Ich gebe den Text, der in deutschen Buchstaben geschrieben ist, mit seiner Orthographie und Interpunction; „V. 1." u. s. w. sind im Original unterstrichen. — Str. IX fehlt; in $9_{3.4}$ ist $VIII_{3.4}$ (= $10_{3.4}$) vorweggenommen; VII ist in $9_{1.2}$ und $11_{3.4}$ zersprengt: diese Verwirrung gerade am Schlusse ist beachtenswert. Interpolationen habe ich in eckige Klammer gesetzt.

V. 1.

Gestern Brüder könt Ihrs glauben
Gestern bey dem Saft der Trauben
Stellt euch mein[1]) entsetzen für
Gestern kam der Tod zu mir.

V. 2.[2])

Drohend schwang Er seine Hippe[3])
Drohend[4]) sprach daß Furcht Gerippe
Fort mit dir du Bachus Knecht
Fort du hast genug gezecht.

V. 3.

Lieber Tod sprach ich mit Tränen
Wollest du dich nach mir sehnen
sieh hier stehet Wein für dich
lieber Tod verschone mich.

V. 4.

Lächlend grif Er nach dem Glaße
Lächelnd Tranck er aus der Vase
auf das best gesundheits leer
Lächlend setzt ers wieder her.

V. 5.

Und nun glaubt ich mich befreiet
als der schalck seinen Tohn verneuert
Naar vor dieses Gläschen wein
glaubt Ihr wahrlich frey zu sein.

---

[1]) aus „meiner" durch Ausstreichen von „er" verbessert.

[2]) auf Rasur.

[3]) erstes p verbessert aus t.

[4]) D verbessert aus (?) E.

[V 6.
Lieber Tod sprach ich nun weiter
Sey doch gegen mich stets Heiter
Sieh zwölf Ochsen geb ich Dir
aber geh nur bald von mir

V 7.
Naar du machst es im̄er bunter
fort mit dir von Stuhl herrunter
Kom mit mir es ist schon zeit
dort in Jener ewigkeit.]

v 8.
Lieber Tod ich will auf erden
Gern ein Mediciner werden
u. versprech dir zum gebür
alle meine Krancken dir.

V 9.
Nun wenn daß ist magst du leben
bleib[1]) dem Tode stets ergeben
[Trink des Todes bruderschaft
stets ein Gläschen Reben saft.]

V 10
O! wie Klanck es meinen Ohren
Tod du hast mich nun[2]) gebohren
noch ein Gläschen Rebensaft
Tod auf gute Brüderschaft.

V. 11.
[Brüder die Ihr fröhlich lebet
gerne Mädchen Küßchen gebet]
Sterbe wen̄ du satt geküßt
u. des Lebens Müde bist.

[V. 12
Auch so still u. ohne Sorgen
Schlaf ich bis am Jüngsten Morgen
in des Grabes Käm̄erlein
heißt das nicht recht glücklich sein.

V. 13
So verfliehen Eure tage
Stets in einer schönen lage
Komt auch einst der bruder Tod
Weg ist alle eure Noth.]

Königsberg i. Pr. Kurt Plenio.

---

[1]) zweites b aus einem anderen kleineren, nicht lesbaren Buchstaben verbessert.
[2]) „nun" Lesefehler für „neu": unsere Aufzeichnung ist also eine Abschrift. Dagegen deuten 4_3 „best" für „Pest", 5_2 „Tohn" für „Drohn" u. a. weiter zurück auf die mündliche Tradition.

Ein Pseudo-Lessingisches Epigramm.

In der Nachlese zu Lessings Sinngedichten (Sämtl. Schriften I, 51) gibt Fr. Muncker das bekannte Epigramm auf C. O. Freiherr von Schönaich:

> Der du aus Haller Rellah machst,
> Bey Gnißel, Sov, Suilim lachst,
> Hör gleichen Witz mit mehr Verstand,
> Der ach! — ein Ochs in Schönaich fand.

Das Epigramm ist wohl nicht von Lessing. Ihm hat ja auch Köster schon auf Grund von Kästners eigener Angabe (Codex Michaelis 325 Bl. 56 der Göttinger Universitätsbibliothek) nach L. Scherers Vorgang (Euphorion V, 537) das im „Anhang" (Lessings S. Schr. I, 41) abgedruckte Sinngedicht auf Schönaich mit dem scharfen Reimwort „Flegel" absprechen müssen (s. Kösters Ausgabe des Neologischen Wörterbuchs in Sauers D. Lit.-Denkm. des 18. und 19. Jahrhunderts Berlin 1900. S. 544 ff.). Wie dieses gehört auch das Anagramm auf Schönaich mit größter Wahrscheinlichkeit Kästner.

Zwar findet es sich nicht in Kästners Manuskripten, soweit sie mir zugänglich waren (Göttingen, Nürnberg, Bern; die Leipziger im Auszug); aber eine Anspielung darauf bei dem in solchen kleinen Angaben meist zuverlässigen C. F. Flögel (Gesch. der komischen Literatur III. Band S. 538. Liegnitz und Leipzig 1786) kann an deren Stelle dienen. Anknüpfend an Schönaichs Anagramme im „Gnißel" (1755) sagt Flögel: „Das anagrammatisiren hätte der Verfaßer sollen bleiben laßen; denn einer von unsern besten noch lebenden Epigrammatisten hat aus dem Namen Schönaich ein greuliches Anagramm herausgebracht." Dem Hinweis auf die Gelegenheit, bei der das Epigramm entstand, ist gleich der nicht mißzudeutende Hinweis auf den Verfasser beigefügt. Denn im Jahre 1786 stand doch eben Kästner in dem Rufe, einer der besten, vielleicht der beste Epigrammatiker Deutschlands zu sein; zumal von den „noch lebenden", älteren, war er unbedingt der größte.

In der Tat entspricht auch die Fassung des Epigramms Kästners Denkweise besser als der Lessings. Lessing meidet durchweg Persönlichkeit und Grobheit; seine Schärfe ist die des Schwertes. Kästners Sinngedichte beruhen größtenteils auf „Persönlichkeiten", und er schlägt nur zu gern mit Keulen drein. Lessing schnitzt seine Pfeile, besonders in den späteren Jahren, zu denen das 1755. zählt, dünn, glatt und spitz. Der Ausdruck ist präzis, treffend; das lehrt ein Vergleich des ganz Kästnerisch anmutenden, einzigen Epigramms gegen Schönaich „Auf das Heldengedichte Herrmann" (gedruckt 13. Jan. 1753) mit vielen früheren und zumal mit den späteren. Alle Strahlen werden in diesen scharf zum Zwecke in den Brennpunkt zusammengeworfen. Kästner liebt eine legere Fassung. Die Gedankenführung ist locker. Es verschlägt ihm nichts, gelegentlich einen aufgenommenen Faden wieder fallen zu lassen. Seine Form ist umständlich. Und das Epigramm auf Schönaich hat etwas von dieser Umständlichkeit und Lässigkeit.

Was überdies das Sachliche angeht, so lag es Lessing bei aller Polemik gegen Schönaich in den Rezensionen gewiß im Jahre 1755 nicht nahe, den eigenen Namen, neben denen von Haller und Voß, mit Mylius' Namen in ein Epigramm einzuschmelzen. Von diesem hatte er sich ein Jahr vorher in recht energischer Weise losgesagt. Er vermied es seitdem, wo es anging, des bei der wissenschaftlichen Welt und besonders bei Haller Anrüchigen zu gedenken. Kästner dagegen gestand zwar Lessing zu, die Vorrede zu Christlob Mylius' Vermischten Schriften verrate einen fast zu „unpartheyischen" (so nach dem Konzept Lessings zu korrigieren statt des „europäischen" im gedruckten Briefwechsel, Muncker XIX, 17) Herausgeber und Beurteiler; aber er nahm Mylius doch, wie in diesem Briefe

und in den vertrauten Schreiben an Haller (Mspt. in Bern), als seinen Freund auch öffentlich in Schutz. Kästner fand im „Gnißel“ vorzüglich ihm gleich Nahestehende angegriffen; also lag auch für ihn kein Bedenken vor, sie in einem Atem zu nennen und in demselben Epigramm zu verteidigen.

Lessing hat, wenn ihm dieses Sinngedicht auf Schönaich nicht mehr zugeschrieben wird, nicht ein einziges Mal, auch nicht in verstellter Form, den eigenen Namen in ein Sinngedicht verflochten. Er folgt darin einem den Epigrammatikern nicht bloß seiner Zeit gemeinsamen Gebrauch. Auch der Umstand bestärkt die Ansicht, Lessing sei nicht der Verfasser des Epigramms. Dann aber müßte, auch wenn Flögels Hinweis nicht vorläge, schon aus den angeführten Gründen die Vermutung der Verfasserschaft auf Kästner fallen. Hinzu kommt aber noch, daß Kästner bekanntlich seit der famosen Krönung Schönaichs durch Gottsched („Dir, Gott der Dichter . . .“ Kästner, Schönwissenschaftliche Werke Teil I, 42. Berlin 1841) und eben seit dem Erscheinen des „Herrmann“ die jährlichen Erzeugnisse der Verskunst und Satire des edlen Niederlausitzers sehr pünktlich mit beißenden Epigrammen regalierte. Besonders hat er auch noch in der Zeit, da der „Gnißel“ erschien, Schönaichs Tragödien kräftig in einem Sinngedicht hochgenommen (Schönwissenschaftliche Werke I, 22). Und in diese Reihe paßt „Schönaich — ach! — ein Ochs“ vorzüglich. Während Lessing nach dem einmaligen, nicht übermäßig gelungenen Angriff gegen den „Herrmann“ auf eigene epigrammatische Polemik gegen ihn verzichtete, sich an die ihm bei persönlichem Kampfe geläufigere Prosa hielt oder in sie gar an einer Stelle (S. Schr. V, 445) eben einen Kästnerischen Kraftreim einflickte.

Da schließlich dem Epigramm kein spezifisch Lessingisches Merkmal anhaftet, so wird die große Wahrscheinlichkeit der Vermutung, daß es Kästner zugehört, nicht zu bestreiten sein. Doch wage ich nicht, eine innere Beziehung — etwa eine hinführende Assoziation — zwischen ihm und Gleims Sinngedicht auf „Gottscheds Neologisches Wörterbuch“ (J. W. L. Gleims Sämtliche Werke herausgegeben von Körte V. 51, Vers 3. Halberstadt 1812) zu behaupten. Dort wird der Verfasser des „Neologischen Wörterbuchs“, Gleim vermutet Gottsched, mit einem Ochsen verglichen, der, von einer Biene gereizt, den Bienenkorb angreift und damit den ganzen Schwarm gegen sich zieht. Das Sinngedicht Gleims wird, da es noch Gottsched für den wirklichen Autor des „Neologischen Wörterbuchs“ hält, Ende 1754 verfaßt sein; die Möglichkeit, daß es den Einfall „Schönaich — ach! — ein Ochs“ 1755 hat erzeugen helfen, ist also nicht von der Hand zu weisen.

Aachen. Erwin Thyssen.

Ein Anklang an Euripides in Maria Stuart.

Welchen Gewinn Schiller sich von seiner Beschäftigung mit Euripides versprach, geht aus einer Reihe brieflicher Äußerungen von ihm hervor. Karl Goedeke hat in seiner Schillerausgabe die wichtigsten zusammengestellt und den Übersetzungen der Phönissä und der Iphigenia in Aulis vorausgeschickt. Einer bewußten Anwendung der „Euripidischen Methode“ begegnen wir, als Schiller an dem Entwurf der Maria Stuart arbeitet. Er schreibt am 26. April 1799 an Goethe: „Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu studieren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viel dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der Euripidischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualifizieren; denn ich sehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die

Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen.“ Wenn Schiller einige Monate später (am 3. September 1799) dem Freunde mitteilt: „Ich fange in der Maria Stuart an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Sylbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Diese Abwechslung ist ja auch in den griechischen Stücken, und man muß das Publikum an alles gewohnen,“ so wird er bei den „griechischen Stücken“ selbstredend nicht nur an die Euripideischen gedacht haben. Gerade die Szene der Maria Stuart aber, in der wechselnde Versmaße angewendet sind — die erste des dritten Aktes — scheint mir einen Anklang an eine Stelle der Alkestis des Euripides zu enthalten. Gemeint ist die, wo Alkestis mit Admet aus dem Palast ins Freie tritt und, vom Leben Abschied nehmend, noch einmal Sonne, Tageslicht, die Wolken des Himmels und das Land, das Haus, in dem sie gewohnt, grüßt, ihrer Jugend und ihres fernen Heimatlandes Jolkos gedenkt und dann den verhängnisvollen Kahn erblickt. Sie ist der finstern, traurigen Gruft nahe, der Maria — eine Todgeweihte auch sie — sich eben entronnen glaubt. Alkestis freilich zeigt die erhabene Ruhe der freiwillig Sichopfernden, Maria die leidenschaftliche Erregtheit des zu neuer Hoffnung erwachenden Opfers, mit einem modernen Zusatz romantischen Naturgefühls. Was jener Jolkos, ist ihr Frankreich. Aus dem Fährmann, den Alkestis sich nähern sieht — Charon — ist hier ein Fischer geworden, dessen Nachen zum Leben zurückführt.

In wörtlicher Übersetzung lauten die betreffenden Worte der Alkestis (auch nach dem Lateinischen des Josua Barnes, den Schiller bekanntlich neben der hier kaum abweichenden französischen Übersetzung des P. Brumoy mitbenutzte): „Sonne und Licht des Tages und himmlische Wirbel eilender Wolken! — O Land und Dach des Palastes und bräutliches Lager des Vaterlandes Jolkos! — Ich sehe den zweirudrigen Kahn, und der Fährmann der Toten, die Hand an der Ruderstange haltend, ruft mich schon: ‚Was zögerst du? eile!‘ . . .“

Aus der Schillerschen Szene seien hier nur diese Verse zitiert:

> Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
> Grüßet mir freundlich mein Jugendland! . . .
> Dort legt ein Fischer den Nachen an! . . .
> Nähm er mich in den rettenden Kahn.

Berlin. M. Rassow.

Maria Stuart 1820 in Paris.

In dem soeben erschienenen zweiten Bande der Bergerschen Schiller-Biographie weist der Verfasser bei Besprechung der Maria Stuart darauf hin, daß sie 1820 in Paris, übersetzt von Lebrun, mit größtem Erfolge (50 Vorstellungen in kurzer Zeit) gegeben worden sei. Einige nicht uninteressante Notizen hierüber brachte vor einiger Zeit die Stockholmer Zeitschrift „Nordisk Tidskrift“ wo man in den Reisebriefen des schwedischen Architekten, Axel Nyström, die Georg Nordensvan veröffentlicht, liest: „Paris, d. 30. Mai 1820. Hier ist, was Theater und Literatur betrifft, ein Phänomen zu verzeichnen. Man spielt im Théatre Français eine Übersetzung von Schillers Maria Stuart, und was noch mehr ist, vor einem ungewöhnlich starken Zulauf von Zuschauern. Ein Mr. Lebrun, der sich so viel Deutsch angeeignet hat, daß er Schiller passabel verstehen kann, unternahm die Übersetzung und rechnete mit so unverschämter Sicherheit auf die Unwissenheit seiner ehrenwerten Landsleute in Betreff der Literatur ihrer Nachbarn, daß er die Übersetzung dem Theatercomité als Original einlieferte. Er hatte sich nicht verrechnet. Das Stück wurde als Original angenommen und — als von Herrn Lebrun verfaßt — angezeigt. Es wurde gespielt und mit

Enthusiasmus applaudiert. Aber zum Unglück befanden sich im Publikum Personen, die, weniger unwissend als das Theatercomité, dem Kaiser gaben, was dem Kaiser gebührte, und nun erhob sich ein furchtbares Geschrei. Ultras — es gibt sie in der Literatur so gut wie in der Politik — wollten nicht eingestehen, daß sie für ein Produkt des Deutschtums in die Posaune gestoßen hätten, und gaben zu erkennen, daß, wenn solche unerhörte Dinge ohne den Zorn des Himmels vor sich gehen könnten, das Ende der Welt nahe sein müsse. Dabei riefen sie nicht den Freidenker Voltaire, sondern Sankt Boileau und ähnliche Erzperücken an. Ein solcher Ultra verwies seinen Landsleuten im Theaterjournal den Unfug, einen solchen „galimathias tudesque" zu beklatschen, wüßten sie denn nicht, wie schlecht die Deutschen ihre Schriftsteller behandelt hätten? Daß der über die Maßen boshafte Lessing sich unterstanden habe, über die französischen Theaterautoren zu äußern, sie hätten die Vorschriften des Aristoteles absolut nicht begriffen und dergl. mehr? Aber die Pariser lassen sich nicht irre machen. Das Stück wird alle zwei Tage gespielt und immer vor gepfropft vollem Hause. Es ist leidlich übersetzt. Die Kritikaster hier sind jedoch in dem Punkte einig, daß Herr Lebrun das Stück vom „fumier romantique" gesäubert habe. Es wird vortrefflich gegeben, Talma spielt Leicester, die Duchesnois Maria und die Paradol Elisabeth. Talma opfert seiner Gewohnheit gemäß seine Rolle als Ganzes, um gewisse Momente daraus hervorzuheben, und ist besonders in seiner letzten Scene vortrefflich. Marias Anrufung der Wolken ist gut übersetzt und reißt die Zuschauer hin, diente aber zugleich den Ultrajournalisten als Zielscheibe ihrer Witze.

Die Szene zwischen den beiden Königinnen, die ein böser Stein des Anstoßes für die Schauspielerinnen ist, da sie durch ein unbedeutendes Mißverstehen ihrer Rolle ins Burleske verfallen können, wird ausgezeichnet gespielt. — „Ist es nicht eine Schande für uns," schließt der schwedische Briefschreiber, „daß die Franzosen uns auch in dieser Hinsicht das Beispiel geben müssen? Es fehlte nur noch, daß einer der tausendundeinen Übersetzer sich vornähme, Mrs. Lebruns Original zu verschwedischen; ich vermute, das wäre ein sicherer Weg, Schiller auf unsere Bühne zu bringen."

Berlin. M. Rassow.

Zwei Shakespeareparodien in Tiecks „Verkehrter Welt".

In Ludwig Tiecks Komödie „Die verkehrte Welt" (Schriften, Band 5) finden sich zwei Scenen, die durch Parallelität der Ereignisse wie durch in den Dialog eingeschmuggelte wörtliche Citate sich als verkappte Parodien auf berühmte Szenen Shakespeares erweisen. Die Sorglosigkeit, mit der Tieck dabei zu Werke gegangen ist, charakterisiert das Schaffen des Dichters, der, ganz von plötzlichen Einfällen abhängig, dem Kitzel nicht widerstehen konnte, durch ein solches literarisches Versteckspiel sich auf Kosten der Leser ein Extravergnügen zu machen.

1.) Akt 2, Scene 3. „Wald. Gewitter." (Schriften, Band 5, S. 315 ff.)

Skaramuz auf seinem Esel beklagt sich über das Gewitter, das gar nicht in seiner Rolle steht; es ist eben erst auf das Verlangen des Publikums, damit es „etwas fürchterlich" werde, eingeschoben. — Hier ist nun Tieck, dem Manne der komischen Assoziationen, die lustige Parallele zwischen seinem Skaramuz im Gewitterregen und dem tobenden Lear im Sturme zum Bewußtsein gekommen, und er hat diesen Einfall schleunigst benutzt. (Daß er dabei über Andeutungen nicht hinausgekommen ist, liegt an einer gewissen Fahrigkeit seines Schaffens in dieser Periode und an einer Art von Arroganz, die ihn mit dem ersten Entwurf gewöhnlich schon zufrieden sein ließ.) In der Fassung der dem Dichter seit seinen Schülertagen (vgl. Köpke 1, 42 f.) vertrauten Eschenburgischen Übersetzung sind

eine Reihe von Zitaten aus „König Lear", Akt 3, Scene 2 und 4, in die Rolle des Skaramuz eingefügt. Zunächst: „Mein Kopf fängt an zu schwärmen" (Eschenburg, Band 14, S. 109); dann auf die Aufforderung des Zuschauers Scävola, sich zu entfernen: „Laßt mich noch erst mit diesem gelehrten Thebaner sprechen. — Worauf legst du dich?" (ebda, S. 123: „Ich will nur ein Wort mit diesem gelehrten Thebaner reden. — Worauf legst du dich?") An die Stelle Edgars tritt der Theatermaschinist, der die Frage: „Wie entsteht der Donner?", die Lears Philosoph unerwidert läßt, auf das genaueste zu beantworten weiß.

Die Tendenz dieser parodischen Scene richtet sich natürlich nicht im geringsten gegen den vergötterten Shakespeare, sondern einzig gegen das Publikum, dem ein verregneter Skaramuz völlig ebenso erhaben vorkommt, wie das Toben Lears auf der Heide. Das erhellt auch aus der die Szene beschließenden Unterhaltung der Zuschauer: „Das war eine sogenannte große Scene." — „Ja, Gevatter, da herrscht schon mehr der englische Schwung drin. Ihr werdet die englische Literatur gelesen haben." — „Ja, freilich! Hab' ich doch in meiner Jugend sogar die englische Krankheit gehabt."

2.) Akt 4, Scene 7. „Wirtshaus." (Schriften, Band 5, S. 405 ff.)

Verschwörung des verbannten Apoll und der anderen von Skaramuz Geschädigten gegen den Usurpator. — Als Tieck diese Scene in der Fassung des Phantasus von 1812 (Band 2, S. 359 ff.) für die Ausgabe der Schriften revidierte, fiel ihm die Verschwörung der Römer im Garten des Brutus ein; und da obendrein die Eingangsworte der Rede des Apoll an den schwörlustigen Wirt zufällig übereinstimmten mit dem Beginn der Rede des Brutus gegen den Eid, so ersetzte er einfach die bisherige kurze Prosarede des Gottes durch Verse aus der Rede des Römers, indem er aus dieser alles, was ganz und gar wie die Faust aufs Auge paßte, wegließ und den Rest aneinanderrückte. Einmal ist ein „und" eingeschoben, und einmal heißt es statt „O denn, Mitbürger!": „O meine Freunde!"; sonst deckt sich die Ansprache des Apollo wörtlich mit Teilen der Rede des Brutus (Julius Caesar, Akt 2, Scene 1.) in der Übersetzung A. W. Schlegels.

Ich stelle die Fassung des Phantasus und die der Schriften nebeneinander. (In der letzteren sind die Abweichungen von Schlegels Caesar-Übersetzung durch Sperrdruck hervorgehoben, Auslassungen durch Punkte bezeichnet.)

Phantasus 2, 364.	Schriften 5, 410 f.
Apoll: Nein, keinen Schwur. Unter so edlen Männern findet kein Zweifel statt. Der Gedanke einer neuen schönern Zeit eines edleren Jahrhunderts wird Euch begeistern, wird Euch Kraft und Muth verleihen, die Barbarei, die Geschmacklosigkeit, die Autoritäten zu stürzen. Wer so nicht denkt, der ziehe sich zurück. Aber es ist kein solcher unter uns, und darum will ich mich Euch jetzt entdecken. — (Er wirft die Verkleidung ab.) Ich bin Apollo!	Apoll: Nein, keinen Schwur..... O meine Freunde! welchen andern Sporn als unsere Sache braucht es, uns zu stacheln zur Herstellung? . . . Und welchen andern Eid als Redlichkeit mit Redlichkeit im Bund, daß dies gescheh', wo nicht, dafür zu sterben?... Entehrt nicht so den Gleichmuth unsrer Handlung und unsern unbezwinglich festen Sinn, zu denken, unsre Sache, unsre That brauch' einen Eid! . . . Wer so nicht denkt, der ziehe sich zurück. Aber es ist u. s. w.

Der beiden Fassungen gemeinsame Schluß wirkt nach den pathetischen Shakespeareworten völlig burlesk und stempelt auch diese Scene zu einer, wenn auch sehr harmlosen Parodie.

Hannover. Johann Frerking.

Georg Friedrich Benecke und die Heidelberger.

Die Briefpublikationen über Benecke, von Reifferscheid (Zeitschrift f. d. Altertum 40, 126), Müller (Göttingen 1889) und Baier (Leipzig 1901), leiden an dem unverbesserlichen Fehler, daß sie, auch zusammengefaßt, doch nichts Vollständiges zu bieten vermögen; ich habe darüber Einiges in der Deutschen Literaturzeitung 1902 Nr. 25 bemerkt. Als ich die bisher nicht eingesehenen Briefe Beneckes an Grimms durchging, fand ich in den noch erhaltenen Blättern, soweit sie einem Brande entronnen sind, ein paar Stellen, die uns zeigen, daß Benecke wie den jugendlichen Brüdern Grimm in Kassel, so auch durch sie ihren Freunden Brentano und Arnim hilfreich gewesen ist.

Im ersten der vorhandenen Briefe an Jacob Grimm vom 25. Dezember 1807 schreibt Benecke: „In Müllers Schrift über die Tondernschen Hörner steht nichts vom Oldenburger Horn. Ich schicke Ihnen den Winkelmann, worin die beste Abbildung sich findet"; auch sendet er den Goldfaden mit (angeb. an den ungerathen Sohn 4⁰) und schließt: „Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Ihrem Herrn Bruder und Herrn Brentano." Erinnern wir uns, daß im Herbst 1807 das Manuskript zum 2. und 3. Bande des Wunderhorns von den Freunden in Kassel gemeinsam arrangiert wurde, und daß Wilhelm Grimm für den Titel des 2. Bandes die Zeichnung des Oldenburger Trinkhorns lieferte (Goethe und die Brüder Grimm 1892, S. 21), so wird der Zusammenhang, in den die Dinge rücken, ohne weiteres klar. Der mitgegebene Goldfaden deutet auf Brentanos nachfolgende Erneuung dieses Romanes hin. Jacob Grimm dankte am 1. Januar 1808 (Nr. 1 bei Müller) für die „ihm neulich von Wickram gesandten Sachen", und schloß: „Sowohl Herr Brentano, als mein Bruder empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken."

Brentano, der sich an die Erneuung des Goldfadens machte, wünschte das Original offenbar über die übliche Leihfrist zu behalten. Damit hängt zusammen, daß Benecke am 9. Mai 1808 an Jacob Grimm schrieb: „Für den Quartband Wickramscher Schriften habe ich einen neuen Schein mit Herrn Brentanos Namen gegeben. Haben Sie die Güte, mich Herrn Brentano zu empfehlen, und ihn an sein Versprechen — Göttingen auf einige Zeit mit Kassel zu vertauschen — zu erinnern. Sagen Sie ihm auch, daß er mich sehr verbinden wird, wenn er Herrn Prof. Savigny von mir grüßt, und ihm versichert, daß ich an der Freude, die ihm sein Sohn macht und machen wird, den herzlichsten Anteil nehme." Clemens' wohl erst in Heidelberg fertig gewordene Bearbeitung förderte Arnim im Herbste 1808 zum Druck, für den Ludwig Grimm die 25 Kupfer besorgte. Bolte hat in seiner Wickramausgabe (1901, 2. XXXIII) die Stellen gesammelt, an denen bei den Freunden von einzelnen Schriften Wickrams die Rede ist.

Im Dezember 1808 machte Arnim auf der Heimreise, von Kassel aus, einen Abstecher nach Göttingen, um dort die Bibliothek zu benutzen. Er erhielt dort auch, wie er Brentano (S. 288) meldete, ein „merkwürdiges Buch von Wickram, ‚der irr reitend Bilger'". Aus diesem Exemplar wird das Textstück herstammen, das Wilhelm Grimm in seine Heidelberger Anzeige des Goldfadens einlegte. Einen Nachklang des kurzen Besuches in Göttingen, der Arnim wieder mit Benecke in Berührung brachte, enthält des letzteren Brief an Jacob Grimm vom 17. Dezember 1808: „Meine herzlichsten Empfehlungen an Ihren Herrn Bruder und an Arnim."

Berlin. Reinhold Steig.

Zu Goethes Gedicht: Urworte. Orphisch.

Eine fehlerhaft überlieferte Interpunktion hat den Sinn des wunderbaren Gedichts an einer entscheidenden Stelle völlig zerstört. Die erste Strophe

stellt die ererbte Anlage dar, als den unzerstörbaren Kern der Persönlichkeit, in der zweiten erscheinen die formenden Einflüsse der Umgebung, in der dritten das mächtige Wirken der Geschlechtsliebe.

> Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
> Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Also Monogamie und ihr bindender Zwang.

> Da ists denn wieder wie die Sterne wollten;
> Bedingung und Gesetz und aller Wille
> Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
> Und vor dem Willen schweigt wie die Willkür stille;
> Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
> Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
> So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren
> Nur enger dran als wir im Anfang waren.

So ist in der Ausgabe letzter Hand überliefert. Zunächst setzen wir statt des Semikolon nach dem ersten Verse der Strophe das Kolon ein, das sich in den beiden Handschriften und im ältesten Druck (Kunst und Altertum II, 3, 76) vorfindet:

> Da ists denn wieder wie die Sterne wollten:

Dadurch wird das folgende deutlicher als ein strenges Gebot des monogamischen Zwangs herausgehoben — und erscheint nun in seinem ganzen Unsinn, wenn wir die überlieferte Interpunktion festhalten:

> Bedingung und Gesetz und aller Wille
> Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.

Wie? Bedingung und Gesetz ist ein Wollen? Das verstehe ein anderer! Hätte Goethe wirklich das dreifache Subjekt gemeint, so hätte er doch wohl auch das Prädikat „sind" gesetzt. Aber es bedarf gar nicht der grammatischen Erwägung, denn die überlieferte Konstruktion ist eben widersinnig. Die notwendige und den Sinn herstellende Interpunktion ist vielmehr diese:

> Da ist's denn wieder wie die Sterne wollten:
> Bedingung und Gesetz! — Und aller Wille
> Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
> Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Also „wieder": Bedingung und Gesetz! — nämlich wie in Strophe 1: So mußt du sein! Dort wie hier das unter dem astrologischen Bilde dargestellte Unausweichliche. Und aller unter diesem Zwange noch mögliche Wille ist das freie Wollen des Gesollten, der Pflicht. Und vor diesem Willen schweigt die Willkür stille.

Berlin. Max Morris.

Zu Eichendorff.

In einem alten Stammbuch las ich zum ersten Male den ‚Spruch' Eichendorffs:

> „Trennung ist wohl Tod zu nennen,
> Denn wer weiß, wohin wir gehn,
> Tod ist nur ein kurzes Trennen
> Auf ein baldig Wiedersehn."

Dieses ‚wohl' in der ersten Zeile schien mir im bestätigenden Sinne gebraucht zu sein und darauf hinzudeuten, daß Eichendorff sich auf den Ausspruch eines anderen bezieht. Ich glaube, daß dieser Vorgänger Goethe gewesen ist und daß Eichendorff den Worten beistimmt, die sich in der dritten Ode Goethens an Behrisch finden:

„Tod ist Trennung!
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn."

Dresden. Carl Erich Gleye.

Zu Theodor Storm.

R. M. Meyer (Deutsche Literaturgeschichte des XIX. Jahrh., 1906, S. 476, 740) meint, Storm sei vielleicht der erste gewesen, der die Psychologie der Hand in die Erzählung eingeführt hat. Doch mit Unrecht; wenn jemand, so ist es sicherlich eher Heine als Storm, der als erster die Psychologie der Hand kultiviert hat[1]); gerade jener von Meyer angeführte Beleg (Frauenhand VIII, 205; in Prosa aufgelöst I, 35) scheint direkt auf Heine zurückzugehen[2]) (vgl. Ladendorf, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum XI, 509; Ladendorf zitiert irrtümlich Heine, Reisebilder II, Kap. XV, statt III, Kap. XV. der Irrtum ist dann auch in die Rezension Baesekes Ztschft. f. deutsche Phil. 41. Bd., 4. Heft, S. 521 übergegangen); das um so wahrscheinlicher, als sich bei Storm kaum noch ein Beleg findet, bei dem man von Psychologie der Hand sprechen kann: Als Johannes (Aquis submersus 3, 249) nach jener so wundervoll geschilderten Liebesnacht Katharinas Kammer verlassen, winkt ihm ein „blasses Händlein" zum Abschied. — Aber noch ein Umstand scheint darauf hinzudeuten, daß es sich bei dem von Meyer zitierten Beleg um eine Reminiszenz aus Heine handelt, und nicht etwa um eine sinnlich, durch das Auge gemachte Beobachtung Storms. Von dem Kinde Katharinas (Aquis submersus 3, 269) heißt es: „Es war etwas in dieses Kindes Antlitz, das nicht aus seinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, sieht ein Kind, das unter einem kummerschweren Herzen ausgewachsen." Die gedankliche Verwandtschaft mit jener Wendung von der Hand ist unverkennbar: „Er sah auf ihr (der Hand Elisabeths) jenen feinen Zug geheimer Schmerzen, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf kranken Herzen liegen" (1, 35).

Es scheinen beide Stellen ein weiterer Beleg zu den von Baeseke a. a. O. genannten zu sein, von denen er meint: „das sind Motive oder auch nur Klänge,

---

[1]) vgl. Heine, Bd. 3, S. 143: es waren weiße, süße Hände und rein wie eine Hostie; S. 159: es war eine sonnig-marmorne Hand, eine mächtige Hand . . .; S. 189: es war eine schöne Hand, so zart, durchsichtig, glänzend, süß, duftig, sanft, lieblich . . .; S. 428: die bleichen Manchettenhände; S. 541: das Licht . . . warf einen gar süßen Schein auf ihre kleine Hand, und ich . . . beobachtete die bewegte Hand, jedes Grübchen, jedes Geäder der Hand . . .

[2]) neben Reisebilder III., Kap. XV. vgl. besonders: Heine, Bd. 3, S. 294: (Mylady:) „Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!" S. 295: „ich küßte Myladys Hand . . ., obgleich sie minder vollblühend war und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu sagen schienen: Mathilde hat unterdessen viel gelitten." Dazu noch S. 270: . . . nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet.

die in dem Dichter noch keine Ruh gefunden haben, die schon vor der Novelle da gewesen, um dann an den dazu gefertigten Platz hinein gesetzt zu werden." Es mag hier noch bemerkt werden, daß bei einem Autor neuesten Datums sich ein Beleg für die Psychologie der Hand findet, der lebhaft an jenen bei Heine—Storm erinnert. Von den Händen Cordulas (Zahn, Stille Gewalten. Deutsche Rundschau XXXVI, Heft 1, S. 121) heißt es: „In diesen Händen lag vielleicht trotz allem eine Besonderheit Cordulas. Sie sahen aus, als bärgen ihre feinen Glieder eine heimliche Kraft, und wiederum fragte sich, wer sie sah, unwillkürlich, ob irgendwo in Cordulas Leben ein Leid gewesen." —

Zu den von Baeseke a. a. O. zitierten Belegen für das Vorkommen gleicher Motive in Erzählung und Gedicht sind wir imstande, noch einen hinzuzufügen. Es korrespondieren die Stellen 8, 222 Ein Golom? 2.

Kommt nur der rechte Regentropf
Und wäscht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein Jeder:
Herr Gott, ein Kerl von Leder.

und IV. 15, (Eine Halligfahrt): „— diese Kerle — ich wette! — wischt man ihnen die Staatskalendernummern von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülsen." —

Noch ein kleiner Beitrag zu den Beziehungen Heine—Storm. In „Marthe und ihre Uhr" (3, 4 ff.) erzählt der Dichter, wie Marthes Phantasie den Dingen um sie eine Art von Leben und Bewußtsein lieh. „Sie borgte Teilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten so die Fähigkeit, sich mit ihr zu unterhalten." Diese Stelle weist auf eine verwandte in Heines Reisebildern I, 32 (Elster, Bd. 3): „Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber hinterm Ofen saß, mag dort schon ein Vierteljahrhundert lang gesessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzeleien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Teil seiner Seele eingeflößt." Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier eine Anregung Storms durch Heine vorliegt.

Prag. J. Blašimský.

Rezensionen und Referate.

Klenze Camillo von, The Interpretation of Italy during the last two centuries. — A contribution of the study of Goethes „Italienische Reise". Chigago 1907.

Das Werk bildet den 17. Band der Sammelschrift Decennial Publications, mit deren Veröffentlichung die Universität von Chicago das Jubiläum ihres zehnjährigen Bestandes beging, gewidmet: „To the men and women of our time and country who by wise and generous giving have encouraged the search after truth in all departments of knowledge."

In der Einleitung geht der Verfasser von Goethes Italienischer Reise aus. Dieses Werk hat im Laufe der Zeit eine Reihe von solchen Beurteilungen erfahren, daß es zwischen den Ansichten eines Christian Schuchardt (1862/3) und eines Barthold Georg Niebuhr (1878) eine ganze Stufenleiter von Wertschätzungen gibt. Goethes Schrift muß man daher mit ähnlichen Werken über Italien zusammenstellen, um ihre Eigenarten deutlich zum Vorschein gelangen zu lassen. Italien war für das Kulturleben Europas besonders seit der Renaissance von hoher Bedeutung; man pilgerte unablässig dahin, um dann die Eindrücke in Briefen, Reisebeschreibungen, Schilderungen und Aufsätzen festzuhalten und weiter zu verbreiten. Aber nicht einmal zwei aufeinander folgende Generationen wußten an Italien dasselbe zu schätzen; was die eine hoch anschlug, achtete die andere gering. Durch diese Meinungsunterschiede, ja Gegensätze wurde jedoch die Kenntnis von den Schätzen Italiens nur vermehrt und erweitert. Niemanden aber hatte jemals Italien in seinen Erwartungen enttäuscht.

Klenze hat für sein Buch ein reichhaltiges und auch wertvolles Material gesammelt und geschichtlich nach folgenden Gesichtspunkten geordnet. Er behandelt zunächst das 16. und 17. Jahrhundert, dann das Zeitalter des Rationalismus, den Übergang vom Rationalismus zum

Romantismus; im Anschlusse an die Reiseberichte über Sizilien spricht er von Goethes Tagebüchern, dem Romantismus und von Goethes italienischer Reise. Die Werke der neuesten Zeit und die der Amerikaner bilden den Abschluß des fleißig gearbeiteten Buches. Seinen Ausführungen über die Hauptwerke, in welchen der Faden der Entwicklung sich deutlich beobachten läßt, folgt in den breit angelegten Anmerkungen die Besprechung von Werken untergeordneter Bedeutung.

Die historische Forschung, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer exakten Wissenschaft geworden ist, hat uns ein Bild von Italien geschaffen, das mit allem Rechte wissenschaftliche Genauigkeit in Anspruch nimmt; es sind nicht mehr persönliche Eindrücke und Anschauungen, dem individuellen Geschmacke unterworfen, sondern ein historisches Wissen, das die Entwicklung der italienischen Kunst und Kultur von den frühesten Zeiten an beleuchtet. Deshalb ist es nicht minder interessant zu erfahren, aus welchen Anfängen die neuzeitlichen Ansichten über Italien entstanden sind.

Von vornherein möchten wir annehmen, daß die jeweiligen Zeitgenossen, z. B. die der Renaissance uns das Beste über Italien in ihren Schriften erhalten hätten. Dies wäre nun eine arge Täuschung! Es kommt eben bei der richtigen Beobachtung nicht nur auf die Dinge, welche beoachtet werden, sondern auch auf das geistige Niveau und die Befähigung des Beobachters an, dessen verschiedene „Eidola", Vorurteile und Mängel bei der physischen und geistigen Wahrnehmung schwer ins Gewicht fallen.

Aus den uns erhaltenen Werken der Reisenden können wir aber den Schluß ziehen, daß ihre Beobachtungsgabe den Forderungen einer richtigen Beobachtung wirklich nicht entsprochen hatte. Daher läßt es sich allerdings leicht erklären, warum das Bild von Italien und von seiner Renaissancekunst insbesondere so oft in einem unheimlichen Maße verunstaltet wurde. Dieses Unvermögen selbst finden wir zwar in der vorliegenden Schrift überall festgestellt, Klenze hat es jedoch nicht unternommen, dafür eine psychologische und noëtische Erklärung zu suchen und zu finden. So bleibt seine Studie nur ein reichhaltiges Sammelwerk, zugleich aber eine solide Grundlage für weitere Untersuchungen.

Wenn wir dem Inhalte des Buches in seinen Hauptzügen folgen, begegnen wir zunächst den Vertretern des 16. und 17. Jahrhunderts, Coryate, Zeiller, Evelyn, Skippon, Spon; in ihren Schriften, ja selbst bei Montaigne finden wir Italien gegenüber die unheimliche Verständislosigkeit ihrer Zeit. Auch das Zeitalter des Leibnitz, Corneille, Racine, Bossuet und Milton bedeutet keinen Fortschritt in der Wertschätzung Italiens. Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hängt man noch wie im 17. Jahrhundert mit Verehrung an dem antiken Rom, Naturschönheiten wecken selbst bei den intelligenteren Reisenden nicht so

viel Interesse, als die Geschichte und Sitten des Volkes; das kritische Vermögen ist jedoch noch nicht zur Entwicklung gelangt. Seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts nehmen wir aber ein rasches Anwachsen des Interesses für Kunst wahr; es hängt offenbar mit dem Steigen des intellektuellen Niveaus der Beobachter zusammen. Das Zeitalter des Nationalismus übernahm von dem Zeitalter Ludwigs XIV. viele seiner Ideale (Verfeinerung, Selbstkritik, Verstandesmäßigkeit und aristokratische Würde). In den Sachen der Kunst bestand man auf Deutlichkeit der Erscheinung, Gleichgewicht, Selbstbeherrschung und technischer Angemessenheit. Italien war die Schatzkammer der antiken Kunst. In der Antike sah man das überhaupt erreichbare Ideal der Kunst, sie bildete einen Maßstab für die Beurteilung der italienischen Künstler der Renaissance. So ist es natürlich, daß dieses Geschlecht die mittelalterliche Baukunst sowie den byzantinischen, romanischen und gotischen Stil nicht verstehen konnte und sie alle mit den Namen „gothic", barbarisch, rundweg abfertigte. Mit solchen Augengläsern schaute jeder gebildete Besucher dieser Zeit Italien an.

Wie schon angedeutet wurde, beginnt das Zeitalter des Rationanalismus sich mit Italien ernsthaft zu befassen. 1768 unternimmt es der Franzose Lalande, alles was man von Italien weiß, zu sammeln und kritisch zu sichten; acht Bände zeugen von seinem Fleiße. Volkmanns „Nachrichten von Italien", welche Goethe zum Führer dienten, sind eine Übertragung Lalandes. Es ist nun wichtig, die bedeutendsten Vorgänger Lalandes, das Material, welches sie zusammentrugen, sowie die etwaigen neuen Gesichtspunkte in ihren Schriften kennen zu lernen. Von den Vorläufern Lalandes ist vor allen die Schrift des Bischofs von Salisbury, Gilbert Burnet (1686) zu nennen. Ein kerniger Anglikaner in religiösen Fragen, fehlt seinen im fließenden Stil geschriebenen Beschreibungen doch jede Voreingenommenheit, aber auch der echte Kunstsinn, welcher ihn zum richtigen Verständnis der italienischen Kunstschätze geführt hätte. Wichtiger noch als eine Quelle Lalandes ist Missons in Briefform gewandt geschriebene „Nouveau Voyage" (1688). Sie erfreute sich, wie viele neue Auflagen bezeugen, großer Beliebtheit, obwohl sie, ohne kritischen Geist, pedantisch rationalistisch in Kunstsachen, öfters unverläßliche Angaben, mitunter viele naive Legenden enthält.

Ed. Wright (1730) sucht nach Kuriositäten, John Breval (1723) sowie auch J. G. Keyßler (1740) trägt Gelehrsamkeit zur Schau, wobei der letztere wegen seiner Bewunderung für Sardinien und Venedig zu erwähnen ist.

Der hochgebildete und zuverlässige Blainville teilt Missons antikatholische Stimmung; auffallend ist sein Interesse für die verschiedenen Regierungsformen, wie sein Mangel an Kunstverständnis, er regt sich auf über die Nuditäten an Michelangelos Letztem Gerichte und über die Figur Charons auf einem christlichen Bilde.

Auch P. J. Grosley (1764) hat mehr Sinn für die politisch-wirtschaftliche Seite Italiens als für die Kunst, obwohl ihn mit dieser persönliche Erinnerungen an Goldoni und Studien über die französisch-italienische Musik verknüpfen. Die ersten Arbeiten über die italienische Musik verdanken wir dem Dichter Thomas Gray (1739/41 in Italien), Dr. Burney (1772) und Heinse (Hildegard von Hohental). Grosley zeigt ähnlich wie später auch Goethe warmes Interesse für die niederen Volksklassen. Diese Beschreibungen, manchmal trocken und pedantisch, zielen alle darauf ab, dem Publikum des Zeitalters von Voltaire und Diderot eine genaue und detaillierte Kenntnis von Italien zu verschaffen. Sie sind wohl unkünstlerisch, führen aber dem Leser immer neue Nachrichten zu, von denen Montaignes Zeitalter keine Ahnung haben konnte. Die rationalistische Weltanschauung ist aber am schärfsten in den Schriften nachstehender Autoren ausgeprägt.

Für Joseph Addison (1705) ist Italien ein Heim der lateinischen Dichter und Prosaiker, alles ruft in ihm Erinnerungen an sie und ihre Schriften hervor. Für das Christliche und Mittelalterliche in der Kunst, ja selbst für die Renaissancedenkmäler hat er viel Vorurteile, aber fast gar kein Verständnis; dagegen zeichnet sich seine Schrift durch echten Natursinn und einfachen klaren Stil aus.

Charles de Brosses (1739/40) verbindet ausgeprägte Individualität mit sprühendem Witz und einer echten „gaiété gauloise"; Stendhal nennt ihn den Voltaire der Italien-Reisenden. Er ist gleichfalls gegen das Mittelalter, die Frührenaissance, das Religiöse und Mystische überhaupt eingenommen, daher auch seine eigentümlichen, nach unseren Begriffen ganz schiefen Kunsturteile; seinen echt französischen geradlinigen Intellekt erkennen wir an seiner Bewunderung Turins, das er wegen seiner geradlinigen Straßen und regelmäßigen Bauten über alle anderen italienischen Städte stellt. Die römische Antike macht seine von voltairianischem Geist durchwehte Brust vor echter und lauter Verehrung für Einfachheit und Größe schwellen. Ist dies auf Grund der traditionellen Bildung, welche mit einer Art Suggestion verbunden ist, zurückzuführen, oder hat E. Faguet (La tragédie française au XVI[e] siècle. Paris 1897, pag. 2, ff.) wirklich darin recht, wenn er den Einfluß der Antike auf Frankreich durch eine Art innerer Verwandtschaft der Franzosen mit beiden antiken Kulturvölkern erklärt, die Franzosen hätten in ihnen sich selbst und ihr Ideal wiedergefunden? In den eben besprochenen Reisebeschreibungen ist ein unablässiges Fortschreiten zu gewahren: man bemüht sich von seiner Ideenbasis ausgehend, dem rationalistisch veranlagten Leser ein möglichst genaues Bild von Italien zu geben. Die Farben sind aber zuweilen noch unecht oder matt, die Auffassung einseitig.

Zwei Franzosen unternehmen es nun, das vorhandene Material kritisch zu sichten und durch ihre eigenen Beobachtungen zu ergänzen.

Das Kunsturteil des Abbé Richard (1766) ist wohl noch nicht unabhängig und geläutert, aber er sucht in seinen Schilderungen alles Gesehene in seiner eigenen Färbung getreu wiederzugeben; der politische Hauch, welchen die späteren Abhandlungen über Italien atmen, hat auch ihn, den Rationalisten berührt.

Lalande (1769) ist exakter und vollständiger; er wagt sich auf alle Gebiete der Natur und des Geistes, er besitzt ein lebendiges Interesse für die Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit, für Italiens Einrichtungen und für seine Landschaft. Sein Kunsturteil ist von de Brosses und Cochin (Paris 1758) abhängig; die Gotik, sowie Städte wie Perugia oder Sienna vermag er nicht zu verstehen, dagegen ist auch für ihn Turin die schönste Stadt. Lalande ist, wie Klenze (S. 27, 29) zeigt, in seiner rationalistischen Philisterei auch ungerecht und für die Vorzüge seines Heimatslandes, dessen Maßstab er häufig an Italien anlegt, voreingenommen.

Durch Bearbeitung dieser Werke schuf J. J. Volkmann (1770/1) ein brauchbares Handbuch für seine Landsleute. Sein Stil ist nicht besonders einladend, die Schrift eine Kompilation und so besitzt er nur als Goethes Führer seine Bedeutung. Die Anführungen über die Kunst sind aus Richard, Lalande und Winckelmann zusammengetragen. Und als Goethe Volkmann angriff, war er sich dessen kaum bewußt, welch großen Fortschritt dies in Mengs' Zeitalter zu bedeuten habe.

Auf dem Gipfel der Macht angelangt, mußten die Rationalisten einen starken Rückschlag erleben, welcher durch eine mächtige, spontane Reaktion des Gefühles wider den Verstand in dem Einzelmenschen wie im ganzen kulturellen Leben Europas hervorgerufen wurde. Neue Bahnen, neue Ziele. Die neue Richtung geht von England aus, findet mitten im rationalistischen Frankreich in Rousseau eine kongeniale Seele und erfaßt alles durch ihre unmittelbare Wirksamkeit. Das Gefühlsleben, die Beobachtung des Innenlebens und der Natur sind die Losungsworte der neuen geistigen Strömung, welche in der Ästhetik und Literaturgeschichte als Rückkehr zur Natur bezeichnet wird. Eine andere charakteristische Erscheinung dieser Übergangszeit ist die neue Wertschätzung der griechischen Zivilisation: die Namen Caylus-Barthélemy-Winckelmann bedeuten eine ganze neue Richtung, die an die Humanisten des 16. Jahrhunderts anschließt und mit einer vollständigen Idealisierung des Hellenismus endet, dessen Denkmale man jedoch fälschlich nur in Italien studieren wollte! Griechenland, ja selbst das anstoßende Sizilien (Klenze, S. 59 bis 64) blieb ihnen noch unbekannt. Es ist natürlich, daß mit diesen neuen Strömungen auch die Anschauung von Italien neuen Veränderungen entgegenging. Statt bloßer Informationsschriften nach Lalandes Art entstehen Werke, welche die Erscheinungen zu erklären suchen.

Für die griechische Kultur begeistert, suchte man sie in der römischen Antike und hauptsächlich in Rom. Barthélemy läßt sich noch

von der Schönheit der italienischen Landschaft hinreißen, aber Winckelmann kennt nur Rom und wiederum Rom, „sein wahres Vaterland“: „Im Rom, glaube ich, ist die hohe Schule der Welt, auch ich bin geläutert und geprüfet“ (4. Februar 1758). Klenze bemerkt (S. 39) ganz richtig, daß Winckelmanns engherziger Standpunkt sowie seine Vernachlässigung so vieler kulturell wichtigen Erscheinungen uns in dem Urteile über ihn gänzlich irreführen könnte, wenn wir uns dessen nicht bewußt wären, daß er ein natürlicher Ausdruck des mächtigen Strebens war, sich in das Wesen der griechischen Schönheit zu vertiefen. Diesem Drange verdankt dann das 18. Jahrhundert in Deutschland in hohem Maße seine Renaissance. Wie nun einerseits die hellenistische Strömung vorherrschte, so erwacht mit dem Freiwerden des Gefühlslebens auch das Individuum. Diderot ruft in seinen „Salons“ (1769) nach Originalität und Gefühlstiefe in der Kunst, Herder und Heinse gehen weit über Diderot hinaus, indem sie den Grundsatz aufstellen, daß jede Rasse und jedes Zeitalter ein Anrecht auf eigene Kunst und eigene Literatur hat. Die wichtigsten Vertreter dieser Richtung sind G. Ch. Adler, W. Heinse, K. Ph. Moritz, Juan Anders, H. L. Piozzi und Ch. M. Dupaty; wir finden sie bei Klenze (S. 40 bis 58) charakterisiert.

Ungefähr in diese Zeit fällt Goethes Flucht nach Italien, seine Erlebnisse im Süden hatte er hauptsächlich in einer Reihe von Privatbriefen[1]) an Frau von Stein und Herder niedergelegt, aus denen er in den Jahren 1816/17 ein literarisches Produkt geschaffen hat, welches als „Italienische Reise“ bekannt ist.

Mit Volkmanns Reisehandbuch in der Hand kommt Goethe in das „rationalistische“ Italien. Er zeigt kein Bestreben über die herrschende Richtung hinauszugelangen: in Kunstsachen vertraut er sich Winckelmanns Führung an, mit Vorliebe studiert er die Meister der Renaissancekunst, die antikisierenden (Palladio, Mantegna, Guercino u. a.) insbesondere. Die altchristlichen, gotischen und die Frührenaissancedenkmale bleiben unbeachtet, auch für ihn ist Rom der Hauptort der Antike und der Hochrenaissance. Indem nun Goethe den Rationalismus und den Kult des Hellenentums verbindet, macht er keinen genauen Unterschied zwischen der römischen und griechischen Antike, wiewohl die letztere für ihn von einer größeren Bedeutung war. In jedem Zeitalter der griechischen Kultur findet er Elemente des Fortschrittes, der künstlerischen und geistigen Erziehung.

Goethe liebt auch das Pittoreske nicht; sein Enthusiasmus ist zurückhaltend, desto mehr kommt sein Sinn für die Wirklichkeit und ein

---

[1]) Die „Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder“ sind von Erich Schmidt als II. Bd. der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Weimar, 1886) herausgegeben worden, vgl. Klenze, S. 65—85.

warmes dichterisches Fühlen, welches uns aus der ruhigen, realistischen Schreibart mild entgegenweht. Übrigens wollten die „Tagebücher", welche als private Briefe nie gedruckt werden sollten, kein ästhetisches Glaubensbuch sein und Goethes Reise nach Italien war ja für ihn in erster Reihe von rein persönlicher Bedeutung. Wir wissen ja, daß er in Italien, besser gesagt in Rom, die Bedingungen seines fernen Seins als Mensch und Dichter gefunden, daß Italien seine Renaissance bedeutet.

Ebenso eingehend, wie mit Goethes „Tagebüchern", befaßt sich Klenze mit der „Italienischen Reise". Ich werde gewiß nicht fehlgehen, wenn ich annehme, daß diesen beiden Werken zuliebe seine ganze Arbeit entstanden ist.

Der Mystizismus ebenso wie das mittelalterliche Denken und Fühlen sind ihm zuwider. Klenze betont (S. 65—69), daß dieser Standpunkt unrichtig, ungerecht, ja beschränkt ist, und manche Stellen in Goethes „Tagebüchern" (160, 13 f. ,75, 4 f., 188, 18 f.) geben ihm darin Recht. Goethe zeigt darin einen bedeutenden Mangel an historischem Sinn, sein kunstgeschichtlicher Standpunkt läßt sich nach Klenze mit der Formel Rationalismus + Winckelmannismus kurz wiedergeben. Seine Methode der Natur- und Lebensbeobachtung unterscheidet sich jedoch von dem Vorgehen der Rationalisten; wiewohl sie von ihren Vorurteilen und ihrer Denkweise nicht ganz frei ist. Er kennt kein Katalogisieren, sondern sucht unter dem Einflusse der exakten Wissenschaft die Erscheinungen als Resultanten der wirkenden Kräfte zu begreifen: Der Einfluß des ersten Buches von Herders „Ideen", das Goethe vor seiner Abreise nach Italien kennen gelernt hatte, macht sich hier recht bemerkbar. Goethes Methode, von der er selbst an manchen Stellen der „Tagebücher" spricht (240, 8 f., 244, 6 f., 45, 18 f., 321, 9 f., 94, 17 f., 151, 12 f., 102, 8 f. u. a.), können wir gegenüber Lalandes beschreibender und Dupatys lyrischer Methode mit Klenze deterministisch nennen; sie ist durch Vereinigung von wissenschaftlichen und poetischen Elementen entstanden. Das Auge sucht die Erscheinungen genau zu erfassen, unmittelbar darauf taucht aber in ihm die Frage nach dem kausalen Zusammenhang auf. Von dem gegenseitigen Zusammenhange seiner Beobachtungen, sei es der Natur, des Lebens oder der Gesellschaft, legen zahlreiche geologische, meteorologische, botanische und physiologische Studien in den „Tagebüchern" ein beredtes Zeugnis ab. Goethe ringt, wie Klenze (S. 74—79) richtig hervorhebt, nach einer rein wissenschaftlichen Ansicht von der Gesellschaft, indem er sie auf einer weiten Übersicht und auf Prinzipien der Humanität aufbaut. Er drängt der ihn umgebenden Gesellschaft keineswegs seine Ansichten und Vorurteile auf, sondern strebt danach, ihre Seele zu begreifen, und ihren Blutumlauf zu verstehen. Deshalb kann man nicht recht verstehen, daß derselbe Goethe in Kunstanschauungen den ästhetischen Standpunkt von Winckelmann-Mengs nicht zu überwinden vermochte. Er

versäumte es eben, auch hier seine wissenschaftliche Methode zur Anwendung zu bringen. So kam es, daß er dem Künstler und seinem Werke die immanente Berechtigung nicht zuerkannte, Kinder ihrer eigenen Zeit zu sein.

Zwischen die Entstehungszeiten der beiden Denkmale des Goetheschen Geistes fällt nun der mächtige Aufschwung des Romantismus. Es war gerade zur Zeit, als Goethe bestrebt war, „das Gebildete und Hervorgebrachte nicht nach dem Effekt, den es auf uns macht, sondern nach seinem inneren Werte zu beurteilen[1]), als die romantische Richtung, historisch mit Rousseau beginnend, im bewußten Widerspruche gegen die wissenschaftliche Weltanschauung eines Newton, Voltaire und Diderot die Losung „Subjektivität" auf ihre Fahne schrieb. Literatur und Kunst zweier Menschenalter werden Träger dieser Bewegung. Dieser neue Zeitpunkt mußte, wie Klenze richtig hervorhebt (S. 86—110), auch auf die Anschauungen von Italien einen durchdringenden Einfluß haben. Italiens Bild, wie es diese Zeit gezeichnet, weckte eine elegische Stimmung, zu welcher die politischen Ereignisse wesentlich beitrugen. Unter Österreichs und Napoleons Herrschaft ging das Land schmachvoller Unterjochung und allgemeinem Elende entgegen; aus dem erhofften Befreier entstand ihm in Napoleon ein Tyrann! Italiens Schicksale sowie all das Gesehene und Erlebte verfehlte nicht in den Reisenden eine recht düstere Stimmung hervorzurufen, besonders bei denjenigen, welche auch glücklichere Zeiten in dem Lande miterlebt hatten. Das 18. Jahrhundert war bemüht, uns mit Italien bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt zu machen, sein Ausgang hatte nun nichts mehr hinzuzufügen; er wirkte nicht auf unsere Sinne, sondern auf das Gefühl, er bringt keine Vorstellungen, sondern eine Stimmung hervor. Chateaubriand, Mme. de Staël, Lamartine, Byron, um nur die bekannten Dichter zu nennen, brachten Italien dem Herzen der ganzen Welt nahe, mit einigen Zeilen wußten sie mehr Interesse für das ungückliche Land zu wecken als alle Folianten des 18. Jahrhunderts. In den Kunstanschauungen bedeuten sie jedoch keinen Fortschritt; gleichgiltig gegen die trockene Beschreibung, im bewußten Gegensatze zur wissenschaftlichen Methode von Goethes „Tagebüchern" lassen sie ihre Aufgabe als Historiker und Kunstkritiker außer acht und geben so ihre Leser der bestehenden Tradition preis.

Zu dieser Zeit geht jedoch schon die Umwandlung der rationalistischen und winckelmannischen Weltanschauung mächtig vor sich, und gelangt, wie Klenze (S. 97—99) zeigt, auch in den Schriften der Italien Reisenden zur Geltung. Die Vorliebe für die Mystik, das „Chiaroscuro" und für das bisher so verachtete Mittelalter tritt in den Vordergrund; eine aufrichtige Freude an charakteristischen und malerischen Bildern ver-

---

[1]) W.-A., Briefe, Bd. VIII., S. 96; Rom, 12. Dezember 1786.

drängt die Vorliebe für Regelmäßigkeit und die unkritische Begeisterung für die griechische Kunst. Auch unter den deutschen Künstlern und Schriftstellern gibt es bereits manche, welche die neuen Wege gehen (Klenze, 99—110), Tischbein, Bury; die Schule der „Nazarener“, dann Rumohr, Heinrich Meyer, Matthison, Arndt, ja auch Fr. Thiersch u. a. — Italien ist auch dem Dichter August von Platen zur zweiten Heimat geworden; unabhängig von der herrschenden Kritik unternahm er es, den gesamten Kulturwert Italiens zu erfassen und aus seinen Versen spricht auch zu uns die Seele dessen, was er gesehen.

Von dem Hintergrunde der Romantik und Subjektivität hebt sich in scharfen Umrissen Goethes „Italienische Reise“ das Werk seiner Reife und seiner Greisenjahre ab. Seit dem Jahre 1786 hörte Goethe, wie seine zahlreichen hierher gehörenden Werke beweisen, nicht auf, sich mit Italien noch weiter zu befassen. Diese Reise war für ihn mehr als eine bloße Lebensepisode gewesen, Italien nimmt ein geräumiges Kapitel in seiner Entwicklung und in seinen Werken ein.

Wenn wir nun die „Tagebücher“ mit seinen späteren Schriften vergleichen, dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe grundsätzlich auf dem Standpunkte seiner ersten italienischen Reise steht. Klenze untersuchte wohl (S. 111—122) dieses Verhältnis, ohne jedoch die Ausführungen Erich Schmidts in der Einleitung zu den „Tagebüchern“ hinreichend zu beachten. Wir dürfen nicht vergessen, daß Goethe eine Reihe von Einzelnheiten deshalb in seine „Italienische Reise“ nicht aufgenommen hatte, weil sie seinem gereiften Auge nicht genau beobachtet zu sein schienen, und wiederum bildete er einige bloße Andeutungen und Skizzen zu einem abgerundeten Ganzen um, welches dann allerdings keinen Anspruch auf Ursprünglichkeit erheben kann. Vielfach opfert auch Goethe seine ehemaligen unmittelbaren Eindrücke ihren Resultanten in seiner Entwicklung auf, was ja bei der retrospektiven Bearbeitung der „Tagebücher“ und besonders bei Goethe ganz natürlich ist.

In den übrigen Ausführungen über Goethes „Italienische Reise“ stimme ich mit Klenze überein. Goethe behält auch hier eine deterministische Methode; er sucht überall den Künstler und den Menschen in sich zu vereinigen, das autobiographische Element nimmt in dem Buch eine hervorragende Stelle ein, seine Kunstansichten bleiben fast unverändert. Trotz seiner Einseitigkeit und seinem Hellenenkult übertrifft Goethe durch seine Methode auch die besten Romantiker. Die moderne Zeit sollte den Fleiß der Rationalisten mit Goethes deterministischer Methode vereinigen und beide, vervollkommt, in der Kunstgeschichte anwenden.

Von diesen modernen Strömungen spricht Klenze im folgenden Kapitel, wo er aus der Unzahl der hierher entfallenden Schriften die Hauptvertreter herausgreift; amerikanische Bücher über Italien bilden dann den Abschluß des vorliegenden Werkes.

Das 19. und 20. Jahrhundert überwindet den Rationalismus sowie den Romantismus und schreitet zu ihrer Synthese. Italien wird ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, welche uns alle historischen Vorgänge als Resultanten historischer Kräfte aufzufassen lehrt. Die Namen Ferdinand Gregorovius, J. A. Symonds und Hippolyte Taine neben Guy de Maupassant, Paul Bourget und René Schneider lassen uns einige Hauptrichtungen erkennen, welche insgesamt gleichmäßig bestrebt sind, dem historischen und künstlerischen Italien liebevoll und ehrlich entgegenzutreten. Das wissenschaftlich hervorragendste Werk über Italien ist Taines „Voyage en Italie". Jedes Kunstwerk betrachtet Taine als eine Resultante physischer und historischer Kräfte.

Er will keine Urteile fällen, noch Regeln und Geschmacksgesetze aufstellen. In jedem Denkmale sieht er die Seele, die es geschaffen. Die glückliche Charakteristik Taines schließt Klenze mit einem Vergleiche zwischen Taine und Goethe ab (S. 133). Taine hat für Italien als ein kulturhistorisches Phänomen dieselbe Methode wie Goethe angewendet, der in Italien ein physikalisches Phänomen sah.

Es war wohl Klenzes Absicht, für Goethes Verhältnis zu Italien einen geschichtlichen Rahmen zu schaffen, und wir können sagen, daß es ihm recht gelungen ist. Die literarischen und ästhetischen Hauptströmungen hat er wohl erfaßt und richtig charakterisiert. Es fehlt zwar seiner Analyse eine geschichtsphilosophische Grundlage, auch wird man gegen die Darstellung und Wertschätzung der einzelnen Autoren einiges einzuwenden haben, nichtsdestoweniger hat Klenze mit seinem Buche unleugbar einen sehr wertvollen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte geliefert. Deshalb darf man sich in einem Gesamturteil darüber durch eigenen Standpunkt und einige wirkliche Mängel nicht beirren lassen.

Kuttenberg. Jar. Hrubant.

Vallette Gaspard, Reflets de Rome. Rome vue par les écrivains de Montaigne à Goethe, de Chateaubriand à Anatole France. Paris et Genève 1909. (3me édition.)

Das Interesse an Rom und Romfahrten scheint immer noch im Wachsen begriffen zu sein. Die Bücher von Smidt, Schneider, Noack und manche andere weniger wichtige Beiträge liefern dafür den Beweis. Vallettes Buch schließt sich diesen Werken an und läßt die hervorragendsten französischen Besucher Roms seit Montaigne an uns vorüberziehen. Zu diesen gesellt sich dann noch Goethe, dessen Bedeutung für das Verständnis von Rom Vallette so groß erscheint, daß er ihn nicht gut umgehen konnte.

Der Verfasser macht keinen Versuch auf eine tiefere Psychologie seines Gegenstandes einzugehen und näher zu untersuchen, inwiefern die

Anschauungen über Rom und seine Denkmäler seitens der verschiedenen Schriftsteller mit den Geistesströmungen ihrer Zeit in Beziehung zu setzen wären. Trotzdem liefert er uns ein äußerst lesbares und angenehmes Buch, in dem sich Verehrung für Rom mit fein abwägenden Urteilen über die Werke der in Betracht kommenden Reisenden in glücklicher Weise mischen. Nur die bedeutendsten der französischen Rompilger werden besprochen, nämlich: Montaigne, Rabelais, Joachim du Bellay, J. B. Balsac (die letzteren drei nur flüchtig), Claude Lorraine und Poussin (deren Kunst im Gegensatz zu manchen modernen Verkleinerungen richtig gewürdigt wird), Montesquieu, Duclos, Lalande (neben dem Richard wenigstens hätte erwähnt werden können) und sehr eingehend de Brosses, dessen geistvolle, überall an Voltaire erinnernde „Lettres familiaires" bei Vallette volle Anerkennung finden. Das Kapitel über Goethe bietet nichts neues. Wohltuend aber wirkt, im Gegensatz zu manchen französischen Auslassungen über Goethe (wie vor kurzem wieder die von Stapfer), das Verständnis Vallettes für den großen Deutschen. In glücklicher Weise charakterisiert dann Vallette die Stellung Chateaubriands unter den Italienreisenden. Bei ihm zeigt sich zum ersten Male in starker Ausprägung der romantische Sinn. Nach einigen Worten über Veuillot geht Vallette über zu Bonstetten und Mme. de Staël. Das tiefe Mitleid des philanthropischen Bonstetten für die Misère der römischen Plebs wird hier richtig betont. Nur hätte Vallette hinzufügen können, daß schon vor Bonstetten ein anderer französischer Schriftsteller denselben Ton angeschlagen hatte: nämlich Dupaty, der Schüller Rousseaus. Mme. de Staël scheint mir entschieden zu kurz zu kommen. Bei aller Oberflächlichkeit versteht sie es doch, die Melancholie, die über der ewigen Stadt schwebt, wieder zu geben. Warum Simond und Didier einer näheren Besprechung wert erachtet werden, erhellt nicht recht. Dasselbe scheint mir schließlich auch von Cherbuliez zu gelten. Vallette widmet dann Stendhal ein langes Kapitel, besonders den „Promenades dans Rome". Wenn Vallette ihn auch etwas überschätzt, so betont er doch, und zwar mehr als ich es in meinem Buch „The Interpretation of Italy" getan habe, das durchaus Moderne in Stendhals Psyche. Anderseits muß bedacht werden, daß Stendhal wegen seiner für das angehende neunzehnte Jahrhundert etwas rückständigen Kunstansichten nicht als der große Bahnbrecher gelten kann, zu dem ihn Vallette macht.

Nach einigen Worten über den liebenswürdigen Ampère wendet sich Vallette zu einer Besprechung der Goncourts, Taines und Renans. Unter diesen ist natürlich Taine bei weitem der Bedeutendste. Da sich aber Vallettes Buch ausschließlich mit Beschreibungen von Rom beschäftigt, erscheint Taine in keinem ganz günstigen Lichte, denn die Kapitel über Rom gehören nicht zu den glücklichsten in dem sonst so glänzenden „Voyage en Italie". Dennoch hätte Vallette mehr hervorheben sollen,

wieviel Originalität sich in Taines Behandlung der gesehenen Gegenstände verrät, wenn auch manches schiefe Urteil mit unterlaufen mag.

Im letzten Kapitel haben wir es zu tun mit Zola, Bourget und Anatole France. Sehr willkommen ist der Nachweis, wie absolut Zola in der Besprechung der Kunstgegenstände Roms von seinen Quellen — besonders von Bädeker — abhängt. Befremden muß, daß René Schneiders „Rom. Complexité et Harmonie", Paris 1907, auch nicht mit einer Silbe erwähnt wird.

Mit einigen Bemerkungen über das moderne Rom, die im Gegensatz zu den oft übertrieben strengen Ausfällen gegen die Bestrebungen der römischen Behörden wohltuend wirken, schließt das liebenswürdige und anregende Werkchen.

Brown University, Providence, R. I. Camillo v. Klenze.

Baldensperger F., Études d'histoire litteraire. Paris 1907 Hachette 3·50 Fcs.

Baldensperger, gegenwärtig eigentlich der Einzige, der „vergleichende Literaturgeschichte" berufsmäßig und mit voller Fachkenntnis betreibt, legt nach löblicher französischer Sitte eine Sammlung von Studien vor, die französisch-kosmopolitische Spiegelungen zum Gegenstand haben. Eine fein abwägende Einleitung spricht sich über die Methoden der Literaturgeschichte aus und weiß auch die Grenzen der von Brunetière allzu unbedingt proklamierten évolution des genres kundig zu bezeichnen.

Der wichtigste Aufsatz, auch dem Umfang nach der bedeutendste, handelt über die Erklärung der Weltherrschaft, die die französische Sprache im 18. Jahrhundert ausübte, durch eben dies Jahrhundert. Mit einer erschreckenden Belesenheit führt Baldensperger unzählige Urteile und Erklärungsversuche vor, die er mit seinem schon am „Goethe en France" vielbewunderten Organisationstalent übersichtlich ordnet. Viel erinnert die Untersuchung an die v. Belows über die Ursachen der Rezeption des Römischen Rechts in Deutschland, wo ebenfalls eine eigentlich nur durch ihren Umfang verwunderliche Tatsache aus der historischen Psychologie zu deuten war. Das Ergebnis wird in beiden Fällen ein ähnliches sein: mehrere Ursachen wirken „konvergent", nicht überall dieselben (wie Baldensperger sehr hübsch auseinandersetzt), aber doch einige fast überall. Die wichtigste wird wohl doch in der politischen Vormachtstellung Frankreichs zu finden sein. Fr. C. Moser, der berühmte Publizist, hat eine „Abhandlung von den Europäischen Hof- und Staatssprachen, nach deren Gebrauch im Reden und Schreiben; mit authentischen Nachrichten belegt" (Frankfurt a. Main 1750) verfaßt, aus der die politische Superiorität der französischen Sprache recht anschaulich hervorgeht.

Die lateinische Sprache kämpft noch mit der französischen z. B. in Polen (S. 134) und den Niederlanden (S. 410); Deutschland aber führt (S. 329 f.) noch einen langen und natürlich vergeblichen Kampf mit dem Marschall Belleisle als Gesandten in Regensburg, der seine Beglaubigung schlechterdings nur in der eigenen Sprache überreichen will, während der Kongreß mindestens auf einer „Transsumpt" in lateinischer Sprache besteht. Hier ist die Präponderanz der französischen Sprache nichts als eine „Funktion" der politischen Vormachtstellung. Wer dagegen den geringen Einfluß der Künste und schönen Wissenschaften auf die Staatsmänner bedenkt, wird in der beliebten Ansicht von dem Dank Europas für die Vorzüglichkeit der französischen Literatur doch größtenteils nur eine Selbsttäuschung der Schriftsteller erblicken: was hat denn die Anerkennung der poetischen Bedeutung Goethes, Schillers, Heines, der deutschen Sprache im Ausland geholfen? Wie der Handel, folgt die Weltliteratur der „Flagge"; natürlich nur, wo sie dazu überhaupt gerüstet ist. So bringt Baldensperger denn auch (S. 19 f.) interessante Belege der „Sprachwürdigung" des Französischen (wie v. A. Gabelentz sich ausdrückte); gerade sie wären freilich noch zu vermehren.

Spezieller sind die Studien über die Aufnahme berühmter Dichtungen: Youngs Nachtgedanken und Bürgers Lenore werden durch ihre wandlungsreichen Wege in Frankreich verfolgt, Zeugnisse romantischen Spieles in dem doch unromantischsten Lande; interessant ist besonders auch die Vorwegnahme (S. 148) des Lenorenmotivs durch Berquin. Hierher gehört auch die Schilderung des „genre troubadour" in Frankreich, wobei so ergötzliche falsche Mittelalterei zustande kommt wie bei Gleim.

Den Abschluß bildet der Essay über die Definitionen des „Humors". Wir hätten lieber eine andere Studie am Ende gesehen als diese gelehrte und lehrreiche, aber unbefriedigende Arbeit, die eigentlich nur beweist, wie Ausdrücke zwischen dem Verständnis der Nationen stehen können. Der moderne Humor ist eben etwas Modernes; nicht bei Rabelais, nur bei Claude Tillier können die Franzosen Stoff für seine Charakteristik finden!

Das Buch macht dem einzigen Lehrstuhl für vergleichende Literaturgeschichte, seinem Inhaber und der ganzen vielbestümperten Disziplin Ehre.

Berlin. Richard M. Meyer.

Kasch Fritz, Leopold F. G. v. Göckingk. Marburg 1909, Elwert (Beitrag zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von E. Elster, Nr. 5).

Der Gegenstand hat ein wenig auf den Verfasser abgefärbt. Es ist etwas von der blassen Mittelmäßigkeit Göckingks in der immerhin verdienstlichen Erzählung von dessen Leben und Wirken. Wie der Verfasser dem Dichter (S. 12) mit Recht „zu geringe Phantasie" vorwirft, so fehlt es auch ihm an Anschauungskraft, die durch Analysen der Satiren (S. 66), Episteln (S. 75) und anderen Dichtungen, durch brauchbare Angaben über Wortschatz (S. 40) und Metrisches

(S. 39) nicht ersetzt werden kann. Die gelegentlichen Rückblicke (S. 61, 90) geben auch kein einheitliches Bild von Göckingks Dichterpersönlichkeit. Fleiß beweist auch die Tabelle zu den Sinnsprüchen (S. 64), wenig Humor die trockenen Berichte über das bemalte Hemd (S. 87) und dergleichen: nur das mit Lorbeerzweigen geheizte Bad hat selbst Kasch (S. 115) belustigt.

Berlin. R. M. Meyer.

Henning Hans, Karl Philipp Moritz. Ein Beitrag zur Geschichte des Goetheschen Zeitalters. Bericht des Livländischen Landesgymnasiums zu Birkenruh bei Wenden. Riga 1908.

Im Vorwort hofft der Verfasser, daß seine Materialsammlung, solange eine Lebensgeschichte von Moritz entbehrt werden müsse, als Notbehelf dienen könne und gibt als die Absicht seiner Arbeit an: „Sie versucht Falsches richtig zu stellen und alles das zusammenzufassen, was bis jetzt an verschiedenen, zum Teil schwer zugänglichen Stellen über Karl Philipp Moritz veröffentlicht worden ist."

Nach dieser schönen Verheißung, deren Erfüllung die sehr im Argen liegende Moritzforschung um einen wertvollen und willkommenen Beitrag bereichert hätte, folgt zunächst ein „Literaturnachweis". Über seine bedauerlichen Lücken und über die mangelhafte Anordnung, die trotz einer scheinbar strengen Scheidung in einzelnen Rubriken dann wieder alles mögliche durcheinanderwirft, ließe sich zur Not hinwegsehen. Auch daß der Verfasser statt gleich hier jene versprochene Zusammenstellung zu geben, nur die Moritzbibliographie von Meusel (IX, 260—268) zugrunde legte, dagegen an den besten zeitgenössischen Verzeichnissen in Rötgers „Nekrolog für Freunde deutscher Literatur" (Stück III. Helmstädt 1797. S. 153—162) und in dem von ihm angeführten Jördens (VI, 845—882) vorüberging, könnte man sich gefallen lassen, wenn er nur die übernommenen Angaben nachgeprüft und die von ihm angeführten Schriften von Moritz selber eingesehen und verglichen hätte! Dann wäre er auch dem sein Vorwort eigenartig illustrierenden Mißgeschick entgangen, das ihn fast alle Fehler Meusels getreulich übernehmen ließ.

So setzt Henning die erste Auflage der „Sechs deutschen Gedichte" auf 1780 statt auf 1781, nennt den „Blunt", für den eine unbedingt genaue bibliographische Angabe ohne große Mühe aus dem später zitierten Aufsatz von Minor (Grillparzer-Jb. IX, S. 82, Anm. 18) zu entnehmen war, ein Schauspiel „in einem Akt" statt „in einem Aufzuge", gibt seinem Gewährsmann folgend, die Titel der „Beiträge zur Philosophie des Lebens" und des „Neuen ABC Buchs" falsch an, läßt von dem „Mythologischen Wörterbuch" zwei Teile erschienen sein und ersetzt das bei Meusel offen gelassene Erscheinungsjahr der 1780 herausgekommenen ersten Auflage der „Beiträge" falsch durch die Jahreszahl 1781. Ebenso erklären sich die irrigen Angaben über Moritz' Anteil an der Heraus-

gabe der „Monatsschrift der Akademie der Künste" und der Zeitschrift „Italien und Deutschland". Von der „Monatsschrift" wurden wohl nur die beiden ersten Stücke des zweiten[1]) Jahrganges 1789/90 von A. Riem und K. P. Moritz gemeinsam herausgegeben. Auf dem Titel des dritten Stückes fehlt jede Angabe über den Herausgeber. Inzwischen nämlich waren Differenzen zwischen Riem und Moritz vorgekommen, die zur Folge hatten, daß die „Monatsschrift" mit diesem dritten Stück überhaupt zu erscheinen aufhörte und in den von Moritz allein redigierten „Annalen" fortgesetzt wurde. Von der Zeitschrift „Italien und Deutschland" dagegen gab Moritz nur die Stücke 1 bis 4 (1. Band) in den Jahren 1789, 1789, 1790, 1791 mit A. Hirt zusammen heraus. In dem ersten Stück des zweiten Bandes (1792) zeichnete er allein und das zweite Stück (1793) ist „nach des Herausgebers Tode fortgesetzt von einigen Gelehrten".

Schlimmer noch als diese Herübernahme des Verkehrten sind die Fehler, die Henning seinerseits auch dort unterlaufen, wo Meusel ihm das Richtige darbot. So heißen die Titel: „Deutsche Sprachlehre für die Damen", „Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik" und „Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente". Wenn Meusel (IX, 266) zu den „Launen und Phantasien" anmerkt: „Eigentl. eine neue Auflage von Moritz'ens Schrift: Die große Loge usw. vermehrt mit 18 kleinen Aufsätzen von ihm, die theils in Zeitschriften, theils in seinen Werken abgedruckt sind", so macht der Verfasser daraus unbedenklich den neuen Sachverhalt zurecht, daß die zweite Auflage der „großen Loge" unter dem Titel „Launen und Phantasien" erschienen sei. Die richtige Jahreszahl 1793 für das Erscheinen des letzten Magazinbandes wäre gleichfalls aus Meusel zu entnehmen gewesen.

In noch eigenartigerem Lichte erscheint die Zuverlässigkeit des Literaturnachweises, wenn man im Widerspruch zu den Angaben der Bibliographie (S. 5) im Text (S. 16) richtig angegeben findet, daß die „Beiträge" 1780 zuerst veröffentlicht wurden; wenn dort (S. 21) für das Erscheinen des „Magazins" richtig die Jahre 1783—1793 in Klammern hinzugefügt sind statt der falschen 1783—1792 des Literaturnachweises (S. 6); wenn endlich in diesem (S. 6) der erste Band der „Denkwürdigkeiten" richtig für 1786 und im Text (S. 27) falsch für 1785 angesetzt wird. Ob man alle diese Versehen, wie man gern möchte, als bloße Druckfehler betrachten darf, wird angesichts der gesamten Arbeitsweise Hennings zum mindesten zweifelhaft. Um sie noch aus dem Text näher zu charakterisieren, übergehe ich alle weiteren Fehler, Lücken und Mängel des Literaturnachweises, vor allem seine letzte und anfechtbarste Rubrik „Schriften, die Moritz behandeln oder

---

[1]) Alle gesperrten Worte, auch im folgenden, sind von mir gesperrt.

erwähnen", die unter anderm die Vermutung nahelegt, daß der Verfasser für Moritz, oder jedenfalls für die vorliegende Arbeit nicht einmal Goedekes Grundriß eingesehen und benutzt hat.

Gegen Hennings Darstellung aber müssen genau die gleichen Vorwürfe erhoben werden wie gegen seine Bibliographie. Wenn für diese Meusel kritiklos ausgeschrieben, für den Neudruck des „Reiser", den der Verfasser 1906 bei Reclam herausgegeben hat, G. Weissteins Privatdruck ohne jede Nennung benutzt wurde, so stimmt es dazu vollkommen, daß auch im Texte der vorliegenden Schrift schlimme Spuren einer in diesem Maße unzulässigen Kompilationstätigkeit sich finden. Aus Pröhles „Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde" (Potsdam 1889, S. 163), einer wahrlich trüben Quelle, wird (S. 55) das Urteil über Moritz' „Götterlehre", das diese als sein „bedeutendstes wissenschaftliches Werk" bezeichnet, unbedenklich übernommen. Im engsten Anschluß an Geigers Artikel in der ADB. (22, 312) heißt es bei Henning S. 20:

Geiger:	Henning:
Er hatte eine Reihe größerer Pläne, die er jedoch nur zum Theil ausführte. Der erste war der einer neuen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften; der zweite der eines großen psychologischen Werkes; der dritte der einer Art Volkszeitung.	Drei große Gedanken griff Moritz jetzt auf, um sie zu verwirklichen. Er wollte eine neue Theorie der Künste begründen, ein großes psychologisches Werk schreiben und eine öffentliche Zeitung schaffen.

Noch weiter geht die Abhängigkeit bei der Besprechung von Moritz' Prosodie:

Geiger: ADB. S. 311:	Henning S. 26:
Moritz entwickelt darin die Theorie des Silbenmaßes aus dem Unterschiede zwischen Gedanken und Empfindung, handelt über die einzelnen Theile des Verses, über die Versmaße, über den Reim, rühmt die Vortheile des Reims, bespricht sehr ausführlich den Gegensatz zwischen antiker und deutscher Versbehandlung, wobei er z. B. definirt, daß unser Vers mehr für den Verstand als für das Ohr ist, weil unsere Silben sich nicht durch die Anzahl und Beschaffenheit ihrer einzelnen Laute, sondern blos durch ihre innere Bedeutung aneinander abmessen.	In dieser reformatorischen Schrift entwickelt Moritz aus dem Unterschiede zwischen Empfindung und Gedanken eine Theorie des Silbenmaßes, behandelt die Fragen des Verses, Versmaßes und und Reims und unterscheidet deutsche von antiker Versbehandlung, wobei er hervorhebt, daß der deutsche Vers mehr für den Verstand als für das Gehör ist. Er führt darin aus, daß der prosodische Wert unserer Silben allein auf den Sinn der einzelnen Redeteile und deren Unterordnung nach der Wichtigkeit ihrer Bedeutung zu gründen und nicht nach der Quantität zu bemessen sei.

Bei dieser Unselbständigkeit des Verfassers nimmt es nicht wunder, daß auch hier wieder eine Menge von Fehlern aus seinen trübfließenden Quellen in die richtigstellende Zusammenfassung herübergenommen werden.

Bei der Erwähnung von Horaz' Ode III, 13: O fons Bandusiae schreibt Henning (S. 13) Klischnig und Moritz getreulich das Versehen: „an den Blandusischen Quell" nach. — Zum Konrektor wurde Moritz bereits am 28. Oktober 1779 ernannt, vom 29. ist die Bestallung datiert. Im Jahre 1782 aber ist er eben gerade nicht, wie er selber wünschte, „avanciert" (zum Prorektor der Kölln. Schule), sondern nur in seiner bisherigen Eigenschaft als Konrektor an die Kölnische Schule herübergesetzt worden[1]). (Gegen Henning S. 14.) — Den Lesefehler Leysers (II, 341) „Porta Sixt.", den der Verfasser seinerseits noch einmal (S. 31) in „Posta Sistina" verdreht, hat F. Noack in einem Henning unbekannten, für den Moritzforscher aber sehr wichtigen Aufsatz des Goethe-Jahrbuches (26, 175, Anm. 2) oder wenn dies dem Verfasser zu „schwer zugänglich" ist, in seinem Buche: „Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900" (Stuttgart und Berlin 1907, S. 370, Anm. 7) berichtigt („Ponte Sisto"). — Der Entführer von Moritz' Frau heißt nicht, wie das Henriette Herz immer wieder und natürlich auch von Henning (S. 61) nachgeschrieben wird, „Sydow — oder Zülow", sondern Johann Christian Siede (1765 bis 1806, vgl. Goedeke[2] V, 517). Als Schriftsteller entfaltete er eine ungemein vielseitige, in erster Linie auf Gelderwerb zielende Tätigkeit und verfaßte darum unter anderm auch eine große Anzahl sensationeller Bücher pikanten oder erotischen Inhalts. Zu Anfang der Neunzigerjahre gründete er in Berlin eine „Handlungsakademie", bei der er aber „sein ganzes durch Schriftstellerei sauer erworbenes Verdienst" zusetzte. Im Verlage von Matzdorf, Moritz' Schwiegervater, erschien von 1791 an sein „Altar der Grazien und Musen". Nach Moritz' Tode bewarb Siede sich bei dem Minister Freiherrn von Heinitz um dessen Stelle und in diesem Gesuch (29. Juni 1793) schreibt er über seine Beziehungen zu dem Verstorbenen: „Der gute Moritz stürzte mich gleich nachher (nach dem Scheitern der Handelsakademie) dadurch völlig zu Boden, daß er mich durch seinen wirklich unreifen Einfall, sich zu verheirathen, von einem Hause abriß, welches mich damals ganz ernährte." Weiter heißt es im Eingang des Gesuches: „Es wird Ew: Excellenz gewiß nicht unbekannt geblieben seyn, daß ohngefähr seit einem Vierteljahre der nun verstorbene Professor Moritz alle die Mißverständnisse in die wir gegenseitig durch Lage und Schicksal gedrängt waren, mit mir ausgeglichen, und sich, nach seinem überall öffentlich geäusserten Grundsazze „„alles wieder gut zu machen, was er schlimm gemacht"", als der innigste Freund für mich interessirt hatte. Diese vergütende Freundschaft versprach er mir vorzüglich dadurch thätig zu beweisen, daß er sich an die Gnade, die er in Ew. Excellenz

[1]) Näheres in meiner Arbeit: Anton Reiser, Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie. A. Kösters, Probefahrten, Band 14, Leipzig 1909, S. 113.

huldreichsten Protection genoß, für mein Fortkommen und in Hinsicht eines festen Gehalts zu verwenden suchen wolle.“ —

Weiter wird nun aber auch hier im Text der Henningschen Arbeit diese Herübernahme von Fehlern aus den Vorlagen wiederum überboten durch eine Anzahl grober, zum Teil bitterböser Versehen und Irrtümer, die dem Verfasser auch da begegnen, wo er aus seinen Quellen das Richtige entnehmen konnte. Es ist noch verhältnismäßig harmlos, wenn S. 9 und 10 der von Ulrich (Euph. V, 92) namhaft gemachte Hutmacher Lobenstein beharrlich als Lohenstein aufgeführt wird oder wenn S. 11 (vgl. Euph. V, 295 ff.) nur von der Ackermannschen, nicht aber von der Schröderschen Truppe die Rede ist. Dagegen sind einige weitere Mißverständnisse des Verfassers in hohem Grade komisch. Seiner Entdeckung eines völlig unbekannten Dramas: Sillos „the fatal discovery“ (1737) werden hoffentlich die Anglisten das nötige Interesse und die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. Moritz „Blunt“ dagegen ist, wie Minor in dem von Henning (S. 17) zu dieser Stelle in der Anmerkung zitierten, aber wie ich annehmen will, nie gelesenen Aufsatz (Grillp. Jb. IX, 35 ff.) überzeugend nachgewiesen hat, nicht einmal von Lillos „the fatal curiosity“ abhängig. — Die Anmerkung auf S. 29 bezichtigt E. Schmidt der „Annahme“, daß Goethe viermal für Moritz an Frau Standtke geschrieben habe. Denn freilich, nur wer die betreffende Anmerkung E. Schmidts (Schr. d. Goethe-Ges. II, 412), aus deren Anfang der von Henning in seiner eigenen Anmerkung wörtlich zitierte Passus entnommen ist, auch noch in ihrem Schlußsatz aufmerksam las, konnte in ihm den Hinweis auf die vorher mitgeteilte Brieftabelle Goethes (ebenda S. 399 ff.) entdecken und sich belehren lassen: „Nach unserer Liste oben hat Goethe viermal an Frau Standke geschrieben.“ Wenn dann aber in der unmittelbar folgenden Angabe der Anmerkung E. Schmidts: „zuletzt am 12. April 89“ (soll heißen 88, vgl. S. 402) ein Druckfehler stehen geblieben ist, so muß dieser natürlich, bei der magnetischen Anziehungskraft, die alles Verkehrte für den Verfasser hat, schleunigst übernommen werden. — Die Technik des fünften Bandes der Schriften der Goethe-Gesellschaft, der die Anmerkungen ohne Einzelverweise im Text am Schluß des Ganzen vereinigt, hat eine dritte köstliche Entgleisung Hennings verschuldet. Bei dem Abdruck eines Briefes von Moritz an Goethe (Schr. V, 48 ff.) ist ihm nämlich leider zu Moritz' Angabe (Schr V, 50): „Dies hat ein sehr schönes Bild vollendet“ auf S. 230 Harnacks Anmerkung über den Maler Albert Dies aus Hannover ganz entgangen. Glücklicherweise aber berichtet Moritz im Abschnitt vorher von dem Maler Müller und so gibt es auch bei Henning (S. 43) einen runden Sinn, wenn jetzt der neue Absatz beginnt: „Dieser hat ein sehr schönes Bild vollendet.“ Nach alledem ist es fast selbstverständlich, daß hier, bis auf vereinzelte Stücke aus Klischnigs

„Erinnerungen", keineswegs Briefe zum Abdruck kommen, die an entlegenen, schwer zugänglichen oder nicht ohne weiteres aufzufindenden Stellen veröffentlicht sind[1]), sondern daß lediglich, um die Bogen zu füllen, naheliegende und bekannte Publikationen (Pröhle, Goethe-Jahrbuch, Schriften der Goethe-Gesellschaft, Harnacks Geschichte der preußischen Akademie) für die nachlässige und fehlerhafte Wiedergabe in unserer Schrift ausgebeutet werden.

Und nun endlich die große Zahl der eigenen Kombinationen und Erfindungen des Verfassers, mit denen er statt selbständiger Forschung oder statt eines ehrlichen non liquet überall da gar schnell bei der Hand ist, wo ihn die Quellen im Stich lassen! So wird (S. 14) Moritz' Wirksamkeit als Lehrer am Potsdamer Waisenhause in die Zeit vom Juli bis November 1778 gesetzt, weil Henning (wohl aus G. Weissteins Publikation) weiß, daß Moritz am 2. Dezember 1778 am grauen Kloster eingeführt wurde. In Wahrheit hat er das Amt in Potsdam nur vom 23. Juli bis zum 9. Oktober 1778 bekleidet. — In der Freimaurerloge soll er „bald" Bruder Redner geworden sein (S. 16), während er am 22. November 1779 eintrat und erst 1789 diese Würde erhielt, die er dann bis 1791 innehatte. — Mit dem gleichen Rechte, mit dem (S. 21) Jung-Stilling, aus dessen Autobiographie Moritz ein Stück im „Magazin" abgedruckt hat, unter den „Mitarbeitern" dieser Zeitschrift genannt wird, könnte man denselben auch die selige Madame Guion zuzählen. — Nicht so sehr der Leserkreis der Vossischen Zeitung als vielmehr Döbbelin selbst ist gegen Moritz' Theaterkritik eingeschritten, so daß er, nachdem der Groll des gekränkten Direktors im November 1784 zum Ausbruch gekommen war, diese sehr bald wieder ganz fallen ließ. Erst Mitte 1785 dagegen fand der Redaktionswechsel statt, der sich keineswegs, wie Henning, sicher ohne auch nur ein Blatt der Vossischen Zeitung jemals gesehen zu haben, kühn behauptet (S. 24), durch einschneidende Änderungen und Abschaffung aller Moritzschen Neuerungen kennzeichnet. Schon darum nicht, weil Moritz vieles von dem, was zwar in dem „Ideal einer vollkommenen Zeitung" volltönend versprochen war, niemals verwirklicht und einzelne seiner Versuche während seiner Redaktionspraxis schnell wieder aufgegeben hatte. Manches dagegen wurde auch nach seinem Ausscheiden beibehalten, so ist z. B. noch bis 1789 das Titelblatt mit dem Januskopf geschmückt, durch den Moritz vom 1. Januar 1785 an die früher dort üblichen militärischen und königlichen Embleme ersetzt hatte. Vollends der Titel der Zeitung, über den Henning

[1]) Etwa: Büschings Wöch. Nachr. 1786. XIV, S. 431. — K. Ph. Moritz, Allg. D. Briefsteller. Berlin 1793, S. 274 ff., 276 ff. — Grenzboten 1877. IV. 516—518. — Allg. D. Biogr. 22, 314. — G. Weisstein: Carl Philipp Moritz. Berlin 1899, S. 10—12. — Kants Ges. Schriften. Hgb. v. kgl. Preuß. Akademie: X, 333. — Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt. Weimar 1900. S. 169 ff.

ganz irrige Angaben macht, ist durch Moritz' Redaktionstätigkeit gar nicht berührt worden. Schon 1753 hieß das Blatt einmal: „Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung", legte sich dann von 1779 an diesen Namen wieder bei und nennt sich bereits 1784, also schon vor Moritz' Wirksamkeit: „Königl. privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung"[1]).

In Moritz' Fehde mit Campe sind keineswegs, wie Henning (S. 48) angibt, zunächst die sechs Erklärungen in der Allgemeinen Literaturzeitung (Intelligenzblatt) und dann die beiden selbständigen Streitschriften von Campe und Moritz erschienen. Vielmehr bat Campe, nachdem Moritz im Intelligenzblatt der ALZ. Nr. 65 vom 16. Mai 1789 (Sp. 555/6) den Kampf mit einer vom 2. Mai datierten Erklärung veröffentlicht hatte, das Publikum in Nr. 75 vom 13. Juni (Sp. 636) zunächst um „achttägige Geduld". Indessen teilte er dann schon in Nr. 76 vom 17. Juni (Sp. 643/4) in einer vom 3. Juni datierten Anzeige mit, daß seine Antwort, die den für das Intelligenzblatt zulässigen Umfang beträchtlich überschritten habe, als besondere Schrift gedruckt worden sei und „mit den nächsten von hier ablaufenden Posten an alle beträchtliche Buchhandlungen Deutschlands versandt" würde. Darauf schrieb Moritz unverzüglich seine Gegenschrift. Schon in Nr. 87 vom 11. Juli (Sp. 729) zeigte er sie als erschienen an und benutzte die günstige Gelegenheit, um in persönlichster Polemik den Gegner auch hier heftig anzugreifen, den Ausfall, mit dem er in seiner Schrift geschlossen hatte, zu wiederholen und einige neue scharfe Hiebe gegen Campe zu führen. Dieser erklärte darauf in Nr. 91 vom 25. Juli (Sp. 763/4) eine neue Erörterung über Moritz' Antwort auf seine „nothgedrungene Schutzschrift" für überflüssig, versuchte kurz seine Angaben hinsichtlich der Quittung über die Schuldsumme zu entkräften und rief das Publikum zum Richter auf. Gegen diese Replik erwiderte Moritz, dem Goethe und Bertuch zum Schweigen rieten (vgl. ADB 22, 314), in einer von Bertuch ihm vorgeschriebenen Erklärung in Nr. 100 vom 19. August (Sp. 844), die sich der erbitterten persönlichen Ausfälle der vorigen Anzeige (vom 11. Juli) völlig enthielt und nur kurz und sachlich noch einmal auf die Verteidigungsschrift hinwies. Damit fand die unerquickliche literarische Fehde ihr Ende. — Wenn Moritz nur an Goethe „gewissenhaft" geschrieben haben soll (S. 51), so ist auch das eine leere Vermutung des Verfassers, denn z. B. am 2. November 1789 (W. A. Briefe 9, 160, 6) richtet der Dichter an Reichardt die Frage: „Was macht Prof. Moritz? ich habe lange nichts von ihm gehört."

---

[1]) Über 1784 vermag ich diesen Titel nicht zurückzuführen, da mir die betreffenden Jahrgänge nicht zur Hand sind. Jedenfalls ist nicht nur Hennings, sondern auch Buchholz' Angabe: Die Vossische Zeitung. Berlin 1904, S. 53, falsch.

Nach diesen Proben kann ich abbrechen. Nicht als ob die Aufzählung und Berichtigung der unmittelbaren schweren Fehler des Verfassers damit schon beendet wäre; sondern weil das Vorstehende genügen dürfte, um Hennings Arbeit zu kennzeichnen und mein scharfes Urteil zu begründen. Denn die angedeuteten Mängel werden nun auch nach der positiven Seite keineswegs durch einen Gewinn an neuem Material, neuen Gesichtspunkten oder psychologischer Vertiefung und Belebung aufgewogen.

Alledem gegenüber ist endlich auch das keine Entschuldigung, daß Hennings Arbeit wohl in Birkenruh bei Wenden in Livland entstanden ist, wo das Material wahrscheinlich so gut wie ganz fehlte und wo auch die Beschaffung von außerhalb kostspielig und schwierig gewesen sein muß. Im Hinblick auf solche Hindernisse wird man einer ehrlichen und gewissenhaften Arbeit einzelne Mängel und Lücken gern zugute halten. Wo dagegen wie hier die einfachsten und notwendigsten Vorbedingungen für eine derartige Untersuchung fehlten, durfte sie gar nicht unternommen, geschweige denn veröffentlicht werden! Wenn dies doch geschah, wenn eine Reihe flüchtiger und von Fehlern wimmelnder, wahllos zusammengeraffter Notizen, wie sie der Verfasser sich vor Jahren für die Herausgabe des „Anton Reiser" gemacht haben mag, als genügende Materialsammlung für eine in dem Vorwort doch mit ernsten Ansprüchen auftretende Darstellung angesehen wurde, so ist für ein solches Verfahren auch die schärfste Ablehnung nur eben scharf genug.

Landsberg (Warthe). Hugo Eybisch.

Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen. Nach den Handschriften herausgegeben von Albert Leitzmann. Viertes Heft: 1789—1793. Fünftes Heft: 1793—1799. Berlin, B. Behr 1908. (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 140 und 141, 3. Folge Nr. 20 und 21.) 7 und 5 M., Subskriptionspreis 6 und 4.50 M.

Mit diesen beiden Heften liegt die wertvolle neue Ausgabe der für die allseitige Kenntnis des Denkers und Schriftstellers Lichtenberg so ungemein wichtigen Aphorismen abgeschlossen vor. Nach der zwischen den Heften 3 und 4 infolge des Verlustes der Aphorismenbücher G und H aus dem im Leben Lichtenbergs so bedeutsamen Dezennium von 1779—1788 leider klaffenden Lücke bieten diese beiden letzten Hefte die Aufzeichnungen aus seinen letzten zehn Lebensjahren. Heft 4 wird von dem Buche J (Januar 1789 bis April 1793) ausgefüllt (Text S. 1—229, Anmerkungen S. 230—330). Heft 5 enthält die spärlichen Überreste des Buches K, das bis auf ein paar Blätter ebenfalls verloren ist (Text S. 1—8, Anmerkungen S. 139—143), und das Buch L (1796—1799), das bis wenige Tage vor Lichtenbergs Tode reicht (Text S. 9—137,

Anmerkungen S. 144—197). Die Bücher sind nach Lichtenbergs Gewohnheit von vorn und von hinten zugleich beschrieben, indem jeweils die vordere Hälfte die Aphorismen, die hintere die physikalischen Bemerkungen enthält. Von den letzteren wird nur mitgeteilt, was durch Inhalt oder Darstellung über das engere fachwissenschaftliche Interesse hinausgeht, von den ersteren alles, was irgendwie literarischen Charakter hat. Wie in den früheren Büchern folgen sich in buntem Wechsel Bemerkungen der mannigfaltigsten Art, gedankenreiche philosophische Aufzeichnungen, psychologische Ausführungen und einzelne Gedanken, die den scharfsichtigen Kenner und Beobachter der menschlichen Natur zeigen, Urteile über literarische Erscheinungen und Persönlichkeiten, hingeworfene witzige Gedanken, Bilder und Vergleiche, die für künftige schriftstellerische Verwertung vorläufig fixiert werden sollten, sonstige vorläufige Materialien für literarische Pläne, Lesefrüchte, zuweilen auch unglaubliche Plattheiten, wo Lichtenberg seiner Abneigung gegen alle positive Religion und besonders gegen die Katholiken Luft macht, und welche zeigen, daß der sonst so selbständige Denker in dieser Hinsicht von seinen frühesten Schriftstellerjahren bis in seine letzte Zeit aus der Einflußsphäre des ebenso seichten wie fanatischen Vulgärrationalismus Nicolais und der Allgemeinen deutschen Bibliothek nicht herausgekommen ist. Daß auch solche Nummern aufgenommen sind, die bloß den Titel eines Buches enthalten, das Lichtenberg eben las oder, nachdem er es irgendwo angezeigt gefunden hatte, lesen wollte, ist durchaus zu billigen; denn für die Kenntnis seiner mannigfaltigen geistigen Interessen ist auch solches Material schätzbar. Aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalt sei zuerst hingewiesen auf die zahlreichen, durch beide Hefte sich hinziehenden Stellen, die sich mit der Kantischen Philosophie beschäftigen. Leider muß auch hier wieder der Verlust der dem Buche J vorausgehenden beiden Bücher beklagt werden, die in jene Jahre fallen, in denen Lichtenberg zuerst die Bekanntschaft mit Kant machte; ergänzend muß zu dem Gebotenen ferner herangezogen werden, was aus den verlorenen Teilen von K im ersten Bande der Vermischten Schriften unter den „Philosophischen Bemerkungen" von Stellen über Kant noch mitgeteilt ist. Daneben haben wir, besonders im 4. Heft, manche Zeugnisse für Lichtenbergs Stellung zu Spinoza. Gegenüber der früheren hohen Schätzung Mendelssohns durch Lichtenberg ist von Interesse die Stelle L 590 (Heft 5, S. 108 f.), die sich in antisemitischem Zusammenhang gegen dessen Überschätzung ausspricht. Auf literarhistorischem Gebiete sei hingewiesen aus Heft 4 auf die bewundernde Anerkennung für Thümmel, die fortgesetzte, erbarmungslose Polemik gegen den gehaßten Zimmermann und die Ausdrücke tiefster Verachtung für Kotzebue als Menschen und Schriftsteller. Heft 5 bietet, neben der Stelle in den Briefen 3, 204, die Zeugnisse für Lichtenbergs hohe, wenn auch keineswegs kritiklose Wertschätzung Jean Pauls. Auf politischem

Gebiete sind von großem Interesse die vielen Stellen in Heft 4 und 5 über die französische Revolution und über Revolutionen überhaupt, zu denen noch die im Manuskript verlorenen Stellen in den Vermischten Schriften 1, 236—247 kommen. Es läßt sich jetzt verfolgen, daß auch nach dem Königsmord Lichtenbergs Sympathie mit der gewaltsamen Umwälzung keine wesentliche Einbuße erlitt. Unter den Lesefrüchten im 4. Heft seien hervorgehoben die zahlreichen Exzerpte aus den hinterlassenen Werken Friedrichs des Großen und aus den nach seinem Tode über ihn erschienenen Schriften; ferner aus den Biographien Samuel Johnsons von Hawkins und Boswell, aus denen besonders originelle Aussprüche Johnsons notiert werden, dessen ungeschliffene Eigenart das Interesse des Menschenbeobachters Lichtenberg erregte, obwohl sie ihm nach Schriften 1, 283 keineswegs sympathisch war. Von Vorarbeiten für literarische Arbeiten haben wir zunächst zahlreiche hingeworfene Gedanken zur Erklärung Hogarths, die nicht alle später Verwendung gefunden haben, und Notizen zur Verwendung für den Göttinger Taschenkalender; das letzte Buch bietet noch eine Reihe von Notizen für den Kalender auf das Jahr 1800, den Lichtenberg nicht mehr schreiben konnte. Von nicht ausgeführten Plänen zieht sich der des Romans vom doppelten Prinzen durch alle die Jahre hin. Tagebuchartige Eintragungen zwischen den Aphorismen, besonders solche, die sich mit Lichtenbergs wirklichen oder eingebildeten Krankheitszuständen beschäftigen, sind im Texte übergangen, aber in dankenswerter Weise in den Anmerkungen mitgeteilt. Die Anmerkungen sind im übrigen in der von den früheren Heften bekannten Weise eingerichtet. Sie geben zunächst zu jeder Nummer auf das genaueste über alle Korrekturen, Änderungen und Streichungen im Texte Auskunft, wo solche vorliegen, und geben dann alle wünschenswerten sachlichen Erklärungen, genaue Nachweise der Zitate, Anspielungen und angeführten Büchertitel, Hinweise auf sachliche und sprachliche Parallelstellen. Was für einen Aufwand von Zeit, Mühe und Geduld diese Anmerkungen repräsentieren, das wird jeder Kundige zu würdigen wissen. Am Schluß sind jedem Hefte die gewohnten Register angehängt, ein solches der berührten Schriften und Entwürfe Lichtenbergs, ein Personenregister und ein Sach-(und Wort-)Register. Endlich bringt das 5. Heft noch als eine sehr schätzbare Beigabe eine „Tabellarische Vergleichung der alten Ausgabe der Aphorismen mit der vorliegenden" S. 227—240); Seite für Seite wird hier für Band 1 und 2 der Vermischten Schriften angegeben, wo die einzelnen Aphorismen dieser alten Ausgabe sich in der neuen finden, und welche von der alten Ausgabe gebotenen in der neuen fehlen; wo bei den letzteren mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit angegeben werden konnte, aus welchem der verlorenen Aphorismenbücher sie stammen, ist dies geschehen. So kann man sich daraus bequem die Übersicht über die nur in der alten Ausgabe stehenden Stücke verschaffen

und dieselben wenigstens im allgemeinen ihrer chronologischen Stelle zuweisen; die Zuverlässigkeit des alten Textes im einzelnen muß dabei allerdings unsicher bleiben, nach den Erfahrungen, die man da machen kann, wo jetzt die Vergleichung mit Lichtenbergs wirklichem Text ermöglicht ist. Auch hierzu werden Zitate und erwähnte Bücher nachgewiesen. — Zum Schluß seien zur Berichtigung, respektive Ergänzung nur noch folgende Kleinigkeiten notiert: 4, S. 77, Z. 29 l.: or it will (statt well) be. J 754 (4, 129) ist gedruckt Schriften 2, 115, wie in der Tabellarischen Vergleichung, aber nicht in den Anmerkungen von Heft 4 notiert ist. 4. S. 298, Anm. zu J 846 l. Schriften 1, 293 (statt 298). Zu J 1072 konnte auch auf Schriften 2, 70 als eine Parallelstelle verwiesen werden. Die J 13 (4, S. 6) lobend zitierte Zeitschrift „Der Freymüthige," das Organ der süddeutschen katholischen Aufklärer, braucht Lichtenberg nicht direkt, sondern nur aus den wiederholten rühmenden Besprechungen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek gekannt zu haben. Die von ihm etwas frei wiedergegebenen Gedanken fand er hier in den längeren wörtlichen Auszügen Bd. 83 (1788), S. 610 f. Zu Heft 5, S. 231, Anm. 3 zu Schriften 1, 184 möchte ich bemerken, daß Lichtenberg hier bei dem Zitat „Alas poor Yorick!" nicht an dessen Ursprung aus Hamlet, sondern an die sentimentale Szene in Sternes Tristram Shandy, (Tauchnitz Edition, Leipzig 1849, S. 24 f.) gedacht hat. Die zeitlich nicht näher fixierte Stelle berührt sich im übrigen im Urteil über Sterne nahe mit E 427 und wird nicht zu weit davon abliegen; später ist Lichtenbergs Urteil über den berühmten englischen Humoristen wieder ein billigeres geworden. L 317 (vgl. Anm. S. 169) nimmt nicht auf eine Anekdote, sondern auf ein Gedicht von Peter Pindar Bezug: Peter Pindar's Works Vol. I (London 1809), p. 66 (in Lyric Odes for 1785, Ode V):

> Thou really dost not equal Derby Wright,
> The Man of night!
> O'er woollen hills, where gold and silver moons
> Now mount like sixpences, and now balloons;
> Where sea-reflections, nothing nat'ral tell ye,
> So much like fiddle-strings, or vermicelli.

Die Aphorismen Lichtenbergs, soweit sie in den Originalmanuskripten erhalten sind, liegen uns somit jetzt in einer Ausgabe vor, die ihrer literarhistorischen Bedeutung entspricht und deren Herausgeber seine Aufgabe in vorbildlicher Weise erfüllt hat.

Aachen. Friedrich Lauchert.

Gerhardt L., Carl Ludwig Fernow. Leipzig, H. Haessel Verlag 1908.

Bis jetzt hatten wir nur das schon ein Jahr nach seinem Tod erschienene Buch der Johanna Schopenhauer über Fernow (1810), es ist eine wertvolle Materialsammlung, enthält viele Briefe Fernows und

große Abschnitte aus seinen Tagebüchern. Der Verfasser des vorliegenden Buches sagt zwar in seinem Vorwort: von Fernows Briefen, „die uns den besten Aufschluß über sein Schicksal und seine literarische Tätigkeit geben", scheinen der Frau Schopenhauer nur wenige zur Verfügung gestanden zu haben und rühmt, daß die seiner Darstellung eingeflochtenen Briefe „zum größten Teil" unveröffentlicht seien. Aber tatsächlich wird man bei ihm nur sehr wenig finden, was nicht in jenem alten Buch auch schon steht; von wichtigeren Stücken nur einen Brief von Baggesen (vom 20. Februar 1795), einen an Wieland (12. November 1795), einen an Böttiger (11. Oktober 1798). Dazu kommen dann die erst nach 1810 bekannt gewordenen Äußerungen Goethes über Fernow. Überdies benutzt Gerhardt sehr vieles, was Frau Schopenhauer mitteilt und bemerkenswert gewesen wäre, nicht und verkürzt ihre Anführungen häufig, ohne deutlich zu machen, daß verkürzt wurde (es steht an solchen Stellen in der Regel ein Gedankenstrich, statt wie das sonst üblich ist, mehrere Punkte, mitunter fehlt aber auch der Strich, so ist z. B. in einem Brief an Reinhold vom 17. Mai 1794 bei Schilderung des ersten Eindruckes an Venedig die Stelle „unmittelbar sah ich mich mitten im Gedränge nach dem Armenier um, der mir vor (sic) allem, was ich von Venedig gelesen, am hellsten vorschwebte, aber ich sah ihn nicht" weggelassen, ohne daß das irgendwie angedeutet wäre). Als Materialsammlung steht also das Buch der Schopenhauer höher und wird durch das Gerhardtische nicht überflüssig gemacht. Aber auch in der Verarbeitung bedeutet es keinen Fortschritt: es sind hier wie dort nur Zitate und Auszüge aneinandergereiht und paraphrasiert. Die verbindenden Sätze nimmt Gerhardt namentlich im ersten Teil sehr häufig von seiner Vorgängerin herüber, variiert den Ausdruck nur etwa so wie ein Schüler, wenn er die Arbeit eines Kameraden abschreibt, damit ihm der Lehrer nicht daraufkommt, wenn z. B. Frau Schopenhauer Fernow Rom zum erstenmal „mit hoch fliegendem Herzen, beseelt von einem unaussprechlichen Gefühl" betreten läßt, so Gerhardt „mit hochklopfendem Herzen, beseelt von den hehrsten Gefühlen". Weder eine Schilderung des jeweiligen Milieus noch eine wirkliche Charakterdarstellung wird versucht und auf eine Würdigung der Leistungen Fernows läßt sich unser Verfasser vollends nicht ein, es werden nur die Titel seiner Schriften genannt, von ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung erfahren wir nichts. Einschlägige Literatur — ältere wie neuere — ist mit Ausnahme einer Monographie über Seume, deren Verfasser Gerhardt sein Buch widmet, nicht benutzt, selbst so naheliegendes wie Noacks „Deutsches Leben in Rom" (1902) nicht herangezogen, wo über den römischen Aufenthalt Fernows alles, auch die Literatur, so hübsch beisammen ist. Freilich hat Gerhardt auch ein in literaturgeschichtlichen Dingen sehr unschuldiges Publikum im Auge, da er Persönlichkeiten wie Reinhold oder Maler Müller als voraussichtlich

gänzlich Unbekannte gleichsam vorstellt. Das beste an dem überflüssigen Buch ist die Reproduktion eines Porträts Fernows von Kügelgen, das den interessanten Kopf en face vorstellt, während die in dem Buch der Schopenhauer, auch nach Kügelgen, die Profilansicht gibt.

E. G.

Der Abschluß der Gedichte in der Weimarer Goethe-Ausgabe.

In seinem Todesjahr 1891 konnte Gustav v. Loeper noch den vierten der von ihm bearbeiteten Gedichtbände herausgeben, und zwei Jahre später brachte Carl Redlich mit Band 5 I den Text der Gedichte zum Abschluß. Beide Herausgeber hatten sich vorbehalten, den Apparat nachzuliefern, und diese Aufgabe ist nach Redlichs im Jahre 1900 erfolgtem Tode auf Julius Wahle übergegangen, der den lange erwarteten und schmerzlich vermißten Band 5 II jetzt darbietet. Ein Schlußwort gibt über die Schwierigkeiten Auskunft, die hier zu überwinden waren und die „das verspätete Erscheinen des Bandes erklären und entschuldigen".

Bei näherer Betrachtung erweist sich nun aber der Unstern, der über dem Bande zu schweben schien, doch schließlich als eine günstige Fügung, denn eine so musterhaft sorgfältige und zuverlässige Arbeit, wie wir sie hier erhalten, hätten die hochverdienten, aber bei ihren vorgerückten Jahren dieser mühseligen philologischen Kleinarbeit nicht mehr gewachsenen Herausgeber des Textes sicherlich nicht leisten können. Die beiden Textbände enthalten im wesentlichen die nicht von Goethe herausgegebenen Gedichte, also außer dem eigentlichen Nachlaß die vielen von ihm ausgespendeten Gelegenheitsverse und die sonstwie seinem Gewahrsam entschlüpften Gedichte. Die Handschriften und Drucke dieser kleinen Brut sind natürlich weithin versprengt, und es bedurfte großer Geduld, um den Handschriften bei den jetzigen Privatbesitzern nachzugehen und die Drucke in den Winkeln entlegener Zeitschriften aufzusuchen. Bei dieser mühsamen Arbeit Wahles hat sich nun ergeben, daß die Texte in Band 4 und 5 I an erheblichen Mängeln leiden. Es sind einige hundert Textbesserungen vorzunehmen, falsch datierte Gedichte sind anders einzuordnen, andere als unecht zu streichen oder umgekehrt aus den zweifelhaften Gedichten unter die echten zu versetzen. Zu der Rubrik in Band 4 „Aus dem Nachlaß. An Personen" hatte schon Band 5 I eine Nachlese gebracht, und die von Wahle gesammelten Paralipomena ergeben jetzt weitere Nachträge zu dieser und zu anderen Rubriken. So besitzen wir nun zwar den vollständigen und gereinigten Text von Goethes Gedichten, aber nur virtuell, und ein Überblick über die Fülle dieser Berichtigungen und dieser Nachträge zu Nachträgen erregt den sehnlichen Wunsch, das alles nun in einem Neudruck reinlich geborgen zu sehen. Band 1 bis 3 der Weimarischen Ausgabe wäre dazu in gleicher Weise zu revidieren, wie es hier mit Band 4 und 5 I geschehen ist, wenn auch das

Ergebnis bei diesen die Vulgata von Goethes Lyrik enthaltenden Bänden nicht ebenso erheblich sein kann, und dann ließe sich das Ganze in reinem Textdruck ohne Apparat in drei Bänden ganz wohl unterbringen. Natürlich dürfte kein anderer als Wahle selbst diese Frucht seiner mühevollen Arbeit pflücken. Dahinter erhebt sich dann die weitere Aufgabe, Goethes Gedichte in zeitlicher Folge darzubieten. Auch dafür sind jetzt erst die Vorbedingungen ganz erfüllt.

Bis es also einmal zu einem sauberen Neudruck kommt, haben wir Wahles Besserungen in den Text der Weimarer Ausgabe einzutragen. Eine Anzahl ganz unverständlicher Gedichte gewinnt dadurch erst ihren Sinn, z. B. das angebliche zahme Xenion Band 5 I, 127, Vers 601—608. So, wie das Gedicht in den Werken steht, mußte man annehmen, daß Goethe sich hier mit Widersachern auf eine nicht ganz deutliche Art auseinandersetzt. Es zeigt sich nun, daß nicht Goethe spricht, sondern die Pest, und daß die Verse den unvollendeten Entwurf zu einem satirischen Gedicht darstellen, das sich gewiß auf einen Artikel von E. L. Posselt in der Allgemeinen Zeitung bezog. Das letzte Quartal des Jahrgangs 1804 ist voll von Artikeln über das gelbe Fieber, das damals von Malaga aus sich in Europa verbreitete und auch Deutschland bedrohte. Das scheint der Anlaß des Gedichtes zu sein, in dem jede Zeile plötzlich einen ganz anderen Sinn gewinnt. Jetzt erst kann man z. B. sehen, daß in Vers 606 „meine Vettern, die Franzosen" Akkusativ ist, und daß die Franzosenkrankheit, morbus gallicus, gemeint ist. — Die zahmen Xenien „Sag, was enthält die Kirchengeschichte" (5 I, 130) und „Der Vater ewig in Ruhe bleibt" (5 I, 132) bilden zusammen ein Gedicht, das, durch Riemer oder Eckermann mißverständlich zerspalten, umgeordnet und fehlerhaft gelesen, nun erst seine rechte Form und seinen rechten Sinn erhält. Wahle zeigt ferner, daß mehrfach Reimpaare, die in der bisherigen Überlieferung als selbständige Gedichte dastanden und keinen rechten Sinn ergaben, zu voranstehenden Gedichten gehören oder als Paralipomena auszuschalten sind. Aber auch der umgekehrte Fehler ist begangen worden. So sind z. B. die Verse „Und warum geht es nicht" (5 I, 183), „Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren" (5 I, 186), „Der du so nach Erfindung bangst" (5 I, 191) selbständige Gedichte, während sie im Textdruck irrtümlich als Abschlußstrophen behandelt sind. Einigemal fehlen in Loepers Druck einzelne Verse, so daß man sich vergeblich nach dem geforderten Reim umsah. Und so werden hier vielfach anscheinende Wunderlichkeiten Goethes aufgeklärt und beseitigt.

Zu Korrekturen oder Nachträgen bietet dieser so überaus sorgfältige Apparat nur selten einen Anlaß. Die 4, 165 gedruckte Grabschrift in dem Brief an Auguste Stolberg vom 17. März 1778 ist nicht, wie Wahle vermutet, identisch mit dem vom Bäbe Schultheß in ihrem Register als „Grabschrift 74" aufgeführten Gedicht, denn die Notiz von Bäbe Schultheß bezieht

sich vielmehr auf eine verlorene Grabschrift, die Goethe im August 1774 an Sophie La Roche sandte. Sie galt vier ertrunkenen Knaben, deren Schicksal noch spät in den Wanderjahren (Buch 2, Kapitel 11) nachklingt. — In dem Stammbuch-Eintrag für Lenz (4, 203) ist nach der Handschrift, die Wahle nicht zugänglich war, statt „Lenzen" vielmehr „Lenzgen" zu lesen. — Unter den Berichtigungen zu 5^{I} fehlt die Angabe, daß S. 125 die Verse 574—579 gemäß dem von Wahle im Apparat erbrachten Nachweis zu streichen sind. — S. 97, Z. 24 und S. 100, Z. 6 ist Maucler zu lesen, nicht Mauler, wie Wahle infolge eines Druckfehlers in seiner Quelle angegeben fand. — Unter die zu streichenden zahmen Xenien wären wohl auch die Verse 5^{I} $100_{227-230}$ zu rechnen, vgl. Morris, Goethe-Studien [2] I, 169. — Eine Beziehung auf Streckfuß' Dante-Übersetzung vermutet Wahle — ebenso wie Pochhammer in einem Vortrag in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur — bei dem Gedicht 5^{I}, 113:

Welch hoher Dank ist dem zu sagen,
Der frisch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forschen, allen Klagen
Ein grandioses Ende macht.

Die Verse sind mit dem Datum des 23. Juli 1824 versehen, und in der Tat hat Streckfuß in eben diesem Monat seine Dante-Übersetzung an Goethe gesendet. Das kann also sehr wohl die richtige Erklärung sein, aber ich möchte doch wenigstens darauf hinweisen, daß Goethe sich am Tage zuvor mit Eschenburgs Shakespeare beschäftigt hat. Tagebuch vom 22. Juli 1824: „Wiederholte Betrachtung über Shakespeare. Schöne Wirkung der Eschenburgischen Übersetzung als Prosa." Gelten die Verse nun Eschenburg, der die Deutschen frisch an den Shakespeare, oder Streckfuß, der sie an den Dante gebracht hat? Die preisende Kennzeichnung des Werkes entscheidet doch wohl für Streckfuß, denn im Paradiso löst sich allerdings alles Forschen und alle Klagen grandios auf, während diese Worte sich auf Shakespeare nur gezwungen deuten lassen.

Als Nachträge erhalten wir die ursprünglich von der Weimarer Ausgabe ausgeschlossenen Stanzen „Das Tagebuch" und die von Steig publizierten sechs Xenien aus dem Besitze des Grafen Schlitz, die zwar von Schiller herrühren, aber aus formalen Gründen hier aufzunehmen waren. Dann folgen die eigentlichen Paralipomena: 163 Gedichte oder Entwürfe, Bruchstücke, Fetzen von Gedichten, sehr verschieden an Herkunft, Umfang und Wert. Da sind schriftliche und mündliche Improvisationen, Stammbuchverse, Widmungsgedichte, Entwürfe zu Episteln, Elegien und venetianischen Epigrammen, zahme Xenien; ferner Übersetzungen aus Homer und Byron sowie Poetisierungsversuche an fremden Übersetzungen aus dem Italienischen, Spanischen und Böhmischen, und endlich mannigfaches „Einzelnes". Von den bisher unbekannten Stücken werden

die einem Reisenotizbuch vom März 1790 entnommenen Entwürfe zu venetianischen Epigrammen (Paralipomena 39—60) das stärkste Interesse erregen. Neben Keimen und Fetzen, die uns den Entstehungsprozeß dieser kleinen Kunstwerke miterleben lassen, haben wir hier auch einige völlig ausgestaltete Epigramme, die Goethe zur Vermeidung von Ärgernis in die gedruckte Sammlung nicht aufgenommen hat. Daran schließen sich hier als Paralipomena 61—65 einige aus den jetzt sekretierten Haupthandschriften (H_{55-57}) durchgesickerte und von neueren Herausgebern gedruckte Epigramme. Es ist zu bedauern, daß die Weimarer Ausgabe dieses Material aus allerhand Winkeln zusammenscharren muß. Hoffentlich werden die Handschriften bald freigegeben, damit der Supplementband zur ganzen Weimarer Ausgabe auch hier die endgiltige Nachlese bieten kann. Böser als manches unter den längst bekannten und unter den jetzt neu gedruckten werden ja auch die uns noch vorenthaltenen Epigramme nicht sein. Da Goethe sie aufbewahrt hat, so hat er auch erwartet, daß sie dereinst bekannt gemacht würden, und „es ist an der Zeit".

Es ist sehr zu billigen, daß Wahle die ganze Masse der Paralipomena zunächst einmal der Forschung darbietet, ohne ängstlich zu sichten, ob der oder jener Fetzen vielleicht ein dramatisches Paralipomenon ist. Er weist denn auch selbst bei Paralipomenon 5[1]) 6, 139 auf Faust hin, dem diese Stücke in der Tat zugehören. Dem Paralipomenon 139:

> Und wenn die Fluth dich noch so vorwärts führt
> Die Ebbe gleich wird dich zurücke reissen.

geht eine Notiz voran: „Marée basse Flux reflux Fluth und Ebbe." Ich habe Goethe-Studien I, 111 ff. gezeigt, daß das Buch von Catteau-Calleville, Tableau de la Mer baltique Züge für die Schilderung von Flut und Ebbe und für das Motiv der Meeresufer-Befestigung im 4. und 5. Akt des zweiten Teiles hergegeben hat, und das bestätigt sich hier, denn diese Notiz stammt aus dem Kapitel „Flux et Reflux" bei Catteau-Calleville I, 115. „Marée basse" ist zusammengeflossen aus I 118: „s'il y a des marées dans la Baltique, elles sont imperceptibles" und I, 123: „on n'a pas encore suffisamment élairci à quel point les attractions du soleil et de la lune produisent, même dans la Baltique, une espèce de marée, qui quelque foible qu'elle fût, pourroit contribuer à augmenter ou à diminuer les variations que cette mer éprouve dans sa surface."

Zum zweiten Teil Faust gehören ferner die Paralipomena 91, 123, 144, 163. Paralipomenon 91 lautet:

---

[1]) Die von Wahle vorgeschlagene Emendation Sternenglanz für Sternenklang ist nicht nöthig: in dem Wort steckt der alte Traum von der Sphärenharmonie.

Und so im Wandlen eigentlichst belehrt
Unschätzbar ist was niemals wiederkehrt.

Und hätt er's auch gesehn der höchste Blick
Kehrt nur ins Herz zur Herrlichkeit zurück.

Und wie der Mensch dem Menschen Weg' bereitet
Dem Menschen ist's der Mensch, der sie bestreitet.

Das gehört zur Szene: Mitternacht. Das erste Reimpaar hat Bezug zu Vers 11449, das zweite zu 11443 f., das dritte zu 11445 bis 11452. Für diese Szene war auch Paralipomenon 144 bestimmt, als Worte der Sorge zu Faust in dem kennzeichnenden trochäischen Rhythmus ihrer „Litanei":

Wüßtest du dich drin zu finden
Müßtest glauben wie verblinden.

Ursprünglich sollte also die Sorge nicht sogleich verschwinden, nachdem sie Faust angehaucht hat, sondern weiter auf ihn einreden, und zwar in dem Sinne, den Faust jetzt aus der eigenen Seele schöpft: „Allein im Innern leuchtet helles Licht." — Zum vierten Akt gehört Paralipomenon 123 (vgl. Vers 10571 ff. und 10584 ff., und zum Rhythmus 10640 ff. Dazu paßt, daß die Verse sich auf einem erledigten Blatt vom August 1830 finden) und zum zweiten Akt Paralipomenon 163 (vgl. die Faust-Paralipomena 134—137).

Bei vielen Stücken ist die Zugehörigkeit nicht ohne weiteres deutlich. Die hier erforderliche Forschungsarbeit hat Wahle selbst eröffnet und eine Anzahl dieser beim ersten Anblick oft verblüffenden und fremdartig anmutenden Stücke endgiltig bestimmt. In anderen Fällen bleibt das noch zu leisten und hierzu möchte ich im folgenden einige Beiträge liefern.

Die Paralipomena 29 und 129 finden sich auf einer Handschrift zu den Wanderjahren, die etwa aus dem Jahre 1825 stammt. In Nr. 29 ist von einem Strauße die Rede, der „ihm" gebracht wird, „wie mans der Liebsten bietet", in Nr. 129 von einem geschmückten Hause, in dem „der klarste Laut der Kühnen Harmonien" erklingt. Da nun die Zeit gegeben ist, so lassen sich die beiden Stücke ziemlich sicher bestimmen: Das erste spricht im Sinn und Namen von Marianne Willemer die Empfindungen aus, mit denen sie zu Goethes Geburtstag 1825 jenen herrlichen Kranz gepreßter Blumen übersandte (vgl. Werke 4, 268), und das zweite bezieht sich auf den Neubau von Zelters Singakademie im Jahre 1825 und war entweder zum Silberjubiläum der Singakademie und Liedertafel bestimmt (vgl. Briefe Bd. 40, S. $69,_{1}$), oder zur Einweihung des Neubaus (vgl. Briefe, Bd. 40, S. $108,_{12}$. $141,_{24}$).

Zu den venetianischen Epigrammen gehört Paralipomenon 36. Die Distichen, die auch Wahle nach der Schrift den neunziger Jahren zuweist, brechen mit dem Wunsch ab:

Bringe mich zur Geliebten zurück.

und sind aus der sehnsüchtigen Ungeduld jener Wochen in Venedig geflossen, wie das entsprechende Epigramm Weim. Ausg. 1, 466:

Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringts ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Ebenso gehört der vereinzelt überlieferte Pentameter des Paralipomenon 155:

Aber sagt er uns auch was denn dem Kayser gehört

in den Kreis der venetianischen Epigramme, weil er sich auf einer Handschrift von 1790 findet.

Eines der venetianischen Epigramme aus dem Notizbuch ist, wie Wahle auch angibt, in anderer Fassung schon 1, 467 gedruckt und lautet:

Aus zu gutem Geschmack verbrennst du, Nauger, Martialen,
Lieber Nauger, dein Gedicht leider verbrännte Catull.

Die Quelle dieses Epigramms ist Goethes Handexemplar von Martials Gedichten (Mannheim 1782). Diese Ausgabe ist mit einem Anhang versehen: Testimonia de M. Valer. Martiale. Die Reihe der Zeugnisse und also das ganze Buch endigt nun mit der folgenden Notiz: Andreas Naugerius, cum epigrammata praestanti judicio lepidissime scriberet, non falsis aculeatisque finibus, sed tenera illa et praedulci prisca suavitate claudebat; adeo Martiali severus hostis, ut quotannis, stato die Musis dicato, multa ejus volumina, tamquam impura, cum execratione Vulcano dicarentur.

Das Paralipomenon 75:

Die Herren blendt gar offt zu vieles Licht,
Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht

ist zu streichen, denn die Verse sind ein Zitat aus Wieland, wie Wahle inzwischen selbst festgestellt hat (Goethe-Jahrbuch 1910, S. 193). Damit erledigt sich auch die Vermutung Minors, der sie als ein Paralipomenon zum „Ewigen Juden" ansieht.

Merkwürdig ist Goethes Übersetzung der „Antwort eines Juden von Cortona [?] an Corillan die ihn einst improvisierend ermahnt hatte die Christliche Religion zu ergreifen" (Paralipomenon 105—106). Corilla ist die Improvisatorin Maria Maddalena Morelli-Fernandez aus Pistoja (1740—1800). Sie wurde 1776 auf dem Kapitol gekrönt, führte in der Gesellschaft der Arkadier in Rom den Namen Corilla Olimpica und hat der Frau von Staël bei ihrer Corinne vorgeschwebt. In der spärlichen Literatur über sie habe ich von dem poetischen Turnier mit dem Juden nichts finden können, und Goethe hat die unbekannte italienische Vorlage für seine Verse vielleicht handschriftlich in Rom erhalten. Findet

sie sich nicht noch unter seinen Papieren vor? Der antwortende Jude erhebt sich hier über die Enge der einzelnen Konfessionen:

Allein den Schleyer der so vieles Wesen
Soviel Geschick verbirgt, Sieh hin
An seinem Saume steht geschrieben
Bet an und schweig.

Das ist Goethes „das Unerforschliche still verehren", und so begreift es sich wohl, daß er eine Übersetzung der Verse unternahm.

Eingehende Betrachtung erfordert und belohnt das Paralipomenon 108:

So nah der Freund von der und jener Seite
Und immer ich gebunden an der Stelle
Von wo ich gern [?] ins Breite und ins [?] Weite
Mich oft erkühnte wider Meereswelle.
5 Und wenn ich zu so manchen Buchten dringe
Entgegnet mir doch selten frische Quelle
Die von des Freundes innrem [?] reichlich springe.
Die Strömung bricht an Felsen, schäumt an Riffen
Und . . . ein Schaum [?] um[?]wogen schnelle
10 Der kluge Segler eilt vorbey zu schiffen . . .

Terzinen sind ja in Goethes Dichtung nicht häufig, und da das Fragment nicht zu den Faust-Terzinen gehören kann, so stellt sich ohne weiteres die Erinnerung ein an die Verse: „Im ernsten Beinhaus war's". Goethe stellt in dem vorliegenden Paralipomenon die eigene Geistesart der des Freundes gegenüber, wie er auch in „Schillers Todtenfeyer" sich selbst als klagend einführt: „Freund und älteres Chor. Wer reicht mir die Hand beim Versinken ins Reale." Das Bild von der „frischen Quelle, die von des Freundes Innerem reichlich springe" verwenden die Terzinen „Im ersten Beinhaus" als ein Gleichnis für Schillers Wesen: „Als ob ein Lebensquell dem Tod entspringe." Vers 8—10 stellt die Gefahr der von Goethe geübten Hingabe an die bunte Vielgestalt des Wirklichen dar, und hieran sollte sich dann weiter eine Lobpreisung der hohen Seele des Freundes schließen, die solche Fesseln nicht kannte. In seinen Terzinen wollte Goethe also ursprünglich Schillers Gestalt mit bestimmten Persönlichkeitszügen heraufführen, aber er schied dann alles Besondere aus zugunsten der grandios ins allgemeine verschwebenden Betrachtung.

Ein Präludium zu einem Requiem haben wir im Paralipomenon 109:

Aus nächtiger Finsterniß, am Hügel wo
Gesellig still der Ahnen würdige Reihe
Sich ernst und prunclos in der Gruft gelagert
Ruft sanft ein Requiem den Trauernden
Ein starres Bild vertritt an diesem Ort
D . . .

. . . die Gestalt des Lebenden, wie er unserer Erinnerung erscheint — würde die prosaische Ergänzung etwa lauten. „Den Trauernden" ist natür-

lich der Dativ der Mehrzahl. Die Schilderung der Gruft am Hügel macht es nun wahrscheinlich, daß die Verse für das „Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts" (Werke 16, 383) bestimmt waren, vgl. Goethes Quelle für dieses Requiem, die „Biographische Skizze des Fürsten Carl Lamoral von Ligne": „Auf dem östlichen Abhange des Kahlenberges, wo sich dem Blicke eine erfreuliche Aussicht über das Marchfeld und fern über den Donaustrom öffnet, liegt im beschränkten Raume ein Gottesacker, die Ruhestätte frommer Einsiedler des Kamaldulenser-Ordens, welche da im Frieden gelebt, und im Laufe der Zeit allmählich ausgestorben sind. Dort im stillen Grabe ruhen die Reste des unvergeßlichen Mannes." Freilich sagt die „Biographische Skizze" nicht, daß der Fürst in der Gruft seiner Ahnen bestattet wurde. Das ist also wohl ein von Goethe hineinergänzter Zug.

Paralipomenon 113 gehört offenbar zu einem Drama, und die vierfüßigen Trochäen scheinen auf ein spanisches Drama zu deuten. Die Handschrift trägt auf der Rückseite Notizen von Riemer zu „Philipp Hackert", die aus der Jahreswende 1810/11 stammen. Danach waren Goethes Verse vielleicht für die von Riemer und Einsiedel bearbeitete Übersetzung von Calderons „La vida es sueño" bestimmt, die auf dem Weimarischen Theater zuerst am 30. März 1812 aufgeführt wurde. Es wäre dann hier von Siegismund die Rede, wozu die Verse wohl stimmen würden:

Daß man bald erkennen möge
Was zu hoffen was zu fürchten
Vom dem wilden Geiste sey.

Freilich läge dann eine frei erweiternde Bearbeitung vor, denn eine eigentliche Vorlage für dieses Paralipomenon ist in Calderons Drama nicht zu finden. Die Riemer-Einsiedelsche Bearbeitung ist bisher nicht bekannt geworden.

Paralipomenon 118 ist kein eigentliches Gedichtfragment, sondern eine metrische Übung in Slokas, den Doppelversen des Mahabharata. Goethe wurde hierzu durch Kosegartens Übersetzung „Nala" (Jena, 1820) angeregt, in deren Vorwort der Bau der Slokas dargelegt ist, wie ihn Goethe hier in willkürlichen Wortfolgen ohne ernstlich gemeinten Sinn und ohne Anschluß an bestimmte Stellen in Kosegartens „Nala" nachbildet. Der Name „Nalas", den Goethe hier verwendet, ist eine gelegentlich vorkommende Nebenform für „Nala". Ganz ähnliche rhythmische Studien in wohlklingenden, halb oder ganz sinnlosen Worten finden sich in den Paralipomenis zum „Löwenstuhl".

Paralipomenon 145 lautet:

Den Hundertfälti[gen] aus Einem Sinn
Entspringe bildlich herzlich[er] Gewinn
W

Das Hundertfache
Aus Einem Sinn und Einer Hand [?]

Die Verse sind nicht vor Ende 1831 entstanden, wie Wahle feststellt. Nun hat sich Goethe vom 8. bis 13. Dezember 1831 und dann weiter vom 27. Januar bis 4. Februar 1832 mit dem Livre des Cent-et-un beschäftigt, einer Sammlung von Aufsätzen, die eine große Zahl von Pariser Schriftstellern gestiftet hatte, um damit einen in Bedrängnis geratenen Verleger zu unterstützen. Goethe nahm an dem Inhalt ein lebhaftes Interesse, das sich in einer Reihe von Tagebuchnotizen ausspricht, und entwarf eine größere Anzeige für „Kunst und Alterthum" (Weim. Ausg. 41 II, 363). Unser Paralipomenon gilt nun gewiß diesem Buche und seinen Verfassern. Das geplante Gedicht war wohl nicht für die Rezension bestimmt, sondern es sollte zur dankbaren Erwiderung auf das von Paris her eingeschickte Exemplar dienen. Der Sinn der Verse ergibt sich danach ohne weiteres: Mögen die Cent-et-un, die sich hier in Einem Sinne zusammenfanden, von ihrer edlen Tat den ideellen Gewinn haben, und — ergänzen wir — der Verleger den realen.

Das sind nur einige vorläufige Ermittelungen, wie sie sich bei einer ersten schnellen Musterung des reichen Materials ergaben. Der Abschlußband hat zwar manche Mängel der Weimarischen Ausgabe von Goethes Gedichten aufgedeckt, aber er hat sie damit doch auch beseitigt, und somit gilt von dieser Gedicht-Ausgabe, die wir ein Vierteljahrhundert lang haben werden und stocken sehen, das versöhnliche: Ende gut, alles gut.

Berlin. Max Morris.

Jahn Kurt, Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte. — Entstehung. — Kritik. — Analyse. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer. 1909[1]).

Liest man Dichtung und Wahrheit zum erstenmal, so geht es einem wie Pegelow und Goethe, als Herder ihnen den Vicar of Wakefield vorlas, man wird vom Stoff überwältigt. Wir staunen über dieses beneidenswerte Leben, dem die Wünsche der Jugend in so reichem Maße erfüllt wurden. Ungern folgt man der Kritik, die Wahrheit von der Dichtung sondern will. Ihr Ziel ist zu zeigen, wie der Dichter von den Früchten auf die Blüten, von der Gegenwart auf die Vergangenheit, vom Alter auf die Jugend, sein Leben rekonstruierte.

Ihre Methode kann philologisch und philosophisch sein.

Ein Musterbeispiel erster Art sind C. Alts Studien zur Entstehungsgeschichte von Dichtung und Wahrheit. Hier ist mit großem Fleiß zusammengestellt, welche Bücher Goethe las, die ihm wie die Beiträge der noch Lebenden die erloschene Erinnerung wieder auffrischen

[1]) Das wertvolle Werk wird auch noch von unserem regelmäßigen Goethe-Berichterstatter in seinem nächsten Sammelreferat nach allen Seiten gewürdigt werden. Anmerkung der Redaktion.

sollten, um Zeiten darzustellen, die ihm selbst nicht mehr klar vor Augen standen. Alts Verdienst ist es auch, festgestellt zu haben, wann Goethe die einzelnen Teile, ja Abschnitte seines Lebens schrieb.

Ist damit die äußere Entstehungsgeschichte gegeben, so kann hier die innere einsetzen. Sie faßt ins Auge, wie der Dichter die Gegenwart, in der er schreibt, an der Vergangenheit spiegelt, wie innerliche Zustände durch spätere Betrachtungen deutlich gemacht sind. Diese Art nenne ich philosophisch, denn man muß Goethes Lebensanschauung in der Jugend und zu der Zeit kennen, da er die Geschichte seines Lebens schrieb.

Nur so, mit beiden Methoden zugleich, kann man im einzelnen späte Reflexionen, die „Dichtung", von dem Historischen, der „Wahrheit" trennen.

In Jahns umfangreichem Werke tritt der letzte Gesichtspunkt zu sehr in den Hintergrund. Was Jahn insbesondere über Goethes Spinozismus sagt, löst die Schwierigkeiten nicht, die nun einmal vorhanden sind. Die „Art des Pantheismus" des jungen Goethe ist noch sehr weit entfernt von der Lehre Spinozas, die der Dichter in ihrer ganzen Tragweite erst 1812 erkannte. Trotz seiner Alleinheit schuf Goethe im Faust I ein Werk, das auf den Gegensatz von Leib und Seele gegründet war. Wenn derselbe Dichter aber später dieses Verhältnis mit Mann und Frau vergleichen kann, so gehört zu diesen Scherzen ein sehr eingehendes Spinozastudium.

Die ersten beiden Teile von Dichtung und Wahrheit verhalten sich zu Teil III und IV ähnlich wie Faust I zu Faust II. Das im einzelnen nachzuweisen ist schwierig. Schon die Tatsache, daß einige Teile der ersten zehn Bücher nach dem Spinozastudium von 1812 wieder überarbeitet sind, erschwert eine genaue Unterscheidung. Außerdem haben wir es hier auch nicht wie beim Faust mit einem festgelegten Plan zu tun; wir merken es nicht so leicht, wenn etwas nicht „klappt". Trotzdem möchte ich behaupten, daß der III. und IV. Teil in engerem Zusammenhang sind als der zweite und dritte. Ja es läßt sich selbst ein Gegensatz zwischen den ersten beiden Teilen und den letzten beiden feststellen, der nicht durch verschiedene Altersstufen des jungen Goethe, sondern durch die philosophischen Studien nach dem Schelling-Jacobischen Streit bedingt ist.

Wie überzeugend klingen die schlichten Worte im 7. Buch, wo es von der Bibel heißt: „Ich für meine Person hatte sie lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, —" und wie gewunden ist dem gegenüber die Verteidigung der Heiligen Schrift, um Voltaires Zweifel an der Sündflut zu widerlegen. Das Anrufen der versteinten Muscheln im 11. Buch als Kronzeugen für eine Sündflut wird man gelten lassen, aber der Schluß: „Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben was da wollte," wird in seiner Tragweite kaum verändert, wenn man hinzusetzt, auch wenn es gegen die Autorität der Bibel geht. Auch

der heitere Bericht von den Rheinschnaken, die „allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen", zeigt im Hintergrunde den „Heiden". Der Dichter erzählt da nicht, sondern philosophiert und ist im Grunde hier ebenso weit wie der Goldschmied von der im 4. Buch niedergelegten Überzeugung entfernt: „Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf."

Ein weiterer Widerspruch ist folgender. Im 7. Buch sagt der Dichter bekanntlich, der Grund für den Tiefstand der deutschen Literatur in der vorklassischen Zeit wäre nicht der Mangel an Talenten, sondern das Fehlen des Gehaltes gewesen, der von „oben herunter komme". Im 18. Buch sind aber die, welche den Gehalt, eine Idee, verkörpern wollen, keine Talente sondern nur Dilettanten. Merck werden die Worte in den Mund gelegt: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Derselbe Gedanke steht schon im 13. Buch bei der Erklärung des Wertherfiebers. Der Dichter verwandelt die Wirklichkeit in Poesie, er produziert. Die Freunde wollen die Poesie in Wirklichkeit umsetzen und scheitern dabei.

Man kann am Ende von Jahns sehr breit angelegtem Buche nicht recht angeben, was daraus für die Forschung zu lernen sei; der alte Standpunkt ist noch einmal festgestellt. Das Werk hat aber zwei Vorzüge, der Verfasser hat eine umfangreiche Literaturkenntnis und zitiert jedesmal in den Anmerkungen mit der größten Zuverlässigkeit gleichzeitig die Weimarer- und die Jubiläumsausgabe. Das Buch will das Interesse für Dichtung und Wahrheit fördern und das wird es erreichen.

Elmshorn. Friedrich Warnecke.

Henking Karl, Johannes von Müller 1752—1809. Auf den hundertsten Gedenktag seines Todes im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereines des Kantons Schaffhausen herausgegeben. Erster Band, 1752—1780. Mit sechs Abbildungen. Stuttgart und Berlin 1909, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Schon vor 24 Jahren sprach Wegele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie seine Verwunderung darüber aus, daß Johannes von Müller noch keinen Biographen gefunden habe, obwohl der Gegenstand doch gewiß interessant und Material genug vorhanden sei. Wer sich aber in den beiden Biobliotheken von Schaffhausen von dem Umfang dieses Materials eine Vorstellung verschafft hat (über den Teil des Nachlasses,

der in der sogenannten Ministerialbibliothek verwahrt wird, existiert ein gedruckter Katalog, s. außerdem Thiersch, Über Joh. von Müller und seinen handschriftlichen Nachlaß [1881]), der wird begreifen, daß auch der fleißigste Gelehrte hierdurch eher abgeschreckt als angelockt werden konnte. Es mußte sich erst ein geeigneter Landsmann des großen Historikers finden, ein äußerer Impuls und wirksame äußere Hilfe für das weitschichtige Unternehmen gegeben werden. Das ist nun endlich alles zusammengetroffen. Henking, ein Schweizer, hat sich bereits durch eine Publikation von Briefen aus dem Nachlasse Müllers bekannt gemacht, er wurde nicht nur, wie der Titel des vorliegenden Werkes anzeigt, von einer berufenen Instanz zu seiner Arbeit aufgefordert und unterstützt, er fand auch, wie er in der Vorrede mitteilt, die tatkräftige Förderung des Regierungsrates des Kantons, des Stadtrates und Bürgerrates der Stadt Schaffhausen. Ob Henking den Forderungen, die man heute an ein solches Werk zu stellen gewohnt und berechtigt ist, vollauf entsprochen hat, soll wie billig erst beurteilt werden, wenn es vollständig sein wird: er stellt dies in der Vorrede bereits für das laufende Jahr in Aussicht. — Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Abschnitte: I. Kinder- und Jugendjahre in Schaffhausen (1752—1769), II. Die Studienzeit in Göttingen (1769—1771), III. Müller in Schaffhausen (1771—1774), IV. Müller in Genf (1774—1780). Henking befolgt also das traditionelle chronologische Schema und, wie ich meine mit Recht; hier war zuerst die Aufgabe, eine möglichst genaue Lebensbeschreibung zu liefern und für eine solche empfiehlt sich nur der Längsschnitt, nicht einzelne Querschnitte. Auch der Vorwurf allzu breiter Ausführung, der sich einem bei der ersten Lekture öfter aufdrängt, wäre nicht gerecht: es soll in einer derartigen Biographie auch zu lesen sein, wo z. B. der junge Müller in Göttingen wohnte und was er von dort nach Hause schrieb. Mit der Auswahl des Mitgeteilten wird man deshalb nicht immer einverstanden zu sein brauchen. Wichtiger z. B. als die Notiz über den Preis des Mittagstisches in Göttingen erscheinen mir die Einzelheiten von der Reise des Jünglings dorthin, was ihn in Frankfurt, Basel, Germersheim interessierte (der Bruder hat es im IV. Teil der „Sämtl. Werke“ 1. Ausgabe unter dem Titel „Noch einige Erinnerungen an Müller“ S. 17 f. zusammengestellt); es ist das für den künftigen Historiker schon bezeichnend. Entschieden überflüssig sind meiner Meinung die Auszüge aus den Briefen von G. E. von Haller (S. 99 f.), da sie sich doch nur auf diesen und die Zustände in Bern beziehen und gar nicht auf Müller. Strenge Beschränkung auf das, was seinen Helden betrifft, wird sich dem Verfasser wohl für den zweiten Band, der das Werk abschließen soll, von selbst aufdrängen, sonst dürfte er dessen so viel reichere zweite Lebenshälfte, auch wenn der Band bedeutend stärker werden darf als der erste, kaum bewältigen können. Darin, in der Auswahl und in der Beschränkung liegt eben bei der ungeheuren Fülle des Materials die

größte Schwierigkeit der Aufgabe. — Über die Quellen, die bekanntlich außer der Selbstbiographie Müllers vom Jahre 1806, fast ausschließlich in der auch für die Jugendzeiten so ungemein reichen Korrespondenz desselben bestehen, gibt Henking in verschiedenen Fußnoten hinlänglich Auskunft; ein zusammenhängender kritischer Exkurs wäre vielleicht vorzuziehen gewesen. Daß die in Druck vorliegenden Briefe nur eine relativ kleine Auswahl aus dem Erhaltenen darstellen und überdies zahlreiche Kürzungen erfahren haben, wissen wir; speziell Georg Heinrich Müller, der Herausgeber der ersten Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ (Cotta 1810—1819), von deren 27 Bänden 10 fast durchaus den Briefen gewidmet sind, sagt das an verschiedenen Stellen ausdrücklich (so gleich in der Vorrede zu den Briefen an die Eltern und Geschwister im IV. Band), das Abgedruckte sei kaum die Hälfte der Briefsammlung: „Eltern, Kinder und Brüder haben sich manches zu sagen, was weiter niemand angeht“, ferner im Vorbericht zu den Briefen von 1798 und der folgenden Jahre; aus politischen Rücksichten werde nur eine Auslese gegeben, weniger solche seien ausgehoben, die „seine Empfindungen für das was dem Vaterland (mitunter auch für das was ihm) widerfuhr, ausdrücken als solche, die seine Grundsätze überhaupt beleuchten“ und der Herausgeber beschränke sich mehr auf biographische und literarische Auszüge, ferner in der Vorrede zum XVI. Band (Teil) und in demselben Band S. 10 A., 58 A.; hieraus erwuchs nun Henking die Pflicht, bei jeder Briefstelle, die er benutzt, gewissenhaft anzumerken, ob er diese aus dem gedruckten oder dem ungedruckten Material entnahm, was er denn auch fast durchaus tut, während seine beiden Vorgänger in der Benutzung des hs. Nachlasses Mörikofer („Schweizer Literatur des 18. Jahrhunderts“ [1861] S. 459 f.) und Vogel („Schweizergeschichtliche Studien“ 1864) sie nicht erfüllten (nicht einmal das Datum der von ihnen benutzten ungedruckten Briefe geben sie an, was schon Wegele in der A. D. B. tadelt). Im ganzen ist das, was Henking aus ungedruckten Briefen Müllers beibringt oder an bereits gedruckten ergänzt und verifiziert, nicht sehr bedeutend (unter anderen werden ein paar Daten korrigiert, so weist Henking nach, daß der wichtige Brief an den französischen Gesandtschaftssekretär Picamilh de Casenove S. W. XVI, 88 f. nicht wie J. G. Müller will, ins Jahr 1776 gehört, sondern am 22. Dezember 1775 geschrieben wurde); es zeigt sich, daß der Bruder Müllers ein sehr guter Herausgeber war. Wichtiger ist die Heranziehung noch ungedruckter und zum größten Teil auch noch unbenutzter Briefe an Müller, so der von Bonstetten, J. Tronchin und dessen Familie, von Johann Jakob und Ludwig von Peyer, von Thomas Boone und dessen Familie, von Francis Kinloch und Familie, von Mallet-Buttini und Charles Abbot, Müllers Hörern in Genf 1779, von Josef Planta u. a. Hier wird also die alte Ausgabe von Maurer-Constant (Briefe an Müller 1839/40) wesentlich ergänzt. Endlich erfährt auch die in den Sämtlichen Werken XV und

XXVII gegebene Sammlung von „Beobachtungen über Geschichte, Gesetze rc." aus der riesigen Exzerptensammlung Müllers in seinem Nachlaß (43 Foliobände „**Rerum humanarum libri XXX**"), sowie unsere Kenntnis seiner in Genf 1779/80 gehaltenen Vorlesungen (214 Folioseiten; in 20 „discours" die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Friedrich den Großen behandelnd) manche Bereicherung (S. 210 f., 219, 249, A. 2). — Schon durch den Umfang seiner Quellenbenutzung stellt denn Henking seine Vorgänger in der Lebensbeschreibung Müllers in Schatten; er ist vor allem viel ausführlicher als diese und schon dadurch lehrreicher. Aber wichtige neue Momente im Leben seines Heldens treten deshalb doch nicht hervor, es wird nur manche Lücke ausgefüllt, manche dunkle Stelle erhellt, so etwa in den Mitteilungen über seine Privatlehrertätigkeit in Schaffhausen 1772—1773, S. 75 u. f., die Geschichte seines Heiratsplanes S. 116, seine Rezensententätigkeit bis 1780, S. 83 u. f. (etwas äußerlich allerdings, s. noch unten), die Ansätze zu einer politischen Tätigkeit S. 231 u. f., u. a. Noch weniger wird unsere Kenntnis der Persönlichkeit Müllers vertieft, ja hier kommen wir eigentlich über die ersten Schilderungen derselben durch Woltmann und Heeren nicht hinaus. Da diese so ziemlich vergessen sind, auch Henking — es soll dies keineswegs ein Vorwurf sein — sich auf diese gar nirgends bezieht, so sei erlaubt, bei ihnen einen Augenblick zu verweilen. Gleich nach dem Tode Müllers veröffentlichte Woltmann ein Buch „Johann von Müller" (die Vorrede datiert vom 20. November 1809). Es lagen ihm also an gedruckten Quellen, von denen er sich auf eine einzige ausdrücklich bezieht und keine zitiert, nur die Selbstbiographie und die Briefe an Bonstetten, die Körtesche und die Füßlische Sammlung vor, dafür hat er von allen späteren Darstellern intime persönliche Beziehungen zu Müller voraus. Sein Buch ist nun durchaus Charakteristik: es sucht die eigentümlichen Züge des Menschen, des Gelehrten und Schriftstellers auf. Es werden wohl auch die wichtigsten Momente der Bildung Müllers hervorgehoben (seine Heimat — Natur, Geschichte, Sage, Institutionen — die Studien an der Universität), aber nur mit wenigen Worten; bei dem Verhältnis zu Bonstetten wird länger verweilt, denn „was er geworden und werden konnte, seine ganze nachherige Individualität ist offenbar in seinen Briefen an Bonstetten". In der Art der Goetheschen Charakteristik Winckelmanns, die vielleicht bewußtes Vorbild war, zerlegt Woltmann an dem Leitfaden dieser Briefe das Wesen Müllers gleichsam in seine Elemente, wie: Heimatliebe, Bewunderung für das klassische Altertum, Männerfreundschaft, Wandelbarkeit, Beziehungen seines Gemütes zu den großen Ereignissen der Zeit, Eifer in Notizensammlung, kritische Fähigkeit, Drang praktisch zu wirken verbunden doch mit der Neigung zu beschaulicher Muße, politische Überzeugungen (für Freiheit, Vaterland und historisches Recht, gegen Universalherrschaft und Kosmopolitismus). Auch die negativen Seiten der Natur Müllers formuliert Woltmann: Un-

kenntnis der Frauen, keine Einsicht in die schöne Kunst, kein Sinn für Individualität (er mag über Personen der Gegenwart oder Vergangenheit sprechen: „nie berührt er den Punkt, von welchen aus ihr ganzes Leben sich aufschließt"), Mangel an philosophischem Sinn, Mangel an Darstellungsgabe, Fundamentalirrtum über den Stil (es sei dieser etwas von der Komposition verschiedenes, eine äußerliche Zutat) usw. Daß Woltmanns Ausführungen, wie Wegele in der A. D. B. meint, mehr charakteristisch für ihn selbst als für Müller seien, kann ich nicht finden: die Umrisse von Müllers Wesen sind meiner Meinung nach sehr richtig gezeichnet. Auch ist meines Wissens ein so tief schürfender Versuch, die Eigentümlichkeiten der Komposition eines Historikers klarzulegen wie in den Untersuchungen Woltmanns über die Schlachtenschilderungen und die Charakteristik der Personen bei Müller bis jetzt nur den Alten, einem Thukydides oder Livius, gegenüber gemacht worden oder — zu kritischen Zwecken — bei Geschichtsschreibern des Mittelalters und der Renaissance, bei Modernen nicht. Bemerkenswert ist auch die Zusammenfassung von Müllers Verdienste bei Woltmann (S. 283 u. f.): er habe den Wahn beseitigt, daß lebendige Darstellung und wahre Gelehrsamkeit nicht verbunden sein könnten, er habe gezeigt, daß der Spezialhistoriker auch Universalhistoriker sein müsse, wenn er auf seinem engeren Arbeitsgebiet etwas Gutes leisten wolle; er habe bewirkt, daß für Mittelalter, Papsttum, Chronik „eine günstigere Gesinnung aufgekommen sei"; er habe viel dazu getan, um der Historie eine praktische Richtung (auf Politik) zu geben. — Auch der nächsten eingehenden Würdigung, die Müller zuteil wurde, der von Heeren (1820, wieder abgedruckt als ein Abschnitt der Schrift „Andenken an deutsche Historiker aus den letzten 50 Jahren": „Histor. Werke" 6. Teil [1823] S. 469 u. f.) lag persönliche Bekanntschaft zugrunde; überdies konnte sie sich bereits auf das ausgedehnte Material der „Sämtlichen Werke" stützen. Auf eigenen Wegen kommt Heeren zu einigen der Resultate Woltmanns. Auch er betont die Wichtigkeit der Heimatsverhältnisse Müllers, seines Familienkreises (der Großvater, der Bruder!), seiner Jugend überhaupt („man kann den Mann nicht verstehen, wenn man nicht auf seine Jugendgeschichte zurückgeht"), der Freundschaften (die Briefe an Bonstetten „ein wahrer Spiegel seines Ichs"), seines Interesses nicht nur für die Geschichte der Schweiz, sondern der Welt (er hebt zuerst die bezeichnende Äußerung an Bonstetten hervor: „nachdem ich den Abulfeda gelesen, habe ich die Schweiz mit anderen Augen angesehen"). Neu ist, daß er den Briefsteller fast über den Historiker stellt („seine Briefe werden in den Händen aller bleiben"), es gebe keine andere Briefsammlung, die so durch das ganze Leben liefe, keine, die uns ihren Urheber so kennen lehrte, als die von Müller (ganz ähnlich 12 Jahre später Ranke: „. . . ich glaube Müller hat durch die Briefe am Ende mehr gewirkt, als durch alle seine Werke; . . . das Leben ist in den Briefen leichter zu fassen; ich meine,

der ursprüngliche Quell seines Geistes rauscht uns da näher, vernehmlicher." [An Heinrich N. 26. Februar 1835. „Zur eigenen Lebensgeschichte" S. 272]). Heeren konnte auch bereits die Bedeutung der Genfer Vorlesungen Müllers über Universalgeschichte und deren Verhältnis zu den „24 Büchern" erkennen, da diese nun ganz, von jenen viele Skizzen vorlagen. In der Beurteilung der Schweizer Geschichte ist er nachsichtiger als Woltmann. Die mangelnde Einheit der Komposition sei im Stoff begründet. Allerdings sei ihr Hauptmotiv „zu zeigen, wie die Verfassung bestand und die Freiheit erhalten wurde", allein „dieser Zentralpunkt lag mehr in dem Gemüt des Geschichtsschreibers als daß er klar hingestellt werden durfte. Ihn klar hinzustellen hätte geheißen, Geschichte verderben, indem man sie entweder beschränkte oder gar verdrehte." Selbst nicht einmal in Perioden, „die sich selbst gemacht hatten", ließe sich die Schweizer Geschichte abteilen, denn sie sei arm an Begebenheiten, die für den ganzen Bund allgemein epochemachend gewesen wären. Endlich formuliert Heeren das, was Woltmann etwas vage als „gemütliche Beziehungen" Müllers zu den Begebenheiten der Geschichte bezeichnet, präziser: bei ihm habe die Liebe zur Geschichte einen höheren Charakter erhalten, den des feurigsten Enthusiasmus: sie war ihm die erste der Wissenschaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin zugleich und die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Wie Goethes bekannter Ausspruch, daß das Beste an der Geschichte der Enthusiasmus sei, den sie errege, auf seine persönliche Bekanntschaft mit Müller zurückgehen dürfte. — Über Woltmann und Heeren nun ist keine der späteren Charakteristiken Müllers hinausgegangen, die Grundlinie ihrer Schilderung ist immer beibehalten worden, nur einzelne Züge wurden dem Bilde neu hinzugefügt, wodurch deren Physiognomie nicht sehr verändert wurde. So wenn Wegele (A. D. B.) als eine früh hervortretende wichtige Eigentümlichkeit Müllers „seine in ihm schlummernde gefährliche Fähigkeit" bezeichnet, „sich künstlich und beliebig in Stimmungen zu versetzen", wie sie der wechselnde Augenblick eben zu erheischen schien (eigentlich in der „Wandelbarkeit" bei Woltmann schon vorgebildet), oder schon in Beziehung auf die späteren Siebziger- und Achtzigerjahre in Müllers Beurteilung der damaligen politischen Verhältnisse „einen durchdringend ahnenden Scharfblick" findet und ihm nachrühmt, kaum einer seiner Zeitgenossen habe so früh und so treffend wie er die sich vorbereitenden Stürme erkannt und vorausgesagt, oder allenfalls durch die zuerst, wenn ich nicht irre, von Mörikofer aus dem Nachlaß veröffentlichten Stellen aus dem Brief Müllers an Kaiser Josef, mit welchem er diesem sein „Bellum cimbricum" übersandte, sowie durch den Hinweis auf eine Äußerung aus der Korrespondenz mit Füßli, in der Müller „die Schöpflins, Herrgotts, Gerberte" rc. (ebenda) ziemlich unverblümt als seine Knechte bezeichnete und die so das ungeheure Selbstbewußtsein des Jünglings verrät.

Damit haben wir nun aber auch alle die Elemente beisammen, aus denen sich Henkings Werk bis jetzt, so weit es Charakterschilderung gibt, zusammensetzt; so viel neues Material auch benutzt werden konnte, an wirklicher Einsicht in die Persönlichkeit Müllers ist damit sehr wenig gewonnen: er hat im allgemeinen nur für schon Bekanntes neue Zeugnisse aufgebracht (dies gilt insbesonders für seinen ausführlichen Exkurs über die politischen Ansichten Müllers S. 221 u. f.: im Wesen bedeutet auch dieser gegenüber Woltmann nichts Neues); eine Ausnahme bildet nur die Darstellung der religiösen und philosophischen Ansichten und Überzeugungen Müllers (Verhältnis zur Aufklärung!) und ihres Wandels bis 1780: sie findet sich bei keinem der Vorgänger (bei Wegele, Historiographie wird dieses Moment flüchtig berührt). Daß Müllers Veränderung in dieser Beziehung auf den Einfluß von Charles Bonnet zurückgeht [Henking S. 173], scheint mir freilich nicht genügend erhärtet. — Was endlich die Geschichte der literarischen Tätigkeit Müllers bis 1780 betrifft, die von den Vorgängern Henkings entweder gar nicht beachtet oder nur äußerlich skizziert wurde, so ist ihr bei diesem gleichfalls ein breiter Raum gewidmet, doch wird im allgemeinen auch weiter mehr das äußerliche Werden als die geistige Entstehung und der innere Zusammenhang dargestellt. So ist unter anderem darauf verwiesen, daß Müller im Winter 1770/71 bei Schlözer in Göttingen ein Kollegium über Geschichte der Schweiz besuchte (S. 37, übrigens schon Ferd. Schwarz in seiner Monographie „Joh. von Müller und seine Schweizer Geschichte" [1884], S. 7 hervorgehoben), daß er schon 1773 zur Vorbereitung für seine Privatstudien einen „Abriß der Schicksale Helvetiens" bis 1536 verfaßte (S. 75, A. 3), es werden alle die Bücher über Schweizer Geschichte und Geographie zitiert, die Müller bis 1780 rezensiert hat (S. 83 f.), es wird aller jener Entwürfe und Aufsätze gedacht, welche als Vorarbeiten für die Schweizer Geschichte angesehen werden können (des Bellum cimbricum 1771, S. 69, 77 u. f., der Fragmente vom Kriegswesen, sehr „wichtig für die Schweiz" S. 228, des Planes einer Schrift „Über die Erhaltung der Freiheit der Schweiz", von der nur die Einleitung ausgeführt wurde, S. 231, A. 1; dagegen ist das bekannte Tagebuch einer Schweizerreise von 1777 wohl genannt, aber gar nicht ausgebeutet); es werden die Korrespondenzen mit Bonstetten und besonders mit Füßli, in der die Vorgeschichte des Hauptwerkes von Müller hauptsächlich niedergelegt ist, auch zu diesem Zweck ausgiebig herangezogen (S. 102 u. f.). Aber es wird anderseits fast niemals untersucht, ob denn in diesen Plänen, Aufzeichnungen, Skizzen und Briefen wirklich bereits Elemente der Schweizer Geschichte gegeben seien und welche. Speziell hätten wir gern über Müllers Anzeigen einschlägiger Bücher vor 1780 etwas mehr gehört, als Henking mitteilt. (Nur auf die Rezension eines Vortrages von G. E. von Haller über Wilhelm Tell und einer Schrift „Auszug eines Briefes

aus der Schweiz" in der Allgem. deutschen Bibliothek 1772 geht er etwas näher ein, auf erstere aber erst bei der Besprechung der Schweizer Geschichte selbst, S. 244.) In der Analyse der Schweizer Geschichte endlich in ihrer ersten Gestalt, wie sie 1780 erschien („Die Geschichten der Schweizer durch Johannes Müller. Das erste Buch), ist Henking gleichfalls ziemlich äußerlich (die oben genannte Monographie von Ferdinand Schwarz, auf die er verweist, ist es nicht minder). Zunächst würde man gern über sein Verhältnis zu früheren Darstellungen, die zu Müllers Zeit erschienen oder doch noch gelesen wurden, etwas erfahren. Oder gab es gar keine solchen? Aber eine zitiert doch Müller selbst (p. XXVIII): Ruchat, Historie générale de la Suise, eine andere von dem Oheim Bonstettens und Berner Zensor Ludwig von Wattenwyl, erwähnt Henking (S. 238); allerdings sind beide französisch, aber es käme zunächst auf den Inhalt, Gliederung des Stoffes, Quellenbenutzung 2c. an. Ferner wäre eine Parallele mit dem anderen epochemachenden Geschichtswerk der Sturm- und Drangzeit, den Osnabrückischen Geschichten Mösers gewiß am Platz: es sollte doch die Stellung gekennzeichnet werden, die das Buch in der Geschichtsliteratur seiner Zeit einnimmt. Dann hätten wohl auch die wichtigsten Divergenzen mit der Art, wie derselbe Stoff heute behandelt wird, angedeutet werden sollen. Der erste Band von Dierauers „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft" (1887), der beiläufig denselben Stoff in ungefähr demselben Umfang behandelt, hätte etwa als Vergleichsobjekt dienen können. Mit dem Tadel, den Spitteler schon damals erhoben (Wegele verwies bereits darauf), daß Müller Tschudi zu kritiklos folge, ist zu wenig getan. Der große Unterschied in der Behandlungsart Müllers und der heutigen Historiker dürfte hauptsächlich seinen Grund darin haben, daß jenem die rechtshistorischen Voraussetzungen für sein Thema fehlten: diese hat eben erst eine viel spätere Zeit gegeben; Müller fand die Momente nicht heraus, auf die es bei der Bildung der verschiedenen lokalen Gewalten ankam und er stellt sie deshalb für unsere heutigen Begriffe verworren dar. Auch Komposition und Stil werden von Henking nicht einmal annähernd so genau untersucht wie dies Woltmann tut. Vielleicht verspart sich Henking das auf später, wo er auf das Gesamtwerk zu sprechen kommen wird. Aber dieses zeigt doch hierin der Ausgabe von 1780 gegenüber manche Verschiedenheiten. Endlich wird wohl von der großen Wirkung auf die Zeitgenossen gesprochen, aber viel zu wenig Zeugnisse dafür angeführt — die drei zitierten Rezensionen genügen da doch nicht[1]. Und diese Wirkung selbst war, wenn sie bestand, zu erklären. Henking sagt, das Werk enthalte eine „Fülle politischer Gedanken und geistvoller Bemerkungen, eine solche Lebendigkeit und

[1]) Von der in den „Ephemeriden der Menschheit" 1781, 2. Band, 8. Stück, wird gegen Schwarz mit Recht bemerkt, daß sie nicht von S. Hirzel sein könne.

oft Kühnheit der Darstellung, eine so edle vaterländische Gesinnung, eine so feuriges Bestreben, dem Vaterlande zu nützen . . ." Aber das sind Allgemeinheiten, die zu wenig besagen. Meiner Meinung nach ist der Erfolg des Buches darin zu suchen, daß es etwas vom Geiste des Sturmes und Dranges, vom Geiste des „Götz" in sich hatte und doch auch von dem des Rationalismus (wiederholt finden sich Äußerungen gegen Kirchen- und Pfaffenwesen, die mittelalterliche Mystik wird in aufklärender Weise abgetan): ganz so wie ein Jahr später die „Räuber".

Wien. Eugen Guglia.

Hirn Josef, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Innsbruck 1909, Heinrich Schwick, k. und k. Hofbuchhandlung. Mit einem Originaltitelbild von Fr. Defregger: „Speckbacher bestellt die Absamer zur Erstürmung von Hall, 11. April 1809" und einer Kartenbeilage.

Eine erschöpfende Darstellung, welche zugleich die Münchener Archivalien herangezogen hat, während die Geschichte Andreas Hofers des Freiherrn von Hormayr und das dagegen gerichtete Werk von Johann Rapp, Tirol im Jahre 1809, über vieles nur einseitig informieren konnten.

Zum erstenmal ist auch die Vorbereitung des Aufstandes aktenmäßig behandelt. Dafür standen die Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann, die Wiener Archivalien, die privaten Korrespondenzen der Familien Giovanelli, Dipauli u. a. zur Verfügung. Von französischer Seite außer zahlreichen Memoirenwerken und neueren Darstellungen die wilden Mord und Brand befehlenden Briefe Napoleons, die Lecestre in seine Sammlung der Lettres inédites de Napoléon aufgenommen hat.

Wir begnügen uns die Notizen hervorzuheben, welche literarhistorisch in Betracht kommen. Vor allem ist der Freiherr Josef von Hormayr, der als Historiker wie als Publizist den Aufstand im Einvernehmen mit Erzherzog Johann vorbereitet, dann denselben, um seine Person in besseres Licht zu setzen, auch beschrieben hat, in seiner Tätigkeit gewürdigt. Zu den „Vorbereitungen" gehörte ihm auch die Aufführung patriotischer Theaterstücke in Wien und in den Provinzialhauptstädten. Dem „excellenten" Schauspiel Zieglers „Thekla die Wienerin" verhalf er „aus den Ängsten der Zensur". Eine ersprießliche Wirkung erhoffte Hormayr des weiteren von seinen eigenen vaterländischen Dramen „Friedrich von Tirol" und „Leopold der Schöne" (260 f. vgl. 219). Es werden die Spottlieder auf Bayern, die Franzosen, Napoleon erwähnt oder mitgeteilt (201, 365), auch italienische auf einen mißliebigen Prälaten in Trient (146), ebenso anderseits die holperigen Verse eines bäuerlichen Tyrtaeus auf Andreas Hofer (710); worauf die Bayern die Erwiderung nicht schuldig blieben (544). Dann werden nebenbei die Trauerspiele, deren Gegenstand „Andreas

Hofer" wurde erwähnt, das des Innsbrucker Serviten Benitius Mayr (233), das noch eine Art quellenmäßigen Wert hat, das von Immermann (783, mit Beziehung auf „Euphorion" VII, 88). Nach der zweiten Befreiung Tirols wurde im Innsbrucker Stadttheater (4. Juni 1809) „Klara von Hoheneichen" gegeben (486), am 4. Oktober zur Feier des Namenstages des Kaiser Franz ein Stück von Iffland: „Liebe zum besten der Fürsten" mit einem Nachspiel „Armuth und Rechtschaffenheit, oder: Der Fürst hilft gewiß, wenn er's nur weiß" (711).

Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Minister Goethe und die gefeierte Regentin Pauline von Lippe Truppen ihrer Fürstentümer im Sommer 1809 gegen Tirol mobil zu machen hatten, deren Not in der „Sachsenklemme" am 5. August die Niederlage des französischen Marschalls Lefebvre einleitete. Ferner daß ein Bruder Grillparzers dem unglücklichen Ende des Aufstandes beiwohnte. „Da er nach Sauer (Symbolae Pragenses p. 213) erst nach dem Tode des Vaters (10. November) unter Hofer diente, so kann er erst bei den Affären der zweiten Novemberhälfte betheiligt gewesen sein" (793), in welchem Zeitpunkt überhaupt viele abenteuernde Elemente sich anschlossen. Schon im Juli waren 14 Studenten aus Freiburg i. Br. nach Tirol gekommen, wo sie sich an den Kämpfen südwärts des Brenners beteiligten; einer von ihnen, Heinrich Koch, wurde gegen Ende des Aufstandes gefangen genommen und von den Franzosen in Bozen standrechtlich erschossen.

Noch ein Moment sei hervorgehoben; wir lernen nicht nur die den Ausschlag gebenden Bauern, sondern auch das weit weniger bedeutende städtische Element kennen (die Generation, die vor und zum Teil noch mit Beda Weber wirkte): die Dipauli, Giovanelli, Rapp, Brandis, Staffler, wobei die Gegend von Bozen hervorragt, während in Innsbruck naturgemäß die Universität in den Vordergrund tritt. Das starke klerikale Element ist vom Verfasser gut charakterisiert: Das Volk und sein Klerus waren eins. Unter dem gebildeteren Teil des Klerus gab es Unterschiede. Die Anhänger des gefeierten ehemaligen Theologieprofessors Herkulan Oberrauch, dem H. v. Gilm ein reizendes Sonnet gewidmet hat (S. 352 der Ausgabe Greinz), die sogenannten „Herkulaner" besaßen großen Einfluß; sie waren Gegner der Exjesuiten, deren einer auf Hofer Einfluß gewann. Den Franzosenfreunden und Knechten gegenüber wurden auch nationale Motive ausgespielt, so mit Nachdruck von Siard Haser, dem Pfarrer von Straß am Eingang ins Zillerthal (wohin Adolf Pichler seine Erzählung „Der Einsiedler" verlegt). Näheres darüber gibt die Biographie Hasers von H. v. Wörndle (Innsbruck 1906). — Auf Flirs novellistische Schriftstellerei wird von Hirn wiederholt Beziehung genommen („Der Flüchtling" 117, „Das Treffen bei Giggl" 801). Der Vater des Dichters Johann Senn, Richter in Pfunds und Nauders, erscheint als Vertrauensmann Hormayrs; er hat seit Ende Juli am

Aufstande nicht mehr mitgetan, wie ja auf Hormayr damals das Land sich überließ. Der Vater des Johannes Schuler als (nicht sehr fleißiger) Universitätsprofessor (81), der Vater des Philosophen Carneri als Polizeidirektor in Innsbruck. — Da der Verfasser ein sorgfältig gearbeitetes Register beigegeben, ist die Auffindung solcher Notizen nicht allzuschwierig.

J. J.

Voltelini Hans von, Forschungen und Beiträge zur Geschichte des Tiroler Aufstandes im Jahre 1809. Gotha 1909, Fr. Andreas Perthes.

Ein zweites vortreffliches Buch über das Jahr Neun, das uns vom Säkularjahr beschert wurde. Es baut sich auf dem Studium der Pariser Archivalien auf, namentlich den Berichten des französischen Gesandten Grafen Otto in München, eines Deutschen, geboren 1754 in Kork, Gericht Wilstadt (Großherzogtum Baden), der in Straßburg studiert hatte. Wir erfahren alles, was man in München wußte, beabsichtigte, tat — die Summe der Ereignisse. Ebenso die Entschließungen Napoleons. Dessen Plan ging dahin, Tirol isoliert zu halten und zuerst die Österreicher an der Donau zu vernichten. Nach dem Waffenstillstand von Znaim sollte dann das von den Österreichern geräumte Tirol bezwungen werden, wie Caesar Augustus dies im Jahre 15 v. Chr. getan hatte (die klassischen Reminiszenzen schwebten dem Imperator vor; danach befahl er). Die Niederlage, die Marschall Lefebvre, der Herzog von Danzig (ein Elsässer) in den Schluchten des Eisacktales erlitt, stand allerdings nicht auf dem Programm und entbehrte der antiken Analogie. Erst nach dem Friedensschluß, den die Österreicher ebensowenig wie jenen Waffenstillstand ordnungsmäßig kundtaten, wurde die Unterwerfung in grausamer Weise zustande gebracht und darauf Tirol in einer Weise zerteilt, die wieder an die Zeiten des Augustus erinnerte; worüber der Verfasser aktenmäßigen Aufschluß gibt.

K. Immermann hat sein „Trauerspiel in Tirol" auf den Gegensatz zwischen dem (rohen) Heldentum der Tiroler und dem (feinen) Heldentum der Franzosen aufgebaut. Hier liegen die Materialien vor, um des Düsseldorfer Dramaturgen dichterische Leistung zu überprüfen, die einst Börnes Spott erregte und auch Fallmerayer (Gesammelte Werke 3, 294) zu kritischen Bemerkungen Anlaß bot.

J. J.

Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna von Sydow. Dritter Band: Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst, Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1808—1810. Berlin, Mittler, 1909.

Zwei Jahre haben wir diesmal auf die Fortsetzung des monumentalen Briefwechsels warten müssen, der sich in der Gunst der Literatur-

freunde so schnell den verdienten Platz unter den bedeutendsten Urkundenbüchern unsrer klassischen Zeit errungen hat. Der neue Band umfaßt nur zwei, aber ereignisreiche Jahre, in denen sich die persönlichen Schicksale der Familie Humboldt aufs engste mit den ernsten Geschicken des gedemütigten preußischen Vaterlandes verketten. Auf kurzen Urlaub verließ Humboldt im Herbst 1808 in Begleitung seines Sohnes Theodor Rom, wohin er bald zurückzukehren gedachte: er sollte den Boden Italiens niemals wiedersehen, nach dem die unstillbarste Sehnsucht ihn erfüllte, bis er unter den dunkeln Fichten des Nordens, nicht, wie erträumt, an der Pyramide des Cestius neben den frühvollendeten Söhnen, seine letzte Ruhe fand. Kaum hatte er die Schwelle Deutschlands überschritten, da traf ihn der Ruf seines Königs, die Leitung der Unterrichts- und Kultussektion im Ministerium des Inneren zu übernehmen. Er hat nicht lange geschwankt, sondern bald erkannt, daß er gerade in dieser Stellung der ideellen Wiedergeburt des Vaterlandes seine Kräfte widmen müsse, und sein mühevolles Amt fünfviertel Jahre lang mit tiefster Einsicht, staunenswerter Betriebsamkeit und nie wankender innerer Heiterkeit in Berlin, Königsberg und wiederum Berlin verwaltet. Im Sommer 1810 wurde er preußischer Gesandter am österreichischen Hofe. Seiner Gattin Karoline machte es die Ungewißheit seiner eigenen Lage, da eine Rückkehr auf den römischen Posten in absehbarer Zeit langehin möglich erschien, dann eine neue Ungewißheit eintrat, ob er im diplomatischen oder im inneren Dienst weitere Verwendung finden würde, zunächst völlig unmöglich, ihm mit den Kindern nachzuziehen. Sie mußte unter dem lichten Himmel Italiens, in Rom und Neapel, die Entwicklung der Dinge ruhig erwarten, die unbewußten Kindertage des jüngsten Sohnes Hermann allein behüten, den alten Vater fern von den Seinen in der thüringischen Heimat sterben sehen, bis sie sich im Herbst 1810 mit dem Gatten und dem Sohne Theodor, der in Berlin erst das uns aus Bismarcks Leben bekannte Plamannsche Institut, dann ein Gymnasium besucht hatte, in Wien wieder vereinigen konnte. Gegenüber den zeitlich unverbundenen, nur psychologisch durch die Natur der beiden Korrespondenten zusammengehaltenen Abschnitten des zweiten Bandes bietet sich hier wieder ein einheitlich geschlossenes Bild wie im ersten Bande dar. Es sind die lieb und vertraut gewordenen Gestalten, die uns hier ihr Seelenleben in bewegter und schwerer Zeit darlegen, uns an ihrem tiefen Denken und ihrem warmen Empfinden teilnehmen lassen; es ist der bekannte ebenso klare und sichere wie feinabgewogene und zartbewegte Stil, in dem sie zueinander reden, vielleicht um eine kleine Nuance kühler und sachlicher als in den früheren Bänden. Diese Fülle der Stimmungen, Töne und Farben, das muß ich bei jedem Bande wiederholen, läßt sich durch keine Analyse vermitteln: man muß ihre Wirkung selbst an sich erfahren. Doch seien auch hier wieder einige wenige hervorstechende Züge

aus den psychologischen Gesamtbildern Humboldts und Karolinens besprochen, sei es, daß sie uns Neues sagen, sei es, daß sie nur Bekanntes in neuer Beleuchtung zeigen.

Einige interessante Rückblicke wirft Humboldt auf seine Jugend. Er erzählt (S. 172), daß die entscheidende Epoche, wo der Kopf eine bestimmte Wendung nimmt, bei ihm im Gegensatz zu seinem Bruder Alexander sehr früh eingetreten sei, sich aber doch mehr mit Fleiß als mit Geist angekündigt habe; ein freieres Talent und eine Art Witz seien erst in den Tagen der Verliebtheit in Henriette Herz aufgetreten. Die Tugendverbindung, in deren erzieherische Schule der Jüngling eintrat, hat er in gutem Andenken, da sie seine Gefühle gehoben und gereinigt habe und überhaupt die erste Veranlassung gewesen sei, daß sich etwas Besseres in ihm erschloß (S. 328). Den größten Einfluß auf seine reifende Lebensansicht hat dann, wie wir schon wissen und wie er stets von neuem dankbar bekennt, Karoline gehabt: „Noch in Göttingen war mir in Empfindung und dem damit verwandten Geist Vieles neu; ich las da eigentlich erst Goethe und begriff noch Vieles gar nicht wie nachher“ (S. 280); „Du erst hast mir die wahren Richtungen gegeben ... Das Beste wäre in mir untergegangen oder kaum entstanden; ich hätte mich sicherlich in ein sehr alltägliches Leben herabziehen lassen, hätte vielleicht und höchst wahrscheinlich nie einen andern Himmel gesehen, nie die Alten empfunden wie jetzt, nie eigentlich das Innerste und Tiefste des Menschen erkannt“ (S. 192). Solche Liebe und Dankbarkeit findet dann wunderbare Worte, wenn sie versucht, sich über das ihr teuerste Wesen auf Erden auszusprechen, und mit Bangigkeit der Unbeständigkeit alles Irdischen bewußt werden muß (S. 259). Dem römischen Aufenthalt wird für das geistige Reiferwerden eine besondere Bedeutung beigemessen (S. 28). Eine merkwürdige Selbstcharakteristik knüpft zweifelnd an die Betrachtung an, daß die älteste Tochter dem Wesen des Vaters ähnlich zu werden verspreche (S. 463). Eine Eigenschaft hat Humboldt im Leben besessen, hinter der für viele die übrigen fast ganz zurücktraten, denen deshalb seine Briefe, in denen sie sich beinahe nie zeigt, kein adäquater Ausdruck seines wirklichen Wesens zu sein schienen, den Witz von den harmlosesten bis zu den schärfsten und moquantesten Formen: in unsern Briefen wird seiner wenigstens ein paarmal gedacht (S. 52. 164. 185) und Humboldt vergleicht sich zweimal (S. 95. 156) mit Reineke Fuchs, in der Einsiedlerkutte und unter den kleinen Meerkatzen. Wem das Lachen eine treffsichere Waffe in den Kämpfen des Lebens geworden ist, wird überall bald der Dinge Herr und erfreut sich einer gleichmäßigen Seelenstimmung. Daß Humboldts Überzeugungen und Grundanschauungen vom Werte des Lebens und des individuellen menschlichen Daseins, seinen Aufgaben und Zielen mit wunderbarer Konsequenz von der Jugend bis ins Alter die gleichen geblieben sind, ist oft betont

worden und findet sich hier aufs neue bestätigt (S. 8. 33. 158. 173. 431, besonders aber S. 141. 446. 462). Ich hebe noch folgende Sätze aus (S. 158): „Der Mensch ist wirklich zu etwas doppeltem geboren: die einen, das Leben und sich selbst zu nehmen, als wäre nur das etwas wirkliches, das worauf es ankommt, der eigentliche Zweck; die andern, als sei es nur eine Form, an der sich die Menschheit wie ein Künstler am formlosen Tone versucht, wo das Dasein untergehen kann, wenn der Gedanke nur Spur zurückläßt. Eine wahre und gänzliche Vereinigung gibt es dazwischen nicht, ebensowenig als einer zugleich Schauspieler und Zuschauer sein kann. Wer ganz darin ist, schaut nur selten und unvollkommen über sein Glück hinaus, und wem es Bedürfnis ist zu überschauen, taucht nur selten tief ein." Diese Anschauungen sind der feste Ausgangspunkt für die Beurteilung aller einzelnen Situationen und Fragen des seelischen Lebens, die der hohe Weise mit dem Lichte seiner Reflexion beleuchtet: so hören wir ihn über die Erziehung (S. 260. 339. 380), über die Kunst (S. 112), über Willen und Schicksal (S. 149), über die Individualität (S. 162. 216), über den Tod (S. 193. 227. 230), über die Lebensalter (S. 207. 213), über Krankheit (S. 212), über Liebe und Treue (S. 222. 224. 238. 310), über die Reue (S. 223), über den Schmerz (S. 265. 358. 430), über die Ehe (S. 274. 317. 394), über Unsterblichkeit (S. 276), über die Frauen (S. 298. 340. 354. 359) sprechen. Derselbe Mann, dem Beschauen und Nachdenken im seelischen unentbehrlichstes Lebenselement war, trug die regste Empfänglichkeit für alle Eindrücke der Sinne, für die Schönheit des Daseins, für den Zauber und die Erhabenheit der Natur, der Erde und des Himmels in sich. Auch in diesem Bande sind grandiose und liebliche Naturschilderungen enthalten, die den großen Bildern im zweiten Bande ebenbürtig zur Seite treten. Zwar der dunkle kalte Norden mit seinem einfarbigen Schnee, dem milchblauen Himmel, der ohnmächtigen Sonne, den verheerenden Stürmen erscheint dem aus dem sonnigen Süden im Winter Heimkehrenden zunächst auf lange hinaus unerträglich fürchterlich (S. 8. 15. 43; vgl. aber S. 304) und auch die Menschen in Deutschland kommen ihm gegen die italischen Gestalten barbarisch und häßlich vor (S. 98. 100. 182); Königsberg nun gar wirkt wie wildes kimmerisches Land (S. 156. 170. 245). Die Schönheit der norddeutschen Ebene empfindet Humboldt nicht, auch der eigene Reiz der preußischen Wald- und Seenplatte berührt ihn nicht; aber der Anblick des Meeres an der kurischen Nehrung überwältigt ihn (S. 249. 254) und auch für die Reize des Schwarzatals und der Ruine Paulinzelle hat er offene Augen (S. 472. 474). Das litauische Volk erweckt sein höchstes Interesse, nicht nur durch die altertümlichste aller Sprachen (S. 246). Mit Begeisterung gedenkt er des Stapellaufs eines Schiffes auf dem Pregel (S. 140). Im Gestüt von Trakehnen erfreut er sich an den aus Wildheit und Grazie ge-

mischten Bewegungen der Hengste, die „unendliche Studien für einen Bildhauer" darstellen (S. 246). Daß ihm aber auch in Italien nicht alles sympathisch ist, beweist sein Urteil über Venedig, wo er zwar den Markusplatz einzig, aber weder die Kanäle malerisch noch das Gondelfahren unterhaltend noch den Anblick des Meeres groß findet (S. 4). Das fesselndste Naturschauspiel unter allen sind ihm, wie wir auch sonsther wissen, die Sonnenuntergänge (S. 10. 88. 91. 143. 245. 380). Diese wenigen Hindeutungen müssen als Proben des rein psychologischen Ertrags unsres Bandes genügen.

Humboldts eigene literarische Tätigkeit war in den beiden Jahren der Unterrichtsleitung bei der fast erdrückenden Last der Geschäfte gering; er beklagt sich selbst mehrfach, daß er für seine Lieblingsstudien keine Zeit erübrigen könne, und sieht in der freieren Muße einen der Vorzüge der künftigen Wiener Stellung. Trotzdem sind es verhältnismäßig viele Stellen, die von den eigenen Arbeiten, vollendeten und geplanten, handeln. Die Übersetzung des äschyleischen Agamemnon, in glücklichen Jenaer Tagen unter Schillers Augen begonnen und in raschem Wurf vollendet, war unter italienischem Himmel 1804 völlig umgearbeitet worden; das Manuskript begleitete Humboldt nach Deutschland, um Wolfs Kritik unterbreitet und womöglich gedruckt zu werden, was Karoline sehnlichst wünschte (S. 105. 330). Sie war, wie es scheint, nicht der Meinung, daß die römische Umarbeitung eine Verbesserung bedeute, und Humboldt machte die Erfahrung, daß nicht nur Schelling in München (S. 9), sondern auch Wolf in Berlin, dieser mindestens in bezug auf die Chöre (S. 113), der gleichen Ansicht waren und sich für die ältere Fassung aussprachen. Wolf versprach, der Übersetzung eine Stelle in seinem soeben mit Buttmann 1807 begründeten Museum der Altertumswissenschaft einzuräumen (S. 80); vorher aber sollten durch erneute strenge Durchsicht alle kleinen Flecken herausgeschafft werden, wozu selten Stimmung und Muße sich fand (S. 166). Erst 1816 kam bekanntlich das Werk gedruckt heraus, nachdem es noch eine neue Phase der Umarbeitung durchgemacht, unter der gelehrten Ägide nicht Wolfs, sondern Gottfried Hermanns, der griechenkundigen Gattin dediziert (vgl. hier S. 105). Wie geläufig der Gedankenkreis des Dramas dem Übersetzer war, zeigen zwei Anspielungen (S. 204. 448). Die Beschäftigung mit den Oden Pindars hatte in Rom die letzten späten Blüten getrieben (vgl. Euphorion 14, 636): auch aus ihm begegnet uns ein Zitat (S. 391, aus der vierten pythischen Ode Vers 491). — Rom hatte Humboldt auch zuerst nachdrücklich zu eigener poetischer Formung seiner Gedanken und Empfindungen angeregt. Was die ewige Stadt dem modernen Menschen bedeutete, was sie in ihm persönlich an geschichts- und lebensphilosophischen Anschauungen zur Reife gebracht hatte, sollte in einem großen an Schiller gerichteten Gedicht zum Ausdruck kommen: aus diesem Plane waren dann die Stanzen hervorgewachsen,

die den Namen der Siebenhügelstadt an der Spitze tragen und, da Schiller dem Irdischen entrückt war, seiner Schwägerin Karoline, der Jugendfreundin, gewidmet wurden. In Berlin hatte das Gedicht Sensation gemacht (S. 111), dem Verfasser selbst war es sehr lieb (S. 236), er charakterisiert es mit Wärme und doch ohne Überheblichkeit (S. 266); Karoline erschien es „mit das Tiefste, was man hat machen können" und sie möchte ihr halbes Leben darum geben, Verfasserin zu sein (S. 466). Ein zweites großes Poem voll Natur- und Geschichtsphilosophie, an den Bruder Alexander gerichtet und an seine Heimkehr aus der neuen Welt und seine Berichte von dem, was er dort geschaut, anknüpfend, war im letzten italienischen Sommer in der Einsamkeit Albanos entstanden: der Verfasser ist ihm gram und hält es, was der schlimmste Fehler eines Gedichts sei, für so langweilig, daß er es niemand in Deutschland zu zeigen wagt (S. 145), worauf Karoline entgegnet, daß er damit Unrecht habe, da es schöne, sehr schöne Stellen enthalte (S. 169). Merkwürdig berührt es, daß poetische Stimmungen bei Humboldt nicht nur unter römischem Himmel, wo es niemand wunderbar finden wird, sondern recht intensiv gerade am kalten Pregel nach Gestalt und Ausdruck drängten: der neunte Band der akademischen Ausgabe wird diese höchst charakteristischen, bisher ganz unbekannten Schöpfungen zum ersten Male vorlegen. Ein gewisser mittlerer Grad seelischer Wärme ist nach Humboldt besonders geeignet, um Empfindungen in Sprache und Dichtung übergehen zu lassen, in den er sich schwer versetze (S. 266); daß gerade die Königsberger Tage diese Stimmung häufiger auslösten, gesteht er selbst nicht recht zu begreifen, meint aber, es geschehe, weil er reizbarer und unendlich wund gestimmt sei (S. 206). Drei Sonette, auf die Sehnsucht nach Rom, auf das Wesen des Weibes, auf die Erinnerungen an die burgörnersche Vergangenheit, werden im Wortlaut mitgeteilt (S. 206. 209. 346; die Texte stimmen zu den Handschriften des Nachlasses). Zwei andre Gedichte, die hier nur erwähnt sind, ein Brautlied für Scharnhorsts Tochter (S. 204. 215) und eine „sehr wunderbare Komposition" in elf zusammenhängenden Sonetten, werden in der Ausgabe mitgeteilt werden; von der letzteren heißt es hier (S. 231): „Es entstand in mir, da mir das Goethische Asan Agas verstoßene Frau in die Hände fiel. Es ist vielleicht das Poetischste, was ich je gemacht habe, aber es ist etwas so trübes und dunkles darin, daß ich mich unmöglich entschließen kann, es dir zu schicken, liebes Kind. Ich habe selbst nachher darüber lachen müssen; aber es gehen einem manchmal Gespenster in der Seele auf, die man augenblicklich nicht los wird." Gewiß war Humboldt kein Dichter von Gottes Gnaden und der intime Freund Goethes und Schillers hat sich gewiß nie irgendwelchen Illusionen von Ähnlichkeit oder gar Ebenbürtigkeit hingegeben: aber den Anspruch dürfen seine Gedichte trotz aller formellen Härten und stilistischen Trockenheiten, die besonders in den Sonetten des Alters den Genuß

häufig recht schwer machen, doch erheben, daß man sie nicht wie müßige Spielereien der Feder beiseite schiebt oder spöttisch belächelt, sondern sie psychologisch verwertet und dem liebevoll nahezukommen versucht, was hier in einer großen Seele nach Gestaltung ringt. — Einige von Humboldts älteren prosaischen Arbeiten werden gelegentlich erwähnt: prägnante Sätze aus der Abhandlung über das Studium des Altertums hatte Wolf 1807 seiner berühmten „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff und Umfang, Zweck und Wert" einverleibt und, ohne des Verfassers Namen zu nennen, mit sehr schmeichelhaften Worten ihres alten Freundschaftsverhältnisses gedacht (S. 79; vgl. darüber Gesammelte Schriften 1, 434); der Aufsatz über die französische tragische Bühne wurde bei Gelegenheit des Erfurter Kongresses und Talmas Gastspiel in Weimar in einer Flugschrift neu abgedruckt (S. 41); den Brief über den Charakter der Franzosen an Jacobi (Briefe von Humboldt an Jacobi S. 59) wollte dieser in einem Journal drucken lassen, was jedoch meines Wissens nicht geschehen ist (S. 11); der Antrittsrede in der Berliner Akademie wird kurz gedacht (S. 74). Einen literarischen Plan, der leider nicht zur Ausführung gekommen ist, entwickelt der Brief vom 7. Januar 1810 (S. 312): „Da Karoline (von Wolzogen) und ich wieder so fast alle Menschen, mit denen wir gelebt haben, durchgegangen sind, so haben wir gefunden, daß wir unsern Kindern ein Manuskript über das innere Sein der wichtigsten hinterlassen sollten. Das Werk soll den Namen: Gestalten bekommen und wir wollen sehen, ob wir schon jetzt daran arbeiten können." Der Verlust einiger Hefte eines in Paris 1797—99 geführten, höchst interessanten Tagebuchs, das sich im Nachlaß befindet und in der akademischen Ausgabe gedruckt werden wird, erklärt sich unerwartet aus einer Stelle unsrer Briefe (S. 95): das Manuskript befand sich unter denen, die bei der Plünderung Tegels durch die Franzosen 1806 verstreut wurden; als sie dann gesammelt und zu Alexander gebracht wurden, schenkte dieser die Hefte an Ancillon, was Humboldt mit Recht sehr merkwürdig fand, zumal er sie offenbar nicht wiederbekommen hat. — Auch eine schriftstellerische Arbeit Karolinens muß erwähnt werden: während der Reise durch Spanien hatte sie viele Gemäldegalerien besucht und Beschreibungen aller Bilder nach Gegenstand und Behandlungsart verfaßt, auch allgemeine Betrachtungen über die spanische Schule und Biographien der einzelnen Maler hinzugefügt (vgl. darüber Neue Briefe von Karoline von Humboldt S. 102). Dies Manuskript war seit 1801 in Goethes Händen, der die Absicht hatte, es stückweise mit der Zeit drucken zu lassen: es erschien aber nur der Aufsatz „Über die antike Gruppe Kastor und Pollux in der königlichen Sammlung zu St. Ildefonso in Spanien" und ein Artikel über „Rafaels Gemälde in Spanien" in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung von 1808 und 1809 (vgl. Heinrich Meyer, Kleine Schriften zur Kunst S. CI. CVI). Goethe, berichtet Humboldt (S. 308), „hat auch lange

über eine Beschreibung der spanischen Bilder gesprochen. Er nennt es nie anders wie einen Schatz und die der Rafaelschen ein wahres Meisterstück und das sind sie auch. Er sagt, er habe nie Beschreibungen gesehen, die einem so alles geben, das Bild zu beurteilen, und wieder nur das, was dazu nötig ist. Die der Madonna del Pez hat ihn vor allem erfreut. Er hat nun auch die Farben daraus kennen gelernt und ihre Wahl paßt in seine Theorie". Unter den Eingeweihten erregte diese Publikation naturgemäß starkes Interesse (S. 94. 123. 144. 155. 169) und es ist aufs höchste zu bedauern, daß das Manuskript in Goethes oder Meyers Nachlaß spurlos verschollen ist; zum letzten Mal finde ich es in den Tagebüchern 9, 141 im November 1823 erwähnt, als Humboldts Besuch bevorstand (vgl. auch 3, 187). Gedichte Karolinens sind im Laufe der Jahre eine kleine Anzahl bekannt geworden (Pertz, Leben des Ministers Freiherrn vom Stein 6, 697; Gabriele von Bülow S. 241 Anm.; Briefe an Rennenkampff S. 208. 209): von dem hier (S. 9) erwähnten Lied, von dem Jacobi eine Strophe so schön und rührend fand, ist sonst nichts bekannt.

Die Jahre 1808—10 standen für Humboldt unter dem beherrschenden Zeichen politischer Tätigkeit: es ziemt sich daher, daß wir diesen Gegenständen vor den literarischen unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Wir sind in der glücklichen Lage, für seine gesamte dienstliche Tätigkeit das ausgezeichnete, aus einer Durchforschung der preußischen Staatsarchive hervorgegangene Werk von Bruno Gebhardt (Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, Stuttgart 1896—99) zu besitzen, das natürlich überall in erster Linie zu berücksichtigen ist, da es aus einer Unzahl kleiner Bausteine und Einzeltatsachen ein Gesamtbild herzustellen unternimmt. Die glänzendste Würdigung des Politikers Humboldt bleibt noch immer die von Treitschke (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 1, 335): durch Gebhardts Arbeit ist sie, darf man sagen, in jedem Wort bestätigt worden. Als Humboldt sich entschloß, seine freier Selbstbildung gewidmete Muße mit dem Staatsdienst zu vertauschen, so bedeutete das keinen Bruch mit seinen alten Überzeugungen vom höchsten Wert der individuellen Bildung: vielmehr hat er in seiner praktischen Tätigkeit ganz den Prinzipien der Selbstverwaltung und möglichsten Freiheit im Staatsleben zum Durchbruch zu verhelfen gestrebt, die er in seiner Jugendschrift über die Grenzen der Staatswirksamkeit ausgesprochen hatte. Er war Patriot in dem höheren Sinne einer innigen Liebe zur deutschen Geisteskultur zeitlebens gewesen: da diese bedroht war der Vernichtung anheimzufallen, war es eine innere Notwendigkeit für ihn, daß der universalhistorisch kühle Gesichtspunkt des Zuschauers der Weltbegebenheiten dem Drange Platz machte, seine Kräfte für die Rettung des Vaterlandes aktiv einzusetzen, und der weltgeschichtliche Augenblick hat aus dem deutschgesinnten Weltbürger den nationalen Staatsmann entwickelt. So ist es denn auch nur ein kurzer Kampf gewesen,

bis Humboldt dem Rufe des Königs folgte (vgl. S. 17. 19. 55. 64. 86). Die äußeren Umstände, Verhältnisse und Krisen seiner Amtsführung unter dem Ministerium Altenstein-Dona, das nach Steins Fall an die Spitze der Geschäfte getreten war und dort ausharren mußte, bis der Zeitpunkt für Hardenbergs Staatskanzlerschaft gekommen erschien, sind bei Gebhardt eingehend geschildert und erhalten durch die zerstreuten Notizen unsrer Briefe nur hie und da klarere Stimmungsfarben, ohne daß etwas wesentlich anders erschiene. Die eigenartige Zwitterstellung, in die Humboldt dadurch geriet, daß er als selbständig unabhängiger Geheimer Staatsrat seiner Sektion berufen war, der geplante Staatsrat aber niemals eingeführt wurde, er vielmehr dauernd faktisch doch dem Minister des Inneren unterstellt blieb, trug den Keim der Auflösung von Anfang an in sich: sobald es entschieden war, daß der Staatsrat nur auf dem Papier stehen bleiben sollte, mußte Humboldt entweder selbst verantwortlicher Minister werden oder ausscheiden, eine Krisis, die im Frühjahr 1810 brennend wurde. Über diese entscheidende Krisis und über die Stimmungen, wie sie, die Krisis vorbereitend, 1809 in Königsberg in diesem provisorischen Verlegenheitsministerium herrschten, erfahren wir aus den Briefen mancherlei charakteristische Einzelheiten. Humboldt vermißt in allen Zweigen der inneren Verwaltung Einheit und Energie und sieht den Grund in den Persönlichkeiten der Minister, deren mutlosen und unfähigen Händen die Vollendung der noch unausgeführten Teile der Steinschen Reformpläne anvertraut war; alle arbeiten einer gegen den andern und Humboldt sieht sich bei seiner Ankunft in der possierlichen Lage, daß jeder ihm sein Herz ausschüttet und ihm eine Koalition anträgt (S. 137. 150. 186. 228). Schon im September droht die Krisis bei Gelegenheit der geplanten Abtrennung des Kultusdepartements akut zu werden; zugleich soll in einer regelmäßigen Ministerkonferenz, bei der den Geheimen Staatsräten gleiche Rechte verliehen werden sollen, eine Art Pseudo-Staatsrat ins Leben treten, ein totgeborener Gedanke (S. 240. 252). Gegen Ende des Königsberger Aufenthalts überschaut Humboldt noch einmal seine Lage und ihre Aussichten und darf in dem Bewußtsein, daß sein Departement das einzige ist, was recht ordentlich geht, der Krisis ruhig entgegensehen, die nach der Rückkehr der Regierung in die Residenz erwartet wird (S. 284). Der Tod seines Schwiegervaters und die Regulierung der Erbschaft machten im Dezember 1809 und Januar 1810 einen längeren Urlaub nötig: unterwegs fand er überall eine tiefe Unzufriedenheit mit der Verwaltung, abgesehen von seinem eigenen Tätigkeitskreise (S. 293. 297); nach seiner Rückkehr in die Geschäfte aber blieb trotz gegenteiliger Gerüchte zunächst alles beim alten (S. 312. 328. 332). Als der König dann Ende März das Ministerprovisorium aufs neue fortgehen zu lassen beschließt und statt des Staatsrats die oben erwähnten Ministerkonferenzen anordnet, zu denen die Geheimen Staatsräte zwar zugezogen werden,

aber nur in den Angelegenheiten ihrer Ressorts ein volles Stimmrecht haben sollen, zieht Humboldt unmittelbar die Konsequenzen und reicht am 29. April sein Entlassungsgesuch ein (S. 374. 377. 381), das vorläufig ohne Antwort blieb: der König war entschlossen, das Ministerium zu entlassen, und verhandelte bereits mit Hardenberg wegen Übernahme der Ministerpräsidentschaft; alle Personenfragen sollten dann zusammen geregelt werden. Humboldt wartet vier Wochen (S. 390. 392) und bittet dann zum zweiten Mal um den Abschied (S. 403; hierdurch erledigt sich Gebhardts Zweifel 1, 351 Anm.). Hardenberg, der Anfang Juni Staatskanzler geworden war (S. 405. 411), schlug alsbald Humboldt zum Minister des Inneren vor, was der König zunächst genehmigte („Ich war einen ganzen Tag lang wirklich schon fest und sicher zum Minister des Inneren bestimmt" S. 437): diese Tatsache ist neu, ebenso wie die andre, daß es Hardenbergs Wunsch gewesen sei, Humboldt wieder in die diplomatische Laufbahn zurückzuschieben (S. 412. 419), während man bisher hierfür den König verantwortlich machen zu müssen glaubte (vgl. Gebhardt 1, 353). Für das Genauere lassen leider hier auch die Briefe im Stich, da Humboldt seine Frau auf einen ausführlichen mündlichen Bericht vertrösten konnte. Am 14. Juni erfolgte die Ernennung auf den Wiener Gesandtenposten.

Von Humboldts weitverzweigter amtlicher Tätigkeit geben die Briefe selbstverständlich kein allseitiges Bild, wohl aber wiederum genauere Beleuchtung von Einzelheiten und Stimmungsbilder. Anfang 1810 wurde neben den Abteilungen für Kultus und Unterricht auch das Medizinalwesen ihm, der die Medizin immer geliebt hatte, unterstellt (S. 318. 327), so daß nun, wie er scherzend bemerkt (S. 329), alles Reine und Unreine, Kirchen, Schulen, Theater und Hospitäler, seinem Wink gehorchte; die Charité in Berlin fand er in erbärmlichem Zustande, von der Krätze verseucht, und stellte seinen römischen Freund Kohlrausch dort an, der ihn früher so viel mit seiner Sehnsucht nach einem großen Hospital geplagt hatte (S. 350). Ein echt kollegialer Chef, ohne bureaukratische Launen, dabei aber doch auch ohne sträfliche Nachsicht, war Humboldt seinen Räten gegenüber, von denen er Nicolovius und Süvern mit Achtung und Liebe nennt (S. 145. 351): „Ich gehe mit ihnen so um," schreibt er (S. 285), „daß wir freundschaftlich und vergnügt sind und in unsrem Vortrag oft gelacht wird und daß doch jeder seine Schuldigkeit und gerade das tut, was er am besten zu tun imstande ist." Den allgemeinen Geist, mit dem Humboldt die Geschäfte ansah und leitete, mag folgende Stelle beleuchten (S. 444): „Gewiß ist schon im Ganzen die innere Verwaltung eines Staats viel, viel wichtiger als die äußeren Verhältnisse; die Bildung der Nation, der ich gerade vorstand und die unter mir gut gelang, ist es noch ungleich mehr. Ich hatte einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinsten Schule an bis zur Univer-

sität alles umfaßte und in dem alles ineinander griff, ich war in jedem der Teile desselben zu Hause, ich nahm mich des kleinsten wie des größten ohne Vorliebe mit gleicher Tätigkeit an, ich ließ mich durch keine Schwierigkeit abschrecken; wo ich für eine Sache augenblicklich schlechterdings nichts tun konnte, wandte ich mich sogleich auf eine andre; ich hatte, wie die wirkliche Niedergeschlagenheit bei meinem Abgang beweist, allgemeines Vertrauen." „Seitdem ich im Dienst bin," heißt es anderswo (S. 372), „habe ich mich nicht einmal geärgert. Der große Grundsatz, nie auf das einmal Geschehene zurückzukommen und, was abzuändern unmöglich ist, und wäre es auch böser Wille der Menschen, wie eine Naturbegebenheit anzusehen, hilft mir immer durch." Welch eine beneidenswerte Gabe! Humboldt kannte die Gelehrten, „die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene" (S. 399), er meinte (S. 19), Gelehrte dirigieren sei nicht viel besser als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben: aber er verstand sie mit urbaner Milde und geduldiger Nachsicht zu behandeln und für sich zu gewinnen. Seine glänzendste Großtat ist die Stiftung der Berliner Universität: mit Stolz und Freude meldet er der Gattin das Gelingen dieses lange bearbeiteten Plans, durch den „für die Zukunft ein großes Etablissement gegründet" war, „das, wenn nur eine gutgesinnte Regierung bleibt, Epoche in Deutschland machen muß" (S. 223); im Moment des Scheidens aus dem Amte ist, diese Gründung zu sichern, sein angelegentlichster Gedanke, da er einsieht, wieviel gerade hierbei seine Persönlichkeit den Anziehungs- und Kristallisationspunkt gebildet hat (S. 399. 428). Wichtig wurde sein Eintreten für die Einführung der Pestalozzischen Methode in den Volksschulen: theoretisch hatte er sie früher verworfen, war dann aber praktisch in Plamanns Anstalt in Berlin, die Theodor besuchte, und besonders in Zellers Normalinstitut in Königsberg sich ihrer großen Vorzüge bewußt geworden, die er mit beredten Worten schildert (S. 282) und zu deren Anerkennung er auch den König zu bekehren versuchte (S. 183). Ganze Vormittage hat er damals auch in Elementarschulen inspizierend und korrigierend verbracht (S. 172). Seine Pflege der künstlerischen Bestrebungen beleuchten die Erörterungen über den Königsberger Theaterbau, ob Schirm- oder Panorama- oder lieber Kulissentheater (S. 146), über Ifflands Verhältnis zu seiner Sektion (S. 151) und besonders sein energisches Eintreten für Zelters Vorschläge zu Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen, vor allem der geistlichen Musik, für die ihn, den Unmusikalischen (S. 31. 89), Zelters Freund Goethe zu erwärmen verstanden hatte (S. 111. 161. 428).

Die Personen sind in der Politik meist wichtiger für die Erfolge als die Ideen und die Prinzipien: ich stelle daher zusammen, was über

politische Persönlichkeiten in den Briefen begegnet, und beginne mit dem König. Die bekannte Kontroverse über die Bedeutung Friedrich Wilhelms III., die sich an Treitschkes warme und feinverstehende Charakteristik angeschlossen hat, soll hier natürlich nicht prinzipiell zur Sprache kommen. Aber das Urteil eines klaren und kühlen Beobachters wie Humboldt ist jedenfalls für die Frage von allerhöchster Bedeutung. Hören wir, was er darüber zu sagen hat: „Das Departement, das ich habe, liegt zu fern von den Hauptzweigen der Verwaltung, als daß er oft genau daran denken sollte. Er selbst hat viel gesprochen und mit sehr gesundem, richtigem Blick, viel Zusammenhang und einem eigenen Scharfsinn in Behauptung seiner Meinung" (S. 137); „Der König ist trefflich, will alles Gute, bietet zu allem die Hand und wohnt dem Ministervortrag mit großer und einsichtsvoller Aufmerksamkeit alle Vormittage mehrere Stunden bei" (S. 150); „Der König geht auch auf Vorschläge, für die er seiner Natur nach nur wenig Sinn haben kann, ein" (S. 161); „Der König ist, wie ich jetzt immer mehr erfahre und fühle, tief und eigentlich gut und überaus richtig und hellsehend" (S. 263). Persönlich hat sich Humboldt in diesen Jahren stets großer Gnade und Auszeichnung von seiten des Königs zu erfreuen gehabt (vgl. S. 137. 190. 285. 349. 376. 390), der ihn sichtbar vorzog und auch ein Wort mannhaften Tadels und scharfer Kritik von seiner Seite hinnahm, wie das große Gespräch beweist, das er im Oktober 1809 in Memel mit ihm hatte und in dem er ihm die Mängel in der Organisation der inneren Verwaltung eindringlich auseinandersetzte („Ich versichere dir, daß ich mit niemand ohne Ausnahme hätte verständiger darüber reden können" S. 263). Voll Verehrung und Liebe ist Humboldt für die Königin Luise, deren Bruder Georg von Mecklenburg-Strelitz während seines römischen Aufenthalts dem Humboldtschen Hause nahe stand und die ihm gleichfalls besondere Huld zuteil werden ließ (S. 141. 144. 155. 167. 183. 217. 349): als er sie in Königsberg zuerst wiedersah, fand er sie „noch recht schön, nicht zu stark und nur soviel Spur der Zeit und des Kummers, als den Ausdruck rührender und interessanter macht" (S. 141); von ihrer letzten Krankheit, ihrem Tod und ihrer Beisetzung gibt er ausführliche Schilderungen mit ergreifenden Einzelheiten (S. 426. 439. 441. 448). „Wenn wir uns sehen," schreibt er (S. 441), „werde ich dir noch mündlich viel über die Königin und das, was sie für uns getan, erzählen. Überhaupt sind die Folgen, die dieser Todesfall haben wird, nicht zu berechnen." Sein Gesamturteil faßt er in die schönen Worte (S. 451): „Die Königin war, auch bloß als Frau betrachtet, von einer seltenen Harmonie in ihrem ganzen Wesen; sie hatte wirkliche Größe und alle Sanftmut, die nur aus den herzlichsten häuslichen Verhältnissen hervorgehen kann; sie war dabei uns sehr gut und wir haben unendlich viel mit ihr verloren"; was Humboldts der Königin speziell zu verdanken hatten, ist nicht bekannt.

Bei der Einrichtung des Charlottenburger Mausoleums, dessen Gedanke und erster Plan aus der eigensten Initiative des Königs flossen, hat Humboldt wesentlichen Anteil gehabt, indem er es war, der Rauch den königlichen Auftrag verschafft hat zu dem Marmorwerk, das wir heute dort bewundern, nachdem ein älterer Plan, eine Büste der Königin von Rauch im Mausoleum aufzustellen, vom König fallen gelassen und durch die Idee eines Sarkophags mit ihrer ganzen Figur ersetzt worden war (S. 452. 455. 464); ein Plan Karolinens, einen antiken Granitsarkophag aus der Villa Negroni für den Sarg der Königin zu verwenden, konnte dann nicht verwirklicht werden (S. 465. 469. 479). Der Kronprinz, späterer König Friedrich Wilhelm IV., wird zweimal erwähnt: einmal heißt es (S. 190), er sei ein hübsches munteres Kind, das die närrischsten Fragen getan habe, das andremal (S. 221) unter mißbilligenden Seitenblicken auf seine Erziehung, er sei lebhaft und scheine Geist zu haben. Unter den Gliedern des Ministeriums war zweifellos Scharnhorst die bedeutendste Gestalt: Humboldt nennt ihn, mit dem er in freundschaftlicher Vertraulichkeit lebt und den er oft sieht, einen „sehr gescheuten, originellen Mann, zugleich von liebenswürdigem und großem Charakter, der unter einem den meisten wenig versprechenden, beinah träumerischen Aussehen sehr viel verbirgt“ und wurde noch besonders durch eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Pariser Freunde Schlabrendorf für ihn eingenommen (S. 144. 182). Beyme, der Humboldt mit unbeschränktem Vertrauen und wirklicher Herzlichkeit behandelte, wird kurz gelobt (S. 144); mit dem Jugendfreunde Dohna, den er selbst für die Ministerstellung noch von Rom aus empfohlen hatte (S. 46), der gut wie ein Kind und die Liebe selbst genannt wird (S. 135. 143. 156), aber schwer in Bewegung zu setzen war selbst für die Sachen, die er begünstigte (S. 361), bestanden dauernd die besten Beziehungen. Urteile über Hardenberg finden sich nicht, nur die Bemerkung (S. 460), daß er die letzten Tage vor Humboldts Abreise nach Wien gegen ihn außerordentlich freundschaftlich gewesen sei und ihn mit dem größten Vertrauen und wirklicher Liebe behandelt habe. Noch im Juni 1810 versichert Humboldt (S. 413; vgl. auch S. 423. 429): „Hardenberg macht mir kein Geheimnis daraus, daß er im Hintergrunde die Absicht hat, mir einmal wieder hier die Führung des Ganzen (gemeint ist das Ministerium des Inneren) anzuvertrauen“; was dann so plötzlich des Staatskanzlers Vertrauen in Mißtrauen verwandelt hat (vgl. Gebhardt 1, 371), bleibt auch in unsrer Quelle im Dunkel. Am innigsten harmonierte Humboldt in politischen Dingen mit Schön, was auch sonsther bekannt war: er nennt ihn den besten Kopf unter den Geheimen Staatsräten, den man ruhig habe seinen Abschied nehmen lassen, als wenn man der Menschen überall genug hätte (S. 244), und meint, er werde in jedem Verhältnis mit ihm ganz und durchaus übereinstimmen (S. 445).

Während über die eigentlichen aktuellen Weltbegebenheiten wenig in unseren Briefen gehandelt wird (zu nennen wären etwa die Einzelheiten über die Schlacht bei Saalfeld S. 44, die Anekdote von der Übergabe von Küstrin S. 115, die Bemerkung über Schills Unternehmen S. 155, die Notizen über den Regierungswechsel in Rom S. 178. 189. 195. 243; zu S. 40 vgl. Düntzer, Charlotte von Stein 2, 242) und z. B. die aufregenden Ereignisse des österreichischen Feldzugs von 1809 ganz unbesprochen bleiben, woran die berechtigte Besorgnis vor der Verletzung des Briefgeheimnisses teilweise die Schuld tragen mag, sei noch hingewiesen auf ein paar Stellen, die die allgemeine Stimmung in Deutschland in dieser gärenden Zeit schildern. Man zweifelte ernstlich, ob der preußische Staat nicht doch der Vernichtung zutreibe (S. 59): „Ich war heute in einer Schulmeisterprüfung, wo ich ein Lied wählen mußte zum Singen; ich habe singen lassen: Sink immer hin mein Leib in Staub. Das ist doch jetzt die natürliche Stimmung der meisten Menschen" (S. 129). Es ergriff den kühlen Denker im Innersten der Empfindung, in der Feuertaufe dieser schweren Zeit den deutschen Charakter zu einem neuen gereinigten Leben erstehen, Frivolität und Rationalismus der alten Gesellschaft dahinschwinden zu sehen: „Das physische Unglück hat allenfalls freilich die schriftstellerische Tätigkeit etwas gelähmt, allein nicht die intellektuelle bei den Menschen überhaupt. Diese vielmehr hat, ich sage nicht durch, aber trotz jener Widerwärtigkeiten durch den Fortschritt der Zeit und das Nachwirken des früher Geschehenen zugenommen" (S. 142); „Es ist wunderbar, wie ordentlich jetzt die Zeit kommt, wo man zu allen den verborgenen und mystischen Dingen, die man in der eben vorhergehenden Periode verachtete und lächerlich machte, zurückkehrt. Was immer für das Zurückkehren ein ganz gutes Vorurteil erregt, ist, daß wirklich jene Periode des klaren und reinen, gar nicht tiefen Verstandes in vieler Rücksicht tadelnswürdig war und großenteils den Grund zur jetzigen Schwäche gelegt hat. Freilich kann es mit der Mystik auch leicht zu weit gehen, aber das beweist eigentlich, daß in ihr mehr Wahrheit liegt. Das wahrhaft Rechte in allen Dingen liegt immer tief, ist nicht so leicht und klar zu demonstrieren und wird eigentlich nur durch die echte und feine Stimmung des ganzen Gemüts gefunden, so wie nur aus einem rein gestimmten Instrument ein reiner Ton hervorgeht" (S. 171). Im Gegensatz gegen Süddeutschland, wo der Luxus herrschte (S. 15), fand Humboldt in Berlin und Preußen Armut und Knappheit in allen Lebensverhältnissen, spartanische Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Teurung der Lebensmittel (S. 75. 76. 99. 106. 116); in Ermland wurde ein Pulver aus jungen getrockneten Baumzweigen dem Mehl beim Brotbacken beigemischt (S. 174); Zwangsanleihen und regelmäßige Gehaltsabzüge in Minimalhöhe, aber mit Bewilligung freiwilliger Erhöhung waren eingeführt (S. 127. 173. 400); das königliche Silberedikt erregte allgemeines Miß-

fallen (S. 112. 115. 127). Rührend ist der Vaterlandssinn der halberwachsenen Kinder: Theodor und sein Freund Hellmut Laroche tragen ihre silbernen Kinderbecher, ein paar Teelöffel und einen silbernen Bleistift als patriotisches Geschenk in die Münze mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man sie in den Zeitungen nicht nennen soll (S. 130); Berta Laroche fordert als erste Bedingung von ihrem künftigen Gatten, er soll versprechen, nie und unter keiner Bedingung eine Festung zu übergeben (S. 110). — Hier seien auch zwei kulturhistorisch interessante Tatsachen erwähnt, die in den Briefen immer und immer wieder besprochen werden, Humboldts Vorliebe für den Zopf und seine Abneigung gegen das Bier. Noch in Königsberg hat Humboldt den Zopf, „dies Zeichen der Mannheit und der festen Anhänglichkeit an die ehemaligen besseren Gesinnungen," getragen, obwohl außer ihm nur noch der Generalchirurg Görcke die veraltete, selbst in der Residenz nur von einem kleinen Häuflein noch konservierte Mode mitmachte und dann auch abtrünnig wurde; er sieht zwar den Tag kommen, „wo auch diese heilige Ilios fallen wird," hat ihn aber von Begebenheiten abhängig gemacht, die im Schoß der Götter liegen (S. 110. 132. 160. 212. 234. 402). Schon länger kannten wir eine Äußerung Humboldts in einem Briefe an Körner, der ihn auf Kants Abneigung gegen Bier aufmerksam gemacht hatte (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt S. 336): „Die Philosophie ist doch immer erhabener als die Poesie; denn Schiller und Goethe tranken immer Bier und Goethe tut es noch jetzt ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind." Auch in unsern Briefen gibt er seiner Verachtung gegen den Biergenuß, den er in Erfurt wie im Hause Laroche in Berlin zum Entzücken der „Barbarennatur" seines Theodor im Schwange fand, köstlichen Ausdruck (S. 20. 71. 99. 227. 420. 436).

Wenn wir jetzt zu dem literargeschichtlichen Ertrag des neuen Bandes uns wenden, können wir wieder mit einer reichen Zahl von Bemerkungen über Goethe beginnen. So oft Humboldt, wie es in diesen Jahren mehrfach geschah, in dem nahen Erfurt sich aufhielt, hat er natürlich nie versäumt, auf kürzere oder längere Zeit nach Weimar hinüberzugehen, wo der Dichter und die Jugendfreundin Karoline von Wolzogen zwei mächtige Magneten für ihn bildeten. Sechsmal ist er in Weimar gewesen und ich mustere zunächst, was uns über Goethes Leben und Stimmungen und aus seinen Gesprächen mitgeteilt wird. Beim ersten Besuch (17. 18. November 1808; vgl. Goethes Tagebücher 3, 400) logierte er bei Karoline (S. 20; vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 231 und Goethes Briefe 20, 217) und fand Goethe zwar freundschaftlich und herzlich, aber sonst wegen der damals akuten Theaterkrisis (über diese auch S. 40. 66 erwähnte Angelegenheit vgl. Düntzer, Goethe und Karl August S. 621 und Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung S. 312) in keiner guten Stimmung (S. 21).

Der Dichter war vor wenigen Wochen von Napoleon in Erfurt durch eine Unterredung ausgezeichnet worden und sprach sich Humboldt gegenüber eingehend darüber aus; wir haben also hier den ältesten authentischen Bericht über dies vielbesprochene Gespräch aus des Dichters Munde (S. 21; vgl. auch den Parallelbericht in Humboldts Briefen an Jacobi S. 75, der, obgleich kürzer, den vorliegenden ergänzt): „Goethe hat eine lange Unterredung mit dem französischen Kaiser gehabt, von der er sehr voll ist. Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, seine Sache nicht. Aber Werthers Leiden und die französische Bühne sind die Hauptgegenstände der Unterhaltung gewesen. In Werthers Leiden hat der Kaiser eine Stelle getadelt, die nach Goethes Versicherung allen übrigen Lesern entgangen ist. Es ist, sagt Goethe (die Stelle selbst wollte er nicht anzeigen), eine, wo er die wahre Geschichte und die Fiktion aneinander genäht hat, wo er die Verbindung mit großer Kunst gemacht zu haben glaubt, wo indes der Kaiser doch etwas Spielendes (?) bemerkt hat. Das französische Theater soll der Kaiser unglaublich genau von Vers zu Vers kennen und nicht so unbedingt verehren. Vorzüglich streng soll er in der Beurteilung der Konsequenz der Charaktere und in der Gegeneinanderhaltung der historischen und poetischen Motive sein. Am meisten aufgefallen ist Goethe an ihm, daß er auch in poetischen und literarischen Dingen nie etwas getadelt hat, ohne gleich zu sagen, was an die Stelle gesetzt werden müßte; wirklich ist auch bei Dingen, wo es aufs Handeln ankommt, nichts so desolant, als wenn man nur immer anzugeben weiß, was nicht recht ist." Welche Stelle Napoleon bei seiner Kritik des Werther im Sinne hatte, ist bekanntlich noch immer strittig (vgl. Gräf, Goethe über seine Dichtungen 1, 580 Anm. 2). Karoline erwidert (S. 42): „Lebhaft hat das Gespräch des Kaisers mit Goethe mich interessiert. Der ungeheure Verstand des Menschen geht glänzend daraus hervor. Man muß doch auch bedenken, daß seine Erziehung und Bildung und Lebensgewohnheiten alle französisch sind und seine Kenntnis eines deutschen Buches nur durch Übersetzung in ihn kommen kann." Goethes Begeisterung für den Kaiser erhellt auch aus dem wenig späteren Bericht (S. 66): „Ohne das Legionkreuz geht Goethe niemals und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer ‚mein Kaiser' zu sagen." Weiter sprach Goethe, wie es in seinem Tagebuch heißt, „über gegenwärtige deutsche Verhältnisse". Humboldt fährt fort (S. 22; vgl. wieder den ergänzenden Parallelbericht in den Briefen an Jacobi S. 75 und Karolinens Brief an Welcker, der bei Kekulé, Das Leben Welckers S. 145 mit der falschen Jahreszahl 1816 gedruckt ist): „Unendlich weh tut es einem, daß Goethe, nicht wegen des fremden Einflusses, sondern wegen des inneren Unwesens an allem literarischen Heil in Deutschland verzweifelt. Jeder, sagt er, will für sich stehen, jeder drängt sich mit seinem Individuum hervor, keiner will sich an eine Form, eine Technik

anschließen, alle verlieren sich im Vagen und die das tun, sind wirklich große und entschiedene Talente, aus denen aber eben darum schlechterdings nichts werden kann. Er versichert darum, daß er sich nicht mehr um andre bekümmern, sondern nur seinen Gang gehen wolle, und treibt es so weit, daß er versichert, der beste Rat, der zu geben sei, sei, die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen; nur auswärts seien sie noch erträglich. Ich habe ihm gesagt, daß ich für mich das schon angefangen habe und daß er nur zu uns kommen dürfe, um es auch an seinem Teil zu vollenden." Um zu sehen, wen Goethe hier im Sinne hat, vergleiche man seinen Brief an Zelter vom 30. Oktober desselben Jahres (Briefe 20, 192). — Beim zweiten Besuche Weimars (3. 4. Dezember 1808; vgl. Goethes Tagebücher 3, 403) wohnte Humboldt bei Goethe selbst in einer seiner sogenannten Putzstuben im ersten Stock: wiederum war er trotz der noch andauernden Theaterkrisis außerordentlich freundschaftlich, vertraulich und herzlich und freute sich der Aussicht, von der Theaterleitung befreit, künftig mehr arbeiten zu können (S. 40. 49). Auch beim dritten Besuch, der zusammen mit einer zweitägigen Exkursion nach Rudolstadt die Tage von Weihnachten 1808 bis Neujahr 1809 umfaßte (vgl. Goethes Tagebücher 3, 407. 408. 4, 1), wohnte Humboldt am Frauenplan, brachte aber die Vormittage immer bei Karoline zu (S. 53). Genauere Berichte über die Gespräche mit Goethe gibt er leider nicht: Goethes Tagebuch verzeichnet am 25. ein Gespräch über „deutsche Literatur, Schillers schriftstellerischen Charakter, die Datums meiner Arbeiten", am 28. nach der Vorstellung der Jungfrau von Orleans „mancherlei literarische und politische Gespräche"; außerdem las der Dichter bei Wolzogens am 26. seine handschriftliche Pandora, am 29. den gleichfalls noch ungedruckten Satyros, kleine Gedichte und Sonette, am 1. bei sich Sonette von Riemer vor. Während Humboldt in Rudolstadt zu Besuch bei der Fürstin war, fiel am Silvestermittag an Goethes Tafel jene heftige Szene vor, wo der Dichter gegen Zacharias Werner wegen Vorlesung eines Sonetts sehr ausfallend wurde; über diese Szene berichtet Humboldt aus Goethes und Werners Munde (die übrigen Berichte sind verzeichnet Goethe und die Romantik 2, 319): „Gegen das letzte (das mystische Wesen) hat Goethe einen Haß, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der arme Werner hat gestern sehr dafür leiden müssen. Er aß bei Goethe, wie er mir erzählt hat, und wollte etwas vorlesen. Obgleich Goethes Frau ihm gesagt hatte, daß das Mystische Goethen unerträglich sei, so ließ er sich beigehen, ein Sonett auf Genua, wo er kürzlich gewesen, vorzubringen, in welchem die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird[1]). Wie dies Goethe gehört

---

[1]) Dies Sonett Werners ist meines Wissens nirgends nachgewiesen und der Gedanke steht so nicht in den gedruckten Gedichten. Nun findet sich aber bei dem Sonett „Abfahrt" (Ausgewählte Schriften 1, 174), das am 9. September 1808

hat, ist er, wie er selbst sagt, saugrob (im Wunderhorn heißt es sauhöflich[1]) geworden. Werner hat sich zurückziehen müssen und obgleich er die Versöhnung durch die Frau versucht hat, mit der er gestern abend auf dem Ball gewalzt hat, so kommt sie so leicht gewiß nicht zustande. Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Karolinen und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchsteigene Worte), und die Rafaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arm haben soll. Ist das nicht komisch? Aber es ist auch wirklich wahr, daß der Mystizismus so schrecklich getrieben wird, daß man auf solche Übertreibungen fast in halbem Ernst kommen kann. Werner behauptet, jede Tragödie müsse eine religiöse Handlung sein, doch ist er sonst interessant und ein guter Mensch und Goethes Ausfall tut mir wirklich leid." Karoline erwidert natürlich Goethes extreme Ansicht mißbilligend (S. 85); was diese selbst betrifft, so verweise ich auf die ähnliche Gleichstellung von Madonna und Amme in dem Briefe an Heinrich Meyer vom 27. April 1810 (Briefe 21, 250) und besonders auf eine scharfe, im Druck unterdrückte Stelle des Aufsatzes über Myrons Kuh von 1812 (Werke 49, 2, 322) und Humboldts Bemerkungen darüber an Goethe (Briefwechsel S. 252). Wie anders hat der junge Goethe das Madonnenmotiv im „Wanderer" verklärt, und noch der aus Italien Heimgekehrte hat Christiane und August von Heinrich Meyer in Madonnenstellung malen lassen. — Auf der Reise von Erfurt nach Berlin berührte Humboldt zum vierten Mal Weimar und brachte dort den Abend des 7. Januar 1809 bei Wolzogens mit Goethe und Knebel zu (S. 62, 64; vgl. Goethes Tagebücher 4, 3): Goethe sprach von den eben begonnenen Wahlverwandtschaften, ohne sich aber auf einzelnes einzulassen. Erst nach fast Jahresfrist, wiederum von Erfurt aus, kommt Humboldt zum fünften Mal nach Weimar (2.—6. Januar 1810; vgl. Goethes Tagebücher 4, 87. 88, Briefe 21, 158 und Goethejahrbuch 8, 76. 78), wohnt bei Goethe und teilt wieder seine Zeit zwischen ihm und Karoline von Wolzogen, denn „Goethe selbst ist auch lebhafter und interessanter, wenn man ihn nicht zu lange hintereinander sieht" (S. 307. 310): Goethe

---

auf der Bocchetta bei Genua gedichtet ist, die merkwürdige Anmerkung: „Ergänzt vom Herausgeber." Dem Anfang nach zu schließen, könnte hier das inkriminierte Gedicht ganz wohl vorliegen: ich glaube daher, daß Werner die ursprüngliche Fassung infolge von Goethes Tadel vernichtet und eine Umarbeitung beschlossen, aber nicht vorgenommen und nur den Anfang, der stehen bleiben konnte und sollte, fragmentarisch hinterlassen hat, zu dem dann Zedlitz den Schluß dichtete.

[1]) In dem aus Nikolaus Rosthius aufgenommenen Gedicht „Sie können es nehmen, wie sie wollen" (Des Knaben Wunderhorn 2, 444); ich verdanke diesen Nachweis der Freundlichkeit Ferdinand Riesers.

war äußerst liebevoll und sprach von seinem an Karoline nach Rom übermachten Roman und ihrer Beschreibung der spanischen Gemälde (S. 308); sein Tagebuch notiert als Gesprächsgegenstände am 4. „Seines Bruders Reisen und Arbeiten, Schillers Werke, meine Chromatik“, am 5. während eines Spazierganges „Schul- und Studienverhältnisse im Preußischen“ (vgl. Briefe 21, 161). Beim sechsten und letzten Besuch auf der Rückreise von Erfurt nach Berlin (18.—20. Januar 1810; vgl. Goethes Tagebücher 4, 91) kehrt Humboldt wieder bei Karoline ein (S. 320; vgl. auch Goethes Briefe 21, 173): Goethes Tagebuch verzeichnet als Gegenstände der Unterhaltung am 18. „Farbenlehre, Biographien, Romane und dergleichen“ (vgl. auch Briefe 21, 393), am 19. „literarische und politische Diskurse“. Humboldt selbst berichtet nur (S. 322): „Du glaubst nicht, wie lieb Goethe mit mir, auch mit meinem kleinen Übel gewesen ist. Ich mußte alle halbe Stunden etwas ins Auge träufeln. Goethe hat das nun immer selbst und mit einer Sorgfalt gethan, von der du keinen Begriff hast. Er ist noch nie gegen dich (denn er hat unendlich oft von dir gesprochen) und mich so lieb gewesen.“ Ein erhofftes Wiedersehen mit dem Dichter in Karlsbad im September 1810 ließ sich nicht ermöglichen (S. 465. 475). Der im Herbst 1809 und Anfang 1810 zwischen Goethe und Karoline gewechselten Briefe (vgl. Goethejahrbuch 16, 43) wird im Vorbeigehen gedacht (S. 302. 326. 359).

„Es ist sehr närrisch,“ schreibt Humboldt (S. 475), „daß die Fürstin von Rudolstadt eine ordentliche Antipathie gegen Goethe hat. Sie hat ihn nur bei Hofe gesehen, läßt sich aber auch gar nicht abstreiten, daß er nicht auch anderswo dieselbe Starr- und Steifheit habe. In ihm ist die Empfindung gegenseitig, und so gern er z. B. die Köpfe der Kolosse sähe, so kann er sich nicht überwinden hinzugehen. Es muß wirklich da etwas in den unerklärlichen Eindrücken liegen, die ein Mensch auf den andern macht, sonst begreift man es gar nicht.“ In Goethes Briefen und Tagebüchern finde ich Karoline Luise von Rudolstadt, eine der vortrefflichsten Fürstinnen ihrer Zeit, nirgends erwähnt. Tatsache ist, daß Goethe sich erst im Oktober 1817 entschließen konnte, die von der Fürstin aus Italien mitgebrachten, allerdings „in einem einsamen, durch viele umhergepflanzte Tannen ziemlich dunkeln Gartenhause“ sehr unglücklich aufgestellten Abgüsse der Rosselenkerköpfe vom Monte Cavallo in Rudolstadt aufzusuchen (vgl. Werke 36, 124; Tagebücher 6, 120; Briefe 28, 282; Charlotte von Schiller 2, 27; Schillers Sohn Ernst S. 121; Goethejahrbuch 27, 74). Eine gewisse Unbehilflichkeit im äußeren Benehmen schreibt auch Karoline einmal (S. 257) Goethe zu und glaubt, daß sie durch Erziehung auf Fritz von Stein übergegangen sei, über den ihr Humboldt geschrieben hatte (S. 229): „Stein ist ein sehr guter Mensch, allein zur Arbeit doch nur sehr bedingterweise tauglich. Was noch wunderbarer ist, so trägt er auch in diesen Unvollkommenheiten Spuren

der Goethischen Erziehung, die man nicht verkennen kann. Ich glaube, daß es ihm geschadet hat, daß Goethe zu sehr mit ihm, wie er überhaupt leicht überall tut, auf das Reale und Praktische gegangen ist und zu wenig auf das eigentliche Lernen gehalten hat." — Christiane, seit dem Oktober 1806 Goethes legitime Gattin, die der Dichter eben damals in die weimarische Gesellschaft einzuführen begann, worin ihn Karoline von Wolzogen freundlich unterstützte, „da sie mit Recht sagt, daß sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheiratete Damen um kein Haar breit amüsanter sind," nennt Humboldt „ein ganz leidliches Wesen", die Theodor „wirklich zärtliche Sorgfalt" bewies (S. 40). „So sein recht eigentliches häusliches Leben mit der teuren Hälfte und Riemern ist nichts weniger als interessant oder hübsch. Habe ich dir schon erzählt, daß er die Frau Du und sie ihn Sie nennt? Das, siehst du, liebes Kind, ist ein Respekt!" (S. 65). Von Riemer, dem „Famulus des großen Mannes", der immer in „wir" redet und niemals zu etwas Zeit hat, dem „Magister" (S. 96. 157), entwirft Humboldt (S. 65) eine köstliche Schilderung, die auch seinen Gedichten gerecht wird.

Von Goetheschen Werken erschienen in diesem Zeitabschnitt 1808 der erste Teil des Faust und der Anfang der Pandora, 1809 die Wahlverwandtschaften. Den Faust las Humboldt in Erfurt noch vor dem ersten Wiedersehen mit Goethe, berichtet der Gattin von dem, was gegenüber dem Fragment von 1790 neu war, von den „vier an niemand gerichteten Zueignungsstrophen, die ich dir, weil sie in der Tat wunderschön sind, in Abschrift zuschicke," vom Vorspiel auf dem Theater und dem Prolog im Himmel, deren Schlußverse er zitiert, und fährt dann fort (S. 22): „Dann folgt das Stück. In diesem sind nicht bloß hinten Szenen angehängt, sondern auch in der Mitte eingeschaltet, wie z. B. die, welche er uns vorlas. Ausgelassen ist, soviel ich ohne Vergleichung bemerkt habe, nichts. Es sind himmlische neue Szenen, vor allem die letzte, wo Gretchen als Kindermörderin im Kerker sitzt, Faust sie mit Mephistopheles zu retten kommt, sie aber solche Hilfe ausschlägt, durch eine Stimme von oben von der Verdammnis gerettet wird, Mephisto aber mit Faust abfährt. Gegen das Ende ist eine Blocksbergszene und ein Marionettenspiel daselbst, die füglich hätten wegbleiben können, wo wieder die Xenien, Nicolai und sogar Tegel vorkommen . . . Vieles von dem Neuen im Faust ist uralt. Die letzte Szene ist 30 Jahre alt, aber es hatte nie ein Sterblicher sie gesehen. Goethe hat noch mehr Szenen, die ein andermal werden eingeschaltet werden." Wie man sieht, ist Humboldt über Entstehung und Formen der Kerkerszene nicht ganz genau unterrichtet: Die Quelle seiner Angaben dürfte wohl Riemer gewesen sein. Karoline ist von der Zueignung tief und bis zu Tränen ergriffen: „Es sind einige Worte darinnen, die einem das Allerschmerzlichste in dem Busen aufregen" (S. 42; vgl. auch Goethejahrbuch 16, 48 und Neue Briefe von Karoline von Humboldt S. 68).

Die ältere, ihm noch unbekannte Fassung vom „König in Thule“ (mit der abweichenden Anfangszeile „War einst ein . . .“ zitiert) in ihrer „sehr einfachen Naivität“ lernt Humboldt in Königsberg durch den General Gneisenau kennen (S. 177); ebendort hört er in einer Gesellschaft beim Kronprinzen aus der Radziwillschen Komposition des Faust den Marsch mit Chören „Burgen mit türmenden Zinnen“: „Die Musik war nicht sehr schön, manchmal aber komponiert er sehr hübsch. ‚Neige, du Schmerzenreiche‘ ist ihm wirklich in sehr hohem Grade gelungen“ (S. 218). Was damals von der Pandora fertig war, lernte Humboldt durch Goethes eigene Vorlesung kennen; er gibt der Gattin eine kurze Übersicht des Inhalts und urteilt (S. 53): „Es ist eine der wunderbarsten Produktionen, aber der allerschönsten und größesten . . . Das Neue und Schöne ist, daß alle Urtöne der Leidenschaften, der Gefühle, alle Elemente der menschlichen Gesellschaft darin vorkommen und mit einer Reinheit, ja man kann sagen Nacktheit dargestellt sind, daß daraus selbst eine ungeheure Größe hervorgeht. Dann ist die Sprache, die in den verschiedensten Silbenmaßen abwechselt, himmlisch“; im selben Briefe zitiert er einen Vers des Gedichts (S. 57; Vers 733). Von den Wahlverwandtschaften hört Humboldt zuerst Anfang Januar 1809 (S. 64): „Goethe hat mir vertraut, daß er einen neuen Roman angefangen und schon so weit gebracht hat, daß er ihn im nächsten Sommer in Karlsbad sicher vollenden kann. Den eigentlichen Inhalt hat er mir nicht gesagt; nur scheint er selbst sehr damit zufrieden und sagt, er habe noch einige weibliche Charaktere gehabt, die er bisher nicht habe anzubringen Gelegenheit gefunden. Es werden zwei kleine Bändchen werden.“ Ehe sie noch den Roman selbst erhielt, den ihr Goethe durch einen Reisenden übermachte (S. 302; es war der Leipziger Kaufmann Dufeur-Féronce), erfuhr Karoline „viel Schönes“ darüber von Welcker (S. 271; Welckers Brief ist mit falschem Datum bei Kekulé, das Leben Welckers S. 140 abgedruckt). Humboldts Urteil ist „nicht ganz so lobend“ wie das der andern (S. 317). Nachdem ihm Karoline geschrieben (S. 333): „Goethens Roman habe ich endlich bekommen und gelesen. Er hat mich als ein außerordentlich poetisches Produkt, ich meine Ottiliens Charakter, unendlich frappiert und das Geheimnisvolle einer tiefen Natur ist unbeschreiblich in diesem Wesen ausgedrückt oder der Ahndung hingegeben. Charlotte ist mir zu klug, sie ist es ach! noch in den zerreißendsten Momenten des Lebens. Die Männer sind mir gar zu wenig angedeutet. Ich begreife wohl, daß Eduard ein von Natur schönes und reiches Gemüt hat, allein die Heirat mit einer alten und reichen Frau in früher Jugend ist mir ein Anstoß, ein Makel“, antwortet er, anknüpfend an ein leider nur teilweise erhaltenes Urteil der Frau von Staël (S. 356): „Dein Urteil über die Wahlverwandtschaften ist auch großenteils das meinige. Die Staël schreibt mir fast aus der Seele darüber . . . Schicksal und innere Notwendigkeit vermisse ich vor

allen Dingen darin. Auch glaube ich im Gespräch mit Goethe entdeckt zu haben, daß sehr viel Reminiszenzen in dem Roman aus dem wirklichen Leben angebracht sind, die er nur nicht genug poetische Kraft oder Stimmung gehabt hat in ein Ganzes gehörig zu verschmelzen. Ihm aber darf man so etwas nicht sagen. Er hat keine Freiheit über seine eigenen Sachen und wird stumm, wenn man im mindesten tadelt. Es schadet dem Verhältnis und hilft nicht der Sache." Zu den letzten Sätzen halte man Riemers Ausführungen über Goethes Selbsturteil (Mitteilungen über Goethe 1, 301). Das Märchen, das Goethe am 17. November 1808 vorlas und über das Humboldt die Bemerkung macht (S. 23): „Aber leider fielen Karoline und mir gar sehr die Ausgewanderten dabei ein; es ist eine der Kompositionen, die nur zum Ausruhen bestimmt sein können", war nach Riemers Tagebuch die neue Melusine (vgl. Gräf, Goethe über seine Dichtungen 1, 898 Anm. 1). Daß Goethe Ende 1808 so lebhaft an die Fortsetzung der natürlichen Tochter dachte, „zu der schon alles fertig liegen soll" (S. 40), ist neu (vgl. aber die Notizen bei Gräf 2, 3, 545). Den Schluß bilde folgendes Urteil, das Humboldt im Gefolge einer Betrachtung über den Einfluß Roms fällt (S. 29): „Karoline und besonders Goethe, der es kannte, fühlen wohl beide, was ich hier sagte. Aber sie setzen noch auf tausend Dinge nebenher Wert, können sich von einer Menge Kleinigkeiten nicht losreißen und leben doch auch mehr in der äußeren, dort freilich durch mancherlei Umstände gehemmten Produktion. Was Goethen betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß er nicht gerade das Beste seines Genius während seines italienischen Aufenthalts aussprach. Es mag freilich sein, daß er nicht lange genug dort war, aber (wir sprachen noch selbst bei Karolinen mit ihm davon) Werther, Egmont, Faust wären nie, auch von ihm, in Italien entstanden." — Eine Fülle von Zitaten beweist die innige Vertrautheit beider Korrespondenten mit Goethes Dichtungen. Es sind vertreten: Hermann und Dorothea (S. 59), Faust (S. 146. 204. 477), Iphigenie (S. 226. 292), Tasso (S. 280), Werther (S. 209) und aus den Gedichten: Mut (S. 46), Harfenspieler (S. 201), Braut von Korinth (S. 209. 225), Meeresstille (S. 210), Zauberlehrling (S. 252), Wonne der Wehmut (S. 261), Der neue Amadis (S. 299. 351). Für ein Zitat (S. 149) ist mir die Quelle nicht bekannt[1]).

Es war Humboldts größter Schmerz, daß er beim Wiedersehen Weimars Schiller nicht mehr unter den Lebenden fand. Manches Gespräch mit Schwager und Schwägerin Wolzogen wird dem Andenken des großen Freundes, seinem Ende und der mit ihm gemeinsam verlebten schönen Vergangenheit geweiht gewesen sein. In den Weihnachtstagen 1808 schreibt er (S. 54): „Mit des armen Schillers nachgelassenen Papieren beschäftige

[1]) Auch dem Zitat S. 429 stehe ich gänzlich ratlos gegenüber.

ich mich des Morgens mit der Wolzogen. Es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie, mit welcher Sorgfalt er gearbeitet hat. Der Plan mehrerer Stücke ist sehr ausführlich da, von einem besonders, von dem auch zwei Akte ausgearbeitet sind: Demetrius, eine russisch-polnische Geschichte. Ein Monolog, das letzte was er schrieb, ist sehr schön. Noch im Delirium seiner Krankheit hat er sich unglaublich viel mit dem Stück beschäftigt und einige seiner letzten Worte sind gewesen: Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle? Es ist zweifelhaft, ob er dies in eigener Wahrheit oder wie im Stück gesagt, doch hat er überaus heiter und verklärt dabei ausgesehen. Er bleibt der größte und schönste Mensch, den ich je gekannt; wenn Goethe auch noch dahingeht, dann ist eine schauerliche Öde in Deutschland." Diese Äußerung des Sterbenden, die wohl kaum etwas mit den Demetriusphantasien zu tun hat, war schon aus Karolinens Biographie des Dichters (2, 276) bekannt (vgl. auch Euphorion 14, 592 und Deutsche Rundschau 35, 202). Wenig später gedenkt Humboldt der nach Schillers Tode an mehreren Orten unternommenen Benefizvorstellungen der Theater zum Besten seiner Kinder und fährt fort (S. 66): „Iffland in Berlin hat sich auch sehr brav gezeigt, leider aber Goethe gar nicht. Er hat fast gar keinen Anteil geäußert. Als Schiller starb, war zwischen ihm und Goethe eine leichte Brouillerie; teils deswegen, teils weil er selbst eben von einer großen Krankheit kam, hat ihn Goethe in seiner Krankheit nicht gesehen. Aber wunderbar ist es, daß er auch Monate nachher die Wolzogen und die Lolo vermieden hat. Jetzt erst ist er wieder sehr gut mit beiden." Von dieser kleinen Verstimmung zwischen den Freunden hören wir hier das erste Wort: war sie wirklich vorhanden, und man hat kaum Recht zu einem Zweifel, da wohl Karoline die Quelle Humboldts ist, wie erschütternd und im höchsten Sinne tragisch muß dann Schillers Tod auf Goethe gewirkt haben, der die vorübergehende Trennung zu einer ewigen machte! Auch daß er sich zunächst förmlich gefürchtet haben muß, Frau und Schwägerin des Verstorbenen zu sehen, kann man völlig begreifen: denn was hätte er ihnen sagen, wie jenes verhängnisvollen Umstandes gedenken sollen? Einzelne Äußerungen über den damaligen Goethe in Lottens Briefwechsel (Charlotte von Schiller 1, 499. 535. 2, 415) rücken nun in eine etwas deutlichere Beleuchtung und auch aus den von Genast (Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers 1, 154) überlieferten Worten Schillers könnte man einen schmerzlichen Doppelsinn herauslesen. Übrigens ist Goethe dem Verkehr mit den Frauen nicht so lange fern geblieben, wie es nach Humboldts Worten scheinen könnte: fünf Wochen nach Schillers Tode nähert er sich ihnen zuerst wieder brieflich (Briefe 19, 12), am 27. Januar 1806 sieht er bei Karoline des Freundes literarische Verlassenschaft durch (Tagebücher 3, 116). Im Januar 1810 schreibt Humboldt (S. 312): „Über Schiller hat mich Karoline wirklich sehr angeregt etwas

und für den Druck zu machen. Es soll sein Nachlaß, Pläne und Szenen von Stücken herausgegeben werden und Karoline wünschte, daß auf dem Titel Goethe, ich und Körner als Herausgeber genannt würden. Dann sollte jeder auch etwas über ihn sagen. Da wir sehr verschiedene Naturen sind und Schillern auch ganz verschieden gesehen und gekannt haben, so war die Idee wirklich hübsch, aber Goethe scheint keine Lust zu haben. Er hält es überhaupt für sehr schwierig, was es freilich auch ist, und will es ganz auf mich schieben. Ich werde sehen, ob ich etwas zustande bringe" (vgl. auch S. 330). Die Geschichte dieses, man darf sagen, im Sande verlaufenen Planes, an dem Schillers Schwägerin demnach mehr Anteil hatte, als man bisher ahnte, und von dem nur die trockene und nüchterne Lebensskizze Körners zur Ausführung kam, habe ich kürzlich (Deutsche Rundschau 35, 197) eingehend behandelt, wozu diese Sätze willkommene Ergänzungen bieten. Trotz aller begeisterten Liebe zu Schiller sieht aber Humboldt auch ihn teilnehmen an den Schranken der männlichen Natur (S. 232): „In den Männern wie z. B. in Schillern selbst, dem sonst alles Menschliche so unglaublich offen stand, herrscht zu sehr allemal notwendig egoistische Neigung zu einzelnen Hervorbringungen vor, um ihre Welt aus einem einzigen Gefühle zu bilden"; ähnlich in ähnlichem Zusammenhange (S. 266): „Selbst in Schiller, so gut er war, tat mir manches, nicht gegen mich, aber in ihm selbst, oft weh." — Über Schillersche Dichtungen begegnen nur zwei Notizen. Am 3. Dezember 1808 sah Humboldt im Weimarer Theater den Tell mit recht viel Freude (S. 41): „Das Spiel war nicht eigentlich vorzüglich, da kein recht ausgezeichnet großes Talent da ist; aber der Tell wurde doch recht gut vorgestellt. Schiller hat ihn noch dem Schauspieler einstudiert und im ganzen sieht man, daß Goethe die Sache versteht;" den Tell spielte Haide (vgl. über ihn Genast. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers 1, 147). Am Rudolstädter Hofe las Humboldt eines Morgens den Macbeth in Schillers Bearbeitung vor (S. 476). Zitate finden sich aus den Räubern (S. 8), der Braut von Messina (S. 66. 97) und besonders viele aus den Gedichten: Resignation (S. 173), Macht des Gesanges (S. 224), Glocke (S. 267. 306. 449), Spaziergang (S. 269), Taucher (S. 357), Künstler (S. 368), Siegesfest (S. 388). Das S. 308 zitierte Diktum Schillers: „Wer immer lachen kann, beherrscht die Welt" ist meiner Erinnerung nach in den Werken nicht enthalten.

Ich stelle noch die übrigen Urteile und Notizen über Größen der damaligen Literatur zusammen. Der erste Freund aus alter Zeit, den Humboldt diesseits der Alpen begrüßen konnte, war Fritz Jacobi, jetzt längst nicht mehr im idyllischen Pempelfort, sondern Präsident der Akademie in München: er fand ihn, den 65jährigen, innerlich und äußerlich stark gealtert, was ihm sehr schmerzhaft zu sehen war, zumal es seiner Theorie widersprach, daß man den Einflüssen des Alters durch starke

Willenskraft widerstehen könne (S. 6. 11): „Er dreht sich meistenteils nur in den paar alten, längst und oft von ihm ausgeführten philosophischen Ideen herum.“ Auch Schelling sah Humboldt in München wieder (S. 9). Aus Nürnberg schreibt er (S. 11): „Ich habe Briefe von Reinhard an Jacobi über Friedrich Schlegels Katholischwerden gelesen in der alten, echt deutschen Manier, wo ein armer Mensch ganz lebendig anatomisiert wird, indes mit Scharfsinn und Billigkeit. Die Freunde Schlegels behaupten, daß er schon längst katholisch gewesen sei und jetzt nur, wie es jeder Katholik müsse, zur Messe gegangen sei. Er ist nach Wien gereist, dort Kollegia zu lesen, die Frau nach Dresden, wohin ihre beiden noch sehr unkatholischen Veitskinder kommen sollten; dann geht sie nach Wien. Durch welche Kräfte sich Jude und Christ so bewegen und ergehen ist unbegreiflich, wenn nicht der selige Necker das Geld hergibt“; die hier erwähnten Briefe Reinhards sind (Aus Jacobis Nachlaß 2, 200. 202) gedruckt; ein Zitat aus Schlegel (Luzinde S. 115) findet sich S. 170. Unter den Persönlichkeiten, die für seinen römischen Posten in Betracht kommen, nennt Humboldt auch Arnim, „den Wunderhornmann, der wirklich in Dienst gehen will . . . Allein er hat so grobe Streitigkeiten mit Voß und Jacobi und geht in solcher Pelzmütze und mit solchem Backenbart herum und ist so verrufen, daß nicht daran zu denken ist“ (S. 101); in Steigs Biographie steht von dieser Aussicht Arnims nichts. Humboldts lebhaftes Interesse für das deutsche Volkslied wird daraus deutlich, daß dreimal Gedichte aus dem durch Goethes begeisterte Kritik empfohlenen Wunderhorn zitiert werden (S. 61. 89. 227): wer das Buch zu Humboldts nach Rom gebracht haben könnte, ist mir nicht bekannt. In München bei Jacobi trifft Humboldt Bettina (S. 9): „Eine junge Brentano, Bettina, 23 Jahre alt, Karl Laroches nièce, hat mich hier in das größte Erstaunen versetzt. Solche Lebhaftigkeit, solche Gedanken- und Körpersprünge (denn sie sitzt bald auf der Erde, bald auf dem Ofen), soviel Geist und soviel Narrheit ist unerhört. Das nach sechs Jahren in Italien zu sehen ist mehr als einzig. Sie hat mir den Tod der Günderode erzählt. Man ist wie in einer andern Welt. Ich schreibe dir noch einmal ausführlich davon“; leider ist dies Versprechen nicht eingelöst worden; auch im Hause Goethes war dann häufig von ihr die Rede (Goethes Briefe 20, 298; vgl. auch Humboldts Briefe an Jacobi S. 76). — Zacharias Werner lernte Humboldt, der schon für ihn als den geschiedenen Mann der Frau seines Lehrers und Freundes Kunth Interesse hatte, wie schon oben erwähnt, in Weimar Ende 1808 kennen (S. 60); bald darauf ging er für längere Zeit nach Italien (S. 61) und trat dort dann auch Karoline freundschaftlich nahe (S. 429; vgl. auch Goethejahrbuch 16, 51 und Neue Briefe von Karoline von Humboldt S. 69). Seine sehr charakteristischen Briefe an sie habe ich kürzlich (Euphorion 16, 93. 425) zum ersten Male mitgeteilt und die

sonstigen Notizen über den Verkehr beider zusammengestellt, einiges Ergänzende geben jetzt unsere Briefe. „Er mißfällt mir nicht,“ schreibt Karoline bald nach seiner Ankunft in Rom (S. 295), „obgleich er freilich etwas auffallend Häßliches im Äußeren hat, er spricht einfach und vernünftig und Rom macht einen großen und reellen Eindruck auf ihn. Er erzählte eine hübsche Geschichte von Goethe, indem er seine tiefe Verehrung für ihn an den Tag legte. Mich dünkt, sagte er, Goethe habe in seinem Faust eigens für mich zwei Zeilen geschrieben, wo er den Mephistopheles dem Irrlicht, das ihn erleuchtet, sagen läßt: Geh du mir grad ins Teufels Namen, sonst blas' ich dir dein Flackerleben aus.“ Sie findet ihn „interessant, aber eckig und bizarr“ (S. 303. 307. 466) und bekommt den Eindruck, daß er seine frühere Frau noch immer leidenschaftlich liebe (S. 319. 389); Rauchs Büste des Dichters scheint ihr zum Erschrecken ähnlich (S. 466). Humboldt urteilt über den Attila (S. 60): „Es hat wohl einzelne schöne Stellen, verdient aber nicht einmal, dir nach Rom geschickt zu werden. Alles ist locker, ohne Motive, nicht reelle Personen, sondern blos burattini; zuletzt wieder die Sakramente und das mystische Wesen;“ Karoline wird von einem Sonett, das die Geschichte seines Lebens enthält (es scheint nicht gedruckt zu sein, da man kaum an die Stanzen über Italien in den Ausgewählten Schriften 2, 3 mit ihrem Einleitungssonett denken darf), bis zu Tränen ergriffen (S. 319) und findet in der Kunigunde „viel Schönes und Tiefempfundenes“ (S. 349; vgl. auch Euphorion 16, 432). — Im Sommer 1809 war auch Oehlenschläger einige Zeit in Rom (vgl. seine Lebenserinnerungen 2, 218). Karoline schreibt von ihm (S. 211): „Er war viel bei mir, eine wunderbare Natur, doch zum großen und unendlichen Dichter zu sehr mit dem Tand und Glanz und Zufälligen der Welt beschäftigt, hübsch im Äußeren, besonders sein schönes Auge, im übrigen eine Mischung von wirklich Edlem und Eitlem, ein jüdischer Zug um den Mund und ein verdächtiger Gang. Er hat hier in Italien eine Tragödie ‚Correggios Tod‘ gemacht, er las mir sie gestern vor und man muß gestehen, es ist viel Schönes, viel Tiefempfundenes, viel Geoffenbartes, möcht' ich sagen, darin über eine Künstlernatur, aber auch viel Grelles und unglücklich Nordisches, vermischt mit italischen Lebenstönen und Himmel; ein wunderschönes Elfenlied mit eingeflochten, aber ganz nordisch.“ Fichtes Reden an die deutsche Nation sind im patriotischen Hause Laroche „eine Art Gebetbuch“ (S. 93). Arndts „Fragmente über Menschenbildung“, über deren Anfang Humboldt nicht hinauskommen konnte (S. 126), haben Karoline außerordentlich interessiert (S. 97): „Ich kann dir nicht sagen, wie rein es mich gestimmt hat und wie süß mir gewesen ist, mir eigentlich bei keiner Stelle einen auch nur leisen Vorwurf machen zu dürfen . . . Von Anfang herein sind freilich einige matte Stellen, schlechte Verse, allein nachher wird es besser.“ Schleiermachers Heirat mit Henriette von Willich mißbilligt Humboldt,

da ihm Witwenheiraten „von beiden Teilen immer ein Greuel“ sind (S. 156). Über Niebuhr, der im Spätherbst 1809 in Königsberg war, schreibt Humboldt (S. 274): „Er ist einer der interessantesten Menschen, sehr gelehrt, kundig in allen neuen Verhältnissen, amüsant und von einem sehr guten Ton, wie ihn nur Reisen und Umgang geben.“ Auch seine Frau, „eine magere, nicht mehr junge, bretterne Dänin,“ gefällt ihm trotz ihrer Häßlichkeit wegen ihrer Bildung und ihres verständigen Gesprächs. Als Kuriosität sei auch Humboldts Begeisterung für das Marionettentheater erwähnt, dessen Stücke von Mahlmann und Falk ihm lieber sind als die Menge Kotzebuescher oder Ifflandscher Dramen (S. 170).

Ich schließe mit einer Betrachtung bedeutenderer Persönlichkeiten, die in unsrem Bande begegnen. Alexander von Humboldt, der nach seiner Rückkehr aus Amerika erst einige Monate bei seinem Bruder in Rom, dann über zwei Jahre in Berlin verbracht hatte, befand sich seit dem Frühjahr 1808 dauernd in Paris. Neues erfahren wir von ihm wenig: daß Witz, Moquerie und Eitelkeit hervorstechende Züge seines Wesens bildeten, war bekannt (vgl. S. 75. 114. 179); er spottet und schmeichelt wohl auch zu gleicher Zeit (S. 80); seine große Gutmütigkeit ist uns gleichfalls nichts neues („Ich fürchte, die sogenannten Freunde kosten ihm in Paris noch ungeheuer . . . Er ißt trocken Brod, damit jene Braten essen“ S. 131); seine Physiognomie findet der Bruder nicht hübscher, sondern eher häßlicher als die seinige, doch sei „etwas mehr Abgeschliffenes“ darin (S. 347). Über Alexanders Jugend hören wir, daß seine Wendung zu wirklicher Wissenschaftlichkeit sehr spät, eigentlich erst gegen sein zwanzigstes Jahr eintrat: „Vorher wußte er zwar recht viel, hatte aber nur immer so aus einzelnen Antrieben von Ehrgeiz gearbeitet“ (S. 172). Über seinen sehr prekären Vermögenszustand erfahren wir einige Einzelheiten (S. 107. 152); trotzdem er stark verschuldet war, bot er Karoline auf Grund seines Pariser Kredits eine namhafte Anleihe an und wußte überhaupt sich gewandt über diese Schwierigkeiten seiner Existenz hinwegzutäuschen (S. 153). Nach dem Austritt Humboldts aus der Unterrichtsverwaltung trug ihm Hardenberg auf Wunsch des Bruders an, sein Nachfolger zu werden: dieser hätte ihn gern in dieser Stellung die Organisation der Berliner Universität vollenden sehen und hielt ihn auch sonst für geeignet, der Sache der geistigen Bildung in Preußen außerordentlich förderlich zu sein, aber Alexander konnte sich nicht entschließen, was er sehr ergötzlich einzukleiden versteht, das geistvolle weltstädtische Paris für die sandige Mark dahinzugeben (S. 432. 445). Der S. 85 erwähnte witzige Brief an Karoline über Weimar ist leider nicht erhalten: auf persönlichen Eindrücken beruhte er wohl nicht, da Alexander auf seiner Reise nach Paris, die er im Gefolge des Prinzen Wilhelm von Preußen unternahm, Weimar nicht berührt hat. — In dem Berliner Kreise waren Henriette Herz und Rahel Levin Humboldts älteste Freun-

dinnen. Die kühle, häufig ironische Behandlung der Ersteren dauert bei äußerlich festgehaltenen sehr freundschaftlichen, galanten Verkehrsformen („Wenn wir allein sind, sind wir auf du und du und dem Bruderkuß" S. 352) fort: „Sie ist noch immer dieselbe, sie lernt ewig und nimmt ewig Stunden, ohne jemals nur irgend interessanter zu werden" (ebenda; vgl. auch S. 299. 332); die Konversation stockt, wenn er bei ihr ist, und er muß durch die Nase gähnen wie Lucchesini (S. 427), aber ihre, wenn etwas Toilette hinzukommt, noch immer blendende Schönheit macht all das vergessen (S. 332. 370); am lebendigsten wird ihm die Erinnerung an die Vergangenheit und seine „kindische Verliebtheit" bei einem gelegentlichen Besuch Frankfurts an der Oder (S. 351). Über Rahel hören wir (S. 80): „Der Tugendruf der Kleinen hat eben nicht zugenommen, sonst ist sie wie vormals, nur unendlich allein; ich habe niemand à point nommé da gefunden"; eine Reihe erhaltener, meist ungedruckter Briefe und Billette zeigt, daß der Verkehr doch, besonders 1810, etwas häufiger war, als es hiernach erscheint; die S. 427 zitierte Briefstelle findet sich in Rahels gedruckten Briefen nicht. Sehr interessante Auszüge aus Briefen von Gentz, vermutlich an den Arzt Grapengießer gerichtet, teilt Humboldt seiner Frau mit (S. 337), an die sich eine ausführliche Analyse seines inneren Menschen anschließt; dieselbe Stimmung völliger Desperation und Blasiertheit spricht in knappster Form auch der letzte Absatz von Gentzens Aufzeichnungen über das Jahr 1809 (Tagebücher 1, 68) aus. Die amtlichen Beziehungen zu Friedrich August Wolf, der in Humboldts Sektion Direktor der wissenschaftlichen Deputation wurde, gestalteten sich bekanntlich nicht so günstig, wie dieser es gehofft hatte (S. 332). Persönlich blieb das Verhältnis ungetrübt, aber man sah sich doch nicht allzu häufig. Wolf hatte sein Bleiben in Preußen von Humboldts Übernahme der Sektion abhängig gemacht und spürte im Gegenfalle nicht übel Lust, einen Ruf nach Landshut anzunehmen, was schon des Eindrucks nach außen wegen um jeden Preis verhindert werden mußte: Humboldt bekennt im Lauf dieser Verhandlungen, „daß er sehr viel und ein sehr gewandtes Genie hat," und bewundert seine meisterhafte metrische Übersetzung der aristophanischen Wolken, die dann 1811 im Druck erschien (S. 79); „Er hat unendliche Feinde, macht sie sich wirklich oft durch eigene Schuld und genießt keines guten Rufs für seinen Charakter" (S. 332). Rahels Freund Alexander von der Marwitz, der hellenisch gestimmte Jüngling, der jung bei Montmirail blieb (vgl. über ihn Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang 2, 9), trat Humboldt für kurze Zeit nahe, der ihn den ausgezeichnetsten jungen Menschen nennt, den er kenne (S. 102. 136). Der von warmer Anhänglichkeit für Humboldt erfüllte Hedemann („Er hat eine Reinheit in allen Gefühlen, eine Natürlichkeit in jeder Äußerung und eine Wärme für alles Edle, wie man sie vielleicht nie wieder zugleich so liebenswürdig zu-

sammen findet" S. 301; vgl. auch S. 239. 371. 459) wurde später der Gatte seiner Tochter Adelheid. — Unter den Weimarer Freunden stand Humboldts nach Goethe Karoline von Wolzogen am nächsten, deren Gatte damals dem Tode entgegensiechte. Das Gefühl für sie ist in dieser Epoche wieder wesentlich wärmer und die Schätzung ihrer geistigen Eigenart größer als eine Zeitlang, und trotzdem er ihren äußeren Reiz verringert findet (ein hübscher Scherz darüber S. 21), erscheint sie Humboldt lieber, lebendiger und interessanter als je (S. 20. 49). Über das Wesen dieser merkwürdig anziehenden Frau, die mit Klugheit des Geistes große Beweglichkeit der Phantasie bis zum Phantastischen verband (S. 49. 347), die beständig voller Pläne und Entwürfe war (S. 308. 318), der aber eigentlich der feste Mittelpunkt des Charakters, die Konsequenz des inneren Daseins fehlte (S. 266) und die weder die rechte Liebe (S. 330) noch das rechte Muttergefühl verstand (S. 207), suchte Humboldt durch häufiges zergliederndes Nachdenken ins klare zu kommen, bei dem die Vergleichung ihrer Natur mit der seiner Frau ihn leitete, und entwirft einmal von ihr eine glänzende, Vorzüge und Mängel fein abwägende Gesamtcharakteristik (S. 218). Mit Wolzogens Tode werde, so erwartete Humboldt, eine neue Epoche für sie angehen (S. 219). Daß sie vom Anblick seines Sterbens erschüttert wurde (S. 257), gleich nach dem Tode aber mit unbeteiligter Ruhe von dem Vergangenen reden und rasch wieder heiter und lebenslustig sein konnte, schien selbst dem begeisterten Freunde „wunderbar und nicht liebenswürdig" (S. 307). Sie hatte immer große Stücke aufs Verliebtsein gehalten (S. 62): schon vor Wolzogens Tode hatte es ihr ein ami, wie er in Briefen sonst genannt wird (Charlotte von Schiller 1, 589. 2, 93), ein Herr von Mühlmann in nassauischen Diensten, wie wir hier erfahren (S. 347; vgl. auch Charlotte von Schiller 3, 97), angetan, von dem sie Humboldt viel erzählte, der ihr aber das heilige Versprechen abnahm, nicht wieder zu heiraten (S. 310). Die S. 21 erwähnte Tragödie scheint, obwohl sie lange daran gearbeitet hat (vgl. Literarischer Nachlaß² 2, 29. 32. 247; Charlotte von Schiller 2, 100), nicht vollendet worden zu sein; über ihren Inhalt ist nichts bekannt. Von Lotte Schiller wird nur gesagt, daß sie nach Rom „konfus wie immer" über Goethes Wahlverwandtschaften geschrieben habe (S. 271), und ein Witzwort mitgeteilt (S. 474). An Schillers Kindern und Adolf von Wolzogen, dessen Vormund Humboldt wurde (S. 321), fällt diesem „eine Pagen- und Bereitertournure" auf (S. 24). Ernst Schiller ist der Begabteste von allen, während Adolf über seinen lateinischen Studien häufig den Seufzer hören läßt: „Wenn doch die verdammten Römer nicht gelebt hätten!" (S. 24. 94). Knebel suchte in einem Gespräch Humboldt zu überzeugen, wie ganz unpatriotisch und egoistisch es sei, sich in solcher Zeit dem Vaterlande zu versagen, und tauschte Jenaer Erinnerungen mit ihm aus (S. 64). Während eines

der Aufenthalte Humboldts in Weimar starb sein Freund aus römischen Tagen, Fernow, der am Verlassen Roms physisch und geistig langsam zugrunde ging (S. 23. 39. 65), nachdem er kurz vorher seine Frau verloren, die sich als Italienerin an den armen und dunkeln Norden nicht hatte gewöhnen können (S. 43. 249; vgl. auch Briefe an eine Freundin 2, 116). Fernows Seelenfreundin, Johanna Schopenhauer, zu deren Tees Goethe damals regelmäßig erschien und die Riemer in Sonetten ansang, eine von den Damen, „die alle Wissenschaften schlingen wollen", war Humboldt, der sich berufen fühlte, die arme vernachlässigte Frau Fernow zu verteidigen, „durch Figur, Stimme und affektiertes Wesen fatal" (S. 24. 65); Karoline antwortet (S. 97): „Die Madame Schopenhauer hasse ich ordentlich; so eine breite gelehrte Dame ist ein Gräuel." — Daß Humboldt in Königsberg eine weibliche Bekanntschaft außergewöhnlicher Natur gemacht hat, die der Frau Johanna Motherby, der später Arndt glühende Gefühle geweiht hat, ist bekannt und traurige Überreste seiner merkwürdigen Briefe an sie bis in die Wiener Jahre hinein gedruckt. Sie war, obwohl er sie erst spät kennen lernte (S. 277), bald sein liebster Umgang dort geworden (S. 291. 311. 344). Humboldt nennt sie „klein, sehr klug und gut, aber gar nicht hübsch, eigentlich häßlich" (S. 250) und entwirft von ihr und ihrem stark phantastischen Wesen ein interessantes Bild (S. 276); in ihrem Hause wurden Goethes Jambendramen mit verteilten Rollen gelesen (S. 281). Daß uns Humboldts Briefe an diese Frau nur so verstümmelt erhalten sind, bedeutet psychologisch einen ganz unersetzlichen Verlust. — Über Frau von Staël, von der mehrfach Briefe an Karoline erwähnt werden (S. 248. 296. 302), liegt eine interessante Äußerung Humboldts vor, in der er ihr bei ihrer inneren Natur die Möglichkeit abspricht, daß ihr geplantes Buch über Deutschland gelingen könne (S. 12).

Jena. Albert Leitzmann.

Pineau Léon, L'évolution du Roman en Allemagne au XIX siècle. Avec une préface de A. Chuquet. Paris 1908, Hachette. 3·50 Fcs.

Ich wüßte diesem Buch nicht eben viel Gutes nachzusagen. In seinem Vorwort betont Chuquet, wie nötig ein solches Werk für Frankreich sei, und reserviert sich einige inhaltliche Bedenken; aber ein so gründlicher Kenner unserer Literatur wie er hat die Schrift natürlich nur als Schulbuch empfehlen können, und mit seiner freundlichen Wendung die eigentlichen Schwächen nur verdeckt: denn originelle Gedanken sind wirklich nicht das Charakteristische an dieser Darstellung. Mir ist noch selten ein so uninteressantes Buch in französischer Sprache begegnet.

Monoton und mit trivialer Kritik gibt Pineau über die wichtigeren Romane Rechenschaft und weiß nirgends recht zu sagen, worin ihre Wichtigkeit besteht. Seine Aufmerksamkeit gibt er allein dem Stoff und der Tendenz; aber wirklich wach wird sie eigentlich nur, wenn es sich um die Frauenfrage handelt. Erklärt das die breite Analyse von Gabriele Reuters „Aus guter Familie", so

kann man sich bei denen vom „Braven Kasperl" oder gar von „Mimili" des Verdachtes nicht erwehren, der Verfasser habe gerade diese Erzählungen ausgesucht, weil andere ihm zu schwer und — zu lang waren. Denn, wo irgend möglich, hält er sich an französische Gewährsmänner und hießen sie auch für Goethe Mèziéres, auf dessen geistiger Höhe etwa seine Charakteristik Sealsfields steht: er sei nicht nur ein Erzähler gewesen, sondern auch ein Denker. Was übrigens bei Gelegenheit einer Stelle angebracht wird, die Sealsfield im Wesentlichen von Balzac hat.

Der Verfasser selbst ist jedenfalls so wenig ein „conteur" wie er ein „penseur" ist. Was „Lucinde" oder „Wally" bedeuten, wird ein Franzose aus seinem Buch jedenfalls so wenig lernen, wie aus der karikierten Darstellung die Eigenart der Gräfin Hahn-Hahn oder aus der wunderbaren Gruppierung mit Auerbach und Gotthelf die von Immermann. Ich fürchte, das Buch, das Chuquet wünschte, ist nach wie vor zu wünschen; aber es fehlt unter den Baldensperger, Firmery, Speulé, Chuquet und anderen, die Pineau selbst anführt, wahrlich nicht an Leuten, die es zu schreiben berufen sind!

Berlin. Richard M. Meyer.

Brüggemann Fritz, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der deutschen Romantik. — Jena 1910, Diederichs.

Fast 500 Seiten über die „Ironie" in vier Romanen — „Werther", „Woldemar", „Anton Reiser", „William Lovell" — das kann zunächst wohl erschrecken. Ein akademischer Vortrag über die Ironie im „Lovell" war der Keim, daraus erwuchs die Dissertation „Die Ironie in Tiecks William Lovell und seinen Vorläufern", die nun mit einem nicht ganz glücklichen Titel ausgegeben ist.

Aber wir freuen uns dieser Entwicklung. Eine unzweifelhafte Begabung für die literarpsychologische Analyse kann sich hier in aller Breite „ausleben". Wir erhalten zu jenen vier Romanen einen eingehenden Kommentar, der die Darstellung des Seelenlebens zwar vor allem unter dem Gesichtspunkt der „Ironie" gibt, hierzu aber mit feinem Spürsinn jede leise Andeutung des Verfassers heranzieht. Der „Lovell" wird sogar zweimal behandelt: das erste Kapitel gibt eine deskriptive, das fünfte eine genetische Betrachtung; wobei manche Wiederholung wohl hätte vermieden werden können. Es ist also ein romantechnischer Kommentar; in demselben Sinne, wie z. B. zu „Hamlet" oder „Emilia Galotti" ein dramaturgisches geschrieben werden sollte, der zu jedem Schritt auf der Bühne Rechenschaft gibt oder doch fordert. — Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß immer zu scheiden ist, was der Dichter geben will, und was er wirklich gibt — bei einem Dichter von mäßiger Technik wie Tieck ein oft kaum zu lösendes Problem, mit dem Brüggemann sich im Schlußkapitel auseinandersetzt.

Die kulturgeschichtliche und literaturgeschichtliche Einleitung (S. 28 f., 34 f.), im Gegensatz zu der Ausführlichkeit des eigentlichen Textes etwas kurz geraten, erklärt den Titel. Empfindsamkeit und Leidenschaft stehen

in einem historischen Konflikt, dessen Auseinandersetzung sich auf mehreren Stufen vollzieht; die Ironie als ein tastender Versuch, die Beziehungslosigkeit des Individuums (vgl. bes. S. 454, 487) zu überwinden, dient dieser zeitpsychologischen Auseinandersetzung. Die Romantik als die Religion der Ironie (wie man sich Friedrich Schlegelisch ausdrücken könnte) wird daher früh angedeutet, im „Werther" (S. 50), schon deutlich im Anton Reiser (S. 313) — ist doch K. Ph. Moritz auch der eigentliche Vater der Schicksalstragödie, des Dramas der tragischen Ironie! (vgl. S. 152, 269). — Die Zerstörung des Gefühlslebens (S. 52) durch diesen Kampf des isolierten Individuums um einen festen Boden führt zu mancherlei Rettungsversuchen. Der Philosoph Jacobi greift zum begrifflichen Idealismus (S. 77) und wirkt auf die Romantik durch seine „Überwindung" von sozialen Anschauungen wie der der Ehe (S. 96 Anm.). K. Ph. Moritz, durch und durch Beobachtungspsycholog, verfolgt seinen Doppelgänger vor allem durch die Versuche, der Persönlichkeit einen ihr genügenden künstlichen Boden zu schaffen; das Schauspiel der Wirklichkeit (S. 191), gerechtfertigt durch das Gegenbild der Marionettenstadt (S. 236); die Flucht zum Schauspiel (S. 307) als Experiment, die Lektüre (Klopstock S. 319, Werther S. 332) als Isolator.

Dies Studium des „Anton Reiser" scheint der Höhepunkt der Arbeit. Auch die Technik im breiteren Sinne erfährt hier die größte Förderung, etwa durch den Hinweis auf die Wichtigkeit der Lautsymbolik in diesem Roman (das oft zitierte „Hylo" S. 339 f.).

Tieck, der Dichter, schildert in Lovell den „typischen Enthusiasten" (S. 346), d. h. den Mann der Hingabe an die wechselnde Stimmung. Erst hier wird die Ironie eigentlicher Bestandteil der Handlung (S. 370), die vom Pathos zur Skepsis führt (S. 377), sobald die rationalistische Selbstkritik hinzutritt. Die Bevorzugung der Täuschung (S. 388) zieht den Held in den Taumel (S. 390) hinein und wird zur bewußten Lebenslüge (S. 411, vgl. 469) — ein Begriff, den Brüggemann übrigens mit Unrecht für neu hält; er begegnet in aller Deutlichkeit schon bei Wieland, angedeutet schon bei Voltaire.

So bricht (S. 413—431) die Romantik herein mit ihrem Hang zum Wunderbaren (S. 417) als einem Mittel, Stimmung und Wirklichkeit auszugleichen. „Erinnern wir uns, heißt es (S. 444) der steigenden Verflüchtigung dessen, was für Werther, Woldemar, Reiser und nunmehr Lovell allein noch die Bedeutung des Wirklichen hat, so begreifen wir die steigenden Formen passiver Ironie, die wir von Werthers Leiden bis zur Geschichte des Herrn William Lovell betrachten. Werther lebte in einer überwirklichen Gefühlswelt, Woldemar in einer überwirklichen Ideenwelt, Reiser bereits war noch in einer überwirklichen Phantasiewelt und Lovell nur noch in einer ganz übersinnlichen spiritualistischen Welt." Nichts wird mehr ernsthaft genommen (S. 453). Die passive Ironie (S. 4) hat sich aus positiver Ironie (S. 242; vgl. allg. S. 26) entwickelt.

So gut diese Evolution vorgeführt wird, seh ich doch das Verdienst der Arbeit noch mehr in jener romantechnischen Analyse, die für die einzelnen Momente in „Woldemar", „Anton Reiser", „William Lovell" Gründe der psychologisierenden Technik aufspürt. Die Psychologie des deutschen Romans und des Romans überhaupt, ein Grundproblem der pragmatischen Literaturgeschichte, ist ein tüchtiges Stück gefördert und ihr Thema klar vor die Augen gerückt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Benz Richard, Märchendichtung der Romantiker. Mit einer Vorgeschichte. Gotha 1908, Fr. A. Perthes. 5 M.

Liest man die Vorrede des Buches von Benz, so fragt man sich verwundert, in welcher Zeit denn der Verfasser eigentlich lebt: „Daß auf jene Aufklärung ein Zeitalter der Romantik folgte, das weiß man wohl nicht mehr. Gewiß, man redet viel über Romantik und gibt sich einer Modeschwärmerei für einige ihrer Theorien oder Unarten hin — aber daß man sie kennt, das ist nicht wahr. . . . Man liest heutzutage in gebildeten Kreisen keine Märchen mehr. Keine Volksmärchen, denn man kennt sie ja noch aus der Kinderstube; keine Märchendichtungen, denn man weiß gar nicht, daß es welche gibt." Die ganze Bewegung der Neuromantik, ihr Studium und ihre Neuausgaben der Romantiker sind ja zum größten Teil das Werk der „zünftigen Literaturkritik" (S. 259), auf die Benz überall mit größter Verachtung herabblickt, und wenn heutzutage ein Dichter wie etwa Paul Keller versucht, wieder wie einst in den Tagen der Romantik, im Märchen sein Bestes zu geben, so gehört er wohl auch, wie Storm und Heyse zu den „sentimentalen Dichtern von Feld-, Wald- und See-Märchen, . . . der ungezählten Schar von Zuckerbäckern, die die Märchenbücher der Kinder vergiften und den Geschmack der Familien verderben" (S. 204). Unter diese zählt Benz wohl auch Eichendorff (Zauberei im Herbste, Marmorbild), den er keiner Erwähnung würdigt, während Loeben drei Seiten, freilich abfälliger Kritik, gewidmet sind. Benz aber hat den Beruf in sich gespürt „den Menschen, die ihre Stimme nicht hören", die wahre Märchendichtung wieder nahe zu bringen, und ihr „durch einen ernsthaften Hinweis endlich wieder zu lebendiger Wirkung zu helfen". Er tut es in einem des Verwunderlichen vieles bietenden Buche, das eigentlich an sich überflüssig wäre, wenn „über Dichtung zu schreiben immer nur Notbehelf ist" . . . und „eine begriffliche Auseinandersetzung auch keine Vorstellung vom Wesentlichen zu geben vermag", wie der Verfasser in der Vorrede betont.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile: der Darstellung der Märchendichtung der Romantiker geht eine „Vorgeschichte" voraus (S. 1 bis 80), die in vier Kapiteln: 1. Aufklärung und Märchen, 2. das Wunderbare,

3. das Kunstmärchen, 4. das Volksmärchen, einen guten Überblick gibt über Märchen und Aufklärung im 18. Jahrhundert. Der Text wird durch reichliche Anmerkungen belegt, den meisten Wert hat der Anhang „Chronologie des Kunstmärchens im 18. Jahrhundert". Allzu philologisch genau ist Benz aber nicht, schon in rein formeller Beziehung. So springen z. B. S. 215 die Anmerkungen von Nr. 48 zu Nr. 51 über, ohne daß durch das bei weitem nicht vollständige Druckfehlerverzeichnis der Wirrwar sich löst. Benz will eben kein „Zünftiger" sein. Warme, tief innerlich empfundene Worte findet er für die Bemühungen Runges, Görres', Arnims und Brentanos, der Grimm um das Volksmärchen, zu dem er selbst ein auf feinem Verständnis beruhendes inneres Verhältnis hat. Benz ist ein ehrlicher Enthusiast, aber auch voll Überschwang. Das Märchen ist ihm der Kanon der Dichtung: „Als höchste Kunst stand mit diesen Schöpfungen das Märchen mit einem Male vor der Welt. Als Kunst, die von Uranfang her bestand, und die alles, was seit Urzeiten bis auf den letzten Tag an ‚Kunstdichtung' geschaffen war, als klein und kaum der Rede wert erscheinen ließ" (S. 71 f.). Denn ebenso verächtlich wie dem 18. Jahrhundert des „Pöbels abergläubisches Zeug, Märchen von Hexen, Kobolten und Gespenstern", ist Benz selbst die Kunstdichtung überhaupt, die „Jambendramen, glatten Verserzählungen und Sonnette, Form, Form", (Vorrede), dann vor allem der Roman, die „Unform" der Novelle und der Aberglaube als sei die Prosa an sich eine niedere Kunstform. Wie im zweiten Teile gegen die Zunft der Literaturkritiker, so zieht er im ersten gegen die Aufklärer, wie gegen lebende persönliche Gegner mit Heldenmut und überlegener Ironie zu Felde, die oft komisch anmutet. Vor allem aber soll der erste Teil die „schwarze Folie" abgeben, von der im zweiten „die leuchtende Schönheit" des Märchens sich abheben kann. Erwartungsvoll stehen wir daher auch vor dem Vorhang, da der Verfasser seine Vorgeschichte beschließt mit den verheißungsvollen Worten: „Es gab eine Zeit der Romantik."

Zunächst freilich erleben wir eine Enttäuschung. Nachdem er wieder (S. 85) viel versprechend angekündigt, „statt des farblosen Allgemeinbegriffs der Romantik . . . statt der Vertreter einer Schule oder Richtung lebendige Menschen aus lebendigen Werken zu uns reden zu lassen, jeden in seiner einzigen, vollkommensten Sprache", kommt er nach einer begeisterten Verherrlichung der „Zauberflöte" im 2. Kapitel, das über das „allegorisch-philosophische Märchen" handelt, zu Novalis. Er ist nicht der verheißene Messias. Benz ist überraschend schnell fertig mit der Charakterisierung; das Märchen im Ofterdingen findet er „im Ganzen ermüdend und unerquicklich". Natürlich läßt sich eine Inhaltsangabe gar nicht geben: „es ließe sich nur der abstrakte Gedankengehalt . . . wiedergeben; die mit der Musik wetteifernde Art der Darstellung, das allein künstlerische müßte doch wegbleiben." Verwundert fragen wir warum?

Kann denn eine literarische Analyse wirklich nur in einer Inhaltsangabe bestehen, was Benz so gern den Zünftigen vorwirft, eine Methode, die er selbst auch nicht verschmäht? Die neueren Werke, die sich gerade mit Analyse der künstlerischen Prosa beschäftigen, scheint Benz nicht zu kennen, da er vom Rhythmus und musikalischen Wert der Prosa wie von einer neuen Entdeckung redet. Für Novalis, auch in der Würdigung seines musikalischen Stils, ist schon Haym („Rom. Schule" 376 ff.) tiefer gegangen.

Im 5. Kapitel des 2. Teiles: „Freie märchenhafte Dichtung" kommt Benz noch einmal auf Novalis zu sprechen. Hier beschäftigt ihn auch einmal die Quellenfrage: „Einzelne solcher märchenhaften Züge scheinen geradezu aus Volksmärchen geschöpft. Man weiß nichts Bestimmtes darüber, was für Märchen es gewesen sind, die dem Dichter als Kind erzählt wurden. . . . Darf man annehmen, daß es wirklich Volksmärchen gewesen sind? Mit Sicherheit ist da nichts festzustellen." (S. 150.) Vielleicht dürften doch die eigenen Aufzeichnungen von Novalis selbst einen Fingerzeig geben, die Minor (IV, 256, 259, 260) in den Paralipomena zum Ofterdingen gibt: „Erinnerungen aus Feenmärchen von Nadir und Nadine. Viele Erinnerungen an Märchen. . . . Die Märchenwelt muß jetzt recht oft durchscheinen. — An Unger geschrieben. Von Karl — Leben des Nadir Schach. — Hinten ein ordentliches Märchen in Szenen fast nach Gozzi. . . . Hinten die Poetisierung der Welt-Herstellung der Märchenwelt." — Beim allegorisch-philosophischen Märchen bespricht Benz noch Chamisso, den jüngeren Hardenberg, Loeben, A. L. Grimm, und kommt im 3. Kapitel: „Das romantische Naturmärchen" zu Tieck. Im ganzen lehnt er ihn wiederum ab, wie schon Novalis. Er gibt reichlich Inhaltsangaben, weiß aber doch gelegentlich scharf das Charakteristische zu erfassen (z. B. S. 104). Das höchste von Tiecks Märchenkunst ist für Benz „der blonde Eckbert". Hier beginnt Benz eine seiner Hauptthesen zu entwickeln: „Es ist vor allem die Bedeutung, die dem Wort als Klanggebilde, als musikalischem Gefühlsausdrucke zuerkannt wird." Neu ist die Bemerkung freilich nicht; schon A. W. Schlegel hatte die stille Gewalt der Darstellung in diesem Märchen gerühmt, dessen Geheimnis vornehmlich in der Schreibart liege, in der sehr einfach gebauten aber wahrhaft poetisierten Prosa (Haym 87). Was Benz sagt ist warm empfunden, aber nur eine Wiedergabe des Gefühlseindruckes, den die Dichtung hinterläßt, kein Erfassen der Stilmittel; schärfer ist schon die Analyse der Technik, z. B. die Wirkungen des Leitmotivs (S. 112). Die Art, wie Benz die Stärke des dämonischen Naturverhältnisses im Eckbert empfindet, macht seine Ablehnung des Runenbergs, der ihm innerlich und äußerlich nur „ein formloser Brei" ist (S. 115), schwer begreiflich. Noch härter werden die späteren Dichtungen abgeurteilt, und Benz charakterisiert den Romantiker fast im selben Stil, wie einen armen Aufklärer oder Literarhistoriker (vom „Liebeszauber"): „man merkt den ‚Kniff' des Dichters, der vor-

her gänzlich sinnlos war, den Leser auf die Folter zu spannen. Schließlich bekommt man's ganz deutlich an den Kopf: der Herr Poet arbeitet mit ‚Kontrasten'; denn ein übermütiger Maskenzug ist es, der die tragische Bombe endlich, Gott sei Dank, zum Platzen bringt. In seiner Länge und Abschweifigkeit ist der ‚Liebeszauber' das Muster einer zweck- und geschmacklosen Quälerei. Der Dichter, der ihn in der Rahmenerzählung des Phantasus vorliest, kriegt es aber auch von den Zuhörern"(!!) — Daß Benz über Sophie Bernhardi und Karoline Fouqué sich abfällig äußert, ist begreiflich. Gegen Fouqué selbst aber ist er wirklich ungerecht. Ich finde nicht, daß man auch heute gezwungen sei, über die „Undine" ästhetisch den Stab zu brechen, und gestehe gern, daß ich in der ganzen Märchenpoesie wenig Ergreifenderes kenne, als die Szene, wo die Nixe mit süßem Bangen fühlt, daß ihr eine Seele wächst, sich danach sehnt und davor zittert. Und wenn Benz mit Recht bei Brentano das Erlebnis zum Verständnis von dichterisch weniger hoch stehenden Teilen heranzieht, so hätte er auch bei Fouqué milder urteilen können über den Vorgang, wo der Dichter „seine Teilnahme und Ergriffenheit durch eigene Erlebnisse begründet" (S. 135). Wenn aber Benz bei Besprechung des „Galgenmärchens" es als einen „Fortschritt empfindet, daß Fouqué einen guten Sagenstoff nicht in läppischen Versen besingt" (S. 133), so kommt einem das wirklich merkwürdig vor; ist denn nicht dieselbe Sage Vorlage von Annette v. Drostes „Spiritus familiaris" gewesen, der ja freilich auch nur eine Versdichtung ist? — Das sehr kurze 4. Kapitel über „das romantische Wirklichkeitsmärchen" ist E. Th. A. Hoffmann gewidmet. Wir warten noch immer, denn die romantische Offenbarung der Poesie hat Benz uns noch nicht gebracht. Für Arnim, Chamisso, Justinus Kerner freilich im 5. Kapitel über „freie märchenhafte Dichtung" hat er warme Worte; aber erst in den 50 Seiten des letzten Abschnittes über „Volksmäßige Märchendichtung" werden wir inne, zu welchem Zweck Benz sein Buch geschrieben hat, und wo für ihn der innere Ausgangspunkt lag: bei Clemens Brentano, er ist der „Romantiker, der Märchendichter", seine Märchen sind die Verkörperung der Poesie überhaupt. Und mag man auch noch so oft den Kopf geschüttelt haben, um des Schlusses Willen dankt man Benz doch am Ende, daß er sein Buch geschrieben hat. Auch hier muß man sich noch durch manches Merkwürdige durcharbeiten. Zunächst wieder ein Privatissimum für den „Literaturkritiker" (S. 161): „Was kommt dabei heraus, wenn man den Prozeß der Verdichtung auseinanderliegender und verschiedenartiger Elemente zum Kunstwerk rückwärts verfolgt?" Wozu Quellennachweise? „Denn diese Anklänge spürt man auch so, ohne sie gleich brandmarken und klassifizieren zu wollen." Glücklich der Literaturhistoriker, dem gleich Benz die kritische Wünschelrute zuteil ward! Daneben verschmäht der Verfasser es jedoch auch nicht, fleißig Quellennachweise zu geben — wenn andere sie bereit gelegt, und so zieht

er auch besonders gern den von ihm vielgeschmähten Cardauns heran. Man freut sich an des Verfassers naiver Freude und Bewunderung, wenn man sie auch nicht immer teilen kann: „Diese Tölpelszenen zwischen ihm und dem Wirt, zwischen ihm und dem Ungeheuer verursachen beim Leser geradezu Lachkrämpfe"; (S. 169) folgt ein langes Zitat aus dem „Dilldapp". (S. 170): „Das Pferd schreit bei seiner Entführung:

‚Dickedull und Labelang!
Honigbart und Halmebang!
Lämmerfraß und Hasenschreck!
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg.'

Wie da der nüchterne, trockene Stoff Klang geworden ist, ist ganz erstaunlich. Aber es kommt noch besser. Für mein Gefühl wenigstens ist der Name des kleinen Sohnes des Riesenpaars ‚Mollokopp' so eindrucksvoll, daß ich das breimäulige kleine Ungeheuer mit dem Riesenschädel genau vor mir sehe, das wie ein Rind brüllt und die Zähne bleckt." „dâ hœret ouch geloube zuo," würde Walther angesichts einer solchen Begeisterung sagen. Gut ist übrigens das starke Betonen der Namengebung bei Brentano; das Mittel ist nicht neu und auch nicht ihm allein eigen; ähnliche Namen wie in den oben angeführten Versen finden sich schon im „Meier Helmbrecht" und ähnliche Wirkungen wie Brentano hat später auch Wilhelm Raabe erzielt, wenn er auch nur einer der Benz so verhaßten Romanschreiber ist. (Vgl. z. B. zu dem von Benz S. 188 erwähnten „ganzen musikalischen Kreis der im ‚Gockel' aus der Vorstellung ‚Ei' entspringt" in Raabes Horacker, 10. Auflage, S. 18, die Stelle über ‚Gausewinkel'). Der Abschnitt, den Benz Brentano widmet, bringt sonst eine ganze Reihe feiner Beobachtungen über Form und Technik, und vor allem: Benz hat Brentano wirklich erlebt, er hat zum Dichter und zum Menschen ein inneres Verhältnis gewonnen. Viel Schönes, viel fein und warm Empfundenes sagt er auf diesen Seiten, die jeder, dem Brentano lieb ist, lesen soll. „Nicht für Kinder, von einem Kinde sind diese Märchen, denn die wahre Unschuld des Gemütes, die rührende Liebe zum Tier, das selbstvergessene Erbauen von kleinen Welten aus dem unendlichsten Allerlei, das Spielen überhaupt kann nur ein Kind haben. Und seinem innersten Wesen nach ist Brentano ein solches seliges Kind geblieben sein Leben lang, wenn im äußern Leben auch meist nur die Fehler des Kindes sich zeigten. Aber was im Auge des Kindes gebunden liegt, das war ihm mit den äußern Mitteln künstlerischer Mitteilung, die der erwachsene Mensch sich gebildet hat, vergönnt auszusprechen. Daß unter diesen Mitteln wieder die am nächsten liegen mußten, die die kindliche, naive Kunst, die Volksbildung ausgebildet hatte, das konnte ja nicht anders sein. Viele sind nicht in seinen Bahnen gewandelt — wie es denn nur selten solche Menschen gibt, die wie Kinder über die Erde schreiten, mit tiefen Augen dem Himmel zugewandt" (199 f.)

Um solcher Worte willen, dürfen wir trotz allem Krausen das Buch von Benz lesen, — wie wir den „großen Gockel" lesen.

Freiburg i. Ü. Marie Speyer.

Buchmann Rudolf, Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. Beiträge zu einer Motiv- und Stilparallele. Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgegeben von Professor Dr. Oskar F. Walzel. Neue Folge. VI. Heft. Leipzig 1910, Haessel.

Der Verfasser bezeichnet im Vorwort sein Buch als einen Versuch einer vergleichenden Darstellung der Motive und des Stiles des romantischen Kunstmärchens. Er hat seine Aufgabe, die allen oder wenigstens vielen romantischen Kunstmärchen gemeinsamen Züge herauszuheben und zu parallelisieren, mit Fleiß und Glück gelöst. Das Buch gliedert sich in zwei thematisch nicht sehr verschiedene Teile: im ersten steht der Märchenheld mit all seinem seelischen Zwiespalt, den daraus resultierenden Rätseln, Wundern und Märchen, seinem reich differenzierten Traumleben, seiner Alltagsumgebung, seiner Liebe und seiner Kindlichkeit im Mittelpunkte der Darstellung; der zweite führt uns die „Mächte" des Kunstmärchens vor: Feen, alte, häßliche Weiber, die furchtbaren Schönheiten, die verwachsenen Männlein, die freundlichen Unbekannten, die Zauberer und endlich die Elementargeister. Der Verfasser begnügt sich aber nicht, die Parallelstellen einfach in diese Kategorien einzuordnen; er untersucht z. B., wie die Märcheneinlage aus der Märchenallusion herauswächst, wie der Held im Traum an der Realität seiner Erlebnisse zweifelt, sich dann ans Wunderbare gewöhnt, Mißgeschick erleidet, die Maßstäbe für die Erscheinungen verliert und dunkeln Trieben wie nachtwandelnd folgt. Die Vermutung Buchmanns, die Romantiker hätten die Resultate theoretischer Traumstudien in ihren Dichtungen verwertet, kann ich aus E. T. A. Hoffmanns Schaffen unterstützen: der „Magnetiseur" ist mit Elementen aus Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" durchsetzt und in das überarbeitete fünfte Kreislerianum ist der erste Satz der inzwischen erschienenen „Symbolik des Traumes" gleich übernommen worden. Auch auf die Schlängleingeschichte im „goldenen Topf" hat eine Stelle aus Schuberts „Ansichten" ziemlich deutlich gewirkt; die Klagen über die unglückliche Zeit, da der Mensch nicht mehr die Sprache der Natur versteht, werden von Schubert oft und oft angestimmt: Schuberts Werke waren für Hoffmann eine Fundgrube: nicht nur für Details, sondern ganze Anschauungskomplexe sind in eine Reihe von Werken übergegangen. Mit Recht bezeichnet der Verfasser die Liebe als das höchste Erlebnis des romantischen Märchenhelden: es ist eine andere Liebe als die, die Panzer im Volksmärchen konstatiert. Die romantische Liebe ist

geboren aus einem Antagonismus der Gefühle, sie ist eine magische Kraft, sie ist der Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur. Die typische Stellung des Märchenhelden zwischen zwei Geliebten ist durch Beispiele aus Tieck und Fouqué belegt, wie denn überhaupt Hoffmann, Tieck, Brentano und Fouqué reichlich zu Wort kommen. Auch aus Novalis' und Goethes Märchendichtung hat sich Buchmann manche Parallelen geholt, obgleich er sehr treffend konstatiert, daß in diesen allegorischen Märchen das Seelenleben des einzelnen Helden gegenüber einer handlungs- und personenreichen Szene keine große Rolle spielt. — Sehr interessant sind die stilistischen Parallelen. Buchmann versucht die Reflexe seelischer Vorgänge auf Wortwahl und Syntax festzustellen. Er geht wohl zu weit, wenn er im gespaltenen Gebirge (Runenberg) und in den getrennten Brüsten der Pokalerscheinung den sprachlichen Ausdruck für den inneren Zwiespalt romantischer Helden findet; auch kann ich den adversativen Satzverbindungen keinen allzu engen Zusammenhang mit dem „chronischen Dualismus", an dem Hoffmanns Helden leiden, zugestehen. Dafür sind die Beobachtungen über den hypothetischen Stil der Traumschilderungen, über den grammatischen Superlativ und über die Epizeuxis Treffer. Daß dabei auch Statistik getrieben wird, ist wohl mehr Modesache als Notwendigkeit. Ganz ausgezeichnet aber sind die Darlegungen, in denen Buchmann zeigt, wie schon im sprachlichen Material des Märchendichters „das Wunder aus der Wirklichkeit erblüht".

Derartige Parallelen, die sich darauf beschränken, eine Reihe von Querschnitten durch eine ziemlich engbegrenzte Dichtungsgattung zu legen, scheinen der Quellenstudien ihres Verfassers entraten zu können. Daß dem doch nicht so ist, zeigt der Schlußabschnitt der Buchmannschen Studie, der die Elementargeister in den Kreis der „Mächte" des romantischen Kunstmärchens einbezieht. Denn wenn der Verfasser die Hauptquelle für Hoffmanns Elementargeisterreich, die Unterredungen mit dem Grafen Gabalis des Montfaucon de Villars, eingesehen hätte, würde er kaum die Einzelheiten in der Rede des Herrn Dapsul von Zabelthau („Königsbraut") auf Parazelsus und auf den Fürsten von Mirandola zurückgeführt und diese Autoren überhaupt nicht unter den Quellen für Hoffmann genannt haben. Es besteht keine Notwendigkeit, diese Herren herbeizubemühen, denn Hoffmann hat sowohl den Ausspruch des Parazelsus über die schöne Melusine als auch die Erzählung des Fürsten von Mirandola von den zwei Priestern, die vierzig Jahre hindurch mit einem Elementargeist in der glücklichsten Ehe lebten, ganz bequem im Gabalis gefunden, aus dem sich übrigens fast die ganze Standrede des Herrn Dapsul herausentwickeln läßt. Daher erscheint mir Hoffmanns Wagnis, die Elementargeister zu „differenzieren", weniger kühn als dem Verfasser. Die Einteilung der Gnomen, wie sie Buchmann aus der „Königsbraut" anführt, kann ich freilich nicht aus dem Gabalis belegen, wohl aber werden auch dort die einzelnen Elementargeistergruppen

genau charakterisiert und ist sogar von ihrer Polizei und ihren Gesetzen die Rede: zu einer Rangordnung ist da kein großer Schritt mehr. Was aber die Differenzierung der einzelnen Gattungen (Salamander, Sylphen ꝛc.) betrifft, scheint Hoffmann auf genaue Abgrenzung recht wenig Gewicht gelegt zu haben: die Salamandrine im „Elementargeist“ ist das typische Geisterweiblein, von dem auch die verführerische Giulietta („Die Abenteuer in der Silvesternacht“) die „brennende Glut“ des Körpers borgt. Das Elementargeisterreich greift nämlich bei Hoffmann, dem meine Ausführungen vor allem gelten, über den Rahmen des Märchens hinüber in die Novelle: wie O'Malley hinter der Salamandrine, so steht der teuflische Doktor Dapertutto, von dem Sakheim die Linie zu den „Seelenfängern“ Coppelius, Doktor Trabacchio und Magnetiseur Alban zieht, hinter Giulietta. Für diese Verbindung elementargeistiger mit teuflischen Zügen — Buchmann notiert nur ein paar „christlich-mittelalterliche“ Satanismen — kann ebenfalls der Gabalis herangezogen werden: dort findet man weitschweifige Erörterungen über die etwaige teuflische Natur der Elementargeister, die zwar von Hoffmann so ziemlich beiseite gestellt wurden, aber doch den Anstoß zu derartigen Kombinationen gegeben haben mögen und auch sonst in Einzelheiten mannigfach abfärbten. — Wenn Buchmann es als gemeinsamen Zug der Elementargeister bezeichnet, daß sie nach der Verbindung mit den Menschen trachten, so müßte er Hoffmann hier energisch gegen Fouqué abgrenzen: kein Hoffmannscher Elementargeist begehrt eine unsterbliche Seele, was doch auch im Gabalis immer und immer als Hauptzweck dieser „philosophischen“ Ehen betont wird. Hoffmann steht hier dem Gabalis viel freier gegenüber als Fouqué dem Parazelsus, soweit ich aus Floecks Abhandlung, die Buchmann völlig ignoriert, ersehe. Hoffmann weiß seine Quelle gelegentlich auch zu humoristischem Aufputz zu nutzen: Herr Dapsul rühmt sich der ausgesuchtesten Galanterie gegen seinen Elementargeist: „Niemals wage ich es eine Pfeife Tabak ohne die gehörigen kabbalistischen Vorsichtsmaßregeln zu rauchen, denn ich weiß ja nicht ob mein zarter Luftgeist die Sorte liebet und nicht empfindlich werden könnte über die Verunreinigung seines Elements, weshalb denn auch alle diejenigen, die Jagdknaster rauchen, oder: Erblühe Sachsen, niemals weise und der Liebe einer Sylphide teilhaftig werden können.“ Im Gabalis fand Hoffmann dafür den Satz: „Les Sylphes de mesme sont composez des plus pur atômes de l'air, les Nymphes, des plus déliées parties de l'eau, et les Gnomes, des plus subtiles parties de la terre.“ Derartige humoristische Umbiegungen übernommener Züge finden sich bei Hoffmann öfters: ich verweise nur auf den Klecks des Anselmus (goldener Topf) und auf die schallenden Küsse beim Pfänderspiel im „Elementargeist“, die artige Reste des Eifersuchts- und Rachemotivs zu sein scheinen. Derartigen Ursprüngen müßte man zuvor sorgfältig nachgehen, bevor man den gewiß lohnenden Versuch

unternimmt, das romantische Elementargeisterreich aufzubauen: was Hoffmann betrifft, behalte ich mir vor, einiges beizusteuern. Sehr glücklich weist Buchmann auf die Unterweisungen hin, die sowohl Undine als auch Serpentina ihren Liebhabern zuteil werden lassen: im Zusammenhang mit ähnlichen erzählenden Partien in der „Königsbraut“ und im „fremden Kind“ ist hier auf ein wichtiges technisches Mittel des Kunstmärchens verwiesen: die erzählungstechnische und kompositorische Funktion der einzelnen parallelen Züge ist bei Buchmann sonst etwas zu kurz gekommen. Sehr fruchtbar aber ist die Abgrenzung des romantischen Märchens von der Märchendichtung des 18. Jahrhunderts besonders von Wieland, auf dessen Don Silvio zahlreiche anregende Anmerkungen vorweisen; der Anstoß der „naturbeseelenden Naturphilosophie“ ist richtig erkannt. Adolf Hubers Novalisstudien haben da eine tüchtige Vorarbeit geliefert; aber auch für Hoffmann wird manches zu tun sein: wir haben, wie ich glaube, im „goldenen Topf“ in symbolischer Umkleidung, in der „Prinzessin Brambilla“ ohne die liebliche Hülle des Lilienmotivs den ganz Schellingschen Satz: „Der Gedanke tötet die Anschauung, aber die Anschauung ersteht neugeboren .....“ Die Linie: Harmonie — Disharmonie — neue Harmonie erscheint mir deutlich gezogen. — Sehr schade ist es, daß der Verfasser das romantische Drama, das doch gerade in der Romantik der epischen Produktion nicht nur stofflich nahe steht, völlig ausgeschaltet hat: ich will hier nur kurz auf den nicht unwahrscheinlichen Einfluß der Phosphoruslegende in Zacharias Werners Söhnen des Tals auf die Salamandergeschichte im goldenen Topf verweisen. Und wenn Buchmann seine gewiß wertvolle und gut geschriebene Studie in einen aus Elementarmächten und Liebe gewobenen Hymnus Brentanos ausklingen läßt, so sei hier abschließend statt der matteren Gandalinstelle die höchste Verklärung des elementargeistigen Liebesmotivs, der „Allgesang“ am Schlusse des zweiten Aktes von Faust II. als ergänzende Motivparallele genannt.

Graz. Max Pirker.

Floeck Oswald, Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit. Heidelberg 1909, Winters Universitätsbuchhandlung.

Diese Studie ist ein recht brauchbarer Überblick über die Werke Fouqués, dessen dichterische Potenz der Verfasser wohl überschätzt: wir werden auch nach Floecks Buch das Urteil von Richard Benz (Märchendichtung der Romantiker S. 131 ff.) über den guten Menschen und schlechten Musikanten Fouqué, „den typischen Vertreter der romantischen Unterhaltungsliteratur“ im ganzen und großen aufrecht erhalten, wenn auch Floecks und Buchmanns Ausführungen dieses Verdikt, wenigstens was die „Undine“ betrifft, zugunsten des so hart Gescholtenen revidieren. Buchmann hat, eine

Bemerkung Heinrich Voßens aufgreifend, dem Stil der „Undine“ organische Bildlichkeit zugesprochen: ein überaus glückliches Werturteil. Auch Floeck hat auf die malende Kraft Fouquéscher Epitheta hingewiesen: hier wäre vielleicht ein wenig Statistik am Platze gewesen oder zumindest eine größere Anzahl von Beispielen, wie sie Buchmann oder, auf dem Gebiete mittelhochdeutscher Lyrik, Schiffel von Fleschenberg gegeben haben. So aber haftet dem Material Floecks der Charakter zufälliger Einfälle an. Ebenso stehen die von Floeck herangezogenen übrigen romantischen und nachromantischen Autoren, unter denen sich manche minderwertige Erscheinung allzu breitmacht, zu Fouqué in mehr zufälliger Beziehung durch das ähnliche Stoffgebiet. Die Quellennachweise sind dürftig genug; breite Inhaltsangaben, die immerhin einen gewissen Wert haben, füllen einen großen Teil des Buches. Von E. T. A. Hoffmanns so reich mit elementargeistigen Elementen durchsetzten Märchen und Novellen erwähnt Floeck nur den „Elementargeist“ „der Vollständigkeit halber“; daß in der „Königsbraut“, daß im „goldenen Topf“ die Elementargeister eine große Rolle spielen, läßt der Verfasser völlig unberücksichtigt. Auch Joh. Černys Hinweis auf Cazotte (Euphorion XV, S. 140 ff.) wird ignoriert; der Gabalis, den Floeck doch (S. 15) in der Hand gehabt zu haben scheint, bleibt gleichfalls unbenutzt. Er ist doch die Hauptquelle für Hoffmanns Vorstellungen vom Elementargeisterreich; vielleicht wäre da auch für Fouqué einiges abgefallen.

Graz. Max Pirker.

Schmidtborn Otto, Chr. E. Frh. v. Houwald als Dramatiker. Marburg 1909, Elwert (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von E. Elster, Nr. 8.

Eine fleißige, saubere, etwas schematisch angelegte Arbeit. Den Hauptbestandteil bildet eine durchsichtige Analyse der einzelnen Dramen (S. 5 f.), die durch eine nicht eben tiefgehende Betrachtung an Stil und Metrik (S. 71 f.) ergänzt wird. Hübsch sind dagegen (S. 62 f.) die Urteile von Börne, Tieck und Alexis zur gegenseitigen Beleuchtung von Werk, Publikum und Kritiker benutzt. — Ein zweites Kapitel vervollständigt Minors Darstellung des Schicksalsdramas (S. 85 f.). Nach der bekannten Manier, die den Wald vor Bäumen nicht sieht und vor Romantikern keine Romantik, hat man auch diesen Begriff wertlos oder wenigstens in jedem Einzelfall unanwendbar machen wollen; Schmidtborn kennt seinen Stoff zu gut, um in diesem Modefehler zu verfallen. Wohl weist er (S. 93) gut nach, daß der frommgläubige Houwald den Schicksalsglauben ablehnt; aber Motive und Stimmungsmittel (S. 96 f.) und Technik (S. 106 f.), Typen, Schemata, Wendungen hat er von Schicksalsdramen. Besonders sind die Kinderrollen (S. 103) zu beachten und der „Fremde“ (S. 105 f.), der dann bei Ibsen (nicht nur in der „Frau am Meere“!) und Gerhard Hauptmann eine so merkwürdige Weiterentwicklung findet. Hierauf ist der Verfasser jedoch nicht eingegangen. — Den Schluß bilden Varianten aus zwei Dramen.

Houwald ist, das gesteht auch Schmidtborn ein, kein Dramatiker und kaum ein Dichter. Dieser gutmütige Bühnenlyriker ward der fatalistisch bestimmte

Dolch, durch den das Drama der Werner und Müllner sich schließlich selbst umbringen sollte.

Berlin. Richard M. Meyer.

Sergel Albert, Oehlenschläger in seinen persönlichen Beziehungen zu Goethe, Tieck und Hebbel, nebst einer Oehlenschläger-Bibliographie. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann Nachfolger 1907. 2.80 M.

Daß sich unter unserem, die Romantik und die Neuromantik mit gleicher Liebe umfassenden Nachwuchs noch keiner gefunden hat, der dem Nachfolger Tiecks und dem Vorläufer Ibsens, dem dänischen und dem deutschen Dichter Oehlenschläger zu Leibe gerückt ist, darf man wohl als ein Zeichen der Zeit betrachten, in der sich alles auf der abgegrasten Heide der älteren Romantik im Kreise herumdreht, während rings umher die schönste grüne Weide liegt. Weit ausgreifende Forschung und Eroberung neuer Wissensgebiete erwartet man heute kaum mehr; es ist ja so viel bequemer, sich in alten Geleisen zu ergehen und die Wege auszubessern, die die Vorgänger angelegt haben und auf denen man sich die Schuhe nicht staubig macht. Endlich aber ist doch einer über den Oehlenschläger gekommen; oder besser gesagt: er wird über ihn kommen. Denn, wiederum nach der Sitte unserer Zeit, welche die Abschlagszahlungen und die großen Versprechungen liebt, verheißt uns der Verfasser des oben angekündigten Werkes „in absehbarer Zeit“ eine Arbeit über den ganzen Oehlenschläger, von dem hier bloß die Bibliographie gegeben wird. Diese Bibliographie, das wertvollste an dem ganzen Buch, bildet den Anhang; wem aber die drei Aufsätze, die den eigentlichen Text bilden, etwas neues sagen oder dienen sollen, frage ich mich vergebens. Der dritte, über Hebbels Beziehungen zu Oehlenschläger, ist gar nichts anderes als ein Abdruck der Briefe Hebbels, die sich auf seinen dänischen Gönner beziehen und die jeder aus den Ausgaben von Bamberg und Werner längst kennt. Die Beziehungen zu Tieck hat Fischer zweimal, zuerst in der Vossischen Zeitung und dann in der Schrift „Aus Berlins Vergangenheit“, dargestellt, ohne daß Sergel irgendwie Wichtiges nachzutragen hätte. Es bleibt also noch der erste Aufsatz, über Oehlenschlägers Beziehungen zu Goethe, der zwar aus dänischen Quellen einiges Neue oder wenigstens schwer Zugängliche beibringt, aber doch so wenig vollständig ist, daß dem Verfasser so wichtige Quellen wie Heitmüllers Buch über Riemer (S. 86 f. 89, 91, 97 f. 107, 134. 144, 295 ff.), Charlotte und ihre Freunde (I 546. II 435 ff. 443. III 234. 246. 248), Charlotte von Schiller an den vertrauten Freund (52) entgangen sind. Und mit der Verarbeitung des spärlichen Materiales hat er sich gleichfalls wenig Mühe gemacht: er druckt die Dokumente lieber gleich wörtlich hintereinander ab; läßt den Abschied von Goethe zuerst Oehlenschläger selber und dann Riemer erzählen; und läßt, wofür ihm sein Verleger wenig Dank wissen wird, seine Gewährsmänner einmal

deutsch, dann französisch, dann wieder dänisch reden. Auf diese Weise ist aus dem Nichts ein Buch entstanden, aber kein gutes Buch.

Auch die Bibliographie, dankenswert besonders wegen der dänischen Schriften und Quellen, ist nicht sehr geschickt angelegt und keineswegs vollständig. Zwischen „Oehlenschlägers Stellung in der Literaturgeschichte" und der „Kritik seines Gesamtwerkes" wird im einzelnen Fall recht schwer zu unterscheiden sein; und wenn die Rubrik „Kritik der einzelnen Werke" jemand nützen soll, dann hätten doch eben die einzelnen Werke angeführt werden müssen, auf die sich die Titel beziehen. Ich gebe im Anschluß an Sergel einige Nachträge. S. 119 Aladdins Lampe schon in Wielands Idris und Zenide 1768 (S. 83, 87) gern erwähnt; siehe auch Keil, Wieland und Reinhold 155. — S. 123 Hagburth og Signe nach Kranz, Hans Sachs-Festschrift 277. — S. 125 zum Stoff der Drillingsbrüder von Damaskus, vgl. auch Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1891, Nr. 5, Sp. 197. — S. 127 Kiarstan og Gudrun: Herrigs Archiv V, 542 ff. — S. 136 ff.: Berühmte Schriftsteller der Deutschen, II, 347 ff.; Grenzboten 1850, IV, 586 ff. 1851, III, 321 ff.; Briefe Andersens an den Großherzog von Weimar, herausgegeben von Jonas, 56. 60. 66. 78. 80 f. 85 f. 90. 93. 99. 103 ff. 112. 125. 146 f. 229. 257.; Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhardt 19; Briefwechsel der Grimm mit nordischen Gelehrten, 4. 8. 20. 30 f. 46 f. 51. 60. 74; Steig, Goethe und die Grimm 251; Steig, Arnim I. und II. Register; Maria, Erinnerungen an Oehlenschläger und seinen Kreis in der Nordischen Rundschau IV, 2 und 3; Briefe in Seufferts Vierteljahrsschrift III, 551 f. und im Autographenkatalog von A. Meyer-Cohn 67. — S. 139 ff. dürften doch die zahlreichen Erwähnungen und Urteile bei Heine, Börne, Ruge (Werke V, 429 ff. Briefe I, 345) und besonders bei Ibsen (große Gesamtausgabe I[1], 302 ff. 357 ff. 397 ff.) nicht fehlen. — S. 141 ff.: Auerbach, dramatische Eindrücke (über Correggio); Arnim über die Ludlamshöhle (Berliner Neudrucke III, 1, 35 ff.); Schlenther und Hoffory, Holberg I*, 117 f.; A. Stern, Insel Felsenburg 322; R. Köhler, Kl. Schriften III, 202 f.; Erich Schmidt, Charakteristiken 221 (zu Palnatoke).

Wien. Minor.

Wallberg Edgar, Hebbels Stil in seinen ersten Tragödien „Judith" und „Genoveva." B. Behrs Verlag, Berlin 1909.

Edgar Wallberg hat sich die Aufgabe gestellt, den Sprachstil des angehenden Dramatikers Fr. Hebbel nach den ihm zugrunde liegenden ästhetischen Apperzeptionsformen und den einzelnen verwerteten Sprachschichten zu untersuchen. Trotzdem der Verfasser nicht mit dem vollständigen Material arbeitet, kommt er doch zu recht schönen Resultaten, die auch in den wesentlichsten Zügen bestehen bleiben dürften. Wallberg ist Philo-

loge von der neuen Richtung. Er strebt nach der Auffrischung der rein sprachlichen Forschungsmethode durch die Sprachpsychologie und die Sprachästhetik. An der Spitze seines Literaturregisters stehen die psychologisch-ästhetischen Untersuchungen von Elster und Volkelt. Die rechte Bahn wäre beschritten, aber der Mittelweg ist nicht immer eingehalten. Dort, wo er sich an die alte Schule hielt — im Zusammentragen des Stoffes — ist er zu wenig philologisch vorgegangen: das Material ist nicht vollständig; wo er sie überwinden wollte — in der Verarbeitung der Masse — ist er zu viel in der alten Methode stecken geblieben und begnügt sich nicht selten mit einer Aufreihung seiner Zettel. Das Dürre und Unfruchtbare derartiger Untersuchungen älteren Datums wurde überwunden durch die von ihm zwar nicht erfundene, aber gut weitergeführte Verbindung sprachlich-stilistischer Untersuchungen mit der Analyse der ästhetischen Apperzeptionsformen. Leider besteht kein fester Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten und sind die Resultate nicht gegenseitig verwertet worden. Daher gewinnt man auch keine Übersicht, keinen einheitlichen Gesamteindruck vom dramatischen Stil des jungen Hebbel. Im 2. Kapitel droht das Ganze in die einzelnen Zettel wieder zu zerflattern. Alle drei Kapitel sind nahezu Abhandlungen für sich, das zweite zu unfruchtbar, das dritte zu dürftig geraten. Und doch hätte hier die Verarbeitung der früheren Resultate überall einsetzen müssen. Im 2. Kapitel erschöpft er sich in reiner Aufzählung einzelner grammatischer Eigenarten und rethorischer Figuren, ohne ihre ästhetische, biographische oder psychologische Bedeutung auch nur mit einem Satze zu streifen, ohne entscheidende Resultate anzustreben, die er vielleicht aus den oft so unzureichenden Prämissen nicht abzuleiten wagte. Und das ist auch der wundeste Punkt. Ich fürchte, daß ein zweiter Forscher, der sich mit Heranziehung aller Kunst- und Stilmittel (und es gibt deren bei Hebbel viel mehr, als Wallberg anführt) nochmals an diese Arbeit wagte, dem Verfasser das halbe Königreich über den Haufen werfen würde. Denn es geht wohl nicht an, auf Grund von zwei oder drei beliebig herausgegriffenen Stil- oder Sprachfiguren, die sich leicht um das Zehn- und Zwanzigfache hätten vermehren lassen, schon Hebbels Dichtersprache entscheidend zu beurteilen. Wenn die von R. M. Meyer (Euphorion XV, 1) und anderen bekämpfte „Vollständigkeit" in gewissen Stoffgebieten nicht mehr ihre alte Autorität behaupten kann, hier wird man sie wohl kaum jemals entbehren können. Was kann sonst dauernde Sicherheit verbürgen? — Und ob es das Richtige war, das alte Schülerrüstzeug an Tropen und Figuren hier überall zu gebrauchen? Erst kommt die Anaphora, dann die Epiphora, dann die Synekdoche &c., dann einschlägige Kapitel aus dem Vokalismus und Konsonantismus, der Syntax usf. Ist es berechtigt, ist es ertragreich, diese alten Figuren bei jedem Schriftsteller in der gleichen Form und Ausdehnung immer nach

dem alten Schimmel zu handhaben? Alle diese Tropen treffen meiner Meinung nach viel zu viel den rein äußerlichen Charakter des Sprachstils, bleiben an der Oberfläche haften und lassen meist keine psychologische oder speziell ästhetische Behandlung zu. Ich glaube, daß man vor allem bei Hebbel weiter käme, wenn man nur die individuellen Besonderheiten seines Stils beachten und sich aus den Werken ein spezielles technisches Material an Figuren schaffen würde. Und darauf kommt es ja doch vor allem an. Was nutzt der alte Schulapparat, wenn er keinen oder nur geringen Ertrag abwirft bei einer Arbeit nach neuen Gesichtspunkten, nach neuen Methoden, mit neuem Sprachgefühl und modernem Stilverständnis.

Die sprachlich-stilistische Untersuchung Wallbergs ist momentan die erste, die sich an Hebbel von dieser Seite aus heranwagt. Darum verdienen ihre Resultate allgemeine Beachtung, um so mehr als die Grundlinien dessen, was er fand, bleiben dürften. Zunächst sei das rein sprachliche abgetan: Hebbels Sprache setzt sich aus Elementen des nd. Dialekts, der Bibelsprache, der Sprache der Klassiker und der nhd. Umgangssprache zusammen. Wie gut, wenn Wallberg sich auch hier nicht nur mit einzelnen Hinweisen begnügt, sondern den Versuch gewagt hätte, die Größe und die Form des Anteils dieser einzelnen Sprachschichten aufzuzeigen. — Hebbel wählte häufig die kürzere Form, weil sie dem nd. Ohre fremder klang. Gewählte, geschraubte Ausdrücke entstammen der hd. Schriftsprache. — Unbekannte, weniger abgenützte Figuren werden vorgezogen, die vorhandenen Komposita aufgelöst, um den Stil malerischer, anschaulicher, korrekter zu machen — was oft zu neuen Wortbedeutungen und fruchtbaren Weiterbildungen führt. Altertümliche Ausdrücke fehlen gänzlich. Hebbel hat nur die sprachliche Ausbildung durch die Klassiker erfahren. Er nähert sich in der Dialogtechnik ihrem typisierenden Stil, nur tönte er nicht so viel ab und ist daher in der Deklamation ungleich realistischer. Hebbel wollte, daß sein Stil nicht schön, sondern charakteristisch sei, weil er ihn als Ausdrucksmittel der Wirklichkeit dachte. Nie steigert er daher seine Betrachtungen bis zu Sentenzen. Oft wird der Vers aufgelöst und der Dialog den Charakteren anzupassen versucht. Aber nur versucht, denn im ganzen ist die Individualisierung des Stils nach dem Stande der Personen gering. Das zeigt sich an den Gesindeszenen der „Genoveva“ und an den Volks- und Priesterszenen der „Judith“. Hebbel hat darauf kein großes Gewicht gelegt. In den Zusammensetzungen verriet er eine Freude an starken Mitteln, ist aber nach der Sache des Niedrig-Gemeinen sehr zurückhaltend. Romanische Stilformen werden durch Kleists Vermittlung übernommen. Die energische, zu lakonischer Kürze neigende Denkart Hebbels zeigt sich in der geschickten Verwendung der Ellipse, in dem entschiedenen Eliminieren alles dessen, was den Satz formell füllt wie die Hilfszeitwörter und die Verhältniswörter. Die Redseligkeit seiner grübelnden

Phantasie will die vielen Nebenbeziehungen des Gedankens und der Metapher nicht vermissen, die dem Verständnis des Zuschauers im flüchtigen Wechselgespräch der Bühne leider zu schwer werden. Während er einerseits seinen Stil durch die Einschaltung vieler Relativsätze und Partizipialkonstruktionen überlastet, strebt er anderseits, indem er einfache Hauptsätze mit konjunktivischer Parataxe (die Seele von Hebbels Satzbau) wählt, nach leichterer Gestaltung der Satzverhältnisse. Wenn die Szene einen ernsten, feierlichen Charakter trägt, wird auch das Tempo der Relativsätze und Attribute verlangsamt. Die Behauptung, daß die Metaphern nie aus dem Gesichtskreis der Personen hinausfallen, wird Wallberg für die „Judith" wenigstens fallen lassen müssen. Hebbel hält sich nicht streng an die (von ihm gewählten) individuellen Schranken seiner Figuren. Ihnen wird zu der oft abstrakten Ausdrucksweise noch das stark reflektierende Element als persönliches Erbgut ihres Schöpfers: beide bedingen die für die realistische Welt der Bühne zu abstrakte Gestaltung. Wallberg zeigt hier nur den Weg für eine weitere Untersuchung, die viel erschöpfender über die Ausprägung der künstlerischen Persönlichkeit Hebbels in seinem Sprachstil zu berichten hätte.

Im ästhetischen Teil charakterisiert Wallberg die idealistische und realistische Stilart im Drama und zeigt, wie sich Hebbel aus beiden eine Art realistisch-idealistischen Mischstils schafft. Die allzugroße Knappheit, Spitzfindigkeit und Prägnanz gewisser Stellen, die ein Produkt der den Dichter kontrollierenden Reflexion war, beeinträchtigt das Bühnenverständnis und die Bühnenwirkung seiner Dramen ebenso wie seine Feindschaft gegen euphemistische Wirkungen, die durchwegs keine Schrulle Hebbels war, sondern aus einem tiefen Mangel seiner Begabung entsprang. Aus der Schwäche des poetischen Gesichtssinnes leitet er schön die Schwäche des malerischen Elements in den Tropen ab. Wallberg zeigt, wie einseitig dieser große Künstler war: auch als Stilist eine Besonderheit, fast ein Kuriosum. Dem ganz nach innen gewandten Geistesblick Hebbels entsprach seine rein persönliche monologische Kunst. Hebbel, der Dichter des Menschen, gewinnt kein Verhältnis zur Natur. Seine Naturbeseelungen sind weder kühn, noch sehr lebendig, sie sind pathetisch und hyperbolisch, wie es der Gemütsart ihres Schöpfers entsprach. Nirgends findet sich eigentliche, echte, reine Lyrik. Durchaus zutreffend ist auch die schon von Walzel („Hebbelprobleme". Leipzig 1909) verzeichnete Bemerkung, daß Hebbel in äußerlich technischen Dingen durchaus kein Pfadfinder war, und der Vergleich mit Otto Ludwig, bei dem Hebbel so übel abschneidet, recht instruktiv. „Die Entwicklung seiner Form hat mit der Neuheit seines Inhalts nicht gleichen Schritt gehalten" (S. 130). Der Ausdruck ist nicht gleichmäßig gut gelungen wie die Situation, wenn er auch in der „Judith" neue, unbekannte Gefühle mit geheimnisvollen Metaphern mystisch zu umschreiben sucht und den erzählenden Teilen große Anschaulichkeit zu geben vermag.

Die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchung hat Wallberg in der vergleichenden Stilcharakteristik der beiden Jugenddramen Hebbels zusammengefaßt. Der Darstellung und der Sprache nach sind beide grundverschieden voneinander und nicht überall liegt dieser Verschiedenheit eine stilistische oder technische Weiterentwicklung zugrunde. Schon in den verarbeiteten Sprachschichten besteht ein fundamentaler Gegensatz. Der „Judith" liegt die hd. Schriftsprache, die Umgangssprache und die Bibelsprache zugrunde, der die altertümlichen Ausdrücke angehören. In der „Genoveva" liegt ein unter dem Einflusse der Klassiker bewußt geschaffener dramatischer Sprachstil vor, der von Archaismen gründlich gereinigt ist und nur allgemeine poetische Färbung aufweist. Ein ähnlicher Gegensatz zeigt sich in der Auswahl der poetischen Stoffelemente. In der „Genoveva" herrscht das erzählende Moment so vor, daß es sich zu verselbständigen droht. In der „Judith" überwiegt weitaus das dramatische Element. Hier benützt er das Selbstgespräch fast nicht, während die ganze Entwicklungsgeschichte Golos sehr bequem in Monologen vermittelt wird. In der „Judith" wird die innere Handlung ganz vor unseren Augen entwickelt und ohne lyrische Elemente in äußere Handlung umgesetzt, durch die jene erst darstellbar wird. Die Sprache der „Judith" ist nicht anschaulich, nicht farbenreich, bringt aber mit logischer Schärfe den Gedanken geschickt zum Ausdruck. Es herrscht Knappheit und Konzentration. Stimmung und Stil sind einheitlich und geschlossen. „Genoveva" bildet weder sprachlich, noch stilistisch, noch stofflich eine geschlossene dramatische Einheit. Er macht hier einen größeren Gebrauch von den Figuren. Der Stil ist behaglicher, breiter, reich an ausgeführten malerischen Vergleichen, denn die Gedankenbewegung Golos beruht mehr auf einem Spiel der Phantasie als des Verstandes wie bei Judith. Daher der größere Farbenreichtum, der sich in zahlreichen Assoziationen entfaltet mit breiter Ausmalung aller Nebenumstände in vielen Partizipialkonstruktionen. So erklärt sich auch der ausgiebige Gebrauch von den Freiheiten der Wortstellung. Die Satzverbindungen sind gefällig, leicht, vielseitig und geben der Sprache einen poetischen Schwung. Der Stil der „Judith" zeigt nicht diese Anschaulichkeit und diesen Farbenreichtum, übertrifft dagegen den Genovevastil an logischer Schärfe und Prägnanz. Judith ist die kompliziertere Natur. Das Reflektierende entspricht der Idee ihres Charakters. Hartnäckig kehren die Gedanken immer wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Daher die Vorliebe für Antithesen und steigende Nebenordnung, die dem Stil eine hinreichende Wucht geben. Anderseits tritt in den Metaphern die dialektische Zergliederung ihrer Gefühle deutlich in Erscheinung. Den Freiheiten der Wortstellung in der „Genoveva" gegenüber hier immer Prosastellung und nur dort Inversionen, wo er den Ton der Bibel treffen will. — In beiden Dramen strebt Hebbel nach möglichster Ausprägung der individuellen Eigenart der einzelnen Charaktere in der Sprache und

den Figuren. Der einfacher angelegte Holofernes spricht in weitausgreifenden Perioden, sein hochgespanntes Selbstgefühl entlädt sich in hyperbolischen Metaphern und emphatischen Wortstellungen. Die gedankenscharfe Klarheit Judiths entfaltet sich in spitzfindigen Wortspielen und prägnanten Antithesen. Die Leidenschaft des phantastischen Grüblers Golo greift zu Aposiopesen, Anakoluthien und Ellipsen. Im 3. Akt, wo die leidenschaftliche Wallung ihren Siedepunkt erreicht, machen die Ausdrücke und Figuren eine ähnliche Steigerung mit durch; die subjektiven Apperzeptionsformen malen die wachsende Erregung; der Satz wird immer öfter durch Aposiopesen und Anakoluthien unterbrochen, die Wortwahl wird immer hyperbolischer. — Gemeinsam sind beiden Dramen die vorherrschenden abstrakten Elemente: hie und dort beeinträchtigen sie die rein künstlerische Wirkung, in „Genoveva" die weitausgreifende Selbstschilderung Golos ebenso, wie in „Judith" das überstarke Hervortreten der Reflexion im Hauptcharakter und die große Bewußtheit der eigenen Motive nach der Tat, was nicht lebenswahr ist. Gerade an solchen Stellen wird in beiden Dramen der Stil farbloser, die Wortwahl immer verstiegener, die Hyperbel immer gewagter. Stilistisch zeigen trotzdem beide Dramen eine erstaunliche Sicherheit und einen überraschenden Reichtum. Beide sind in ihrer Stilart mit großer Gleichmäßigkeit gearbeitet, der Ausdruck zeigt sich der Situation im allgemeinen gewachsen, ist aber nicht gleichmäßig gut gelungen.

Prag. Paul Zincke.

Schmidt-Oberlößnitz Wilhelm, Otto Ludwig-Studien. Band 1. Die Makkabäer. Eine Untersuchung des Trauerspiels und seiner ungedruckten Vorarbeiten nebst einem Ausblick auf Zacharias Werners „Mutter der Makkabäer". Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher 1908. 3.60 M.

Im Jahre 1873 wurde die Histoire de la Littérature Allemande von G. A. Heinrich, ein von der französischen Akademie preisgekröntes Werk, mit dem dritten Bande abgeschlossen. Den Namen Otto Ludwig sucht man in dieser fleißigen Zusammenstellung vergeblich. Im gleichen Jahre erschien der zehnte Band des Grand Dictionnaire Universel du XIXe Siècle (Larousse), in dem die „Makkabäer" Ludwigs eine kurze Besprechung finden. „Cette pièce", heißt es da unter anderen . . . „ne se soutint pas à la scène, et, de fait, elle est moins faite pour le théâtre que pour la lecture. Le style en est d'une couleur très-énergique. Les principaux personnages . . . , sont des caractères bien dessinés. En somme, cette pièce méritait le succés qu'elle a obtenu dans le monde des littérateurs et occupe une place très-honorable à côté des oeuvres des Gutzkow, des Laube,

des Brachvogel." Bei aller Entschiedenheit des Versuchs, diesem Drama Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welch merkwürdige Verkennung der Größe des Trauerspiels! Aber nicht nur Frankreich hat gegen den Dichter gesündigt, sein deutsches Vaterland ist lange genug Ludwigs Kunst gegenüber kühl geblieben, trotzdem einsichtige Beurteiler die Bedeutung des Thüringers und seines gewaltigen historischen Dramas erkannt und verkündet hatten. Das Hauptverdienst wird immer dem feinsinnigen Biographen und Herausgeber des Dichters gebühren, Adolf Stern.

Mehr noch, als die Vorbemerkungen zu Wilhelm Schmidts literarhistorisch-ästhetischer Monographie über die „Makkabäer" verraten, wandelt der Verfasser in den Spuren Adolf Sterns. Vieles, was Schmidt breit ausführt, ist knapp von Stern in der Biographie und in der Einleitung zur Ausgabe des Trauerspiels im dritten Bande der „Gesammelten Schriften Otto Ludwigs" gesagt worden. Die weit angelegte Arbeit kann nichtsdestoweniger Anspruch auf Beachtung über die engeren Fachkreise hinaus erheben. Schmidt hat sich mit dem Gegenstande sehr vertraut gemacht, er schätzt den Wert der Dichtung gut ab und verfügt über stilistische Gewandtheit, so daß sich die Erörterungen angenehm lesen. Der Stoff wird in drei Büchern behandelt. Das fertige Werk. Die Vorstufen dazu. Die Bühnengeschichte. Daß der Verfasser die Richtigkeit seiner dramaturgischen Ansichten nicht hat bei einer Aufführung prüfen können, bleibt bedauerlich. Er bietet zuweilen manches, was nicht eng zur Sache gehört, aber aus dem Streben zu erklären ist, das Drama aus den Lebensverhältnissen des Dichters und Zeitumständen zu deuten. Am Ende hat er doch auch wieder Lücken gelassen, die er selbst zugibt. Wir bedauern, daß beispielsweise das Kapitel über die orientalische Bildersprache fehlt und die Erörterungen über die jüdische Redeweise aphoristisch geblieben sind. Die wenigen Bemerkungen über die biblische Ausdrucksweise genügen nicht entfernt. Fast ebenso bruchstückartig erscheinen die im übrigen dankenswerten Beobachtungen über die Verskunst.

Wohl das wichtigste „Ergebnis" der Schrift ist die Feststellung, daß Otto Ludwig das Märtyrerdrama Zacharias Werners „Die Mutter der Makkabäer" gekannt und benutzt haben soll. Diesem Teile der Arbeit, auf den der Verfasser großen Wert legt, mag eine genauere Besprechung gewidmet sein.

Schmidt eröffnet seine Erörterungen über das Thema mit den Worten (S. 34): „Als ein historisches Stück läßt Ludwig die ‚Makkabäer' enden, ohne daß er den wirklichen geschichtlichen Untergrund für sein Werk gekannt zu haben scheint." Auch nicht den Schatten eines Beweises für diese Behauptung gibt er. Weil es höchst wahrscheinlich ist, daß der Dichter sich in die historische Literatur über den Gegenstand vertieft hat, wäre es eine Pflicht für den Monographen gewesen, hier mit seinen Untersuchungen einzusetzen. Schmidt behauptet weiter, daß Otto

Ludwig, als er die im zweiten Makkabäerbuche erzählte Opfertat einer Mutter und ihrer sieben Söhne auf die Mutter der Makkabäer übertrug und mit dem Freiheitskampfe der Juden unter Judas Makkabäus verknüpfte (S. 34 f.), unter dem Einflusse der dramatischen Behandlung des Stoffes gestanden haben müsse, die von Zacharias Werner herrührt (1820). Er nennt Otto Ludwigs „Makkabäer" und Zacharias Werners „Mutter der Makkabäer", „die beiden einzigen bekannt gewordenen Werke über den Makkabäerstoff" (S. 35), obwohl er selbst in Anhang I nach Viktor Schweizers Vorgang an Händels Oratorium erinnert. Nun sind aber noch manche andere Gestaltungen des Vorwurfs „bekannt geworden", und der Verfasser begeht einen schweren methodischen Fehler, wenn er sich nur an die Arbeit des einen Vorgängers anklammert. Die Vergleichspunkte mögen in aller Schnelligkeit angedeutet sein.

1. Die standhafte Mutter, bei Werner mit Namen Salome, wird in scharfen Gegensatz zu ihrer Schwiegertochter, bei Werner Cidli gebracht (S. 37).
2. Salome ist Witwe, ebenso Lea in einer Skizze zu Ludwigs „Mutter der Makkabäer" (S. 38[1]).
3. Im Eingang zu Werners Drama wird das Laubhüttenfest, im Beginn von Ludwigs „Makkabäern" „des Vaters Fest" vorbereitet (S. 39 f.).
4. Die Schlußakte beider Dramen zeigen Ähnlichkeiten, wie auch (S. 45) „bei beiden Dramen die Gefangennahme der Kinder — etwas rein Erfundenes — durch einen Juden dem ganzen Verlaufe des Stückes nach der Katastrophe hin seine Richtung gibt" (vgl. auch S. 46).
5. Die Gestalten des Verräters (Jason—Eleazar) gleichen sich in einzelnen Zügen (S. 52).
6. Werner folgend macht Ludwig häufig Gebrauch von romantischen Kunstmitteln.

Bei den Erörterungen zum 4. Punkte betont Schmidt (S. 45 und Anhang VI) die beiden Dichtern gemeinsame Idee des stellvertretenden Leidens der Makkabäer. Dieser Gedanke ist — obschon er auch 2. Makk. 7, 32 f. angedeutet wird — hauptsächlich dem sogenannten 4. Makkabäerbuche eigen, das aber Otto Ludwig nicht benutzt haben könne, weil es erst in Kautzschs „Apokryphen des Alten Testamentes" verdeutscht worden sei. „Werner, der als katholischer Priester sämtliche Makkabäerbücher für kanonisch ansah, wird wohl auch dieses Makkabäerbuch, das in der protestantischen Bibel fehlt und erst jetzt in einer Übersetzung vorliegt, gekannt und sich von seinem Inhalte ...... haben anregen lassen, während dies bei Ludwig ausgeschlossen ist; der kann hier nur von Werner beeinflußt sein" (S. 45). Wunderliche Angaben! Auch für den Katholiken hat das vierte Makkabäerbuch keine kanonische Geltung, und ins Deutsche

übertragen worden ist es längst. Es wurde dem Flavius Josephus zugeschrieben, in den Gesamtausgaben seiner Werke abgedruckt und als Traktat des Josephus wiederholt verdeutscht. So findet es sich beispielsweise in dem Folianten „Des Fürtrefflichen Jüdischen Geschicht-Schreibers Flavii Josephi Sämtliche Werke ...... Mit vielen Anmerckungen wie auch accuraten Registern versehen und ausgefertiget von Johann Friderich Cotta ... Tübingen, Bey Johann Georg Cotta. 1735", erster Teil, S. 716—733. In der Tat begreift man schwer, wie Schmidt das Buch des Josephus „Von den Makkabäern oder von der Meisterschaft der Vernunft" nicht zu Rate ziehen konnte, denn gibt es Natürlicheres, als daß ein Dichter, der die Makkabäergeschichte dramatisieren will, den Josephus zur Hand nimmt? Nachdem nun vollends soeben Hebbels „Herodes und Marianne" erschienen war, dem die Darstellung des jüdischen Historikers als Quelle gedient hatte, verstand es sich für den gewissenhaft arbeitenden Dramatiker erst recht von selbst, daß er angesichts der im 2. Makkabäerbuche herrschenden Verwirrung zu dem Geschichtswerke des Josephus über die jüdischen Altertümer griff. Dabei mußte ihm, wenn er eine der Gesamtausgaben benutzte, das sogenannte 4. Makkabäerbuch vor Augen kommen. Zu allem Überflusse war auch noch Berthold Auerbach Freund und Berater Otto Ludwigs[1]).

Also der Entsühnungsgedanke konnte dem Dramatiker auf anderem Wege als durch Vermittlung Werners zugeführt werden, wenn er nicht dem Christen wahrhaftig in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Ohne behaupten zu wollen, daß gerade Cottas Übersetzung des Buches von den Makkabäern zugrunde läge, werde ich im folgenden mich doch auf sie berufen, weil sie bequem erreichbar ist. Das todesmutige Weib wird hier ausdrücklich als „Mutter der Maccabäer" bezeichnet. Sie ist Witwe (S. 733), und zwar von einem Priester, vgl. Kap. 17 (S. 732) die Grabschrift, die ihr Josephus weiht: „Hir ligt ein alter Priester und ein betagtes Weib samt ihren sieben Söhnen ...." Damit wäre Punkt 2 erledigt. Da aber als Vater der Märtyrer der Priester Mattathias (1. Makk. 2, 1 ff. Josephus Antiquitat. 12, 6) genannt wird, so blieb nichts übrig, als daß man, die biblischen Angaben mit denen des sogenannten 4. Makkabäerbuches zusammenhaltend, die Makkabäer zu Söhnen des Mattathias und der Märtyrerin machte. Das war lange vor Werner und Otto Ludwig geschehen. Kurz und bündig urteilt der Artikel Macchabées, Les, nom de sept frères martyrisés avec leur mère Salomé des Grand Dictionnaire Universel Larousse: „Les

[1]) Daß der Dichter bei der Dresdner Königlichen Bibliothek Bücher entlieh, wie sich vermuten ließ, hat sich aus den Ausleihjournalen der Jahre um 1850 nicht ergeben. Der Name Ludwig findet sich nur 1851 bei folgendem unklaren Eintrag: Hartung. (Harlung?) Gebirgeswelt. Hwb. 8. 13. Aug. — 13. Sept. Ein Buch dieses Titels ist aber in der Bibliothek nicht vorhanden.

hagiographes ont même attribué à chacune des sept victimes un nom de fantaisie emprunté à l'histoire des Macchabées, fils de Mattathias".

Konnte bisher nur festgestellt werden, daß die Verknüpfung der Hauptzüge auch ohne Einwirkung von Werners Drama möglich war, so läßt sich ferner wahrscheinlich machen, daß Otto Ludwig die wiederholt erwähnte Makkabäerschrift in den Josephusausgaben gekannt hat. Was als eine Abschweifung in meinen Darlegungen erscheinen möchte, hängt doch, wie sich bald zeigen wird, enger mit ihnen zusammen. Da sind die wundervollen Verse des vierten Aktes zu beobachten, in denen Lea ihrem ganzen Jammer über den Verlust der Kinder Ausdruck verleiht und die Fürsorge der Tiere für ihre Jungen zu einer furchtbaren Mahnung an die eigene Selbstsucht werden läßt:

„O still:
Ein Hamster schleicht zu seinem Nest" usw.

Das 4. Makkabäerbuch hat eine ähnliche Stelle, freilich um darzutun, wie kräftig das Märtyrertum in dem jüdischen Weibe entwickelt war (14. Kapitel, Cotta S. 729): „Denn es hat auch die Mutter der sieben Jünglinge die vielfache Marter und Qual, die ihre Kinder alle nacheinander ausgestanden, mit unverwandtem Gesicht und Gemüthe ansehen und ertragen können. Wie groß und allgemein aber der natürliche Trieb der Elter gegen ihre Kinder sey, da in allen Stücken die zärtliche Neigung gegen die Kinder vordringen muß, braucht keines Beweises. Indem man zutheuerst auch bey denen unvernünfftigen Thieren einen gleichen Liebes-Trieb gegen ihre Jungen wahrnimmt. So weißt man zum Exempel, daß die zahme Vögel, welche unter denen Dächern der Häuser Näster bauen, ihre Junge beschützen, und diejenige, welche auf hohen Bergen und tieffen Thälern oder auch in denen Hölen und auf den Gipfeln der Bäume nisten, niemand hinzulassen, auch wann sie es weiter nicht verhindern können, nach ihrem natürlichen Trieb immer um die jungen herumfliegen, mit gantz besonderer Stimme oder Gesang ihren Jungen locken, und, so gut sie immer können, ihnen zu Hülffe kommen. Und was ist nöthig mit Anführung vieler Exempel der unvernünfftigen Thiere ihre Liebe gegen die jungen zu beweisen, da man solches am allerdeutlichsten an denen Bienen sehen und wahrnehmen kan. Dann, wann diese lassen, pflegen sie sich fornen für das Loch des Bienen-Stocks hinzusetzen, diejenige, so hinzu fliegen wollen, abzutreiben, und mit ihrem spitzigen Stachel biß auf den Tod zu verwunden, sollte sie auch gleich die-(S. 730)se Rache ihr eigenes Leben kosten."

Im Anschluß an den Märtyrertod der sieben jungen Männer und ihrer Mutter berichtet dann das 4. Makkabäerbuch im 17. Kapitel (Cotta S. 733): „Es hat sich nemlich durch das Bluth und den Tod jener Fromen die weise Vorsorge Gottes, als durch ein Versöhnungs-

Opfer, wiederum begütigen lassen, und das zuvor hart geplagte Israel befreyt und erhalten. Dann der Tyrann Antiochus, nachdem er ihre Mannliche Standhaftigkeit in der Tugend, und unüberwindliche Gedult in der Marter genugsam probirt und erfahren hatte, ließ ihre unvergleichliche Gedult unter seinen Soldaten zu einem höchst rühmlichen Exempel der Nachfolge öffentlich ausruffen und kund machen. Er gebrauchte auch nachmahls die Juden als tapffere und streitbare Leute zu belagerungen und schlachten zu Land, und brachte endlich durch Hülffe derselbigen alle Feinde unter seine Gewalt und Bottmäßigkeit." Der Ausgang von Ludwigs Drama läßt sich unschwer aus diesem Vorbild erklären, wie auch Werner sich offenbar an diese Darstellung angelehnt hat. Sie war in beiden Fällen die Ursache, daß ein späteres Ereignis — mit der Chronologie des 2. Makkabäerbuches steht es schlecht genug —, die im 1. Makkabäerbuche berichtete friedliche Schlichtung der Religionsfrage mit dem Opfertode der Makkabäer in zeitlichen Zusammenhang gebracht wurde.

Damit wären wir aufs neue bei der Besprechung des Punktes 4 angelangt. Einzelnen Fällen von Zusammentreffen der beiden Dichter mißt selbst Schmidt nur geringe Beweiskraft bei (S. 46). Die Beweggründe zur Gefangennahme der Jünglinge sind in den „Makkabäern" Ludwigs doch wesentlich anders als im Drama des Vorgängers. Wenn Schmidt (S. 45) einigen Wert darauf legt, daß bei Werner ebenso wie in einem noch ungedruckten Teile der Bearbeitung „Die Makkabäerin" (1. Fassung der „Makkabäer") die Kinder der standhaften Mutter aus einer Höhle bei Modin herausgeschleppt werden, so mag doch erwähnt sein, wie häufig in den biblischen Erzählungen über die Makkabäer von Höhlen die Rede ist; gerade im Zusammenhang mit Mattathias und seinen Söhnen spielen sie eine Rolle (1. Makk. 2, 36). Weiter: Der Schwur des Antiochus ist bei dem neueren Dramatiker verschieden von dem bei Werner; jener braucht ihn nur, um ihn dem gegenseitigen Eide Leas und ihrer Kinder entgegenzusetzen, der eine Art retardierendes Moment im Drama bilden oder die Möglichkeit eines minder tragischen Ausgangs gewährleisten soll; während dieser sich mehr an die biblische Darstellung 2. Makk. 7, 24 anschließt. Aus der Verwendung romantischer — richtiger: opernhafter — Kunstmittel bei Ludwig läßt sich endlich für die Beeinflussung durch Werner überhaupt nichts folgern.

Es bleiben noch die Punkte 1, 3, 5 und 6 zur Erörterung übrig. Daß „des Vaters Fest" bei Ludwig nicht das „Laubhüttenfest" bei Werner zu sein braucht, versteht sich von selbst; übrigens hätte der bibelkundige Ludwig wohl auch ohne Werners Vorgang 1 Makk. 2, 29 ff. mit 2 Makk. 10, 6 f., verknüpfen können. Auch Schmidt gibt zu, daß der Jason Werners und der Eleazar des jüngeren Dichters im ganzen wenig genug miteinander gemein haben. Ist wirklich nötig, daß sich Ludwig, um seinen Eleazar als völlig von seinem Volke Abgefallenen erscheinen

zu lassen, erst bei dem romantischen Dichter einer Bösewichtgestalt einige Züge abborgen mußte? Eher — zum mindesten mit gleichem Rechte — dürfte man den Rudenz des „Tell“ in Parallele setzen zu diesem durch einen kräftigen Magnet auf die feindliche Seite gezogenen, später wieder auf den Weg der Pflicht zurückkehrenden Toren. Aber wie soll der Gegensatz zwischen Lea und Naemi anders Erklärung finden als durch die Erinnerung an den zwischen Salome und Cidli? Kennt Schmidt denn das Verhältnis von Schwiegermutter und Schwiegertochter nicht, das, seit es Menschen gibt, in ähnlicher Weise immer wieder sich unbefriedigend gestaltet? Und wie käme es, daß dieses Motiv von dem Dichter der „Makkabäerin“, der seines Stoffes noch nicht mit derselben Kraft Herr geworden war wie der Verfasser der späteren Fassungen des Gegenstandes und der, wenn er Werners „Mutter der Makkabäer“ kannte, damals eher von diesem Drama abhängig sein mußte als später, nicht benutzt wurde? Erinnern wir uns doch, daß Otto Ludwigs erste dramatische Behandlung der Makkabäertragödie Juda als Gatten zweier Frauen, der Lea und der Thyrza, kennt. Hier hat zweifellos das Vorbild der Frauen Jakobs, Lea und Rahel, nachgewirkt, wie Schmidt selbst S. 88 f. vermutet. Weil die Doppelehe Judas auf der neuzeitlichen Bühne Anstoß erregt hätte, wurde dann Lea zu Judas Mutter und die sanftmütige, einer Ruth ähnende Naemi (V. 1730 ff. = Buch Ruth 1, 16 f.) blieb als Weib des Judas Makkabäus. Die einfache Feststellung dieser Tatsache stürzt meines Bedünkens das Kartenhaus der Beeinflussungshypothese.

An Einzelheiten, die in der Schrift sonst anfechtbar sind, ist kein Mangel. Daß beispielsweise nur das Vorspiel zu Otto Ludwigs Friedrich II. vollendet worden sei (S. 5), läßt sich nicht mit der Gewißheit sagen, mit der es der Verfasser behauptet (vgl. Adolf Stern, Otto Ludwig[2] [1906] S. 173 u. 212 f.). Der Vorwurf, daß die direkten Charakteristiken des Juda im 1. Akt sich widersprechen, kann nicht aufrechterhalten werden. Über die 2. Szene des 3. Aktes wird zu ungünstig geurteilt (S. 25). Die Gefangennahme von Leas Kindern soll ein Zufall sein? (S. 27). Der wunderbaren Szene zwischen Juda und Naemi (4. Akt) läßt der Verfasser nicht die nötige Würdigung angedeihen. Die Verwandlung im 4. Akte kann ich nicht so unwesentlich finden wie er (S. 29). Werners stilloses Werk, das nicht entfernt den Vergleich etwa mit seinem „Martin Luther“ verträgt, erhält übertriebene Lobsprüche. „Otto Banck, ein Dresdner Kritiker aus den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts“ (S. 132), hat noch mehrere Jahrzehnte später als Kritiker in Sachsens Hauptstadt gewirkt; er lebt auch zur Zeit noch hier. Die Bemerkung S. 9[2] über eine Beziehung zwischen Bürger und Ludwig hat schon Anton Reichl, Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. N. F. 11, 209 f., gemacht.

Fein sind die Beobachtungen über Ludwigs Charakter, wie er sich in Naemis Wesen widerspiegelt (S. 59 f.). Ein neues Licht auf des

Dichters „seltsame Schwäche, die Leute, die mir wehe tun, lieb zu gewinnen“, wirft das von Cordelia Ludwig und Adolf Stern entdeckte Urteil über Hebbel nach dessen Hinscheiden.

Nicht Nörgelsucht, sondern Streben nach Wahrheit hat den Beurteiler in die Notwendigkeit versetzt, gegen eines der bedeutungsvollsten „Ergebnisse“ von Schmidts Arbeit entschieden Einspruch zu erheben. Möge der Verfasser seine Otto Ludwig-Studien mit gleichem Eifer, aber größerer Vorsicht weiterführen!

Dresden. Karl Reuschel.

Aus Biedermeiertagen. Briefe Robert Reinicks und seiner Freunde. Herausgegeben von Johannes Höffner, Bielefeld und Leipzig 1910, Velhagen und Klasing.

Das hübsche Büchlein leidet unter seinem Umfang. Von dem liebenswürdigen Dichtermaler, wofür Reinick sich selbst hielt, oder Malerdichter, was er nach Franz Kuglers Meinung war, hört man gern Berichte aus Düsseldorf: über Immermanns Hochmut (S. 70), über Schadow den Sohn (S. 74), über Uechtritz (S. 38, 87) und Rethel (S. 82, 201, 204, 256); man läßt sich gern die Komödie der Vorbereitungen zum Empfang des Kronprinzen (des späteren Königs Friedrich Wilhlem IV) erzählen (S. 85) und belustigt sich mit ihm (S. 90) über Nicolais berüchtigte Entdeckung des eigentlichen, nur durch Ungeziefer charakterisierten Italiens. Man hört auch gern sein Urteil über Wolfgang Menzels flegelhafte Kritik (S. 87) und die Geschichte seines Liederbuches (S. 65) und Kinderbuches (S. 139). Auch das Verhältnis zu Franz Kugler interessiert noch: erst die Besorgnis vor zu viel Lob (S. 81), dann der Ärger über den Tadel (S. 122) — er fühlt sich als „Zuckerbäcker“ behandelt, aber auch Robert Schumann (S. 158) nennt ihn einen „guten freundlichen Menschen, aber schrecklich sentimental“. Die Eifersucht auf Geibel kommt dazu (S. 151); wie denn für den gealterten kranken Reinick das jugendliche Lieblingswort „amön“ abstirbt und er über die „bissigen Philister“ in Dresden (S. 145) ein kräftiges Wort findet. Auch die Leidensgeschichte der geplanten Oper (S. 155 f.) mag noch Wert haben; und selbst ein paar Stimmungsbilder aus der Revolution (Ferdinand Hiller S. 166, 171; der Kaufmann Bittner aus Lauban S. 103) mögen hingehn, so sehr sie auch den Titel „Biedermeiertage“ widerlegen. Aber konnte uns nichts von Ph. v. Oers Wohnungsnöten oder den trivialen Gratulationen der Malerfreunde Bendemann und Hübner (auch Dichter im Nebenamt!) geschenkt werden (S. 214)? Brauchten wir Oers Revolutions-Tagebuch? Er gehört zu den „Heulern“; kräftig und frisch dagegen schreibt der treffliche Verleger Georg Wigand (S. 170), der sich auch in Geschäftsfragen sehr nobel benimmt. — Besonders ist noch der inhaltsreiche Brief Reinicks an Hiller aus Dresden (S. 159 ff.) mit seinen Urteilen über Auerbach, Julius Fröbel hervorzuheben; aber Kürzung hätte er so gut vertragen wie das darin besprochene Drama!

Berlin. Richard M. Meyer.

Grosse Julius, Ausgewählte Werke. Mit einer Biographie des Dichters von Ad. Bartels, unter Mitwirkung und mit Einleitungen von Ad. Bartels, J. Ettlinger, H. v. Gumppenberg und F. Muncker, herausgegeben von Antonie Grosse. 3 Bände. — Berlin o. J. Alexander Duncker.

In seiner von liebevollem Einfühlen in die Art des Dichters getragenen Einleitung (der Angriff auf mich diesmal S. LII) sagt Bartels, J. Grosse erinnere an die fahrenden Spielleute des zwölften Jahrhunderts. „Nun steht aber der Dichter vollkommen auf der Höhe der modernen Kultur, er ist Münchener Dichter, wenn nicht geradezu Eklektiker, doch ‚weltliteraturhistorisch angeregt‘, er beherrscht die dichterische Technik seiner Zeit in ungewöhnlichem Maße, und so ergeben sich denn Dichtungen, die jene alten volksmäßigen Epen an Kunst weit übertreffen, die, so sicher sie aus verwandten Phantasieleben geboren, doch Zeugnisse einer viel sensitiveren, weit individueller ausgeprägten Natur, eben doch Kunstpoesie sind“ (S. LV). Es ist dazu nur zu erinnern, daß eben die fundamentale Verschiedenheit des Kunstbegriffes die Vergleichbarkeit des alten mit dem neuen Spielmann fast aufhebt. Für jenen ist Kunst lediglich Technik: eine Summe von Mitteln, einen gegebenen Stoff in eine überlieferte Form zu bringen; für diesen schließt sie noch die Gesamtheit jener Fähigkeiten ein, die aus der modernen Bildung erwachsen: historische Kenntnisse, metrische Vielseitigkeit, durchdrungen mit neueren Anschauungen. Wo der alte Spielmann aufhört, fängt der neue erst an. Aber wiederum: wo er aufhört, scheint uns vielfach der rechte Dichter erst zu beginnen.

Bartels verteidigt (S. LIII) Grosse gegen den Vorwurf der ungeregelten Phantasie. Es ist bezeichnend, daß ein so gescheiter Kritiker wie Prutz diesen Tadel aussprach, der uns viel eher auf gewisse Lyrika von Lingg als auf irgendwelche — uns bekannte — dichterische Leistung von Grosse zuzutreffen scheint. Im Gegenteil empfinden wir heute bei ihm wie bei den meisten Münchenern gerade dies verletzend, daß ihre Phantasie so wohlgeregelt ist.

Nichts ist dafür bezeichnender als das Lieblingsmotiv der Seelenwanderung. Von Schack („Nächte des Orients“) bis zu Wilbrandt („Meister von Palmyra“) kehrt es wieder. Grosse hat ihm eins seiner interessantesten Versepen, Abul Kasims Seelenwanderungen, ausdrücklich gewidmet; aber auch der „Domdechant von Kompostella“ behandelt breiter und deshalb schwächer als Chamisso in „Anselmo“ eine (wenn auch nur im Zaubertraum vollzogene) rasche Folge von Existenzen, die an Seelenwanderung mindestens grenzt. — Was ist nun die literarische Bedeutung dieses Motivs? die, daß es zwingt, eine und dieselbe Individualität der Reihe noch in eine Anzahl verschiedener Erscheinungsformen zu übersetzen. Abul Kasim wird chinesischer Schauspieler, venezianischer Feldherr, ein schönes Weib, ein Philosoph. Aber der Leser weiß, daß am Schluß einer raschen Übersicht von kulturhistorischen und ethnologischen Einzelheiten immer wieder der gleiche skeptisch-resignierende Schluß erfolgen wird. Mohammed ist groß und Phantasie ist Fee (II 1, 369), aber die Fee bleibt an die Gesetze des Propheten gebunden.

Dies „Übersetzen“ habe ich schon früher als den gemeinsamen Grundzug des Münchener Kreises erklärt; es tritt bei Grosse nicht so störend äußerlich hervor wie bei Schack — der bei der größten Gelehrsamkeit innerlich unter ihnen die geringste, nicht nur künstlerische Bildung besaß —, aber doch z. B. in dem seltsamen „Volkramslied“ (das aber in dieser Auswahl nicht hätte fehlen dürfen) merkwürdig genug. Da hat Grosse wirklich ein modernes Spielmannslied zu geben versucht, abenteuerliche Fahrt eines Herzog Ernst von heute (d. h. von damals — wie lang ists schon her, seit die Offenbachischen Götter Griechenlands die Welt regierten!). Dazu wird dann das moderne Paris in ein märchenhaftes Morgenland übersetzt; oder ein „Wasunger Krieg“ und, diesmal in parodistischer Meinung, ein idyllischer Zwergstaatskrieg in das Nibelungenmaß transponiert. Nur in der „Gundel vom Königssee“ hat Grosse mit großem Geschick eine Verschiebung des Inhalts durch die Form größtenteils zu vermeiden gewußt.

Hier kommt ihm nämlich der größte Vorzug seiner Formgewandtheit zugute. Über diese hat Wolfgang Kirchbach mit lächerlicher Übertreibung gesprochen, einiges aber — Grosses Kunst der Cäsur — sehr hübsch hervorgehoben. Indessen handelt es sich da nur um einen Einzelfall. Allgemein zeichnet Grosse unter den Münchenern sich durch die Kunst aus, parallele Reihen in einer epigrammatischen Spitze zusammenzufassen. Heyse bleibt immer plastisch, Geibel rhetorisch, Grosse erreicht oft eine Kunst lyrischer Epigrammatik, deren prägnante Anschaulichkeit den anderen versagt ist. Kurze schlagende Wendungen prägen sich ein, wie wenn (II 1, 163) die humoristische Beschreibung des Salontirolers abgeschlossen wird: „in dem Quersack Flöte und Fernrohr“; oder wenn das refrainartige „der weise Dschaffar, den noch nie ein Mensch betrogen“ (S. 68) in pointierter Weise angebracht wird.

Freilich — auch in diesen Epigrammen steckt etwas von dem Alexandrinismus der Münchener Übersetzergilde. Es muß doch alles „zugerichtet“ werden; die Erkenntnis Freiligraths fehlt noch:

> Dieses auch ist Poesie,
> Denn es ist das Menschenleben.

Grosse ist, wie die geibellinischen Dichter alle, ein warmherziger Patriot. Aber wie unerträglich wirkt das hohle Pathos der „Deutschen Herzen“ (I 1, 117)! Zu Haus ist im Grund doch immer „nur Natur“; das muß alles erst „verklärt“ werden. Der junge Freiligrath seufzt: „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren —“, und Grosse (ebenda S. 89): „Hätt ich mit dir in anderer Zeit gelebt —“.

Das Gedicht heißt „Prosa“. Vielleicht hat gerade eine gewisse Geringschätzung der Prosa diese Form bei Grosse frischer erhalten als die meisten gereimten oder antiker Form sich nähernden Dichtungen; obwohl

ich „Gundel vom Königssee“ und „Abul Kasim“ auch heute noch gerne lese. Aber „Der Spion“ zeigt doch mehr Kraft und unbefangene psychologische Anschauung, als man dem Dichter des „Volkramsliedes“ zutrauen würde. Das „Bürgerweib von Weimar“ allerdings scheint mir Ettlinger zu überschätzen. Ob das Lokalkolorit und der historische Ton ganz so gut getroffen sind, wie er meint, bezweifle ich; die Bajonette der Soldaten, das trefflich organisierte Spritzenwesen machten mich bedenklich. Darauf kommt es indes wenig an; vielmehr empfinde ich den gutmütig-biedermeierischen Ton einer dicht am Scheiterhaufen vorbeiführenden Erzählung als stillos. Es ist auch hier eigentlich ein moderner Injurienprozeß mit seinen Unannehmlichkeiten durch Requisiten und Zitate aufgeputzt; allerdings zum Teil sehr hübsch, wie in der Schilderung des verhängnisvollen Schützenfestes.

Julius Grosse tritt aus dieser Auswahl individueller, bedeutender hervor, als er in der Erinnerung an seine mannigfachen Dichtungen wirkte. Schließlich aber vermag doch auch er Sehnsucht nach jener Epoche unserer Dichtung nicht zu erwecken. Was die Größten seines Kreises stark machte, war doch eine Erfassung der Wirklichkeit, die gewissermaßen wider das Programm Geibel zum politischen Lied zwang und Heyse zum Zeitroman; daneben die ebenso regelwidrige persönliche Begabung Heyses für die Novelle oder Leutholds für die beschreibende Dichtung. Grosse hat von beiden etwas — ein lebhaftes Kulturgefühl, eine spezifische Begabung, durch epigrammatische Zäsuren die Gleichförmigkeit der metrischen Virtuosität zu unterbrechen. Aber daneben hat er von den Künsten, die seine Zeit am höchsten schätzte, so viel, daß wir immer wieder die Notwendigkeit des einbrechenden Naturalismus begreifen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Daniel Freiherr von Salis-Soglio, Mein Leben. 1. Band. 1826—1866. Stuttgart und Leipzig 1908.

Friedjung Heinrich, Julius Freiherr von Horst, österreichischer Minister für Landesverteidigung 1871—1880. Wien 1906, Verlagshandlung C. Konegen (Ernst Stülpnagel).

Wie die reichsdeutsche so besitzt auch die österreichische Literatur eine Reihe vorzüglicher Memoiren hervorragender Offiziere. So erschienen neuerdings von Freiherrn Anton v. Mollinary (der 1866 bei Königgrätz das Korps am rechten Flügel kommandierte) „46 Jahre im österreichisch-ungarischen Heere (1833—1879)“. Zwei Bände, Zürich 1905. Vom Admiral Freiherrn v. Sterneck „Erinnerungen aus den Jahren 1847—1897“ herausgegeben von seiner Witwe (1901). Sterneck, der 1866 bei Lissa das Admiralschiff Tegetthoffs kommandierte, gibt über seinen berühmten Chef neue Aufschlüsse, die das, was Ad. Beer in seiner Biographie Tegetthoffs mitteilt, in willkommener Weise ergänzen. So äußerte Tegetthoff am Tage jener Seeschlacht die Ansicht: „daß die Schlacht uns Einzelnen Auszeichnungen, Vorteile, der Marine aber nur Schaden bringen wird. Nur ein tüchtiger Schlag hätte die Leute in Wien bewogen, Reformen vorzunehmen, die nun gewiß ausbleiben werden.“ Freiherr v. Salis-Soglio

ist schweizerischer (graubündnerischer) Herkunft. Er machte den italienischen Feldzug von 1859 als Genieoffizier mit und sah persönlich die Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Befehlgebung, indem jedes Kommando durch alle Instanzen hindurchgehen mußte, bis es zum ersten General-Adjutanten Grafen Grünne kam und von diesem die Signatur erhielt. Im Jahre 1864 nahm Salis am Kriege in Schleswig-Holstein teil, infolgedessen er auch in preußischen Memoiren genannt erscheint; 1866 war er Feldgeniechef der Armee in Italien. Er gibt sein Urteil über Erzherzog Albrecht, dessen genaue Dislokationskenntnis er rühmt, wie über die Korpskommandanten (den „Nörgler" Scudier u. a.) ab.

Bemerkenswert ist, daß diese Generale über Bismarcks weitsehende Staatskunst, die schließlich zum Dreibunde führte, mit Bewunderung sich aussprechen, während die Wiener Politik viel weniger gerühmt wird.

Die gleiche Erscheinung nehmen wir auch bei den jüngsten dieser Generale wahr, bei Julius Freiherrn v. Horst. Er ist 1830 in Hermannstadt geboren. Die Wiege seines Hauses stand aber gleich der von Tegetthoff in Westfalen. Sein Großvater, zu Paderborn geboren, wurde Leibarzt des Fürsten v. Fürstenberg, mit dem er nach Prag kam, dem Mittelpunkt der böhmischen Güter dieser früher reichsunmittelbaren Familie. Einer seiner Söhne trat in die Kriegsverwaltung ein, was ihn nach Siebenbürgen führte, wo Julius Horst in Hermannstadt und Klausenburg die Schulen besuchte. Im Jahre 1848 machte er bereits den Feldzug der Kaiserlichen gegen die ungarische Insurrektionsarmee mit; zur Zeit des Krimkrieges war er Hauptmann und Adjutant eines Divisionärs bei den Okkupationstruppen in der Moldau und Walachei, wobei er sich hervortat. Als nach dem unglücklichen Kriege von 1866 die Armee reorganisiert wurde, trat Horst, jetzt Oberstleutnant, in die Kommission ein. Alles stand damals im Zeichen eines künftigen Revanchekrieges gegen Preußen; Horst erhielt 1867 den Auftrag zu einer Reise nach Süd- und Mitteldeutschland, um die Stimmung zu erkunden. Horsts Bericht lautete: er habe überall eine nationaldeutsche, zugleich aber auch Österreich freundliche Stimmung vorgefunden; „kein Deutschland ohne Österreich!" Mit Rücksicht auf den Zweck seiner Reise betonte er: das Nationalgefühl in Deutschland sei derart angewachsen, daß an eine Trennung von Nord und Süd im künftigen Kriege gegen Frankreich nicht zu denken sei. Die maßgebenden Kreise in Österreich hörten diese Botschaft ungern, hielten aber 1870 Ruhe. Horst wurde dann als Oberst, später General, Landesverteidigungsminister im Kabinett Lasser-Auersperg und blieb dies, bis der Hof, erbittert über die Opposition, die von der deutsch-liberalen Partei gegen die Okkupation Bosniens und der Herzegowina betrieben wurde, anfing, geradezu antideutsche Politik zu treiben, die nach Horsts wohlbegründeter Meinung weder der Monarchie noch der Dynastie zum Heile gereichen konnte.

Diese Vorgänge werden auf Grundlage eines vertraulichen Briefwechsels nicht mit der Schärfe eines J. v. Hormayr oder eines A. Springer, sondern mit der überlegten Ruhe, die wir an H. Friedjung gewohnt sind, dem Leser vorgeführt.

J. J.

Hartmann Ludo Moritz, Theodor Mommsen. Eine biographische Skizze. Mit einem Anhange: Ausgewählte politische Aufsätze Mommsens. Gotha 1908, Fr. Andreas Perthes Aktiengesellschaft.

Hier handelt es sich uns nicht um Mommsens Stellung zur Wissenschaft, sondern um die zur Literatur. Denn der Mann, der die „Römische Geschichte" schrieb, hat sich von Jugend auf, wenn der Ausdruck gestattet ist, auch literarisch trainiert und noch im hohen Alter neue Erscheinungen nicht nur auf dem Gebiete der deutschen, sondern auch der italienischen, der französischen, der engli-

schen Literatur mit Interesse verfolgt. In seinen letzten Jahren las er mit Vorliebe englische Romane; im Jahre 1872, als die erste Gesamtausgabe der Werke Grillparzers erschien, vertiefte er sich in diese, wobei er es als merkwürdig empfand, daß der Dichter so in sich gekehrt gewesen und die schönsten Sachen konsequent im Pulte verschlossen gehalten habe. Zu einer anderen Zeit beschäftigte ihn wieder die Übersetzung der Gedichte von Carducci. Schon als er in Altona Schüler war und einem Verein der Gymnasiasten angehörte (1837), interpretierte er Horazische und Klopstockische Oden, schrieb er einen Aufsatz „zur Einleitung in die Schriften des jungen Deutschlands". Als Universitätshörer gab er mit seinem Bruder Tycho und mit Theodor Storm das „Liederbuch dreier Freunde" heraus (1843), das scharfe Epigramm auf die zeitgenössischen Literaten enthält, auch gegen Heinrich Heine, dessen Einfluß der gelehrte Poet sich gleichwohl nicht zu entziehen vermochte. Mit Bewunderung äußert er sich über Ed. Mörike. Im selben Jahre 1843, da Th. Mommsen als Lehrer an einem Hamburger Mädchenpensionat sein Brot verdienen mußte, ging er öfter ins Theater; er erlebte hier eine Faustaufführung, sah Grillparzers „Traum ein Leben", konnte Fanny Elsler bewundern und begeisterte sich namentlich für Döring. — Im Sturmjahre 1848 war Mommsen zunächst Journalist und Politiker im Dienste seiner engeren Heimat. Seit Herbst dieses Jahres lehrte er als Extraordinarius für römisches Recht in Leipzig, wo er mit den „Grenzboten"-Leuten, mit Julian Schmidt, Gustav Freytag u. a. befreundet wurde, auch seine künftigen Verleger Wigand, Reimer, Hirzel kennen lernte. Wie er als leidenschaftlicher Politiker den herrschenden Männern in Sachsen, später in Berlin unbequem wurde, ist in dieser Biographie näher dargelegt. Auch sind Mommsens Journalartikel abgedruckt, nicht bloß die (ganz interessanten und für die stilistische Fertigkeit des Verfassers charakteristischen) aus dem Jahre 1848, sondern ebenso einer aus der „Nation" vom Jahre 1902, aus dem man ersieht, wie Mommsen, am Standpunkt des Achtundvierzigers festhaltend, mit der Entwicklung der Dinge in Preußen und dem neuen Deutschland in vielen Punkten keineswegs einverstanden war. Er hat auch mündlich dessen nie ein Hehl gemacht. Es erscheint gerechtfertigt, diese politischen Anläufe und Aussprüche der Vergessenheit zu entziehen, weniger weil sie jedermann und in jeder Hinsicht billigen müßte, als vielmehr um andere berühmte Zeitgenossen daran zu messen.

J. J.

Julius Jung †. In dem am 21. Juni 1910 zu Prag verstorbenen Professor Julius Jung (geb. zu Imst in Tirol am 11. September 1851) verliert unsere Zeitschrift einen zwar stillen, aber um so eifrigeren Mitarbeiter. Im Hauptberufe Professor der alten Geschichte, war er ein ebenso vorzüglicher Kenner der neueren Zeit und beschäftigte sich im Nebenamte erfolgreich mit der Kultur- und Gelehrtengeschichte Deutschlands und Österreichs im 19. Jahrhundert. Sein Buch über seinen Lehrer Julius Ficker, in seiner Auffassung von mancher Seite nicht unwidersprochen, ist als Quellenwerk noch nicht ausgeschöpft. Zu seinem zweiten Lehrer Mommsen führte sein Gedankenkreis immer wieder zurück, wie in den letzten Worten, die er für diese Zeitschrift schrieb. Bei meinen Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte Österreichs stand mir Jung seit vielen Jahren treu zur Seite. Er scheute die Mühe nicht, Grillparzers gesamten ungedruckten Nachlaß mit mir durchzugehen und mit historischen Hinweisen auf an sich unbedeutende und wenig bekannte, für die Datierung der Papiere aber entscheidende Vorfälle zu versehen. Wenn ich den Epigrammen-Band der kritischen Ausgabe demnächst vorlege, werde ich Gelegenheit haben, seiner Mithilfe dabei dankbar zu gedenken. Und so nahm er auch an dieser Zeitschrift unablässigen Anteil, und zwar spendete er — ein willkommener Ausnahmsfall — seine Gaben freiwillig,

unaufgefordert. Während andere Gelehrte prinzipiell nur solche Bücher besprechen, wovon ihnen das Rezensionsexemplar durch den Verleger geliefert wird, schickte Jung nur Referate über Werke ein, die ihm bei seinen Studien in die Hände gekommen waren und aus denen er abgelegenere Notizen zur Literatur- und Gelehrtengeschichte unserem Kreis näherzurücken bestrebt war. Unser ganzes Rezensionswesen krankt aber eben an den Rezensionsexemplaren; Bücher, für die der richtige Referent bereit steht, werden vom Verleger oft nicht geliefert; gelieferte Werke müssen trotz langjähriger Bemühungen der Redaktion oft unbesprochen bleiben. Könnte die von Jung geübte Methode allgemein eingeführt werden, so wäre das Hauptübel beseitigt und es läge gar nichts daran, wenn ab und zu ein und dasselbe Buch von mehreren freiwilligen Referenten und von verschiedenen Gesichtspunkten aus besprochen würde. In dieser Zeitschrift aber wird seine stumme Chiffre in Zukunft mit großem Bedauern vermißt werden.

A. S.

Nachrichten.

Privatdozent Dr. Ferdinand Josef Schneider (Prag) arbeitet gegenwärtig an einer Biographie des Schriftstellers Th. G. v. Hippel, von der zu Beginn des nächsten Jahres der erste Teil erscheinen wird.

Bitte.

Der Unterzeichnete arbeitet an einer Biographie des Kriminalisten Anselm v. Feuerbach (1775—1833). Er bittet alle, die sich im Besitze von Schriftstücken von, an oder über Feuerbach befinden, um Mitteilung darüber.

Dr. Gustav Radbruch,
a. o. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg.

Der Nachlaß Otto Ludwig, den das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar angekauft hat, wurde jetzt nach dem Tode von Ludwigs Tochter Cordelia auch mit seiner zweiten Hälfte vertragsmäßig an das Archiv abgeliefert. Zahlreiche Hefte enthalten hier Pläne, Skizzen, Entwürfe, Fragmente und Ausarbeitungen von Dramen. Es sind darunter Studien zu den „Makkabäern“, dem „Engel von Augsburg“, dem „Fräulein von Scudery“, „Tiberius Gracchus“, „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, „Pfarrose“, dem „Eckart“, „König Alfred“, „Marino Falieri“, dem „Tollen Heinrich“ u. a. Ferner finden sich in dem Nachlaß Novellen, Gedichte, ästhetische Betrachtungen, technische Reflexionen zu Drama, Theater und Roman, aus denen allen wieder von neuem hervorgeht, wie der Dichter mit den Problemen gerungen hat. Eine größere Sammlung von Briefen von und an Ludwig ist aus dem Nachlaß angekauft worden, darunter Briefe an Eduard Devrient, die der Familie Devrient gehörten und von dieser Cordelia Ludwig leihweise übergeben worden waren.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 15. Juli 1910.

Johann v. Bopfingen, ein unbekannter Dichter des 14. Jahrhunderts.

Von Oswald von Zingerle in Czernowitz.

In der Sterzinger Miscellaneen-Handschrift, über die mein Vater in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. Bd. LIV, 293 ff., ausführlich berichtet hat, steht Bl. 7 b am oberen Rande über der ersten Gedichtgruppe der reichhaltigen Sammlung mgr Jo Bopfingen. Da dieser Name von derselben Hand geschrieben ist, welche die Gedichte eingetragen hat, dessen Träger aber zur Zeit der Aufzeichnung[1]) nicht mehr am Leben war und überdies auch an anderen Stellen die Namen der Autoren vermerkt sind, z. B. Bl. 8 b Munch von Salzburg, Bl. 16 a Marnari, Bl. 19 b Magistri Nicolay de Sweydnitz usw., so müssen wir den Genannten für den Verfasser der folgenden Lieder halten, doch ist nicht ausgeschlossen, daß auch ein fremdes irrtümlich unter seinen Namen gestellt wurde, so das auf Bl. 7 b stehende, das in einer Münchner Handschrift dem Mönch von Salzburg zugeschrieben wird (s. F. A. Mayer und H. Rietsch, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg S. 22, 38, 42 und den Text S. 228).

Wer dieser den Literarhistorikern noch unbekannte Dichter Magister Johannes Bopfingen gewesen ist, darüber kann ich Bescheid geben. Er wirkte seit 1369[2]) als Pfarrer in Villanders, einer Gemeinde bei Klausen im Eisacktale, war aus der Augsburger Diözese gekommen und hatte noch zwei Brüder, von denen der eine, Ulrich, Domdekan zu Trient, der andere, Heinrich, Pfarrer von Tirol war (s. Neeb und Atz: Der deutsche Antheil des Bisthums Trient S. 52).

---

[1]) Die Handschrift kann erst nach 1409 geschrieben worden sein (siehe Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung X, 467).

[2]) Sein Vorgänger Konrad starb am 12. Mai 1370 und wurde im Kloster Neustift bei Brixen begraben.

Mit letzterem begegnete er mir in einigen Urkunden und dadurch wurde ich zuerst auf ihn aufmerksam: 1369. 4. November zu Meran verkaufen Gerold der Schmied, seine Gemahlin Christine und sein Sohn Fritz dem Heinrich von Pophingen, Pfarrer auf Tirol, und dessen Bruder Johann, Pfarrer zu Villanders, ein Weinstück zu Competsch in Rufian (Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols IV, 358 Reg. Nr. 977).

1372. 13. Dezember auf Schloß Churburg sagt Ulrich Vogt von Matsch und Graf von Kirchberg in die Hände des Haus, des Bruders des Pfarrers von Tirol, Heinrich von Pophingen, die Rechte auf alle zwischen beiden streitig gewesenen Güter außer auf ein Haus zu Glurns auf (Archivberichte aus Tirol I, 2096, s. auch II, 696).

1373 versprechen Herr Heinrich v. Popfingen, Domherr zu Brixen und Pfarrer zu Tirol, und dessen Bruder Johann, Pfarrer auf Villanders, dem Kapitel zu Brixen die Domherrnpfründe Herrn Ezelins von Enn sel., die das Kapitel dem erwähnten Herrn Johann zugestellt hatte, auf ihre eigenen Kosten zu rechtfertigen, jedoch dem Herrn Johann, falls ihm selbe im Recht abgesprochen würde, an seiner Exspektanz auf die nächst erledigte unvergriffen (Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols IV, 372 Reg. Nr. 1032).

Von den drei Brüdern, die nach ihrem Zunamen aus dem jetzt zu Württemberg gehörigen, der bayerischen Grenze nahe liegenden Reichsstädtchen Bopfingen stammten, erlangte Heinrich die größte Bedeutung. Wie andere weltliche und geistliche Fürsten, die in fremdem Lande zur Herrschaft kamen, hatte auch der Brandenburger, nachdem er 1342 durch die Vermählung mit Margaretha Maultasch Landesherr geworden war, viele Ämter mit Ausländern, besonders Bayern und Schwaben besetzt, und als der unzufriedene Adel 1347 Karl IV. ins Land gerufen hatte, wurden nach der unterdrückten Verschwörung die Tiroler noch mehr zurückgesetzt. Heinrich muß mit dem neuen Landesherrn oder bald, nachdem dieser die Regierung übernommen hatte, nach Tirol gekommen sein, denn schon 1342 tritt er uns als dessen Rat und als Pfarrer von Tirol entgegen und sehen wir ihn mit einer diplomatischen Mission betraut, zu der er von Franz v. Carrara, dem Reichsvikar von Padua, ein Geleite für zehn Tage erhielt (Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols III, 381 Reg. Nr. 621). Danach erfreute er sich bereits damals der Gunst seines Herrn und in der Folge stieg sein Einfluß immer mehr. Der landesfürstliche Kaplan und Pfarrer von Tirol wurde auch Erzpriester von Vinstgau (s. Archivberichte I, 2052) und Domherr von Brixen, nebstdem finden wir ihn auch in Würden und Ämtern, die Erfahrung in weltlichen Geschäften erheischen; er fungierte nicht nur als landesfürstlicher Rat, sondern es wurde ihm sogar das höchste Amt, das

eines Landeshauptmanns übertragen. In welch hohem Grade er die Wertschätzung seines Herrn genoß, geht auch daraus hervor, daß er mit der Verwaltung des 1349 dem Trienter Bischofe abgenommenen Bistumsgebietes betraut und für seine treuen Dienste wiederholt belohnt wurde. Nach Ludwigs Tode (17. September 1361) führte er mit Vogt Ulrich d. j. von Matsch und Diepold Häl, einem Schwaben, die Verwaltung des Landes, aber die Tiroler wußten schon im folgenden Jahre bei Ludwigs Nachfolger Meinhard III. die Beseitigung der beiden Fremden durchzusetzen (s. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich S. 123, 174, 180; Egger, Geschichte Tirols I, 397). Die Pfarre Tirol erhielt 1362 Hermann von Nördlingen, Herzog Rudolf IV. verlieh sie 1364 aber wieder Heinrich v. Bopfingen, der dann bis in die Siebzigerjahre Pfarrer blieb (der Deutsche Antheil des Bisthums Trient I, 292). Aus all dem ist zu ersehen, daß dieser Mann in Tirol durch lange Zeit eine hervorragende Rolle gespielt und eine vielseitige Tätigkeit entwickelt hat. Dabei hatte er nicht versäumt, auch auf Gütererwerb bedacht zu sein. So kam unter anderem 1356 Schloß Brunnenburg in seinen Besitz, mit dem 1380 Hans Schenk von Metz und Ekhard Vilang von Bopfingen und 1385 Leonhard Schenk v. Metz, als dessen Vetter Heinrich v. Bopfingen in der betreffenden Urkunde bezeichnet ist, belehnt wurden (s. C. Stampfer, Schlösser und Burgen in Meran und Umgebung S. 12).

Johann war jedenfalls jünger als Heinrich, der vor 1376, in welchem Jahre Volkmar von Auersberg als sein Nachfolger im Pfarramte erscheint (s. Archivberichte I, 2099) gestorben sein dürfte, während jener noch 1390 als Pfarrer von Villanders bezeugt ist (s. Neeb und Atz a. a. O. S. 52). Wann Johann in Tirol eingewandert ist, wo und wie er daselbst seine Laufbahn begonnen hat, kann ich nicht sagen. Da er nicht so in die Höhe kam wie sein Bruder und dem politischen Leben, wie es scheint, ferne stehend weniger in die Öffentlichkeit trat, begegnet uns sein Name selten, doch dürften sich bei Durchsicht des jene Zeit betreffenden archivalischen Materials noch manche Daten finden, die auf seinen Lebensweg einiges Licht zu werfen geeignet sind, und das muß sehr gewünscht werden. Der Pfarrer von Villanders ist erst interessant geworden, seit er sich als Dichter entpuppt hat. Seine Bedeutung liegt für uns in seinem dichterischen Schaffen und im Hinblick auf den Charakter seiner Poesie muß uns besonders daran gelegen sein, über die frühere Zeit seines Tiroler Aufenthaltes Aufschlüsse zu erhalten. Die unter seinem Namen überlieferten, teilweise mit Melodien versehenen Gedichte sind nämlich nicht, wie man erwartet, religiösen, erbaulichen oder belehrenden Inhalts, sondern es sind Liebeslieder. Das wird den Laien befremden, nicht aber den Literarhistoriker, der weiß, daß auch andere Männer

geistlichen Standes solche dichteten, so z. B. der Mönch von Salzburg, der in unserer Handschrift gleich nach J. v. Bopfingen mit etlichen Liedern dieser Art vertreten ist. Bei diesem werden wir an den Hof des Erzbischofs Pilgrim II. gewiesen, wo er sein dichterisches Talent dem heiteren Gesellschaftsleben zugute kommen lassen mußte (s. Mayer und Rietsch, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift S. 54 f.).

Was unserem Dichter Veranlassung gab, so weltlichen Sang anzustimmen, wird erst klar werden, wenn wir seine Lebensverhältnisse und die Umgebung, in der er gelebt hat, genauer kennen. Beim Lesen seiner Lieder bemerkt man, daß sie auf den höfischen Ton gestimmt sind. Von jener Derbheit, die in den Liedern Oswalds v. Wolkenstein nicht selten zum Vorschein kommt, findet sich keine Spur. Ich bin darum geneigt, sie mit dem landesfürstlichen Hofe auf Schloß Tirol in Verbindung zu bringen, an dem Magister Johannes durch seinen Bruder, der beim Landesfürsten persona gratissima war, ein Amt erhalten und später auch als Dichter sich betätigt haben konnte. Margaretha Maultasch war bekanntlich eine sehr lebenslustige Frau und es wäre nicht zu verwundern, wenn in das fröhliche Leben und Treiben des Hofes auch der Minnesang zuweilen hineinklang. Ist diese Vermutung richtig, dann werden Bopfingens Lieder wohl nur zur Unterhaltung der Gesellschaft bestimmt gewesen sein.

Daß seine ganze poetische Produktion in den wenigen Liedern der Sterzinger Handschrift bestand, darf man bezweifeln. Die in dieser Handschrift allwärts zutage tretende Planlosigkeit und der Umstand, daß von den anderen namhaft gemachten Poeten nur einzelne Gedichte enthalten sind, zeigt deutlich das Verfahren des Sammlers, der nur aufzeichnete, was ihm gerade in die Hände kam und der Aufzeichnung wert schien. So ist die Annahme, es liege auch von Bopfingens Gedichten nur ein Teil vor, gewiß nicht unberechtigt. Wir müssen dies bedauern, denn er gehörte nicht zu den schlechtesten Lyrikern des 14. Jahrhunderts. Ein eigenartiges Gepräge zeigt seine Dichtung freilich nicht, aber das Lob der Originalität kann man auch vielen anderen Lyrikern seiner und früherer Zeit nur in bescheidenem Maße spenden. Der Gedankenkreis der Minnepoesie war eben ein verhältnismäßig beschränkter und für die späteren Epigonen war es darum noch schwieriger, neue Töne anzuschlagen. Nur Dichtern von hervorragender Begabung gelang es.

Über Bopfingens Verhältnis zu dem zeitlich und örtlich nahestehenden Minnesänger Oswald von Wolkenstein läßt sich noch wenig sagen. Ohne Zweifel kam er mit dessen Eltern in Berührung, wahrscheinlich stand er mit ihnen sogar in Verkehr. Oswalds Mutter Katharina war ja die Tochter Ekhards v. Villanders-Trostburg und nach dem 1385 erfolgten Tode des Vaters ging dessen ganzer Besitz

samt Trostburg auf sie und ihren Gemahl Friedrich v. Wolkenstein über (s. Zeitschrift des Ferdinandeums III. F, H. 29, S. 110). Damit war Bopfingen auch ihr Nachbar geworden, da das auf der anderen Talseite liegende Pfarrgebiet von Villanders bis in die Nähe der genannten Burg sich erstreckte. Oswald befand sich damals freilich schon in der Fremde, aber vor Antritt seines Wanderlebens konnte er gelegentlich den sangeskundigen Pfarrer kennen gelernt haben und früher oder später wurden ihm gewiß auch dessen Lieder bekannt, die für ihn als alten Bekannten und Kunstgenossen von besonderem Interesse sein mußten.

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn[1]).

---

3. Schupps Quellen und Vorbilder.

(Fortsetzung.)

Nach den obigen Ausführungen dürfen wir Lühmanns Urteil (S. 81 ff.) dahin ergänzen, daß Schupp von der alten deutschen Litteratur alles gekannt hat, was nach damaligen Verhältnissen möglich war, und daß er sich bestrebte, ein eigenes Urteil zu gewinnen. Doch auch in der neueren deutschen Litteratur — von den Zeitgenossen wollen wir nachher reden — finden wir bei ihm eine solche Belesenheit, daß ich zweifle, ob es mir gelungen ist, alle Beziehungen aufzudecken. Eine Durcharbeitung bis in die Einzelheiten ist in diesem Rahmen nicht möglich; es kommt hier mehr auf die großen Gesichtspunkte an.

Johann Paulis „Schimpf und Ernst, Straßburg 1522", eine Sammlung von Predigtmärlein, ist schon von Zschau (S. 61) genannt worden. Schupp hat sie als Fundgrube für Fabeln und Anekdoten benutzt, und deshalb stellt sie Zschau auch mit Recht mit dessen Vorliebe für die Fabel zusammen. Indem ich diesen Gesichtspunkt gelten lasse, möchte ich einige weitere derartige Sammlungen erwähnen, die ich öfter genannt finde: Im „ORATOR INEPTUS" (S. 23) werden nebeneinander genannt: „florilegium Langii & Theatrum Zwingeri & magnum illud opus Beyerlingii". Das älteste ist des humanistisch gebildeten Baseler Professors der Medizin Theodor Zwinger (1533—1588) „Theatrum vitae humanae". Dies setzte

---

1) Vgl. Euphorion, Band XVI, S. 6 ff., 245 ff. und 673 ff.; Band XVII, S. 1 ff. und 251 ff.

der Direktor des Antwerpener Priesterseminars Laurentius Beyerling (1578—1627) in 7 Bänden unter dem Titel „Magnum theatrum vitae humanae" fort. Das Werk des Professors der Mathematik und des Griechischen zu Freiburg Joseph Langius (geb. 1610) hieß „Anthologia seu florilegium locorum communium". — (Vgl. ferner „ORATOR INEPTUS", S. 14; „Ehrenrettung", H, S. 634, 685; „Unterricht. Student", H Zug, S. 241, 245). — Ferner rühmt Schupp in „DE OPINIONE" (S. 23 f.) des gelehrten Speyerer Stadtschreibers Christoph Lehmann (zwischen 1612 und 1638) „Florilegium politicum" und sagt:

„Ego pro mea ingenii libertate, ita judico, posse aliquem plus sapientiae Politicae haurire, ex florilegio Politico Lehmanni quam ex nescio quot spinosis & distinctionum plenissimis disputationibus. Libelli illius potissima pars consistit in vulgi dicteriis & anicularum sententiis. Sed quaecunque tot laboribus, periculis, erroribus, inquisitionibus, humano generi consistêre, ea libello illi inclusa videbis, ut eum non immerito orbis terrenni maximas & axiomata appellare possis. Quot fere lineas, tot statuas Mercuriales ibi invenies, quae stolidam juventutem in rerum omnium experimenta magnâ spê accinctam, de viâ admonent. Sunt ibi, inquam, SENUM oracula, qui post multas ambages fessi ad se tandem redierunt."

Auch im „Salomo" (H, S. 41) findet sich ein Zitat aus diesem Werke (Pars I. pag. 631 über ein Wort eines „berühmten Theologen zu Wittenberg"). — Endlich erzählt er auch eine Anekdote aus eines gewissen Wolfius „memorialibus" („Ehrenrettung", H, S. 653). Vgl. auch den Nachtrag auf S. 522.

In diesem Zusammenhange nennt Zschau auch D. Martin Luther; aber wie dürftig ist das, was er über ihn zu sagen weiß, und wie einschneidend ist in Wahrheit dessen Bedeutung für Schupp! Von seiner theologischen Seite dürfen und wollen wir ihn hier natürlich nicht fassen, sondern in seiner Eigenschaft als Begründer der neuhochdeutschen Sprache. Gerade in dem Punkte hat sich Schupp sehr eng an Luther angeschlossen; sagt er doch selber im „Teutschen Lehrmeister" (S. 33): „Lutherus ist ein rechter Teutscher Cicero gewesen. Und wer recht gut Teutsch lernen will, der lese fleissig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri, und die Reichstags-Abschiede" (übrigens eine Wiederholung aus „DE OPINIONE", S. 51; vgl. auch Bender, S. 252; Rentsch, S. 11). Mit Recht hat man deshalb gesagt, zwischen Luther und Lessing habe keiner ein besseres Deutsch geschrieben als Schupp (Baur, J. B. Sch. als Prediger, S. 24). In den lateinischen Schriften finde ich allerdings sonst keine bemerkenswerte Stelle („PROTEUS", S. 14, eine Erwähnung seines satirischen Stiles; „DISTUTATIO THEOL.", S. 4, ein theologisches Zitat); aber in den deutschen ist Luther unzähligemale genannt, sind eine Menge Zitate aus seinen Schriften

gebracht. Im „Salomo" (H, S. 85) erfahren wir auch, welche Ausgabe Schupp vorgelegen hat: Es heißt da: „Tom. IV. Tom. V. Tom. VII. Edit. Jenens. Anno 1581. fol. 416 schreibt er [Luther] ...", es folgt dann ein Zitat des Inhalts, „daß die Kirchengüter nicht sollen zu weltlichem Pracht und Üppigkeit mißbraucht ... werden". Allerdings habe ich gerade bei der Menge der Berührungspunkte keinen gründlichen Vergleich der Werke beider Männer anstellen können; ich notiere nur, was mir zufällig unter die Hände geraten ist; aber schon daraus kann man ersehen, wie bekannt Schupp mit Luthers Schriften, und zwar nicht nur mit den theologischen war, wie dieser Heros stilbildend auf ihn eingewirkt haben muß. Außer den beiden genannten finde ich ihn an folgenden Stellen: Im „Florian" (1652) (F 1701, II, 39. 41), eine Bezugnahme auf seinen Katechismus; umfänglich sind die Zitate im „Lucidor" (1654) (F 1719, I, 273. 274. 304. 305 f. 306. 307), wo es Schupp mit den Juristen und dem Prozessieren zu tun hat; auch im „Pratgen" (1657) (F 1719, I, 388 f. 390 f. 391) läßt er ihn über Kriege unter Christen reden. Häufig beruft er sich auf ihn in seinen Streitschriften, so im „Calender" (1658) (H, S. 579, 583, 591), wo er gerade seinen Stil mit dem Hinweis auf ihn rechtfertigt:

„Hat Lutherus alle phrases auß der Bibel genommen? Wie redet unterweilens Lutherus, wenn er geschrieben hat an die vornehmsten Potentaten, an den König in Engelland, an den Hertzog von Braunschweig, an Hertzog Georg von Sachsen, an den Churfürsten von Mäyntz, an den Pabst selbst ... Da Lutherus sahe, daß er bey dem Pabst und andern mit ernst nichts außrichten könne, da spottete er endlich ihrer."

Im „Eylfertigen Sendschreiben" (1659) (H, S. 607, 613, 615) äußert er sich in ähnlicher Weise; dann fährt er fort:

„Es hat auff diese meine Frage ein vornehmer Prälat geantwortet: Lutheri Schuhe seyen nicht einem jeden Dorff-Priester gerecht [ich denke hierbei an Meno Hanneken, den strengen Lutheraner und Superintendenten von Lübeck, bei dem Schupp Freundschaft suchte, der sich jedoch immer recht reserviert gegen seinen Gevattermann hielt; vgl. Diehl, Beiträge, S. 309—313, das Protokoll über die Disziplinaruntersuchung gegen Schupp in Marburg und die Briefe Schupps an Hanneken, bei Reifferscheid, S. 950—956]. Nun bin ich ein solcher Narr nicht, daß ich mich Luthero vergleiche. Ich bin aber ein Priester zu Hamburg. Ist nun Hamburg ein Dorff, so hab ich mein Lebtag kein grösser und Volckreicher Dorff gesehen als Hamburg ... Ich werde unterdessen ein Lutheraner und ein Lutherischer Priester genant. Solt nun das ungereimbt seyn, daß ich Lutheri Fußstapffen, von weitem nachfolgete, daß ich es machte wie jener Knab beym Virgilio, qui Patrem Troja profugum sequebatur licet non passibus aequis?" usw.

Das übrige sind Äußerungen Luthers über die Astrologie; endlich finde ich ihn noch im „Hiob" (1657) (F 1701, I, 138) genannt und

in der „Litaney" (1660/61) (H, S. 919—921) zitiert[1]). Was Schupp von Luther gelesen hat, vermag ich bis jetzt nur fragmentarisch anzugeben: Die von ihm genannte Jenaer Ausgabe seiner Schriften war in damaliger Zeit die vollständigste; viel Zitate finde ich aus den „Colloquia" oder „Tischreden", die Luthers Freunde gesammelt hatten; ein Ausspruch im „Lucidor" (F 1719, I, 304, zweites Zitat) stammt aus der „Vermahnung vnd Warnung D. Martini Lutheri, an die Juristen, auff dem Predigtstul zu Wittenberg, am 13. Februarij Anno 43. geschehen" und das Zitat in der „Litaney" aus dem „Sermon, daß man die Kinder zur Schulen halten soll (Edit. Jenens. Tom. VI)." Daß Schupp auch Luthers Übersetzung Äsopischer Fabeln kannte, haben wir bereits oben (XVI, 689) bemerkt; doch als wichtig erscheint es mir, daß er sich auf Luthers Streitschriften beruft, deren Ton zum Teil ironisch überlegen, zum Teil recht grob ist, zumal in den beiden Schriften gegen Heinrich VIII. von England von 1522 und 1527. Wer bemerkte nicht nah verwandte Züge in den Schriften des Hamburger Pastors? — (Vgl. ferner: „Kirchen-Krone", H Zug, S. 391; „Salomo", H, S. 62, 126; „Lucidor", H, S. 284; „Hiob", H, S. 144, 151; „Krancken-Wärterin", H, S. 442; „Bücherdieb", H, S. 991; „Litaney", H, S. 919; „Corinna I", H, S. 479; „Corinna II", H, S. 496, 518 f.)[2]).

Zur Verteidigung seiner Vorliebe für die Fabel berief sich Schupp, wie Zschau (S. 60 f.) bemerkt, auch auf Johann Mathesius, den „geistreichen Prediger im Joachimsthal" (1504—1565), welcher Luthers erster Biograph und auch als Kirchenlieddichter bekannt ist. (Vgl. „Litaney", H, S. 924; „Calender", H, S. 591; „Eilfertiges Sendschreiben", H, S. 607; „Ehrenrettung", H, S. 670, wo die 9. Predigt über Luthers Leben erwähnt wird, die nachher Anton Meno im „Fabul-Hans" [H, S. 827 ff.] abdruckte.) — In diesem Zusammenhange wies Schupp außerdem auf andere Männer hin, deren Schriften er gelesen hat; so auf den lutherischen Theologen und sächsischen Hofprediger Georg Lysthenius (1532—1596) und den Nürnberger Geistlichen Johann Michael Dilherr (1604—1669). Letzterer war mit ihm befreundet und stand im Briefverkehre mit ihm („EUSEBIA",

---

[1]) Die Akten des Geistlichen Ministeriums, die das Archiv der freien und Hansestadt Hamburg mir freundlichst zur Einsicht vorgelegt hat, bestätigen Bertheaus Angabe, daß der „Hiob" bereits 1657 gedruckt vorlag. In der ersten Verhandlung über Schupps Schriftstellerei, den 22. September 1657, heist es: „In dehr Schrifft von Hiobo patiente wehren lächerliche Poßen, die einem Pastori nicht anstünden, er mochte doch solch Ding bleiben laßen." (Staats-Archiv Hamburg II, 2, Rev. Minist. Hamburg. Prot. IV (1648—1669), S. 144 f.; Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 17—19; XVI, S. 304, Nr. 60).

[2]) Letztere Entlehnung ist, wie ich im Neudrucke dargetan habe, durch Vermittlung des „Theatrum Diabolorum" geflossen; vgl. oben S. 270 f.

S. 281). Schupp zitiert ihn über Sonntagsheiligung, über Knechte und Mägde, Kindererziehung und Studienreisen ins Ausland. — („Gedenck daran Hamburg", H, S. 215; „Sieben böse Geister", H, S. 359; „Litaney", H, S. 921; „Unterricht. Stud.", H Zug, S. 227; „Corinna I", H, S. 468, 28 Verse eines Liedes.) Neben Mathesius hätte ich gern auch Valerius Herberger (1562—1627) genannt gefunden, der bei Schupp in der Regel neben jenem erscheint, ganz natürlich, da er die Brücke von der Reformationszeit zu ihm bildet („Calender", H, S. 591; „Gedenck daran Hamburg", H, S. 211). Auch er hat sich in seinen verschiedenen „Postillen" der Fabel bedient, und sein einziges Kirchenlied „Valet will ich dir geben" findet sich als Perle in fast jedem evangelischen Gesangbuche. Angeregt vom Geiste dieser Männer, Luther natürlich mitgerechnet, hat sich auch Schupp im Dichten von Kirchenliedern geübt, ohne jedoch mehr als Mittelmäßiges zu leisten. Die Lyrik war eben, wie man das auch anderwärts beobachten kann, nicht seine starke Seite. — Baur (Prediger, S. 12) wertet, gereizt durch das abschätzige Urteil anderer, seine Produktionen entschieden zu hoch.

Wichtiger, als darüber zu streiten, erscheint es mir, festzustellen, was Schupp vom Kirchenlied gekannt hat. Geistliche Lieder zu zitieren ist für einen Theologen etwas Natürliches, und so finden wir z. B. in der „Litaney" deren eine große Zahl. Allein Schupp wertet sie auch und empfiehlt gelegentlich den einen oder andern Verfasser als Vorbild. Selbstverständlich steht ihm D. Martin Luther an erster Stelle. Neben ihm erscheinen teils mit Namen, teils mit ihren Liedern genannt: Justus Jonas (1493—1555), Paul Speratus (1484 bis 1551), Lazarus Spengler (1479—1534), Paul Eberus (1511 bis 1569), Cyriacus Spangenberg (1528—1604), vielleicht auch dessen um das Kirchenlied verdienter Vater Johannes Spangenberg (1484 bis 1550), D. Siegfrid Saccus (1527—1596), Philipp Nicolai (1556—1608) und Paul Fleming (1609—1640) mit seinem bekannten Reiselied. Rechnen wir dazu noch die bereits genannten Mathesius, Valerius Herberger, den Schupp auch sonst bekannten Joh. Matth. Meyfart, von dem noch die Rede sein wird, und seinen Hausfreund Joh. Rist, so waren das damals die klassischen Dichter. Über den „alten Hermann, den das Podagra plaget", spottet Schupp im „Teutschen Lehrmeister" (S. 49). Stötzner denkt dabei an den 1561 verstorbenen Kantor in Joachimsthal Nikolaus Hermann, der als ein Mann von Luthers Art und Geist bekannt, durch eine ganze Anzahl schöner Lieder in den evangelischen Gesangbüchern vertreten ist und deshalb schwerlich gemeint sein dürfte. Es läge nahe, die Worte auf den Schlesier Johann Heermann (1585—1647) zu beziehen, weil in seinen Liedern die süßliche Jesusliebe einen Ausdruck

findet. Doch läßt gerade ihn Schupp in „Vom Schulwesen" (S. 66 bis 78) höchst ehrenvoll auftreten. So bleibt denn nur der sonst wenig bekannte, am Ende des 16. Jahrhunderts lebende Johannes Hermann mit dem Beinamen senior übrig. (Vgl. „CONSECRATIO AVELLINI", S. 11; „Passion- . . Lieder", H, S. 968; „Ehrenrettung", H, S. 685; „Corinna I", H, S. 477; „Teutscher Lehrmeister", S. 28 f. und viele andere, die ich als weniger wichtig nicht notiert habe.)

Über die Dichtungen eines Hans Sachs (1494—1576) äußert sich sowohl der Marburger Professor als auch der Hamburger Geistliche recht verächtlich. In der „CONSECRATIO AVELLINI" (S. 47) sagt er: „Sunt qui vernaculam Poesin carpunt, quia Hans Sachs & alii quidam fuerint inepti Poetastri Germanici", und ähnlich klingen auch die Worte in der Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern" (H, S. 936 = F 1701, I, 897) und im „Teutschen Lehrmeister" (S. 52). Etwas freundlicher, wenn auch immer noch absprechend genug lauten die Worte eines Schülers („PROTEUS", S. 27):

„Si sutor ille Norimbergensis, Hans Sachs, literis discendis destinatus fuisset, forsan in Poesi id fecisset, quod Germanorum Virgilius, Celeberrimus Opitius noster. Sed quia ringente Minerva & indignante omni Musarum choro in officinam Sutorum veluti in pristrinum, ab invida fortuna damnatus est vir bonus, ideo factum puto, ut neque bonos versus, neque bonos calceos confecerit."

Hier zeigt sich aber wieder, wie er das Heil von dem Vorbilde der antiken Dichter erwartet (Lühmann, S. 82).

Woher Schupp die Faustsage kennen gelernt hat, ist trotz Zschau (S. 55 ff.) noch eine offene Frage. Der als Lehrer der Rhetorik bekannte und als Kanzelredner auch von Protestanten geschätzte Jesuit Jeremias Drechsel (Drexelius, 1581—1638) ist meines Erachtens nicht seine Quelle gewesen. Zschau hat die Stelle aus Drechsels „Aurifodina (1602), p. 144 s., Pars II. cap. VIII. Fausti vites" neben die Übersetzung „Der geistliche Spatzirgang" (F 1701, II, 285) gestellt und so einen Zusammenhang gefunden, der in Wirklichkeit nicht besteht. Im Originale ist des Übereinstimmenden so wenig, daß man nur an eine beiden Darstellungen gemeinsame Quelle denken kann. Die beiden Stellen lauten:

DRECHSEL a. a. O.:	„EUSEBIA", S. 72 ff.:
„Convivas habuit infaustus ille Faustus multorum amicorum. Petierunt hi, vites uvis praegnantes sibi repraesentaret in mensa, quamvis putarint brumae tempore ab uvis tam alieno, id fieri non posse. Nec tamen difficilis fuit magus persuasu.	„De Johanne Fausto, Doctore illo infausto, fama vulgavit, quod olim a quibusdam rogatus fuerit, ut exhiberet vitem plenam uvis maturis. Quia autem circa brumam fuit, putarunt, eum propter alienum anni tempus, hoc praestare non posse.

Vites igitur praestigijs e mensa evocat racemis vegrandibus plenas. Prius tamen eam omnibus edicit legem, ut alto silentio expectent, dum jubeantur uvas capere. Omnes se legi obtemperaturos recipiunt. Mox infamis artifex, incantamentis carminum ita oculos oppotae turbae praestrinxit, ut illis tot botri mirae magnitudinis & succo maturo pleni apparerent, quot eorum mensa numerabat. Omnes ergo in jubam hanc avidissimi, jamque nonnihil sitibundi e temulentia suum quisque cultrum ad uvam proximam apponit, dum modi imperator Faustus jubeat secare. Natant omnium dentes saliva, & in aestivam hanc voluptatem pruriunt. Hoc situ aliquamdiu tenentur: ingens omnium expectatio, dum cultro sugulent jam captam praedam. Tandem formosissima vitis avanescit & in fumum abit. Illi nebula magica jam dispulsa, visi sunt singuli suum quisque tenere nasum apposito cultello jamjam pro uva secandum. Quod si quis immemor praecepti aut contemptor, botrum sibi destinatum praescindere voluisset, nasum sibi joculari vulnere praesecuisset. Hic omnium risus & indignatio."

Faustus vero promisit, jam jamq; in mensa conspectum iri, quod petierint, sed ea lege, ut omnes magno silentio immoti praestolarentur, donec illos juberet uvas decerpere, secus si facerent, instare ipsius periculum capitis. Hoc, cum se facturos promisissent, mox ludibriis suis, ebriae illae turbae, ita oculos & sensus perstrinxit, ut illis tot uvae mirae magnitudinis & succi plenae in vite pulcherrima apparerent, quot ipsorum adessent. Rei itaque novitate cupidi, & ex crapula sitibundi, sumptis suis cultellis, expectarunt, ut juberet rescindere uvas. Tandem postquam levissimos istos homines aliquantulum in vanissimo errore suspensos tenuit, subito in fumum abeunte vite cum uvis suis, conspecti sunt singuli tenentes loco uvae quam quisque apprehendere videbatur, nasum suum super imposito cultello, ut si quis immemor praecepti dati, uvas secare voluisset, se ipsum naso mutilasset."

Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß beide denselben deutschen Text verschieden übersetzt haben. Schupp nennt auch meines Wissens den Drechsel zum ersten Male in der „ARS DITESCENDI" (S. 32—34 = C_3, 140—142), wo er den bereits verstorbenen vor Bacon auftreten, über die Verwahrlosung der kirchlichen Zustände in Deutschland klagen und den Evangelischen die Pflege der von ihnen vernachlässigten „Oratoria ecclesiastica" empfehlen läßt. Die „ARS" ist aber in ihrer heutigen Form fünf bis sechs Jahre jünger als die „EUSEBIA". Außerdem weiß Schupp von Dr. Faust doch mehr, als er bei Drechsel gelesen haben könnte. Zschau hat ja selbst noch zwei Stellen genannt, an denen von ihm die Rede ist, das einemal erinnert Schupp daran, wie er einen geschwinden Geist beschwört (aus dem Faustbuche von 1590), das anderemal, was ihn der Teufel all für Künste gelehrt habe. („Hiob", **H**, S. 162 = **F** 1701, I, 156, beziehungsweise „Ehrenrettung", **H**, S. 652 = **F** 1701, I, 613, diese aus einer früher gehaltenen Predigt.) Für die übrigen Volkssagen: vom Tamerlan und Rattenfänger zu Hameln kann ich auf Zschau (S. 58 f.) verweisen. Doch möchte ich zur Berichtigung folgendes

bemerken: Die Stelle im „Geistlichen Spatziergang“ (H Zug, S. 101 = F 1701, II, 303 f.) ist gegen „EUSEBIA“ (S. 166 f.) erweitert. Hier heißt es einfach:

„Tamerlanes ipse, quamvis Scytha, triplici iccirco tentorio totum triduum utebatur. Historia notior, quam ut recensere eam libeat.“ (Vgl. Euphorion XVI, 280 ff. 286.)

Und die Anspielung auf den Rattenfänger zu Hameln („Hauptmann von Capernaum“, H Zug, S. 270 = F 1701, II, 198) findet sich nicht in der ersten Ausgabe dieser Schrift. Sie steht in dem großen Zusatz, durch den Jost Burkhard Schupp den Traktat seines Vaters erweitert hat (H Zug, S. 254, Zeile 4 bis S. 279, Zeile 19). Mehr darüber und über die Echtheit der „Zugab“ an anderer Stelle.

Weit näher standen Schupp der „Reinecke Fuchs“, offenbar in seiner mehr satirischen Fassung, wie sie im 16. Jahrhundert beliebt war und Georg Rollenhagen (1542—1609) die Anregung zu seinem „Froschmeuseler“ gab, den Schupp ebenfalls kannte und benützte. Die Stellen, welche in Betracht kommen, hat Zschau (S. 32—34) gesammelt; sie stammen alle aus Schriften der Hamburger Zeit. Doch gehört der „Fabul-Hanß“ nicht in diesen Rahmen, da er ein Werk von Anton Meno Schupp ist, ja das Zitat steht dort sogar in der Predigt des Mathesius, auf die Schupp in der „Ehrenrettung“ (H, S 670) hingewiesen hatte. Allzugroß kann jedoch Schupps Sympathie für diese Art Tierfabel und Satire nicht gewesen sein, da er im „Salomo“ (H, S. 39) sagt:

„Wo aber Cantzler und Räth mehr im Machiavello oder im Reineke Fuchs und Frosch-Meußler gelesen haben als in der Bibel, da wird es allenthalben voll gottloser Leute . . .“

Ohne Zweifel vermißte er in ihnen die Kraft und Schärfe der Satire der Reformationszeit, an die er mit Vorliebe anknüpft.

Erwähnung verdient es schließlich, daß er im „Florian“ (H Zug, S. 409) neben den Fabeln Äsops auch den „Eulenspiegel“ nennt, der zu den beliebtesten Volksbüchern zählte, und verschiedentlich Streiche von „Witzenbürgern“ berichtet (z. B. „DE OPINIONE“, S. 37 f.; „Hiob“, H, S. 142 f.). Einen Vergleich mit dem „Grillenvertreiber“ (1603) habe ich noch nicht angestellt. — Über Schupps Bekanntschaft mit dem Volksliede handelt Zschau (S. 51—54) eingehender. Es ließe sich aber noch viel mehr sagen. Desgleichen ließe sich noch gar manches über die Menge von volkstümlichen Sagen (Zschau, S. 55 ff.), Anekdoten (Zschau, S. 61) und Redensarten (Zschau, S. 55) beibringen. Nach Baur (Prediger, S. 22) enthält A. F. C. Vilmars „Hessisches Historienbüchlein. Marburg 1842“ (in 3. Aufl. Marb. 1886) viele Auszüge aus Schupps Schriften. Wohl habe ich

darüber viel Stoff gesammelt; doch kann ich hier diesem Zweige so viel Raum nicht widmen und gedenke ihn gelegentlich etwa für die Volkskunde zu verwerten. Aber man kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hinweisen, wie stark alle seine Schriften von volkstümlichem Geiste erfüllt sind! — Verwunderlich ist es, daß man noch keine positiven Berührungspunkte Schupps mit Johann Fischart (ca. 1550 bis ca. 1590) entdeckt hat, mit dem er doch, was die derbe Kraft der Sprache und die deutsche Geradheit der Gesinnung anlangt, manche Ähnlichkeit aufweist. Zu eigenen Forschungen auf diesem Gebiete bin ich noch nicht gekommen.

Schupps Stellung zur Dichtung und zu den Bestrebungen der

Zeitgenossen

ist verschiedentlich behandelt worden, jedoch noch von niemand in befriedigender Weise, am besten noch von Lühmann (S. 81 ff.). Dieser berichtigt vor allem, was andere vor ihm über Schupps Verhältnis zu Martin Opitz (1597—1639) gesagt haben (Stötzner, S. 45 und Zschau, S. 48; vgl. auch Bender, S. 252). In seiner Marburger Zeit galt ihm dieser als der deutsche Dichter, deshalb pflegte er ihn als „den deutschen Virgilius" zu bezeichnen, so in „DE OPINIONE" (S. 51 = $\mathbf{C}_2$, 43; eine Wiederholung derselben Stelle findet sich im „Teutschen Lehrmeister", S. 32 f., wie bereits Stötzner bemerkt) und in der „CONSECRATIO AVELLINI" (S. 10 = $\mathbf{C}_1$, 22). Aber freimütig tadelte er schon damals („DE OPINIONE" a. a. O.) dessen sklavische Übersetzung der „Argenis" des Barclay. Später wandte er sich ganz von ihm ab, ohne in das andere Extrem, die Verherrlichung der Hans Sachsschen Muse zu verfallen. Nach meiner Ansicht geht jedoch Lühmann zu weit, wenn er (S. 84) sagt, Schupp lehne jede Theorie der Dichtkunst ab. Seine Ausführungen in der Vorrede der „Morgen- und Abend-Lieder", die man nicht zerreißen darf, sondern als Ganzes behandeln muß, können ohne Zwang doch nur dahin verstanden werden, daß er nur von der starren und rigorosen Anwendung der Opitzschen Vorschriften nichts wissen will, wenn nämlich darunter der Gedanke leiden sollte. Es ist ja bekannt, daß Opitz für die deutsche Dichtung den regelmäßigen Wechsel hoher (betonter) und niedriger (unbetonter) Silben forderte und demzufolge in ihr nur zwei Metra, den Trochäus und den Jambus, gelten ließ. Gegen diesen Zwang, diese Vergewaltigung konnte die Reaktion nicht ausbleiben, und Schupp kannte „August Buchners Anleitung zur deutschen Poeterey" (die den Daktylus in die deutsche Dichtung einführte) lange bevor sie 1663, bzw. 1665 im Drucke erschien, als Manuskript, nämlich nachweislich 1640 in der „CONSECRATIO AVELLINI" (a. a. O.). Wenn er gleichwohl in seinen geistlichen Liedern

den Daktylus nicht — oder doch nur sporadisch in kyklischer Messung — anwandte, so lag das gewiß daran, daß es ihm in der Hinsicht an Vorbildern und vor allem an Melodien fehlte, die sich für dies Metrum geeignet hätten. Wenn er also in Hamburg sagt: „Ob das Wörtlein und, die, das, der, ihr und dergleichen, kurtz oder lang seyn, daran ist mir und allen Musquetirern in Stade und Bremen wenig gelegen. Welcher Röm. Käyser, ja welcher Apostel hat ein Gesetz geben, daß man einer Sylben halben, dem Opitio zu Gefallen, solle einen guten Gedancken, einen guten Einfall fahren lassen?" („Morgen- und Abend-Lieder", H, S. 935), dann schwebt ihm etwas vor, das ja auch trotz Opitz durchgedrungen ist: die sogenannte schwebende Betonung. (Ganz ähnlich hat sich bereits Weicker, S. 15 f. ausgesprochen, den Lühmann an dieser Stelle leider ignoriert hat.) Derartige Verse finden sich in Schupps Liedern ziemlich häufig. Sein eigenes Ideal hat er allerdings deshalb um so weniger erreicht, weil ihm die Dichtung als solche ganz in Übereinstimmung mit seiner Zeit immer nur als Nebenbeschäftigung oder als Vorübung zu ernsteren Dingen galt.

Von Einzelheiten seien folgende angemerkt: Es ist nicht zu verkennen, daß Schupp den „Aristarchus" (1618) gelesen und sich in wesentlichen Punkten mit ihm einverstanden erklärt hat. Wie dieser, so nimmt auch er Stellung für die deutsche Sprache, deren Reinheit er aus der Freiheit der Vorfahren vom Römerjoche herleitet; er kämpft gegen die Nachäffung der Ausländer, gegen die Vernachlässigung der Muttersprache; er weist hin auf das Vorbild, das die Römer in Ausbreitung ihrer Sprache gegeben haben; er stellt die deutsche in Vergleich mit anderen, empfiehlt Goldasts Publikationen alter deutscher Dichtung und appelliert an die Deutschen, sie sollten ihre edle Muttersprache besser pflegen. (Vgl. Martin Opitz, Teutsche Poemata, herausgegeben von Georg Witkowski, S. 150 ff.; „CONSECRATIO AVELLINI", S. 4 ff.) Wir haben von diesen Ansichten Schupps bereits oben (S. 277 ff.) geredet; allein ich habe in jene Betrachtung Opitz absichtlich nicht hereingezogen, weil Schupp bei ihm nicht stehen bleibt, sondern auf dessen Quellen zurückgeht, die ich dort rein herausbringen wollte, und weil er in anderen wesentlichen Punkten von ihm abweicht. Wie Opitz in seinem „Buch von der deutschen Poeterei" (S. 19 des Neudruckes), so hält auch Schupp für einen Dichter das Vorbild der Griechen und Römer für unerläßlich („CONSECRATIO AVELLINI", S. 10). Ganz ähnliche Gedanken haben beide Männer über das Dichtersein: Schupp sagt („DE OPINIONE", S. 26 f.):

„Poëtae, quorum tanta divinitas pectus saepe occupat, ut cum Poëtae esse & Deo agitante calescere incipiunt, homines esse desinant,

quam abjectissime hodie habentur ab *opinione* eorum, qui ad servitutem a natura facti, liberis ingeniis tamen nescio quo Fatorum ludibrio imperant? Fatebor ingenue, Auditores, pudet me vel ambire vel possidere famam Poëtae. Sunt enim non pauci, qui putant Poëta & stultus, esse terminos convertibiles. Imo quemlibet posse esse Poetam, si modo ebibat mensuram unam atq; alteram generosi vini Rhenani. Nam Poeta ajunt derivari a potare, quia omnis Poeta sit potator, potare & apportare autem derivari a petere & appetere, quia Poetae potantes petant atque appetant lyram Apollinis, & a potando, sint potentes. O jhr erbare Witzdolpel! Precor vobis annos Nestoris, divitias Midae & ejusdem auriculas. Si quid mihi creditis, Poetam oportet scire omnia, & qui scit omnia, nondum Poeta est. Consules singulis annis fiunt. Ast Rex aut Poëta non quotidie nascitur.

- - - - - - - - - - - - - Neq; enim concludere versum
Dixeris esse satis, neq; si quis scribat uti nos
Horat. *Sermoni propiora, putes hunc esse poetam,*
Ingenium cui sit, cui mens divinior, atq; os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem."

Dazu vergleiche man Opitzens Äußerungen im „Buch von der deutschen Poeterei“ (S. 10 f.). Doch sind bei Schupp Gedanken aus Taubmanns „De lingua Latina“ mit eingeflossen (vgl. oben S. 20), und im „Teutschen Lehrmeister“ (S. 53) leitet er den Satz „Poetam oportet scire omnia . . .“ von Scaliger her. — Er zitiert als Beispiel von Sprachvermengung dieselben Worte wie Opitz im „Aristarchus“ (a. a. O. S. 155), bietet aber zugleich mehr:

„Ne varias linguas ignorare videaris, semper confundere potes peregrinos terminos, verbi gratia der Monsieur als ein Braver Cavallier thue mir doch die plaisier vnd visitier mich auff meinem logis, ich will jhn mit poculirn nicht importunirn, sondern jhn dimittirn, so bald er mirs wird imperirn. Kan ich dem Herrn wieder etwas thun in reciproci amoris σημεῖον & debitae gratitudinis τεκμήριον so will ichs nicht lassen.“ („ORATOR INEPTUS“, S. 17.)

Die gemeinschaftliche Quelle war mir nicht erreichbar. — Ähnlich steht es mit anderen wörtlichen oder inhaltlichen Berührungen. In „DE OPINIONE“ (S. 35) zitiert Schupp den Refrain des 116. Liedes der Poemata (S. 130 des Neudruckes): „Ein jeder folge seinem Sinn, ich halts mit meiner Schäfferin,“ jedoch mit dem Zusatze: „vnd wechsel meinen Hirten=Stab, nicht vmb einen Zepter ab.“ — Im „XENIUM“ (S. 13) sagt er:

„Ne jussu Pontificis cum Doctissimo Jordano Bruno, Nolano Italo, flammis addicar, statuo coelum moveri & terram stare. Hinc foeminas quasdam, Foeminas vero? Imo etiam magnos viros coelestia ingenia habere suspicor. Nam quia singulis momentis moveri & mutari possunt & inconstantissimi sunt; procul dubio terrenum habent *Nihil*.“

Das klingt wie eine Anspielung auf die „Grabschrift eines geilen Weibes“ (Poemata a. a. O. S. 136, Nr. 127). — Wie das „Buch von der deutschen Poeterei“ (S. 4 des Neudruckes) erinnert auch der

„PROTEUS" (S. 10): „Olim, Nero nondum Nero, in certa quadam causa optabat, se nescire literas." — Das alles können Entlehnungen aus Opitz sein, doch möchte ich sie nicht unzweifelhaft als solche ansprechen, weil wir nicht wissen, ob solche Worte nicht einfach Zeitgut waren. Ein unzweifelhaftes Zitat liegt, so weit ich sehe, nur in „DE ARTE DITESCENDI" (S. 19) vor:

„Worzu dienet das Studiren?
Nur zu lauter Ungemach,
Unterdessen fleußt der Bach
Unsers Lebens, daß wir führen, &c.
Canit OPITIUS noster, ille Germanorum Virgilius."

(Vgl. „Buch von der deutschen Poeterei", S. 26.) — Selbst wenn wir annehmen, daß die angeführten Stellen aus einer direkten Bekanntschaft Schupps mit Opitz hergeflossen seien, so ist das doch verschwindend wenig im Vergleiche zu dem, was er anderen Schriftstellern entlehnt hat. Dagegen beachte man außer der oben bemerkten Abweichung in der Grundanschauung folgende Punkte, in denen Schupp auf einem ganz anderen Standpunkte steht: Von den Ausführungen des „Aristarchus" (a. a. O. S. 158 ff.) über Daniel Heinsius und die verschiedenen Formen und Arten der Dichtung findet sich bei Schupp keine Spur. Er hat die Spielerei der Anagramme ganz gemieden, der Form des Echos haben sich Schüler von ihm ab und zu bedient, und er selber hat in seinen Liedern die Elision des e angewandt, aber auch nicht als unverbrüchliches Gesetz. Opitz verschwendet im „Aristarchus" (S. 156) viel Worte auf das Lob des „Amadis", Schupp dagegen tadelt ihn („DE OPINIONE", S. 50; vgl. unten S. 485). Das ist ein Vorzug. Dagegen muß man es ihm als Mangel anrechnen, den er jedoch mit seiner Zeit teilt, daß er nichts von dem inneren Triebe des Dichters und von einem Selbstzwecke der Poesie weiß, sie für erlernbar hält, sie als ein Mittel zur Erholung und als Vorübung für die Beredsamkeit wertet. Ihre Bedeutung für den Kultus hat er wohl für selbstverständlich gehalten und deshalb nicht besonders erwähnt. (Vgl. „Buch von der deutschen Poeterei", S. 13 f. gegen „CONSECRATIO AVELLINI", S. 11 f.; Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern", **H**, S. 935 f. u. ö.)

Opitz hatte 1629 eine deutsche Bearbeitung von Sir Philipp Sidneys (1554—1586) englischem schäferlichen Roman „Arcadia" (1590) ausgehen lassen. Diese dürfte Schupp im „ORATOR INEPTUS" (S. 16 = $\mathbf{C}_3$, 13) im Auge haben, nicht das englische Original; denn nirgends in seinen Schriften zeigt sich ein Anhaltspunkt für die Annahme, daß er des Englischen mächtig gewesen sei, nicht ein englisches Zitat habe ich bei ihm gefunden, nur die deutsche Übersetzung eines Buches (vgl. unten S. 524). Schupps gesunder Sinn

empörte sich gegen die Schäfereien und ihren Stil[1]), der sich mit der deutschen Sprache nicht vertrage: „Masculus Germanicae linguae genius nil patitur affectati" („DE OPINIONE" S. 51 = C_2, 42). An dieser Stelle sagt er nicht, welche „Arcadia" er meine; darum übersetzt der Holländer in „De Speel-Pop etc." (siehe darüber Abschnitt 5. „Nachwirkungen") Schupps Worte ganz richtig so:

„DE OPINIONE", S. 51:	„De Speel-Pop etc.", S. 63:
„Addebat alia fulmina quaecunque vel ex Amadiso vel ex Arcadia petere poterat, . . ."	„Hy haalde nog een party van die blixemen uit Amadis van Gaulen, of uit d'een of d'andere Arcadie voor den dag, . . ."

Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß Schupp die Mutter des Schäferromans, die „Arcadia" (1502) des Neapolitaners Jacopo Sannazaro (Accius Syncerus Sannazarius, 1458—1530) gekannt habe. Er nennt den Italiener wiederholt; z. B. in dem Programm vom 23. Juni 1639 (C_3, 35 f.) erinnert er an die Tatsache, daß derselbe für sein sechszeiliges Epigramm auf Venedig vom dortigen Senate zum Danke 600 Dukaten erhielt, und zitiert das Epigramm mit geringen Abweichungen von der Fassung, die man bei Jöcher (IV, S. 129 f.) liest; und in der „Relation aus dem Parnasso" (**H**, S. 570 f.) läßt er eine Dichterversammlung den Jacobus Sanazarrus (so!) als Gesandten zu Apoll abordnen, damit er bewirke, daß das Verbot, die Dichter sollten keine Erfindungen mehr beschreiben, sondern nur das, was wahrhaftig von der Natur geschaffen wäre, aufgehoben werde. Diese Stelle selbst ist allerdings eine Entlehnung aus Boccalini (vgl. oben S. 273—275).

In einem Atem mit der „Arcadia" nennt Schupp in der Regel den französischen „Amadis", der bis zum Jahre 1595 in 24 Teilen in deutschen Übersetzungen vorlag und sich in den höheren Gesellschaftskreisen einer steigenden Beliebtheit erfreute. Als ein Feind alles undeutschen Wesens konnte Schupp dessen schlüpfrige Galanterie nur bekämpfen, und er tat es mit Hohn und mit ernsten Worten. (Dieselben Stellen wie bei der „Arcadia" und „Teutscher Lehrmeister", S. 33 ff., eine fast wörtliche Wiederholung aus „DE OPINIONE"; vgl. Zschau, S. 50.)

Es wäre an und für sich nicht undenkbar, daß Schupp durch Opitz mit dem französischen Lyriker Pierre de Ronsard (1524 bis 1585), den der „deutsche Vergil" ja besonders schätzte und nachahmte, bekannt geworden wäre. Allein wir haben darüber gar keine Nachweise, denn die von Zschau (S. 108) genannte Stelle (**F** 1701, I, 382 = **H**, S. 403) findet sich wohl in der Übersetzung, aber nicht

[1]) Ähnlich äußert sich, wie ich nachträglich bemerke, bereits Hölting I, S. 11.

im lateinischen Originale, dem „XENIUM". Die nicht von Schupp stammende Übersetzung hat hier nämlich eine umfängliche Erweiterung von über zwei Druckseiten. (H, S. 402: „Es ist viel daran gelegen, wo und an welchem Orte einer gezeuget und geboren" — 404: „Diese herrliche Freyheit aber kann und mag dem vernünfftigen Menschen, absonderlich aber dem Teutschen nicht widerfahren.") Das ist Zschau entgangen. Auch die Stelle im „Teutschen Lehrmeister" (S. 61, die Zschau wohl aus diesem Grunde nicht nennt) darf man nicht zum Beweise heranziehen, weil der ganze Zusammenhang, wie Stötzner gezeigt hat, aus Boccalini (I, 27) stammt. — Damit fällt dann auch das, was Zschau über des Du Bartas (1544—1590) „La sepmaine" (1579) sagt. Man müßte denn gerade, um diese Bekanntschaft für Schupp zu retten, zu der durch nichts gestützten Annahme greifen, einer seiner Söhne habe die miserable Übersetzung verfertigt und darin weiteres Material seines Vaters eingearbeitet. Das Schöpfungsgedicht lag übrigens bekanntlich seit 1622 in deutscher Übersetzung von Tobias Hüebner, einem Mitgliede des Palmenordens, vor. Wir brauchen uns über solche Möglichkeiten um so weniger Gedanken zu machen, als sich bei Schupp vonseiten der Lyrik und des Epos kein erwähnenswerter Einfluß zeigt. — Auch die Bemerkung über Ronsard im „Salomo" (H, S. 44) ist aus Boccalini geflossen, und Anekdoten von Clément Marot (1497—1544) („Salomo", H, S. 43 f.; Zschau, S. 108) gehörten, wie wir oben (S. 23) sahen, zum Zeitgut.

Den Sprachgesellschaften

und ihren Bemühungen um die Hebung der deutschen Sprache konnte Schupp nur freundlich gegenüberstehen; gingen doch seine Wünsche in ganz derselben Richtung. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 17 = C_3, 13 f.; „DE OPINIONE", S. 30 ff. = C_2, 26 ff., zum Teil aus Andreäs „Menippus" (1617!), 13. Gespräch, S. 32 f., also älter als die Sprachgesellschaften!; S. 51 = C_2, 43; Reproduktionen dieser Gedanken, sowie solcher aus der „CONSECRATIO AVELLINI" finden sich im „Teutschen Lehrmeister", S. 38 ff.; das hat auch Stötzner in der Einleitung zu dieser Schrift, S. 16 ff. bemerkt.) Andrerseits war er nicht blind gegen ihre Schwächen und Übertreibungen; er spottet über die Verdeutschung von Fremdwörtern, „welche die Bauren nicht mehr vor frembd halten"; doch zeigt sich in seiner Auflehnung gegen eine Regelung der deutschen Rechtschreibung der Eigensinn eines Mannes, der sich keiner Regel unterwerfen wollte (vgl. „Teutscher Lehrmeister", S. 29, 31, 36). Indem ich dankbar benütze, was Bender (S. 251 ff.), Stötzner in den beiden Neudrucken, Zschau (S. 44 ff. und anderwärts) und Lühmann (S. 82 ff.) im ein-

zelnen bemerkt und dargeboten haben, möchte ich diese disiecta membra Poetae einmal in gehöriger Ordnung vereinigen.

Mit der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, die er im „Teutschen Lehrmeister“ (a. a. O.) nennt, ist Schupp bereits vor 1640 bekannt gewesen. Denn er spielt in der „CONSECRATIO AVELLINI“ (S. 10 = C_1, 22) auf Diederich von dem Werder (1584—1657) und dessen Übersetzung von Torquato Tassos „Befreites (erlöstes) Jerusalem“ an, die derselbe als Mitglied des „Palmenordens“ im Jahre 1626 hatte erscheinen lassen (Lühmann, S. 82). Ob er auch die von demselben stammende Übertragung des „Orlando furioso“ von Lodovico Ariosto, die in den Jahren 1632—1636 erschien, und andere Schriften gekannt hat, steht dahin, ist aber nach seinen Worten in der Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern“ (**H**, S. 925) nicht unwahrscheinlich (Lühmann, S. 83; vgl. auch „Vom Schulwesen“, S. 22). — Natürlich gehört hierher, nicht unter die Italiener (Zschau, S. 106), auch der „Verfolgte David“ des Markgrafen Malvezzi, von dem Schupp selber in der „AURORA“ (S. 162 f. = „Frühstunde“, **F** 1701, I, 953) sagt, er habe ihn in der Übersetzung von Johann Wilhelm von Kalckstein (alias Kalchum), genannt Lohausen, gelesen. Denn dieser war ein Mitglied des „Palmenordens“ und starb 1640 als Generalmajor und Kommandant von Rostock (vgl. „Salomo“, **H**, S. 10 = **F** 1701, I, 8 und „Teutscher Lehrmeister“, S. 29). Was Zschau in diesem Zusammenhange sonst noch von italienischen Quellen Schupps namhaft macht („Florian“, **H** Zug, S. 417—420 = **F** 1701, II, 22 ff.; „Hauptmann von Capernaum“, **H** Zug, S. 273 = **F** 1701, II, 201; „Allmosen-Büchse“, **F** 1701, II, 359), dürfte ihm durch Joh. Val. Andreä vermittelt sein, wenn es sich hier nicht durchweg um Zusätze vonseiten des Herausgebers der „Zugab“, Jost Burkhard Schupp, handelt. Über diese Frage sind meine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen. (Vgl. oben S. 274 und den Exkurs S. 536 f.) Auf die paar Anekdoten und geflügelten Worte, die noch bleiben, kann man keine Häuser bauen. Zschau selber muß zugeben, daß das eine aus Bacon stammt („DE ARTE DITESCENDI“, C_3, S. 164). Ein anderes haben wir bei Friedrich Taubmann wiedergefunden („Salomo“, **H**, S. 55 = **F** 1701, I, 52; vgl. oben S. 23). Ebenso dürften auch die anderen Anekdoten zum Zeitgut gehört haben („Salomo“, **H**, S. 117; „Lucidor“, **H**, S. 280 = **F** 1701, I, 267 f.; „Krancken-Wärterin“, **H**, S. 426 f. = **F** 1701, I, 403 f. [nicht 703]; „Sieben böse Geister“, **H**, S. 334 = **F** 1701, I, 319; vgl. oben S. 11).

Auf die von Zschau genannten Schäfergestalten, die Schupp von dem „Löblichen Hirten- und Blumen-Orden an der Pegnitz“ übernommen habe, möchte ich weniger Gewicht legen, weil er sich doch

von den läppischen Spielereien dieser Gesellschaft frei hielt, wie bereits Bender (S. 253) und Hölting (I, 11) richtig bemerkt haben. — Bei weitem wichtiger ist das, was er im „Freund in der Noth“ (S. 56) über den Begründer des Ordens, Georg Philipp von Harsdörffer (1607—1658) an seinen Sohn schreibt: „Wann du von deiner ordentlichen Arbeit müde bist, so suche deine recreation in rebus honestis, davon du Nutzen haben kanst, als ... und andern Tugendhaften Spielen, darzu der Hoch-Edle Nürnbergische Rathsherr, der Sinnreiche und Arbeitsame Harßdörfer, gute Anleitung gibt, welchem du einmal in meinem Nahmen aufwarten, und sagen solt, daß er mit seinen Spielen mehr ausgerichtet hab, als ein gantz Regiment Pedanten und Schuelfüchs mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen.“ Des Nürnberger Patriziers „Frauenzimmer Gesprechspiele“, deren acht Teile bekanntlich in den Jahren 1641—1649 erschienen, sind in der Tat die einzige bedeutsame Leistung des Nürnberger Dichterkreises; das hat Schupp mit seinem Blicke für das Praktische sofort erfaßt. Vgl. „Geschichte der deutschen Litteratur von Vogt und Koch, 2. Aufl., Leipzig und Wien, 1904“, 2. Band, S. 19; Hölting I, 11.

Zu Philipp von Zesen (1619—1689) hat sich seine Stellungnahme geändert. In Marburg hat er dessen Schriften mit Vergnügen gelesen, und er stellt sie auch noch in Hamburg neben die von Opitz, Buchner und Harsdörfer („Morgen- und Abend-Lieder“, H, S. 935). Allein gegen den Purismus der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ (1643) verhält er sich geradezu feindlich („Teutscher Lehrmeister“, S. 29. 31. 36), und die „Adriatische Rosemund“ (1651) verwirft er neben „anderen Salbadereyen“, um den jungen Leuten Übung in geistlicher Dichtung nach dem Vorbilde der lateinischen und griechischen Kirchenväter, Davids und Luthers zu empfehlen („Morgen- und Abend-Lieder“, H, S. 936. 935).

In Hamburg mußte Schupp auch mit den Dichtungen eines Paul Fleming (1609—1640), der sich schon 1633 dort aufgehalten hatte und endlich in der Hanseſtadt allzufrüh gestorben war, bekannt werden. Das bekannteste seiner Lieder: „In allen meinen Taten,“ das nachher in die evangelischen Gesangbücher überging, hat er in die Hamburger Ausgabe seiner „Passion- ... Lieder“ als Nr. 11 aufgenommen (H, S. 968—970). Ein wesentlicher Einfluß ist jedoch von ihm in Schupps Schriften gerade so wenig nachweisbar wie von dem dichtenden Pfarrer in Wedel, Johann Rist (1607—1667), dem Mitgliede des „Palmenordens“, des „Blumenordens“ und Begründer des „Elbischen Schwanenordens“, mit dem der Hamburger Geistliche befreundet war. Rist hat ihm zwei Gelegenheitsgedichte gewidmet, das eine auf den Tod seiner ersten Frau, das andere zu seiner zweiten Heirat, ihm auch eine seiner Schriften zur Begutachtung vorgelegt

(„Teutscher Lehrmeister", S. 28); und Schupp verfaßte seinen „Teutschen Lehrmeister" als einen „Discours ... Gehalten mit dem edlen Daphnis aus Cimbrien"; diesen Namen führte bekanntlich Rist als Pegnitzschäfer (vgl. darüber den Neudruck, bes. S. 18 + 27). Schupp hatte richtig erkannt, daß er nicht zum Dichter, d. h. zum Lyriker oder Dramatiker geboren sei.

Die Wechselwirkungen zwischen dem Marburger Professor, dem Hamburger Geistlichen und Hans Michael Moscherosch (1601 bis 1669) hat Zschau (S. 36—38) behandelt. Philander von Sittewald gehörte zwar auch dem „Palmenorden" an, kann aber in seiner Eigenschaft als Satiriker eine besondere Würdigung beanspruchen. Auf die Entlehnungen im „Teutschen Lehrmeister" (S. 58) und in „Vom Schulwesen" (S. 77) hat bereits Stötzner in den Neudrucken aufmerksam gemacht. Zschau wies dann nach Höltings Angabe (I, 13 f.) noch auf den „Salomo" hin; ich finde aber bereits im „Lucidor" vom Jahre 1654 eine Bezugnahme auf die „Gesichte". Dort sagt Schupp (**H**, S. 310 = **F** 1719, I, 312): „Zwar, ich kann als ein Expertus Robertus einem ein Liedlein davon singen, wie eine verleumbderische falsche Zunge einem ehrlichen Mann sein Hertz und seine Seele verwunden können", und außerdem gibt er dem Gegner des Lucidor (ebenda, S. 314 ff.) den Namen Philander. Ja bereits im November 1648 schreibt er an Landgraf Johann von Braubach: „Gesetzt, daß E. f. Gn. unterweilens nicht recht begegnet werde, so glauben sie mir als einem experto Roberto, daß, wann man von Geschwistern übervortheilt wird, das bringt lauter Glück und Segen" (Nebel, S. 80). Wenn der Verfasser von „Gromio und Lagasso" (**H** Anh, S. 16) keine Verwechselung mit Andreä begangen hat, sind beide Männer sogar persönlich mit einander bekannt gewesen. Die dort erwähnte Begegnung müßte nach beider Lebensumständen hinter das Jahr 1631 und vor 1638 fallen, weil Schupp da bereits mit dem Straßburger Matthias Bernegger befreundet ist (Reifferscheid, S. 575 f.). Ich halte diese Untersuchung für noch nicht abgeschlossen, habe darüber noch ein Wort unter Nr. 5 „Nachwirkungen" zu sagen und bekenne, daß ich der Sache noch nicht weiter nachgehen konnte.

Für Schupps Vorliebe für Volkslieder und volkstümliche Sprichwörter kann ich im allgemeinen auf Zschau (S. 51—55) verweisen; ich bedaure jedoch, daß er diesen Zug des volkstümlichen Mannes nur fragmentarisch behandelt hat. Er zeigt sich in seinen Schriften nicht erst in der Hamburger Zeit; aber Zschau hat hier offenbar die lateinischen Schriften nicht herangezogen, sonst hätte er wissen dürfen, daß das Urteil über die „dicteria vulgi" in dem von Anton Meno Schupp verfaßten „Fabul-Hanß" (**H**, S. 845 = **F** 1701, I, 793) mutatis mutandis aus „DE OPINIONE" (S. 23 f.) stammt,

wo sich Schupp über das aus solchen bestehende „Florilegium Politicum Lehmanni“ äußert, von dem bereits oben (S. 474) die Rede war. Auf diese Weise ist ihm denn auch z. B. ein charakteristisches Wort in der „ARS DITESCENDI“ (S. 18) entgangen, das der ängstliche Übersetzer — wie anderes mehr — unterschlagen hat:

„Noti sunt veteres Germanorum versus:

Rentmeister vnd Jäger,
Förster vnd Pfleger,
Ein Schultheiß vnd Procurator,
Ein Verwalter vnd Curator,
Haben nicht grossen Lohn,
Und werden doch bald reich darvon.
Rath, wie mag das zu gahn?
Ihre Renck versteht nicht jedermann.“

Eine vollständige Sammlung der Sprichwörter in seinen Schriften würde zwar nichts völlig Neues zutage fördern, aber zeigen, daß Schupp sein ganzes Leben lang noch weit volkstümlicher war, als man anzunehmen geneigt ist.

Was seine Bekanntschaft mit

Theater und Drama

anlangt, hätte Zschau (S. 59 f.) bessere Beweise beibringen können als diese: „XENIUM“, S. 12 = **C**$_3$, 64; „Salomo“, **F** 1701, I, 123 = **H**, S. 127, das Leben sei eine Comödie, ein Wort, das ähnlich auch im „Freund in der Noth“, S. 20, steht und dort eine Entlehnung aus dem „Froschmeuseler“ ist (Zschau, S. 34). Dort ist es jedoch eine Wiederholung aus „DE OPINIONE“ (S. 8 = **C**$_2$, 8): „Ite in antiqua retro secula, videbitis eandem saepe fabulam actam, sed ab aliis personis“, und es steht noch einmal im „Florian“ (1652!, **F** 1701, II, 47 f.). — Wichtiger ist schon die von Zschau notierte Stelle in „DE LAUDE ... BELLI“ (S. 5 f. = **C**$_2$, 81 = **H** Zug, S. 313 = **F** 1701, II, 239 f.; vgl. oben Bd. XVI, S. 288 f.), wo ein Schüler Schupps an eine Nürnberger Aufführung von Daniel Schwenters (1585—1636) Drama „Pyramus und Thisbe“ erinnert. Leider spricht der Genannte diese Stelle Schupp ab, weil er ihn lediglich als Bearbeiter der Schülerrede ansieht, der er, wie ich oben gezeigt habe, nicht war. Er bedenkt aber nicht, daß der Professor seinen Studenten zu ihren Reden den Stoff in solchem Umfange vermittelte, daß wir ihn als den geistigen Urheber aller dieser Arbeiten ansehen dürfen. Könnte denn nicht Schupp selber das Stück gesehen haben? Auf seiner ersten Reise, die er im Herbste 1628 antrat (vgl. „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte“ II (1910), S. 132), begab er sich zunächst nach Frankfurt am Main, von dort

besuchte er die meisten Hochschulen Oberdeutschlands und gelangte endlich „per varias ambages", nachdem er über 250 Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte, nach Königsberg (Lambecius, S. 1398 und „Freund in der Noth", S. 22). Da ist er sicher auch nach Altdorf, dem Nürnberger Athen, und nach Nürnberg selbst gekommen[1]). Das Schwentersche Stück ist allerdings noch nicht datiert, doch machen es die neueren Untersuchungen von W. Creizenach (Kürschners Nationallitteratur, Bd. 23, Stuttgart o. J.) wahrscheinlich, daß Johann Rist das Stück Mitte der zwanziger Jahre gesehen hat. — Daß Schupp selber das Theater zu besuchen pflegte, wenn er es haben konnte, geht aus einem Worte in dem Programm vom 7. Okt. 1638 (C_3, 29) hervor: „Memini me quondam apud Belgas videre comoediam mutam, quae solis gestibus peragabatur . . ." Um noch eines anderen zu gedenken, so sagt er im Nachwort zu „DE OPINIONE" (S. 75 f.):

„Vidi in diversis Germaniae emporiis, quod Jean Potage, Medicaster quidam circumforaneus, natione Gallus, erecto publico theatro vendiderit unguenta quaedam. Vt vero populum citius convocaret & falleret, varios lusus comicos praemittebat. — [Alles, was Beine hatte, lief herzu und kaufte seine Medikamente] — Ignosce mihi, benignissime Lector, si hominem hunc hac in parte imitor."

Also auch solche Darbietungen hat er sich mit Vergnügen angesehen und von ihnen gelernt, wie er durch „facetiae" seine Studenten für ernste Arbeit gewinnen möge. Schließlich darf ich noch auf das bekannte Wort in der „Corinna" (H, S. 463) verweisen, in dem er den Gedanken ausspricht, diese Schrift sei „gleich einer Tragoediae, darin erstlich gemeldet wird, wie es in der Welt hergehe, zum andern wie es billich gehen solte, und wie nach böser Arbeit böser Lohn folge"[2]). Über das antike Drama habe ich schon oben (Band XVI, S. 686 f.) gehandelt, desgleichen auch die Vermutung (wie ich wenigstens glaube) widerlegt, daß Schupp Shakespeares „Coriolan" gelesen und benützt habe[3]). Es läßt sich überhaupt kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit dartun, welche Dramen er gelesen haben dürfte[4]). Das ist auch um

[1]) So schon, wie ich nachträglich bemerke, Borinski in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXXII (1888), S. 415 f., dessen Ausführungen Zschau völlig verdreht hat.

[2]) Das Zitat ist nach dem Einzeldrucke berichtigt.

[3]) Hier hat Zschau wieder einmal Borinskis Worte (a. a. O.) verdreht. Dieser folgert nur, daß Schupp — etwa in Holland — eine Aufführung des „Coriolan" gesehen habe. Doch auch dieser Auffassung gegenüber halte ich an meiner oben (Band XVI, S. 678) dargelegten Ansicht fest.

[4]) Eine konkrete Beziehung scheint allerdings das Nachwort des „Salomo" (H S. 128) zu enthalten: „Ich weiß zwar wol, daß viel Naseweise Judicia von dieser Art zu schreiben gefället werden. Allein ich frage dich, ob du niemals eine

des willen nicht von Bedeutung, weil der Einfluß vonseiten dieser Litteraturgattung bei ihm geradezu minimal ist. Da er sich der Grenzen seiner Kraft wohl bewußt war, hat er sich nie dazu verleiten lassen, wie sein Freund, der Pfarrer von Wedel, Dramen zu schreiben.

In einer

Nachlese

möchte ich der Männer und Schriften gedenken, die sich Schupp sonst noch, sowie in einzelnen Punkten und Schriften zum Vorbilde genommen hat. — Die Anordnung richte sich nach ihrem Auftauchen in Schupps Leben und Schriften; einige Theologen, die nur gelegentlich erwähnt werden, habe ich an den Schluß gestellt. — Bereits in seinem Pennaljahr hat Schupp in des Philipp Camerarius (1537—1624) Schrift „Centuriae III horarum subcisivarum" gelesen („Unterricht. Student", H Zug, S. 230). — Politik hat er schon lange vor 1638 in einer Schrift des Altorfer Professors Arnold Clapmaris (1574 bis 1604) studiert („DE OPINIONE", S. 65). Dieselbe soll über fünfmal aufgelegt worden sein und lag mir in folgender Ausgabe vor:

„ARNOLDI CLAPMARII / *DE* / **ARCANIS** / RERUMPUBLICARUM / Libri sex. / AD / AMPLISSIMUM ATQUE / FLORENTISSIMUM / SENATUM / REIPUBLICÆ / BREMENSIS / ..... / FRANCOFURTI, / Typis Johannis Bringeri, sumptibus / Johannis Berneri. / Anno M.DC.XI." (4°)

Obwohl ich ein gut Stück darin gelesen habe, sind mir keine wörtlichen Parallelen mit Schupp begegnet. Auch das Zitat in der „CONSECRATIO AVELLINI" (S. 5; vgl. oben S. 278) habe ich einstweilen nicht gefunden.

In der 2. Auflage des „SCELETON CHRONOLOGIAE" (1641) (Blatt A4[b]) sagt Schupp:

Comœdi gelesen habst von dem Tobia, von Judith und Holofernes, oder dergleichen, da die Person, das Thema oder die proposition ist genommen auß H. Schrifft, und ist Ethice und Politice tractiret worden, und hat sich niemand daran geärgert ..." Doch meint Schupp in diesem Zusammenhange die betreffenden Apokryphen des alten Testaments, die er in Luthers Sinne dem „Kanon der heiligen Schrift" gegenüberstellt. Es geht das unzweifelhaft aus der Verhandlung mit der Kommission des geistlichen Ministeriums vom 22. September 1657 hervor. In dem Protokolle über dieselbe heißt es unter anderm: „Obgleich Tobias und Judith (darauff er [Schupp zur Verteidigung seiner Schriften] sich berieff) ex mente Lutheri als comœdien wehren geschrieben, dennoch wehren solche lächerliche Poßen nicht darinnen ..." — Das Nachwort des „Salomo" ist die unmittelbare Antwort auf diese Vorhaltungen und auch vom Ministerium so verstanden worden. Vgl. Staats-Archiv Hamburg II, 2, Rev. Minist. Hamburg. Protoc. IV, S. 144 f.; Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 17—19; Euphorion XVI, 293; und die Einleitung zu dem in Kürze erscheinenden Neudruck Nr. 222. 223: „J. B. Schupp, Streitschriften, I. Teil, M. Niemeyer, Halle."

„Hactenus multum torsi animum, ut Collegium publicum Oratorium instituerem . . ., eo fere modo, quo Thomas Lansius in equestri Collegio Tubingensi usus est, Sed, nescio qua fatorum inclementia . . . spargitur nobilissima illa studiosorum cohors . . ."

Lansius (1577—1657) war seit 1606 zu Tübingen Professor Juris im fürstlichen Kollegium, Württembergischer Rat, Visitator und Kommissär der Akademie daselbst (Jöcher II, 2271). Er kommt für Schupp natürlich nur neben dem in Betracht, was er in den Niederlanden gelernt hat. Daß er sich seiner aber sein ganzes Leben lang erinnerte und mehrere seiner Schriften gelesen haben muß, geht aus gelegentlichen Bemerkungen hervor: So in „Ambrosius Mellilambius" (**H**, S. 372; **F** 1719, I, 372), wo er aus ihm eine Stelle über Heinrich III. von Frankreich und sein Verhältnis zu Polen zitiert. Auch in der „Antwort an Schmid" (**H**, S. 802 = **F** 1719, I, 790) gedenkt er seiner „Consultationes", in denen er forderte, man solle an Universitäten auch „Exercitien-Meister" aus Italien und Frankreich anstellen, „damit der Teutsche Adel nicht bewogen werde, so früh ante confirmatum Judicium, das Teutsche Geld in Italien und Franckreich zu tragen, darauß viel Unheyl in Teutschland kommen . . ."[1]). Im „Teutschen Lehrmeister" (S. 45 f.) endlich sagt er, wenn er wieder einmal „Professor Eloquentiae" werden sollte, wolle er ein „Exercitium Oratorium" in deutscher Sprache anordnen, „wie hiebevor Lansius zu Tübingen im Ritter-Collegio gethan hat". Das „Collegium illustre" zu Tübingen war bekanntlich die älteste, 1592 gegründete Ritterakademie; doch habe ich über die von Schupp erwähnten Übungen noch nichts Näheres ausmachen können, vor allem auch nicht, ob sie in deutscher Sprache veranstaltet wurden. — Als Vorlage für seine „DISPUTATIO THEOLOGICA" (vgl. Band XVI, S. 270) dürfte Schupp folgende Schrift gedient haben, die ich zufällig auf der Gießener Universitäts-Bibliothek fand, ohne bis jetzt einen Vergleich anstellen zu können, der auch mehr die Theologen als die Litterarhistoriker interessieren dürfte:

„*M. JOHANNIS CÖR-* / *BERI P. L.* / **ANTI-BERTIUS,** / *Hoc est:* / Duodecim Rationum / Quas / PETRUS BERTIUS / Professor jam Parisiensis, pro sua ad Romanensem / Ecclesiam Accessionem / *In lucem prodire jussit* / Brevis & solida REFUTATIO. / *NORIBERGÆ*, / Prostat apud SIMONEM HALBMAYERUM, / *ANNO CHRISTI* / —— / M.DC.XXIII." (4°)

---

[1]) Übrigens hat bereits 1644 Landgraf Georg für die Universität Marburg adelige exercitia in Mathesis, fremden Sprachen, Reiten, Fechten, Tanzen u. dgl. um billige Honorarien angeordnet. Ob auf Schupps Veranlassung, steht dahin. Damals studierten dort neben den beiden Söhnen des Landgrafen zahlreiche junge Leute fürstlichen, gräflichen und adeligen Standes. (Nach W. M. Beckers Regesten im Universitäts-Archiv Gießen: Aus der Frankfurter Herbst-Relation 1644 bei Zeiller, Topogr. Hassiae, S. 63; vgl. Vogt, Schulgesch. II, S. 168—176. 150. 221—223.)

Über die geistliche Beredsamkeit läßt Schupp in der „ARS DITESCENDI“ (S. 33 f.) den Jeremias Drechsel eine (wie mir scheint) längere Stelle aus einer Schrift des lutherischen Streittheologen Johann Hülsemann (1602—1661) zu Leipzig zitieren und den evangelischen Theologen die alten Kirchenväter als Muster empfehlen, nicht um sie nachzuahmen, sondern um von ihnen zu lernen, daß die ars oratoria nötig sei. In der Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern“ (**H**, S. 936 = **F** 1701, I, 898) sind diese Gedanken wiederholt, und hier ist auch des Hülsemann „Büchlein de Oratoria Ecclesiastica (das so viel Gold und Diamant werth ist)“, mit Namen genannt. Wie viel Schupp diesem verdankt, ob nicht seine ganze Anschauung über die Verwendung der Dichtkunst zur Vorübung auf die kirchliche Beredsamkeit aus ihm stammt, vermag ich nicht zu entscheiden, weil mir das Schriftchen noch nicht erreichbar war. Übrigens hat Hülsemann in Marburg studiert und ist dort am 27. April 1629 Lizentiat der Theologie geworden („Catalogus stud. schol. Marp. XV, S. 13 f.). Auch hat er später noch, wie ich aus Beckers Regesten im Gießener Universitäts-Archive gesehen habe, mit den Marburger Professoren in Briefverkehr gestanden. Es ließe sich also recht wohl auch eine persönliche Bekanntschaft mit Schupp denken.

In der „ARS DITESCENDI“ (S. 16) spottet der Braubacher Hofprediger:

„Nobilissimus quidam JCTUS, cujus famam & eruditionem toto pectore veneror, nuper GERMANIÆ communicavit *librum de artibus augendi amplificandiq; aerarium.* Dici non potest, quanta aviditate librum illum perlegerim. Jubebam omnes amicos meos sibi comparare crumenas amplissimas. Et sane, si ex libro illo haurire potuissem, quod titulus pollicebatur, omnes amici mei jam essent divites. Sed, si cum tanto viro familiaritas quaedam me conjungeret, mitterem ei ingentem saccum, petens, ut viginti ducatorum millia mutuo daret afflictae reipublicae literariae, quae inter hanc armorum saevitiem gemendo potius, quam canendo repetere cogitur antiquam cantilenam: *Nos Musae mulae, nostraque fama fames.*“

(Eine etwas verkürzte Wiedergabe dieser Stelle findet sich in der Schrift „Vom Schulwesen“, S. 104 f.) Der über 1000 Seiten starke Folioband führt den anspruchsvollen Titel:

„**CONSILIA PRO ÆRARIO** / CIVILI, ECCLESIASTICO ET MILITARI, / publico atque privato. / *Sive* / IVRIVM ARTIVM AC REMEDIORVM / OMNIVM, VNIVERSI ORBIS TERRARVM, / Dadurch die Oberkeitliche Rentcammern vnd Nahrungs Cassen der Vnderthanen / vom Anfang hero, biß zum Ende der Welt, / In allen Königreichen, Fürstenthumben vnd Herrschafften / zu Kriegs- vnd Friedens-Zeiten / Angestellet, vermehret, bereichert, vnd erhalten werden, / . . . . / Itaque summatim / **ÆRARII VNIVERSALIS,** / PROMPTVARIVM PERPETVVM, / . . . . / Adauctum primumque ob multorum Vota publicatum / *Per* / MAXIMILIANVM Faust ab Aschaffenburgk / I. V.

Doct. Patric. Aduocat. & Synd. Reipubl. / Imperial. Civit. Mœno-Francofurt. / *Cum Privilegio Sacr. Caesar. Maiest. speciali cumq; Epistola ad Lectorem declaratoria.* / FRANCOFURTI, / Sumptibus Authoris, in Officina Schleidiana, / Typis HUMMIANIS. / —— / M.DC.XLI."

Auch Christian Thomasius urteilt in „D. Melchiors von Osse Testament" (Anm. 39, S. 84—87) gar abfällig über den „Folianten, welcher zu nichts sich besser schickt, als daß man in dem aerario Teuten draus mache, darinn man das Geld stecke . . ." Er hält das Buch für einen plumpen Betrug; es sei „aus etlichen und 20 Autoren zusammengeschmiert" und in 20 Klassen geteilt usw. Allein Schupp, der es wahrscheinlich am Braubacher Hofe kennen gelernt hat, weil er es vorher nicht erwähnt, hat sich durch es veranlaßt gesehen, seine Schrift durch ironische Ausführungen über die Kunst reich zu werden zu erweitern und ihr, die ja ursprünglich „CASSANDRA" hieß, im Scherz oder Spott den Titel „DE ARTE DITESCENDI" zu geben. Hält er auch das Werk für unbrauchbar zum reich werden, so weisen seine eigenen Schriften doch recht viel sachliche Berührungen mit ihm auf. Sie müssen allerdings nicht aus dem Buche geflossen sein, um so weniger als es eine Kompilation von Werken ist, die Schupp zum Teile selber kannte, und da solche Gedanken zum Gemeingut aller Zeiten gehören. Also: Beide empfehlen Sparen, Verminderung der Ausgaben, Abschaffung unnötiger Dienerschaft, Beseitigung des Luxus in Speise, Kleidung usw., Schaffung neuer Einnahmequellen durch Handel, Gewerbe, Förderung des Ackerbaues, Aufbesserung des Münzwesens usw. Vom Zinsnehmen hält Schupp nichts, indes Faust eine Staatsanleihe gegen Zinsen und Ausleihen dieses Geldes gegen höhere Zinsen empfiehlt. Allein in einem Briefe vom November 1648 macht er seinem nicht mit Glücksgütern gesegneten Landgrafen Vorschläge, wie er seine Einkünfte erhöhen könne, Vorschläge, die ich ähnlich bei Faust wiedergefunden habe. Einige Beispiele mögen solche Berührungen veranschaulichen:

Faust:

S. 49a. b: „At vero Chrysopoeja, Gold und Silber zu machen, artificium esse videtur, periculi & dispendii plenum, quodque etiam Romanos magnates ipsosque Cardinales pauperiores reddere, Anonymus attestatur *in discur. Polit. de l'estat de Rome au Roy tres chrestien. A. 1626. impresso.*

Hinc aurea sententia aureis literis notanda: Gold machen wer es weißt, sagets nicht, wers nicht weißt, wolt es gern sagen, vnnd kans nicht,

„Salomo", H, S. 115—118:

„Es meynen etliche, Salomo sey ein Chymicus gewesen, und hab den Lapidem philosophorum gehabt . . Allein wann Salomo diesen Stein gehabt hat, so frage ich, warumb sein Sohn Rehabeam sich dessen nicht gebrauchet habe? [116] . . . Ich halte sonst viel von der Chymia, und halte, daß keiner die Physic recht verstehe, als wer die Finger in die Kolen steckt . . . . . Allein das heutige Gold machen ist eine Kunst ohne Kunst, derer Anfang bestehet in vielem schwatzen und versprechen, das

Faust:
vnnd denckt mich zu betriegen, vnd mir mein Gelt abzuliegen. Bornitius *de rer. sufficientia tract. 2. c. 41.*

Mentionem item facit le Seigneur de la Villamont *lib. 3. cap. 18. sui Itinerarii Hierosolymitani*, cujusdam Cypriotae, nomine Antonio Bragadeno, quem Lapidem Philosophicum invenisse refert, eumque miris laudibus ornat; sed tamen ille idem Anno 1597. attestante Mercurio Gallo Belgico, impostor inventus, & Monachii capitis supplicio affectus fuit; ut etiam *in appendice dicti Itinerarii fol. 468.* recensetur . . . . .

Nec immerito Hieronymus Cardanus *tract. d. utilitate ex adversis capienda lib. 3. fol. 202.* monet, vitanda esse maxime, quae depaupe-

Mittel im Lügen und Aufffchneidereyen, das Ende im betteln. Ich erinnere mich, daß einsmals ein Goldmacher sey zu einem Abgesandten kommen, und habe gesagt, wann er ihm Mittel schaffen wolle, so wolle er ihm auß einem Ducaten zwey machen . . [117] . . Eben also machen es auch die Goldmacher, wann sie all das ihrige verdestillirt, und durch den Schornstein fliehen lassen, so klagen sie, daß es Schade sey, daß sie nicht noch ein paar tausend Ducaten bekommen können. Denn sie haben eben angefangen die Kunst zubegreiffen. Man sagt, daß ein vornehmer Fürst in Italien, hab einen eigenen Secretarium gehalten, der hab ihm eine Narren-Chronic machen, und auffzeichnen sollen, alle Thorheiten, welche an seiner gantzen Hofffstatt vorgiengen. Da sey einsmals ein Goldmacher zu dem Fürsten kommen . . . Ich an meinem Ort, hab von solchen Leuten viel discurs gehört, und hat mich einmal einer überreden wollen, daß der Geistreiche Theologus, H. Joh. Arndt sel. diese Kunst gewust hab, und der Process stehe mit verdeckten Worten in seiner Postill . . . Und wann noch heutiges Tages Leute sind, die diese Kunst wissen, und wann Joh. Arndt diese Kunst gewust, und damit die Betler hat stillen [118] können, so wolte ich daß ich auch einen antreffen könt, der mich dieselbe lehrte. . . . Ich hab zwar auff Universitäten gesehen, daß, wann ein Botte ankommen ist, und hat von Vater und Mutter Brieffe bracht, man ein paar Ducaten oder Rosenobel hat auff den Keller geschickt, und aurum potabile darauß gemacht. Aber wie man auß andern Metallen solle Gold machen, das hat mich kein Doctor oder Professor lehren wollen . . Und ich rathe euch treulich Philanderson, daß ihr euch durch solche Betrieger nicht verführen lasset. Dann ihr werdet endlich mit eurem Schaden lernen, daß ihr gantzes Werck nichts anders sey, als multiplicatio totius per nullam."

„Hiob", H, S. 177; **„Freund in der Noth"**, S. 54 f. über Cardanus, den Schupp selber gelesen hat; vgl. oben S. 30 f. 47.

Faust:
rant hominem dulciter: ea autem sunt quinque, Ludus, Alchymia, Architectura, lites criminales & luxus. Ludus duobus modis hominem depauperat, dum pecuniae amittuntur, & dum negliguntur negotia & artes ... luxus vero manifeste hominem depauperat, sive quis circa libidines seu circa commessationes profundat. Alchymia vero nova spe semper amicos replens, loculos evacuat: nec ulla sine fructu certior aut major jactura, quanquam ludus quandoque celerius cuncta absumat. Numerum eorum, qui horum modorum altero repente mendici facti sunt, non facile collegerim."

S. 53[a]: „... Cujusmodi etiam est, si sorte omnia dirimantur: quod in Panurgo Judice ridet Duran. *in Comment. ad tit. de Jud. cap. de litigatorib.* Welcher alle vor ihn kommende lites durch Würffel decidirt, oder dannoch wetten dörffen, daß seine Vrtheilen eben so gut, als deß Parlaments zu Pariß seyen. vid. Rabelais, *de la vie de Pantagruel. lib. 2.*

S. 93[a]: „An autem illud statutum vel consuetudo, in Collegiis sartorum & sutorum aliquibus in locis recepta, ne quis extra opificium ducat uxorem, da einer ins Ampt freyen muß, valeat? Affirmat Speckhan. *cent. 3. quaest. 5. class. 1.* modo adsit quaedam, cum qua licite contrahere possit. Quod eo fine constitutum videtur, ut opificia rectius

„DE ARTE DITESCENDI", S. 64 = **„Salomo"**, H, S. 55 über das Bauen aus der Vita M. Crassi des Plutarch. „... Er aber für seine Person, hab nichts gebauet, als sein eigen Hauß, und habe gesagt: Wann man einen verderben wolle, so solle man ihn auff das Bauen bringen, alsdann ruinire er sich selbst sine adversario". Vorher: „Jener sagt: Bauen ist eine Lust, aber daß es so viel kost, hab ich nicht gewust. Der hat Glück, der auß eines reichen Herrn Beutel lernet bauen. Die Italiäner pflegen zu sagen: Schaffe dir ein Hauß, daß außgebauet ist, und ein Weib, das noch zu einer Frauen zu machen ist.
Ædificare domos, & pascere corpora multa,
Ad paupertatem proximus est aditus.
Ein gemästetes Schwein, und ein außgebautes Hauß, wollen selten widerumb so viel gelten, als sie gekostet haben ..."

„DE ARTE DITESCENDI", S. 71—73 über Rechtsprozesse; desgl. **„Salomo"**, H, S. 23 ff.; **„Lucidor"** (vgl. das folgende).

„Lucidor", H, S. 300: „Der hochgelarhte und sinnreiche Schalck, Frantz Rablais, vergleichet die Rechts-Procefs mit dem Würffelspiel, und sagt, daß der Außgang einer schwebenden Rechtssache, ja so ungewiß sey, als eines solchen Glückspiels. Dann obschon die Sache gut sey, könne sie vernachtheilet werden, durch die so darin handeln, als Schreiber, Advocaten, Procuratores. Unterweilen mangelt es auch an dem Richter. Drumb meynet Rablais man solle würffeln umb das darumb man rechtet, so werde man mit geringer Mühe davon kommen, und ja so gut Recht erlangen, als von und durch solche unterweilens ungerechte Leute." (Vgl. oben S. 260.)

„Salomo", H, S. 8: „... Ja ich wolte gehen durch alle Handwercke und Zünffte, und euch zeigen, wie da die Ratio Status dominire, was da nicht allein der Schuster und Schneider und Handwercksleute, sondern auch .. Ratio Status sey. Wann in mancher grossen Stadt ein Handwercksmann eine Tochter hat, die weder zu sieden oder zu braten taug, und allen Lastern ergeben ist, und

Faust:
conserventur. Hocque non repugnat libertati Matrimonii, quum adsit electio, quamnam ex multis amet, vel in uxorem ducere velit. Ubi autem electio, ibi & libertas, voluntasque libera (quae omnino in matrimoniis, tanquam sbustantiale fundamentum requiritur) secus vero esset, si statutum vel consuetudo aliquem eo adigere vellet, ut certam personam, hujus vel illius filiam ducat. Eo etenim casu impediretur libertas matrimonii . ., cum electio ibi sit nulla, adeoque libertas ad certum constringatur individuum. vide Speckhan. *dict. loc. num. 15. & seq.* & Stephan. *de Iuris dict. lib. 2. p. 2. cap. 7. fol. 383. &c.*"

S. 486[a]: „. . . Estque persona praeficienda muneri, non munus personae: Man muß die Aempter mit Personen versehen, vnnd nicht die Personen mit Aemptern."

S. 188[a]: „Verae certae Principis opes (verba sunt Auctoris Antimachiavelli, *d. theor. 32. fol. m. 678*) & prope extra omnem periculi jacturaeque aleam positae, in subditorum divitiis sitae sunt. Nam quae ex publicis vectigalibus & tributis quaeruntur, possunt vel quaestorum negligentia dilabi, vel eorundem fuga aut perfidia averti, vel bello aut naufragio, aut quocunque alio casu perire; thesaurus vero quem populus penes se habet, his tot casibus obnoxius non est. Quam-

weder ihrer Eltern oder Lehrer und Prediger treue Ermahnung hören wil, so trotzt sie gleichwol, und sagt, sie werde noch wol einmal einen Mann bekommen. Warumb? Es könne niemand ins Ampt kommen, er nehme dann eines Meisters Tochter. Und das gibt gemeiniglich böse Eheleut, böse Meister, Himpler und Stimpler. Allein Ratio Status, deß Ampts Herkommen bringt es also mit sich."

„Relation aus dem Parnasso", H, S. 569 f.: „. . Es ist an etlichen Orten der Brauch, daß wer nicht ins Ampt freyet, und eines Meisters Tochter zur Ehe nimt, der kan nicht fort kommen, er mag sein Handwerck so wol verstehen als er wil. Ich kenne einen Mann der jetzo Antenorn [Schupp] neidet, verfolget, übel von ihm redet, seine Wort und Werck übel außdeutet, welcher ihm hiebevor gern eine Tochter gegeben hätte . . ." — und ähnlich öfter.

„Ehrenrettung", H, S. 644: „Es ist an etzlichen Orten der Brauch, daß keiner zu einem Dienst kommen kan, er nehme dann des verstorbenen Pfarrherrs Wittib oder Tochter. Diesen Brauch mag loben, wer wil, Ich halte es für einen bösen Gebrauch, und es ist ein crudele genus misericordiae. Es werden zwar die Personen mit Aemptern versehen, allein die Aempter nicht mit qualificirten Personen." Vgl. auch Brief an Hanneken, den 16. September 1649, bei Reifferscheid, S. 952.[1])

„DE ARTE DITESCENDI", S. 23: „O Politici, si utramque rempublicam salvam vultis, seponite hos nequitiae Magistros, & id agite, ut SCHOLÆ floreant & RUSTICIS atque agris suus redeat honos. Scholae sunt seminaria Ecclesiae. Rusticorum vero felicitas, est thesaurus publicus, fundamentum aerarij, omniumque aliorum statuum nutrix. At nescio, an hodie inveniri possit animal injuriis & contemptui magis obvium, quam vel rusticum animal, vel Scholasticum. Hoc ipso momento

[1]) Die Gedanken über „Ratio Status, Genetiv, Dativ, Vocatio" sind bei Schupp altes Gut. Allein früher hat er sich in der Formulierung an Andreä angeschlossen (vgl. z. B. oben S. 272), indes er später darin Faust folgt!

Faust:
obrem nulla ratione opes suas augere Princeps melius potest, quam si populum sibi commissum clementer habeat, eumque temperata & salubri cura ac levamentis onerum, ditescere per otium sinat."

S. 271[a b]: „Vom Abnehmen deß Müntzwesens.
..... Was wil ich anjetzo von dem newen trahiren, vnd granaliren, so man die Kipperey nennet, sagen, die ist auß obigem Mißbrauch in alle Stände, Arm vnd Reich, Bürger vnd Bawren dermassen gefahren, daß sie nimmermehr oder ja anderst nicht, als inverso ordine, wann nämlich die Herren vnd Anfänger selbsten, vnnd zuvorderst ablassen werden, außzutreiben ist."

S. 349[b]: „Von Müssiggängern.
.. ZVm andern, andere faul Gesind, sonderlich die Frembden, die nicht arbeiten noch dienen wollen, ohngeacht sie Leibeskräfften halben dergleichen thun köndten, sondern sich nur auff das Betteln vnnd consequenter das stelen legen, vnd darmit dem armen nothleidenden Landmann das Brod vor dem Mund abschneiden, nicht geduldet, sondern fortgeschafft, oder zu einem pu-

memoriae meae occurrit Generosus eques Hassiacus, *Joh. Melchior à Schvvalbach*, qui quondam in convivio audivit nobilem rusticis suis omnia dira & dura minantem. Protinus igitur insanientis humeros levi manu percussit dicens: Compesce oestrum hoc, cognate mi. Rustici aperto capite nos honorant, qui merito a nobis essent honorandi. Illis enim haec pocula, haec ocia, hanc quantamcunque felicitatem debemus"[1]).

„**Salomo**", H, S. 112: „... Das ist eine Probe eines klugen Potentaten, wann er auch seinen Dienern und Unterthanen zu eim Stück Brodt hilfft ..."

„DE LAUDE ... BELLI", S. 17: „Quemadmodum patrum nostrorum memoria, KIPPERI WIPPERIQVE (ignoscite Auditores, si novae rei nova vocabula excogitanda) Germaniae obtruderunt monetam illam Schaffhusensem, ferecuntque ut hominibus etiam dormientibus, creverit THALERORUM valor: Eodem fere modo homines in bello subito ditescere, & non tam crescere, quam crevisse vides ..."

„DE ARTE DITESCENDI", S. 11: „Si pecunia carent [mendici], non Judaeos, non alios *Kipperos Wipperosq;* adeunt ..."

„**Vom Schulwesen**", S. 18: „Die Ersteigung der Müntz ist ein Diebsgriff des Sathans, damit er gewaltigen Schaden in den Schulen thut, und unter hunderten ist nicht einer der es recht betrachtet."

„**Sieben böse Geister**", H, S. 339 ff.: „Es ist der Müssiggang nicht allein vor sich selbst Sünde, sondern ist auch eine Ursache zu allerley Sünden, Müssiggang ist aller Laster Anfang, und deß Teuffels Ruhebanck. Durch nichts thun lernet man Böses thun .. [340] ... Höret ihr Regenten, werdet ihr die Müssiggänger abschaffen, so werden viel Laster abgeschaffet werden. Ihr könnet es vor Gott am Jüngsten

---

1) Der Gedanke findet sich in anderer Fassung bereits „DE OPINIONE", S. 4, Widmung: „*Si Deus te admoverit fastigio, cui generosa pectoris tui indoles te destinat,* SCHOLAS *promove &* rusticis *patrocinare. Sic tandem miraberis, te patriae tuae solida posuisse fundamenta utriusque politiae.*"

Faust:
blico opere condemnirt, vnd denen hierbey die bedörfftige Vnterhaltung, doch ohn einig Vberfluß verschaffet werden, *Lather. 3. de cens. c. 19. num. 10. & al. seqq. Reink[ing]. de reg[imine]. sec[ulari]. & Eccles[iastico]. [Giessae 1619. u. ö.] 2. cl. 1. c. 7. Heig .. 2. qu. 27. Besold. in thes. pract. verb.* Bettler, cum mens frustra vacans (id est otio abundans) nihil bonorum pariat, *Nov. 133. c. 6.* & homines nihil agendo, male agere discant. *Cato Maj.* mendicandoq; ad delicta proniores fiant, *Nov. 80. cap. 5. de mendic. val ....*"

S. 483b: „Belgae (quod notatu dignum) ejusmodi opificia ad coercendos prodigos, malos & vagos homines, nec non mendicos validos & otiosos ad laborem compellendos & libidinem effrenam domitandam singulari modo in carcere quodam publico exercitant: qui (vulgo das Zuchthauß, Item Spinhauß) eo fine instar palatii ampli & spatiosi ex-

Tage nicht verantworten, wenn ihr muthwillige Knechte und Mägde, welche Herrn und Frauen nicht ein gut Wort geben, sondern ihnen eigene Kammern mieten, [341] und ihre eigene Herren seyn wollen, unter euer Bottmässigkeit leydet, und ihnen Schutz und Schirm gönnet. Und ihr gottlose Knechte und Mägde, die ihr deß Segen Gottes und der wolfeilen Zeit mißbrauchet, und dencket, das Brodt sey itzo gut kauff, ihr werdet erfahren, daß einmal der Tag kommen werde, da euch der Brodtkorb wird hoch genug gehenget werden ... [342] ... Und deßwegen solte man auch keine Bettler leyden, welche noch arbeiten können. Denn die nehmen den rechten nothleidenden, unvermögenden Armen das Brodt vor dem Maul weg, und gehen offtmals unter und neben ihrem betteln grobe und abscheuliche Sünden vor, als Morden, Brennen, Diebstahl und dergleichen. Man solte nicht einem jeden der gebrechlich ist am Leib, vergönnen zu betteln. Dann da sind viel Taube und Stumme, welche starck von Leib und zur Arbeit geschickt sind. Es sind viel Lahme, welche dennoch sitzen, und ein Handwerck [341] lernen können. Da sind viel Blinde, welche sehr lehrhafftig sind, und zu etlichen Geschäfften können gebraucht werden ... Ihr Männer eines guten Gerüchtes, .. ich bitte und ermahne euch, daß wenn ihr arme Eltern wisset, die viel Kinder haben, ihr wollet sie ermahnen, daß sie die Kinder den Leuten lassen dienen, und wenn sie es nicht thun wollen, so gebet ihnen die Allmosen nicht, oder ihr werdet euch theilhafftig machen der Laster, welche auß solcher armer Kinder Müssiggange herkommen, und wird euch dermaleinst schwer zu verantworten seyn."

„Allmosen-Büchse", H Zug, S. 15 f.: „Man könte auch gute Mittel gebrauchen, dardurch die Zahl der Bettler abnehme, und der Müssiggang gewehret würde. Die Knaben könten zu allerhand leichter Arbeit angehalten werden. Die Landstreicher denen nicht die Kräffte, sondern der Wille zur Arbeit mangeln, könten mit Ernst darzu angestrenget werden. Die Gebrechlichen, die dennoch

Faust:

tructus est, & cubiculis officinisque diversis opificia mechanica opportunis distinctus: Cui otiosi, prodigi, filii immorigeri, & id genus malitiosi includuntur, vt victum labore & manu mereantur: & tandem ad meliorem frugem & vitam regressi, emendatiores & mansuetiores & laboris patientes dimittantur.

Unde sane metu hujus censurae publicae paucissimi inveniuntur in trivio mendicantes validi . . & id genus inutilia pondera terrae. Cujus mentionem facit Hippol. a Collib. *de increment. urb. c. 23.* Quantum vero compendii & lucri ex operibus istorum hominum fisco procuretur, facile coniici potest."

ihre Hände gebrauchen können, müsten zu einer Arbeit, welche ihnen thunlich, angeführet werden. In diesem Fall sind die klugen Holländer sonderlich zu loben, welche hierdurch das Gebott Gottes an die Israeliten, Es soll kein Bettler unter euch seyn, artig zu practiciren wissen. Sie haben ihre gewisse Häuser, darin die Bettler müssen Wolle spinnen, Duch machen, weben und dergleichen, darzu ein jedweder kan gebrauchet werden. Die Wolle wird von frembden orten hergebracht, dardurch wird nicht allein der Zoll bey ihnen gehoben, sondern es werden der armen Leute Kinder zu Handwercken angeführet, und hierdurch allerley Wahren viel wohlfeiler verkaufft, als wann sie von frembden Orten hinein solten geführet werden. Uber das geschiehet es wo viel Handwercker sind, da ist ein aemulation, und wo eine aemulation ist, da pflegen allerhand neue inventiones und Künste an den Tag zu kommen, und diese sind gleichsamb ein Magnet, der das frembde Geld an sich ziehet. Die jenigen welche gebrechlich, und zu solcher Arbeit und manufacturen untüchtig sind, denen geben sie sonst etwas zu thun, damit sie ihr Brodt verdienen können. Also wächset durch diese rühmliche Ordnung dem gemeinen Wesen ein nicht geringer Nutzen zu, und den Bettlern wird dardurch geholffen an Leib und Seele, an ihrem Leib, indem sie ihre Nothdurfft und Nahrung haben; an ihrer Seele, weil sie zur Arbeit und Künsten angehalten und vom Müssiggang abgehalten werden. Müssiggang ist aller Laster Anfang. Wir haben erfahren, daß viel Landbettler durch Faullentzen zu leichtfertigen bösen Händeln angereitzet worden, und unter deß Büttels Hände gerathen sind. Zu wünschen wäre es, daß dieser lobwürdigen Ordnung der Holländer in allen Städten, Ländern und Königreichen nachgefolget würde."

Für die „Sieben bösen Geister" bildet allerdings der „Gesind Teuffel" des Magisters Peter Glaser die direkte Vorlage. Von ihm kommt hier speziell der erste Teil („Theatrum Diabolorum" von 1587, I, Fol. 192[a]—194[a]) in Betracht. Dort finden sich ähnliche praktische Vorschläge, die sonach zu Schupps Zeiten Gemeingut

waren. Aber es fehlt der Hinweis auf das Vorbild der Holländer. Schupp kannte diese Einrichtungen sicher von seiner zweiten Studienreise her; allein die zumteile wörtlichen Berührungen mit Faust, den er doch gelesen hat, springen in die Augen. Doch hat er dessen Andeutungen weiter ausgeführt, wie er ja denn auch anderwärts die Holländer als Vorbild hinstellt in Dingen, die er nicht bei Faust gefunden hat.

Faust empfiehlt (S. 483 b) den Fürsten die Anlegung und Unterhaltung von: Kupfer- und Eisenhämmern, Glashütten, „Uti Venetiis, in Belgio & in Germaniae locis passim fieri videmus", Gemeinen Stadtmühlen, Papiermühlen, Baliermühlen, Brettmühlen, etc., Ziegelöfen, „quae in omni bene constituta republica necessaria sunt ..." Mit ähnlichen Gedanken hat sich auch Schupp für seinen Landgrafen, dessen Einkünfte schmal waren, befaßt und ihm diesbezügliche praktische Vorschläge gemacht in einem Briefe, den Th. Schüler in „Alt-Nassau" veröffentlicht hat. Der Brief lautet:

„Durchleuchtiger Hochgebohrener Fürst,
Genädiger Fürst und Herr.

Ich erinner mich, daß E[uer]. Fürstl[iche]. Gn[aden]. gestern über der tafel gedachten, ob mann nicht eine Druckerey anhero bringen könne? Nun hab ich dem Ding nachgedacht, und wüste mittel dazu. Und ist nicht ohn, daß ein Druckerey ein stück ist, das manchem geringen Stättlein einen ruff gemacht hat. Wie mann an Herborn, Ursel und dergleichen gesehen. E. Fürstl. Gn. halten mir sonsten gnädig zu guth, daß Derselben ich ferner meine einfaltige gedancke entdecke, wie diese Statt Braubach, mit Gottes hülf, in aufnehmen zu bringen sey? Wann E. Fürstl. Gn. dieselbe meine gedancke für thöricht halten werden, so wollen sie doch die Zeyt damit vertreiben, und ihrem hohen verstand nach davon anlahz nehmen uff bessere mittel zu dencken und diesen brief, wann sie ihn gelesen, zerreißen lassen.

I. E. Fürstl. Gn. haben hier den baumeister bey sich, und ich vernehm aus seinen discursen, daß er ein geschickter Mann sey. Also wollen E. Fürstl. Gn. von ihm vernehmen, ob und wie an diesem ort könne erbauwet werden 1. eine papier Mühl, 2. eine pulver Mühl, 3. eine Schneydmühl, und 4. eine Walckmühl. Ich hielte dafür, diese 4 Stück solten E. Fürstl. Gn. und der Statt und der gantzen gegend am Rhein, sehr nutz seyn, und solten sich wohl Kauffleuth in der nähe finden, die den verlag dazu thäten, wann E. Fürstl. Gn. nur den ahnstallt machten. Wann es auch schon nicht alsbalt könt effectuirt werden, so were es doch ein werck das vielleicht mit der Zeyt sich nützlich practiciren ließ, und gelt in die Statt brächte. Wo kein handel u wandel ist, da ist auch kein gelt.

II. eine papier Mühl were hier sehr nutz, dann mann könt allen Stätten von Maintz bis Cöllen damit dienen. Und wegen der vielen Stätlein am Rhein hette man die beste Commodität die materialia dazu ohne Kosten herbey zu bringen. Und wann E. Fürstl. Gn. an hern Prechter nach Strasburg schrieben, und liessen einen jungen Mann von Strasburg hero kommen, der sich hier setzte, E. Fürstl. Gn. könten guten nutzen davon haben, und würde der Statt einen grosen ruff geben. Wie nutz eine pulver Mühl wegen der vielen vestungen am Rhein sey, und worzu E. Fürstl. Gn. eine Schneydmühl dienen könne, ist unnötig weitlaufftig zu erzehlen. Wann aber E. Fürstl. Gn. eine Walckmühl hier hetten, wolte Derselben ich ein par gute Wollenweber aus dem stifft Lüttich,

etwa von Liva [?] oder von Malmenthie [Malmedie] anhero bringen. So könten E. Fürstl. Gn. ihre Woll allzeit selbst verarbeyten lassen und ihrer Hofdiener Kleydung machen lassen, daß sie es in ihrer Rent-Cammer fast nicht gewahr würden.

III. E. Fürstl. Gn. haben hier die herrliche sauwer bronne. Sie thuen herrn Graf Johann von Waldeck die Ehr an, und schreyben an Ihn oder seine frauw Mutter[1]) ein grusbrieflein, und begehren daß sie Ihr einen Mann von Wildungen schicken, der versuche ob er hier aus sauwerbronnen bier brauwen könne. Gehet es an, so hoffe ich, Braubach werde dieses biers halben einen grösern ruff am Rhein bekommen, als ihres Weinwachs halben. Quid tentasse nocet?

IV. E. Fürstl. Gn. lassen hier so wohl als zu Catzenelebogen ein brauwhaus bauwen, schreyben an ihre frauw Schwester die frauw Hertzogin von Lünæburg[2]) daß sie E. Fürstl. Gn. einen geschickten Bierbrauwer schicke, der nicht allein guth braun bier sondern auch Brühahn machen könne. E. Fürstl. Gn. lassen hernach die frucht im gantzen land ahn sich kauffen, und immer fort und fort hier und zu Catzenelebogen brauwen, und das bier so sie zu ihrer hoffstatt oder zu nutz ihrer arbeytsleuth auf der Marxburg nicht verbrauchen[3]), für frucht oder andere zur hofhaltung nötige Ding vertauschen. E. Fürstl. Gn. werden sich verwundern, was sie für nutz davon haben werden. Und damit andere leuth sich nicht auch darau gewöhnen, so machen es E. Fürstl. Gn. wie der Churfürst von Beyern, und halten dieß stük für sich allein und verbieten daß sonst niemand brauwe, daß niemand kein bier kauffe das zu Dausenauw oder anderswo gemacht, und daß niemand keine frucht verkauffe er hab sie dann zuvor E. Fürstl. Gn. angebotten. Dadurch werden die leuth bewogen werden dem Weinwachs und ackerbauw desto fleißiger abzuwarten, und nicht indem sie eins thun wollen, das ander liegen zu lassen.

V. Der Statt würde grosen nutzen bringen, wann die Sauerbronnen Chur, hier gehalten würde. E. Fürstl. Gn. dencken, wie Schwalbach durch dies eynig mittel erbauwet sey? Und hier kann mann in diesen Zeyten sicher sitzen, zu Schwalbach nicht, hieher kann mann von vielen orten ohne mühe zu wasser kommen, nach Schwalbach aber muß mann mit groser molestiâ zu land ziehen. Hier hat mann auch das Emser bahd in der nähe, da eins dem andern die hand bieten, und eine Chur die ander befordern kann[4]). Solche bronne aber in ein Opinion oder rennomme zu bringen, ist ein Medicus von nöthen, der ein tractätlein davon schreybe, und von ihren miraculosen tugendten u Wür-

---

[1]) Graf Johann II. von Waldeck-Pyrmont (1623—1668) war Schupps ehemaliger Schüler. Ihm hat er 1642 seine „EUSEBIA" gewidmet. Seine Mutter Elisabeth, die Witwe des Grafen Christian, war die Tochter Graf Johanns des Mittleren von Nassau-Siegen. Vgl. oben Band XVI, S. 271 f.; „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte" II (1910), S. 174.

[2]) Anna Eleonore (1601—1659), die zweite Tochter Landgraf Ludwigs V. von Hessen-Darmstadt, seit 1617 mit Herzog Georg I. von Braunschweig-Lüneburg vermählt, seit 1641 Witwe. Auf ihre Anordnung erhielt damals Landgraf Johann das Kommando über die Braunschweiger Truppen; vgl. „Alt-Nassau . . Freibeilage zum Wiesbadener Tageblatt" 1909, Nr. 11, S. 42[b]; Rommel V, S. 816; VIII, S. 16. 605 f. 620 f.

[3]) Landgraf Johann ließ auf der Marxburg, die ihren Namen vom heiligen Markus hat, bauliche Erweiterungen vornehmen; vgl. „Alt-Nassau" 1908, Nr. 12, S. 45[a]; 1909, Nr. 12, S. 45[a].

[4]) Die Hälfte von Ems gehörte laut Vertrag von Schwalbach, den 24. Juli 1643, dem Landgrafen Johann; vgl. „Alt-Nassau" 1909, Nr. 11, S. 42[b]; Rommel VIII, 649 f.

ckungen ein recht gros geschrey zu machen wisse[1]). Mundus vult decipi. Wann mann den glauben ahn ein Ding hat, so hilfft es. Ich halt dafur, es sey bey den neuwen bronnen im braunschweiger land mehr einbildung als wahrheyt, und hat doch mancher so ein gros gelt in dem wasser vertruncken.

VI. Daß E. Fürstl. Gn. einen Leib Medicus anhero nach Braubach setzen, wolt ich nicht allerdings rathen. Dann im Winter wird er hier wenig oder nichts extra verdienen. Solte er aber von E. Fürstl. Gn. besoldung allein leben, so were es zu kostbar. Damit aber dennoch E. Fürstl. Gn. eine gewisse person haben, die ihres leibs constitution lerne, und in unverhofften fällen sich darin zu schicken wisse, darneben auch des bahds zu Embs, und der hiesigen bronnen natur erforsche, und dieselbe in rennomme bringe, so wolt ich rathen, E. Fürstl. Gn. nehmen einen geschickten Mann zu Francfort dazu, und machten ihm eine Hausbestallung von Holtz, frucht, Wildprät etc. und liesen es ihm aus der Herrschaft Epstein nach Francfort liefern. Damit ist den Francfortern mehr gedient als mit gelt, und E. Fürstl. Gn. können es auch besser entrathen. Ein solcher Mann könt nicht allein E. Fürstl. Gn. im Winter von haus aus aufwarten, sondern auch im sommer den Sauwerbronnen und Bahd Churen, mit E. Fürstl. Gn. und seinem eygnen grosen nutzen abwarten, und ein solcher Mann könt seyn wie ein lock Vogel, der alle seine patiente anhero oder nach Embs lockte, und die bronne oder das bahd in grösern ruff bringen könte, als wenn er in loco wohnte. Und weil D. Rapp lusten hat sich nach Francfort zu setzen, könten E. Fürstl. Gn. es ihm anbieten lassen. Ist es ihm nicht annehmlich, so wird sonst ein junger, unverdrossener, geschickter Mann dazu zufinden seyn, dem die Ehr daß er E. Fürstl. Gn. Leib Medicus sey, zu Francfort viel nutzen schaffen, und bey andern gemeinen leuthen die gut opinion und zulauff machen könt.

VII. Damit die Commercia zu Braubach ein wenig in gang kommen, stünde zu E. Fürstl. Gn. consideration, ob nicht ein Jahr marck oder ein Wochen marck hier anzustellen sey? Ob nicht bei E. Fürstl. Gn. Herrn Bruder[2]) es dahin zu bringen, daß die aus dem ampt Reichenberg, ihre victualia zu vor anhero zum Wochen marck bringen müsten, ehe sie es anderswohin trügen? Ob nicht zu machen sey, daß die frembde leuth so nach Embs kommen, ihre Nothurfft müsten zu Braubach und nicht zu Coblentz kauffen, daß also der Wochen marck in gang gebracht u befördert würde? Wann die leuth wüsten, daß ein Ding abging, so würden sie es auch herzubringen wissen. Wie ein groser fluß ist der Rhein und die Löhn? Ich hab aber an keinem ort in teutschland die fisch theuwrer bezahlt und ubeler bekommen können, als hier. Mangelt nur am anstallt, daß die leuth dazu gewöhnt werden, dem Ding nachzugehen und abzuwarten.

VIII. E. Fürstl. Gn. haben hier ihre hofhaltung angestellt, da dann unterweilens den bürgern onera zu wachsen, deren sie hiebevor nicht gewohnt gewesen. Nun sehe ich nicht allein bei Römischen sondern auch bey Deutschen Historicis, daß wann pro Ratione status, ein Regent seine unterthane graviren müssen, so haben sie den gemeynen mann zu tranquilliren, ihnen etwa sonst ein privilegium geben das der Rent Cammer nichts schadet, und doch den närrischen gemeinen mann contentirt. Zum exempel, wann mann etwa der

---

[1]) Vor allem dürfte der „Dinkholderbrunnen" in Betracht kommen; vgl. „Braubach am Rhein Anno 1909, Fremdenführer", S. 20 ff.; „Alt-Nassau" 1909, Nr. 12, S. 46; „DE ARTE DITESCENDI", S. 3—6. Über Schwalbach hatte der ehemalige Gießener Professor der Medizin und Leibarzt Landgraf Ludwigs V., Gregor Horst, der Vater von Schupps Schwager, seine „Epistola de Acidulis Schwalbacensibus" geschrieben; vgl. Strieder VI, 194.

[2]) Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605—1661, er regierte seit 1626).

Jugend einen Dantz oder ein art spiel vergönt etc. Damit nun E. Fürstl. Gn. sich bey den hiesigen bürgern desto mehr beliebt machen, und andere frembde auch an sich ziehen, so stünde zu dero consideration, ob sie ein decret machen und publice anschlagen oder verlesen lassen wolten, daß wann sich jemand hier setzen woll, der ein handwerck treibe, so soll er dinstfrey seyn. Wer von Bürgers Kindern ein handwerck lernen und allhier treyben wolle, der soll dinstfrey seyn. Wer von den jungen leuthen allhier sich in Ehestand begebe, solle 2 Jahr dinstfrey seyn[1]). Was ich bey diesen puncten für considerationes hab, will E. Fürstl. Gn. bey zutragender occasion ich mündlich referiren.

Wann E. Fürstl. Gn. einmahl ein halb stündlein verderben, und von diesen und andern puncten meine eynfältige discurs genädig anhören wollen, so will ich mich weitlaufftiger expliciren.

E. Fürstl. Gn. bitt ich unterthänig, sie wollen inzwischen alles in genaden ausdeuten und diesen brief nicht in andere händ kommen lassen. Der aller Höchste wolle E. Fürstl. Gn. zu allen ihren anschlägen, seinen dausentfältigen segen geben, und bey beständiger gesundheyt erhalten, und aus einem glück in das ander führen. Also wünsch ich von grund meiner seelen und bleib

Braubach
am 4. Jan.
1647.

E. Fürstl. Gn.
unterthäniger gehorsamer treuwer Knecht
und vorbitter bey Gott J. B. Schupp D.

[Adresse:] Dem Durchlauchtigen Hochgebohrnen Fürsten
und Herrn, Herrn Johannsen Landgrafen
zu Hessen, Grafen zu Catzenelebogen, Dietz,
Zigenhain, Nidda, Isenburg und Büdingen etc.
meinem Genädigen Fürsten und Herrn."

[Königl. Staats-Archiv zu Wiesbaden: XII. Grafschaft Katzenelnbogen, 2. Amt Braubach, Stadt Braubach Nr. 2. — Weil der Brief in „Alt-Nassau" vielen nicht erreichbar sein dürfte und der Abdruck nicht diplomatisch genau ist, habe ich mir vom Herausgeber und von der Redaktion des „Wiesbadener Tageblattes" Erlaubnis zum Abdrucke erteilen lassen, und Herr Schüler war so liebenswürdig, mit Genehmigung des Königl. Staats-Archivs die Abschrift mit dem Originale zu vergleichen und den Standort mitzuteilen.]

Schupps Pläne sind nicht verwirklicht worden. — Ein halbes Jahr später heiratete sein Landgraf. Aber trotz Entlassung des Hofpredigers, des Kammerschreibers und vielleicht noch anderer Beamten besserten sich die Finanzen nicht. Deshalb machte Schupp seinem Fürsten im November 1648 abermals Vorschläge, die weniger Kapital erforderten. Auch sie sind auf seine volkswirtschaftlichen Studien zurückzuführen, wenn ich sie auch im einzelnen nicht aus Faust belegen kann. Die ganze Korrespondenz hat Nebel veröffentlicht; vgl. besonders S. 55. 77 ff. 81 ff.

Hölting hat (I, 27) die Beobachtung gemacht, daß Schupps „Florian" auf des Helmstädter Theologen Georg Calixt (1586 bis 1656) „Abhandlungen über das allmähliche Steigen des Papsttums, das Meßopfer, die Traditionslehre usw." beruht (wiederholt

1) Nach alttestamentlichem Vorbilde? Vgl. Deuteronom. 20, 5—7.

von Zschau, S. 44). Diese Beziehung ist um des willen wichtig, weil Calixt seine Lebensaufgabe darin sah, die christlichen Konfessionen über Grund und Grad ihrer Differenzen aufzuklären und wenn möglich aufgrund des gemeinsamen Fundamentes, des sogenannten „consensus quinquesaecularis" zu vereinigen. Er ward darüber heftig angefeindet, vor allem von dem schon genannten Hülsemann. Seine irenischen Absichten haben ohne Zweifel auf Schupp abgefärbt, dem man ja auch in Hamburg vorwarf, daß er nicht genug wider die Papisten, Juden und Ketzer predige.

Nun habe ich mich in Calixts zahlreichen Schriften ziemlich umgesehen, aber nicht alles, was mir von Interesse schien, erreichen und von den zu Gebote stehenden nur einen Teil lesen können. Reichen Stoff fand ich in dem „Apparatus Theologicus", den Calixt bereits 1628 herausgegeben hat. Nach seinem Tode hat sein Sohn Friedrich Ulrich eine Gesamtausgabe der „Opuscula" seines Vaters in 8 Quartbänden veranstaltet, in der sich auch die genannte Schrift findet, und zwar in Verbindung mit dem Fragmente der abendländischen Kirchengeschichte. Der Teil erschien noch 1656 und ward 1661 abermals aufgelegt (vgl. Moller, „Cimbria literata" III, S. 197). Nur diese Ausgabe war mir erreichbar. Sie führt den Titel:

„**GEORGII CALIXTI** S. TH. D. ET IN ACAD. JVLIA PROF. PRIM. *ABATIS REGIO-LOTHAR.* **APPARATVS THEOLOGICI** ET FRAGMENTI HISTORIÆ ECCLESIÆ OCCIDENTALIS *EDITIO ALTERA*, E B. AVTORIS MS. AVCTA ... à FRIDERICO VLRICO CALIXTO ... *HELMSTADII*, .. Anno CIↃ IↃC LXI."

Schupp kann darnach das Fragment für seinen „Florian" nach der Ausgabe von 1656 benützt haben. Er hat aber sicher schon früher nähere Kenntnis davon gehabt, da bereits 1649 Johann Christian von Boyneburg, mit dem er in Braubach zusammen war, über beide Schriften an Schupps Verwandten Johann Konrad Dieterich, der damals ebenfalls Gesandter auf dem Münsterer Friedenskonvent war, geschrieben hat (vgl. Moller a. a. O.; „Schupps Streitschriften I" (Neudruck), S. 4, Anm. 2; Strieder III, S. 45 ff.). Sollte sich nun der eine oder andere Passus, den ich im folgenden anführe, erst in der vermehrten Ausgabe von 1661 finden, so dürfte er sich nicht wesentlich verschieden auch aus früheren Schriften von Calixt, der sich noch häufiger als Schupp selbst wiederholt, belegen lassen. Aus dieser Schrift hat Schupp, wie die Parallelen zeigen, in fast wörtlicher Übersetzung ganze Abschnitte in seinen „Florian" herübergenommen. Wir kennen ja die Art: Der Aufbau ist sein Eigentum, aber die Steine hat er bei anderen geholt. Lassen wir zunächst die Parallelen an unserem Auge vorüberziehen:

„APPARATUS THEOLOGICUS":

S. 208: „Ierosolyma mater est omnium ecclesiarum; ibi enim Spiritu sancto instructi Apostoli primum coeperunt Evangelium praedicare, & inde egressi ubique locorum Ecclesias fundarunt."

S. 208: „Primum ejus ecclesiae episcopum faciunt Iacobum Apostolum, cui successorem dant Simeonem Cleophae filium. Eusebius tum in Historia tum in Chronico enarrat seriem & successionem episcoporum & hujus Ierosolymitanae, & Romanae, & Alexandrinae & Antiochenae ecclesiarum; quam praetexunt scriptores qui Eusebianam historiam excipiunt & prosequuntur."

S. 249: „Sicut autem adjuvandae memoriae ergo quinque Imperatorum classes fecimus; ita quoque Pontificum constitui possunt totidem. Prima respondeat primae Imperatorum classi ethnicismo deditorum, seque porrigat usque ad Christianos, eorumque primum Constantinum Magnum. Quamdiu autem ab ethnicis principibus persequutiones inferebantur, primum impetum & ictum illi fere sustinuerunt, ut plerique Martyres Christi sint facti."

S. 202: „quippe certatim gloriosa in certamina ruebantur, multoque avidius tum martyria gloriosis mortibus quaerebantur, quam nunc episcopatus pravis ambitionibus appetuntur."

S. 208—310: „Roma urbs dominatrix, & sedes imperii, quantum & quale numquam alias fuerat, robustissimi scilicet, maximamque & cultissimam τῆς οἰκουμένης partem complexi ... Alexandria & Antiochia, urbes regiae, & pridem capita maximorum regnorum ... Antiochia urbs tertio loco omnibus .. civitatibus aestimata fuit ... Manifestum igitur est, circa & ante tempora Nicaeni concilii dignitatem episcoporum ex dignitate urbium, in quibus sederent, aestimari coepisse ... Sicut praecipuae urbes erant Roma, Alexandria & Antiochia, ita quoque praecipui

„Florian":

H Zug, S. 399: „Nach Christi Himmelfahrth, sind die Apostel außgangen in alle Welt, haben das Evangelium geprediget, manche schöne Kirche und Gemein zusammen bracht, wie denn zu sehen auß den Episteln ..."

S. 399: „Über diese Kirchen haben sie hernach gesetzet Bischöffe, welche die Lehre, so sie von den Aposteln gehöret, bey der Gemeine fortgepflantzet haben."

S. 399: „Wiewol nun diese Gemeinen von zehen unterschiedenen Heydnischen Käysern zu Rom biß auff Constantini Zeiten hefftig sind verfolget worden, so sind sie doch von diesen Bischöffen in der Apostolischen Lehre also gestärcket worden, daß sie so behertzt, so frölich, so standhafftig worden, daß sie sich weder vor Tyrannen, für Teuffel oder Todt gefürchtet, sondern mit jubilirenden Hertzen, wegen des Glaubens an Christum, sich haben martern und quälen, sengen und brennen lassen."

S. 399: „Es ist aber damals der beste und gröste Theil der Welt dem Römischen Käyser unterworffen gewesen, und im Römischen Reiche sind damals drey vornehme Haupt-Städte gewesen, als Rom in Italien, Alexandria in Egypten, und Antiochia in Syrien. In diesen dreyen Städten sind die meisten Christen gewesen, und weil diese Städte die berühmsten gewesen in der Welt, als sind auch die Bischöffe, welche allda gelehret haben, vor die vornehmsten gehalten worden."

„APPARATUS THEOLOGICUS“:
inter metropolitanos .. earum episcopi, Romanus videlicet, Alexandrinus & Antiochenus.“

S. 208: „Ad hanc igitur ecclesiam [Romanam] propter potentiorem principalitatem .. necesse fuit omnem convenire ecclesiam . . . Nempe sicut metropolis attrahit provinciales; ita Romae ex toto propemodum orbe conveniebant, qui quid ab Apostolis acceptum ecclesiae ubique terrarum crederent & docerent, testarentur.“

S. 211: „Ierosolymitano quidem, utpote urbis frequente praesentia & tandem morte Domini, missione Sancti spiritus & primordiis Christianismi nobilitate episcopo honor habendus; quia tamen metropolis non esset, ea lege & cautione, ne quid juribus metropolitani derogaretur.“

S. 213 f.: „Manifestum igitur est, quomodo ordo politicus orbis Romani in ecclesiam sit derivatus, & juxta dignitatem urbium aestimati earum episcopi. Quum itaque Constantinopolis nova Roma, a seniore proxima, sedes Imperii, & secunda inter urbes facta esset, episcopus etiam ejus proximum a Romano locum obtinuit & Alexandrino atque Antiocheno, nec aegre ferentibus nec se opponentibus, praelatus fuit; gnaris videlicet, cui fundamento episcoporum unius prae altero dignitas & eminentia inniteretur. Leo tamen primus sedi suae exaltandae perquam intentus contradixit, seque acriter opposuit, veritus videlicet, ne si nunc propter paritatem urbium paria jura & privilegia obtineret Constantinopolitanus, aliquando ex eodem fundamento superiora, uti etiam tandem contigit, sibi deposceret. Videbat enim Romam una cum Occidentali imperio decrescere, & ad interitum vergere. Ante annos XL capta & direpta fuerat ab Alarico Gothorum rege; ipse paullo post Attilam Hunnorum regem, ne invaderet & everteret, exorabat; mox tamen Gensericum Vandalorum regem occupantem & vastantem videre cogitur.“

„Florian“:

S. 399: „Insonderheit ist dem Römischen Bischoff allezeit der Vorzug gegeben worden, weil Rom deß Käysers Residentz war.“

S. 399: „Nachdem man nun auch betrachtet, daß zu Jerusalem unser HErr und Heyland geprediget, gelitten und gestorben sey, daß zu Jerusalem Christi Grab zu finden, als ist dem Bischoff von Jerusalem auch ein Vorzug gegönnet und den andern gleich gehalten worden.“

S. 399 f.: „Da aber 300. Jahr nach Christi Geburt, Constantinus Magnus sahe, daß die Stadt Bizanz in Thracien ein sehr bequemer Ort sey, daraus man die gantze Welt bezwingen könne, als ließ er dieselbe trefflich bauen und erweitern, und nennete sie nach seinem Nahmen Constantinopel, legte auch die Käyserliche Hoff-Stadt dahin. Da ist nun zugleich der Bischoff von Constantinopel den andern Bischöffen, als dem Alexandrinischen und Antiochenischen vorgezogen und dem Bischoff von Rom gleich gehalten worden . . . [400] . . . Nachdem das Käyserliche Hofflager von Rom nach Constantinopel verleget, ist Rom allgemach in Abgang kommen. Und weil die Besatzung von dannen abgeführet und in Orient verleget worden, sind die Gothen, die Hunnen, die Wenden und andere Barbarische Völcker offt in Italien gefallen, haben Rom geplündert, und absonderliche Königreiche in deß Käysers Ländern aufgerichtet.“

„APPARATUS THEOLOGICUS":

S. 203: „Constantinus Magnus sedem imperii ex occidente in orientem, Roma Byzantium, (cui Constantinopoleos nomen postea inditum,) quod locus ad dominatum in Europam, Asiam & Africam exercendum, & ad classes huc illuc emittendas aptissimus videretur, transtulit. Quae tamen migratio sive translatio occasionem praebuit, ut barbari occidentis imperium invaderent & lacerarent, & in eo tandem Imperatores nulli sedem haberent."

S. 271 f.: „Quo magis in Italia debilitabatur potentia Imperatorum Constantinopoli sedentium, eo major Pontifici ad acquirendam in rebus mundi auctoritatem opportunitas ... Pontifex non quidem Romae dominus erat, populum tamen, quo vellet & visum esset, flectere poterat. Ut eum itaque vel obsequentem vel socium & amicum haberent, Pontificem comiter venerabantur tum Imperatores, tum Exarchi, tum Longobardi. Cui proinde adaucta dignitas & auctoritas, quin etiam cupiditas accensa majoris adipiscendae."

S. 262 ff.: „Ultimum in secunda classe sive serie constituimus Gregorium primum, cui cognomen Magni tribuunt ... Constantinopoli Patriarcha erat Johannes ὁ νηστευτὴς seu Iejunator. Qui quum cerneret suam urbem florere & imperii sedem esse, Romam contra affligi, & dignitate ac gradu quasi dejici, videtur primum inter Patriarchas locum affectasse. Certe οἰκουμενικὸν se appellaviit ..."

[Schupp kürzt hier stark.]

S. 127: „Bonifacius tertius magna contentione a Phoca, impio parricida & sceleratissimo tyranno, obtinuit, ut Romana sedes caput omnium ecclesiarum ab omnibus haberetur & diceretur."

S. 269—271: „Nihilominus scelerato Phocae quum optimum Imperatorem, cui forte vitio nihil dari

„Florian":

S. 400: „In diesem trüben Wasser, hat der Bischoff zu Rom anfangen zu fischen, und weil der Käyser nicht zu Rom und im Lande gewesen, ist er in ein sonderlich grosses Ansehen gerathen, und hat jederman ein grosses Auge auff ihn geworffen."

S. 400: „Dieses hat etzliche Constantinopolitanische Bischöffe verdrossen. Haben demnach angefangen, dem Römischen Bischoff die Oberstelle streitig zu machen, und haben vorgegeben, Rom sey nicht mehr das alte Rom, sondern sey gleichsam degradiret, dagegen sey Constantinopel in hohem Flor und deß Käysers Residentz, daher gehöre auch dem Bischoffe zu Constantinopel die Oberstelle, vor allen andern. — Dieser Streit ist zu Zeiten Käysers Mauritij, zwischen Gregorio zu Rom und Johanne zu Constantinopel sehr eyffrig getrieben worden."

S. 400: „Endlich da Phocas den Käyser Mauritium mit Weib und Kindern elendig umbs Leben bringen ließ, und also zum Käyserthumb kame; Der Bischoff zu Constantinopel aber diesen Käyser-Mord nicht approbiren konte oder wolte, da schlug sich der Tyrannische Phocas zu dem Bischoff zu Rom, Bonifacio dem Dritten, und weil dieser

„APPARATUS THEOLOGICUS":
potuit . . . immani parricidio una cum numerosa sobole sustulisset, & imperium invasisset, in hunc modum gratulatur [Gregorius!]: *Gloria in excelsis Deo* . . . . . Caeterum imperante Phoca moritur Gregorius, & succedit Sabinianus . . . Sabiniano semestri pontifici successit Bonifacius tertius. Hic obtinuit apud Phocam principem, ut sedes apostolica beati Petri apostoli caput esset omnium ecclesiarum; id est, ecclesia Romana, quia ecclesia Constantinopolitana primam se omnium ecclesiarum scribebat."

S. 204 f.: „In Oriente sub Heraclio Imperatore exortus est teterrimus impostor Muhammed, uti pridem fuit expositum [S. 76—90; vgl. auch S. 127]: nec minore imperii quam religionis detrimento. Chalifae enim sive successores ejus brevi post tempore magnis successibus Damascum, Syriam, Palaestinam, Ægyptum, & inde porro Africam & Mauritianas subegerunt. Ita imminutum & debilitatum fuit Orientale imperium; Occidentale vero plane emortuum."

S. 94: „Pulcerrimam hanc unitatem & communionem scidit & disrupit ambitio Romani patriarchae, qui non contentus primatu ordinis, semper & ultro ei concesso primatum praeterea potestatis sibi arrogare cepit, & reliquos cum patriarchas tum totius orbis episcopos non ut fratres & collegas habere, sed ut subditos."

S. 127: „per quam [dominationem Muhammedis] postea Romani pontifices sibi universam ecclesiam subjicere sunt conati".

S. 135: „Interea per intolerabilem Romani Pontificis ambitionem scissura orientis & occidentis aucta est & tandem in confirmatum & inveteratum schisma abiit." [Vgl. S. 94.]

?

„Florian":
Bonifacius dem Käysermörder Phocæ pfieffe wie er gerne tantzen wolte, als machte Phocas ein Decret, daß der Römische Bischoff solte hinfüro den Vorzug vor dem zu Constantinopel haben, und behalten, und krowete also ein Esel den andern, biß sie alle beyde entschlieffen."

S. 400: „Fast eben umb diese Zeit hat sich Mahomet auffgeworffen mit seiner teuffelischen Lehre, welcher nicht allein der Kirchen, sondern auch dem Orientalischen Reiche einen harten Stoß gegeben. Und sind also zu einer Zeit der Christlichen Kirchen zwey grosse Unglücke zu gestossen, eins innerlich, indem der übermässige Ehrgeitz des Römischen Bischoffs oder Pabsts, ist vom Käyser bekräfftiget worden, das andere äusserlich mit der verdampten Lehre und öffentlichem Kriege des Mahomets und der Saracenen."

S. 400: „Ohne ist es nicht, daß auch vor diesem etliche Bischöffe zu Rom gar zu stoltz und hochmütig gewesen, also, daß sie ihren Stuel gerne hätten über andere erhöhet gesehen, aber es hat ihnen nicht angehen wollen. Da aber Käyser Phocas deßwegen ein Decret ertheilet, ist ihre Hoffart je länger je grösser worden."

S. 400 f.: „Endlich ist eine gäntzliche Trennung zwischen der Orientalischen und [401] Occidentalischen Kirchen entstanden; Denn der Orientalische Bischoff hat dem Römischen nichts mehr wollen geständig seyn, als die blosse Praecedenz und Oberstelle . . . ."

S. 401 f.: Die Unterscheidungslehren der morgenländischen und der römischen Kirche.

„APPARATUS THEOLOGICUS":

S. 128: „Imprimis vero illustre est [saeculum] Carolo, Pipini filio, ab amplitudine & gloria rerum gestarum Magni cognomen adepto, qui quum a parente suo Galliae regnum hereditarium accepisset, & Saracenis partem Hispaniae, & Longobardis Italiam, quam CCVI annos tenuerant, victricibus armis extorsit. Quin Saxones hactenus indomitos, subegit, & ut Christi fidem atque baptismum susciperent, effecit. Pietatis cultor strenuus litterarumque & scientiarum . . ."

B 3v f. „Ad hunc modum Pontificum instinctu & arte eversi sunt Reges Longobardi . . . Et quidem quomodo opum, ditionum, terrarum & urbium compotes facti, quibusque potissimum studiis occupati fuerint seculo illo octavo Pontifices, neminem, qui quae hactenus memorata sunt, attentius consideraverit, fugere potest."

S. 129: „Quum exeunte octavo seculo Romam venisset [Carolus], & templum ipso die Natali dominico, cum quo non annus modo, sed seculum quoque illud ad finem vergebat, ingressus esset, qui jam praecipua occidentalis imperij regna & provincias sive haereditate sive armis obtinebat, atque adeo reapse jam in occidente Imperator erat, nomen quoque & titulum suffragio & acclamatione episcopi (Leo III is erat) populique Romani collatum admisit."

B 4v: „Deinde ipso Natali Dominico . . . . ."

S. 203: „ . . donec Imperatoria majestas & appellatio ibidem [in Occidente] renasceretur. Quod factum fuit demum post tria, & quod super haec excurrit, secula, in Carolo Magno, anno aerae Christianae octingentesimo." [Vgl. auch B a, C 3 a.]

S. 128: „In Saxonia vero a se domita episcopatus complures instituit [Carolus], Osnabrugae videlicet, Halberstadii, Monasterij, Verdae, Bremae, Mindae, Hildesiae, Padernornae, adjunctis collegiis, in quibus

„Florian":

S. 402 f.: „Acht hundert Jahr nach Christi Geburt ist Carolus Magnus kommen, der hat die Saracenen in Gallia, und die Longobardos in Italien bezwungen und gedämpfft, und hat die Sachsen und Westphalen bezwungen, und zum Christlichen Glauben gebracht. Dieser Käyser ist den Geistlichen sehr gewogen gewesen, und hat den Römischen Stuel gewaltig erhöhet. Dann er dem Römischen Bischoffe die Länder verehret, welche er den Longobarden in Italien abgenommen hatte. Und also ist der Pabst auch ein weltlicher Herr worden. Umb dieser Gutthat Willen, hat Leo der Dritte, neben dem Römischen Rathe Carolum als er Anno 800. am Christtage zu Rom in die Kirche kam, öffentlich für einen Käyser außgeruffen. Zwar Carolus hatte damals gantz Italien unter seine Gewalt bracht, außgenommen Neapolis. Franckreich hatte er ererbet; Teutschland und die Sachsen hatte er mit Gewalt bezwungen, daß er recht Land und Leute genung hatte, einen Käyser zu repraesentiren. Den Titul aber wolte er nicht gebrauchen, bis er ihm von dem Pabst und dem Rathe zu Rom gleichsam auffge- [403] drungen wurde. Er flohe vor dieser Ehre, er sahe aber gern, daß ihm der Pabst und der Rath zu Rom mit dieser Dignität nachjagten. Und die Römer selbsten hielten ihnen das vor eine hohe Ehre, daß in ihrer Stadt, darin in 300. Jahren kein Käyser war gesehen worden, wiederumb ein Käyser erwöhlet, und proclamiret wurde, der das in Orient fast erstorbenen Käyserthum gleichsam wieder lebendig machte."

S. 403: „Darauff ist ferner der Pabst zu großem Reichthum kommen, durch Recommendation Käyser Carlen, welcher den Teutschen, den Sachsen und Westphalen von Rom auß Bischöffe und Prediger hat holen lassen, und eben

„APPARATUS THEOLOGICUS":
cum sacrarum, tum aliarum litterarum & disciplinarum studia excolerentur, & juventus ad obeunda officia ecclesiae & reipublicae necessaria, praepararentur."

?

S. 130 f.: „Episcopi vero sive pontifices Romani toto hoc seculo omnes, aut certe plerique, *homines monstruosi, vita turpißimi, moribus perditißimi, usquequaque foedißimi*, ut de iis alicubi loquitur Cardinalis Baronius, . . Gisbertus Genebrardus . ., seculum, quo de nunc agimus, *hoc uno infelix* esse scribit, *quod per annos CL, pontifices circiter quinquaginta, a Johanne scilicet octavo . . ad Leonem nonum usque, a virtute majorum prorsus defecerint* . . Culpam autem iniquissimo judicio in Imperatores Germanos, heroes non pietate minus quam fortitudine inclutos, confert. Rectius Bellarminus, *His temporibus*, inquit, *quibus Pontifices Romani a pietate veterum degeneraverant, Principes seculi sanctitate florebant.*"

S. 191: „. . quod ab ejus arbitrio [pontificis Romani] pendeat, quid velit esse in universa ecclesia sacrosanctum; & quod ille non tantum Vrbis, sed orbis Sacerdos summus existat, ac insuper a Deo rerum divinarum humanarumque arbiter constitutus, judiciaria potestate super omnes effulgeat [scribit Baronius]."

S. 94: „Pulcerrimam hanc unitatem & communionem scidit & disrupit ambitio Romani patriarchae, qui non contentus primatu ordinis, semper & ultro ei concesso, primatum praeterea potestatis sibi arrogare cepit, & reliquos cum partriarchas tum totius orbis episcopos non ut fratres & collegas habere, sed ut subditos. Quod quum neque Constantinopolitanus neque caeteri in oriente patriarchae ferre possent, Romanum

„Florian":
dieses ist hernach in den Mitternächtigen Königreichen practiciret worden . . . . das brachte dem Pabst nicht allein groß Geld ein, sondern alle diese Bischöffe, welche Gräffliche, ja fast Fürstliche Güter hatten, musten dem Pabst in allen Dingen, als seine Creaturen gehorsam seyn und ihn respectiren."

S. 403 f.: „Ich kenne ein Closter in Teutschland . . . . . Also gieng es dem Pabst auch."

S. 404: „Da er Geld und Guts zu viel bekam, da ihm die auß dem Heydenthum, neu-bekehrte Christen in Teutschland gar zu grosse Ehre anthäten, da hatte seine Hoffart keinen Zaum mehr. Er fieng an, je länger, je ärger zu werden, und wolte nicht allein seyn ein Haupt der gantzen Christlichen Kirchen in der Welt, gab vor, er sey von GOtt selbst dazu geordnet und gesetzt; Ja erhub sich auch über die weltliche Obrigkeit. Er ergab sich den fleischlichen Wollüsten, also, daß die Päbstliche Historici und unter andern der Cardinal Baronius selbst gestehen müssen, daß tausend Jahr nach Christi Geburt, unter den Päbsten seyen Leute gewesen, welche nicht Menschen, sondern rechte Mißgeburthen gewesen, und ein solch Leben geführet haben, daß er fast nicht Worte genung zu finden weiß, damit er es beschreiben könne. Und das haben sollen Christi Stadthalter seyn!"

S. 404: „Es haben zwar die Patriarchen in Orient, als der zu Alexandria, der zu Antiochia, der zu Jerusalem und der zu Constantinopel, dieser deß Römischen Pabsts übermässigen Hoffart sich widersetzet und widersprochen. Aber nachdem das Türckische oder Mahometische Reich zugenommen, sind sie nach einander unter desselben Joch und Gewalt bracht worden. Dennoch sind diese vier in Einigkeit, in Gemeinschafft, in guter Correspondentz biß auff den heu-

„APPARATUS THEOLOGICUS":

res suas sibi habere jusserunt, exortoque schismate ab hoc quidem divisi, inter sese tamen manserunt conjuncti, manentque etiam hodie, devoluti sub dominatum Turcicum. Mirandum sane & singulari Dei benignitati ac providentiae acceptum ferendum, quod durare, horribiliter concusso & discerpto Romano imperio, ecclesiae nihilominus & quatuor hi patriarchae potuerunt."

S. 132: „Sed ita agitur: nec mirum est ejusmodi Pontifices non minus immani ambitioni, quam aliis insanis cupiditatibus frenos laxasse, & ruinis collabentibus in Italia imperii molem illimitati dominatus sive immensae potius tyrannidis inaedificare caepisse; cujus architectus prae caeteris industrius nec infelix, si quae pessimorum conatuum felicitas, in UNDECIMO SECULO fuit Hildebrandus alio nomine Gregorius VII."

S. 149: „... dictaverat Hildebrandus, quem .. Pontificiae tyrannidis praecipuum architectum fuisse in undecimo supra seculo monuimus; .. *Quod solus Romanus Pontifex jure dicatur universalis; Quod solus poßit episcopos deponere, novas leges condere, uti Imperialibus insignibus; imo Imperatores deponere, & subditos a fidelitate absolvere; Quod Romana ecclesia numquam erraverit, nec umquam sit erratura; Quod Pontifex meritis Apostoli Petri indubitanter efficiatur sanctus, cujus sententia retractanda a nemine, quamvis omnium ipse solus possit retractare, adeo quidem ut absque ejus auctoritate, nulla synodus generalis, nullum capitulum, nullus liber canonicus habeatur; Quod solius Papae pedes omnibus principibus deosculandi; Quod a nemine debeat judicari; Quod unicum est nomen in mundo, Papae videlicet* ... Iuxta normam enim dictatuum suorum Hildebrandus, ausu nefario, & hactenus inaudito Imperatorem Henricum IV, quod jura imperii & investituras Episcoporum Pontifici cedere nollet, ecclesiae communione ita privavit, ut solio etiam detur-

„Florian":

tigen Tag, und stehen wider den Pabst, und widersprechen demselben. Allein weil sie kein Brachium seculare haben, hat sich der Pabst nicht viel an sie gekehret, sondern seine Hoffart ist endlich so hoch gewachsen, daß er damit nicht hat wollen vergnüget seyn, daß er die Gewalt und Herrschafft in Kirchen-Sachen an sich gerissen, sondern hat auch die Herrschafft über Käyser, Könige, ja die gantze Welt haben wollen."

S. 404: „Zu dieser übermässigen Hoffart hat etwa eilff hundert Jahr nach Christi Geburt Pabst Hildebrandt (ich hätte bald gesaget Hellebrandt) oder Gregorius VII. ein starck fundament geleget, indem er Käyser Henricum IV. nicht allein in Bann gethan, sondern auch vom Reiche abgesetzet, und die Unterthanen ihrer Eyde und Pflicht erlassen. Hat darneben eine Schrifft lassen außgehen, darin er setzet, daß er Macht habe Käyser abzusetzen, und die Unterthanen ihres Eydes zu entbinden; daß er alle Urtheil und Sententz könne reformiren oder retractiren, sein Urtheil aber müsse ohnfehlbar gelten: Daß niemand Macht habe über ihn, und von ihm Urtheil zu fällen; daß ohne sein Zuthun und Authorität, kein Concilium gelte; daß seine Füsse von allen Fürsten zu küssen seyn, und was deß Dinges mehr ist."

„APPARATUS THEOLOGICUS":

baret, & subditos a jurata fide & obedientia absolveret."

S. 149: „Haec portenta Antichristianae ambitionis & superbiae mordicus defendit Hildebrandus, ejusque successores plerique non imminuta vel mitigata, sed aucta potius & exasperata voluerunt, ut vel ex iis, quae de conditoribus Iuris Pontificii diximus, apparet."

S. 148: „Bonifacius, quem modo memoravimus, octavus . . . quin Philippum Pulcrum regem Galliae regno exuere conatus tandem elogium tulit, quod ingressus ut vulpes, regnaverit ut leo, & mortuus sit ut canis."

[Über Innocentius III. vgl. S. 150.]

?

S. 148: „Bonifacius . . . se omnia jura in scrinio sui pectoris habere gloriatus declaravit & definivit, utrumque gladium, nempe cum temporalem, tum spiritualem, in potestate Pontifiics esse, & esse de necessitate salutis omni humanae creaturae, ut subsit Romano Pontifici ..."

S. 149 f.: „Idem eandem ob causam [ac Henricus IV.] filius & successor Henricus V. a Paschali II. passus fuit. Idem quoque in Fridericum Aenobarbum principem optimum ausus est Alexander III.; & in Othonem IV. Inocentius III . . . . . Par audacia vel furor Honorii III., Gregorii IX, Innocentii IV, quorum omnium per alias occasiones superius facta mentio, in Fridericum II, Aenobarbi nepotem, Imperatorem laudatissimum, cui reclusos scientiarum fontes Germaniam debere supra diximus, & Iohannis XXII in Ludovicum Bauarum, cui tamen defendendo non defuerunt . . ." [Vgl. S. 135 ff.].

„Florian":

S. 405: „Also ist damals offenbar worden, daß herfür getreten sey, und sich habe sehen und hören lassen, der Mensch der Sünden, und das Kind deß Verderbens, der da ist ein Widerwertiger, und sich erhebet, über alles, das GOtt, oder Gottesdienst heist: Also daß er sich setzet in den Tempel GOttes, als ein Gott, und giebt für, er sey ein GOTT, 2. Theß. 2. v. 3. & 4."

Auff dieses Fundament, welches der gottlose Pabst Hildebrand oder Gregorius VII. geleget hat, haben hernach andere Päbste zu bauen, sich mit allem Fleiß lassen angelegen seyn."

S. 405: „Unter diesen regier-süchtigen tyrannischen Päbsten, sind sonderlich embsig gewesen, Innocentius der Dritte, und Bonifacius der VIII. welcher zum Pabstthum kam, wie ein Fuchs, regierete wie ein Löw, und starb wie ein Hund."

S. 405: „Ich muß allhier erzählen, auff was Art Bonifacius zum Päbstlichen Stul gelanget sey . . . . . und ist gar jämmerlich allda gestorben."

S. 405: „Dieser Bonifacius hat unter andern in die Welt geschrieben, daß einem jeglichen Menschen zu Erlangung der Seeligkeit nöthig sey, sich dem Römischen Pabst zu unterwerffen, und daß der Pabst so wol im Policey Wesen, als in Kirchen-Sachen, die höchste Obrigkeit sey."

S. 405 f.: „Und nachdem Pabst Hildebrand den Anfang gemacht, einen Käyser abzusetzen, haben andere Päbste nach ihm dergleichen thun wollen.

Es hat Paschalius II. Käyser Henricum V. Hadrianus IV. und Alexander III. Käyser Fridericum Barbarossam; Innocentius III. Ottonem IV. Iohannes XXII. den Ludovicum in Bann gethan, nur darumb, dieweil er die Käyserliche Crone von deß Pabstes heiligen Händen nicht empfangen wolte, und haben sich unterstanden sie gleichfalls abzusetzen, und vom Käyserlichen Stuel zu stossen."

„APPARATUS THEOLOGICUS“:

S. 145: „Caeterum per horum seculorum infelicitatem & tenebras conscientiis mortalium indignis modis dominati sunt Romani praesules, regna & provicias occidentis argento emunxerunt, majestatem Regum & cumprimis Imperatorum foede conculcarunt, & spoliis Imperii quin orbis Christiani se suosque ditarunt.“

S. 149: „Hinc [ambitione & superbia pontificum] itaque imperium vastari, ecclesia opprimi, summa imis misceri.“

S. 206: „Post Fridericum autem secundum crevit potentia & superbia Sedis Apostolicae . . .“

S. 152 f.: „Et in hoc Concilio Papatum consummatum, sive ad summum illimitatae dominationis fastigium perductum esse haut injuria dixeris . . . Julius publice audit *alter Deus in terris:* Leo vero *sponsus ecclesiae* . . . Additur: *Ceu Leo rex quadrupedum, tu alter Leo, hominum non alter rex tantum, sed regum rex, & orbis terrarum monarcha effectus* . . eique *uni omnis in coelo & in terra tradita a Domino potestas* affirmatur.“

[Vgl. S. 149.]

„Florian“:

S. 406: „Als die Käyser also in Bann gethan, und das Wasser trübe gewesen, hat der Pabst, der sich rühmet, er sey S. Petri Nachfolger, angefangen mit allem Fleiß zu fischen, hat sein Netz außgeworffen, und vollends die vornehmste Länder und Städt in Italia gefischet, und den Käysern entzogen; Also daß allgemach das Käyserthumb geschwächet worden, und abgenommen, deß Pabsts Gewalt aber und Weltliche Herrligkeit immer gewachsen und grösser worden ist.“

S. 407: „Summa Summarum, es hat der Pabst so wol im Geistlichen als im Weltlichen Regiment, der Höchste und Fürnehmste seyn wollen. Er hat endlich sich nicht geschämet, von gecrönten Häuptern und zwar von dem Vornehmsten der Christenheit, dem Römischen Käyser zu begehren, daß seine Füsse oder Pantoffel von ihnen solten geküsset werden . . . . . Von dem Volck lässet er sich ehren wie einen Gott . . . . .“

Das ist noch nicht 1/7 der ganzen Schrift. Wie oft mag aber Calixt auch noch im folgenden ohne besondere Erwähnung benutzt sein! Für diesmal und in diesem Rahmen war es mir nicht möglich, die Entlehnungen aus Calixt auch nur annähernd vollständig nachzuweisen. Aber die Arbeit muß einmal getan werden, und sie ist nicht nur für Theologen interessant. Der „Florian“ ist keine theologische Abhandlung, sondern er sucht geschichtliches Verständnis und Heilung für die traurigen Verhältnisse des Vaterlandes nach den Verheerungen des gewaltigen Religionskrieges. In diesen Bestrebungen war Calixt eine hervorragende Persönlichkeit. Leider ward er von Eiferern verketzert und überschrien. Schupp konnte ihm nach seiner theologischen Stellung auch nicht unumwunden zustimmen; aber er gehörte zu den Leuten, die nicht eingebildet auf die reine Lehre, den Finger auf die Fehler im eigenen Lager legten; und deren gab es damals, wie wir unter anderm aus dem „Florian“ sehen, mehr.

Es ist überhaupt unglaublich, wie viel Stoff Schupp für diese eine Schrift verarbeitet hat! Für sie die Quellen im einzelnen nachzuweisen, sie zur Mitwelt in lebendige Fühlung zu setzen, das müßte

eine kulturgeschichtlich interessante Studie sein. Was ich im folgenden darüber biete, das sind nur Fingerzeige für einen, der sich einmal dieser Spezialuntersuchung annehmen will. — Vorweg sei ein Mann genannt, der als Christoph Helwigs Mitarbeiter dessen Schwiegersohn nahe stand: Kaspar Finck (1578—1631), der ehemalige Gießener-Marburger Professor und nachmalige Koburger Generalsuperintendent. Schupp hat im „Florian“ (H Zug, S. 427 ff. = F 1701, II, 32 ff.) viel aus seiner Schrift: „Legendorum Papisticorum centuria, oder hundert Papistischer alter unhöfflicher Unwarheiten, auß ihren eigenen unleugbaren Büchern zusammen gezogen und widerlegt. Gieß. 1614. Frankfurt 1618.“ herangezogen, vielleicht mehr, als auf den ersten Blick zu sehen ist, da manche weitere Zitate ihr entnommen sein können. Natürlich müßten auch Fincks übrige Schriften zum Vergleiche herangezogen werden. Ebenso wäre selbstverständlich auch bei den andern zu verfahren, bei denen ich noch nicht in die Einzelheiten eindringen konnte. Deshalb füge ich dem Verzeichnis der Quellen die mir über sie bekannten Quellen bei. (Über Finck vgl. Strieder IV, S. 118 ff.; „Monumenta Germaniae Paedagogica“ XXVIII, Register; „Allgem. Deutsche Biographie VII, S. 11. — Von ihm gibt es auch eine Schrift: „Aller frommen Christen güldenes Kleinodt, welches ist das gebett des Herrn oder das heil. Vatter unser; erklärt, beschrieben, geprediget. Gießen 1612.“, vielleicht das Vorbild für Schupps „Krancken-Wärterin“.)

Ohne Einzeluntersuchung ist eine sachliche Anordnung nicht möglich. Deshalb nenne ich die übrigen Männer und Schriften in der Folge, wie sie im „Florian“ begegnen: Da ist der erste (H Zug, S. 407 f.) Campanella, der hier nicht mit Namen genannt wird. Von ihm haben wir bereits oben geredet (S. 36. 38 f. 43. 45). Inzwischen habe ich den hier ausgesprochenen Gedanken auch in der „DISPUTATIO THEOLOGICA“ (S. 24) gefunden: „... Proinde mirari desino, cur Campanella potentissimo Regi cuidam suadeat, ut in omnibus negociis intricatis utatur ministerio Monachi, aut alterius religiosi.“ — Über den Bischof Wilhelm Blindasinus mit seiner Schrifft „Panoplia“, der (S. 409) über die Autorität der Bibel zu Worte kommt, habe ich nichts ausmachen können. Das Zitat scheint nicht direkt abgeleitet zu sein. Der Titel bedeutet: Bekämpfung aller Ketzereien. — Auch Theophylactus (Erzbischof von Achrida im Anfange des 11. Jahrhunderts) ist offenbar für Schupp (H Zug, S. 410. 421) eine abgeleitete Quelle. Er schrieb kettenartige Kommentare zur heiligen Schrift (vgl. RE³ XIX, S. 672 f.)[1].

---

[1]) Realencyclopädie für prot. Theologie und Kirche, herausgegeben von Herzog und Hauck, 3. Auflage.

— Die von Kardinal Stanislaus Hosius (1504—1579) angeführten Worte (S. 410) dürften in dessen der Augsburgischen Konfession entgegengesetzten „Confessio Catholicae fidei christiana" (1551) zu suchen sein (RE³ VIII, S. 382—392). — Den irischen Bischof Baleus (S. 414) haben wir bereits kennen gelernt (oben S. 28). — Auch das „Pontificale Romanum" und das „Ius Canonicum" werden (S. 414 und 416) angeführt, aber wie mir scheint, aus einer Schrift des Calixt. (Vgl. auch RE³ XV, S. 550 f. und X, S. 18—22.)

Auf S. 417—421 folgt ein Abschnitt über das unglückliche Leben der Nonnen, der offenbar wörtlich übersetzt ist aus einem „Tractat eines Italiänischen Edelmannes, welchen er nennet, himmlische Ehescheidung, durch die Römische Braut Göttliches Leben verursacht". Mein Suchen nach der Schrift war vergeblich; aber was Zschau (S. 107) darüber sagt, ist reine Phantasie. Schupp könnte den Stoff von Andreä haben. Wahrscheinlicher jedoch hat den ganzen Abschnitt der Herausgeber der Zugab, Jost Burkhard Schupp, von sich aus hinzugefügt. Man kann ihn ohne Gefährdung des Zusammenhanges herausnehmen. Ein Anschluß ist weder nach vorn, noch nach hinten vorhanden. Vielmehr schließen die vorhergehenden Worte: „Ich wolte allhier allerley Exempel erzehlen, allein sie sind odios" — bei Schupp die übliche Form der Praeteritio — weitere Ausführungen über das ins Kloster gehen aus. Endlich habe ich auch sonst in der „Zugab" eigenmächtige Erweiterungen von der Hand des Redaktors bemerkt, die vielfach aus italienischen Quellen stammen. Indem ich an das über Boccalini (oben S. 273) Gesagte erinnere, behalte ich mir vor, darüber noch einmal besonders zu handeln. (Vgl. vorläufig den Exkurs auf S. 533 ff.)

In John Barclay (S. 416 f.) und Robert Bellarmin (S. 426) begrüßen wir alte Bekannte (vgl. oben S. 35 f. 41. 44. 273). — Über den Magister Georg Burckhart zu Ulm, der auf S. 426 und 427 über Wallfahrten redet, habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Vielleicht hat ihn Schupp in Fincks Schrift gefunden. — Ebenso verhält es sich wohl (S. 426) mit Heinrichs IV. von Frankreich Hofprediger Petrus Bessaeus (Anfang des 17. Jahrhunderts), dessen Predigtsammlungen von Matthäus Martinez und Aegidius Albertinus unter den Titeln: „Conceptus sive conciones in evangelia totius anni", „Catholische Postille" und „Seelen-Compaß" ins Latein und ins Deutsche übersetzt worden sind (Jöcher I, 1050 f.). — Die (S. 427 aus Burckhart zitierte) „güldene Legende, sonsten die Longobardische Histori" stammt von Jakob von Viraggio (de Voragine 1230—1298), der auch sonst ein produktiver Schriftsteller war, hat sich in verschiedenen Übersetzungen als rechtes Volksbuch eingebürgert und dürfte Schupp selbst nicht

unbekannt gewesen sein. (Vgl. RE[3] VIII, S. 560—562.) — Discipulus (S. 427) ist der Dominikaner Johann Herolt (Anfang des 15. Jahrhunderts), der ein populäres Predigtbuch: „Discipuli sermones de tempore & de Sanctis cum exemplorum promptuario ac miraculis B. Virginis" o. O. u. J. fol. verfaßte. Es ward später öfter aufgelegt, und 1612 erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke in drei Quartbänden zu Mainz (Jöcher II, 1554; RE[3] XV, S. 655, 1 ff.). — Lucius Marinus Siculus (S. 428) und John Owen (S. 431) sind uns unter Schupps Vorbildern bereits begegnet (oben S. 28 und 271). — Der Wittenberger Professor Balthasar Meisner (1587—1626) (S. 437) hatte unter anderem auch in Gießen studiert und war Zeit Lebens mit Mentzer und seinem Kreise befreundet. Seine Schriften und darunter auch die hier gemeinte: „Geistreiche wohlgegründete Predigten über die Augspurgische Confession" gehörten zum eisernen Bestande der Schule, die Schupp durchlaufen hatte. (Vgl. Jöcher III, 382 f.; RE[3] XII, S. 511 f.) — Kaspar Mauritius (1615—1675) (S. 444), seit 1644 Professor in Rostock, ward 1662 Schupps Nachfolger in Hamburg. Er schrieb unter anderm „De Simonia sive abusu bonorum ecclesiasticorum" (Jöcher III, 305 f.; Moller, Cimbria literata).

Mit dem Quedlinburger Prediger Johann Windstet und seiner Schrift „Wider die Sacrilegos, das ist: Wider die Kirchen-Diebe der jetzigen Zeit ... Eisleben 1566.", aus der Schupp (S. 444 ff.) ein größeres Stück zitiert, kommen wir wieder in unbekanntes Land. — Joachim Morlinus (Mörlin, 1514—1571), der die Vorrede dazu schrieb (S. 444), ist der bekannte Schüler Luthers, der als Bischof von Samland starb. Unter seinen Schriften finde ich diese nicht (Jöcher III, 577 f.; RE[3] XIII, S. 237—247). — Der lutherische Streittheologe Tilemann Heßhusius (1527—1588) wird (S. 448) aus Windstets Buch zitiert, war aber nach seiner Richtung für Schupp kein Unbekannter (Jöcher II, 1568 ff.; RE[3] VIII, S. 8—14). — Der Schluß (von S. 448 an) scheint mir aus einer Schrift des lutherischen Theologen Arnold Mengering (1596—1647), der auch im „Salomo" (H, S. 52) mit einem längeren Zitate begegnet, zu stammen. Er schrieb unter andern „Oeconomia Salomonica"; „Scrutinium conscientiae catecheticum" (im „Salomo" genannt); „Speculum conscientiae nach dem 3. Gebote"; „Kriegs-Belial oder Soldaten-Teuffel", die alle einmal daraufhin untersucht werden müßten, ob sie für Schupp Quellen gewesen sind (Jöcher III, 432 f.; RE[3] XV, S. 673, 41 ff.; Goedecke, Grundriß I, S. 380). — Von dem lutherischen Geistlichen Conradus Porta (1541—1585), dessen „Pastorale Lutheri" hier (S. 449) zitiert ist, wären außerdem die Schriften „Oratio de assidua lectione operum Lutheri"; „Unterricht von

Kirchen-Gütern und Almosen"; „Jungfern-Spiegel"; „Lüg- und Läster-Teuffel" und „Wider das unnötige Hadern" zu vergleichen (Jöcher III, 1709). — Die Werke des Mansfelder Pfarrers Michael Caelius (1492—1559), von dem hier (S. 449) eine Passionspredigt zitiert wird, sind von dem Schupp bekannten Cyriacus Spangenberg (vgl. oben S. 477) gesammelt und 1565 sowie 1569 herausgegeben worden (Jöcher I, 1539; RE³ XII, S. 426, 4 f.). — Mit den Schriften des lutherischen Professors Nikolaus Selneccer (1530 bis 1592) muß Schupp bekannter gewesen sein, als es nach dieser einen Stelle (S. 450 f.) scheinen könnte. Der Psalter war sein Lieblingsbuch, das er exegetisch und dichterisch bearbeitete (RE³ XVIII, S. 184—191). — Welche von den vielen Schriften des lutherischen Geistlichen Daniel Cramer (1568—1637) hier (S. 452) gemeint sei, kann ich nicht sagen. Auch er hat Katechismuspredigten drucken lassen und einen „Tractat, wo, wenn und wer die Buchdruckerkunst erfunden? Leipzig 1634." verfaßt. Dieser Frage hat Schupp ebenfalls Interesse entgegengebracht; vgl. z. B. Band XVI, S. 689. (Vgl. Jöcher I, 2166 f.)

Natürlich ist auch der „Florian" nach Schupps Art reichlich mit Anekdoten durchsetzt, von denen viele aus seiner eigenen Erfahrung stammen. Zu zweien möchte ich Erläuterungen mitteilen: S. 423 f. ist die Rede von einem Ambassadeur Grosig zu Münster — Grotius ist Druckfehler, der sich daraus einfach erklärt, daß g und die Ligatur für -us einander sehr ähnlich sehen. Adolf Wilhelm von Grosig (Krosiegk) war einer der Abgeordneten der Landgräfin Amalie von Hessen-Cassel, an den Schupp in seiner Ernennung zum Gesandten auf dem Friedenskonvente gewiesen war. Von ihm berichtet er denn auch verschiedentlich in seinen Briefen an Landgraf Johann. (Vgl. Rommel VIII, S. 748—750; Festschrift I, S. 325 ff.; Nebel, S. 52. 83 u. ö.) — S. 425 und 436 redet Schupp von einem vornehmen Cavalier, von dem Bruder eines vornehmen Reichsfürsten, der papistisch ward und zu hohen Würden kam. Das war Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt (1616—1682), der jüngste Sohn Ludwigs V. Er konvertierte 1636, ward 1638 Generalprior der Malteser, 1655 Kardinal und 1670 Bischof zu Breslau. Am 3. Nov. 1648 empfahl Schupp seinem Landgrafen, sich der Hilfe desselben zu bedienen. (Rommel V, S. 816; VIII, S. 16; Nebel, S. 68.)

Nachdem Hölting (I, S. 27) festgestellt hatte, daß Schupps „Salomo" den Anregungen, die er durch Dieterich (Theodor) Reinkings (1590—1664), seines zweiten Schwiegervaters, Schrift:

„Biblische Policey, das ist gewisse, auß Heiliger Göttlicher Schrifft zusammen gebrachte, auff die drey Hauptstände: als Geistlichen, Weltlichen vnd Häußlichen, gerichtete, Axiomata, oder Schlußreden, sonderlich mit biblischen Sprüchen vnd Exempeln, auch andern bestärcket. Franckfurt am M. 1653" u. ö.

empfangen hatte, entsprossen sei, hat Zschau (S. 42) diese und weitere Entlehnungen im „Pratgen“, im „Hiob“ und schon im „Lucidor“ im einzelnen nachgewiesen. Dazu möchte ich bemerken, daß Schupp den „Politicus & Iuris Consultus Theod. Reinking Cancellarius Bremensis & Verdensis“ mit seiner „Politica Christiana“ bereits 1642 in der „AURORA“ (S. 163 f. = „Frühstunde“, F 1701, I, 953 f.) in dem Abschnitte „XV. De tribus vitae humanae ordinibus“ erwähnt. Er hat da offenbar die Schrift:

„Tractatus de regimine seculari et ecclesiastico, exhibens brevem et methodicam juris publici delineationem et praecipuarum controversiarum circa hodiernum Sancti Romani Jmperii statum et gubernationem secularem et ecclesiasticam vertentium, resolutionum ex jure divino, canonico, civili, aurea bulla et constitutionibus imperii. Accesserunt enarrationes ad tres priores Codicis titulos. Giessae 1619.“ u. ö. u. ö.

im Auge, die so viel Kontroversen hervorrief und von Papst Alexander VII. der Ehre gewürdigt ward, auf den Index gesetzt zu werden. Schupps Bekanntschaft mit diesem Manne dürfte schon in Marburg persönlicher Art gewesen sein, da Reinking seit 1617 in Hessen-Darmstädter Diensten stand, nämlich anfangs in Gießen und von 1625 bis 1632 als Vizekanzler in Marburg. Im Jahre 1648/9 sahen sich beide in Osnabrück und Münster als Abgeordnete wieder (Moller, Cimbria literata II, S. 697 ff.; Strieder XI, S. 265 bis 285; Allgem. Deutsche Biographie XXVIII, S. 90—93; Nebel, S. 54 u. ö.). — Des lutherischen Staatsmannes Veit Ludwig von Seckendorff (1626—1692) „Fürstenstaat“ hat Bischoff (S. 110) als Vorbild für den „Salomo“ namhaft gemacht. Zschau (S. 42 f.) hat diese Behauptung aus inneren Gründen abgelehnt. Auch die äußeren Umstände sprechen gegen eine Benutzung, da der „Fürstenstaat“ erst 1656 erschien, und der „Salomo“ im Sommer desselben Jahres verfaßt ist (vgl. Pahner, S 21 und oben Band XVI, S. 293 f., wozu noch Belege im Nachtrag kommen). Die von Zschau angeregte Einstellung des „Salomo“ in die damalige politische Litteratur halte auch ich für nötig, ohne bis jetzt über Notizen hinausgekommen zu sein.

Aus einem „Astrologischen Bedencken von dem Cometen, der Anno 1652. ist gesehen worden“, welches für das Jahr 1656 oder 1657 den Untergang der Welt ankündigte, zitiert Schupp allerlei im „Lucidor“ (H, S. 285 ff.), um schließlich über den Verfasser und Gleichgesinnte zu spotten: „Wann ich recht Deutsch nach meiner Gewonheit reden soll, so halte ich dafür, daß diese Astronomische Weißheit mit einer ziemlichen Thorheit gekrönet sey. Denn wer hat diesen Mann weiser gemacht als die Engel, welche nichts gewisses hievon sagen können?“ Er macht die weitere Angabe: „Es wird ver-

muhtet, daß selbiges Bedencken auffgesetzet sey von demjenigen, welcher die Apocalypsin reseratam geschrieben." Über diese hat Johann Georg Seld einen „Bericht von dem 1653 zu Christianstadt in 4. edirten Tractate, genannt: Apocalypsis reserata, samt dessen Clave und Harmonia apocalyptica" herausgegeben, der 1654 in Elbingen und 1655 in Danzig erschienen sein soll (Jöcher IV, 489; Georgis Bücher-Lexicon I. Leipzig 1742, S. 52). — Schupp spottet oft über die Astrologie und das Prognostizieren. So schon in „DE ARTE DITESCENDI" (S. 9):

„Clarissimus & ingeniosissimus Astrologus *Hermannus de Werve* saepe cytharae, saepe talpae, interdum aquilae, interdum huic vel illi leoni, mox huic, mox illi sive provinciae, sive urbi, quas nescio, quibus Oedipi verbis describit, sinistra praedicit fata. Et eo ipso facit, ut tristi dubiaque exspectatione, futuram infelicitatem duplicemus. Ast *Mendici* nullum inspiciunt calendarium, nullum prognosticon Astrologicum . . ."

Im „Eylfertigen Sendschreiben" (H, S. 613 ff.) verdammt er die „Calendermacher" und Astrologen aus den Schriften verschiedener Theologen. Zunächst kommt Luther zu Wort. Dann folgt der bekannte Jakob Andreä (1528—1590), Johann Valentins Großvater, mit mehreren Zitaten (über ihn RE[3] I, S. 501—505). Zuletzt kommt der Nördlinger Superintendent Georg Albrecht (1601—1647), der unter anderm auch eine Erklärung der Litanei und einen Bußspiegel geschrieben hat, die möglicherweise bei Schupps gleichnamigen Schriften Pate gestanden haben (vgl. Jöcher I, 221). — Für seinen „Calender" hat Schupp den Kalender eines gewissen Hans Steinberger auf das Jahr 1659 benützt. Die Entlehnungen machen aber nur $^1/_{12}$ bis $^1/_{10}$, etwa die Einleitung des Ganzen aus. Über den Verfasser ist nichts bekannt. Denn was bei Moller (I, S. 656), Ziegra (II, S. 315 f.) und Zschau (S. 44) gesagt wird, sind nur Rückschlüsse aus Schupps Schrift. — Des lutherischen Theologen Johann Matthäus Meyfart (1590—1642) „Christliche Erinnerung von den auß den Evangelischen hohen Schulen in Teutschland an manchem Ort entwichenen ordnungen vnd Erbaren sitten. Schleißingen 1636." hat Schupp, wie Zschau (S. 35) dargetan hat, wohl gekannt, aber nicht als Quelle benutzt, sondern sich in diesen Zeitfragen an Andreä angeschlossen. Von Meyfart als kirchlichem Dichter haben wir bereits geredet (vgl. S. 477). Durch Zufall habe ich von ihm auch eine Schrift gefunden, die ein Vorbild für den „Ninivitischen Buß-Spiegel" gewesen sein könnte:

„TUBA POENITENTIAE / PROPHETICA, / Das ist, / Das dritte Capitel des / Bußpropheten Jonæ, in fünff vnterschiedlichen Predigten, jetziger, gefährli- / chen Leufften Gelegenheit nach, erkläret, / Vnd / Bey dem löblichen Fürstlichen, Casimirianischen / Gymnasio zu Coburgk gehalten, / Von / JOHANNE MATTHAEO MEYFAR- /

to, D. vnnd Directore daselbsten: / . . . . . / Coburgk, / Gedruckt in der Fürstlichen Druckerey, durch Johann Forckel, / In Verlegung Friderich Gruners, Buchhändlers. / —— / Im Jahr, 1626." [Vorwort und 136 Seiten in 4°.]

Einen Vergleich habe ich noch nicht anstellen können. (Vgl. auch RE³ XIII, S. 44—47.) — Neben Meyfart hätte Zschau aber auch den Wittenberger Theologieprofessor Friedrich Balduin († 1627) nennen sollen, von dem Schupp im „Freund in der Noth" (S. 59) aus seiner 5. Predigt über das Buch Josua einen Ausspruch über die „Studenteneide" anführt, der doch wohl nicht zur speziell theologischen Litteratur gezählt werden kann. Vielleicht ist auch seine Schrift „De casibus conscientiae" für Schupp von Bedeutung gewesen. (Vgl. RE³ V, S. 552, 25; X, S. 120, 30 ff.; XV, S. 97, 44 ff.)

Nachträglich habe ich, von Herrn Dr. phil. W. M. Becker-Darmstadt darauf aufmerksam gemacht, eine Quelle entdeckt, die ihrem Charakter nach zu den auf S. 473 f. besprochenen Anekdotensammlungen gehört, aber weil der Satz zu weit vorgeschritten war, dort nicht mehr eingeschaltet werden konnte:

„**IOCORVM** / *ATQVE* / SERIORVM, TVM / NOVORVM, TVM SELE- / CTORVM, ATQVE ME- / MORABILIVM, / *Centuriæ aliquot,* / . . . / *Recenſente* / OTHONE MELANDRO, / I. V. D. / . . . / *FRANCOFVRTI,* / E Libraria Palthenii Officina, / M. DC. III." [816 Seiten und Index in 12°.]

Aus ihr hat Schupp in der „Antwort an Schmid" (**H**, S. 792) die Anekdote von dem Statthalter zu Marburg, welcher „der Teuffel gar bey der Cantzeley" war, geschöpft; bei Melander Nr. 572, S. 573—577. Und dieser Statthalter war jener Burkhard von Gram (Cram), von dem Schupp auch sonst erzählt. Die Stellen sind unter den Wiederholungen als 2. Beispiel aufgezählt (unten S. 527 f.). Weitere Entlehnungen kann ich bis jetzt nicht nachweisen, da ich von den 749 Anekdoten nur erst 100 lesen konnte. Doch habe ich gefunden, daß Christian Weise die Sammlung für seine „Erznarren" benützt hat.

Zum Schlusse füge ich im knappsten Stile ein Verzeichnis von Männern und Schriften an, die ich ebenfalls zitiert finde, ohne ihre Bedeutung für Schupp feststellen zu können: Aus einer Epistel eines gewissen Eliseus Aurimontanus aus Danzig, 1638, 30 Zeilen Druck („Ambrosius Mellilambius", **H**, S. 377 f.). — St. Bernhard von Clairvaux (1091—1153), „Büchlein von der Haußsorge" („Sieben böse Geister", **H**, S. 350, „Kirchen-Krone", **H** Zug, S. 388). — Philippus Bosquirio (Bosquier), ein Franziskaner von Mons im Hennegau († 1631) „in seinen operibus in folio", Cöln 1621, 3 Volumina („Ambrosius Mellilambius", **H**, S. 373; Jöcher I, 1272 f.; RE³ XVI, S. 414, 13 f.). — Brocardus (Burchardus),

ein deutscher Dominikaner, „in Beschreibung des gelobten Landes" = „Descriptio locorum terrae sanctae", um 1240 geschrieben, oft aufgelegt, in 4. Ausgabe von Bosquirio besorgt, deutsch Straßburg 1634 fol. („Salomo", H, S. 98; Jöcher I, 1390). — Nicolaus Caussinus (1570—1651), französischer Jesuit und Beichtvater Ludwigs XIII., „De regno & domo Dei", „De eloquentia sacra & humana libri XVI", „Dissertatio in libros IV Regum" und vielleicht noch andere Schriften („ORATOR INEPTUS", S. 18; „Salomo", H, S. 15. 20. 93; Jöcher I, 1785 f.). — Martin Chemnitz (1522—1586), der bekannte strenge Lutheraner, den Schupp öfter neben Martin Luther stellt. Von ihm zitiert er häufig das „Examen Concilii Tridentini", hat aber mehr von ihm gekannt („Freund in der Noth", S. 59; „Calender", H, S. 579; „Unterricht. Student", H Zug, S. 245 u. ö.; RE[3] III, S. 796—804). — Jakob Coler (1537—1612), lutherischer Theologe, „Hauß-Buch" = „Oeconomia ruralis & domestica", von seinem Sohne Johann 1609 u. ö. herausgegeben („Sieben böse Geister", H, S. 350; Jöcher I, 2008). — Von „Johannes Dantiscanus [Dantiscus; a Curiis; Flachsbinder; 1483—1548], Culmensis olim & Varinensis Episcopus" acht lateinische Distichen auf Danzig („Ambrosius Mellilambius", H, S. 376 f.). Er hat unter anderm verschiedene lateinische Gedichte geschrieben, deren bekanntestes den Titel „Sylva sive poema de profectione Sigismundi I." führt (Jöcher II, 1918). — Aus Georg Dedekenn († 1628) ein Zitat über die Säkularisation der Kirchengüter („Salomo", H, S. 84 f.). Das Werk kenne ich in 2. Ausgabe unter dem Titel:

„M. GEORGII DEDEKENNI / THESAURUS / CONSILIORUM THEO- / LOGICORUM ET JURI- / DICORUM, / *CUM* / NOVA APPENDICE. / . . . . . / erstlich Durch M. GEORGIUM DEDEKENNUM, *Ecclesiasten Hamburgensem*, hernach aber In richtigerer Ordnung, . . vermehret, . . verbessert in Druck gegeben Durch JOHANNEM ERNESTUM GERHARDUM, SS. Theol. D. & Prof. P. Jenens. nunmehro Seeligen . . . JENA, In Verlegung Zachariæ Hertels, Buchhändlers in Hamburg, Gedruckt bey Johann Nisio, im Jahr Christi 1671." [3 Teile nebst Anhang in 2 Foliobänden.]

Das Werk ist wegen des Eingehens der Consilia auf konkrete Fälle von Volksglauben eine wahre Fundgrube für die Volkskunde und dürfte den volkstümlichen Schupp — ähnlich wie die Anekdotensammlungen und das „Theatrum Diabolorum" — gewaltig angezogen haben. Hier konnte er die volkstümlichen Vorstellungen, die er in der Jugend in sich aufgenommen hatte, durch die Lektüre bereichern. (Über Dedekenn vgl. Moller, Cimbria literata.) — Zur Verteidigung seines Stiles weist Schupp gelegentlich („Eylfertiges Sendschreiben", H, S. 612) auf die Schriften des Generalsuper-

intendenten im Herzogtum Bremen und Verden Michael Havemann (1597—1672) hin, „darin er unterweilens, Attico quodam lepore & Laconica brevitate, mehr zu verstehen gibt, als er auff das Papier gesetzt hat.“ Derselbe schrieb unter anderm eine „Hodosophia evangelica contra papalium ignem fatuum“ (Jöcher II, 1403 f.; Moller, Cimbr. lit.). — Eine Anekdote wird aus „Megerius in dem 5. Buch seiner außerlesenen Historien am 34. Cap.“ berichtet („Allmosen-Büchse“, H Zug, S. 29). — Von einem gewissen Ludovicus Pictorius sind in der „EUSEBIA“ (S. 273—277) 27 lateinische Elfsilbler zitiert. — Mehrfach kommt der Jesuit Johannes Pineda († 1637) aus seinen Schriften „De rebus gestis Salomonis“ und „Commentarii in librum Jobi libri III, 1597.“ zu Wort („Salomo“, H, S. 108; „Hiob“, H, S. 163 f. 167). — Öfter wird der Nürnberger Prediger Johann Saubert (1592 bis 1646), der Freund und Gesinnungsgenosse des Joh. Val. Andreä, genannt, auch eine seiner Hauptschriften angeführt, das „Psychopharmacum, Seelenarznei für die Lutherischen und Papisten, ob, wenn wir die Papisten zu unserer Religion bewegen wollen, nötiger sei unser Disputiren oder die Besserung unseres Lebens“ (1636). Diesen Gedanken hat ja auch Schupp unablässig wiederholt. Ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Stellen habe ich im Neudrucke der „Corinna“ (Anmerkung 18) gegeben. (Vgl. „EUSEBIA“, S. 280; Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 18.) — Ein Zitat über die Nachgier aus dem „güldenen Kleinod, so Emanuel Sonthomb aus der Englischen in die Teutsche Sprache versetzt hat“, steht im „Lucidor“ (H, S. 309). — Ebenda (H, S. 272) findet sich eine Äußerung von Alphonsus Tostatus Abulensis (Bischof von Avila in Spanien, † um 1454) über die Lieder Salomos. Seine Werke waren 1596 in Venedig und 1612 in Cöln in 27 Bänden erschienen (Jöcher IV, 1277 f.). — Auch der Schrift: „De Legibus Forensibus“ eines Calvinisten, des Herborner Predigers Wilhelm Zepperus (um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts), versagt Schupp seine Anerkennung nicht („Sieben böse Geister“, H, S. 336; Jöcher IV, 2190).

Werfen wir einen kurzen

Rückblick

auf Schupps Vorbilder, so zeigt sich, daß bei ihm im Anfang seine Lehrer, vor allem die Niederländer einen alles beherrschenden Einfluß ausüben. Durch sie ward er auf die humanistischen Studien und speziell auf die antiken Redner und Historiker hingewiesen, die er sich in seinem Marburger Amte stofflich und formell zum Muster nahm. Material zu seinen Reden und Schriften lieferten ihm in größerem Umfange Boxhorn und Barläus, zu denen Andreä und Bacon

als direkte Vorlagen hinzutraten, letzterer vor allem in der „ARS DITESCENDI". — Seit 1636 traten die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik durch Helwigs Erbe in seinen Gesichtskreis, um von da an umbildend auf ihn einzuwirken. Er wendet sich mehr und mehr von den antiken Studien ab und den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart zu. Die Anzeichen mehren sich mit der Zeit. Allein in seiner Professur fühlt er sich noch nicht stark genug, radikal mit dem alten Zopfe zu brechen; und noch die „ARS" kleidet sich in das übliche lateinische Gewand. Erst in Hamburg fühlt sich Schupp frei, er schreibt deutsch, und die deutsche Litteratur, mit der er schon vorher bekannt geworden war („CONSECRATIO AVELLINI"!), tritt in den Vordergrund. Ich erinnere nur an Luther, dessen Bedeutung für Schupp nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und all die anderen. Bestimmend für die Form sind in dieser Zeit Boccalini, Lukian und die Satire des 16. Jahrhunderts, die zugleich auch Stoff liefern. Aus allem, was er gelesen hat, haben immer wieder die Satiriker von Horaz bis zu den neuesten den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; dazu treten die Fabel in dem weiten Umfange von damals, die Anekdote, Volkslieder und Sprichwörter. — Verarbeitet hat Schupp die ganze Bildung seiner Zeit. Man könnte deshalb noch andere Männer und Schriften namhaft machen, die er kennen gelernt hat und erwähnt. Aber sie haben bei weitem nicht alle gestaltend auf ihn eingewirkt; an manchen hat er seine Lebensanschauung gebildet, an anderen wiederum nur seine Diktion oder die Form der Einkleidung.

Wir beobachten einen gewissen Wechsel der Vorbilder Schupps zwischen der Marburger und der Hamburger Zeit. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Gestirne, die über den lateinischen Schriften walteten, späterhin verschwunden wären. Zschau konstatiert in den deutschen Schriften Reminiszenzen an Andreä und weitere Abhängigkeit von Bacon. Er vermutet, Schupp habe sich nach dem Brauche seiner Zeit sogenannte „Kollektaneen" angelegt, und das ist ohne Zweifel der Fall. — Übrigens hat das bereits Hölting (I, S. 24) gesagt. — Im „DEUCALION CHRISTIANUS" (S. 3 f.) schreibt er nämlich an den Kaufmann zur Schmitten in Bremen, die „manuscripta, in quibus continebantur multa arcana ad rem literariam pertinentia", die er ihm auf der Heimreise von Holland (1635) zur Übersendung in die Heimat anvertraut hatte, und die verloren gegangen waren, hätte er wenigstens zumteil wiedererhalten und sich sehr darüber gefreut, weil sie ihn viel Mühe gekostet hätten. In diese Sammlung wanderten nicht nur Lesefrüchte, sondern auch andere Erfahrungen und Erlebnisse, wenn sie ihm der Aufbewahrung wert erschienen. So berichtet er in der „Ehrenrettung"

(H, S. 633) als etwas Selbstverständliches, daß er auf der Heimreise von Rostock (1631) in Hamburg eine interessante Hausinschrift gefunden und sie sich in sein Notizbuch geschrieben habe, von wo sie in die Sammlung überging, um in Schriften bei Gelegenheit Verwendung zu finden. Nur auf dieser Grundlage erklären sich auch die zahlreichen

4. Wiederholungen in Schupps Schriften,

die schon von anderen wie Hölting, Stötzner, Zschau, Lühmann usw. bemerkt worden sind, ohne eine entsprechende Beachtung und Würdigung zu finden. Ich gebe zunächst einige **Beispiele**, indem ich für jedes einzelne die Stellen chronologisch anordne:

1 a. „ORATOR INEPTUS", S. 19:

„. . . oportet te accurate distinguere inter Doctores & Doctoratos. Ad Doctoratum pauca requiruntur, ad Doctorem *multa*. Olim a patre meo ducebar Marpurgum. Eram adhuc admodum puer: lassus itaque a via, attollebam oculos meos, videns procul eminere summa arcis cacumina. Ad parentem igitur conversus dicebam, Ecce, jam via confecta est, jam pervenimus Marpurgum. Parens severo ultu me aspiciens respondebat: Puer, ne post hac credas, te visis summis seu templi seu arcis pinnis iter absolvisse. PROCUL ADHUC ABSUMUS AB URBE. Unius rei possunt esse plures fines. Proinde credo, quibusdam doctoratis in media luce praeferri faces ardentes, ne audeant de caecitate sua dubitare. Cato maluit, ut quaererent homines, cur Catoni non sit posita statua, quam quare sit posita".

1 b. „**Lucidor**", Zuschrift, H, S. 270:

„Ich weiß gar wol, was das Wort Jurist für ein honorable Wort sey. Man gehet durch manche grosse Stadt, und siehet viel Doctores und Licentiaten, aber wenig Juristen. Es ist ein grosser Unterscheid inter Doctorem & Doctoratum. Jener sagt:

In Institutis comparo vos brutis
In Digestis nihil potestis,
In Codice, scitis modice,
In des Reiches Abscheid
Seyd ihr kommen nicht weit.
Et tamen creamini Doctores,
O tempora! o mores!

Gott verzeihe es den Professoribus auff Universitäten, welche unterweilen der Welt solche Brillen verkauffen!"

1 c. „**Salomo**", H, S. 112—114:

„. . . Allein ich sehe nun, daß man ohne Geld nicht könne fortkommen in der Welt. [113] . . . Wo GELD kehrt und wend, da hat alle Freundschafft ein End . . Mit Geld kan man grosse Schlösser bauen . . . Geld machet Soldaten . . . . . Geld macht Edel . . [114] . . . Geld machet andächtige Priester . . Geld machet gelahrt: Wann mancher auff Universitäten gefressen und gesoffen: und ist etwan einem Professori, bey dem er lange an Tisch gangen, ein hundert Thaler oder etzliche schuldig, und der Professor wolt gern daß der Vater Geld schicke, so muß er dem Sohne helffen daß er Doctor oder Magister werde. Da werden denn bey hellem Tag Fackeln angezündet, damit man ja die ungelahrte Doctores und

Magistros sehen könne. Da wird ihnen dann im Namen deß Röm. Käysers Macht gegeben, das gantze Corpus Iuris, oder die gantze Philosophi und alle freye Künste in der Welt zu dociren, und das ist eben so viel als wann ich zu einem Blinden sagte, Schau, oder zu einem Lahmen, Gehe hin, oder zu einem Tauben, Höre."

„Ehrenrettung", H, S. 667 f.: 1 d.
„Denen Studenten, welche oftmals nicht aus Andacht, sondern aus Fürwitz anhero [in die Kirche] kommen, und machen es wie die jungen Pennäle zu Athen, welche in Pauli Predigt kamen, nur etwas neues zu hören, Act. 17. denselben verehre ich zum Neuen Jahr, eyserne Köpffe, güldene Beutel, bleyerne Hosen, und gelichte oder gewächste Stuhlküssen, und bitte, sie wollen damit wieder auff Universitäten ziehen, und etwas redliches lernen, und sich erinnern, daß ein grosser Vnterscheid sey zwischen einem Doctor und einem weisen Mann. Hugo Bon Campanus war ein gelehrter Jurist, wurde endlich Papst und genennet Gregorius 13. Einsmals kam ein Doctor zu ihm, einer seiner alten Bekandten, und wolte etliche Beneficia von ihm bitten. Der Papst discurrirt ein wenig mit ihm und sagt endlich: Dic mihi, an Doctor sis, an Doctoratus? ad Doctoratum pauca riquiruntur, ad Doctorem vero multa, quorum fortassis nihil habes." (Nach der 1. Ausgabe berichtigt.)

„Teutscher Lehrmeister", S. 55 f.: 1 e.
„. . . Sehet doch wie solche Dignitäten und Ehren-Titul so schändlich mißbraucht werden. Wann einer ein Jahr oder zehen auff Universitäten gefressen und gesoffen, und die arme Pennäl tyrannisch tractirt hat, oder hat seinem Vater mehr verthan, als seine andere Brüder und Schwestern in der Erbschafft bekommen können, und will endlich nach Hauß, so wendet er seines Vaters letzten sauren Schweiß dran, nemblich das Geld, welches der Vater mit seiner Hand-Arbeit erworben, und kaufft einen Magister, einen Licentiaten, einen Doctor darfür, und solche inutilia terrae pondera wollen hernach allenthalben oben schwimmen wie jener Pferdsmist, der unter den Äpfeln im Wasser schwamme, und sagt hier schwimmen wir Äpffel. Die machen hernach keinen Unterscheid unter ves & va, sondern meynen, jederman müsse ihnen ihres Tituls halben weichen, und sie anbeten wie das güldene Kalb zu Bethel. Man sagt, daß ein vornehmer Papistischer Prälat, wenn ein geistlich beneficium zu vergeben gewesen sey, den der es habe außbitten wollen allezeit gefragt, ob er auch wisse wer Melchisedechs Vater gewesen sey, und wann er nicht sufficient darauff geantwortet, habe er ihn mit seiner Bitte abgewiesen. Einsmals habe ein guter Kärles auch bey ihm umb ein solches beneficium sollicitiret, und als der Prälat diese Frage ihm vorgeleget, habe er mit der einen Hand einen Beutel voll Geld auff den Tisch gesetzet und gesagt: Diß wäre Melchisedechs Vater; mit der andern Hand habe er gleichfalls einen Beutel voll Geld auff den Tisch gesetzt, und gesagt: Das wär seine Mutter. Wenn nun Melchisedechs Vater und Mutter alles thun sollen, und man gar keinen Unterscheid inter Doctorem & Doctoratum, unter einem der sich zu einem Doctor, zu einem Licentiaten, zu einem Magister saufft, oder solche Titul erkaufft, und einem der durch Tugend, Fleiß und Geschicklgkeit dazukompt, machen will, da wird endlich Tugend und Geschicklgkeit selbst verachtet." (Vgl. auch „Salomo," H, S. 31 f.)

„PROTEUS", S. 30: 2 a.
„Patrum nostrorum memoria, Hassia haecce habuit Nobiiiss. Proprincipem & sapientiss. Consiliarium Burchardum à Gram, qui vix conjugationes aut declinationes Grammaticas scivit, at principi tamen & subditis omnibus, prudentissimis consiliis suis abundè satisfecit."

„Sieben böse Geister", H, S. 341 f.: 2 b.
„Der Mensch sol sich nehren seiner Hände Arbeit . . . Burchard von Gramm,

weiland Fürstl. Stadthalter zu Marpurg, ist ein alter Teutscher Edelmann gewesen, welcher [sich] mit der Grammatic eben nicht überflüssig den Kopf zerbrochen, sondern sein lebendiges grosses ingenium in vielen höheren Dingen employret, und hat seinem Fürsten und dem gantzen Lande also vorgestanden, daß sein Gedächtnüs bey den Nachkommen ist gesegnet blieben. Dieser hat den Müssiggang durchaus nicht leyden können. Nun ist zu Marpurg auf dem Marckt ....."

2 c. **„Teutscher Lehrmeister"**, S. 37 f.:
„In Hessenland ist ein Fürstlicher Stadthalter gewesen, Burchard von Gramm, welcher in seiner Jugend keinen Lust gehabt zu dem Grammaticalischen Kriege, und hat von dem Feldmarschalck Prisciano seinen Abschied und Paßport begehret, nachdem er eine geringe Zeit für einen Mußquetirer gedienet hatte. Als er hernach in seinem hohen Ehren-Ampte gesessen, und mit vielen Obersten und Rittmeistern, auß dem bello Grammaticali umbgehen müssen, sol er einsmahls gesagt haben, er wolle 100. Goldfl. drumb geben, daß alle desinentia in A. generis foeminini wären, und daß er in den Lateinischen Wörtern mit der letzten syllaba könne zu recht kommen. Allein er hat seinem Fürsten so wohl gedienet, und dem Lande so wohl fürgestanden, daß ihn Herr und Knechte mehr geliebt, und mehr Nutz von ihm gehabt, als von andern, welche den Syntax und das Corpus Juris mit Löffeln gefressen haben" (= H Zug, S. 186).

3 a. **„DE OPINIONE"**, S. 66 f. = C_2, 55:
„Mihi optimus Politicus videtur is, qui Juventutem bene erudiendam curat, & rusticis patrocinatur. Nam ex pueris bene institutis evadunt boni juvenes, ex bonis juvenibus boni viri, boni viri sua sponte agunt agenda. Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu. [Horaz, Epist. I, 2, 69 f.] Quomodo Princeps subditos suos universos esse optat, ita singulos in Scholis curet informari."

3 b. **„ORATIO DE FAMILIA ... FRIDERICI ..."**, D, 170 f.:
„Quales subditos suos universos esse optat Princeps, tales singulos in pueritia in scholis instituendos curet. Rudis aetas ad quamvis disciplinam sequax est. Ex bonis pueris boni Juvenes, ex bonis Juvenibus boni viri. Boni viri suapte sponte quod rectum est, sequuntur, adeo ut non opus sit multis legibus aut suppliciis. Credo ideo optimum hunc Principem eo frugaliorem fuisse in victu & amictu, ut sumptibus ecclesiae reique publicae bono impendendis, eo facilius sufficeret."

3 c. **„DE ARTE DITESCENDI"**, S. 41 = C_3, 148:
„..., si consideraveris bonam liberorum educationem esse fundamentum felicitatis politicae. Nam ex bonis pueris boni juvenes; ex bonis juvenibus, boni viri; boni viri Insulam tuam Atlantidem & divitiis, & virtutibus ornabunt. Quemadmodum incrementa illa immensa Imperii Romani, merito a quibusdam attribuuntur virtuti illorum Regum, qui eidem in pueritia sua veluti Tutores fuerunt & Nutritii: Ita certe, cultura & institutio annorum puerilium aut teneriorum eas habent vires, licet latentes, & minime in cujusvis observationem currentes, quas neque temporis diuturnitas, neque laborum assiduitas & contentio, postea aetate maturiore, ullo modo aequiparare possint.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu."

[Von „Quemadmodum ..." an zumteil eine Entlehnung aus Bacons „De augmentis scientiarum", VI, 4, pag. 710; vgl. Zschau, S. 85]

3 d. **„Sieben böse Geister"**, H, S. 331:
„Ich halte dafür, daß der Stadt Hamburg mercklich daran gelegen sey, und daß

das Christenthumb daselbst merklich könne befördert werden, wann ein Gesetz gemacht würde, wie man Knechte und Mägde tractiren und in disciplin halten solle. Wie ein Regent haben wil, daß seine Unterthanen seyen, also lasse er Kinder und Gesinde, Knechte und Mägde aufferziehen und anführen. Wann Kinder und Gesinde, Knechte und Mägde wol angeführet würden, so hätten wir innerhalb 20. Jahren eine neue Welt."

3 e.

Ebenda, H, S. 356 f.:
„Wer ein Hauß bauen wil, der muß ein gut Fundament legen. Und wer im geistlichen und weltlichen Stand etwas Gutes durch Gottes Beystand außrichten will, der muß, wann er weißlich handeln will, von unten anfangen, von Kindern, Knechten und Mägden. Wo Kinder, Knecht und Mägde wol angeführet werden, da folgen fromme Eheleut. Wo fromme Eheleut sind, da sind fromme Unterthanen, welche Gott geben, was Gottes ist, und dem Käyser, was des Käysers ist. Wo fromme Unterthanen sind, welche Gott und ihrer Obrigkeit treu sind, da wandelt Gott mit seinem Segen, und seine Fußstapffen trieffen von Fett. Und wo die Unterthanen reich und von Gott gesegnet sind, da hat der Regent einen unausschöpfflichen und immerquellenden Bronnen, der ihm nützlicher ist, als der Chymicorum aurum potabile."

3 f.

„Litaney", F 1701, I, 856:
„Ich ruffe Himmel und Erden zu Zeugen an, daß ich den Eltern genugsam gesaget habe, daß sie auff ihre Kinder besser Achtung geben, . . . Würden die Kinder recht erzogen, so bedürffen wir keines Scharffrichters, und innerhalb 20. Jahren hätten wir eine neue Welt. Aus frommen gottesfürchtigen Kindern werden fromme Jünglinge und Jungfrauen, aus frommen Jünglingen und Jungfrauen werden Gottesfürchtige Eheleute, welche thun, was Gott und die Obrigkeit von ihnen fordern. Wo solche Leute sind, da wandelt GOTT mit seinem Segen, und seine Fußstapfen trieffen von Fett. Der Hohepriester Eli war ein grosser Mann . . ."

4 a.

„DE OPINIONE", S. 18:
„Nemo validior est ad ingenerandas opiniones quam mulier, inter brachia Fladensii sui fictas atque eruditas lachrymas emulgens. Ridetis Auditores, & vos cautiores fore putatis. Sed opinione plerosque fallet. Gens illa foeminea imperat & imperavit & imperabit, vel clam, vel vi, vel precario. Wolt ihr nun eben die Stieffel zu Nürnberg verdienen? Caeterum hinc abeant, illi qui dicunt, der Ehestand sey ein Wehestand. Annon enim ajunt cum pessima foeminarum optimus Socrates est colluctatus? Annon infelix imperator, qui filium Commodum accepit? Augustus Caesar divûm genus aurea condens secula, vel proprio suo judicio felix fuisset, si caelebs vixisset orbusque periisset. Annon Saturnus a filio suo Deorum hominumque imperio exutus est? Quot patres victimae filiorum fuerunt? Quod prioris tori filii circumventi sunt insidiis novercarum? Et annon semper amat lites alternaque jurgia lectus, in quo nupta jacet minimumque dormitur in illo? Sed precamur hominibus illis heleborum loco salutis . . ."

4 b.

„PROTEUS", S. 26:
„Quod conjugia interdum sint infelicia; quod saepe habeat lites alternaque jurgia lectus, in quo nupta jacet; quod saepe amplissima domus capere nesciat quos lectuli angustia conglutinare debeat, non aliunde provenit, quam quia miscentur ingenia disparia atque dissimilia quorum non est idem velle & idem nolle."

Das „idem velle & idem nolle" stammt aus

4 b c.

„DE OPINIONE", S. 11:
„Qui cum sapiente Romano [Cicero im „Laelius sive de amicitia"] credit,

idem velle & idem nolle perfectam constituere amicitiam, ab opinione fallitur. Nam Ziphusius vult dominium obtinere in caligas suas, idem vult probi Ziphusii uxor. Ziphusius non vult caligas suas dimittere, idem non vult Ziphusi uxor. Hic vides idem velle & idem nolle causam esse quotidianae discordiae."

4 b β. **„Lucidor"** (Nachwort), H, S. 326 = F 1701, I, 311:
„Ich erinnere mich an Margaretham, Jan Jansons Tochter, welche einsmals über Cornelius, Cornelies Sohn, ihren Ehemann sich heftig beklagte, und wolte gantz und gar nicht zufrieden seyn, mit den obgedachten Ehepacten, die der Apostel Paulus auffgesetzet hatte, Ephes. 5. Sondern Margaretha, Jan Jansons Tochter wolte regiren. Cornelius wolte das nicht leiden. Was raths? Cicero sagt, idem velle & idem nolle, das machet eine vollkommene Freundschafft. Allein hier geschahe das Gegenspiel. Dann Margaretha wolte die Hosen und das Regiment im Hauß haben. Das wolte Cornelius auch haben. Cornelius wolte die Hosen und das Regiment im Hause nicht fahren lassen. Eben das wolte die Margaretha auch nicht thun. Und war also bey ihnen idem velle & idem nolle. Gleichwol war keine gute Freundschafft und Vertraulichkeit bey ihnen, sondern das idem velle & idem nolle machte einen täglichen Krieg, täglichen Zanck, tägliche Uneinigkeit . . ."

4 c. **„Salomo"**, F 1701, I, 118:
„Da Salomo alt war, neigeten seine Weiber sein Hertz frembden Göttern nach. Wein und Weiber bethören die Weisen. Was ein Weib bey manchem tapffern Mann thun und wie sie ihn verstellen könne, hat einer artig außgeführet in einem Teutschen Buch, das nennet er Imperiosus mulier, Weiber führen das Regiment, vel clam, vel vi, vel precario. Zu wünschen wäre es, daß in manchem Lande des Ahasveri Königlich Außschreiben renovirt würde, der gebote, daß ein jeglicher Mann der Oberherr in seinem Hause wäre. Nicht ohne Ursach saget Heinsius in seinem Asino aureo: Desinentia in A, ut Susanna &c. bonae mentis sunt impedimenta."

4 d. **„Freund in der Noth"**, S. 56 f.:
„Sehe, soviel du Gewissens halben thun kanst, daß du das Frauenzimmer nicht erzürnest. Dann ich habe aus Erfahrung gelernet, daß ein Mann, er sey so groß als er wolle, sich durch seine Frau oftmals verstellen lasse. Die Weiber wollen das Regiment haben, vel clam, vel vi, vel precario. Ich weiß nicht, wie es komme, daß gemeiniglich die vornehmste, gelährteste Leut, und die allerbeste Künstler, das Unglück haben, welches Socrates hatte, dem der Teuffel selbst das Zeugnis gab, daß er unter allen Gelährten seiner Zeit, der vornehmste seye. Ich bin mit vielen grossen Männern bekandt gewesen, welche mich geehret und geliebet haben. Allein ich sahe offt, daß sie von ihren Weibern vexirt wurden, und kondte mein deutsches Maul und ehrlich Hertz nicht im Zaum halten, sondern ich dachte, wie ich den Mann liebe, also solle ich auch sein Weib lieben. Allein mit meinem Reden und Zusprechen, erweckte ich nur Krieg und Auffruhr. Darum rathe ich dir, du wollest das Frauenzimmer nicht importuniren."

Über die Stelle im „geistlichen Spatziergang", H Zug, S. 57, vgl. oben Band XVI, S. 281.

Was Schupp in „DE OPINIONE" (S. 31 = C_2, 27) vom Gebrauche der deutschen oder lateinischen Sprache im Unterrichte sagt und im „Teutschen Lehrmeister" (S. 38) wiederholt, geht nach Stötzners Beobachtung auf das Memorial des Ratke von 1612 zurück (vgl. S. 16 f.). — Seine Ausführungen über die Satire im

„ORATOR INEPTUS" (S. 33 + 7), in „DE OPINIONE" (S. 74) und im „PROTEUS" (S. 14 f., hier allerdings in einer Schülerarbeit) sind angeregt durch des Barläus Rede „DE RE" (vgl. oben S. 8 f.). — Die Geschichte von Claus Narr mit seiner Ziege erzählt er in „DE OPINIONE" (S. 23 = C_2, 36) und im „Freund in der Noth" (S. 60).

Es genügt wohl, wenn ich einige weitere Beispiele je unter einem Stichworte anführe: Almosengeben: „SOMNIUM", S. 3; „DE ARTE DITESCENDI", S. 54 f.; „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 343 f.[1]). — Agathocles figuli filius: „DE ARTE DITESCENDI", S. 13; „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 362 f.[1]). — Advokaten: „XENIUM", S. 8 f.; „SOMNIUM", S. 3; „DE ARTE DITESCENDI", S. 71 ff.; „Lucidor" (Zuschrift), F 1701, I, 258 f.; „Salomo", F 1701, I, 23. — Häuser bauen: „DE ARTE DITESCENDI", S. 64; „Salomo", F 1701, I, 53. — Diogenes Cynicus: „PROTEUS", S. 12; „CONSECRATIO AVELLINI", S. 3; „Freund in der Noth", S. 28 = F 1701, I, 231; „Lucianus", F 1701, I, 762. — Friedenspredigt: „Gedenck daran Hamburg", H, S. 215 f.; „Salomo", H, S. 71. — Die Thüringer Bauern und die Heringsnase: „DE LAUDE . . . BELLI", S. 9 f.; „DE ARTE DITESCENDI", S. 41 f. — „Habent ingenia proventus suos veluti plantae: „PANEGYRICUS . . . DIETERICI", C_2, 118; „PROTEUS", S. 28; „DE ARTE DITESCENDI", S. 27; „Salomo", F 1701, I, 55. — Verwendung der säkularisierten Klostergüter: „DE ARTE DITESCENDI", S. 56 f.; „Florian", F 1701, II, 48 ff.; „Salomo", F 1701, I, 71 ff.; „Pratgen", F 1701, I, 364. — Handwerker und Gelehrte: „ORATOR INEPTUS", S. 27 = C_3, 21; „PROTEUS", S. 29; „DE ARTE DITESCENDI", S. 44 = C_2, 151; „Salomo", F 1701, I, 56. — Nappius, der hessische Pan: „ORATOR INEPTUS", S. 11 + 34; „SOMNIUM", S. 5 f.; „DE LANA CAPRINA", S. 8 f. — Neptun und die Löbenichter Bauern: „ORATOR INEPTUS", S. 31 ff. = C_3, 24 ff.; „Corinna", 2. Teil, H, S. 496 f. — Peregrinatio: „DE OPINIONE", S. 45 f.; „DE ARTE DITESCENDI", S. 62 f.; „Der unterrichtete Student", F 1701, II, 367 f.[2]) (als ein Wort Schupps angeführt). — Praemia: „XENIUM", S. 13; „DE OPINIONE", S. 64; „PROTEUS", S. 27; „DE ARTE DITESCENDI", S. 22 f.; „Florian", F 1701, II, 29. — Privilegia des Narren: „DE OPINIONE", S. 60 = C_2, 40; „DE ARTE DITESCENDI", S. 50 = C_3, 156; „Salomo", F 1701, I, 41. — Vulgus: „XENIUM", S. 4; „EU-

---

1) Vgl. den Exkurs auf S. 533 ff.
2) Die Parallelen sind im Neudrucke wiedergegeben.

SEBIA", S. 105 ff.; „Freund in der Noth", S. 12. — „Ja ich halte auch nicht jedermann zu gute, was ich D. Schuppen zu gute halte": „Freund in der Noth", S. 23 = **H**, S. 238; „Calender", **H**, S. 572 f.

Diese Auswahl ist noch sehr bescheiden; denn es handelt sich um hunderte von Stellen, von denen ich unter der Lektüre etwa 400 notiert habe. Zum großen Teile sind es Entlehnungen aus Schriften anderer, aber vielfach begegnen darunter auch solche Dinge und Stoffe, die Schupp nur vom Hörensagen oder aus eigener Erfahrung haben kann. Zuweilen findet sich eine Stelle erstmalig in einer Schülerarbeit, so daß es scheinen könnte, als habe Schupp von dort abgeschrieben, selbst wenn die Idee vorher von ihm ausgegangen sein sollte. Die Annahme wäre jedoch irrig. Man denke sich Schupp beim Schreiben oder Diktieren einer Rede, eines Traktates; er müßte ja einen Berg von Büchern um sich gehabt haben, aus dem er die geeigneten Stellen unter einem Aufwande von viel Mühe und noch mehr Zeit hätte zusammensuchen müssen; und wie schnell hat er doch z. B. den „Salomo" und den „Freund in der Noth" geschrieben! (Vgl. **H**, S. 2 und die Vorrede zur ersten Ausgabe des letzteren, bei Mecklenburg.) — Wie einfach dagegen erklären sich die Wiederholungen bei folgender Vorstellung: Schupp pflegte sich bei der Lektüre oder auch sonst, wenn ihm etwas Bemerkenswertes begegnete, schriftliche Aufzeichnungen nach bestimmten Rubriken zu machen. — Über die Einzelheiten wolle man „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte" II (1910), S. 156 nachlesen. — Wenn er dann beim Schreiben ein Beispiel, ein treffendes Wort brauchte, konnte er dahinein greifen und etwas Passendes herausholen. — Aus dieser großen Tasche — seinem „Schulsack" („Teutscher Lehrmeister", S. 39 f.!) — erhielten auch die Schüler Stoff zu ihren Reden. So erklärt es sich am leichtesten, wie Parallelen trotz teilweise wörtlicher Übereinstimmung ganz verschiedenartige Eindrücke hervorrufen und häufig in ganz anderem Sinne angewandt sind. Ich möchte es einmal so ausdrücken: Das Bild ist in zwei oder mehr Fällen dasselbe, aber der andersartige Rahmen, in dem es vorgeführt wird, gibt ihm ein anderes Aussehen. Um das zu veranschaulichen, habe ich in obigen Beispielen nicht nur die Wiederholungen, sondern auch ein Stück der Umrahmung mitgeteilt. Zum Erweise der Richtigkeit meiner Annahme möchte ich auf Schupps einige Worte in der „Ehrenrettung" (**H**, S. 626 f. = **F** 1701, I, 589) verweisen:

„Worzu dienen die grosse Bibliothecae, als daß gelährte Leute unterweilens derselben sich gebrauchen, und antiqua proponiren novo modo, nova antiquo modo? . . . Herman. Vulteius, der vortreffliche Hessische Jurist sagte einsmals in einer Gasterey zum Herrn Vice-Cancellario Neseno: **Herr Gevatter, die Leute meynen, ich könne etwas sonderliches.** Ich kan nichts sonderliches; **Ich kan Latein, und kan** GENERALIA APPLICIREN SPECIALIBUS,

das ist alle meine Kunst. Ich hörte diese Worte, und dachte bey mir selbst: **Du grosser Mann, das ist eine grosse Kunst!**“[1])

Das erwähnte Erlebnis muß vor dem 30. Juli 1634 liegen, weil an diesem Tage Vultejus starb (vgl. Witte, „Memoriae Juris Consultorum . . . Francofurti 1676”, Decas II. pag. 166; „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte“ II, S. 138). Ganz ähnlich äußerte sich Schupp denn auch schon 1637 in der bisher nicht beachteten „INVITATIO PUBLICA”:

„Qui his Orationum formis [die er vorher angekündigt hat] diligentiam suam fatigavit, imitari potest facundum Ulyssem

Ille referre aliter saepe solebat idem.

Materiae omnes in Republica occurrentes, aut his similes sunt, aut pares, aut contrariae. Si similes, simili; si pares, pari; si contrariae, contrario modo tractandae.

Allein die Mühe, dasselbe anders zu sagen, macht er sich in der Regel gar nicht, sondern wenn ein Gedanke in seiner Erinnerung anklingt, reproduziert er ihn aus seiner Schatzkammer mehr oder weniger wörtlich, ohne sich Sorgen um den Anschluß nach hinten und vorn zu machen; und diesen Zug teilt er mit seinen Zeitgenossen, wie wir auch bei Moscherosch (unter Nr. 5 „Nachwirkungen“) noch sehen werden.

Nach diesen Ausführungen darf ich wohl darin auf allgemeine Zustimmung rechnen, daß Schupps Quellen und Vorbilder ihm im allgemeinen nur den Rohstoff für seine Materialsammlung geliefert haben, und zwar ist das in um so höherem Grade der Fall, je wörtlicher die Entlehnungen sind. Allerdings kann man nicht leugnen, daß er auch von einer Reihe von Männern tiefere Anregungen empfangen hat; gerade die aber lassen sich am allerwenigsten in wörtlichen Entlehnungen und dergleichen nachweisen. Er ist nie in das Verhältnis zu ihnen getreten, das man als „Abhängigkeit“ zu bezeichnen pflegt; er ist sich selber treu geblieben und hat von anderen nur das übernommen, was er seinem Charakter als kongenial assimilieren konnte. — Man vergegenwärtige sich nur, was er von seinen Vorbildern nicht übernommen hat, worin er sich zu ihnen in Gegensatz stellt! — All das, was von außen an ihn herantrat, ist etwa dem Schliff und der Politur zu vergleichen, die den Edelstein erst in seiner vollen Pracht erscheinen lassen.

Exkurs

Eine Reihe von Wiederholungen ist allerdings nicht auf Schupps Rechnung zu setzen. Gegen manche — gar zu plumpe — hatte ich

[1]) Nach dem ersten Drucke berichtigt. Die Stelle zitiert auch Hölting I, 24.

schon früher Bedenken, wagte es jedoch aus Mangel an Beweisen nicht, sie für unächt zu erklären. Bei Besorgung der Neudrucke hatte ich nun Gelegenheit zu beobachten, wie der oder die Herausgeber der Sammlungen von Schupps Schriften gelegentlich mit dem ursprünglichen Texte umgegangen sind. Vor allem die „Corinna“ ist dafür ein interessantes Beispiel. Auf sie brauche ich hier nicht näher einzugehen, da der demnächst erscheinende Neudruck alles Nötige enthalten wird. Die Veränderungen in ihr sind vornehmlich stilistischer Art. Weit kühner sind die Eingriffe, die sich der Herausgeber der „Zugab“, Jost Burkhard Schupp, gestattet hat. In die Einzelheiten kann ich jetzt nicht eingehen. Das würde nicht nur einen Vergleich mit den Erstausgaben, — soweit sie erreichbar sind, — sondern auch Stiluntersuchungen und eine umständliche höhere Kritik nach dem Inhalte erfordern. Dazu habe ich einerseits noch nicht das Material beisammen, und andrerseits erfordert der Befund eine Einzeluntersuchung, die nicht bei der „Zugab“ stehen bleiben darf, sondern auch **H** und **H** Anhang in den Kreis der Betrachtung hereinbeziehen muß. — Auf sie gehen ja die übrigen Ausgaben zurück. — Die Studie gedenke ich demnächst darzubieten. Ganz auf Treu und Glauben will ich aber auch jetzt nicht die Annahme meiner obigen Behauptung verlangen. Deshalb erinnere ich zunächst an die bei den ebenfalls in der „Zugab“ stehenden Schriften: „Der Geistliche Spatziergang“ und „Der beliebte und belobte Krieg“ gemachten Beobachtungen. — Sie sind, wie wir oben (Band XVI, S. 280—290) sahen, Bearbeitungen von ursprünglich lateinischen Schriften Schupps durch seinen Sohn Jost Burkhard. Die Übersetzung ist relativ gut, — wenigstens im Vergleiche zu den übrigen, — aber die Behandlung ziemlich frei. In ähnlicher Weise ist Schupps zweiter Sohn auch mit einer deutschen Schrift seines Vaters verfahren, die er nach dessen Tode zum ersten Male herausgegeben hat: „Der Hauptmann von Capernaum“ erschien im Jahre 1666 mit einer französischen Widmung vom 25. September 1665. Er steht dann auch bekanntlich in der „Zugab“. Allein es ist nicht mehr der alte: Der Titel ist gekürzt, wir finden eine andere Widmung und Vorrede, welche die Einzelausgabe nicht nur ignoriert, sondern geradezu verleugnet, und der Text ist verändert. Kaum ein Satz ist geblieben, wie er war. Aber bei den Veränderungen im Stile bleibt es nicht. Auch der Inhalt hat eine Erweiterung erfahren. Die schlichte „Vorstellung“ des Hauptmannes auf S. 14—18 der Erstausgabe (in 12°!) ist durch eine weitläufige Rechtfertigung des Krieges auf 25 1/3 Oktavseiten in dem bekannten engen Drucke ersetzt (**H** Zug, S. 254, Zeile 4 bis S. 279, Z. 19). Darin finden sich, wie bereits bemerkt (oben S. 274), die Entlehnungen aus Boccalini.

Neu ist auch H Zug, S. 300 f. Nr. IX. die Beichte nebst Einleitung. Es ist keine Frage, daß die Erstausgabe die ursprüngliche Schrift des Vaters Schupp wiedergibt oder ihr wenigstens näher kommt als die spätere Bearbeitung. Der Herausgeber hat doch die Absicht gehabt, durch seine Eingriffe die Schrift zu verbessern. Deshalb ist es unmöglich, daß er erst die Verbesserung und nachträglich die — seiner Ansicht nach — weniger gute Originalschrift veröffentlicht haben sollte. Außerdem entsprechen die Veränderungen gegenüber dem Erstdrucke ganz seiner Art. Den Nachweis werde ich noch führen.

Bisher konnten wir uns der niederen Kritik, der äußeren Bezeugung als Stütze bedienen. Der müssen wir bei anderen Schriften, die nur in H Zug erhalten sind, entraten. Und doch müssen wir auch in ihnen manches dem Vater Schupp absprechen und auf Rechnung des Herausgebers setzen. Wie viel, das kann ich jetzt noch nicht übersehen. Sicher unächt sind in der „Allmosen-Büchse" die angehängten Stücke aus der „ARS DITESCENDI", die schon Hölting (I, 23 und II, 20) getadelt hat. Stötzner ist (S. 70 f.) zu leicht über die Frage hinweggeglitten. Der ursprüngliche Schluß ist einmal da gewesen, wo „Hanß der Kutscher" kommt, die Gesellschaft zur Heimfahrt mahnt und auf des Theophilus (Schupp) Zuspruch gelobt, er wolle jede Woche eine Kanne Bier weniger trinken und statt dessen einen Schilling in den Pesthof schicken (H Zug, S. 36 = F 1701, II, 350). Darauf kehrte die Gesellschaft heim mit dem Entschlusse, später einmal wieder zusammen zu kommen, „und diese Vorschläge von Unterhaltung der Armen, nebst dem Bericht, was die Alten vor Mittel darzu gebraucht hätten," anzuhören (H Zug, S. 52 = F 1701, II, 336). Die dazwischen liegenden Ausführungen sind zum weitaus größten Teile Übersetzungen aus der „ARS"; auch eine Entlehnung aus Boccalini, deren Jost Burkhard auch anderwärts mehrere in seines Vaters Schriften unnötigerweise eingeflickt hat, finden sich. Die Ausführungen sind nicht nur überflüssig, sie widersprechen mit ihrer Seligpreisung der Bettler der Absicht der Schrift, Almosen für die armen Leute im Pesthofe zu sammeln. Sie widersprechen sich auch innerlich durch die Vereinigung disparater Elemente unter einem Hute. Rein formell betrachtet sprengen sie den Dialog, der bis dahin so ziemlich gewahrt ist: Auf 16 Seiten redet nur noch Geitzkeseler. Was er sagt, ist ein mixtum compositum aus der „ARS", deren Dialogform ebenfalls zerstört ist, sowie anderen Elementen und paßt in seinen Mund wie eine Faust auf ein Auge. Die Übersetzung ist nicht ungeschickt. Wir haben ja schon gesehen, daß Jost Burkhard Schupp das einigermaßen gelernt hat. Den Aufriß im einzelnen kann ich jetzt noch nicht geben. Allein ich habe noch einen negativen Beweis: Angenommen, die beanstandeten Stücke

stammten vom Vater Schupp, dann hätte doch Anton Meno aus ihnen Veranlassung nehmen müssen, die ohne Zweifel von ihm herrührende Übersetzung „Von der Kunst reich zu werden", die er erst nach des Vaters Tode herausgab, nach der besseren Übertragung in der „Allmosen-Büchse" zu berichtigen. Hat dagegen Jost Burkhard die Teile angeflickt, dann haben sie bei der Ausgabe der „Schrifften" 1663 noch gar nicht vorgelegen. Er als der geschicktere, der es sogar unternimmt, deutsche Schriften seines Vaters verbessern zu wollen, hatte keine Veranlassung, sich der schülerhaften Übersetzung seines Bruders zu bedienen; auch nicht dessen Stilübung, die inzwischen bereits gedruckt war, bei der von ihm veranstalteten Ausgabe der „Lehrreichen Schrifften" (1677) nachträglich zu verbessern. Wir mögens wenden, wie wir wollen: immer dasselbe Resultat. Eine Stiluntersuchung würde hier zu weit führen. Aber eine Probe der beiden Übersetzungen will ich noch geben:

„Von der Kunst reich zu werden", H, S. 694 f.:	„DE ARTE DITESCENDI", S. 8 f.:	**„Allmosen-Büchse"**, H Zug, S. 36 f. = F 1701, II, 351:
„... führt zu Gemüth, wie viel und wie grosse praerogativen und Gewalt der Bettler seyn, welche diese Welt anderen guten Männern gantz nicht concediret? Wer nun verschiener Zeit durch die Strassen und Felder gereiset, der hat gehört die erste und letzte Klag, de Contributionibus, von den Anlagen. Es wird kein Dorf, kein eintzig Ort seyn in Teutschland, welches nicht, entweder von Menschen verlassen, oder mit Klagen von der Contribution angefüllt ist worden. Aber es werden gleich die alte Tribut eingefordert, oder neue gemacht, so geben doch die Bettler nicht ein eintzigen Pfenning. Wie offt werden die Zehend gegeben, wie offt wird auff allerhand Wahren etwas Zoll geschlagen, die Bettler werden gantz eximirt, sie passiren und repassiren	„Perpendite, quot quantaeque *mendicorum* praerogativae & potestates sint, quas aliis viris bonis seculum hoc nequaquam concedat? Quicunque jam per compita & arva vagatur, primam & ultimam querelam audit de *Contributionibus*. Neque pagus, neque oppidum ullum erit in GERMANIA, quod non aut ab hominibus desertum, aut querelis de *Contributionibus* sit impletum. Ast, sive antiqua tributa exigantur, sive nova imponantur, *mendici* ne unicum quidem nummulum pendunt. Quoties bonorum decimae dantur, quoties in singula mercium genera aliquid tributi nomine constituitur, *mendici* plane eximuntur. Per pontes eunt redeuntque, per flumina trajiciuntur, non minori libertate ac	„Die Bettler, sagte er, sind mit vielen Privilegien begabet, und haben vor andern ehrlichen Leuten in dieser Welt einen nicht geringen Vorzug. Denn wenn man in denen elenden gefährlichen Kriegszeiten reyset, so höret man nichts als jammern und klagen über die grosse Contributionen. Man komme in eine Stadt, Dorff oder Flecken, so groß oder klein er auch immer sey, wird man von denen darin annoch übrigen Einwohnern nichts anders hören, als über die unleidliche Aufflagen und Beschwerden klagen. Die Bettler aber, es werde gleich der alte Tribut eingefordert, oder neuer auffgeleget, geben nicht einen eintzigen Pfenning darzu. Wenn die Leute von ihren Gütern Schoß oder Zehenden, und von Waaren Zoll geben müssen, sind die Bettler hiervon frey. Sie

durch die Brücken, sie werden über die Flüß geführt, nicht mit weniger Freyheit als die jenige, welche der Studenten privilegien gaudiern? Sagt mir, ob sie nicht der Fürsten und König Freyheiten nachfolgen? Dann sie begehren von nechst dem besten in diesem fall ihren Zoll, begehren und empfangen ihn, offt von alten und jungen, von Edlen so wol als Unedlen, von gelehrten und gemeinen. Es seye wolfeil oder theur, sie lassen nicht leichtlich einen ohne Zoll hinweg gehen, und sie auch fleissig die Franckfurter und andere Messen gebrauchen."

ii, qui gaudent privilegiis studiosorum. Dicite mihi, annon principum Regumque jura & privilegia imitentur? Nam a quocunque obvio vectigal suum hoc in casu postulant. Postulant & accipiunt saepe a senibus & juvenibus, a nobilibus pariter & ignobilibus, a sapientibus & plebejis. Sive vilis sit annona, sive cara, neminem sine vectigali facile dimittunt."

passiren und repassiren aller Orten frey und ungehindert, sie reysen über Wasser, Land und Sand mit allem, was sie bey sich haben, nicht anders, als ob sie von denen Römischen Kaysern mit sonderbaren Privilegien begnadet wären. Ja sie massen sich selbst, doch ohne einige Gefahr, der grossen Potentaten Freyheit, Recht und Gerechtigkeiten an. Es mag ihnen begegnen, oder bey ihnen vorüber gehen, wer da wolle, so heischen sie ihren Tribut von ihm. Es sey einer alt oder jung, Edel oder unedel, gelehrt oder ungelehrt, klug oder ein Narr, so gebrauchen sie sich gegen ihm ihres angemasten Rechts, und exequiren ihn gleichsam, biß sie empfangen was sie begehren. Es sey eine theure oder wohlfeile Zeit, so lassen sie doch nicht leichtlich jemand ohne Zoll vorbey passiren."

So lange die angeregte Frage noch nicht gelöst ist, haben wir in der Beurteilung von Schupps Stil nach den Sammlungen seiner Schriften vorsichtig zu sein, vor allem gegenüber der „Zugab". Bei ihr ist, wie die Beispiele zeigen, auch der Inhalt nicht verläßlich, und ich sehe jetzt schon weitere unächte Stücke, für die der Nachweis nicht so leicht sein dürfte. — Natürlich fallen mit diesen Teilen auch die sich in ihnen findenden Quellen und Vorbilder. Einige habe ich deshalb bereits gestrichen. Für andere ist mir die Erkenntnis zu spät aufgegangen. Es hat jedoch keinen Zweck, hier ein Verzeichnis derselben aufzustellen, ehe die Echtheitsfrage gelöst ist. Das Resultat der Quellenuntersuchung — das ist mir bis jetzt schon sicher — wird im wesentlichen nicht geändert. Es handelt sich nur um den Ausfall einiger Belegstellen und weniger Quellen von untergeordneter Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Die Quellen zu Christian Felix Weißes Richard III.

Von F. W. Meisnest in Seattle, Washington, U. S. A.

Im Jahre 1759 veröffentlichte Christian Felix Weiße im Beitrag zum deutschen Theater seinen Richard III. mit folgender Vorbemerkung:

„Shakespeare, der größte englische Dichter nach dem allgemeinen Geständnisse seiner eigenen Nation, hat auch aus dem Leben Richard des Dritten ein historisches Trauerspiel verfertiget. Der Verfasser des gegenwärtigen würde es niemals gewagt haben, diesem großen Meister nachzuarbeiten, und den schrecklichsten Zug aus dieses Königs Geschichte zum Inhalte eines neuen Trauerspiels zu machen, wenn er sich nicht zu spät daran erinnert hätte. Sollte es aber ja bei der Vergleichung zu viel verlieren, so wird man wenigstens finden, daß er keinen Plagiat begangen, indem das seinige fertig war, ehe er das englische gelesen; aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, beim Shakespeare einen Plagiat zu begehen!"

Die meisten Kritiker und Literarhistoriker halten dieses offene Geständnis des Verfassers für unglaubwürdig. Lessing war der erste, der Weißes Behauptung bezweifelte. Im 73. Stück der hamburgischen Dramaturgie wird ironisch darauf hingewiesen: „Schon Shakespeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht; aber Herr Weiße erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. . . . . Ich für mein Teil bedauere es also wirklich, daß unserem Dichter Shakespeares Richard so spät beigefallen."

Einen Schritt weiter in seiner Beschuldigung ging Danzel, der Weißes Geständnis sogar als eine Lüge auffaßte. Im 39. Stück der Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens (Leipzig, 1756) erschienen von einem noch unbekannten Übersetzer drei Szenen aus Shakespeares Richard III.[1]) Fast alle Beurteiler dieser Frage, u. a. Danzel, Erich Schmidt, Minor und Jacoby, sind der Meinung, daß Weiße, wenn nicht mit dem ganzen Drama, wenigstens mit diesen Szenen aus Shakespeares Richard III. bekannt war, als er sein Stück schrieb — eine Annahme, die nicht hinlänglich begründet ist, obgleich sie wahrscheinlich scheint. Auf diesen Übersetzungsversuch hinweisend,

---

[1]) Die Stellen, welche in Betracht kommen, sind: I. 2; IV. 4, 1—195; V. 3, 108—206. The Works of Shakespeare. Globe Edition. Macmillan and Co., London. Ein Abdruck dieser übersetzten Szenen findet sich bei Genee: Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland, S. 456 ff.

behauptet Danzel: „Übrigens dürfte durch die dort übersetzten Stellen aus dem Richard das gleichnamige Stück Weißes angeregt sein, bei welchem er das Shakespearesche nicht gekannt haben wollte — ein Vorgeben, das, wenn er nicht so eine Hintertür hat, ganz und gar erlogen sein muß“[1]).

Dieselbe Ansicht vertritt Erich Schmidt: „denn welche Naivetät gehörte dazu, nach jenem einen ‚Richard‘ zu bilden, welche doppelte Naivetät, zu erklären: er habe keinen Raub begangen, ‚aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen‘“[2]).

Andere Kritiker wollen keinen Verdacht auf Weißes Ehrlichkeit kommen lassen. In einer Rezension des Weißeschen Trauerspieles in der Allgemeinen deutschen Bibliothek[3]) heißt es: „Man hat von Shakespeare auch ein Trauerspiel gleichen Titels. Herr Weiße aber hat es gar nicht in seinem genutzt.“ Eine ähnliche Äußerung enthält die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste:[4]) „Man hat öfters gesagt: Richard sei nach Shakespeare gearbeitet. Dem ist aber nicht so. Als Herr Weiße seinen Richard schrieb, war Shakespeare in Deutschland noch ganz unbekannt, und er insonderheit hatte ihn noch nicht gelesen. Dies ergibt sich auch, wenn man Beider Werke vergleicht.“ In neuerer Zeit ist Guhrauer, der Fortsetzer der Biographie Lessings von Danzel, der einzige, welcher „dem ehrlichen Weiße“ das größte Vertrauen schenkte[5]). Mit weniger Überzeugung drückt sich Professor Minor aus: „Die Quelle, aus welcher Weiße für seinen Richard die historischen Voraussetzungen schöpft, ist mir unbekannt. Am nächsten liegt es freilich an Shakespeare zu denken, aus welchem Weiße schon in der Vorrede zu den scherzhaften Liedern (1758) die Worte zitiert: „These World was made for fools“[6]). Als mögliche Quelle weist Minor auf Rapins Geschichte Englands hin: Wie später bewiesen wird, ist dies eine glückliche Vermutung. Auch in seinem späteren Werke bekennt Minor Ungewißheit: „Ob wir Weißes Angabe, er habe Shakespeares Tragödie nicht gekannt, als er die seinige schrieb, Glauben schenken dürfen, ist ungewiß. . . . . Sicher ist, daß Weiße damals schon mit Shakespeare bekannt war.“ Auf die Szenen aus Shakespeares Richard III. in den Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens hin-

---

1) Danzel und Guhrauer: Lessing, I, 441.
2) Erich Schmidt: Lessing, I, 594.
3) 1769, Band 9, S. 260.
4) 1805, Band 70, S. 185.
5) Vgl. Danzel-Guhrauer-Lessing, Band I, S. 317.
6) Minor: Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur. Innsbruck, 1880.

weisend sagt Minor: „Diese Szenen scheint Weiße allerdings gekannt zu haben, wie die am gehörigen Orte angegebenen Parallelstellen beweisen werden“[1]). In der Einleitung zu Lessings Jugendfreunde bemerkt Minor: „Der Vergleich mit Shakespeares großer Tragödie, welche Weiße nicht gekannt und benutzt haben will, wird jedem sagen, ob hier englischer Geist weht oder nicht“[2]).

In ähnlicher Weise wie Minor urteilt Professor Daniel Jacoby in der Einleitung zum letzten Neudruck des Weißeschen Dramas: „Die Quelle zu Weißes Richard ist noch nicht nachgewiesen. . . . . Gekannt hat er Shakespeare sicher, und ohne mit Danzel eine Lüge Weißes anzunehmen, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er durch die Übersetzung einiger Szenen aus Akt I, IV und V des Shakespeareschen Richard, die im 39. Stück der Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens erschienen, zu seiner Dichtung angeregt worden ist“[3]).

Diese Äußerungen deuten klar an, daß in bezug auf Weißes Bekanntschaft mit Shakespeares Richard III. zur Zeit, als er seinen Richard schrieb, namhafte Forscher verschiedener Meinungen sind und daß die eigentliche Quelle noch unbekannt ist. Die folgende Untersuchung soll diese Frage erledigen.

Mit der englischen Sprache, wie auch mit den englischen Bühnenstücken war Weiße vollkommen vertraut. Bevor er im Jahre 1745 die Universität Leipzig bezog, wurde er von seinem Freunde Königsdörfer in das Studium der englischen Dramen in deutscher Übersetzung eingeführt. Von Lessing, der im folgenden Jahre aus der Fürstenschule in Meißen nach Leipzig kam, erhielt Weiße seinen ersten Unterricht im Englischen. Um sich für das Theater ein Freibillett zu verschaffen, übersetzten die beiden Freunde englische und französische Bühnendramen. Vor 1748 hatte Weiße Thomsons Sophonisbe übersetzt. Auf das Gesuch vom Theaterdirektor Koch übertrug Weiße im Jahre 1752 Charles Coffeys The Devil to Pay, or the Wives Metamorphosed — das erste Singspiel, welches auf einer deutschen Bühne erschien — und vier Jahre später (1756) folgte die Fortsetzung dazu: The Merry Cobbler, or The Second Part of the Devil to Pay in Weißes Übertragung.

Daß Weiße von Vorlagen abhängig war und keinen selbständigen Plan eines Dramas ausarbeiten konnte, erklärt sich nicht nur aus seinen Werken, sondern auch aus einem Brief vom 2. November

---

[1]) Minor: Lessings Jugendfreunde, Deutsche National-Literatur, Band 72, S. 3. Anm.

[2]) S. XVII f.

[3]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 1904, Nr. 130, S. XXI f.

1772 an seinen Freund Ramler: „Das wäre freylich ein großes Glück für mich, wenn ich Ihnen erst den Plan zu einer Tragödie vorlegen können. Aber ich muß es Ihnen, mein bester Freund, gestehen, daß ich niemals einen gemacht habe und machen kann" [1]).

Von den fünf Trauerspielen: Mustapha und Zeangir, Die Befreyung von Theben, Atreus und Thyest, Rosemunde und Romeo und Julie, die im Beitrag zum deutschen Theater erschienen, sind die Quellen von Weiße selbst angegeben. Von den fünf übrigen: Edward III., Richard III., Krispus, Die Flucht und Jean Calas sind die Quellen mit Ausnahme von Richard III. von verschiedenen Forschern nachgewiesen worden.

Daß Weiße in seinen dramatischen Dichtungen der englischen Literatur viel schuldig blieb, wird wohl niemand leugnen. An der damaligen Sucht aus fremden, besonders englischen Werken fleißig zu schöpfen, mag er selbst gelitten haben. Daß er davon Kunde hatte, beweist ein Brief am Ende des Jahres 1776 an Ramler: „Unsere meisten jungen Dichter verbittern uns Altgesellen beynahe den Geschmack an der dramatischen Dichtkunst. Man hat uns diese Messe über bey Seilern mit nichts als Hamburgischen Preisstücken bewirthet: mein Gott! was ist das für widersinnig Zeug! Findet sich bisweilen eine leidliche Scene drinnen, die man einem Engländer abgestohlen, so ist es ein Glücke" [2]).

Aus rein äußerlichen Gründen könnte man aber annehmen, daß ein Theaterdichter wie Weiße, dessen Lebensunterhalt von seiner dichterischen Tätigkeit abhing, sich nicht an Shakespeare wenden würde zu einer Zeit, als Gottsched und der französische Geschmack das deutsche Theater und die deutsche Literatur beherrschten, und Shakespeare, soweit er bekannt war, sehr verurteilt wurde. An der enthusiastischen Vergötterung Shakespeares, wie sie bei den jungen Stürmern und Drängern zum Ausdruck kam, nahm Weiße keinen Anteil. Der Geist dieser wilden Bewegung war ihm sogar widerlich. Auf Lessings außerordentliches Lob des Gerstenbergschen Ugolino bemerkte Weiße: „Nein, das ist zu tolle shackespearisirt!" [3]) Auf Ramlers Frage, ob er Leisewitzes Julius von Tarent gelesen habe, antwortet Weiße: „Den Julius von Tarent habe ich noch nicht gelesen: Denn ich hüte mich wohl von den neuen Shäkespearischen deutschen Dramen etwas anzurühren, ehe einer oder andere meiner Freunde mir es als ein unshakespeärisches angepriesen haben" [4]). Als er seine Tragödie Romeo und Julie schrieb, versuchte er das Shake-

1) Herrigs Archiv, Band 79, S. 190.
2) Herrigs Archiv, Band 82, S. 245.
3) Herrigs Archiv, Band 79, S. 164.
4) Herrigs Archiv, Band 82, S. 243.

spearische aus der Erinnerung zu verbannen und sich nur an die Werke der Italiener: Giralomo Corte, Bandello und Luigi da Porto zu halten. Dieses Vorhaben wurde auch mit gutem Gelingen ausgeführt, denn nur die Episode von der Nachtigall und Lerche im Garten erinnert an die letzte Zusammenkunft zwischen Romeo und Julie bei Shakespeare[1]).

Vor Weißes Augen stand der Geist Shakespeares als unvergleichbar und unnachahmbar. In einem Brief vom 4. Mai 1768 an Ramler klagt Weiße über Lessings Dramaturgie, die ihm eine Furcht eingejagt, so viele Zweifel über seinen Beruf zur Bühne gemacht, daß er seit dem Romeo keine Feder angerührt hat. „Glauben Sie nicht, bester Ramler," fährt er fort: „daß ich mit seinen Kritiken unzufrieden bin; nein, sie sind immer noch sehr schmeichelhaft für mich: aber er hält mir unaufhörlich den Shakespear vor: dieser Spiegel erschreckt mich, und ich sehe darinnen einen Zwerg, der nur Gelächter erregt; schon habe ich den Romeo und Julie verwünschet, wo man mir mit dem Spiegel noch näher treten wird: dieß machet mich furchtsam und mistrauisch gegen mich selbst"[2]).

Weiße und Cibber.

Zu den populäreren englischen Dramatikern, deren Ruf sich in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbreitete, zählt Colley Cibber (1671—1757), der Hofpoet Englands vom Jahre 1730 bis zu seinem Tode. Sein Grab befindet sich in der Dichterecke der Westminster Abtei. Obgleich Cibber auch als Schauspieler tätig war, beruht seine Popularität vielmehr auf seinen Bühnenstücken, wovon etwa dreißig im Druck erschienen. Wenigstens zwei von seinen Lustspielen: The Provoked Husband und The Careless Husband erschienen auch in deutscher Übersetzung[3]). Auffallend ist die Ähnlichkeit im Titel zwischen diesen Stücken und zwei von Weiße in seinen jüngeren Jahren (1751—1752) geschriebenen, aber ungedruckten Lustspielen: Der bekehrte Ehemann und Der Unempfindliche[4]).

Schon im Jahre 1749 hat Lessing die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf Cibber gelenkt: „Shakespeare, Dryden, Wycherly, Vanbrugh, Cibber, Congreve .... sind Dichter, die man fast bei

---

[1]) Romeo und Julie, Akt III, Szene 5.

[2]) Herrigs Archiv, Band 77, S. 43.

[3]) Der aufgebrachte Ehemann oder eine Reise nach London, Frankfurt und Leipzig, 1748 und Der sorglose Ehemann, Göttingen, 1750. Vgl. Gottscheds Vorrat zur Geschichte des deutschen Dramas.

[4]) Weißes Selbstbiographie, S. 28.

uns nur dem Namen nach kennet, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung, sowohl als die gepriesenen französischen Dichter“ [1]). In der Hamburgischen Dramaturgie (16. Stück) wird Cibbers Name nochmals erwähnt.

Da es im 17. und 18. Jahrhundert durchaus Brauch war, Shakespeareſche Dramen nur in veränderter Gestalt aufzuführen, veröffentlichte Cibber im Jahre 1700 eine freie Bearbeitung von Shakespeares Richard III. Obgleich dieser Bühnenbearbeitung viele Mängel anhaften, so ist und bleibt sie eine der geistreichsten Umarbeitungen der Shakespeareschen Stücke und die einzige, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wenn auch Henry Irving, einer der größten englischen Schauspieler, die Cibbersche „Verstümmelung“ verwarf, während er im Jahre 1877 im Lyzeum zu London zum erstenmal mit großem Erfolg den Shakespeareschen Richard darstellte und bis zu seinem Tode (1905) dem Original treu blieb, so ist es immer noch Cibbers und nicht Shakespeares Richard, den man gegenwärtig auf der Bühne in England, wie auch in Amerika am häufigsten sieht [2]). Die Rolle des Richard spielte Cibber öfters selbst.

Bei der Umarbeitung des Shakespeareschen Trauerspieles machte Cibber wesentliche Veränderungen [3]). Das Original hat Cibber vielfach verkürzt; öfters Zeilen, Reden und Szenen aus anderen Shakespeareschen Dramen (Richard II., Heinrich IV., 2. Teil, Heinrich V. und besonders Heinrich VI., 1., 2. und 3. Teil) eingeschoben; dann einige Teile selbst hinzugedichtet, so daß sein Werk eigentlich ein dreifaches Kompositum ist. Während bei Shakespeare die Handlung erst nach dem Tode Heinrichs VI. anfängt und Edward IV. als König regiert, greift Cibbers Stück weiter in die Geschichte zurück, zur Zeit als Heinrich VI. als Gefangener im Tower in London die Nachricht von der Niederlage seiner Truppen bei Tewksbury hören muß. Edward IV., dessen Tod im zweiten Akt erwähnt wird, erscheint bei Cibber, wie auch bei Weiße nicht auf der Bühne.

Bevor Weiße sein Drama veröffentlichte, waren verschiedene Auflagen und Abdrucke des Cibberschen Richard erschienen, wovon einige den Zusatz: „Altered from Shakespeare” enthielten, andere nicht. Ausgaben ohne diesen Zusatz erschienen in den Jahren 1700,

---

1) Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Hempel, Band 11_1, S. 6.

2) Im Dezember 1906 wurde Cibbers Richard III. dreimal von dem Schauspieler John Griffith im Seattleopernhause aufgeführt, und am 12. Juli 1908 spielte Mr. Mantell dasselbe Stück, obgleich in beiden Fällen Shakespeares Richard III. angekündigt war.

3) Vgl. Richard Dohse: Colley Cibbers Bühnenbearbeitung von Shakespeares Richard III. Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft II, 1899, S. 1—61 und H. S. Baker: Cibber und Shakespeare. Gentlemans Magazine, New Series, Band 18, S. 343—351 ausführliche Vergleichung der beiden Stücke.

1718 und 1734; mit dem Zusatz in den Jahren: 1721, 1754 und 1777[1]). Sehr wahrscheinlich erschienen im Druck noch andere Ausgaben von Cibbers Drama. Wenn Weiße eine der Ausgaben ohne den Zusatz: „Altered from Shakespeare" benutzte, dann hatte er sehr wahrscheinlich nicht gewußt, als er seinen Richard schrieb, daß Cibbers Werk eine Bearbeitung von Shakespeares Richard III. sei.

Von ganz anderer Beschaffenheit ist Weißes Richard III. Nach französischem Muster ist das Stück in gereimten Alexandrinern geschrieben und die drei Einheiten sind sorgfältig bewahrt. Kurz vor der Katastrophe fängt die Handlung im Tower in London an und wird daselbst an demselben Tage noch zu Ende geführt. Richard ist König und seinem ehrgeizigen Streben stehen nur Graf Richmond und die zwei Prinzen: Eduard, der älteste Sohn Eduards IV. und dessen siebenjähriger Bruder Richard, Herzog von York, im Wege; denn Heinrich VI. und sein Sohn Prinz Eduard, Eduard IV., Lady Anne, Clarence, Herzog von Buckingham, Lord Hastings, Lord Grey, Earl Rivers und Sir Thomas Vaughan sind schon tot. In Weißes Drama treten nur acht spielende Personen auf: „Richard III., Protektor von England, der sich aber durch seine Ränke auf den königlichen Thron erhoben; Eduard, ältester Prinz Eduards IV., der unter dem Namen Eduard V. zwei Monate König gewesen, von seinem Oheim und Vormund Richard aber herabgestoßen worden; Richard, Herzog von York, Bruder des Vorhergehenden, ein Prinz von sieben Jahren; Stanley, ein Minister; Catesby, Vertrauter Richards; Elisabeth, verwitwete Königin, Mutter der jungen Prinzen; Elisabeth, älteste Prinzessin der vorigen; Tyrel, ein Kriminaloffizier, der mit über den Tower gesetzt ist". Dagegen hat Cibbers Drama zweiundzwanzig handelnde Personen:

King Henry the Sixth; Edward, Prince of Wales; Richard, Duke of York; Richard, Duke of Gloucester; Duke of Buckingham; Henry, Earl of Richmond; Catesby; Tressel; Oxford; Lieutenant of the Tower; Blunt; Lord Mayor; Tirrel; Forrest; Digthon; Elizabeth, Relict of Edward the Fourth; Lady Anne, Relict of Edward, Prince of Wales; Dutchess of York; Gentlemen, Ladies, Guards, and Attendants.

Bei Shakespeare treten sechsunddreißig Personen auf.

Folgende wörtliche Übereinstimmungen und ähnliche Situationen bei Weiße und Cibber, die bei Shakespeare gänzlich fehlen, sollen

[1]) Dieser Untersuchung liegt nur die Ausgabe von 1777 zugrunde: „The Tragical History of King Richard III. Alter'd from Shakespeare. By Colley Cibber, Esq." Sie befindet sich im zweiten Band der Werke: The Dramatic Works of Colley Cibber, Esq. In five volumes. London 1777. Die Cibbersche Ausgabe, welche Weiße benutzte, konnte nicht festgestellt werden.

beweisen, daß Weiße den Cibberschen und nicht den Shakespeareschen Richard III. benutzt hat[1]).

Gleich am Anfang des Weißeschen Dramas erzählt Richard seinem Vertrauten Catesby von einem fürchterlichen Traum:

Z. 17. (1) Verbreitet lag umher der Tod der Mitternacht
(2) In feierlicher Still', in fürchterlicher Pracht:
(3) Es schlief die Welt; nur mich floh noch des Schlafes Friede,
(4) Ich wand mich voller Angst auf meinem Lager müde:
(5) Da drang ein wild Geheul in mein erschrocknes Ohr,
(6) Und schnell stieg um mich her ein Geisterheer hervor,
— — — — — — — — — — — —
(7) Ich sahe Heinrichen und seinen Sohn und Annen,
— — — — — — — — — — — —
Und hinter ihnen stand auch Vaughan, Grey, Rivers.

In einem Monolog unmittelbar vor der Geistererscheinung (Akt V) in der Cibberschen Bearbeitung werden dieselben Situationen, teils durch Erzählung, teils durch Handlung vorgeführt:

S. 364. (1) Glo'st. 'Tis now the dead of night, and half the world
(2) Is in a lonely solemn darkness hung;
(3) Yet I (so coy a dame is sleep to me)
With all the weary courtship of
My care-tir'd thoughts can't win her to my bed; — — — —
— — — —
(4) — — — — — — — — I'll to my couch,
And once more try to sleep her into morning.
(Lies down; a groan is heard).
(5) Ha! what means that dismal voice? Sure 'tis
(6) The echo of some yawning grave,
That teems with an untimely ghost.
(Sleeps).
(7) (King Henry's Ghost, Lady Anne's Ghost, and the Ghosts of the young Princes rise.)

Während in Shakespeare die Geister zuerst Richard, dann Richmond anreden, läßt Cibber sie nur dem Richard erscheinen, und zwar den Geist Heinrichs VI. zweimal: zuerst und zuletzt. Bei Weiße erzählt Richard von der Geisterscheinung in der nämlichen Weise, wie sie Cibber auftreten läßt:

Z. 33. Doch Heinrich rief zuletzt dies Donnerwort mir zu:
„Des Ew'gen Grimm erwacht! Bald bebst du — Richard! — du! —
Dein frevelhaftes Blut wird bald den Kampfplatz färben,
(1) Die Rache kömmt, du wirst verzweifeln; du wirst sterben!"

Nachdem Cibber den Geist der Lady Anne ausrufen läßt:

---

[1]) Zitate aus Weißes Drama sind nach Minors Ausgabe: Deutsche National-Literatur, Band 72, angegeben; Zitate aus Cibbers Drama, nach der Ausgabe von 1777. Der Übersicht wegen sind parallele Stellen in beiden Dramen mit denselben Zahlen numeriert.

S. 366. Think on the wrongs of wretched Anne, thy wife;
Ev'n in the battle's heat remember me;
(1) And edgeless fall thy sword — despair and die.

erscheint der Geist Heinrichs VI. zum zweitenmal:

S. 366. Now, Richard, wake in all the hells of guilt;
And let that wild despair, which now does prey
Upon thy mangled thoughts, alarm the world.

Richard erzählt weiter, wie die Geister auf ihre offenen Wunden zeigten:

Z. 31. (1) Wehmütig zeigten sie auf die noch offnen Wunden,
Und klagten laut die Schmach, die sie durch mich empfunden.
S. 365. King Henry's Ghost. Now give thy thoughts to me; let 'em behold
(1) These gaping wounds, which thy death-dealing hand
Within the Tower gave my anointed body.
Z. 39. Er sagt's: sie winkten all', und ihre Blicke brannten!
Indem sie mit Geheul mir Richmonds Namen nannten,
Sie nannten ihn dreimal, und drohten noch dreimal,
Und dann verschwanden sie!

Bei Cibber erscheinen die Geister dem Richmond nur im Traum:

S. 367. Richmond. If dreams shou'd animate a soul resolv'd,
I'm more than pleas'd with those I've had to-night.
Methought that all the ghosts of them, whose bodies
Richard murder'd, came mourning to my tent
And rous'd me to revenge 'em.
Z. 11. Richard (zu Catesby).
Und doch hab ich noch heut, eh' es getaget,
Vor einem Traum, ein Nichts, glaubst du es wohl, gezaget?
S. 366. Gloster. Oh Catesby! I have had such horrid dreams!
Z. 55. Catesby. Dein Traum ist schrecklich, Herr, doch du kannst ihn verlachen,
Ein Spiel der Phantasie darf dir kein Schrecken machen:
S. 366. Catesby. Shadows, my Lord — below the soldier's heeding.
S. 365. Gloster. Tis gone!
'Twas but my fancy, or perhaps the wind.

Eine sehr auffallende Übereinstimmung in den beiden Dramen ist der Besuch der Mutter bei ihren Söhnen im Gefängnis im Tower. Bei Weiße wird die Mutter von ihrer Tochter Elisabeth begleitet, bei Cibber von der Herzogin von York und Lady Anne. Bei Shakespeare (III, 1, 138) verspricht Richard den Söhnen, daß sie einen Besuch von ihrer Mutter erwarten können; als aber die Mutter vor dem Tower erscheint (IV, 1), wird ihr der Eingang verweigert.

Z. 393. York. Mein armer Eduard will öfters ruhig scheinen,
Ich thu', als merkt' ich's nicht, doch seh ich ihn wohl weinen;
Und schließt voll Müdigkeit der Schlaf mein Auge zu,
(1) So läßt ein banger Traum mir selten lange Ruh!

S. 342. Prince Edward. Oh, mother, since I have lain i' th' tower,
(1) My rest has still been broke with frightful dreams,
Or shocking news has wak'd me into tears:
Z. 377. Eduard. Ja, Mutter, und kein Tod kann so erschrecklich sein:
(1) In dies Gemach versperrt, verlassen und allein, — — — — — — —
(1) Von keinem Freund besucht, von keinem Freund beklagt,
(2) Für dich, für euch voll Angst, und für mich selbst verzagt!
(3) Selbst die, die mich bedient, muß ich itzt alle missen,
Welch laut Geschrei der Treu', als man sie uns entrissen!
S. 342. Prince Edward. Oh, mother — — — — — —
(1) I'm scarce allow'd a friend to visit me;
(3) All my old honest servants are turn'd off, — — — — — —
(2) And I'm afraid they'll shortly take you from me.

Auf des Königs Befehl werden dann die Kinder der Mutter aus den Armen gerissen und in den Kerker gezogen:

Z. 439. Catesby. Ich soll die Prinzen gleich zurück in Kerker holen —
Königin. Und wer verlangt's von dir? —
Catesby. Der König hat's befohlen.
Königin. Darf eine Mutter nicht sie nach Gefallen sehn?
Catesby. Nein!
Königin. Gut, mit ihnen will ich dann in Kerker gehn.
Elisabeth. Auch ich begleit' euch hin, mir ewig teuren Brüder!
Catesby. Des Königes Gebot ist diesem auch zuwider.
Königin. Unmöglich kann ich euch, euch werd' ich nicht verlassen.
Catesby. Vergebens, Königin! — zurück! du mußt dich fassen!
S. 344. Lieutenant. I beg your Majesty will pardon me;
But the young Princes must, on no account,
Have egress from the Tower.
Nor must, (without the Kings especial license)
Of what degree soever, any person
Have admittance to 'em — all must retire.
Queen. I am their mother, Sir, who else commands 'em?
Lieutenant. Nor, madam, can I now with safety answer
For this continued visit.
Please you, my Lord, to read these orders,
Queen. Oh heavenly pow'rs! Shall I not stay with 'em?
Lieutenant. Such are the King's commands, madam.
Queen. My Lord!
Stanley. 'Tis too true — and it were in vain t' oppose 'em.
Dutchess of York. Give not your grief such way.
Z. 482. York. So soll ich fort von euch?
S. 345. Duke of York. Won't you take me with you, mother?

Als der hartherzige Catesby die beiden Prinzen abführt, ruft der kleine York aus:

(1) York. Ach Mutter! Schwester, ach!
(2) Königin. Ach meine Kinder.

Hierauf läßt Weiße die Königin ein Gebet verrichten, welches eine unzweifelhafte Nachahmung eines ähnlichen Gebetes bei Cibber ist:

(3) Königin. Gott! dir befehl ich sie zu deinen treuen Armen!
(4) Ach wach itzt über sie mit Mitleid und Erbarmen!
(5) Und wenn die Grausamkeit den wilden Arm erhebt,
So zeige, daß dein Schutz noch für die Unschuld lebt!
(6) Laß den gezückten Dolch des Wütrichs Hand entfallen,
Und höre, wenn sie flehn, der frommen Waisen Lallen!

S. 345. (3) Queen. Hear me, ye guardian Powers of Innocence!
(4) Awake or sleeping — Oh protect 'em still!
Still may their helpless youth attract men's pity,
(5) That when the arm of cruelty is rais'd,
(6) Their looks may drop the lifted dagger down
From the stern murderer's relenting hand,
And throw him on his knees in penitance.
(1) Both Princes. O mother! mother!
(2) Queen. Oh my poor children!

Daß Weiße diese erschütternde Szene auf dieselbe Art und Weise ausgeführt, wie Cibber sie erfunden hat, ist wohl kaum dem Zufall zuzuschreiben.

Bei Weiße, wie auch bei Cibber kommt Lady Anne, die Gemahlin Richards, zu ihrem Tode durch Vergiftung:

Z. 120. Richard. — — — — — Mein Weib verlor ihr Leben
Vor wenig Tagen nur; ich hatt' ihr Gift gegeben.

Z. 585. Stanley. Der Gattin gab er Gift, ihr Reiz ward ihm zur Last.

S. 334. Glo'st. Why don't she die?
She must, my interest will not let her live.
— — — — — — — — — — —
All I can hope's to throw her into sickness,
That I may send her a physicians help.

S. 348. Glo'st (to Ratcliff). When saw'st thou Anne my Queen?
Is she still weak? Has my Physician seen her?
Ratcliff. He has my Lord, and fears her mightily.
Glo'st. But he's exceeding skilful, she'll mend shortly.
Ratcliff. I hope, she will my Lord.
Glo'st. And if she does, I have mistook my man[1]).
Richard. Rumour is abrood
That Anne, my wife, is sick and like to die.

In einem Monolog unmittelbar vor dem Mord der Prinzen versucht Richard die Stimme des Gewissens zu unterdrücken:

Z. 1015. Richard (alleine). Warum pocht doch mein Herz gedoppelt unruhvoll,
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich itzt morden soll?
Die Feinde meiner Ruh'? die Feinde meiner Größe?

---

[1]) Hierzu findet sich nur folgende Stelle bei Shakespeare: (IV, 2, 51). Auch Rapin de Thoyras: The History of England, ein Werk, das Weiße benutzt hat, wie später nachgewiesen wird, spricht von Vergiftung: „Those Historians that speak the most favourably of his conduct in this Matter, say, that he made the Queen die with Grief and Vexation, by showing an aversion to her which she did not deserve, and by grievously mortifying her every Day. Others speak plainer, and affirm, that he hastened her Death by Poison.'' Band VI, S. 228.

Zwei Kinder? — weiter nichts, als zween herzhafte Stöße —
Und doch — — — — — — — —
Mich schaudert — Still! — wer ruft! die Stimme Heinrichs — Ja! —
Noch einmal — noch einmal! — da floh sein Schatten — da! —
Verdammte Phantasie! wie oft wirst du mich plagen, —
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen?
Wo bleibt doch Tyrel? — still! er ist's! —

Tyrel erscheint und wird aufgefordert, sich zu der mörderischen Tat vorzubereiten. In einem ähnlichen Monolog wird dieselbe Situation von Cibber dargestellt:

S. 350. Glo'ster. Wou'd it were done:
There is a busy something here,
That foolish custom has made terrible
To the intent of evil deeds; Nature too,
As if she knew me womanish, and weak,
Tugs at my heart-strings with complaining cries,
To talk me from my purpose —
— — — — — — — — — — — —
Will they not say too,
That to possess the crown, nor laws divine
Nor human stopt my way? — Why let 'em say it;
They can't but say, I had the crown;
I was not fool as well as villain.
Hark! the murder's doing: Princes, farewell,
To me there's musick in your passing-bell. (Enter Tirrel.)
Tirrel. 'Tis done; the barbarous bloody act is done.

Nachdem die beiden Prinzen aus der Mutter Arm gerissen wurden, fleht die Königin Lord Stanley um Trost und Hilfe an. Er versichert ihr, daß Richmond ihr einziger Retter sei. Die entsprechende Szene findet sich auch bei Cibber.

Z. 596. Elisabeth. Ach Stanley! kannst du mir nicht Hilf' und Trost erteilen?
Kann's sein, laß mich entfliehen!
Stanley. Umsonst, sprich selbst, wohin?
Man thut hier keinen Schritt, Richard erfähret ihn!
Dein Heil, Prinzessin, hängt allein an Richmonds Waffen,
Er muß uns Freiheit, Ruhm und Sicherheit verschaffen,
O Himmel! segne sie und gib uns Sieg und Glück!
Denn sonst trifft uns gewiß das schrecklichste Geschick!

S. 344. Stanley. Take comfort, madam.
Queen. Alas? where is it to be found?
Stanley. In Brittany
My son-in-law, the Earl of Richmond, still
Resides, who whith a jealous eye observes
The lawless actions of aspiring Glo'ster;
To him won'd I advise you, madam, fly
Forwith for aid, protection and redress;
He will, I'm sure, with open arms receive you.

Die Andeutung zu dieser Szene hat Cibber wahrscheinlich bei Shakespeare gefunden, wo Königin Elisabeth dem Marquis von

Dorset rät, über das Meer zu fliehen, wenn er dem Tod entgehen will (Richard III., IV., 1, 42):

Queen Eliz. If thou wilt outstrip death, go cross the seas,
And live with Richmond, from the reach of hell.

In Weißes, wie in Cibbers Drama wird Richards Krone nach der Schlacht bei Bosworth auf dem Schlachtfelde gefunden.

Z. 1535. Stanley. Man fand im Feld die Krone,
Und Richmond
Königin. Er allein hat nun das Recht zum Throne!
Empfang ihn Tochter.
S. 371. Stanley. Amongst the glorious spoils of Bosworth-Field
We've found the crown, which now in right is thine.

Bei Shakespeare reißt Stanley die Krone von Richards Schläfen (V, 5, 4):

Derby. Lo here this long usurped royalty
From the dead temples of this bloody wretch
Have I pluck't off, to grace thy brows withal[1]).

Folgende Übereinstimmungen zwischen Weiße und Cibber lassen sich in den Teilen, die Cibber direkt aus Shakespeares Richard übernahm, nachweisen. Daß Weiße auch in diesen Teilen Cibbers Drama zum Vorbild hatte, beweist eine Stelle in Richards Traumbericht:

Z. 14. Ich zittre noch davor — — — — —
Sieh, kalte Tropfen noch die bleiche Stirn bedecken.
Cibber. S. 366. Glo'st it shakes my soul:
Cold drops of sweat hang on my trembling flesh.
Shakespeare V. 3, 181. K. Richard. Cold fearful drops stand on my trembling flesh.

Den Satz: „It shakes my soul'' hat Cibber hinzugefügt; Weiße übersetzt ihn genau: „Ich zittre noch davor".

Z. 17. Richard. Verbreitet lag umher der Tod der Mitternacht.
Cibber. S. 364. Glo'st. 'Tis now the dead of night.
Shakespeare V, 3, 181. Richard. It is now dead midnight.
Z. 11. Richard. Und doch hab ich noch heut, eh es getaget,
Vor einem Traum, ein Nichts, glaubst du es wohl, gezaget?
— — — — — — — ein schauervoll Gesicht!
Cibber. S. 366. Glo'st. Oh Catesby! I have had such horrid dreams!
Shakespeare. V, 3, 212. K. Richard. O Ratcliff, I have dream'd a fearful dream!

Elisabeths Schönheit wird in allen drei Dramen hervorgehoben:

[1]) Hier stimmen Weiße und Cibber auch mit Rapin de Thoyras (Band VI, S. 239) überein: „Richard's crown having been found by a soldier, was brought by the Lord Stanley, who went immediately and set it on the Earl of Richmond's Head congratulating him upon his victory, and saluting him King".

Z. 185. Richard. Wie? sagtest du mir nicht, Elisabeth sei schön?
Z. 773. Richard. Nein, nein Elisabeth,
Der Schönheit edler Glanz, der Stirne Majestät,
Das Herz von Jugend voll, des Geistes edle Gaben,
Dies alles machte dich allein zum Thron erhaben.
Cibber. S. 334. Glo'st. The fair Elizabeth hath caught my eye.
S. 351. Glo'st. While fair Elizabeth, my beauteons niece,
Like a new morn, lights onward to my wishes.
S. 371. Blunt. My Lord, the Queen and fair Elizabeth,
Her beauteous daughter, some few miles off,
Are on their way to 'gratulate your victory.
Shakespeare IV, 4, 203. King Richard.
You have a daughter call'd Elizabeth,
Virtuous and fair, royal and gracious
Q. Elizabeth. And must she die for this? O, let her live,
And I'll corrupt her manners, stain her beauty.

In Weißes Drama ist Elisabeths Schönheit die Ursache von Richards Verbrechen und Missetaten. Bei Cibber und Shakespeare ist es Lady Annes Schönheit.

Z. 755. Richard. Allein die Ursach selbst von meinen Missethaten,
So schön sie immer ist, hat man dir nicht verraten —
Wenn du sie wissen willst, nur du bist's. du allein!
Cibber. S. 318. Glo'st. Is not the causer of the untimely deaths
Of these Plantagenets, Henry and Edward,
As blameful as the executioner?
L. Anne. Thou wert the cause, and most accurs'd effect.
Glo'st. Your beauty was the cause of that effect.
Your beauty that did haunt me in my sleep,
To undertake the death of all the world,
So I might live one hour in that soft bosom!
Sakespeare I, 2, 181. Glou. For I did kill King Henry,
But 'twas thy beauty that provoked me.
Nay, now dispatch; 'twas I that stabb'd young Edward,
But 'twas thy heavenly face that set me on.

In allen drei Dramen darf niemand ohne des Königs Befehl die jungen Prinzen im Tower besuchen.

Z. 183. Richard. Sie soll, versprich es ihr, auch ihre Prinzen sehen,
Doch ohne mein Gebot darf dieses nicht geschehen —
Cibber. S. 344. Lieutenant. I beg your Majesty will pardon me;
But the young Princes must, on no account,
Have egress from the Tower.
Nor must (without the King's especial license)
Of what de gree soever, any person
Have admittance to 'em — all must retire.
Shakespeare. IV, 1, 16. Brakenbury. By your patience
I may not suffer you to visit them,
The king hath straitly charged the contrary.

Beim Eintritt Richards ins Gemach der Prinzen, um sie zu ermorden, läßt Weiße den kleinen Eduard aus einem Buche lesen.

Dieselbe Situation, die Cibber aus Shakespeares Heinrich VI., 3. Teil, übernahm, findet sich in der Cibberschen Bearbeitung bei der Ermordung Heinrichs VI.

Z. 1297. Tyrel. Der junge König saß
Mit aufgestützter Hand, und hielt ein Buch und las.
Cibber. S. 312. King Henry (to the lieutenant).
Reach me a book — Ill try if reading can divert these melancholy thoughts. (Enter Glo'ster.)
Glo'st. Good-day, my Lord; what, at your book so hard? I disturb you.
King Henry. You do, indeed.
Shakespeare. Henry VI, Part III, V, 6, 1.
Glou. Good-day, my Lord. What, at your book so hard?
King Henry. Ay, my good Lord[1]).

Diese Beispiele mögen genügen, um zu beweisen, daß Weiße von Cibbers Bearbeitung des Shakespeareschen Richard abhängig war.

Ein ausführlicher Vergleich von Weißes und Shakespeares Dramen stellte fest, daß hier keine einzige Übereinstimmung irgendwelcher Art vorkommt, die nicht auch in Cibbers Richard enthalten ist. Diese Untersuchung bestätigt also Weißes Behauptung, daß er Shakespeares Richard nicht gelesen habe, ehe das seinige fertig war. Wenigstens ist kein Grund vorhanden, der diese Behauptung in Zweifel stellt.

Weiße und Rapin de Thoyras.

Zur Zeit als Weiße seinen Richard III. schrieb, war Rapin de Thoyras Histoire d'Angleterre, 13 Bände, 1724—1736, das populärste und ausführlichste Werk über englische Geschichte[2]). Ein zweites bedeutendes Werk war Tobias Smolletts „Complete History of England", 11 Bände, 3. Auflage, 1758 Außer diesen gab es noch: Sir Thomas Mores „History of King Richard III.", 1513, und die drei Chroniken von Hall, Holinshed und Grafton. Minor[3]) und Jacoby[4]) vermuteten, daß dem Weißeschen Drama Rapins Geschichte zugrunde liege. Die Richtigkeit dieser Vermutung soll im folgenden bewiesen werden.

---

[1]) Bei Shakespeare liegt ein Gebetbuch auf den Kissen beim Eintritt der Mörder Dighton und Forrest in das Zimmer der Prinzen:
Shakespeare. IV, 3, 14. Tyrrel. A book of prayers on their pillow lay.
Daß Weiße von dieser Stelle, die bei Cibber fehlt, beeinflußt wurde, ist sehr unwahrscheinlich.

[2]) Für diese Untersuchung wurde die englische Übersetzung von N. Tindal, 15 Bände, London, 1725—1731, benutzt.

[3]) Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur, S. 211.

[4]) Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 130, S. XXI.

Eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Weiße und Rapin erkennt man sofort an der Schilderung der letzten großen Schlacht zwischen Richards und Richmonds Heeren:

Z. 1168. Richard. Bringst du vom Siege mir Bericht?
Catesby. Es ist um uns geschehn!
Richard. Um uns geschehn? Verräter?
Catesby. Ja, Herr, und Stanley ist —
Richard. Wo ist der Missetäter?
Catesby. Er ist entflohn — zum Heer — ein drohendes Geschick
Verfolgt uns, Herr, es weicht dein Heer zurück,
Und Stanleys Bruder ist —
Richard. Verwüstung! Tod! Verderben!
Ihr Frevler alle sollt von meinen Händen sterben!
Und Stanleys Bruder? —
Catesby. Herr, mit löwengleicher Wut
Stieß Richmond auf dein Heer, es widerstand mit Mut,
Und mächtiger, als er, war von dem blut'gen Streite
Im Anfang ganz der Sieg auf meines Königs Seite:
Nordfolk, Northumberland und Surey führten's an:
Doch eh' die Helden sich's am wenigsten versahn,
Ging Strange zu dem Feind mit seinen mächtigen Scharen:
Viel Feinde deines Glücks ermuntert' sein Verfahren,
Sie drangen sich ihm nach: versteinert steht dein Heer,
Und hört auf den Befehl Northumberlands nicht mehr:
Richmond verstärkt, belebt kehrt schrecklicher itzt wieder,
Dringt wütend in dein Heer und mähet Reihen nieder,
Es wallen Ströme Bluts schon durch das Feld einher,
Nur aus Verzweiflung kämpft der Rest von deinem Heer.
Stanley ist ganz gewiß mit seinem Bruder Strangen,
Dem wir zu viel getraut, zun Feinden übergangen:
Doch fand und fesselt ich, Herr, seinen kleinen Sohn.

Rapin, Band VI, S. 233.
„It was not without Reason that the King had suspected the Lord Stanley of being a secret friend to his Son-in-Law. Stanley had indeed sent the Earl of Richmond Word, that he would abet him to the utmost of his power. But as he had been forced to leave his Son in Hostage with the King, he could not openly espouse his Cause without endangering his Son's Life. For which Reason he pretended to take the King's Part, and having levied about five thousand Men, he went and posted himself at Lichfield, as if he had intended to oppose the Earl of Richmond's March. On the other Hand, William Strange[1]) his brother drew together likewise a Body of two Thousand Men, giving out that it was with the same View."

S. 238. „At the very Time that Richard was endeavoring to come at the Earl of Richmond, that he might decide with one Blow their important Quarrel, it was decided very much to his Disadvantage from another Quarter. William Strange following the Example of the Lord Stanley his Brother, and seeing that the Left of the Earl of Richmond's first line began to give Ground a little,

1) Hier erklärt eine Fußnote, daß William Strange Sir William Stanley ist.

openly declared against the King by falling upon his Troops in the Flank, whilst they were taken up with fighting their Enemies in the Front, and furiously driving them back. This Onset made so seasonably and at so critical a Minute having caused an extreme disorder in the Right of the King's first Line, they were seen suddenly to retreat towards the main Body of the Battle, and the Left quickly followed their Example. This hasty Retreat struck such a Terror into the main Body that they almost all took to their Heels without expecting the Enemy, The Earl of Northumberland alone, who commanded one of the Wings, stood without Motion, having first ordered his Troops to throw down their Arms, to let the Enemies see they had nothing to fear from him."

In beiden Schilderungen spielen also Lord Stanley und sein Bruder William Strange die Hauptrolle. Ihr Eingreifen in die Schlacht zur kritischen Zeit entscheidet den Ausgang. Bei Cibber und Shakespeare wird Stanleys Bruder gar nicht erwähnt, und von Lord Stanleys Anteil wird nur gesagt, daß er sich weigere Richard Hilfe zu leisten (Shakespeare V, 3, 342):

King Richard. What says Lord Stanley? will he bring his power?
Messenger. My lord, he doth deny to come.
King Richard. Off whit his son George's head!

In bezug auf die Haupttatsachen dieses Kampfes stimmen Rapin de Thoyras, Smollett, Holinshed, Halle, Grafton u. a. überein. An einer Stelle weicht Rapin de Thoyras von allen anderen Historikern seiner Zeit ab, indem er Lord Stanleys Bruder William Strange nennt, und diesen Fehler hat Weiße beibehalten; denn nach Smollett, Sir Thomas More, Holinshed, Halle, Grafton und allen späteren Historikern, wie Hume, Froude und Lingard war ein gewisser Lord Strange nicht Lord Stanleys Bruder, wie es Rapin de Thoyras und Weiße haben wollen, sondern sein ältester Sohn, George Stanley, den Richard als Geißel zurückhielt, während Lord Stanleys Bruder Sir William Stanley hieß. Der Name William Strange wird von keinem Historiker außer Rapin de Thoyras erwähnt; folglich muß Weiße von ihm abhängig gewesen sein. Diese Folgerung wird auch durch andere Übereinstimmungen bestätigt.

Bei Cibber und Shakespeare kommt Richard zu seinem Tode im Zweikampf mit Richmond. Bei Weiße und Rapin de Thoyras unterliegt Richard im heißen Kampfe mit den Scharen:

Z. 1209. Richard. Noch einmal will ich mich mit allen Schrecken rüsten,
Wo ich verwüsten kann, da will ich auch verwüsten,
Es morde noch mein Dolch, wo er nur morden kann,
So lang der Arm sich regt, Freund, Feind und Unterthan:
Ich will den langen Weg mit Leichnamen besäen,
Und so in Strömen Bluts zur Gruft — zur Hölle gehen.

Z. 1509. Stanley. Ein Haufen Flüchtiger versammelt sich zu ihm.
Er kam; ein Rasender! und brach mit Ungestüm
Selbst in den Haufen ein, den unser Richmond führte,
Und sucht ihn wütend auf, so bald er ihn verspürte;
Und kurz, er fochte so, wie die Verzweiflung ficht.
Nur töten wollt' er itzt, dies that er: siegen nicht!
Es fiel noch mancher Held von seinen grimm'gen Händen:
Doch nunmehr sah er bald sein schrecklich Leben enden —

Rapin, Band VI, S. 238. „Richard perceiving the Day was lost, and not being able to think of flying into the Hands of the Earl of Richmond, rushed into the midst of his Enemies, where he soon met with the Death he sought."

Die Werbungsszene zwischen Richard und Lady Anne hat Cibber (Akt III, Szene 2) fast ohne Veränderung aus Shakespeare (Akt I, Szene 2) übernommen. In der entsprechenden Szene bei Weiße (Akt III, Szene 4) nimmt die Prinzessin Elisabeth Lady Annes Stelle ein, da letztere als spielende Person nicht auftritt. Die schroffe Abweisung, womit Elisabeth dem Wüterich begegnet, stimmt mit Rapins Darstellung überein.

Z. 787. Elisabeth. Ich habe, Richard, dich nun lang' genug gehöret,
Doch wisse, daß mein Herz dawider sich empöret;
Wer glaubt, daß um den Thron ich dies verkaufen kann,
Verächtlich seh' ich den, und meiner unwert an.
O nein, dem Menschenfreund, dem tugendhaften Bürger
Gäb' ich eh' diese Hand als dem gekrönten Würger,
Der keine Tugend kennt, der Ströme Bluts vergießt,
Damit er wüten kann, und das ist, was du bist —

Rapin, Band VI, S. 229. „Notwithstanding the extreme Sorrow he expressed in Publick, the Queen was no sooner laid in her Grave, but he had the Assurance to make his Addresses to the Princess Elizabeth and offer her Marriage. But she gave him such an Answer as let him see how much she abhorred such an Union, and desired him never to speak of it any more."

Weiße und Rapin de Thoyras stimmen wiederum überein, indem beide erwähnen, daß der Pöbel an Richards Wahl beteiligt war und daß diejenigen, die „Richard lebe!" ausriefen, bestochen waren:

Z. 94. Richard. Du kennst das Volk, wie gern es Kindern sich ergibt!
Es schwieg bei meiner Wahl: und ich mußt' aus dem Haufen
Der Niederträchtigsten die Kleinsten mir erkaufen.

Rapin, Band V, S. 189. „Some of the Duke of Buckinghams Servants, who hat slipt in amongst the Crowd, fell to crying, „Long live King Richard!". Upon that some of the Citizens who had been bribed, but would not venture to lead the Way, seconded the Cry, and the Apprentices with the Rabble, who stood near the door followed their example."

Von der Bestechung und dem Anteil des Pöbels ist weder bei Cibber (S. 336) noch bei Shakespeare (III, 7, 36) irgend welche Andeutung.

Bei Cibber (S. 351) werden die Prinzen von Tirrel getötet und während der Nacht in einen gelöcherten Sarg gepreßt und in die Themse geworfen. Bei Shakespeare (IV, 3, 30) sind Dighton und Forrest die Mörder, und der Kapellan in Tower begräbt sie. Bei Weiße (Z. 1317—1342) und Rapin de Thoyras tötet Richard selbst die beiden Prinzen:

Rapin, Band VI, S. 199. „That very night, whilst every body was asleep, he went into the two Princes's room, and having smothered them in their bed, caused them to be buried under a little stair-case."

Diese Untersuchung macht es wohl zweifellos, daß Weiße bei der Verfertigung seines Dramas Cibbers Richard III. als Vorlage hatte, daß er einige Stellen fast wörtlich übersetzte und diese mit mehreren Situationen und Motiven aus Cibbers Richard in seinem Drama verwertete, daß kein Grund vorhanden ist, seine Behauptung, er habe Shakespeares Richard nicht gelesen, ehe das seinige fertig war, in Zweifel zu stellen, und daß er außer Cibbers Richard auch Rapin de Thoyras Geschichte Englands benutzte.

Die Charaktere in den beiden Fassungen von Werthers Leiden.

Von Gottfried Fittbogen in Berlin-Rixdorf.

Zu beweisen, daß der Urwerther[1]) — der Roman losgelöst von seinem Urheber und den Erlebnissen, die ihm zugrunde liegen, gelöst aus dem Zusammenhange der Zeit, in deren Sturm und Drang er entstanden ist, und als Eigenes, als selbständiges Ganzes betrachtet — zu beweisen, daß er da ein Kunstwerk ist, hieße Eulen nach Athen tragen. Ist ihm doch in ganz besonderem Maße jene Glut eingehaucht, die keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und Wirklichen zuläßt.

Nur an einem einzigen Punkte könnte hier allenfalls die Kritik einsetzen. — Werthers Lektüre wird mit großer Wichtigkeit behandelt. Zuerst beherrscht ihn Homer, dann Ossian. Und Ossian, der trübe, verschwommene, nebelhafte, ist der Begleiter seines immer

[1]) Die erste Fassung zitiere ich nach dem Abdruck von Hirzel-Bernays (Der junge Goethe, III. 233—375), die zweite nach der wertvollen Ausgabe von Seuffert (Weimarer Ausgabe, Band 19. 1—191. 309—434); vgl. auch Seufferts „Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther" (Euphorion, VII. 1—47).

wachsenden Unmutes, er umnebelt seinen Verstand und stachelt sein Gefühl, daß ihn die zarte Scheu vor Lotte verläßt und er sie in rasender Leidenschaft in die Arme schließt; am nächsten Tage erschießt er sich. Ossian also ist sein Begleiter in den Tod (Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 9. Aufl. 1902, S. 495 f.). Statt dessen lesen wir am Ende (djG III. 374): „Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen" — dies verstandesklare Werk, zu dem Goethe keine Neigung verspürte. Wird durch diesen Zug nicht der eben entwickelte Gedanke aufgehoben?

Das wäre übertrieben: aber er widerspricht ihm in der Tat. Der Leser stutzt an dieser Stelle: „Emilia Galotti? das ist ja eigentümlich", und weiß nichts damit anzufangen. Er läßt es auf sich beruhen und im großen Zusammenhang geht dieser einzelne Zug verloren. Der Gesamteindruck ist zu mächtig, als daß er eine wirkliche Störung verursachen könnte.

Und vollends, wer weiß, daß dieser Zug, der auch in die zweite Fassung übergegangen ist, nichts weiter ist als ein Stück Wirklichkeit, das die Dichtung vergessen hat auszuscheiden, der wird sich um so weniger stören lassen; der wird diesen Satz in seinen Gedanken streichen und so die von Goethe vergessene Ausscheidung nachträglich vollziehen.

Wie aber steht es mit der zweiten Fassung? Wurde durch sie vielleicht der künstlerische Charakter des Romans beeinträchtigt? Denn spätere Veränderungen eines Werkes haben immer ihr mißliches[1]).

Bei dieser Umarbeitung nun, die den Zweck hatte, „den Roman noch einige Stufen höher zu schrauben,"[2]) handelt es sich nicht um gelegentliche Zusätze und Streichungen, sondern um einen tiefgreifenden Umgestaltungsprozeß, nach dessen Vollendung der Werther als eine neue Geburt erscheint[3]). Um es scharf auszusprechen: wir haben jetzt zwei Romane, die den Namen Werther führen; sie sehen einander ähnlich, jeder hat aber doch sein eigenes Gesicht.

Es gibt in der Tat keine Seite, die nicht nach irgend einer Richtung hin charakteristische Änderungen aufzuweisen hätte; kaum fünf Zeilen im ganzen Buch, die völlig unverändert geblieben wären — und handelte es sich auch nur um Veränderungen der Interpunktion und Orthographie[4]). Was diese Dinge und die Behandlung der

---

[1]) Vgl. dazu Goethes Bemerkung im Urwerther selbst: „Ich habe daraus gelernt wie ein Autor, durch seine zweyte veränderte Auflage seiner Geschichte, und wenn sie noch so poetisch besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß." (djG III. 289.)

[2]) Brief vom 2. Mai 1783 an Kestner.

[3]) Am 21. November 1782 schreibt Goethe: Werther „kehrt in seiner Mutter Leib zurück du (Knebel) sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen".

[4]) Die Ossian-Partie nimmt natürlich eine Sonderstellung ein; sie zeigt vollkommenere Behandlung der rhythmischen Prosa.

Sprache, also das Äußere des Romans angeht, das wohl einer eigenen Untersuchung würdig wäre, lassen wir hier auf sich beruhen und beschäftigen uns ausschließlich mit dem Innern des Romans, vor allem mit den drei Hauptcharakteren. Voraus schicken wir eine Übersicht über die Veränderungen im Ausdruck, die nicht bloß grammatischer Natur sind, sowie der Zusätze. Dadurch gewinnen wir eine solide Grundlage für die Feststellung der feineren Unterschiede beider Romane.

I. Änderungen im Ausdruck und Zusätze.

1.

Die Derbheiten, an denen Goethe im Urwerther großes Gefallen hatte, sind beseitigt oder gemildert. Diesem Streben ist das Lieblingswort „Kerl" von 1774 fast ganz zum Opfer gefallen, desgleichen die „Buben" und der „Teufel". Der Medikus zupft den Kräusel jetzt nicht mehr „bis zum Nabel", sondern weniger anschaulich einfach „ohne Ende" heraus (Brief vom 29. Juni 1771); der „geizige rangige Hund" wird dem Tierreich entrückt und zum dito „Filz" (Brief vom 11. Juli 1771); die Bücher „speien" ihn nicht mehr, sie „ekeln" ihn an (Brief vom 22. August 1771); die „alte Schachtel" ist weniger despektierlich zur „Alten" geworden (24. Dezember 1771). Die neue Pfarrerin auf dem Dorf war besonders übel behandelt; „Thier", „Fratze", „Ding" waren ihre Kosenamen, die jetzt zu „Geschöpf", „Bäurin", „Kreatur" ermäßigt sind (Brief vom 15. September 1772). Werthers gelbe „Hosen" schienen wohl nicht zart genug und sind daher in gelbe „Beinkleider" verwandelt.

Auch die Erwähnung von Lottens Ohrringen, die Werther auf dem Tisch liegen sah, konnte unpassend scheinen (Brief vom 26. Oktober 1772). Doch spielt hier bei dem Verschwinden der Ohrringe vielleicht noch etwas anderes mit. Es erschien wohl als zu unbedeutendes Detail; wie Goethe denn auch das „gebrockte Brod in Milch" (djG III. 265. Brief vom 1. Juli 1771) beseitigt und die Zitronenszene (djG III. 255 Brief vom 16. Juni) vereinfacht hat. Und nur im Urwerther erfahren wir, daß Lotte in jener peinlichen Szene mit ihrem Mann Handarbeit gemacht, und zwar gestrickt hat (djG III. 368, Z. 5 v. u.).

Tiefer scheint die Änderung zu gehen, wenn Werthers Absicht, seinen Gesandten durchzuprügeln, gestrichen wird, und er sich damit begnügt, ihn zu verachten. Denn Werther soll als ein Mensch erscheinen, dem derartige aktive und gewalttätige Regungen fern liegen (Brief vom 24. Dezember 1771). Ähnlich ist die Vertauschung der Worte zu beurteilen, wenn es 1774 heißt, daß Werther ein großes Geschrei mit den Kindern „verführte", 1787 nur, daß er es „erregte". Zuerst hatte er mitgeschrien, jetzt nicht mehr (Brief vom 29. Juny 1771).

Von den Worten, die ausgelassen sind, verdient nur eines Erwähnung: in dem Brief an Lotte (vom 20. Januar 1772): „Nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige thränenreiche Stunde. Nichts! Nichts!" ist „thränenreich" gestrichen — eine Auslassung, welche die Veränderung in Goethes Stimmung besser als alles andere anzeigt.

2.

Gehen wir nun die Zusätze der Reihe nach durch! Zunächst die kleinen, die in den bereits vorhandenen Text eingeschoben sind.

1. Im Brief vom 16. Juny 1771 hieß es gegen Ende (djG III. 258): „ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock! Ich versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Loosung über mich ausgoß." Der Zwischensatz der 2. Bearbeitung („ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag") soll dem Leser als Kommentar dienen. Er wirkt aber störend. Denn hätte Werther erst dieser mühsamen Reflexion bedurft, so wäre er kaum in dem Strom der Empfindungen versunken. Und ferner: beim Namen Klopstock handelt es sich nicht nur um den Verfasser des Hymnus „über die ernsthaften Vergnügnngen des Landlebens",[1]) sondern in diesem Namen verkörpert sich alles, was sich Erhabenes in weihevoller Stunde sagen läßt. Es handelt sich für Lotte nicht um eine literarische Reminiszenz, sondern ihre innersten Gefühle ringen nach einem erhabenen Ausdruck. Im Jahre 1786 aber hatte Goethe die Fühlung mit der Klopstockschwärmerei längst verloren.

2. Brief vom 20. Juli 1771. — Der bloße Zusatz der Worte „sein eigenes Bedürfniß" ist charakteristisch. In A erklärt Werther jeden für einen Toren, der sich in einem Beruf abarbeitet, „ohne daß es seine eigene Leidenschaft ist". Daß einer des nackten Bedürfnisses wegen arbeiten könne, dieser Gedanke kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn. Diesem Mangel hilft der Zusatz ab; fast könnte man ihn bedauern: denn gerade durch das Fehlen dieses Gedankens charakterisiert sich Werther am besten. — Allerdings würde man dies Fehlen kaum merken, wenn man nicht die 2. Fassung daneben hätte.

3. Brief vom 26. Juli 1771. — Der Einschub: „oder sie giebt mir einen Auftrag und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen", ist nur die notwendige Folge des neuen Briefes vom 26. Julius. In den Zusammenhang des Briefes, in dem er steht, fügt er sich; nur ist die Wendung „ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen" gerade infolge des neuen Briefes vom selben Tage auffallend. Denn da hat er ihr schriftlich geantwortet.

[1]) Diesen Namen führte der Hymnus von der „Frühlingsfeier" ursprünglich.

4. Der Einschub in den Brief an Lotte vom 20. Januar 1772 bringt etwas Fremdartiges hinein. Werther drückt hier ursprünglich den einfachen Gedanken aus, daß seine Sinne vertrocknen; die Welt erscheint ihm als Marionettentheater, er und die Mitmenschen als die willenlosen Puppen. Daran werden jetzt unmittelbar die Worte geschlossen: „Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe." Die Gedanken sind ja verwandt, aber nicht gleich. Das erste Mal wird der Gedanke veranschaulicht, daß Werther nicht mehr imstande ist, „Welten um sich zu schaffen"; das zweite Mal: daß sein Dasein zwecklos ist.

Dann folgt der merkwürdige Satz, der den Zustand Werthers erklären soll: „Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg." Das ist eine deutliche Anknüpfung an die Briefe vom 19. Juli und 21. August 1771[1]), die wohl zugleich zeigen soll, wie klar sich Werther über sich selbst ist. Aber die früheren Äußerungen waren an eine dritte Person, an Wilhelm, gerichtet. Und es befremdet, wenn Werther dies an Lotte selbst schreibt.

5. Brief vom 9. May 1772. — Werther spricht davon, wie viel wertvoller das selbsterlebte Gefühl des naiven Menschen von der ungemessenen Ausdehnung des Meeres und der Erde sei, als das angelernte Wissen des Schülers, dem keine Erfahrung irgendwie entspräche. Es ist der alte Gegensatz von Gefühl und leerem Wissen, der in dem Zusammenleben mit dem Fürsten wieder hervortritt. Dieser einfache Gedanke, der mit der Grundstimmung des Romans im engsten Zusammenhang steht, wird nun umgebogen. Die Erwähnung nämlich des ungemessenen Meeres und der unendlichen Erde führt den gegensätzlichen Gedanken herbei, daß der Mensch mit ganz wenig Raum schließlich sich begnügen müsse: „Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen." Zwar ist der erste Gedanke in der 2. Fassung noch erkennbar; aber er kann sich nicht frei entfalten. Denn der zweite Gedanke folgt unvermittelt. Zum guten Stil gehört, daß nur ein Gedanke zur Zeit ausgesprochen wird; hier stoßen zwei zusammen.

---

[1]) 19. Juli 1771: „Ich werde sie sehen, ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntre" usw. 21. August 1771: „Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens wenn ich von schweren Träumen aufdämmere, vergebens such ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß ich neben ihr auf der Wiese."

6 Gleichfalls am 9. May 1772. — Die Charakteristik der Hofgesellschaft[1]), die natürlich auf Weimarer Beobachtungen zurückgeht, ist doch ganz der radikalen Kritik Werthers angepaßt.

7. Brief vom 15. September 1772. — Der neue Satz „denn sie (die Kammer) hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen", ist notwendig, um zu erklären, wie die Kammer die streitigen Nußbäume ohne weiteres einziehen kann. Zur Not kann man sich's ja denken, aber besser ist der erklärende Zusatz.

Die größeren Zusätze[2]) behandeln wir gleich im Zusammenhang mit den Änderungen der Komposition.

An der Komposition, die sich durch Einfachheit und Durchsichtigkeit auszeichnet, war im großen und ganzen nichts zu ändern. Nur an einer Stelle ließ sich eine geringe Besserung erreichen, da wo die Briefe durch den Bericht des Herausgebers abgelöst werden. Hier hat Goethe durch eine andere Anordnung des Stoffes eine stete Steigerung erzielt, bis zu dem Augenblick, wo der Selbstmordentschluß in Werther unwiderruflich feststeht.

Die meisten Zusätze finden sich, abgesehen vom Herausgeberbericht, im 2. Teil des 2. Buches. Zu 21 (respektive 23)[3]) alten Briefen kommen 6 neue hinzu; das ist die Hälfte aller Zusatzbriefe. Es ist die Zeit des zweiten Aufenthalts bei Lotte.

Ursprünglich ließen sich in dieser Zeit zwei Abschnitte erkennen. In dem ersten (vom 29. Juli bis 15. September 1772) durchlebt Werther die alten Situationen noch einmal. Aber es will doch die alte Wirkung nicht tun. Das damalige Gefühl läßt sich nicht mehr zurückrufen. Was bleibt, ist dumpfe Resignation. „Mir ist's, wie's einem Geiste seyn müßte, der in das versengte verstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen" (21. August 1772).

Die Resignation weicht aber bald der Ossianstimmung[4]). Die ermatteten Gefühle werden gewaltsam aufgestachelt. Der Inhalt der zweiten Hälfte des Aufenthalts bei Lotte ist also: das Erstarken der Begierde in Werther.

---

[1]) Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelmen und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor und ich kann ihnen doch nicht trauen.

[2]) Ein übersichtliches Verzeichnis bei Gräf, Goethe über seine Dichtungen, I. 2 S. 554.

[3]) Zwei dieser Briefe sind in B dem Herausgeberbericht einverleibt.

[4]) Ossian beherrscht nicht das zweite Buch, sondern nur den letzten Teil des zweiten Buches. Erst am 12. Oktober 1772 heißt es: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt."

Dieser Anordnung ist die Stellung des 2. Briefes der Bauerbursch-Episode gut angepaßt (4. September 1772); denn auch hier handelt es sich um Aufnahme eines alten Motivs aus der ersten, glücklichen Zeit.

Dagegen wirken die Briefe vom 5. und 12. September 1772 an ihrer Stelle störend; sie gehören der Stimmung nach in den folgenden Teil.

Die Zusätze für die Zeit vom 10. Oktober bis zum 12. Dezember 1772 sind nur tagebuchartig. Sie tragen zur Veranschaulichung der inneren Entwicklung Werthers nichts Neues bei; sie sind ziemlich überflüssig und scheinen vor allem der Auffüllung dienen zu sollen. Dazu ist zu bemerken: daß Werther im letzten Jahre weniger Briefe schreibt als vorher, ist in seinem zerrütteten Zustand genügend begründet. Und gerade das schnellere Abrollen der Handlung verstärkt den Eindruck.

Die Bauernbursch-Episode, die erst im Herausgeberbericht zu Ende geführt wird, fällt einigermaßen aus dem Rahmen des Romans heraus. Erstens: sie ist als Episode zu lang und stört die übliche Episodenbehandlung. Zweitens: sie ist Doublette zum Wahnsinnigen (Brief vom 30. November 1772); drittens: sie ist lehrhaft; sie will zum richtigen Urteil über Werther anleiten.

II. Die Charaktere.

1.

Doch alle bisher besprochenen Änderungen berühren nur die Oberfläche. Einer gänzlichen Umgestaltung aber hat sich der Herausgeberbericht unterziehen müssen, und dabei sind auch an den Charakteren der Hauptpersonen wichtige Änderungen vorgenommen. Sie sollen nun besprochen werden.

Der Herausgeber legt zu Anfang seines Berichtes an den Leser Rechenschaft ab über die Art, wie er die Nachrichten über Werthers letzte Tage gesammelt und behandelt habe. Das Tatsächliche, sagt er in B, war leicht festzustellen; „nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urtheile getheilt". Das klingt so, als handle es sich nur um schärfere Charakterisierung und Sicherstellen gegen falsche Urteile — und sollte wohl so klingen; tatsächlich aber handelt es sich um nicht unbedeutende Veränderung der Charaktere.

Am auffälligsten ist das bei Albert. Goethe hatte hier Kestner gegenüber als seine Absicht angegeben, Albert so zu stellen, „daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt" (Brief vom 2. Mai 1783).

Allerdings, der Albert im Urwerther war keine Idealgestalt: ein ruhiger, arbeitsamer, verständiger Beamter mit gelassener Außenseite, in den Bräutigamstagen gehoben und veredelt durch die Liebe zu Lotte. Daß auch Werther Lotten Verehrung erweist, macht ihm seine Braut nur desto liebenswerter. Zugleich schließt er Werther selbst in sein Herz ein: er wird ihm nach Lotte das Liebste auf der Welt. Doch schon kündigt sich ihr innerer Gegensatz an: während Werther in dem Selbstmordgespräch (Brief vom 12. August 1771) für die Rechte der Leidenschaft eintritt, ist Alberts höchste Instanz der Verstand.

Dieser innere Gegensatz entwickelt sich nun im 2. Buch, das Albert als Ehemann zeigt, mit aller Konsequenz. Die gehobene Stimmung und Galanterie der Bräutigamstage ist von dem Ehemanne gewichen, der freundliche Umgang mit Lotte subordiniert sich sehr bald seinen Geschäften. Ein sympathisches Eingehen auf Lottens Empfindungen über Bücher und Menschen ist ihm fremd geworden, ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit macht sich geltend. Kurz das Gemüt verkümmert unter seinen Akten. Immer aber bleibt er ein verständiger Mensch, ein tüchtiger Arbeiter und rechtschaffener Mann — aber auch nichts weiter. „Trocken“ ist sein ständiges Beiwort.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß Lotte mit ihrem reichen Geist und Gemüt bei einem solchen Mann keine volle Befriedigung in der Ehe empfindet; daß Albert selbst eifersüchtig auf Werther wird; daß er, da er den eignen Mangel und die Überlegenheit Werthers in dieser Richtung fühlen mag, ernstlich fürchtet, Lotte möge ihm verloren gehen; daß er mißtrauisch gegen sie wird und so anstatt ihr Glück anfängt ihr Elend zu machen.

Ganz anders in der zweiten Fassung. Hier erscheint Albert auch als Ehemann in demselben günstigen Licht wie zu Anfang. „Albert hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte“, berichtet der Herausgeber (W. 19. S. 149). Albert ist durchaus der überlegen urteilende und handelnde Mann, namentlich Werther gegenüber. Dessen Leidenschaft für Lotte ist ihm natürlich nicht angenehm, aber er ist fern davon, deswegen Abneigung gegen ihn zu empfinden. Wenn er oft Werthern mit Lotte allein läßt, so geschieht es nur, weil er weiß, daß es Werthern so lieber ist. Gewiß der höchste Grad freundschaftlicher Rücksicht! Wenn er ein Urteil über ihn ausspricht, so tadelt er ihn zwar, aber doch nur, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt. Selbst als er über ihrer Auseinandersetzung am Sonntag vor Weihnachten dazu kommt, lädt er ihn zum Abendessen ein; wenn Werther darin nur eine Höflichkeitsphrase sieht, so kann Albert nichts dafür.

Auch seiner Frau steht Albert viel günstiger gegenüber. Ihr Verhältnis ist auch während Werthers zweiter Anwesenheit durchaus ungetrübt (vgl. den Einschub vom 5. und 12. September 1772).

Wenn ganz zuletzt doch eine Verstimmung zwischen ihnen entsteht, so ist nicht Albert, sondern Lotte die alleinige Ursache. Ihr Schweigen,[1]) als er eine Einschränkung des Umganges mit Werther fordert, empfindet er unangenehm (S. 149). Erst von diesem Augenblick an — es ist etwa der 10. Dezember — datiert die Spannung der Eheleute, und wie gesagt, durch Lottes Schuld.

Zweifellos, müssen wir gestehen, ist Alberts Charakter gehoben. Er steht als Mensch höher. Aber das ist für ein Kunstwerk kein ausschlaggebender Maßstab. Da müssen wir fragen: Hat diese Veränderung auch künstlerischen Wert? Und das läßt sich am besten erkennen an den beiden Unterfragen: Ist der Charakter einheitlich geblieben? Ist die Handlung einheitlich und ausreichend motiviert?

Ehe wir die erste Frage für die zweite Bearbeitung beantworten, müssen wir die Vorfrage stellen: Ist denn der Charakter Alberts im Urwerther einheitlich?

Und allerdings muß hier der schon erwähnte auffallende Wandel im Charakter Alberts besprochen werden. Hier schimmern deutlicher als sonst die historischen Grundlagen des Romans durch; es läßt sich mit Händen greifen, wie für das 1. Buch die Freundschaft mit Kestner, für das 2. Buch die Erfahrungen mit dem eifersüchtigen und mißtrauischen Brentano den Stoff geliefert haben[2]). Und es entsteht die Frage, ob es Goethe gelungen ist, die verschiedenen Elemente bei der Konzeption so zu verschmelzen, daß eine organische Einheit zustande gekommen ist.

Goethe hat die schlimme Wendung in Alberts Charakter mit Sorgfalt vorbereitet. Und zwar innerlich: namentlich im Selbstmordgespräch (12. August 1771) und seiner Freude an den Akten (22. August 1771) hat er die Keime der künftigen Entwicklung angedeutet. Und äußerlich: hier ist vor allem der Brief vom 26. Mai 1771 eine deutliche Prophezeiung auf den Ehemann Albert; er ist der Philister, der Mann in einem öffentlichen Amt, der zu dem leidenschaftlich liebenden Jüngling sagt: „feiner junger Herr, lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen", und Werther knüpft daran die Bemerkung: „Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen — nur mit seiner Liebe ist's am Ende."

---

[1]) Dies Schweigen findet sich nur in B, Zusatzstück.

[2]) Goethe hat durchaus Recht, wenn er an Kestner schreibt: Du „bist also nicht Albert" (Brief vom 21. November 1774).

Dahin zielt auch Werthers Predigt gegen die üble Laune (1. Juli 1771). Sie enthält die beste Motivierung für Alberts späteres Verhalten: „Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabey, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freuden um sich her zu zerstören; oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsre eigene Unwürdigkeit, ein Misfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörige Eitelkeit aufgehetzt wird." Albert ist es, der schließlich im Begriff ist, Lottes Existenz zu untergraben.

Die weniger guten Seiten des Charakters hat Goethe also möglichst vorzubereiten gesucht. Immer bleibt doch noch die Frage: sind die verschiedenen Charakterzüge zusammengeklebt oder wirklich verwoben?

Ich habe oben bereits auf die letztere Lösung hingedeutet und habe nach Anleitung des Herausgeberberichtes (djG III. 344) den Umschwung in Albert so erklärt, daß im Glück der Bräutigamstage alle edlen Eigenschaften sich zeigen und daß erst nachher im Einerlei der Ehe und des Berufes die Schattenseiten hervortreten.

Eine kleine Schwierigkeit bleibt allerdings noch übrig. Gleich nach der Ankunft Alberts gibt Werther folgendes Urteil über ihn ab: „Er hat viel Gefühl und weis, was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und du weist, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alle andre" (Brief vom 30. Juli 1771). Und später zeichnet sich Albert gerade durch einen Mangel an Fühlbarkeit und durch Trockenheit, sowie durch üble Laune und Gereiztheit aus!

Demgegenüber bleibt nur die doppelte Annahme. Entweder: das positive Urteil Werthers soll nach Goethes Absicht einen Irrtum enthalten, und das Wörtchen „er scheint" könnte darauf hindeuten. Aber es wäre doch irreführend und der sonstigen Art von Werthers Kritik nicht entsprechend. — Immerhin ist diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen; denn gleich darauf findet sich eine Stelle, aus der positiv hervorgeht, daß Albert damals noch nicht eifersüchtig gewesen ist. Nun ist er aber später sehr eifersüchtig; daher dann der Zusatz: „ob er sie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eifersüchteley peinigt, das laß ich dahin gestellt seyn; wenigstens an seinem Platze würde ich nicht ganz sicher vor dem Teufel bleiben." Albert würde also die guten Eigenschaften zeigen, ohne von den schlechten auch nur den geringsten Gebrauch zu machen.

Oder: wir verzichten hier auf jede Vermittlung und erkennen an, daß hier ein Stück der Wetzlarer glücklichen Wirklichkeit störend in die Dichtung hineinragt.

Auf jeden Fall zeigt dies Beispiel, wie schwer es war, die sehr verschiedenartigen der Wirklichkeit entnommenen Elemente zur dichte-

rischen Einheit zu verschmelzen. Mit dieser letzten Einschränkung also läßt sich Alberts Doppelcharakter im Urwerther doch als Einheit auffassen.

Für die zweite Fassung ist diese Frage viel leichter zu beantworten; denn Albert bleibt sich hier von Anfang bis zu Ende gleich. Aber zweierlei Folgen machen sich bemerkbar, weil die Umarbeitung schließlich nicht eingreifender sein konnte.

Erstens: die Episoden, deren Pointe es ist, die Vorstellung in uns zu erwecken, der nachher Albert entspricht, verlieren jetzt diese ihre Pointe. Sie hätten konsequenterweise gestrichen werden müssen, weil sie jetzt falsche Erwartungen erregen. Sie sind Anfänge ohne Fortsetzung.

Zweitens: daß Albert zum Philister geworden sei, war so oft ausgesprochen, daß es sich nicht gut ausmerzen ließ. Alle Briefe Werthers aus jener Zeit, in denen Albert erwähnt wird, bezeugen es, daß Albert seine Frau nicht wahrhaft glücklich gemacht hat. Wie war da zu helfen?

Einmal hat Goethe zwei Briefe eingeschoben, aus denen hervorgeht, daß beide in ungetrübtem Einvernehmen leben (5. und 12. September 1772). Sodann hilft sich Goethe mit der Wendung: Werther irrte sich mit seinem Urteil; er wurde immer ungerechter in seinem Urteil über andere und vermochte am wenigsten, den ruhigen, besonnenen Albert zu beurteilen. Ja Werther selbst muß sein Verhältnis zu Albert jetzt auf die Formel bringen: „Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht sein" (W 19, S. 148). Das führt aber wiederum den offenbaren Übelstand herbei, daß wir gerade in der Hauptsache dem Bericht Werthers, auf den wir meist allein angewiesen sind, mißtrauen müssen. Und nach dem Grundsatz „semper aliquid haeret", sind wir doch leicht geneigt, Werther in etwas zu glauben.

Es zeigt sich hieran deutlich, daß die Veränderung des einen Charakters weitere Folgen hat: die Stellung sämtlicher Charaktere zueinander muß notwendig verschoben werden. In welcher Weise das geschieht, werden wir bald sehen.

Was oben als zweite Frage aufgestellt ist: ob die Einheitlichkeit der gesamten Handlung trotz der Veränderung von Alberts Charakter gewahrt geblieben ist, kann gleichfalls erst später beantwortet werden, — eben weil die Handlung aus der gegenseitigen Berührung der Charaktere hervorgeht.

2.

Schwieriger als Albert ist Lotte zu behandeln, weil es sich bei ihr in dem Hauptpunkt um Gefühle handelt, die aus dem unbewußten Grund der Seele aufsteigen und eine klare Formulierung scheuen.

Die Grundfrage ist die: wird auf die Dauer Albert oder Werther die stärkere Anziehungskraft ausüben? Einen solchen Konflikt bei einer gesunden Natur wahrscheinlich zu machen, hat Goethe alle Kunst aufgeboten.

Die erste Begegnung schon — ich spreche zunächst von der Lotte im Urwerther — zeigt mit voller Deutlichkeit, welcher Seite von Lottens Wesen die Freundschaft mit Werther entspringt. Ihre Gesichtszüge, erzählt Werther, schienen sich nach und nach vergnügt zu entfalten, „weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstund“ (Brief vom 16. Juny). Dazu kommen natürlich die sonstigen Vorzüge Werthers, der damals noch im Besitz des Restes seiner Jugendkraft und Munterkeit der beste Gesellschafter und Tänzer ist. Auch seine Vorliebe für einfache patriarchalische Verhältnisse verträgt sich gut mit ihrer Freude an der engen Häuslichkeit, wenn der Ursprung auch bei beiden verschieden ist: bei ihm blasierte Übersättigung, bei ihr natürliche, naive Lebensfreude.

Die Hauptsache aber ist eben die Sympathie der Seelen, die unter dem Eindruck der gewittererfrischten Natur zu schwärmerischer Begeisterung wird und im geweihten Namen Klopstocks einen symbolischen Ausdruck sucht. Das ist für sie beide der erste „Augenblick der Fülle des Herzens“, die erste „selige thränenreiche Stunde“, wie Werther sich später ausdrückt (am 20. Januar 1772). Was also Lotten dauernd an Werther fesselt, ist das Gefühl, bei ihm völliges Verständnis ihrer feineren Gedanken und Gefühle zu finden.

Für die Entwicklung ihres Verhältnisses ist noch ein weiteres Motiv bedeutsam, das auch in der Ballszene schon angedeutet ist: „tätige Liebe“ wird es einmal (djG II. 441) genannt. Dieser Charakterzug erwirbt ihr die Liebe aller, die mit ihr in Berührung kommen (vgl. den alten Pfarrer, die Kranke); „ihre stets liebwürkende Seele reißt jedes Herz unwiderstehlich an sich“, heißt es in der berühmten Rezension der Gedichte eines polnischen Juden (djG II. 441). Da Lotte dem träumerischen Werther auch an Geistesgegenwart überlegen ist, kann sich dieser fürsorgliche Zug ihres Wesens ihm gegenüber besonders entwickeln. So, als sie ihm Verhaltungsmaßregeln über sein Artigtun mit der Pfarrerstochter Friederike erteilt; und als sie in dem Augenblicke, wo durch seine Schuld die Unterhaltung eine peinliche Wendung nimmt, zum Aufbruch bläst, und ihn dann unterwegs schilt, daß er über dem zu warmen Anteil an allem zugrunde gehen würde (beides im Brief vom 1. Juli 1771). Das können wir den mütterlichen Zug in ihrem Wesen nennen.

Für die Intaktheit ihres Herzens aber in dieser Zeit haben wir das doppelte Zeugnis Werthers. In demselben Brief, in dem er zuerst zaudernd den Gedanken ausspricht, daß ihr Gefühl für ihn über

wahre Teilnahme hinaus Liebe sei, muß er gestehen, mit welcher Wärme, welcher Liebe sie von ihrem Bräutigam spricht, „da ist mir's wie einem, der all seiner Ehren und Würden entsetzt und dem der Degen abgenommen ist". Also Alberts Platz in ihrem Herzen ist unbestritten. Und in dem nächsten Brief (16. Juli) spricht Werther positiv von „ihrer Unschuld, ihrer unbefangenen Seele".

So bleibt es auch, als nach etwa $1^1/_2$ Monaten Albert zurückkommt. Eine ideale Freundschaft verbindet alle drei, die nur deswegen nicht ganz vollkommen ist, weil Werther mehr als Freundschaft begehrt. Lotten und Albert aber sehen wir in der frohen Zuversicht, wie in der Gegenwart so auch in der Zukunft miteinander glücklich zu sein.

Als Werther sich dann nach $^3/_4$ Jahren schiffbrüchig aus der Welt in die Stille seines alten idyllischen Lebens zurückrettet und Lotte als Frau seines Freundes vorfindet, scheint Klarheit in ihr Verhältnis gebracht zu sein. Werther mag ihr Freund sein, mag selbst den zweiten Platz in ihrem Herzen behaupten — den hat er allerdings — aber nicht mehr. Alles andere ist durch ihre Stellung ein für allemal abgeschnitten — wenn auch Werther mehr verlangen sollte.

Aber merkwürdig, gerade jetzt, wo sich das Verhältnis Alberts und Lottens zueinander äußerlich gefestigt hat, lockert es sich innerlich. Wir kennen schon den Grund: Alberts Philisterhaftigkeit. Er hat ihre Hoffnung nicht ganz erfüllt. Zwar liebt er sie wirklich, aber für die feineren und zartesten Regungen ihrer Seele hat er kein Verständnis. Von dieser Seite her kann Werther Terrain in ihrem Herzen erobern.

Wie dies geschieht, ist charakteristisch. Es ist verursacht durch die bereits erwähnten Kräfte Lottens: das mütterliche Element ihres Wesens und das höhere geistige Interesse. Werther rührt keinen Finger dazu, er tut weiter nichts, als daß er immer elender wird. Dadurch gewinnt er am sichersten die gesteigerte Teilnahme Lottens. Und dies ihr wachsendes Mitleid wird zuerst gezeigt. So, wie sie ihm in liebenswürdigster Sorge Vorhaltungen über seine Exzesse — zu starken Alkoholgenuß — macht. Diese Szene (Brief vom 8. November 1772) zeigt aber noch ein anderes. Für das Motiv, das ihn am stärksten beeinflussen kann, hält sie die Ermahnung: „denken Sie an Lotten!" Seine Antwort darauf ist so, daß sie ihn wenigstens indirekt in seine Schranken zurückweisen muß. Hier zeigt sich zum ersten Male neben dem Rührenden dieses Verhältnisses auch das Gefährliche. Das liegt darin, daß ihre lebhafte, besorgte und wahrhaft herzliche Teilnahme seiner Leidenschaft stets neue Nahrung und Reizung zuführt. Und es eröffnet sich die Aussicht auf ernste Konflikte: in dem Maße wie ihr Mitleid, wächst seine Begierde.

Sie allerdings merkt diese verhängnisvolle Wirkung nicht. „Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie einen Gift bereitet, der mich und

sie zu Grunde richten wird" (Brief vom 21. November 1772). Endlich aber geht auch ihr eine Ahnung von der dämonischen Gewalt der Leidenschaft auf, die Werther gepackt hält. Als er mit heftigem Ausbruch ihre Lieblingsmelodie unterbricht, hört sie auf und sieht ihn starr an: „Werther, sagte sie, mit einem Lächeln, das mir durch die Seele gieng, Werther, sie sind sehr krank, ihre Lieblingsgerichte widerstehen ihnen. Gehen sie! Ich bitte sie, beruhigen sie sich!" Ein Gefühl des Entsetzens und eine Ahnung der drohenden Gefahr kommt über sie.

Über den innersten Zustand ihrer Seele konnte unmöglich Werther in den Briefen an seinen Freund Aufschluß geben. Hier tritt der Herausgeberbericht ergänzend ein. Er bestätigt zunächst die Tatsache, die wir schon von Werther wissen: die Möglichkeit eines Zerwürfnisses mit Albert war unter dem Einfluß von Werthers Leidenschaft zur Wirklichkeit geworden. Nun geht der Herausgeber daran, die weiteren Folgen zu schildern. Eifersucht und üble Laune ihres Mannes versetzen die junge Frau in „eine Art von Schwermuth" (djG III. 344). Und da jeder diese Veränderung nach seiner Weise auslegte: Albert als „wachsende Leidenschaft für ihren Liebhaber", Werther als Beweis für ihre unglückliche Ehe, so wirkte ihr Zustand wieder auf Albert und Werther zurück, jeden in seiner Richtung bestärkend. Daß Werther seine Besuche möglichst zu solchen Zeiten machte, wo er Lotten allein wußte, vermehrte das Mißtrauen. Der Zustand wurde immer unerträglicher, „bis zuletzt Albert — um der Sache ein Ende zu machen — seiner Frau mit ziemlich trocknen Worten sagte: sie möchte, wenigstens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andere Wendung geben, und seine allzuöfteren Besuche abschneiden". — „Wenigstens um der Leute willen!" Albert fühlt sich innerlich depossediert. Daher beruft er sich auf ein äußeres Motiv: Magst du ihn auch lieben, so laß es wenigstens niemand merken! Vermeide Ärgernis! — Es ist der Ausdruck des tiefsten Mißtrauens.

Lotte hat nun den ernsten Willen, diese ihre Pflicht als seine Frau zu erfüllen. Darum führt sie seinen Auftrag aus und darum ist sie in der Auseinandersetzung mit Werther (es ist am Sonntag vor Weihnachten) diesem überlegen; sie hat die innere Festigkeit wiedergewonnen.

Als Dank erntet sie von ihrem Manne, der darüber hinzukommt, nichts weiter als „spizze Reden" (djG III. 349), und noch dazu in Werthers Gegenwart. „Die Gemüther verhetzten sich immer mehr gegen einander", berichtet der Herausgeber (345), Lotte litt schwer darunter. Naturgemäß kehrten ihre Gedanken immer wieder zu diesem Punkte zurück. „Sie saß in ihrer Einsamkeit, ihr Herz ward weich, sie sah das Vergangene, fühlte all ihren Werth [der von ihrem Manne

nicht gewürdigt wurde][1]), und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun statt des versprochenen Glücks anfing das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werthern. Sie schalt ihn, und konnte ihn nicht hassen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntschaft teuer gemacht, und nun, nach so viel Zeit, nach so manchen durchlebten Situationen, müßte sein Eindruck unauslöschlich in ihrem Herzen seyn" (djG III. 353). Hier ist es deutlich gesagt: Alberts Verständnislosigkeit gibt dem Zug zu Werther erst die größere Kraft.

So ist die Katastrophe meisterhaft vorbereitet. Ihre innere Ruhe hat sie verloren. Eben hat sie die beiden Männer, die ihr die liebsten sind, im Geiste gegenübergestellt, und hat lebhaft das Abstoßende im Wesen ihres Mannes und ebenso lebhaft das Anziehende bei Werther empfunden, hat sich gestehen müssen, daß sie durch die Schuld ihres Mannes elend sei — und gerade jetzt kommt Werther selbst! Der ersten Verwirrung wird sie allmählich Herr. Aber die Lektüre Ossians regt ihre tiefsten Empfindungen auf, alle gewaltsam unterdrückten Gefühle kommen an die Oberfläche, ihre mühsam gewonnene Fassung ist dahin.

„Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen und ihre Thränen vereinigten sie" (djG III. 363). Diese Worte bezeichnen den Kernpunkt: beide sind elend. Und gemeinsames Elend verbindet inniger als gemeinsame Freude.

Aber ihr Verhängnis ist, daß noch andere Gefühle mitspielen als das Gefühl ihres Elends. Darum will sie fort; aber es liegt „all der Schmerz, der Antheil betäubend wie Bley auf ihr", und so bleibt sie. Als nun Werther die verhängnisvollen Worte liest, die ihn an sein selbstmörderisches Vorhaben erinnern, da verwirren sich auch ihre Sinne. „Sie druckte seine Hände, druckte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt vergieng ihnen." — Aber sobald Werther das Äußerste getan hat, sobald sie seine Küsse auf ihren Lippen fühlt, kommt sie wieder zu sich. Sie handelt ihrer Pflicht gemäß. Aber an ihren Gefühlen kann sie nichts ändern. Sie eilt hinweg, aber mit dem „vollsten Blick der Liebe auf den Elenden".

Auch jetzt noch kann sie das Gefühl nicht aus ihrem Herzen reißen; so fest ist Werther ihr ans Herz gewachsen. Daher ihr schuld-

---

[1]) Dieser Satz zeigt klar, wie die Episode zu deuten ist, die mit der Pointe endet: „Aber ich hab selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause statuirt hätten" (11. Juli 1771). Albert zeigt sich natürlich in seinem Verhältnis zu Lotte als ein solcher Mann. — Diese Pointe ist dann in B verwischt, wo auch dieses Sätzchen („fühlte all ihren Werth") gestrichen ist, weil ja jetzt auch Albert in der Tat ihren Wert fühlt.

bewußtes Schweigen über das Vorgefallene Albert gegenüber; daher die Krisis, in die sie die Nachricht von Werthers Tod stürzt: „Man fürchtete für Lottens Leben."

Ob dieser Charakter einheitlich ist — diese Frage braucht hier nicht mehr aufgeworfen zu werden.

Wie ist Lotte nun in der 2. Fassung geschildert? Im ersten Buch findet sich keine wichtige Änderung. Nur dies könnte angemerkt werden, daß Werther und Lotte weniger geradezu miteinander verkehren. Er bittet erst um Erlaubnis, ob er Besuch in ihrem Hause machen darf; und sie macht ihm keine direkten Vorschriften über sein Benehmen gegen die Pfarrerstochter Friederike, sondern sie gibt ihm nur ihre Meinung zu verstehen, also wohl andeutungsweise. Der ganze Habitus des Romans ist „gebildeter" geworden[1])."

Daß Werther für Lotte Besorgungen macht (Zusatzbrief vom 26. Juli 1771), mag eine historische Reminiszenz an die Wetzlarer Zeit sein, wenn es auch näher liegt, an Goethe und Frau von Stein zu denken. Sie paßt hier aber weniger gut, weil die Grundlage des Verhältnisses Werthers zu Lotte nicht „Lotte + Goethe" (familiärer Verkehr)[2]), sondern „Maximiliane + Goethe" (geistige Interessengemeinschaft) ist.

Wichtig werden die Zusätze erst im zweiten Buch. Der grundlegende Unterschied hat natürlich für Lottens Gestalt besondere Bedeutung. Während sie sich im Urwerther in der Ehe mit Albert elend fühlt, ist sie nach B durchaus glücklich. Das beweisen die Zusätze vom 5. und 12. September 1772. Sehnlichst erwartet sie ihren Mann: „Bester, Liebster, komme sobald du kannst, ich erwarte dich mit tausend Freuden." Und eine längere Trennung hält sie so wenig aus, daß sie ihm entgegenreist.

Werther gegenüber zeigt sich das Merkwürdige: Lotte sieht von Anfang an klarer, wie es mit ihm steht. Denn Werther schreibt ihr direkt, daß ihre Gegenwart der Sauerteig sei, der ihn belebe (20. Januar 1772) und er deutet ihr an, wie seine Phantasie ihm vorgespiegelt habe, er sei ihr Mann. — Aber zugleich wird auch ihre Harmlosigkeit durch einen Zug verstärkt: wie sie ihm den Kanarienvogel, der eben ihre Lippen geküßt hat, hinreicht mit den Worten: „Er soll sie auch küssen." Wie, fragen wir, kann sie das tun, wenn sie Werthers Leidenschaft zu ihr genau kennt? Das verständlich zu

[1]) Dahin wäre auch eine charakteristische Änderung zu Beginn der Ossianszene zu rechnen. In A heißt es: „aber zeither sind Sie zu nichts mehr tauglich" (djG III 355), in B nur: „aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen."

[2]) Die wirkliche Lotte „vermittelte ihm die Alltagswelt" (DW 12— W 28, 154 Zeile 14).

machen, dient der Zusatz: „Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!“ Aber ich kann mir nicht helfen, mir hat diese Erklärung etwas überaus Peinliches — ein Gefühl, das bei der Kanarienvogel-Szene jedem Leser kommen muß. Völlig klar sehen über Werthers Zustand und so handeln, heißt den Teufel an die Wand malen.

Am stärksten müssen natürlich die Veränderungen im Herausgeberbericht sein. Hier machen wir gleich die Probe, ob die Einheitlichkeit der Handlung und die Prägnanz der Motivierung gelitten haben. Es handelt sich dabei erstens um die Entwicklung von Lottens Verhältnis zu Albert, zweitens um das Schweigen im entscheidenden Augenblick, als Werther um die Pistolen bitten läßt, drittens um die Krisis. Dabei müssen die Folgen, die sich für die Handlung aus der Änderung von Alberts Charakter ergeben, mit besprochen werden.

Zunächst also Lotte und Albert. Das stärkste Motiv für Lottens innigen Anschluß an Werther war, daß sie von ihrem Mann nicht verstanden und mit Eifersucht gequält wird. Das fällt in B weg. Albert ist nicht mehr im Begriff „das Elend ihres Lebens“ zu machen. An der entscheidenden Stelle aber, in der Umarmungsszene, ist das Wort gleichwohl stehen geblieben: „Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen und ihre Thränen vereinigten sich.“ Also liegt der Grund für Lottens Verhalten doch in ihrem Elend.

Worin besteht aber das Elend der neuen Lotte? Wir finden dies:

1. Bis zum 6. Dezember sehen wir sie durchaus glücklich. Erst nachher, zwischen dem 6. und 12. Dezember, tritt eine Verstimmung der Gatten ein, knapp 14 Tage vor Werthers Tod, und, wie schon früher gesagt, nicht durch Alberts, sondern durch Lottens Schuld.

2. Gerade das Schweigen ihres Mannes, das er seitdem über diesen Punkt beobachtet, ist ihr ein energischer Antrieb, seinem Wunsch zu entsprechen. Wenn sie bisher gezaudert hatte, Werther zu entfernen, „so war es“ — meint sie — „eine herzliche freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja daß es ihm beinahe unmöglich sein würde“ (W 19, S. 155). Jetzt aber will sie Albert durch die Tat beweisen, „wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seien“. Albert erscheint so durchaus als der Überlegene. Sie weiß, wie er sie liebt, und sie will ihm zeigen, daß ihre Liebe zu ihm nicht weniger einwandfrei sei.

3. Aber warum hatte Lotte damals geschwiegen[1]), als Albert Werthers Entfernung verlangte? Der Herausgeber hat es an jener Stelle angedeutet mit den Worten: „Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werthers Begleitung vermißte.“ Ihr selbst

[1]) Dies erste Schweigen Lottes ist ein Zusatz von B.

war es noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, daß Werther in ihrem Gefühlsleben eine größere Rolle spielte, als ihm zukam und ihr selbst lieb war.

4. Bisher hatte sie geglaubt, sie habe Werthern nur deswegen noch nicht entfernt, weil er in seinem zerrütteten Zustand die Trennung schwer ertragen würde. Aber endlich, nach der ersten Auseinandersetzung mit Werther (am 21. Dezember), als die Möglichkeit der Trennung ihr konkret nahe gelegt wird, drängt sich ihr die Erkenntnis auf, daß von ihrer Seite doch auch etwas anderes im Spiele sei als schonende Rücksicht, daß es ihr selbst schwer fallen werde, sich von ihm zu trennen. Sie fühlt, wie er ihr durch Gewohnheit, mehr noch durch „Übereinstimmung ihrer Gemüther" ans Herz gewachsen, ja zu einem notwendigen Teil ihres Daseins geworden sei. Hier stellt sich die Formel ein: „O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen!" Und indem sie sich abmüht, einen entsprechenden Ausweg zu finden, der Werther unschädlich macht, ohne ihn zu entfernen, und ihn zu dem Zweck in Gedanken der Reihe nach mit ihren Freundinnen verheiratet, fühlt sie „erst tief — ohne es sich deutlich zu machen (sic!) — daß ihr herzliches heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten."

Noch fester steht ihr daneben, „daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe". Und da sie aus diesem Dilemma keinen Ausweg sieht, empfindet sie „den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist".

In dieser Schwermut also, der die Aussicht zum Glück verschlossen ist, besteht das Elend, das sie in dem Schicksal der Ossianschen Helden fühlt; diese Schwermut also preßt ihr die Tränen aus, die sie mit Werther vereinigen.

An der einheitlichen Entwicklung von Lottes Charakter läßt sich auch hier nicht wohl zweifeln. Aber wieder stellen sich zwei Bedenken ein.

Die Neigung Lottes zu Werther beruht beide Male auf der gleichen Stimmung der Seelen. Aber was ist wahrscheinlicher, daß diese Neigung in einer jungen Frau nach zehnmonatlicher Ehe die Oberhand zu gewinnen droht, wenn ihr Mann ihr ebenbürtig ist, oder wenn er das Elend ihres Lebens zu machen beginnt? Sind wir nicht geradezu gezwungen, eine Lücke in Lottens Glück zu suchen? Und da auch in der 2. Fassung noch von der Sympathie ihrer Seelen die Rede ist, so hätten wir denn die so mühsam entfernte Fühllosigkeit Alberts als notwendiges Gegenstück dazu zu fordern. Denn die anziehende Kraft Werthers kann nur dann, scheint es, eine so verhängnisvolle Wirkung ausüben, wenn ihr eine abstoßende Kraft Alberts zu Hilfe kommt.

Das andere Bedenken ist dies: aus dem Gesagten erhellt bereits, daß es zum mindesten auffallend ist, wenn Lottens Zustand schlechtweg als „Elend" bezeichnet wird. Jedenfalls trifft dieser Ausdruck weniger zu als im Urwerther. Immerhin scheint es fast, als sei die Lotte von 1786 etwas zarter organisiert als die von 1774. So mögen denn geringere Ursachen bei ihr zu demselben Resultat führen, wie bei der alten Lotte.

Noch deutlicher zeigen sich die bedenklichen Folgen der Veränderung bei dem zweiten Punkt: dem Schweigen Lottens, als Werther die Pistolen fordert. Denn hier soll das Zusammenwirken der beiden veränderten Charaktere Albert und Lotte zu demselben Ziel gelangen, wie das der unveränderten.

Im Urwerther war das Schweigen Lottens über das Erlebnis mit Werther, aus dem sich dann das Schweigen in dem Augenblick, als Werther um die Pistolen bittet, mit Notwendigkeit ergibt, veranlaßt von ihrer Seite durch das Bewußtsein der Schuld, das sie zur Verstellung treibt, von Alberts Seite durch die Furcht, die er seiner Frau einjagt. Wie stark dies letzte Motiv ist, wird ausdrücklich dadurch gezeigt, daß Lotte einen Versuch macht, ihr Verschulden gut zu machen; sie geht ihrem Manne nach und wünscht offenbar eine Verständigung herbeizuführen. Aber sie scheitert an Alberts Unnahbarkeit.

Hier lag für Goethe die Hauptschwierigkeit. Die Schuld an dem Scheitern der Verständigung noch im letzten Moment konnte er Albert nicht nehmen, ohne alles in Frage zu stellen; Albert mußte auch jetzt durch seine Schroffheit eine Annäherung Lottens unmöglich machen. Aber wie war das möglich, nachdem er ihm seine Stachelnatur genommen hatte? Wie konnte der gute besonnene Albert so abstoßend sein?

Hier mußte ein neues Motiv eingeschoben werden. War seine üble Laune nicht innerlich begründet, so mußte sie von außen veranlaßt sein. So läßt denn Goethe alles mögliche zusammenkommen, was geeignet schien, einen Menschen gründlichst in schlechte Stimmung zu versetzen.

1. Albert hatte sein Geschäft nicht vollenden können;

2. der Mann, mit dem er verhandelt hatte, war „ein kleinsinniger unbiegsamer Mensch" gewesen;

3. der Weg war entsetzlich schlecht gewesen;

4. und endlich findet er zu Hause unangenehme Nachrichten vor.

Aber schließlich, seine augenblickliche Verstimmung hängt mit Werther nicht im geringsten zusammen. Und wir fragen: sollte bei so guten und so verständigen Menschen nicht doch eine Verständigung möglich gewesen sein? Auch dieser Frage hat Goethe vorzubeugen gesucht.

Wir erinnern uns, eine Verstimmung zwischen Lotte und Albert existierte allerdings, veranlaßt durch Lottens erstes Schweigen und

sich äußernd im gegenseitigen Schweigen über Werther. Das sind die „gewissen heimlichen Verschiedenheiten“, von denen Goethe hier seltsam andeutend redet. Woher dieser eigentümliche Ausdruck? — Er sieht nach mehr aus, als dahinter steckt. Ebenso die Mitteilung, daß „Liebe und Nachsicht“ unter ihnen tot ist, kommt uns nach dem, was wir selbst von diesen Menschen gesehen haben, höchst überraschend.

Hier rächt sich die Veredlung von Alberts Charakter am meisten: Goethe muß zur Übertreibung greifen. Daß in dieser direkten Kritik, die der Herausgeber selbst gibt, tatsächlich Übertreibung liegt, lehrt auch eine Beobachtung der Sätze, die Lottens auf- und abwogende Gedanken wiedergeben sollen. Sie sind nämlich in Frageform gehalten. Das ist nicht nur stilistische Form, es hat einen tieferen Grund: ein Teil dieser Sätze ließ sich nicht wohl als positive Aussage aussprechen. Auf die Frage z. B. „Konnte sie wohl hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde?“ werden wir stets versucht sein zu antworten: ein Mann, der Werther so gerecht beurteilt, würde auch hier zwar das Geschehene tadeln — natürlich — aber doch seiner Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihr zurecht helfen. Außerdem: ihren Mann in ihrer Seele lesen zu lassen, konnte ihr viel weniger unangenehm sein als der Lotte von 1774.

Diese ganze lange Motivierung macht schließlich doch immer wieder den Eindruck des Gezwungenen. Auch Goethen selbst hat offenbar das Bisherige noch nicht völlig genügt; denn er hat noch ein neues Motiv aufgeboten.

Lotte schweigt und verheimlicht im kritischen Moment ihre Besorgnis, daß Werther sich mit den Pistolen erschießen wolle, weil sie glaubt, Werther sei im Ernst nicht einer solchen Tat fähig, und weil ihrem Mann die Erwähnung dieses Themas von Werthers Selbstmordgedanken widerwärtig sei.

Hier geht Goethe so weit, daß er diesen letzten Zug, der Alberts jetzigem Charakter fremd ist, den er aber gebraucht, ihm doch zuschreibt mit dem unbefangenen Zusatz, daß er „sonst ganz außer seinem Charakter lag“ (183, Zeile 9)!

Der erstere Grund aber scheint auf den ersten Blick sehr einleuchtend. Traute Lotte Werthern die Ausführung einer solchen Tat nicht zu, so hatte sie auch keinen Grund, dahingehende Besorgnisse zu äußern. Doch auch hier stellt sich ein Aber ein.

Lotte hat, so sehen wir, ausführlich über die Möglichkeit eines Selbstmordes bei Werther nachgedacht. Zwar heißt es auch schon im Urwerther in der Ossianszene: „ihr schien eine Ahndung seines schröklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen“; aber es war eben nur ein „Durch-die-Seele-fliegen“, ein blitzartiges Aufleuchten, mehr ein

Ahnen als Denken. Und nachher denkt sie nie wieder daran. Daher ist sie, als ihr dann die Absicht Werthers klar wird, wie betäubt, „das fiel auf sie wie ein Donnerschlag. Sie schwankte aufzustehn. Sie wußte nicht wie ihr geschah.“ Weil ihr der Gedanke so neu war, überwältigte er sie! Psychologisch wie verständlich!

Nach der neuen Fassung aber ist es Lotte völlig klar, daß dem unglücklichen Werther nach ihrem Verlust „nichts mehr übrig“ bleibt. Nun kommt sie nach eingehender Überlegung zu dem Ergebnis: daß sich Werther erschießen wird, ist gleichwohl nicht wahrscheinlich. Als Werther sich nun die Pistolen holen läßt und sie seine Absicht errät, da ist ihr der Gedanke nichts völlig Neues und Überraschendes mehr, was sie betäuben könnte. Fassen wir den Unterschied scharf ins Auge! Im ersten Falle schweigt Lotte, weil ihr der schreckliche Gedanke so neu ist; im zweiten Falle schweigt sie, trotzdem sie ihre Befürchtungen als berechtigt erkennen muß.

So kommt etwas geradezu Unerträgliches heraus, etwas, das auch nicht Goethes Absicht gewesen sein kann. Darin stimmen wir Eckermann bei, der am 2. Januar 1824 zu Goethe sagte: „Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motivieren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Notwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten“[1]).

Übrigens zeigt sich auch hier: wo Häufung der Motive stattfindet, pflegt es mit der Motivierung schlecht zu stehen.

Es bliebe schließlich noch der letzte Punkt: die Wirkung von Werthers Tod auf Lotte. „Man fürchtete für Lottens Leben“, heißt es auch in B.

Diese Krisis auf Tod und Leben wird um so wahrscheinlicher sein, je stärker die Neigung Lottens zu Werther ist; um so weniger sinkt sie dann zur bloßen Romanphrase herab. In diesem Punkt hat die ältere Fassung unstreitig die Oberhand.

Zusammenfassend können wir sagen: Goethe hat den Charakter Alberts völlig einheitlich gestaltet und gehoben, und gehoben hat er auch Lotte in ihrem Verhältnis zu Albert; aber die Motivierung und den glatten Fortgang der Handlung hat er dadurch gefährdet.

3.

Endlich Werthers Charakter!

Gemäß dem Worte Goethes, daß er an das, was so viel Sensation gemacht habe (Brief vom 2. Mai 1783), nicht die Hand legen

[1]) Ob das allerdings, wie Eckermann meint, gerade die von Napoleon getadelte Stelle ist, scheint mir höchst zweifelhaft, denn wahrscheinlich kannte Napoleon nur den Urwerther, und nach dem Bericht des Kanzlers von Müller hat er das Motiv des gekränkten Ehrgeizes getadelt (Gräf, a. a. O., S. 579 f.).

wolle, sind die Veränderungen bei Werther nicht grundstürzender Art, aber doch noch bedeutend genug. Denn notwendig muß die Veränderung der beiden anderen Charaktere auf Werther zurückwirken, notwendig muß die Stellung, die er zu ihnen einnimmt, eine Verschiebung erleiden.

Werthers Charakter ist die Grundlage des ganzen Romans, der mußte im Kern unberührt bleiben.

Werther nun ist — und darin sind sich beide Fassungen gleich — ein Mensch mit reichem Gefühl und scharfem Verstand, aber ohne Kraft; ihm mangelt, wie er selbst sagt, die Aktivität. Daran muß er scheitern. Werthers Jugendblüte erscheint „von vornherein als vom tödtlichen Wurm gestochen".[1]) Sein Untergang steht also von vornherein fest.

Und nun hat Goethe zu dieser seiner chronischen Krankheit als akute Krankheit die Liebe zu Lotte hinzutreten lassen, um ihn schneller zugrunde zu richten[2]).

Das Bild also ist dies: wir sehen, wie seine Lebenskraft, an der die tödliche Krankheit zehrt, durch die Liebe erst scheinbar neu angefacht, dann aber unerbittlich und um so schneller vernichtet wird. Dadurch tritt seine Liebe in den Vordergrund des Interesses; dadurch ergibt sich der Eindruck einer aufsteigenden und einer fallenden Handlung, dadurch erst wird unsere volle Teilnahme gewonnen. Denn es scheint zunächst, als wäre Rettung möglich, wenn nur die akute Krankheit überwunden werden könnte.

Die Entwicklung dieser Krankheitsgeschichte verläuft in beiden Fassungen in derselben Weise.

Im Urwerther gesellt sich noch dazu das Motiv des gekränkten Ehrgeizes. Wie paßt das zu Werthers Charakter?

Im Urwerther heißt es, daß Werther durch den Verdruß bei der Gesandtschaft seine Ehre unwiederbringlich gekränkt hielt (djG III 346). Es würde also noch eine zweite akute Krankheit, gekränktes Ehrgefühl, an seinem Ruin arbeiten.

Wie ist das denkbar?

Werther hatte schließlich der Notwendigkeit des Entweder-Oder, gegen die er sich so lange sträubte, nachgegeben und einen Versuch gemacht, sich von Lotte loszureißen und ins tätige Leben einzutreten.

---

[1]) DW 13 — W 28, 229, Zeile 10. 11.

[2]) Auch schon 1774 hat Goethe dieselbe Auffassung. Im Brief an Schönborn (1. Juni 1774) bezeichnet er Werther als einen Menschen, „der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmerische Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt".

Es mußte nun gezeigt werden, wie es für ihn eine innere Unmöglichkeit ist zu gesunden, weil das einzige Heilmittel (ein tätiges Leben zu führen) von ihm verschmäht wird und seiner Anlage nach von ihm verschmäht werden muß. Diesem Zweck dient die Episode beim Gesandten. Es sind namentlich die Ausweisung aus der hochadeligen Gesellschaft und die Pedanterie des Gesandten, die Werthers Abreise beschleunigen. Danach wie wir Werther kennen, muß das folgende Wirkung auf ihn haben: er schlägt dies Erlebnis zum übrigen Schatz seiner Lebenserfahrung und findet mit Genugtuung, daß er denen gegenüber, die ihn in Aktivität setzen wollten, Recht behalten hat. Er müßte ihnen gegenüber seinen Refrain anstimmen, den wir sonst von ihm vernehmen: „Und daran seyd Ihr all Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt, und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt" (24. Dezember 1771), oder: „Ihr seyd doch allein schuld daran, die ihr mich sporntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der mir nicht nach meinem Sinne war." Er ist froh, sagen zu können: Seht Ihr, das habe ich gleich gesagt; die Welt ist zu kümmerlich, als daß sie mir behagen könnte. Er hält sich für zu schade für diese Welt[1]).

Wenn ihn dies Erlebnis also in seiner Richtung, ganz sich selbst leben zu wollen, bestärkt, so kann dabei von gekränktem Ehrgefühl keine Rede sein.

Das läßt sich auch noch von einer anderen Seite her zeigen. Gekränktes Ehrgefühl spornt zu angestrengter Tätigkeit, um die Ehre wiederherzustellen; hier wird es umgekehrt benutzt, vollkommene Untätigkeit zu motivieren — ein psychologisches Unding.

Dadurch ist bewiesen, wie wenig das Motiv der gekränkten Ehre in den Zusammenhang paßt. Es ist eines jener Elemente, die bei dem allgemeinen Einschmelzungsprozeß weder amalgamiert noch ausgestoßen, sondern als Schlacke beibehalten sind[2]). 1786 hat Goethe dies störende Motiv beseitigt. Jetzt ist nur davon die Rede, daß Werther sich durch verschiedene Unannehmlichkeiten, von denen der Verdruß bei der Gesandtschaft nur eine ist, zur Untätigkeit berechtigt fand. Das ist gerade die Motivierung, die wir eben entwickelt haben. Hier also weist die zweite Fassung einen deutlichen Vorzug auf.

Schwieriger ist es über einen anderen Punkt zu urteilen, auf den schon bei der Besprechung von Alberts und Lottes Charakter hingedeutet wurde: Werthers Urteil über ihr Verhältnis muß jetzt geradezu als falsch bezeichnet werden.

---

[1]) Vgl. Herman Grimm, Goethe, 6. Aufl. S. 150 f.

[2]) Es ist von Jerusalem genommen. Kestner meint sogar, daß Jerusalem „im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe, den Grund zu seinem letzten Entschlusse fand (bei Gräf, a. a. O. Seite 511).

Werther verwendet die Gaben seines Geistes fast ausschließlich zum Kritisieren. Seine Fähigkeit, sich und andere zu kritisieren, grenzt ans Unheimliche. Das trägt wesentlich dazu bei, den Eindruck der unerbittlichen Tragik, den Werthers Geschick auf uns macht, zu verstärken. Er durchschaut sich bis in die geheimsten Winkel seiner Seele, aber er ist unfähig, diese Erkenntnis auch nur im mindesten praktisch zu verwerten. Er sieht, daß sein Weg ihn ins unvermeidliche Verderben führt — und er setzt ihn doch ruhig fort[1]).

Dazu kommt ein Zweites. Abgesehen vom Herausgeberbericht sehen wir die Welt nur mit Werthers Augen. Wir sind nur auf seine Berichterstattung angewiesen, und auch unsere Kunde von Lotte und Albert stammt nur von ihm. Dabei ist eine Eigentümlichkeit zu beachten: so radikal Werthers Kritik sein mag — und sie ist stets radikal — immer liegt ein Wahrheitsmoment zugrunde. So ist auch sein Urteil über das Verhältnis der Eheleute im Urwerther: es trifft mit instinktiver Sicherheit den wunden Punkt, nimmt aber die Konsequenz vorweg. Was zuerst nur Möglichkeit ist, sieht er schon als Wirklichkeit. Mit dieser Einschränkung ist Werthers Urteil stets zutreffend.

Anders wird das in der zweiten Fassung. Da hält Werther Alberten für einen trockenen Philister — und irrt sich; er hält auch Lotten nicht für glücklich und den Frieden ihrer Ehe für gestört — und irrt sich. Denn der Herausgeber belehrt uns, daß bis zum 6. Dezember mindestens volles Einvernehmen zwischen den Ehegatten herrsche. Dadurch kommt eine gewisse Unsicherheit in die Zeichnung. Und fast sind wir geneigt, Werther mehr zu glauben als dem Herausgeber. Denn sein Urteil hat sich dem Gedächtnis zu tief eingeprägt. Dazu kommt: scheint ihm nicht der schließliche Verlauf auch in der abgeschwächten Form von B teilweise Recht zu geben?

Diesem Einwand hat Goethe vorzubeugen gesucht, indem er bei Werther hervorhebt: „er ward immer ungerechter, je unglücklicher er

---

[1]) In dem Zusatz zum Brief vom 8. August 1771 abends läßt Goethe jetzt Werther diese Erkenntnis selbst aussprechen: „Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat." Inhaltlich entspricht das durchaus dem Urwerther, nur schärfer formuliert. — Störend wirkt lediglich die Bezugnahme auf ein Tagebuch. Wozu braucht ein Mensch, der solche Bekenntnisbriefe, wie Werther schreibt, eine zweite verschwiegene Stelle, sein Herz auszuschütten? Hätte er ein Tagebuch geführt, so hätte er die Briefe an Wilhelm nicht geschrieben. Und wir erinnern uns, daß Goethe seit seinem Weggang von Frankfurt ein Tagebuch führt.

ward." Allerdings tritt, auch in A, eine immer größer werdende Reizbarkeit Werthers hervor (vgl. den Brief vom 29. Juli 1772), und diesen Zug zu verstärken, dient der Einschub vom 8. Februar mit dem Satz: „so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte." Aber das hilft nicht über die angedeutete Schwierigkeit hinweg; denn etwas anderes ist es, Konsequenzen, die erst später eintreten werden, als Fakta vorwegzunehmen, etwas anderes, sich gänzlich zu irren.

4.

Was mag nun Goethe veranlaßt haben, all diese zum Teil doch nicht unbedenklichen Änderungen vorzunehmen? Damit wenden wir uns zur abschließenden Erörterung.

Als Goethe sich an die Umarbeitung machte, hatte er die schwärmerische und weltschmerzliche Wertherperiode längst überwunden: im „Triumpf der Empfindsamkeit" hatte er sie definitiv abgetan. Sein „Werther" repräsentierte also für ihn eine überwundene Epoche; er konnte mit ihm als einem Fremden umgehen und hatte die nötige Distanz ihm gegenüber gewonnen.

Nun war es ihm zweifellos wichtig, das Werk gegen die unendlichen Mißverständnisse, die ihn so quälten, sicher zu stellen. Ein wirksameres Mittel dazu als jene abmahnenden Verse der vierten Auflage, die Werther als abschreckendes Beispiel hinstellten, war es, wenn er jetzt im Roman selbst zur Beurteilung Werthers anleitet. Die Charakteristik Werthers zu Beginn des Herausgeberberichtes soll es verhindern, daß er zum Helden erhoben wird; und anderseits: die mit besonderer Liebe erfundene Bauerburschepisode soll ihn durch den Vergleich mit einem Meuchelmörder[1]) gegen pharisäische Verurteilung schützen.

Zweifellos leitet damit Goethe zu dem richtigen sittlichen Urteil an. Aber gerade darum kann man sagen: diese Partien stehen nicht auf der vollen künstlerischen Höhe, denn sie haben einen didaktischen

[1]) Was macht den Bauerburschen zum Meuchelmörder? Dies, daß er die Geliebte keinem andern überlassen kann. „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben." Die Möglichkeit zu dieser Entwicklung lag auch bei Werther vor: „in diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich!" Aber schließlich richten sich derartige Gedanken immer auf ihn allein zurück: „daß ich mich opfere für Dich, ja Lotte, warum sollt ich's verschweigen: eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich seyn" (djG III 351). Und während der Bauernbursch eine stille Genugtuung darüber empfindet, daß er das Glück der anderen Menschen, an dem er nicht teilnehmen kann, zerstört hat, stirbt Werther mit dem ungeheuchelten Wunsch: „O daß ihr glücklich wäret durch meinen Tod!" (djG III. 371; ebenso in B).

Zweck — die wahre Darstellung aber hat keinen Zweck[1]). Sie sind der erste Kommentar zum Werther.

Den treibenden Anlaß zur Umarbeitung haben wir noch nicht gefunden.

Man könnte ferner an persönliche Gründe denken.

Goethe hatte Kestners durch die Veröffentlichung des Romans verletzt. Mit dem Autor zwar waren sie bald wieder versöhnt, nicht aber mit seinem Produkt; das verursachte ihnen nach wie vor Ärgernis. Goethe muß ihren Beschwerden doch wohl irgend welche Berechtigung zugestanden haben; denn schon am 21. November 1774 gibt er die Absicht kund: „binnen hier und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles was noch übrig seyn mögte von Verdacht, Missdeutung ec. im schwäzzenden Publikum, obgleich das eine Heerd Schwein ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind, Nebel und Dufft". Das ist nun zwar nicht ausgeführt, aber als Goethe endlich an die Arbeit ging, hatte er in Gedanken jene beiden als Richter vor sich: „Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein."[2])

Danach könnte man annehmen, daß während der Umarbeitung jene beiden lieben Menschen in den Vordergrund seines Interesses getreten wären. Dadurch wäre es denn gekommen, daß die Verschiebung der Charaktere eine Annäherung an die Charaktere des Kestnerschen Ehepaares zustande gebracht hätte. Kestner wird auch für den zweiten Teil des Romans Urbild, das Verhältnis Lottes zu Werther weniger innig. Dadurch aber droht dann der ganze Roman aus den Fugen zu gehen. Denn gerade die Elemente, die dazu dienen, die Katastrophe herbeizuführen, waren nicht von Kestners genommen, sondern von Brentanos[3]). Das Mißtrauen des Italieners Brentano, der nur Geschäftsmann war; die Verständnislosigkeit, die er den aufs Geistige gerichteten Neigungen seiner jungen Frau gegenüber an den Tag legte; ihre Gewöhnung an den Umgang mit bedeutenden Menschen; ihre geistige Vereinsamung in Frankfurt, die Übereinstimmung ihres Gemüts mit Goethe, die aus dem Bewußtsein erwuchs, nicht bei ihrem Mann, sondern nur bei ihm Verständnis zu finden, und endlich der plötzliche Bruch — die Erinnerung an all diese Züge wäre in Goethe völlig verblaßt. Dann stünde die zweite Fassung den Wetzlarer Erlebnissen näher als die erste.

Auf den ersten Blick nicht übel, aber bei genauerem Zusehen höchst unwahrscheinlich. Denn die Rücksicht auf den Freund ist kein

---

1) Goethe DW 13—W 28, 228, Zeile 13.

2) Brief vom 2. Mai 1783.

3) Die dritte Gruppe, Jerusalem und die von ihm geliebte Dame nebst ihrem Mann, scheint zur Gestaltung der Charaktere wenig beigesteuert zu haben, nur einige Fakta.

künstlerischer Gesichtspunkt. Und für den Roman als Dichtung ist es durchaus gleichgiltig, welche realen Verhältnisse, also welcher Rohstoff, etwa zugrunde liegt.

Und nach einem künstlerischen Gesichtspunkt müssen wir suchen. Goethe selbst konnte doch die Schwierigkeit, die durch die Veränderung der Charaktere für den Gang der Handlung eintrat, am wenigsten verborgen bleiben. Nahm er sie gleichwohl in den Kauf, so mußte er einen triftigen Grund haben.

Goethe selbst deutet ihn an, wenn er sagt, er wolle den Werther „höher schrauben“; das heißt, er will das Werthermotiv reiner herausarbeiten.

Und in der Tat: das war möglich und nötig. Wir haben schon gesehen, daß das Motiv des gekränkten Ehrgeizes im Urwerther auch als Nebenmotiv störend wirkt, daß es daher in B ausgeschieden wurde. Denn es darf nicht scheinen, als werde Werther durch die Ungunst äußerer Verhältnisse zugrunde gerichtet, während in Wirklichkeit er selbst es ist, der sich zugrunde richtet.

Damit kommen wir auf den zweiten, wichtigeren Punkt, der in A vom künstlerischen Gesichtspunkt aus zu beanstanden ist. Dort wird der Anschein erweckt, als habe Lotte mit Werther glücklicher werden können als mit Albert. Die völlige Zerrüttung Werthers wird dadurch herbeigeführt, daß er und Lotte sich infolge der Philisterhaftigkeit Alberts immer näher kommen, ohne daß doch diese Annäherung zu einem gedeihlichen Ende führen kann. Insofern trägt also Albert einen wesentlichen Teil der Schuld an Werthers Untergang. Mag dadurch auch das Mitgefühl mit Werther verstärkt werden, tatsächlich wird gerade dadurch die vollkommene Entfaltung von Werthers Eigenart — ein Mensch der an sich selbst zugrunde geht — beeinträchtigt. Diesem Mangel abgeholfen zu haben, ist das Verdienst von B. Goethe hielt diese reinere Gestaltung des Werthermotivs für so wichtig, daß er dafür auch einige Schwierigkeiten, die die Umgestaltung der Charaktere für die Motivierung der Handlung mit sich brachte, ruhig in den Kauf nahm. Und was er wollte, ist ihm gelungen: jetzt, wo zwischen Albert und Lotte volles Einverständnis herrscht, kann niemand mehr daran denken, daß Werther ein Opfer der Welt und ihrer Kümmerlichkeit ist; unverrückbar bleibt jetzt der Eindruck: er ist ein Opfer seiner selbst.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen: trotz einiger Anstöße im einzelnen ist die zweite veränderte Fassung des Romans „poetisch besser geworden“.

Der Knittelvers in „Wallensteins Lager".

Ein Beitrag zur Geschichte des Knittelverses.

Von Ernst Feise in Madison, Wisconsin U. S. A.

Eduard Sievers
zum 60. Geburtstage
in dankbarer Verehrung.

Die folgenden Untersuchungen beschäftigen sich mit dem Knittelvers in Wallensteins Lager gebraucht, in der Weise, wie ich es bereits in meiner Arbeit über den Goethischen Knittelvers[1]) begonnen habe. Allerdings mußte der Standpunkt, gemäß des Zweckes der Arbeit, ein klein wenig verschoben werden. Es handelt sich für mich darum, den Knittelvers Schillers in seinem Grundcharakter zu erkennen und ihn zugleich mit dem Goethes zu vergleichen. Wenn es dabei zuweilen so klingen könnte, als wenn Goethes Vers die Richtschnur sei, so ist das durchaus nicht mißzuverstehen. Da ich vorläufig die Frage nach der historischen Grundlage noch ausscheide, so mußte ein fester Punkt genommen werden, nach dem so lange visiert werden kann. Es handelt sich also nicht darum, welcher Vers besser oder dem Urbilde näher oder sonst etwas dergleichen ist, sondern es soll versucht werden, zu zeigen, welches das Metrum des Verses ist in seinem Gebrauche bei Goethe und bei Schiller, und welche rhythmischen Freiheiten und Modifikationen, dem Zwecke und der Eigenart des Dichters gemäß, entstehen[2]).

Rein äußerlich ist es leichter, von Schillers Knittelvers in Wallensteins Lager ein klares Bild zu bekommen. Das vorliegende Material

---

[1]) Ernst Feise, Der Knittelvers des jungen Goethe. Leipzig 1909.

[2]) Ich habe, wie der Referent des literarischen Centralblattes Herr Dr. Buchwald mir vorwirft, nie über die Möglichkeit einer Geschichte des Knittelverses gespottet und hoffe im Gegenteil auch in Zukunft, wenn nicht sie zu schreiben, doch mein Scherflein dazu beizutragen. Die Jugendeseleien der Polemik in jener Erstlingsarbeit, die er mit Recht rügt, hab ich reumütig selbst als solche erkannt, halte indessen die Kritik an Herrmanns Buch der Sache nach aufrecht. Daß Schiller den Vers von Goethe überkam, geht hervor aus dem Briefe an Goethe vom 2. Februar 1798 und an Iffland vom 15. Oktober 1798. Für Schillers Metrik ist bisher wenig getan. Das Buch von Belling (Ed. Belling, Die Metrik Schillers 1883) ist veraltet wie das meiste, was vor den Neunzigerjahren erschienen ist, dank den enormen Fortschritten, die diese Disziplin seit dem Einsetzen von Eduard Sievers Forschungen gemacht hat. Waren die Ergebnisse und Wege der neuen Methoden bis vor kurzem nur schwer zugänglich, so gibt es seit dem Erscheinen von Franz Sarans Deutscher Verslehre (München 1907) für ihre Unkenntnis keine Entschuldigung mehr. Das 1909 erschienene Buch von Draheim (Schillers Metrik, Berlin 1909) ist meiner Ansicht nach weder für die Wissenschaft noch für Unterrichtszwecke (wie Karl Berger, Literarisches Echo XII, 9, meint) irgendwie förderlich. Er schematisiert, statt zu beleben.

besteht aus 1039 Versen, die nur einmal (383—394)[1]) von einem anders-gearteten Liede unterbrochen werden, also nicht wie die Goethischen so vielen fremden Einflüssen ausgesetzt sind. Wir haben es zu tun mit durchwegs vierhebigen Reihen. Zwischen Zeile 117 und 118 ist ein einzelner Takt eingeschoben, der in den Ausgaben scheinbar zu 117 geschlagen wird, aber kaum weder zum einen noch zum andern der beiden Verse gehört und das Reimwort auf 118 liefert. Klingende Reime stehen um 5% hinter den 52% stumpfen zurück, wenn man nur die regelmäßigen Endreime zählt. Die noch übrigen 1% verfallen auf 7 Waisen (3stumpf, 4klingend) und 6 (2stumpf, 4klingend). Verse, bei denen der Endreim auf den Innenreim derselben Zeile antwortet. Schwankungen innerhalb der einzelnen 50 und 100 Verse, soweit sie einer Auszählung unterworfen sind, zeigt die Tabelle. Besonders die vorletzten Hundert weisen ein Überwiegen des klingenden Ausganges auf zugleich mit dem ersten Hundert.

Verglichen mit den Zahlen, die wir bei Goethe finden (Durchschnitt aus Jmf. [= Jahrmarktsfest] Sat. [= Satyros] Brey. [= Pater Brey] HWH. [= Hanswursts Hochzeit]: klingend 38%, stumpf 62%), ist das ein ziemlicher Unterschied[2]). Die genau ausgezählten Verse (1—300, 483—622, 846—945, 946—1045) ergeben sogar das Durchschnittsverhältnis 51·5% zu 48·5%, also den Vorteil auf Seiten der klingenden. Stumpfer Ausgang ist demnach nicht mehr ein Charakteristikum des Verses. Der Schwerpunkt der ganzen Reihe ist übrigens nach dem Ende zu gerückt, wie die 45% (Goethe 14%) Auftaktlosigkeit zeigen und später die Bevorzugung des Typus B (37% gegen A = 17%, C = 24%, D = 2%, G = 20%) noch weiter beweisen wird.

Stilistisch, was die Abgeschlossenheit der Reihe betrifft, ist kein durchgreifender Unterschied gegen Goethes Verstechnik wahrzunehmen. Die selbständige Reihe, ganz oder doch ziemlich in sich abgeschlossen, stellt sich zu 57·5% gegen solche, die in Paaren (26·5%) oder überpaarigen Verbindungen (16%) auftreten. Der einfache Hauptsatz wird vorzugsweise benutzt und tritt oft statt des Nebensatzes ein, entweder mit einer koordinierenden Konjunktion[3]) oder in der Form eines Fragesatzes[4]) oder mit Inversion[5]) usw. Ausrufesätze charakterisieren

[1]) Ich zitiere nach der Ausgabe Goedekes. Bei der Verszählung ist zu beachten, daß Goedekes Ausgabe Vers 461 fehlerhaft mit 460 numeriert, wodurch dann eine Verschiebung eintritt, die ich vermieden habe.

[2]) Feise, a. a. O. Tabelle.

[3]) **272** Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering,
Denn der Tilly verstand sich auf's Kommandieren.

[4]) **327** Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst,
Was bracht er dem Kaiser für Gewinst?

[5]) 980 Liege, wer will, mitten in der Bahn
Inversion statt Konjunktion im Konditionalsatz zirka 22% (Goethe Sat. und Brey 1·5%).

zumal die Partien des Jägers. Anderseits ist die Zweiteilung in der Reihe nicht so häufig wie bei Goethe. Der Vers ist nicht so ruhig und redselig und hat im allgemeinen nicht Zeit, Sachen zwei- oder dreimal auszudrücken oder wenn er es tut, fügt er lieber noch einmal einen ganzen Satz oder Teilsatz an.

Nichtsdestoweniger findet sich auch Verteilung einer Reihe auf zwei Sprecher, und Reimbrechung ist eine häufige Erscheinung, zumal wir durchaus nicht, wie bei Goethe nur Reimpaare, sondern öfter Dreireim (16x, wovon 7 klingend und 9 stumpf) und ganze Reimsysteme haben wie abab (24x), abba (11x), aabab oder aabba oder abaab oder abbab, aaabab, abbabba mit Komplizierung durch stumpfe und klingende Ausgänge, ja einmal sogar aabacbc und abaaccbbb. Einfacher Dreireim ist in 13 Fällen (gegen 3) auf zwei Sprecher verteilt, und auch die andern Reimfiguren zeigen Reimbrechung, ohne daß man gerade eine Absicht des Dichters konstatieren könnte. Der Reim scheint ihm leicht zu kommen; es finden sich selten gesuchte Worte; ich wüßte kein einziges auffälliges Flickwort zu nennen, wie es der Knittelvers leicht mit sich bringt. Die Umschreibung der flektierten Verbform durch „tun" kann man kaum als ein solches bezeichnen, denn sie bringt ein wenig archaistische Färbung herein. Es ist Schiller auch gar nicht um eine Nachahmung des alten Verses und der alten Sprachformen zu tun. Einige Inversionen und eine kräftige volkstümliche Sprache erzeugen genug Kolorit[1]). Dazu kommt das Fehlen des Personalpronomens, eine Erscheinung, die in kausalem Verhältnis zu trochäischem Rhythmus steht[2]).

Szenenverbindung durch Reim tritt zweimal jedenfalls unbewußt auf: 177—8 und 104—5, hier ist es indessen sehr zweifelhaft, ob der Mittelreim wirklich als solcher gedacht ist und 105 sich nicht einfach mit 110 bindet. Mittelreim findet sich allerdings auch 338:

> Ich stand dabei. „Das Wort ist frei,
> Die That ist stumm, der Gehorsam blind."
> Dies urkundlich seine Worte sind.

wo die Bedeutsamkeit der Stelle und die Aufschneiderei des Wachtmeisters dadurch noch sehr gegen die kühle Antwort des Jägers, der nur auf die Sache ausgeht, kontrastiert wird. Ferner natürlich in der Kapuzinerpredigt, wo der Reim weniger Schmuck als Kontrastmittel, Sinnreim ist; endlich am Schluß, wo 1046 und 1047,

---

[1]) 31 Als der Sachs noch im Land thät pochen
201 Und ich ganz gern mag in meinem stecken
210 Aber sein Schenie, ich meine sein Geist
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

[2]) Fehlen des Personalspronomens zirka 9·5% zu Goethe Sat. Brey. Jmf. zirka 8·5%.

1048 und 1049 zu je einer Zeile mit Mittelreim zusammenzuziehen sind.

Auffällig sind dann die untergelaufenen Waisen, die weniger auf Reimnot schließen lassen als auf eine gewisse Leichtigkeit des Reimes. Es kommt dem Dichter nicht an auf das „Reim dich oder ich fress' dich“. Und so fehlt 654, 575 und 605 (gar, meinen, geschlossen), ein Reim, der sich jedenfalls leicht hätte finden lassen[1]). Auf Profoß (647), Ärgernisse (620), otiosi (492) wäre es vielleicht schon schwieriger gewesen. In 499

Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg

tritt Alliteration dafür ein, während die Reimlosigkeit in 534

Die Frau im Evangelium

mit der folgenden Spannungspause, und in 580

Wieder ein Gebot ist: „Du sollt nicht stehlen!“

besonders feierlich wirkt.

Entschieden interessant ist Schillers Behandlung des Enjambements. Unter den 42·5% nicht isolierten Reihen finden sich zirka 24% mit dem, was man gemeinhin Sinnesüberführung nennt, d. h. Verteilung eines Satzes auf zwei oder mehrere Reihen. Nicht als Enjambement rechne ich also Hauptsatz und Nebensatz oder Nebensatz und Nebensatz. Und selbst von den 24% bleiben nur noch 13%, wenn man Fälle, in denen ein Satzteil aus dem vorhergehenden Satze ergänzt werden muß, ausscheidet. So z. B.

585 Ist das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht sicher in der Kuh

oder

538 Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder

Wollte man solche Fälle einberechnen, so müßte man mit besserem Grunde andere wie

534 Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht

oder

207 Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr im glücklich abgeguckt

einbeziehen, weil dort der Steigton eine nähere Verbindung herstellt. Auch Fälle wo das Subjekt wieder aufgenommen wird, wie in

204 Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person

---

[1]) Später aus dem Stuttgarter Bühnenmanuskript: Hat aber sein Pulver umsonst verschossen.

scheide ich aus. Es bleiben dann zirka 134 Verse (= 13%), für die stilistische Kriterien entscheidend sind. Mit diesen müssen sich indessen rhythmische und melodische Kriterien gleichen Charakters verbinden, um Lankenverdeckung wirklich fühlbar zu machen. So ist in

690 Kürassiere, Jäger, reitende Schützen
Sollen zehntausend Mann aufsitzen

oder in

509 Den Kometen steckt er wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus,

oder in

513 Und das römische Reich, — daß Gott erbarm'!
Sollte jetzt heißen römisch Arm

oder in

761 Ja, und diese achttausend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger

sicherlich keine eigentliche Lankenverdeckung wahrzunehmen, und wir können die endgiltige Zahl auf 9% (= 92 Fälle) reduzieren, unter denen noch immer Gradunterschiede bestehen.

Die häufigsten Trennungen sind die von

Subjekt und Verb oder Hilfsverb einerseits	und	Objekt oder Zeit-, Orts- oder sonstige Bestimmung oder Infinitiv, respektive Partizipium anderseits,

fast über ein Viertel der ganzen Summe. Dann, weniger schwer, Trennung des Subjekts von Objekt und Verb und andere Kombinationen in geringerer Zahl. Am schwersten ist nach der Trennung von modalem Hilfsverb und Infinitiv natürlich die von Satzteilen wie Adverb und Verb, Adjektiv und Substantiv und dergleichen.

731 Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen.

891 Wollen uns nicht von Pfaffen und Schranzen
Herum lassen führen und verpflanzen

857 Er ist ein unmittelbarer und freier
Des Reiches Fürst, so gut wie der Baier

258 Ließ Betstunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich.

Besonders bei diesen letzten beiden Beispielen bringt der ausgesprochene Hochschluß das Enjambement stark heraus, und es ist erstaunlich, wie oft gerade stumpfer Ausgang und Auftaktlosigkeit im nächsten Verse zusammengehen, was bei Goethe fast nie vorkommt.

Wir haben drei rhythmische Hauptfälle zu unterscheiden. Die Verdeckung der Lanke ist in der Regel nur schwach oder gar nicht

wahrzunehmen, wenn auf klingendem Ausgang ein Vers mit Auftakt folgt. Es tritt dann aber ein Bruch in der Kontinuität des Satzes ein:

598 Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen thut verkehren

441 Heißt Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren bei Köln am Rheine

oder oben Vers 891 und selbst 857.

Am stärksten verdeckt wird die Lanke dagegen beim Überfließen einer Reihe in die andere, also bei stumpfem Ausgange mit folgendem Auftakt oder bei klingendem mit folgender Auftaktlosigkeit. Wir bekommen Fälle wie

237 Lief ich darum aus der Schul und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galeere,
Die Schreibstub und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände?

272 Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren bei ihm einzugehen

805 Alle großen Tyrannen und Kaiser
Hielten's so und waren viel weiser.

Beides zugleich endlich, ein Bruch in dem Kontinuum und Verdeckung der Lanke, bewirkt durch Überdehnung des letzten Wortes, tritt hervor bei stumpfem Ausgange und Auftaktlosigkeit. Es ist dies entschieden der schwerste Fall.

Wenn ich sage „schwerste", so ist das ja nicht mit einem tadelnden Beigeschmack zu verstehen. Man ist immer noch nicht ganz frei von dem alten Wahne, daß Enjambement eigentlich etwas Unerlaubtes sei. Ich stehe nicht an, auch die Auffassung als falsch zu bezeichnen, die in der Beibehaltung derselben Versart bei starker Lankenverdeckung nur eine Konvenienz sieht (z. B. Minor, Neuhochdeutsche Metrik[2] S. 192). Selbst bei einem so zerstückelten Metrum wie im Nathan sieht man deutlich die Absicht Lessings, der mit dem Enjambement feine Wirkungen der Emphase und Nüancierung erreicht. Der Schauspieler darf da einfach die Dehnung und Pause nicht überspringen, muß den Fünffüßer herausbringen, sonst geht das Beste verloren. Z. B.

1264 Das Mädchen ganz
Gefühl, der weibliche Gesandte ganz
Dienstfertigkeit.

1271 Nur Tempelherren? sollten bloß? und bloß
Weil es die Ordensregeln so gebieten?

1843 Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die Wahre sein. —
2494 Gesetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es sei
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allen Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als seine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmsten Liebe liebe.

Wie rhythmisch fein ist das Zögern hinter „sei“ und „das“. Es ist eine ganz ähnliche Wirkung wie bei der schwebenden Betonung und würde einfach verloren gehen, wenn man das Zusammengehörige in eine Zeile brächte. Insofern erinnern die Verse allerdings an die Technik der freien Rhythmen, wo der Zeilendruck doch aber auch so eminent wichtig ist für die richtige rhythmische Interpretation.

Schiller nun scheint ebenso in Wallensteins Lager die Reihenbrechung bewußt oder unbewußt zu feinsten künstlerischen Zwecken zu verwenden. Unter den 9% (92 Fälle) sind über die Hälfte 5·2% = 54 Fälle) starke Enjambements, davon

1. 16 Fälle stumpfer Ausgang — Auftakt fehlt
2. 17 Fälle „ „ — Auftakt
3. 11 Fälle klingender Ausgang — Auftakt fehlt
4. 10 Fälle „ „ — Auftakt

Es ist klar, daß gerade bei den folgenden Beispielen nach Typus 1 ein starker Nachdruck auf dem letzten Worte liegt. Es wird gedehnt und trotzdem bleibt noch ein fühlbarer Bruch.

428 Sieh er mich mal an! In diesem Rock
Führ' ich, sieht er, des Kaisers Stock

231 Nun, da sieht man's! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?

356 Die Frau im Evangelium
Fand den verlorenen Groschen wieder

54 Meinst du, man habe uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben

29 Daß wir für Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen.

Eine weitere Verstärkung des Enjambements, eine stärkere Verdeckung der Lanke tritt außerdem noch ein durch folgende oder vorausgehende Vertiefung eines andern Schnittes[1]). So haben wir unter den 54 Fällen

[1] Die Termini nach Saran, Deutsche Verslehre. München 1907. Sarans Terminologie scheint zuerst gesucht und schwer zu lernen. Aber bei der allgemeinen Verwirrung metrischer Ausdrücke ist am Ende sein radikales Vorgehen, verbunden mit seiner Präzision, wohl das einzig Richtige.

16x Versvorschlag

11x Vertiefung der Fuge 121, 209, 231, 380, 428, 507, 556, 558, 719, 755, 925.

4x Vertiefung des Gelenkes nach dem dritten Glied 223, 323, 801, 736.
1x Vertiefung des Gelenkes nach dem ersten Glied 441.

16x Versnachschlag

9x Vertiefung der Fuge 219, 369, 415, 433, 620, 756, 891, 905, 1034.
6x Vertiefung des Gelenkes nach dem ersten Glied 189, 359, 540, 622, 739, 817.
1x Vertiefung zwischen der ersten und zweiten Lasche 902.

Je kleiner das abgetrennte Stück, desto deutlicher die Zusammengehörigkeit mit den folgenden oder vorhergehenden. Z. B. Versvorschlag und Fugenvertiefung ist schon oben gegeben in 428 und 231. Gelenkvertiefung nach dem ersten Gliede

441 Heißt Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren vor Köln am Rheine

Gelenkvertiefung nach dem dritten Glied

258 Ließ Betstunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich

801 Greifen wir nicht, wie ein Mühlwerk flink,
Ineinander auf Wort und Wink[1])

Versnachschlag mit Fugenvertiefung:

817 Stellten aus ihren eigenen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen.

Das Gelenk nach dem ersten Gliede ist vertieft:

359 Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren

Vertiefung nach der ersten Lasche tritt ein:

902 Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und als die Schmerzen

Die künstlerische Absicht liegt in den meisten Fällen klar auf der Hand. Das letzte Wort vor der Lanke ist wichtig und soll hervorgehoben werden; so das „gleich“ (258), „flink“ (801), „Gemeine“ (441), „Temesvar“ (138), oder auch zugleich das erste in der nächsten Reihe: „Spitzen / am Kragen“ (188), „Stein / des Anstosses“ (619), „Teufels sein Angesicht / weit lieber“ (739), „kann / nach Lust“ (736), „fuhren / die Ballen“ (359).

[1]) Diese Interpunktion ist wohl der bei Goedeke vorzuziehen.

Oder es entsteht eine Spannungspause wie in

465 Er läßt / Weislich den Pudel voran erst laufen
369 In den Sternen / Die künftigen Dinge
536 Die Frau im Evangelium / fand den verlorenen Groschen wieder

im letzten Beispiele mit dem Gebrauch eine Waise.

Wie vorauszusehen, sind die meisten Beispiele in den zusammenhängenderen Partien zu finden (zirka 36), in denen der Takt durchläuft, wie beim Jäger, Wachtmeister ꝛc. Der Kapuziner hat verhältnismäßig wenig im Vergleich zu seiner langen Predigt und auch schwächere Fälle.

Wachtmeister	21x,	darunter	15	mit Schnittvertiefung
Kapuziner	9x,	„	3	„ „
Kürassier	7x,	„	5	„ „
Jäger	7x,	„	5	„ „

Schillers Knittelvers ist wie der Goethes eine rhythmische Reihe von vier Hebungen, aber wenn es zur näheren Definierung des Metrums kommt, so ist dies viel schwieriger aus der Mannigfaltigkeit der Typen herauszuschälen als es bei Goethes Verse der Fall ist. Die Prozenttabelle zeigt deutlich den Unterschied[1]): während bei Goethe die Zahl des auftaktigen alternierenden Vierhebers im Durchschnitt (für Jmf. Sat. Brey HwH) 53% ist, finden wir hier 10%; bei Goethe 37·6% klingende Ausgänge, hier 51·5% (47% für das ganze WL); bei Goethe 78% 8 und 9silbler, bei Schiller 54% und 31% 10silbler! Das bedeutet also, zumal wenn wir Schillers 45·6% Auftaktlosigkeit gegen Goethes 14·3% halten, daß sich der ganze Vers nach dem Ende zu verschoben hat, trochäischeren oder daktylischeren Charakter bekommen hat und, gegen Goethes Metrum gehalten, unregelmäßiger geworden ist. Man vergleiche ferner die Zahlen für zweisilbige Senkung im ersten, zweiten und dritten Takt und Auftakt.

	Zweisilbiger Auftakt	zweisilbige Senkung im I. Takt	desgl. II.	desgl. III.
Goethe	6%	16·5%	21%	6·3%
Schiller	10%	45%	55%	21%

Der erste Takt hat also in der Auflösung fast die dreifache Zahl, der zweite die zweieinhalbfache und der dritte ebenfalls die dreifache des Goetheschen Verses. Wo die Gesamtdurchschnittszahl der Auflösungen bei Goethe 53·6% ist, haben wir bei Schiller 136·5; und aus den Zweierreihen sind fast Dreierreihen geworden, wie die Zahlen, 14 für Verse ohne Auflösung, 46 für solche mit einmaliger, 34 mit zweimaliger und 6 mit dreimaliger, zeigen. Ein Vers mit

[1]) Siehe S. 602 f.

zweimaliger Auflösung ist in der Tat schon mehr eine Dreierreihe, ein solcher mit dreimaliger völlig. Diese 40% verwandeln schon beinahe den ganzen Charakter auch nach dieser Richtung hin. Und überdies fällt beim Lesen sofort auf, wie auch die Quantitätsverhältnisse andere geworden sind. Man nehme nur einige Goethesche Verse, etwa den Urfaust oder den Brey:

> Junge! hol mir die Schachtel dort droben,
> Der Teufelspfaff hat mir alles verschoben

oder das Jahrmarktsfest:

> Werds rühmen und preisen weit und breit,
> Daß Plundersweilern dieser Zeit
> Ein so hochgelahrter Doktor ziert,
> Der seine Kollegen nicht cujonirt.

oder gar den Satyros:

> Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
> Weil ich nicht mag in Städten sein,
> Ihr irrt euch, liebe Herren mein;

Durchaus hat da die Hebung ein bedeutendes Übergewicht über die Senkung, was die Dauer anbetrifft, und desto mehr, je langsamer das Tempo des Verses ist, besonders also in den idyllischen Partien, wie im Satyros; und selbst wo wir drei oder viersilbige Senkungen haben, sind sie doch von geringer Schwere[1]). Das ist bei Schiller anders. Die Dauer von Hebung und Senkung zeigt eine größere Gleichheit, so sehr, daß sie überhaupt nicht mehr ins Gewicht fällt, das heißt wir haben zum Teil Verse ganz anderen Charakters. Zum Teil, sage ich. Denn der Leser wird bald selbst finden, daß Wallensteins Lager schwierig zu lesen ist. Er wird stecken bleiben, wieder anfangen, wieder nach einer Weile stecken bleiben, bis er endlich findet: hier haben wir zwei Arten Verse, solche, bei denen der Takt durchläuft, und solche, bei denen jeder Vers einen neuen Anlauf, eine Isolierung erfordert, oder wenn nicht jeder Vers, doch eine Anzahl davon zusammen. Es bildet sich also ein ausgesprochener Sprechvers aus, taktlos, wie der altgermanische Alliterationsvers, mit dem er eine große Ähnlichkeit in manchen Zügen hat.

Hier scheinen drei und vier Senkungssilben — entgegen dem Goetheschen Verse — ganz dem Ethos gemäß, besonders natürlich im Predigtstile des Kapuziners:

> 513 Das schreibt sich hér von euren Lástern und Sünden[2])
> 549 Wie máchen wirs daß wir kómmen in Ábrahams Schóß

---

[1]) Vgl. Feise, a. a. O. S. 44.

[2]) Ich rhythmisiere so statt xxx–́x–́x–́xx–́x wie Minor will (a. a. O. S. 366). Das Wort „euren“ würde nach seiner Lesung zu sehr gedehnt werden.

603 Rühmte sich mit seinem góttlosen Múnd
605 Und wär' sie mit Kétten an den Hímmel geschlóssen
623 Ságt mir, was meint er mit dem Góckelháhn
741 Warum schmeißen sie uns nicht aús dem Lánd? Potz Wétter![1])

Fünfsilbige Senkung findet sich sogar in:

1048 Die Armée soll floríeren!
Und der Friedländer soll sie regíeren!

Läse man diese beiden Verse als getrennte Reihen, das heißt den letzten vierhebig, so würde es ganz pedantisch klingen, nicht wie ein Toast. Und in der Kapuzinerpredigt vor allem, aber auch sonst finden sich Verse, die man in gleicher Umgebung geneigt wäre, mit zwei Hebungen zu lesen: so

434 Und wer's zum Korporál erst hat gebrácht
486 Sind wir Túrken? Sind wir Antibaptísten?
502 Frißt den Óchsen lieber als den Oxenstírn
515 Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom

und alle die folgenden, wo es ja immer nur auf die beiden kontrastierten Worte ankommt und die Nebenakzente nur unbedeutende rhythmische sind.

Es scheint mir, wir haben hier ein wichtiges theoretisches Zwischenglied zwischen dem Urmetrum des altgermanischen Alliterationsverses und dem Alliterationsvers einerseits, und zwischen diesem und dem Verse Otfrids anderseits. Wie man in den oben zitierten Versen die Neigung der Entwicklung von Vierhebigkeit zu Zweihebigkeit beobachten kann, so könnten die Schlußreihen, die zum Reiterlied überführen (1046—49), mit anderem Ethos ganz gut vierhebig werden, das heißt die Teilreihen, je zwei zusammen also achthebig; namentlich 1049 wäre ja ein ganz guter Vierheber:

Uúd der Fríedländer sóll sie regíeren

wenn der Vers nicht als ein Ausruf, sondern als Schluß eines Beweises oder dergleichen gedacht ist.

Auch die Auftaktverhältnisse sind ähnlich wie beim Alliterationsvers. Ich zitiere einige Reihen mit zwei- bis dreisilbigem Auftakt:

123 Glück zur Ankunft, 215 Querfel**dein**, 237 Lief ich **da**rum, 370 Ein graues **Männ**chen, 502 Frißt den **Och**sen, 625 Es war wohl **nur**, 674 Der Picco**lo**mini, 727 Man muß **im**mer, 918 Wer damit **ack**ern.

Wie deutlich hervortritt, sind es schwere Worte, die allerdings keine besondere Bedeutung im Satze beanspruchen. Aber Goethe braucht

---

[1]) Hinter „nicht" liegt der Bruch, darum ist der Akzent auf „aus" vorzuziehen. Man lese den Vers im Zusammenhang!

solche in den allerseltensten Fällen, weil bei ihm jedes Wort einen größeren Klang-, Stimmungs- oder Schilderungswert hat. Und so sind auch die gehäuften Silben im Innern ganz anders als die bei Goethe sich findenden. Dort überrascht einmal das Wort: „Milchmädchen" oder „Haúshaltung", oder im Auftakt:

miteinander, caper immer, alles **Rauhe**,[1])

hier sind viel schwerere ganz geläufig:

Friedländer, **un**serm Regi**ment**, scharfe **Schüt**zen, **hat** er uns doch **selbst**, **Men**schen hat er, zum Korpo**ral**, **Bis**tümer sind ver-, **Fluch**mäuler, 989 **Lang** werden sie's uns, 997 **Wer**den sie uns den:

ja in Vers

972 Dieser will's trócken, was jener feucht begéhrt

liegt zwischen den beiden Mittelakzenten eine ausgeprägte Melodienkurve mit ziemlichen Intervallschritten. Ich notierte am Klavier ungefähr diese Folge, die durch eine Oktave geht: „Die-" setzt ein mit es auf der ersten Linie, „-ser", geht hinunter auf d, „will's" auf h, „tro-" auf a, dann steigt die Kurve mit einem Gleitton auf „-cken" von es zu as, „was" liegt wieder auf dem Anfangsniveau es, „je-" fällt bis zum a, „-ner" erreicht beinahe die Oktave, dazu im Gleitton es-as, „feucht" fällt von es zu h, und mit „be-" sind wir wieder auf dem a des „tro-" angekommen, während „gehrt" noch einen halben Ton fallend mit dem as abschließt. Also graphisch:

Die ser wills trok ken was je ner feucht be gehrt

es d h a es as es a es as es h a as

Mit der Tatsache solcher Senkungsüberfüllung steht nun in direkter Verbindung, daß die Taktdauer bei weitem nicht die Rolle wie im Goetheschen Verse, ja oft gar keine spielt, je nachdem die Reihe sich mehr dem Extrem des Sprechverses nähert. Und das zeigt sich anderseits wieder in der Erscheinung der schwebenden Betonung oder metrischen Erhebung und Drückung[2]). Wenn ich bei Goethes

[1]) Feise, a. a. O. S. 44.

[2]) Über das Prinzip der schwebenden Betonung siehe den Paragraphen in Sarans Verslehre (§ 24, S. 204 fg.). Durch Sarans Ausführungen ist alles, was früher darüber geschrieben ist, weit überholt, und sie gehören nicht nur zu dem Treffendsten und Klarsten, sondern auch zu dem Feinsten, was je über metrische Probleme gesagt wurde.

Knittelvers so oft auf Beobachtung dieser Erscheinung bestand, so scheint sie mir hier umgekehrt möglichst zu vermeiden zu sein, ja sie würde meist den eigentümlichen Rhythmus der Verse beträchtlich stören. Leichte Fälle, wie sie in Stücken, wo der Takt durchläuft, beim Auftakt wohl vorkommen (Typus 1[1]) abgerechnet, zähle ich nur 24 Beispiele, die ich in die früher von mir aufgestellten Gruppen klassifiziere:

Typus 1. 12 Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

(Dieser Vers, Goethe angehörend, führt zuerst auffälliger durchlaufenden Takt ein. Die Intervallschritte sind viel kürzer als die der übrigen Verse, die Melodieführung viel flacher.)

144 Kam ‾|_ **wie**der heraus mit dem Feria[2])
187 Uns ‾|_ **nur** die Nachles' übrig blieb (Jäger)
1021 Frei ‾|_ **heit** ist bei der Macht allein (J.)

Typus 1 a.

319 Da · **fragt** nie · **mand**, was einer glaubt (J.)

324 Wie · **ein** frie · **länd**ischer Reitersknecht (Wachtm.)

328 O · **gieb** a · cht **Franz**! es wird dich reuen

456 Ja · er . **fing's** klein **an** und ist jetzt so groß (J.)

470 Hat · **mir** das **Stück**chen besonders gefallen (J.)

510 Sind **nun** Raub**teien** und Diebesklüfter (Kapuziner)

522 Wohér kommt das? Das will ich euch verkünden (Ka.)

616 So ein hochmütiger Nebukadnezer (Ka.)

881 Wer úns nicht zählt, das íst der Kaiser[3]) (Tromp.)

978 S' Ist hier just wie's beim Einhaun ist (Kür.)

1003 Ihr tut wóhl, daß ihr weiter geht (Tromp.)

---

[1]) Feise, a. a. O. S. 50 fg.

[2]) ‾|_ = Zeichen für schwebende Betonung. Im folgenden zeigen die Punkte die Tonstufen, der Fettdruck die Akzente an.

[3]) Typus 1a und 3b. Man kann auch lesen

Wer uns **nicht** zahlt, **das** ist der **Kai**ser

Dann geht indessen die feine Kontrastierung des „nicht" und „das" verloren.

Typus 2.

333 Still ¯|_, wér wird solche Worte wagen (Tromp.)

Typus 3 a.

25 Schón acht ¯|_ Mónat legt sich der Schwarm
33 Únd die ¯|_ nénnen sich Kaiserliche
302 Und wie lang dénkt ihr's hier ¯|_ aúszuhalten (W.)
490 Íst's jetzt ¯|_ Zeit zu Saufgelagen (Ka.)
485 Íst das ¯|_ eine Armee von Christen (Ka.)
577 Als zu einem Kreuz ¯|_ Sáckerlot (Ka.)
754 Únd so ¯|_ wúrden wir Wallensteiner (J.)
792 Was für ein Landmann bist Du ¯|_, Jäger (W.)

In allen diesen Fällen ist ein starkes Staccato eigentlich nur beim Typus 1 a und in dem einen Typus 3 b (881) zu verspüren. Das Ethos ist belehrend wie in der Erfahrungsweisheit des Jägers oder in der eindringlichen Ermahnung des Bauers (382) oder überredend vorwurfsvoll wie beim Kapuziner. Auch zu dem kleinlichen, hämischen mißgünstigen Wesen des Trompeters paßt es ausgezeichnet, während die kräftige, wuchtige Redeweise des Kürassiers (nur in 978 der etwas didaktische Vergleich) metrische Drückung weniger begünstigt. Verwunderlich erscheint, daß der Wachtmeister nicht häufiger in den Beispielen vertreten ist. Aber seine Wichtigtuerei ist besser durch flache Melodieführung charakterisiert.

Einsilbige Taktfüllung, oft durch Drückung umgangen, wird aber nicht etwa immer vermieden. Wir haben 18 Fälle im ganzen. Wie in der Konversation erscheint sie

99 Die **Feld**flasche, 105 Wie **ist's**, **Bru**der, 123 Glück zur Ankunft, ihr **Herrn**! **Was**? der **Blitz**!

wo der zweite Teil vom Jäger, der erste von der Markedenterin gesprochen wird. Der Kapuziner braucht sie in Emphase: 483, 489, 508 (Hängt der Herrgott den **Kriegsmantel** 'runter), 521, 341 (nicht, wie Minor will: **Die** Furcht **Gottes** und die gute Zucht[1]) 542, 589; ferner 615 Sch**weig** **stille**; ferner 504 mit Spannungspause: Der Sol**dat** **füllt** sich nur die Tasche; ferner 552, 422 (Wachtmeister mit

[1]) Das wird meines Erachtens nach durch die Melodieführung unmöglich gemacht, die nur x – – x sein kann, weil sonst das Tonniveau zu hoch getrieben würde. Ich lese auch entgegen Minor. Denn die **Sünd** ist **der** Magneten**stein**, mit rhythmischem Akzent auf ‚der' genau wie in der Prosa des Abraham a Santa Clara: Denn die Sünd ist dèr Magnét, welcher das schárpffe Eysen und Kriegs-Schwerdt in unsre Länder ziéhet.

pompöser Geste). Die **Weltkugel** liegt vor ihm offen. Nicht sicher ist, ob 307 **Hat alles** oder Hat **alles** und 917 Das Schwert **ist** kein Spaten . . . so oder als dreihebige Verse zu lesen sind.

Der niedere Rhythmus in Wallensteins Lager hat nicht ganz die Beweglichkeit und Abwechslung wie sie Goethes Verse charakterisiert; das zeigt schon die größere Auftaktlosigkeit, die dem Schillerschen Verse einen ausgesprochenen fallenden Charakter gibt, der durch Brüche innerhalb der Reihe nicht sonderlich gekreuzt wird. Sein Ethos ist ja von dem Goethes auch grundverschieden. Das Tempo ist schneller, dramatisch fortreißend. Die Exposition soll gegeben, fertige Zustände größtenteils geschildert werden, während die kleinen Goetheschen Spiele episch Szenen auf und absteigen lassen, idyllische Bilder ausmalen; selbst in Faust ist doch viel Kleinmalerei. Es bleiben indessen noch andere Mittel, den Vers zu beleben, und im Wechsel der Typen des höheren Rhythmus steht der Schillersche Vers dem Goetheschen nicht nach.

Wie wir schon früher gesehen haben, liegt der Schwerpunkt der Reihe mehr dem Ende zu, und eine Untersuchung über den Gebrauch der Typen ergibt für die Verse 1—100 (1), 201—300 (2), 483—582 (3), 900—999 (4) folgende Zahlen. (Im Vergleiche dazu Goethe Satyros (5), Brey (6), Hans Sachsens Poetische Sendung (7) und Urfaust 1—32, 339—72, 457—491 (8).

	1	2	3	4		5	6	7	8	
A	14	17	24	13	= 17%	33	25	24	27	= 27%
B	37	42	35	34	= 37%	22	22	43	41	= 32%
C	28	22	14	31	= 24%	24	30	17	22	= 23%
D	1	1	2	3	= 2%	3	—	—	—	= 1%
G[1]	20	18	24	19	= 20%	18	23	16	10	= 17%

Daraus geht hervor, daß der Gebrauch der Typen bei Goethe regelmäßiger ist. Zwar überwiegen bei beiden die B-Verse, indessen steht bei Schiller A noch hinter C zurück, während bei Goethe das Umgekehrte der Fall ist. Vergleicht man die Stücke dem Ethos nach, so stände wohl der Urfaust im allgemeinen dem Kapuziner am nächsten, aber man ist überrascht, daß nur die A-Verse sich da gleich kommen, während Schillers Charakteristikum die B-Verse stark zurücktreten, im Urfaust aber zu 43% anwachsen. Eher ist eine Ähnlichkeit von der Kapuzinerpredigt und Hans Sachsens Poetischer Sendung wahrzunehmen, die doch dem Ethos und ihrem sonstigen Metrum nach recht verschieden sind; freilich gehen da auch die Typen C und G ganz auseinander. Trotz ausgedehnter Auszählungsarbeiten ist es mir nicht gelungen, auch nur die geringsten Resultate zu erzielen durch

[1]) G ist gesetzt für Typus E ob mit oder ohne Bruch in der Fuge.

Statistik, soweit der Gebrauch der Typen in Betracht kommt. Im einzelnen läßt sich ja natürlich manches erklären, z. B. gerade die Zunahme der A- und G-Verse beim Kapuziner; sein eindringlicher Predigtstil legt das Gewicht auf den Versanfang (vgl. das häufige Auftreten von A im Heliand), und das Ende ist wichtig, insofern es oft die Gegenüberstellung bringt (vgl. 500—502, 514—520). Im letzten Teil von Wallensteins Lager kommt dann Typus C zu größerer Geltung. Eine innere Kraft und Energie und Spannung ist ihm eigen, die gut zu dem Wesen des Pappenheimers paßt, und das Anschwellen und Abspringen hat etwas von dem Traben der Pferde.

Sicheres bot die Statistik über das Anwachsen von fehlendem Auftakt und klingendem Ausgang und ihre Beziehung zu den einzelnen Typen. Es zeigt sich da nämlich, daß A stumpfen Ausgang vorzieht, er würde sonst mit der schwächeren Senkung am Ende zu schwach auslaufen; dabei Auftakt. B verhält sich indifferent, während C und G klingenden Ausgang vorziehen, G ausgesprochen mit Auftakt.

	stumpf	auftaktlos
A	60%	37%
B	50%	52%
C	43%	55%
G	34%	32%

Die stark einsetzenden Typen gehen also, was Auftaktverhältnis anbetrifft, zusammen. Die Kürassierstelle (900—999) zeigt Zurückgehen des Auftaktes, vor allem in G- und C-Versen (70% und 71% [!] ohne Auftakt); G wird vorwiegend stumpf verwendet = 15·8% gegen A = 58·8%; B = 50%; C = 48·4% !). Beim Kapuziner wächst natürlich mit dem Vorherrschen des Typus A der stumpfe Ausgang verhältnismäßig, doch nicht so, daß die Gesamtzahl besonders auffällig wäre, sie steht sogar hinter den Versen 201—300 (Jäger[1]) um 4% zurück. Im Kürassier fällt sie um weitere 5%.

Eine Definition der Schillerschen Knittelverse wird nach allem diesen viel weniger bestimmt ausfallen können, als die der Goethischen. Wollen wir sie streng fassen, so können wir nur sagen: die Knittelverse in Wallensteins Lager sind meist paarig gebundene, größtenteils in sich abgeschlossene, dipodische rhythmische Reihen von vier Hebungen und freiester rhythmischer Beweglichkeit.

Damit ist aber nur ein sehr schematischer Begriff gegeben. Es muß unbedingt hinzugefügt werden, daß Goethes Versen gegenüber, was die Taktgleichheit anbetrifft, zwei Spielarten zu unterscheiden

---

[1]) Die zwei Jäger sind in Wirklichkeit nach dem, was sie sagen und wie sie es sagen so wenig kontrastiert, daß man sie ruhig hier als eine Person behandeln kann.

sind: Verse mit und ohne Takt. Diejenigen, in denen der Takt durchläuft, stehen den Goethischen Versen näher, und — wie ich hier einfügen möchte — der Ausgangsquelle des Knittelverses, wenn wir als diese Hans Sachs annehmen. Aus solchen sind auch fast alle Fälle schwebender Betonung genommen, wie es dem Charakter des Goethischen und Sachsschen Verses entspricht, wenn wir letzteren als alternierenden Vers auffassen nach der sich jetzt immer mehr bahnbrechenden Meinung. Die zweite Spielart ist ein ausgesprochener Sprechvers, der sich wie der Alliterationsvers am weitesten von den orchestischen Rhythmen entfernt. Hingewiesen werden muß ferner noch einmal auf die größere Gleichheit im Gebrauche von klingendem und stumpfem Ausgang und von Auftakt und Auftaktlosigkeit, sowie auf die Neigung, die Zweiermischreihe in eine Dreiermischreihe zu verwandeln.

Im Zusammenhang mag nun noch auf die Charakterisierungsmittel aufmerksam gemacht werden, die Schiller verwendet. Jäger und Kürassier einerseits mit schnellem Tempo, Wachtmeister und Trompeter mit langsamerem stehen sich gegenüber. Jäger und Kürassier sind überhaupt sympathischer behandelt, energisch (Auftaktlosigkeit oder zweisilbiger Auftakt), zielbewußt und schnell (stark fallende Verse). Die häufige Anwendung des Typus C erinnert an das Traben von Pferden. Vor allem die Stelle von 969–984 ist ein Meisterstück mit dem tiefen vollstimmigen Pathos und später dem mitreißenden Rhythmus einer Reiterattacke: vorwiegend stumpfe Ausgänge, trotz der langen zusammenhängenden Rede kein Enjambement wie durchgehend selten beim Kürassier. Er macht keine langen Phrasen; am Ende der Reihe ist auch sein Gedanke fertig ausgedrückt. Typus F und C herrschen vor, B stumpf hat etwas energisches. Der Takt läuft durch trotz großer rhythmischer Freiheiten: man möchte, wenn das nicht hieße, die Symbolik zu weit treiben, sagen: strengste Zucht bei ungebundenster Freiheit. Man vergleiche 1027—1038 damit. Dort ist die Straffheit der rhythmischen Reihe bedeutend abgeschwächt, wenn auch nicht verloren gegangen; das Ethos ist didaktisch eindringlich.

Ähnliches wie beim Kürassier finden wir bei den Jägern, zumal 206—230. Gemein haben diese Verse die Wucht des Rhythmus, der indessen hier nicht ungebrochen fallend ist. Überhaupt ist der durchgehende straffe Zug nicht so ausgeprägt, Lankenverdeckung und Schnittvertiefung zerstören die Einheit der Reihe (219, 220, 223, 224, 227—230). „Die Freiheit macht ihn“, ist das bezeichnende Zitat, während das des Kürassiers ist: „Nichts ihr Herrn, gegen die Disziplin.“

Mit besonderer Liebe, freilich ohne besondere Sympathie ist der Wachtmeister gezeichnet. Es ist schon früher hervorgehoben, wie seine

Wichtigtuerei zum Vorschein kommt durch die Hervorhebung, die der Innenreim in 338 seinen Worten gibt. Seine Geschwätzigkeit charakterisiert das häufige Enjambement (vgl. oben: 21x, darunter 15x mit Schnittvertiefung an andere Stelle) und damit verbundener Hochschluß des Verses. Er ist weit entfernt von der lakonischen Redeweise des Kürassiers. Hochschluß haben auch die vielen Fragesätze, die er gebraucht, wenn er exemplifiziert. Alle seine Reden bewegen sich in langsamem Tempo; er sagt wenig mit viel Worten, daher die Reihe nie ausreicht, braucht umständliche Konstruktionen (59—64, 71—74, 83—85, 355 fg., 369 fg. usw.) oder ganz kurze, wie z. B. 178, wo er höflich sein will:

> Wir danken schön. Von Herzen gern.
> Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen.

Er liebt es, ganze Worte oder Sätze mit Synonymen zu wiederholen, seine Rede durch Interjektionen wie: nun, ja, nun nun, ja ja, sieht er, muß er wissen, das ist kein Zweifel ꝛc. zu unterbrechen. Schwebende Betonung wird vermieden, da das Metrum sich nicht zu sehr vordrängen darf und der Redeweise zu viel poetischen Schwung geben würde. Seine Worte plätschern dahin ohne größeren Energie- und Leidenschaftsaufwand. Es erinnert an Wagners Verse im Faust. Nur hie und da hören wir eine pompöse Geste, wie in: „Die Weltkugel liegt vor ihm offen.“ Die Melodie hat keine starken Intervalle, steigt langsam auf und fällt wieder ab, oder steigt nur. Das Resultat ist der Eindruck einer naiven Didaktik, wie wir sie z. B. in 438 fg. oder 755 fg. finden.

Der Trompeter ist eigentlich dadurch am besten charakterisiert, daß er gar nicht besonders charakterisiert ist. Seine mißgünstige, kleinliche Art zeigt sich in einer flachen, ziemlich hohen Melodieführung. Der Rhythmus seiner Verse paßt sich dem jeweils herrschenden an. Größere Intervallsprünge finden sich nur, wo es ihm an den Geldbeutel geht, in 881, und wo er den Gevattern Schneider und Handschuhmacher noch ein unangenehmes Wort mit auf den Weg gibt. Diese Stellen müssen mit schwebender Betonung gelesen werden, dann kommt die Melodie sehr fein heraus.

Eine andere Nebenperson ist noch auf eine bemerkenswerte Weise herausgehoben, der erste Arkebusier. Man werfe mir nicht ein subjektives Hineinhören und Konstruieren vor: Mir fiel, als ich das Stück für die Untersuchung zum erstenmal las, die eigentümliche Melodieführung in allem auf, was er sagte, und bei den Versen 838—9 wurde mir's klar: der Mann schwäbelt. Dann schlug ich Buchau am Federsee nach und fand, ja, der Mann ist aus Schwaben. Schiller muß wohl, um die Spießbürgerei des Tiefenbachers zu charakterisieren, auf seinen eigenen Dialekt zurückgegriffen haben, und der ist zu solchen Zwecken naturgemäß dem Dichter der nächste. Man

versuche einmal, den Mann norddeutsch zu lesen. Die Melodie geht einfach verloren, während gerade in

> Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
> S'Ist (sischt) des Kaisers Will und Geheiß,

die Tieferlegung der Akzentsilben und das Ansteigen der Senkungssilben diesen köstlichen vorwurfsvoll vorsichtigen Ton gibt, der auch deutlich in

> 855 Wie wir alle, des Kaisers Knecht

und

> 1001 Gevatterin, was hab ich verzehrt

herauskommt. Hier muß man indes betonen

> Ge**vat**terin, **was** hab **ich** ver**zehrt**

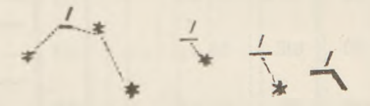
und nicht

> Ge**vatterin**, was **hab** ich ver**zehrt**

Im zweiten Fall wird die Melodie leicht und lustig



im ersten dagegen kommt die verärgerte und die Aufmerksamkeit auf sich ziehende Opposition heraus:



Das Meisterstück dieser Behandlung des Verses ist natürlich die Kapuzinerpredigt; aber es geht damit, wie mit Fausts Monologen. Es läßt sich wenig im allgemeinen darüber sagen, weil Form und Inhalt wie organisch gewachsen scheinen und die Kunst wieder so gänzlich zur Natur geworden ist. Nur eine ausführliche Interpretation wäre hier angemessen. Alle Mittel sind angewendet und der Vers variiert von der Reihe mit stark durchlaufendem Takt (wie z. B. deutlich 581 fg.) bis zu rhythmischen Gebilden, die dem Alliterationsverse ganz nahe stehen (wie vor allem 495 fg.). Das Tempo wechselt, am Anfang ist es ausgesprochen schnell und verlangsamt sich gegen 525 und vor allem 532 zu, wo ruhigeres Argumentieren beginnt. Die Satzkonstruktionen werden weniger gehackt, die Intervalle weniger stark. Alles das steigert sich aber von Zeit zu Zeit wieder wie in

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
Stücke	Zahl der Verse	kl.	st.	jamb.-alt.	ab-weich.	8s.	9s.	Sa.	10s.	11s.	12s. 13s.	7s.	Sa.	Af.
Vers 1—100	100	62	38	8	92	8	46	54	33	12	1	—	46	63
Vers 101—200	100	51	49	14	86	21	29	50	31	16	3	—	50	29
Vers 201—300	100	50	50	10	90	16	38	54	34	8	4	—	46	37
Vers 483—622 Kapuziner	139	48	52	6	94	18·5	30	48·5	30	13	7·5 + 1	1	51·5	30
Vers 846—945	100	60	40	7	93	18	40	58	27	10	5	—	42	49
Vers 946—1045	100	38	62	13	87	23	36	59	31	10	—	—	41	66
Durchschnitt	639	51·5	48·5	10	90			54	31				46	45·6
Jmf.	159	46	54	39·5	60·5			77	—	22	—	1		19
Sat.	228	20	80	66	34			87	—	12	—	1		8
Brey	333	37	63	47	53			76	—	23	—	1		17·5
HwH	120	47·5	52·5	59	41			73	—	25	—	2		13
Durchschnitt	840	37·6	62·4	53	47			78	—	20·5	—	1·5		14·3
Stücke	Zahl der Verse	kl.	st.	jamb.-alt.	ab-weich.	8s.	9s.	Sa.	10s.	11s.	12s. 13s.	7s.	Sa.	Af.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15

16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32
SI	SII	SIII	A^2	I^2	II^2	III^2	I^3	II^3	III^3	Sa.	alt.	1mal	Sa.	2mal	3mal	Sa.
—	—	—	2	51	66	30	2	—	—	151	5	43	48	43	9	52
1	1	—	10	38	58	19	2	1	1	129	16	46	62	32	6	38
1	—	—	13	53	50	16	2	—	—	134	10	47	57	39	4	43
5	1	5	14	45	48	26	4	7	1	145	24	44	68	26	6	32
2	—	—	12	35	62	23	—	—	—	132	13	50	63	30	17	37
—	1	—	10	48	46	16	5	2	1	128	14	48	62	33	5	38
			10	45	55	21·5	2·5	1·5	0·5	136·5	14	46	60	34	6	40
3	0·5	2·5	5	21	32	11	1	0·5	0·5	71						
0·4	0·4	—	6	11	16	5	0·4	0·5	—	39						
1	1	0·3	5·5	22	14	1	1	0·5	—	44						
1	—	—	8	12·5	23	12·5	1·5	1	2	60·5						
1·3	0·5	0·7	6	16·5	21	7·3	1	0·6	0·6	53·6						
SI	SII	SIII	A^2	I^2	II^2	III^3	I^3	II^3	III^3	Sa.	alt.	1mal	Sa.	2mal	3mal	Sa.
16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32

540 fg., während mit 544 ein neuer ruhigerer Ansatz beginnt. Die Konstruktionen werden komplizierter mit 562, der Takt läuft regelmäßig durch 4—5 Zeilen, wird aber von 571 ab wieder kürzer. Ein neuer Ansatz noch einmal mit der Schimpferei gegen Wallenstein, doch es ist, als ob ihm die Stimme und der Atem anfängt auszuzugehen oder als wenn er von den Umstehenden am Sprechen gehindert würde. Es klingt, als ob er mit Mühe diese Sätze herausstieße. Dann wird er (610, 612) stärker unterbrochen und endlich löst sich das Metrum fast auf durch die starke Schnittverdeckung und Schnittvertiefung der vier letzten Zeilen. Mit dieser letzten Kraftanstrengung hat er sich überschrien und muß das Feld räumen.

Vorliegende Tabelle (S. 602 und 603) gibt in 32 Kolumnen das Ergebnis der Auszählungsarbeit für Schillers und Goethes Knittelverse in Prozentzahlen. Genau ausgezählt wurde aus Wallensteins Lager Vers 1—300, Vers 438—622 (Kapuzinerpredigt) und Vers 846—1045. Die Angaben für Goethe sind aus meiner Studie über Goethes Knittelvers entnommen (in der übrigens die Druckfehler in den Reihen 8 und 9 nach diesen Zahlen zu verbessern sind).

1 die Angabe der ausgezählten Stücke,
2 „ jeweilige Anzahl der Verse,
3 klingender Ausgang,
4 stumpfer „
5 Verse jambisch-alternierenden Schemas,
6 davon abweichende Verse,
7 Achtsilbler,
8 Neunsilbler,
9 Summe der Acht- und Neunsibler,
10 Zehnsilbler,
11 Elfsilbler,
12 Zwölf- und Dreizehnsilbler,
13 Siebensilbler,
14 Summe der Zehn-, Elf-, Zwölf-, Dreizehn- und Siebensilbler,
15 Auftaktlose Verse,
16 einsilbige Taktfüllung im ersten Takt,
17 „ „ „ zweiten Takt,
18 „ „ „ dritten „
19 zweisilbiger Auftakt,
20 zweisilbige Senkung im ersten Takt,
21 „ „ „ zweiten Takt,
22 „ „ „ dritten „
23 dreisilbige „ „ ersten „
24 „ „ „ zweiten „
25 „ „ „ dritten „
26 Summe der Verse mit mehrsilbigem Auftakt und mehrsilbiger Senkung,
27 Verse alternierenden Schemas, ohne Rücksicht auf Auftakt und Ausgang,
28 Verse, in denen einmal mehrsilbiger Auftakt oder mehrsilbige Senkung vorvorkommt,
29 Summe der Kolumnen 27 und 28, Verse bezeichnend, die noch Zweierreihen darstellen,

30 Verse, in denen zweimal mehrsilbige Senkung, respektive einmal mehrsilbiger Auftakt und einmal mehrsilbige Senkung vorkommen,
31 Verse, in denen dreimal mehrsilbige Senkung, respektive einmal mehrsilbiger Auftakt und zweimal mehrsilbige Senkung vorkommen,
32 Summe der Kolumnen 30 und 31, Verse bezeichnend, die zur Dreierreihe neigen.

Zur Abfassungszeit von Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe“.

Von Albert Leitzmann in Jena.

Zu Beginn des zwölften Bandes dieser Zeitschrift, der zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag erschienen ist, habe ich eine Abhandlung veröffentlicht, in der ich die bisher geltende Ansicht, daß Schiller den Entwurf „Deutsche Größe“ zur Jahrhundertwende, genauer 1800 oder 1801 gedichtet habe, als irrig zu erweisen versuchte; es schien mir vielmehr aus einer eingehenden Betrachtung des Inhalts der auf uns gekommenen Fragmente zwingend hervorzugehen, daß das Frühjahr oder der Sommer 1797 den Entwurf entstehen sah. Privatim sind mir eine ganze Reihe von zustimmenden Urteilen zugekommen. Öffentlich hat sich, wenn ich von Müllers absolut parteilosem Referat (Jahresberichte 16, 622) absehe, nur einer zu der Sache geäußert, und zwar merkwürdigerweise, was ich nicht erwartete, negativ, Karl Berger (Schiller 2, 780). Es ist mir das ein Beweis, wie schwer es für manchen ist, sich von einer nun einmal eingebürgerten fable convenue, in diesem Fall der Ansicht von dem säkularen Ursprung und Charakter des Entwurfes, ganz frei zu machen. Auch Berger rückt (S. 579) die Fragmente wieder in das Frühjahr 1801, in die Tage nach der Ermordung des Kaisers Paul und nach dem Frieden von Luneville (daß dieser neben dem von Leoben überhaupt nicht ernstlich in Betracht kommen kann, scheint er meinen Darlegungen S. 20 nicht zu glauben), und findet mich mit den Worten ab, ich hätte die „Schwierigkeiten“, die sich dieser Ansicht entgegenstellen, „erläutert, ohne selbst eine völlig befriedigende Lösung bieten zu können“. Tendenz und Gedankengang meiner Arbeit sind durch diese Charakteristik nicht entfernt getroffen. Ich ging seinerzeit ohne jede Hoffnung, etwas neues zu finden, an das Studium des Entwurfs in Suphans Ausgabe, die ich für den Euphorion zu besprechen hatte, und war selber am meisten erstaunt, als es mir bei genauerer Erwägung des gedanklichen Inhalts der drei fragmentarischen Blätter im Verein mit den paar Briefstellen

(vgl. S. 19) buchstäblich wie Schuppen von den Augen fiel: hier lagen alle Glieder eines Beweises in wünschenswerter Vollständigkeit vor Augen, alle Beobachtungen strebten nach ein und demselben Kristallisationspunkt und man brauchte nur die Glieder der Kette zum einheitlichen Ringe zusammenzuschließen. Schon die Stichhaltigkeit der aus jedem einzelnen Blatte gewonnenen Schlüsse schien mir kaum angreifbar, der Zusammenklang aller unbedingt zwingend.

Dem Forscher kann kein größeres Glück begegnen, als wenn ein guter Stern ihm nachträglich für die mit Liebe gepflegte Hypothese eine tatsächliche, objektiv beweisende Bestätigung in den Schoß wirft: auch ich darf mich jetzt dieses Glückes freuen. Am 4. September 1797 schreibt Wilhelm von Humboldt an Schiller aus Wien (der Brief gehört der im vorigen Jahre im Frankfurt aufgetauchten Briefmasse an und hat mir im Original vorgelegen): „Lassen Sie mich, ehe ich Deutschlands Grenzen verlasse, auch noch Ihr Lied vernehmen, nach dem Sie mir eine so große Erwartung erregt haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne. Es ist eine Gattung, die Ihnen unnachahmlich gelingen muß und die ich vorzugsweise liebe." Dieses „Lied", das der sich zur Abreise nach Paris rüstende Humboldt noch gern vor dem Verlassen der deutschen Grenzen in Händen halten wollte, gewissermaßen als zauberhaften Talisman für sein nationales Empfinden im Auslande, kann nichts andres als die „Deutsche Größe" gewesen sein, von deren Plan Schiller in dem leider verlorenen Briefe vom 7. August (Kalender S. 47) dem Freunde Mitteilung gemacht haben muß.

„Als endgiltiges Datum ergibt sich somit für unsern Entwurf [das Frühjahr oder] der beginnende Sommer des Jahres 1797" (S. 21). Dabei hat es nun wohl doch sein Bewenden: oder ist die Lösung noch immer nicht „völlig befriedigend"?

Dahn, Fouqué, Stevenson.

Von Albert Ludwig in Lichtenberg.

I.

„Wilde Liebe" und „Ein Kampf um Rom".

Es war eine üble Sitte des achtzehnten Jahrhunderts, gar zu gern die Kümmerlichkeit seiner literarischen Erzeugnisse durch die Flagge verdecken zu wollen, unter der man sie segeln ließ. Es war nicht leicht eine Ode zu schreiben, ohne dafür von beflissenen

Freunden zum deutschen Horaz erhoben zu werden, und so sollte doch nicht der heißen, dem es vielleicht gelingt, aus horazischen Motiven ein Liedlein zusammenzustoppeln, das Horaz gedichtet haben könnte, wenn er sich durchaus einmal wiederholen wollte. Wir sind sparsamer geworden mit solchen Ehrentiteln: nur der dürfte nach dem Schützling des Mäcenas genannt werden, der, ihm verwandt durch Charakteranlage und Lebensauffassung, zwar ähnliche, aber doch eigene Klänge gefunden hätte.

In diesem Sinne hat Max Koch in der „Deutschen Literaturgeschichte", wie auch in der Einleitung zum 146. Bande von Kürschners Nationalliteratur den Verfasser des „Kampfes um Rom" in Parallele gestellt mit dem Modedichter der Freiheitskriege und der ersten Restaurationsjahre, dem heute bis auf die „Undine" und den wenigstens noch hier und da genannten, wenn auch nicht gekannten „Zauberring" so gründlich vergessenen Fouqué. Wurde der Sproß normannischer Adeliger durch die alten Überlieferungen seines Geschlechtes, die im preußischen Soldatendienste sich mit hochgespannten Begriffen von Offiziersehre und Adelstüchtigkeit verbanden, in seinem dichterischen Schaffen bedingt, so war das Ergebnis schließlich doch dasselbe wie bei dem gelehrten Professor, dessen Lebensarbeit der Erforschung des deutschen Lebens in seinen ersten Anfängen geweiht ist: begeisterte Freude an der Art der Vorfahren führte beide dahin, mit den Mitteln der epischen und dramatischen Dichtkunst die Vergangenheit, und zwar mit Vorliebe die vor- oder frühmittelalterliche, ihres Volkes heraufzubeschwören, und nun nicht bloß um ihrer selbst willen, wie es nach Fouqué und vor Dahn Walter Scott getan hat, sondern um der eigenen Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten: am Bilde des Einst sollten sich die Zeitgenossen auf ihr besseres Selbst besinnen, sich erfüllen mit der Begeisterung für germanisches Wesen. Dessen Auffassung unterschied sich nun allerdings bei Fouqué sehr zu ihrem Nachteil von der auf gründlichen geschichtlichen Studien beruhenden des jüngeren Dichters: da er die Blüte des deutschen Lebens nur im Schwertadel sah, als dessen unmittelbarer Nachfolger ihm der moderne Offizier erschien, erhielt sein Begriff von deutscher Volksart eine so reaktionäre Färbung, daß er nur in einer sehr eng begrenzten Zeitspanne, nämlich so lange die romantische Mittelalterbegeisterung vieler Freiheitskämpfer vorhielt, von weiteren Kreisen des deutschen Volkes geteilt werden konnte. Dahn aber führte seine Leser nur selten wie in den „Kreuzfahrern" in die Tage des Rittertums — das Fouqué übrigens so ungeschichtlich wie möglich als wer weiß wie alte urgermanische, auch den skandinavischen Wikingern von vornherein bekannte Einrichtung ansah. Das ganze Germanenvolk führt er uns in früheren einfacheren Zeiten in

Krieg und Frieden, Sieg und Untergang vor; so meidet er Fouqués parteiische Bevorzugung eines einzelnen Standes, sieht dabei aber unverkennbar sein Germanenvolk mit denselben Augen an wie Fouqué seine Germanenritter.

Deutlicher muß solche Verwandtschaft noch hervortreten, wenn sich zeigen läßt, daß nicht nur dieselben Stoffkreise in derselben Art von den Dichtern behandelt wurden, sondern daß auch dasselbe Problem beide beschäftigte, und in der Tat glaube ich, in einem Fouquéschen Roman so etwas wie eine Vorstufe zu Dahns dichterischem Hauptwerk, dem „Kampf um Rom", nachweisen zu können. Im Jahre 1823 veröffentlichte nämlich der adelige Dichter in Leipzig einen „Ritterroman" in zwei Bänden, „Wilde Liebe" genannt, wahrlich kein Meisterwerk, sondern in mancher Beziehung fast ein Schulbeispiel für die Unarten der Fouquéschen Manier, aber doch anziehend, eben weil er den Vergleich mit dem weit überlegenen späteren Roman in mancher Beziehung herausfordert.

Der Dichter führt seine Leser in das alte Langobardenreich, in die Zeit eines seiner „früheſten Könige", der namenlos bleibt, während seine Tochter den wenig langobardischen Namen Amala trägt. Um sie wirbt ihr Jugendgespiele — er trägt den uns jetzt ein wenig komisch anmutenden Namen Kunimund — der in Persien, unter dem sagenberühmten Rustan kämpfend, zum gewaltigen Helden geworden ist. Getäuschte Hoffnung — der König hat andere Pläne mit seiner Tochter — führt ihn zu den Feinden des Reiches, an der Spitze eines Frankenheeres bringt er den Vater seiner Geliebten in arge Not; dann, nachdem er mit den Franken in rascher Schwenkung aus dem Gegner zum Bundesgenossen geworden ist, verschafft er den Langobarden den Sieg über die sie vom Exarchat aus bedrängenden oströmischen Heere. Aber als auch jetzt der erhoffte Dank ausbleibt, scheidet er sich trotzig von den bestehenden Gewalten; an der Spitze seiner Getreuen will er, ein neuer Romulus, im Gebirge ein neues Rom gründen, die Heimat aller, denen es unten in der Ebene zu eng wird. Sein hochgesteigerter Trotz führt ihn aber bald in eine selbstzerstörerische, verzweifelte Stimmung. Sein persönliches Ziel, der Besitz Amalas, bleibt ihm unerreichbar; denn als ihm die Hand der Königstochter angeboten wird, zwingt ihn die Rücksicht auf die Würde seines phantastischen Römerreiches Bedingungen zu stellen, die dem Vater der Geliebten unannehmbar sein müssen; vor gewaltsamer Entführung hält ihn die ehrerbietige Scheu zurück, die er der Geliebten zollt, und so verwildert er denn förmlich samt seinen Anhängern: aus dem neuen Römerstaate wird eine Räuberhorde. Am quälendsten freilich ist ihm der Gedanke, jetzt durch eigene Schuld der Geliebten unwürdig zu sein. Der Schluß läßt ihn sich unter

dem Einfluß eines wunderbaren Zusammentreffens mit Amala zur Entsagung durchringen, er will seine Schuld durch freiwillige Ergebung sühnen, doch findet er vorher seinen Tod.

Diese Inhaltsangabe war nötig, um überhaupt einen Begriff von dem Werke Fouqués zu geben; die Beziehungen zum „Kampf um Rom" treten in ihr nicht so sehr hervor, weil „Wilde Liebe" nun einmal zunächst ein ziemlich sentimentaler Liebesroman ist, der das großartige Problem, das den Mittelpunkt des Dahnschen Buches ausmacht, nur streift. Goethe nannte Holtei (Vierzig Jahre ²IV 61) gegenüber einmal das Dichtertalent einen von Gott dem Menschen verliehenen Metallstab, der wie Gold aussehe, häufig auch Gold sei. Bei Fouqué sei dieser Stab zwar an den Enden Gold gewesen, im übrigen aber bloß poliertes Kupfer, Fouqué habe denn auch in seinen früheren Werken mit Gold gezahlt, später sei aber das blanke Kupfer an die Reihe gekommen. Alle hätten es gemerkt, nur der Dichter nicht; der könne es nicht begreifen, warum die Leute auf einmal von seinem Golde nichts wissen wollten. Als „Wilde Liebe" erschien, war die Kupferzeit schon lange da, und es reichte bei Fouqué wohl noch dazu, einen großen geschichtlichen Konflikt zu ahnen, aber nicht mehr, ihn auszuführen. So kommt es denn, daß die Inhaltsangabe vielmehr eine gewisse Verwandtschaft mit Schillers „Räubern" hervortreten läßt; dennoch ist der Roman nicht nur eine nochmalige Gestaltung des Stoffes vom „edlen Räuber", er enthält, wenn auch nur im Embryo, auch schon das Motiv, das später zu einem Hauptmotiv des Dahnschen Schaffens werden sollte.

Was ist es, das dem „Kampf um Rom" seinen so großen und obwohl die Mode des historischen Romans längst vorüber gegangen ist, noch immer und hoffentlich auch noch lange andauernden Erfolg verschafft hat? Daß in ihm mit unzweifelhafter dichterischer Kraft einer großen weltgeschichtlichen Tragödie poetische Gestalt gegeben wurde: dem Geschicke eines Volkes, das den mit siegreicher Waffengewalt von den Vätern eroberten Boden nicht behaupten kann, weil die Söhne der überlegenen Kultur des unterworfenen Volkes Schritt für Schritt weichen müssen. Diesen tragischen Zug, den all die auf altrömischem Boden gegründeten germanischen Reiche tragen, hat vor Dahn nun auch schon Fouqué poetisch verwertet.

Auch seine Langobarden sind von äußeren und inneren Feinden bedroht und fühlen, daß sie ihnen gegenüber nicht nur ihr Reich, sondern auch ihr Volkstum zu wahren haben. Wie bei Dahn pochen die Franken als Vertreter der noch der ursprünglichen Rauheit näher stehenden Germanen an die Tore des Reiches, wie bei Dahn heißt es auf der anderen Seite auf der Wacht sein gegen Ostrom, das vom Exarchat aus die Suprematie über allen einst römischen Boden

erobern will, wie bei Dahn endlich träumt auch das alte Römertum, in einigen Vertretern wenigstens, von vergangener Herrlichkeit und schmiedet im Verborgenen Pläne, um den Sturz der Barbarenherrschaft herbeizuführen.

Diesen Gegnern steht nun das Langobardenvolk gegenüber: den Erwerb der Väter sollen die Söhne wahren, und sie können es nur, wenn die Waffenlust und -macht der Väter mit ihrem Volksstolze auch dem jüngeren Geschlechte eigen bleiben. Bei Dahn vertreten zwei Gestalten die Vergangenheit des Volkes: der greise König Theoderich und sein alter Waffenmeister. Wie sie fast fremd hineinragen in die neue Zeit, so erscheint der alte Langobardenkönig bei Fouqué wie ein Überbleibsel der Vorzeit — „fast haupteshoch ragte der alternde Held über die Männer seines Hofhaltes hinaus: schneeweiß sein Hauptgelock, sein Antlitz im Rot der kräftigsten Gesundheit glühend, lichtblau, doch selbst auch in der Freundlichkeit Funken versprühend seine großen Augen, sein Benehmen voll herzlicher Würde und Fröhlichkeit, doch in rascher Kraft zugleich ahnen lassend, es möge nicht unwahr sein, was sich das bebende Oberitalien Schauriges von den plötzlichen Aufwallungen des königlichen Zornes erzählte“ (I. 37). Und auch diesen König quälen die Sorgen um seines Reiches Zukunft: wie ein Vulkan, der mit nahem Ausbruche droht, erscheint er den Seinen, verschlossen und von geheimnisvollen Vorahnungen bedrückt; er hat keinen Sohn, und darum hängt wie an Theoderichs Amalaswintha nicht zum geringsten Teile Heil oder Unheil seines Volkes an der Heirat seiner einzigen Tochter (I. 63 ff.). Dahns Theoderich freilich sehen wir nur als einen Sterbenden: Fouqués greisem König hat das Alter nichts anhaben können; darin gleicht er der fast mythischen Gestalt des alten Waffenmeisters Hildebrand im „Kampf um Rom“; wie dieser erscheint er als das verkörperte Gewissen seines Volkes, wenn er einsam durch Pavias Straßen seine nächtliche Runde macht (I. 95 ff.) auf der Wacht gegen entfernt drohendes Unheil, und wenn der alte Hildebrand in entscheidungsschwerer Stunde die Freunde ans Grab seiner Söhne zum nächtlichen, unheimlichen Schwur führt, so geht der Langobardenkönig mit dem Gegner zur Zwiesprache und zum Zweikampf an die sagenumwobene, vom Volke ängstlich gemiedene Grabstätte seiner Vorfahren.

Was droht Dahns Goten? Verwälschung. Der Kampf gegen sie kann allein ihr Volk retten oder seinen Untergang wenigstens ehrenvoll machen. Das ist das Thema, das gleich die ersten Kapitel des „Kampfes um Rom“ mächtig anschlagen. Das ist nun nicht das Thema von „Wilde Liebe“, aber — ich sagte es schon — fremd ist es doch auch Fouqué nicht. Seine Langobardenritter sind zwar im allgemeinen fromme Christen geworden — im Helden steckt

noch recht viel vom alten Heidensinn — aber die alten Mären von Asathor leben doch noch unter ihnen (I. 128, 132), sie rühmen sich ihrer nordischen Kraft; die Königstochter tadelt ihre Gespielin (I. 6), weil man es ihr doch immer anmerke, daß „soviel des besiegten Römerblutes in den Adern ihres Geschlechtes walle", wessen Stamm das Langobardenblut rein bewahrt habe, der schrecke auch als Mädchen vor dem Gedanken an Blut und Schlacht nicht zurück. Stark und ganz unverkennbar tritt aber auch bei Fouqué der unverlöschbare und unversöhnbare Gegensatz der Römer zu den eingedrungenen Barbaren hervor.

Es ist allgemein bekannt, daß Dahn diesen Gegensatz verkörperte in der Figur seines römischen Helden, des Cethegus Cäsarius, einer Gestalt, deren historische Möglichkeit und poetische Wahrheit ja vielfach hart angegriffen worden ist, die aber doch — wer wollte es leugnen, der eigener Jugendtage gedenkt — in ihren großartigen Umrissen zu dem Erfolge des Gotenromans recht viel beigetragen hat. Auch Fouqué fühlte das Bedürfnis, seinen Germanen einen Vertreter des Römertums entgegenzustellen, und dabei schuf er eine Figur, die gewisse Züge des Cethegus an sich trägt: die seines Römers Ausonius. Am Hofe des Langobardenkönigs lebt er, dem Scheine nach einer seiner Ritter, in seinen Schlachten ruhmvoll für ihn fechtend, aber in ihm verborgen glüht das Feuer der Liebe zur römischen Heimat, das manchmal trotz der feindlichen Umgebung wie unzähmbar emporlodert. Die Tafel des Langobardenkönigs verläßt er ungestüm, da er eine Römerin zur Gauklerin erniedrigt sieht (I. 55 f.), in einem Turnier (I. 88) reitet er in die Schranken als Ritter Romas, die sein Schild als Sklavin in goldenen Fesseln mit der Mauerkrone auf dem Haupt zeigt, und das Volk jauchzt dem Siegenden zu mit dem alten Legionenruf „Io! Roma die Überwinderin!" Dabei genießt der gefährliche Mann die Achtung seines königlichen Herrn, wie Cethegus die des Theoderich, und er vergilt sie, indem er wie jener die Seele einer Verschwörung ist, die sich gegen die Herrschaft der fremden Barbaren auf italischem Boden richtet. Wie Cethegus übt auch Ausonius eine eigentümliche Macht über die Gemüter selbst ihm zunächst Widerstrebender, eine Macht, die bei beiden unterstützt wird durch ihre dämonische Erscheinung: wenn Theoderich vom Cäsarenkopf des Cethegus spricht, wenn die Goten in ihm einen finsteren Höllenkönig (III. 398) sehen, so gleicht Ausonius „einem altrömischen Heldenbild auf einer Gruft der versunkenen Hauptstadt der Welt" (I. 112), ein andermal (I. 98) erscheint er wie „ein Rachedämon der uralten Fabelzeit", in dessen Nähe „niemandem freudig zu Mut" bleibt. So geschieht es denn, daß Fouqués trotziger Held mit seiner Grün-

dung des neuen Römerreiches die Gedanken ausführt, die Ausonius erst in ihm geweckt hat, und noch einmal zeigt sich des Römers Einfluß, wenn (II. 132 f.) sein Wort den neuen Romulus dahin bringt, auf die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche um Roms willen zu verzichten. Dabei darf aber ein großer Unterschied in der Auffassung dieser Figur bei beiden Dichtern nicht verschwiegen werden: Fouqués Ausonius hat so gut wie gar nichts von der Intrigantennatur des Cethegus; gerade daß er Verschwörer ist, sonst aber ist er in Offenheit, Treue und Seelenhoheit eine Fouquésche Idealgestalt. Deshalb kommt die vielberufene wälsche Tücke nicht zu kurz, aber der Dichter gibt ihr einen eigenen Vertreter in der Figur eines heuchlerischen Italieners, der den Langobardenkönig erst in eine Art Hinterhalt lockt und ihm dann vom sichern Zufluchtsort seinen Haß ins Gesicht schleudert: in einer Gestalt wie im Cethegus alle guten und schlechten Eigenschaften eines Volkes zu einer trotz allem imponierenden Idealgestalt zusammenzufassen, dazu reichte dem Fouqué von 1822 wohl nicht mehr die Kraft, die der um zehn Jahre jüngere noch besessen hatte (man denke an den Ritter Hug des Zauberringes).

„Wilde Liebe" nimmt, wie schon gesagt, unter Fouqués Werken keinen hohen Rang ein. In Sprache und Charakterauffassung, in der Führung der Handlung und in den Schilderungen tritt seine schönfärbende „minnigliche" Manier recht störend hervor, vor allem auch in der Sentimentalität des Helden, auf den Heines boshafte Charakteristik Fouquéscher Personen (sie haben so viel Mut wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel) nur allzusehr paßt. Ein Volk gerät durch seinen abtrünnigen Sohn an den Rand des Verderbens, ein neues Rom soll in den Schluchten des Apennins entstehen, nur weil er nicht der Schwiegersohn des Königs der Langobarden werden soll. Leider ist aber auch hierin der „Kampf um Rom" vorgebildet, auch Dahns heroischer Roman leidet, stellenweise wenigstens, unter einer ähnlichen Sentimentalität. Warum scheitern alle heldenhaften Versuche seines Witiges? Weil Mataswintha eine „unverstandene Frau" ist. Warum verlieren bei Taginä die Goten Krone und Reich? Weil der korsische Reiterführer auf Totila eifersüchtig ist und im entscheidenden Augenblicke Verrat begeht. Ist das ganz der gewaltigen historischen Tragödie, die der Untergang des Gotenvolkes sein soll, würdig? Mir hat es jedenfalls immer die Freude am „Kampf um Rom" getrübt. Doch Fehler oder nicht! Immerhin stehen nur einzelne Partien des Dahnschen Romanes unter dem Einfluß dieser Sentimentalität, während Fouqué vollkommen darin untergeht.

Nun soll mit diesen Ausführungen nicht etwa glaublich gemacht werden, daß Dahn Fouqués Roman kannte. Das ist höchst un-

wahrscheinlich, könnte doch nur ein seltsamer Zufall „Wilde Liebe“ Dahn in die Hände gebracht haben. In seinen „Erinnerungen“, dem liebenswürdigen und trotz seines bedenklichen Umfanges recht unterhaltsamen Buche, das über seinen Entwicklungsgang berichtet, wird Fouqué niemals erwähnt; was Dahn von seiner Lektüre erzählt, macht auch nicht wahrscheinlich, daß der von früh an ungemein arbeitsame Jüngling jemals zu den Werken des ritterlichen Poeten gegriffen hätte, der damals schon gänzlich aus der Mode gekommen war. Und „Wilde Liebe“ gehört und gehörte noch dazu zu Fouqués wenigst gekannten Büchern. Um so mehr fällt das Beigebrachte ins Gewicht für die Behauptung, daß wir in Dahn einen Fouqué redivivus haben: zwei dichterische Individuen haben unabhängig voneinander ähnliche Wege eingeschlagen. Nicht zufällig: denn bei den ritterlichen Kampfspielen, der Freude der Jugendzeit Dahns, von denen der ergraute Professor im ersten Bande seiner Erinnerungen mit unverhehltem Behagen erzählt, wäre Fouqué wahrhaftig mit Leib und Seele dabei gewesen; und wenn die analogen persönlichen Neigungen noch nicht genügt hätten, um der dichterischen Anlage parallele Wege zu weisen, so taten die Zeitumstände das übrige: Fouqué wurde zum Dichter in der Zeit der großen nationalen Not, die der patriotische Mann in tiefster Seele mitempfand, die Wurzeln des „Kampfes um Rom“ liegen in einer ähnlichen Zeit, den Jahren der Reaktion. Nach Dahns eigenen Worten („Erinnerungen“ III. 364 ff.) hatte der Student und junge Doktor gelebt in der Welt des Mittelalters mit seiner Kaiserherrlichkeit; zu solchen Träumen trat nun in schroffen Gegensatz „das ganze Elend, die Not und Schmach der deutschen Gegenwart, der deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht“. Aus dem schmerzlichen Empfinden dieses Gegensatzes aber ergab sich dann der Plan und entstanden die Anfänge des hohen Liedes vom Germanentum, das „Ein Kampf um Rom“ sein will.

II.

„Das Galgenmännlein“ und „The Bottle Imp“.

Hatte es sich bis jetzt um einen Fall gehandelt, wo Verwandtschaft des dichterischen Talentes auch eine gewisse Familienähnlichkeit der Erzeugnisse dieses Talentes bedingte, mochten die Dichter selbst sich auch unbekannt sein, so soll im folgenden ein Fall näher betrachtet werden, wo derselbe Stoff von zwei so verschiedenen dichterischen Individualitäten behandelt wurde, wie es Robert Louis Stevenson und Fouqué sind. Zwar ist auch Stevenson Romantiker — und das mag, beiläufig gesagt, der Grund dafür sein, daß er, den noch bei Lebzeiten (er starb 1894) führende englische Zeit-

schriften, wie Athenäum und Academy, einen werdenden Klassiker nannten, in Deutschland nicht sehr bekannt geworden ist. Als in den Achtzigerjahren er als einer der ersten den Roman im Geiste der englischen Neuromantik behandelte, wurde in Deutschland gerade das Dogma des Naturalismus verkündet, und dessen Forderungen entsprach nun allerdings Stevenson so wenig wie möglich. Der echte Erbe Walter Scotts schilderte er die schottische Heimat in historischen oder besser kulturhistorischen Romanen, auf denen ja damals so etwas wie Acht und Bann lag; psychologische Studien zu geben, in denen irgendein Gefühl mit wenigstens angeblicher wissenschaftlicher Genauigkeit — manchmal auch Langweiligkeit — bis in seine feinsten Verästelungen verfolgt wird, war auch nicht seine Sache: in ihm lebte eine Lust am Fabulieren, eine Freude am Erzählen spannender Geschichten, je abenteulicher desto besser, die ihn der zu seinen Lebzeiten bei uns herrschenden Richtung unverständlich machte. Das Schicksal teilte er übrigens mit der romantischen Literatur Englands überhaupt; erst Kipling und Oskar Wilde haben in neuester Zeit da Bresche gelegt, Oskar Wilde, der (De profundis, Brief an Robert Roß) unter den Büchern, mit denen er nach seiner Befreiung ein neues Leben anfangen möchte, neben vielen hochberühmten Namen auch Stevenson nennt.

Ob auch bei uns Stevensons Stunde noch kommen wird? Versuche ihn einzuführen sind schon gemacht worden; daß sie ziemlich erfolglos blieben, lag wohl an dem Ungeschick oder sagen wir der zu geringen Feinfühligkeit dieser Versuche. So sah man vor einigen Jahren in allen Schaufenstern Übersetzungen der zwei Haupterzählungen seiner „New Arabian Nights" in nicht sehr geschmackvoller sensationeller Aufmachung. Ob der Verlag (Franckh, Stuttgart) damit Geschäfte gemacht hat, weiß ich nicht, glaube es aber kaum; Eisenbahnlektüre ist Stevenson denn doch nicht. Auch Reclam veröffentlichte vor nicht allzulanger Zeit eine Übersetzung, wählte dazu aber unglücklicherweise einen langen Roman (The Wrecker, deutsch „Schiffbruch"), der möglichst wenig geeignet ist, um Stevenson günstig einzuführen. Immerhin scheint die Bekanntschaft mit ihm etwas im Steigen begriffen zu sein, ein Anzeichen dafür ist wenigstens, daß er hier und da als Schulautor Verwendung findet (bei Freytag in Leipzig erschien eine Bearbeitung der Reiseschilderung „Across the Plains", in der „Neusprachlichen Reform-Bibliothek" eine von „Treasure Island", das übrigens auch unter Schaffsteins Jugend- und Volksbücher aufgenommen ist). Das will aber schließlich wenig sagen, die rechte offizielle Anerkennung Stevensons steht noch aus, das lehrt unter anderem auch ein Blick in den alphabetischen Katalog der Berliner Bibliothek. Was da von ihm

aufgezählt wird, ist kümmerlich: ganze sechs Titel, zwei davon noch dazu Übersetzungen einer und derselben Erzählung.

Doch für das vorliegende Thema ist das alles eine, wenn auch hoffentlich nicht unnötige Abschweifung; zurück zu Fouqué und Stevenson. Beide sind, wie gesagt, Romantiker, aber Romantiker von sehr verschiedener Art. Fouqué lebte in der Vergangenheit, und seine Schöpfungen sind von tendenziösem Lobe des Mittelalters voll; da nun aber sein Ideal — was wußte er von dem wirklichen Mittelalter! — reichlich abstrakt war, so schilderte er eine Idealwelt, der man mit irdischen Maßstäben geschichtlicher und geographischer Wahrheit nicht zu nahe treten darf. Weil er nicht bloß theoretisch das Mittelalter pries, sondern auch praktisch den Ton der „frommen altdeutschen Sänger" — nämlich was er für diesen Ton hielt — anschlug, so kam zum schablonenhaften Inhalt auch ein Stil, der je länger je mehr gekünstelt und eintönig wirken mußte. Stevenson dagegen war ein durchaus moderner Mensch, deshalb war ihm die Vergangenheit nur ein Stoffgebiet unter anderen; er sah sie nicht mit den sehnsüchtigen Augen des zuspätgeborenen Enkels, sondern mit den sehr objektiven des Künstlers an. Und zwar eines realistischen Künstlers, denn das war er in allem Formalen, mochte er nun das Schottland des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Grabe beschwören oder die Leser in die fremdartige Welt der Südseeinseln führen oder endlich modernstes europäisches Leben zum Hintergrunde seiner seltsamen Erfindungen machen. Aus dem allen ergibt sich bei Stevenson eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts, nicht weniger aber auch der Form; da er es liebt, seine Geschichten dem Helden oder auch einem anderen Erzähler in den Mund zu legen, muß der Stil sich den verschiedensten Stoffen und Personen anschmiegen, und er tut es mit großem Glücke, ohne doch dabei ein gewisses unserem Dichter eigenes Gepräge zu verlieren. Englische Kritiker sind in dem Preise dieses Stevensonschen Erzählungsstiles einig.

So hat denn Stevenson mit Fouqué kaum etwas anderes gemein als die romantische Neigung zum Phantastischen; die aber hat ihn einmal dazu geführt, einen Fouquéschen Stoff aufzugreifen und ihn in seiner Weise zu bearbeiten: die Geschichte vom Galgenmännlein. Die kleine Erzählung stammt aus Fouqués bester Zeit: 1810 veröffentlichte er sie zum ersten Male, dann wurde sie noch einmal 1814 (Goedeke § 290, 1, 15 und 40) abgedruckt, endlich nahm er sie auch in seine „Ausgewählten Werke" (Halle 1841) auf, wo sie im zehnten Bande auf Seite 87 bis 132 steht.

Ein junger deutscher Kaufmann, leichtsinnig und nicht allzu klug, gerät, so erzählt Fouqué, in Venedig in gar lockere Gesellschaft. Wein und Liebe lassen ihm bald nur einen kärglichen Rest seines

Vermögens, mit ihm — zehn Dukaten sind es — kauft er einem Spanier ein Galgenmännlein ab, richtiger — denn Galgenmännlein heißt eigentlich die Alraunwurzel — einen spiritus familiaris in Gestalt eines Teufelchens, das in einer Flasche eingesperrt ist, und alle Wünsche erfüllt. Freilich, wer im Besitze solches Männleins stirbt, muß auch ins Höllenfeuer fahren, und los werden kann man es nur, wenn man es verkauft, und zwar für einen geringeren Preis, als man selbst dafür gegeben. Nun geht es wieder hoch her in üppiger Gesellschaft, der junge Kaufmann lebt und läßt leben; da wird er gefährlich krank, und mit der Todesgefahr kommt die Gewissensangst: er will sein unheimliches Besitztum los werden. Er glaubt es recht klug zu machen, wenn er anderen Leuten das Galgenmännlein anhängt, ohne ihnen über seine wahre Natur Aufklärung zu geben; gerade dadurch aber gelangt das Teufelchen immer wieder an ihn: sei es, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wird, sei es, daß ein unglücklicher Zufall ihn ahnungslos das verhängnisvolle Fläschchen wieder erwerben läßt. Der Preis sinkt reißend schnell, eines Tages entdeckt er, daß er sein Galgenmännlein wieder hat und daß er einen Heller dafür gegeben hat, es also gar nicht mehr verkaufen kann. Halb wahnsinnig vor Angst und Reue durchstreift er ganz Italien auf der Suche nach einem Lande, wo es halbe Heller gebe, er also die Möglichkeit hat, sein Glück noch einmal zu versuchen. Ein solches Land findet sich nun zwar nicht, aber ein Käufer: ein übler Geselle, der seine Seele sowieso schon dem Teufel verkauft hat, mit dem dabei gemachten Geschäft aber unzufrieden ist. Dem kommt das Galgenmännlein, das ungezählten Reichtum spendet, gerade recht, und für den halben Heller weiß er Rat. Er trifft Vorsorge, daß der bedrängte Deutsche den Landesfürsten aus schwerer Lebensgefahr zu retten Gelegenheit findet, dafür zum Lohn soll ihm der Fürst halbe Heller prägen lassen. Das erweist sich nun im übrigen als gar nicht nötig; der Fürst versichert seinem Retter, sein Geld sei so schlecht, daß kein Mensch außerhalb seiner Landesgrenzen seine Heller für voll nehme: kaum drei seien einen richtigen Heller wert. So verhält es sich auch: der deutsche Kaufmann wird glücklich sein Galgenmännlein los und hat eine Lehre, die für sein ganzes Leben anhält, der Teufel aber ist gebührend geprellt.

Die Erzählung (vgl. zu ihr die oben zitierte Einleitung Kochs LXXIII. f.) ist in ihrer Art ein Meisterwerk. Aus den paar Brocken, die des Volkes Weisheit vom Glasteufelchen, seinen Gaben und seiner Gefahr, erzählt und die Fouqué aus mündlicher Tradition oder auch aus dem Berichte der Landstörzerin Courage im „Trutz Simplex" kennen mochte, hat er mit glücklicher Hand ein Ganzes geschaffen, eine Naturgeschichte des spiritus familiaris mit allem Reiz des

Märchens, des Märchens für große Kinder. Denn nicht nur der Stoff fesselt, sondern auch die Form: die knappe, schlichte, wie selbstverständliche Erzählungsweise, die glückliche Charakteristik besonders des Hauptthelden, den der Dichter diesmal nicht zum Adligen gemacht hat, und der daher, vor dem bösen Geschick Fouquéscher Helden, der Tugendboldigkeit, bewahrt, ein törichter und schwacher, aber auch echter Mensch geworden ist. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die Geschichte ihre begeisterten Freunde fand, Oehlenschläger (Briefe in die Heimat II. 43) spricht von seinem lieben Galgenmännlein, und E. T. A. Hoffmann, der wahrhaftig in solchen Dingen sachverständig war, weiht (Serapionsbrüder, Abschnitt 5, Einleitung zu der Erzählung „Die Brautwahl") dem kleinen Kerl einen wahren Panegyrikos.

So hat denn der einen schweren Stand, der nach Fouqué diese Geschichte erzählen will, und es ist auch lange nicht versucht worden. Zwar spukte noch manchmal der spiritus familiaris in unserer Literatur, aber weder Annette von Droste-Hülshoff (Der spiritus familiaris des Roßtäuschers"), noch Zschokke („Hermingarde") rivalisieren mit Fouqué auf seinem eigensten Gebiete, der Schilderung der Leiden desjenigen, der seinen unheimlichen Besitz wegen des tief gesunkenen Preises nicht mehr los werden kann: das sollte erst der Schotte Stevenson versuchen.

Im Jahre 1893 veröffentlichte er einen Band „Island Nights' Entertainments" mit drei Erzählungen; die zweite davon heißt „The Bottle Imp" und ist unser Galgenmännlein. Auch Stevensons Held erwirbt, von dem Wunsche nach stattlichem und sorgenfreiem Leben verführt, einen spiritus familiaris, auch ihm schlägt das Gewissen und er verkauft ihn wieder, aber ohne den Käufer über die Natur des Handels zu täuschen. Auch er erwirbt den Kobold zurück und zahlt den, wie er zunächst glaubt, niedrigsten Preis dafür: einen Cent. Auch bei Stevenson hofft der Held sich vor dem Höllenfeuer dadurch retten zu können, daß kleinere Münzen als der Cent ihm in anderen Münzgebieten einen weiteren Verkauf ermöglichen; und endlich wird auch im „Bottle Imp" der letzte Handel mit einem Gesellen abgeschlossen, der sich sowieso als ein Teufelsbraten fühlt und dem es daher nicht darauf ankommt, durch einen spiritus noch ein besonderes Anrecht auf einen Platz im Höllenfeuer zu erwerben.

Demnach ist es klar, daß das Fundament der englischen Erzählung bis in Einzelheiten hinein dasselbe ist wie in Fouqués „Galgenmännlein", aber das Fundament ist nicht das Gebäude; auf der alten Grundlage hat sich Stevenson ein Haus gebaut, das sein ist. Zunächst hat er Schauplatz und Zeit der Geschichte verlegt:

aus dem Italien des sechzehnten Jahrhunderts sind die Südseeinseln des neunzehnten Jahrhunderts geworden, das moderne Hawai ist das Zentrum seiner Geschichte, von dort greift er in einzelnen Abschnitten nach San Francisco und dem französischen Tahiti hinüber.

Das wollte nun nicht allzuviel sagen, wesentlicher ist, daß aus Fouqués schlichtem Märchen eine Novelle geworden ist durch die Einführung eines ganz neuen Motivs. Stevensons Held Keawe hat sich, ehe er den „bottle imp" verkaufte, von ihm seines Herzens Wunsch nach einem stattlichen Hause befriedigen lassen. Dorthin will er die Geliebte als Weib führen; aber da er gerade so recht im Vorgefühl künftigen Glückes schwelgen will, trifft ihn ein schwerer Schlag: im Bade sieht er auf seiner Haut die ersten Zeichen des Aussatzes. Er geht auf die Suche nach dem verkauften „bottle imp", der dem Besitzer auch Gesundheit gibt; er spürt ihn auf, aber er ist inzwischen durch viele Hände gegangen und er muß ihn für einen Cent erwerben. Nun ist er wieder gesund und führt seine Kokua heim in sein stolzes Haus, aber mit seinem Frohsinn ist es vorbei, den Gedanken an die Höllenqualen wird er nicht los. Sein Weib dringt endlich in sein Geheimnis, und sie findet den rettenden Ausweg, daß es ja kleinere Münzen gebe; auf französischem Gebiete gibt es Centimes, und von denen gehen fünf auf den Cent. Aber in Tahiti, wohin die Beiden mit ihrer seltsamen Ware gehen, findet sich kein Käufer, und so entschließt sich denn Kokua Liebe für Liebe zu geben, sie kauft durch einen Mittelsmann ihrem Gatten den Kobold ab. Er jubelt zunächst in seinem unverhofften Glück, aber der Preis, um den es erkauft ist, bleibt ihm nicht verborgen, und er weiß, was er zu tun hat. Auch er will Liebe um Liebe geben, ein Matrose soll sein Mittelsmann sein und für zwei Centimes die Flasche kaufen. Der probt nun unterwegs die Wunderkraft des Kobolds, von der Keawe dem Ungläubigen erzählt hatte, und wünscht sich eine Flasche des besten Rums. Der teuflische Rum muß gut sein: so etwas hatte der Biedere in seinem Leben nicht getrunken; als der edle Keawe ihm den einen Centimes bietet, der jetzt der Kaufpreis der Flasche geworden ist, da wird ihm beinahe der Schädel eingeschlagen. Die Höllengefahr nimmt der Käufer auf sich: „I reckon I'm going anyway."

Vielleicht hat diese flüchtige Skizze schon gezeigt, daß „The Bottle Imp" sich mit Ehren neben dem „Galgenmännlein" sehen lassen kann. Es fällt in der Tat schwer, ein vergleichendes Werturteil über die beiden Erzählungen zu fällen. Man wird sagen können, daß als Märchen Fouqués Erzählung den Vorrang behauptet, als solches dürfte sie ja überhaupt kaum zu übertreffen sein. Sie führt uns nur scheinbar nach Italien, in Wirklichkeit ins Märchenland, wo wunderbare Dinge alltäglich sind. Wo der gelehrte Arzt

wie selbstverständlich auch in den Dingen der geheimen Magie erfahren ist, wo der verworfene Bösewicht ein Bündnis mit dem Teufel hat, wo man ängstlich Orte meiden muß, die den unterirdischen Mächten geweiht sind, da ist ein spiritus familiaris auch nichts Verwunderliches, und wir glauben gern an des deutschen Kaufmanns kurze Freudenzeit und lange Not, besonders wenn der ganze Handel noch dazu in so naiver gar keinen Zweifel erlaubender Sprache erzählt wird, wie sie Fouqué hier findet.

Bei Stevenson dagegen ist das Wunderbare nicht so glücklich behandelt. Zunächst schon an und für sich; wofür als Beleg einfach die Schilderung des Teufelchens gelten kann. Bei Fouqué haben wir den spiritus familiaris der Sage, so wie ihn die Landstörzerin Courage im „Trutz Simplex" (Kapitel 22) schildert: „so etwas in einem verschlossenen Gläslein, welches nicht recht einer Spinne und auch nicht recht einem Skorpion gleich sahe .... und ohne Unterlaß im Glas sich regte und herumgrabelte". So sieht ein richtiger Hausgeist aus; wenn wir bei Stevenson hören, daß die Flasche einen dicken Bauch und einen langen Hals hat und so groß ist, daß sie, in die Tasche einer Seemannsjacke gezwängt, mit dem Halse dem Gehenden an den Ellenbogen schlägt, so wirkt das — unbeabsichtigt — ein wenig parodistisch; mit solchen stattlichen „Kruken" — der Name paßt, denn die Flasche ist undurchsichtig, einen unbestimmten Schatten sieht man im Glase spielen — verführt der Höllenfürst die armen Sterblichen nicht.

Vor allem bleibt aber das Wunderbare bei Stevenson ein fremder Bestandteil in der Welt, die er schildert. Nicht als ob daran das neuzeitliche Milieu an sich schuld ist; man denke daran, wie Hoffmann es versteht, das Grauen und das Geheimnisvolle in die alltäglichste philisterhafteste Umgebung hineinzuzaubern. Aber bei Hoffmann wird dann eben alles spukhaft bis auf Kaffeekannen und Türklopfer herab. Bei Stevenson ist das Wunderbare auf die Flasche und ihre Wirkung beschränkt, und da ist nun der Gegensatz zwischen modernstem Südseeleben und -treiben und diesem Zauberspuk doch zu groß. Stevenson fühlte das wohl selbst, das kann man wenigstens aus der Art schließen, wie er seinen Kobold Keawes Wunsch nach einem Hause erfüllen läßt. Fouqué hätte seines Helden Taschen von Goldstücken platzen lassen oder ihm über Nacht irgend wohin ein Haus nach seines Herzens Begehr gebaut, und wir hätten es geglaubt; bei Stevenson sterben Keawes Oheim und dessen Sohn und hinterlassen dem glücklichen Erben ein Vermögen, das sie selbst erst einige Tage vor ihrem Tode geerbt hatten und das gerade zum Bau eines Hauses nach Keawes Wünschen reicht. Hat denn nun der Kobold Keawes Wunsch erfüllt? Allerdings, aber doch in einer

Weise, die einen Kompromiß des Wunderbaren mit dem Alltäglichen bedeutet und gerade dadurch den Zwiespalt zwischen beiden etwas peinlich hervortreten läßt. Auch vergißt Stevenson, daß auf diese Art und Weise Keawes Wunsch zwei ganz unbeteiligten Männern das Leben kostet und dadurch ein sehr bedenklicher Zug die heitere Gläubigkeit, die das Märchen fordert, unangenehm stört.

Aber „The Bottle Imp" ist eben nicht bloß als Märchen zu beurteilen. Die Rücksicht auf ein ganz bestimmtes Publikum (wovon später) ließ Stevenson das Märchenmotiv aufgreifen, aber es diente ihm dann vor allem als ein Anlaß, an dem seine glänzende Erzählungskunst sich entfalten konnte. Die Hauptsache war ihm die Keawe-Kokua-Geschichte, und in dieser Erzählung von opferbereiter Gattenliebe war er in seinem Element. Wie sie vor uns leben, die beiden, mit all den Reizen und nicht ohne die Schwächen harmloser Naturkinder; wie bleiben sie doch so menschlich, selbst in dem naiven Heroismus, mit dem sie die Opferpflicht wie selbstverständlich anerkennen und übernehmen. Auch die Verknüpfung des Motivs mit der Spiritus familiaris-Geschichte war ein vortrefflicher Gedanke; daß die Flasche mit voller Absicht zurückerworben wird, ist doch wirkungsvoller als die Art, wie sie Fouqués Helden immer wieder in die Hände gerät. So wird Keawe doch ein ganz anderer Kerl als der Windhund von deutschem Kaufmann, und mit dem Helden wird auch die ganze Erzählung in eine höhere Sphäre gehoben.

Schade, daß dabei die Stileinheit nicht ganz gewahrt blieb; aber was sie durchbricht, die Schilderung neuzeitlichen Südseelebens, hat jedenfalls seinen besonderen Reiz. Man glaubt mitten drin zu stehen in diesem sonderbaren Durcheinander europäischen und malayischen Lebens; nur wenige Züge genügen und wir haben sie vor Augen: die Kanakas mit ihrem Aberglauben und ihrer Treuherzigkeit, ihrer Gastfreundschaft und ihrer kindlichen Neugier und Schwatzhaftigkeit; wir sehen sie, so lange sie arm sind, die Wunder der Zivilisation anstaunen und reich geworden, all die schönen Dinge gebrauchen mit der heimlichen Verwunderung des spielenden Kindes. Ihnen gegenüber stehen die Weißen, deren Umgangsformen ihnen als vornehm und modisch imponieren und deren Treiben sie doch kopfschüttelnd ansehen: wenn sie vormittags, wie ihre Gewohnheit ist, neugierig die Schönheiten der feuerspeienden Berge aufsuchen und dann nachmittags Karten spielend und reichlich Whisky trinkend — wie auch ihre Gewohnheit ist — heimfahren.

Und wie sicher handhabt Stevenson alle Mittel realistischer Erzählungskunst: wir lernen die Dampfer, die den Verkehr zwischen den Inseln vermitteln, dem Namen, fast auch der Fahrzeit nach, kennen, auf den Dirigenten einer zufällig konzertierenden Musikkapelle

wird als allgemein bekannt hingewiesen, die Straßen werden mit topographischer Genauigkeit angegeben, kurz wir sind zu Hause auf diesen Südseeinseln und meinen fast uns nun jeden Augenblick zurechtfinden zu können. Und dann welche Kunst in den Einzelheiten der Erzählung! Ein Virtuose der Technik, versteht er es, spannende Situationen herbeizuführen und auszubeuten: man vergißt es nicht so leicht wieder, wie die beiden Freunde im Dunkeln vor der Flasche kauern und Keawe furchtsam und doch leichtsinnig den Kobold sich zeigen heißt — an der Art, wie Stevenson von der Scheußlichkeit des Teufels eine Vorstellung gibt, würde übrigens Lessing seine Freude gehabt haben, sie würde im „Laokoon" ein gutes Gegenstück zu Helena auf den Mauern Trojas sein; man vergißt es auch nicht wieder, wie Keawe und Kokua am Seestrand sich treffen oder wie der Chinese, Keawes Diener, der ihm das Bad bereiten soll, den fröhlichen Gesang seines Herrn, der durch das ganze Haus schallte, plötzlich verstummen hört und dann der Tritt des ruhelos Umherwandernden die ganze Nacht hindurch seinen Schlaf stört.

Das sind alles Dinge, die man bei Fouqué nicht suchen darf, und auf ihnen wird es denn wohl auch beruhen, daß der moderne Leser am „Bottle Imp" ein unmittelbareres Gefallen finden wird als am „Galgenmännlein". Auch wo Fouqué sein Bestes leistet, fordert er ein gewisses Maß an historischem Verständnis: die Zeit, da man auch Erwachsenen Märchen, die nur Märchen sein wollen, im schlichtesten Tone erzählen durfte, ist nun einmal vorüber, Stevenson verlangt aber von seinen Lesern nichts weiter als ein wenig Lust am Fabulieren, für alles übrige sorgt dann schon die Virtuosität seiner Technik.

Alles in allem also zwei sehr charakteristische Proben für die Erzählungskunst des beginnenden und des endenden neunzehnten Jahrhunderts: das Galgenmännlein hat mit diesen beiden Käufern Glück gehabt. Besteht nun ein Zusammenhang zwischen den beiden Bearbeitungen? Ein direkter jedenfalls nicht: das erscheint ausgeschlossen durch Stevensons eigene Angabe. In einer Bemerkung zur Originalausgabe (Seite 150 der zwölften Auflage, London 1898) — bei Tauchnitz muß sie als für deutsche Leser interesselos weggeblieben sein — versichert Stevenson nämlich, die Idee zu seiner Geschichte einem Theaterstücke entnommen zu haben; er verdanke sie „to that very unliterary product, the English drama of the early part of the nineteenth century", und zwar im besonderen einem Drama „once rendered popular by the redoutable O. Smith". Es war nicht leicht unter den unzähligen Smiths denjenigen, der das schmückende Beiwort redoutable verdient, herauszufinden, vor allem deshalb nicht, weil das O, wie sich schließlich herausstellte, nicht der

Vorname, sondern der Spitzname ist. Gemeint ist: Richard John Smith (1786 bis 1855), ein Mann, der nach äußerst abenteuerlicher Jugend seit 1810 Schauspieler war und besonders als Verkörperer der Mörder-, Zauberer- und Teufelsrollen in den volksmäßigen Spektakelstücken bekannt wurde. Einer solchen verdankt er auch seinen Spitznamen: O ist Abkürzung für Obi, eine Persönlichkeit in dem „Melodrama" „Three-fingered Jack", die er wohl mit besonderem Ruhm kreiert hatte. O. Smith trat nun anscheinend in den Zwanzigerjahren, ihm selbst zum Überdruß häufig, am Lyzeum-Theater in London als Teufel in einem Stück „The Bottle Imp" auf (vgl. den Artikel im „Dictionary of National Biography", das selbst aus Genest, „An account of the English stage" schöpft). Wer der Verfasser dieses Stückes gewesen ist, vermag ich nicht festzustellen. Smith selbst wohl nicht, denn mit keinem Worte wird darauf hingewiesen, daß er irgend wann sich als Theaterschriftsteller versucht hatte, auch fehlt bei Allibone sowie bei dessen Fortsetzer Kirk sein Name gänzlich.

Der dramatische „Bottle Imp" ist nun wohl das Mittelglied zwischen Fouqué und Stevenson gewesen. Eine gemeinsame Quelle des Dramatikers und Fouqués dürfte nicht anzunehmen sein; es scheint vielmehr, daß Fouqué der erste gewesen ist, der, was man sich vom spiritus familiaris in gelegentlichen Einzelzügen erzählte, zum Märchen zusammengefaßt hat. Nun ist, wie oben gezeigt, diese märchenhafte Grundlage bei Stevenson genau dieselbe wie bei Fouqué, und die Annahme, daß der obskure Theaterschriftsteller die einzelnen Elemente der etwa ihm auch bekannten Sage zu genau demselben Zusammenhang verbunden hätte wie Fouqué, täte dem biederen Spektakelstückfabrikanten doch wohl zu viel Ehre an. Außerdem ist sehr die Frage, ob die englische Volksüberlieferung den spiritus familiaris kennt. Soweit ich mich umgetan habe, habe ich Bekanntschaft mit der Alraunwurzel (engl. mandrake) und ihren wunderbaren Eigenschaften gefunden, nicht aber mit dem spiritus familiaris, um den es sich in unserem Falle handelt; auch von den englischen Kritikern, deren Ansichten über den „Bottle Imp" ich verglichen habe (in den Jahrgängen 1893 von „Athenaeum", „Academy" und „Saturday Review", in den Essays über Stevenson im „Dictionary of National Biography" und in den „Englischen Studien" 1898 bis 1901) zeigt keiner, daß ihm ein derartiges Wesen aus heimatlicher Überlieferung bekannt wäre, während ein deutscher Kritiker doch kaum einen derartigen Hinweis versäumt hätte. Wenn man dann erwägt, daß die Bearbeitung des Stoffes durch Fouqué und die darauffolgende Dramatisierung in einer Zeit erfolgte, wo der Einfluß der deutschen Literatur auf die englische seinen Höhepunkt zwar schon überschritten

hatte, aber immerhin noch stark genug war, dann ergibt sich doch als sehr wahrscheinlich, daß Fouqués „Galgenmännlein" dem dramatisierten „Bottle Imp" zugrunde liegt. Ob eine Übersetzung des Märchens ins Englische das Mittelglied gewesen ist, muß dahingestellt bleiben; übersetzt worden sind Fouqués „Zauberring", „Undine" und „Sintram", dann noch durch Carlyle „Aslaugas Ritter"; da mag wohl auch die eine oder andere Erzählung des Modedichters ihren Weg über den Kanal gefunden haben, vielleicht liegt das Galgenmännlein vergraben in irgend einem magazine. Aber auch ohne Übersetzung wäre nichts Erstaunliches an der Bearbeitung eines deutschen Märchens für ein englisches Spektakelstück: galt doch seit Lewes den Engländern Deutschland als das Land der Romantik par excellence, wo konnte man denn bessere Motive für Ritter-, Räuber- und Zauberstücke finden als dort, wo Ritter, Räuber und Gespenster förmlich zu Hause waren?

Im übrigen muß Fouqués „Galgenmännlein" ja wohl Elemente enthalten, die den Dramatiker reizen können: der Engländer ist nicht der einzige gewesen, den die Aufgabe anzog. Als Oehlenschläger 1817 in Wien war, lockte ihn ein Stück Rosenaus „Vizlipuzli" ins Leopoldstädter Theater; Vizlipuzli stellte sich als arge Verballhornung seines Lieblings, des „Galgenmännleins", heraus; außerdem erschien noch 1839 bei Brockhaus, 1864 sogar in zweiter Auflage in Köthen bei P. Schettlers Erben, ein Schauspiel von Arthur Lutze „Das Galgenmännlein", ein Sprößling von Fouquéschem Stamm, und wie dieser schon den einfachen Märchenstoff in faustische Regionen[1]) emporheben wollte, so versuchte es dann wieder das letzte Werk des einst wohlbekannten Dichters und Übersetzers Adolf Böttger, die dramatische Märchendichtung „Das Galgenmännlein" (1870).

Und noch immer ist die Geschichte des „Galgenmännleins" nicht ganz zu Ende. Es ist schon vorhin angedeutet worden, daß Stevenson sich mit seiner Erzählung zunächst an ein ganz besonderes Publikum wandte: an die Südseemalayen, im besonderen an die Samoaner. „The Bottle Imp" wurde zunächst in einer Missionärsübersetzung in Samoa gedruckt und machte Stevenson zum volkstümlichen Mann unter den Kanakas. Die Volkstümlichkeit war sogar mit etwas heimlichem Grauen gemischt; Stevenson erzählt selbst (Letters to his Family and Friends ed. Colvin London 1900 II 304, auch 205), daß, wenn farbige Besucher in das hübsche Landhaus kamen, das er sich auf Upolu gebaut hatte, sie oft nicht übel

---

1) Vgl. die Rezension in den „Blättern für literarische Unterhaltung" S. 1205 f. (1839).

Lust bezeigten, nun auch die Zauberflasche zu sehen, der er all seinen Reichtum verdanke; sie hielten den Dichter eben für den Helden seiner eigenen Geschichte.

Und wenn man Stevensons Freund und Biographen H. Bailden glauben darf („Englische Studien" 1901, 280), so ist unter den Samoanern heute noch die Geschichte vom „Bottle Imp" lebendig, sie gehört zu den „favourites in the island story tellers' stock in trade". Es ist eine eigene Ironie, die im Geschicke dieser kleinen Geschichte liegt: für die romantisch empfindenden gebildeten Deutschen seiner Zeit hat sie Fouqué geschrieben und die haben sie schließlich gründlich vergessen; bei den jüngsten Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches, die von aller Romantik und Bildung unberührt sind, taucht sie wieder auf, und zwar vermittelt durch einen Mann, der, wenn er kein Deutschenfeind war, jedenfalls doch im entschiedenen Gegensatz zu der deutschen Samoapolitik sich befand. Stevenson hätte wohl selbst gar verwundert den Kopf geschüttelt, hätte er ahnen können, daß er ein Vermittler deutschen Erbgutes für die Samoaner wurde, er, dessen „Footnote to History", eine Schilderung der Samoawirren, in Deutschland nicht bei Tauchnitz erscheinen durfte, der selbst meinte, wohl seine Siebensachen packen zu müssen, wenn über Samoa jemals die deutsche Fahne wehen sollte (vgl. Letters II. 272).

Zur Textgeschichte der Eichendorffschen Romane.

Von Wilhelm Kosch zu Freiburg im Üchtland.

Mit dem Roman „Ahnung und Gegenwart" trat der Name Eichendorff 1815 zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Hatte der Dichter früher als „Florens" einige kleine Gedichte in Zeitschriften und Almanachen veröffentlicht, so folgte er nun dem Rat seines literarischen Protektors Fouqué, sich so dem Publikum vorzustellen, wie er wirklich hieß.

Bei Lebzeiten des Dichters erlebte „Ahnung und Gegenwart" nur eine Neuauflage, 1841, als zweiter Band seiner „Werke", ohne wesentliche Änderung im Text. Zahlreiche Druckfehler und Schlimmbesserungen schlichen sich erst in die späteren Ausgaben ein, von denen die letzte in Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek (Werke II. Teil) 1908 erschien. Die anderen Ausgaben nach dem Tod des Dichters sind in der 2. Auflage der „Sämtlichen Werke", Leipzig 1864, 2. Band,

in der 3. Auflage, Leipzig 1883, 2. Band und in der Auswahl von Richard Dietze, Leipzig [1891], 2. Band, enthalten.

Bescheiden bezeichnete Eichendorff seinen zweiten Roman „Dichter und ihre Gesellen" 1834 als Novelle. Während seines Lebens kam nur noch eine weitere Ausgabe des Werkes (ebenfalls kaum verändert) zustande, 1841. Nach seinem Tod jedoch brachte die obenerwähnte 2. Auflage der „Sämtlichen Werke", ebenso die 3. den Roman zum Wiederabdruck. Neuestens erfreut er sich steigender Beliebtheit. Alexander von Bernus nennt „Dichter und ihre Gesellen", „die Romantik selbst", „ihre schönste Blüte (Neudruck in den Statuen deutscher Kultur", 14. Band). Auch Ludwig Krähe hat den Roman in seine Ausgabe bei Bong (IV. Teil) aufgenommen.

Krähe behauptet, daß er bei der Textrevision die ersten Drucke wie die Ausgabe von 1841 verglichen habe. Daß dem leider nicht so ist, ergibt die folgende Fehlerliste für die Romane.

Mit den Texten Eichendorffs ist man seit dem Tod des Dichters überhaupt höchst willkürlich umgegangen. Auswüchse lächerlichster Prüderie, sprachlicher Unkenntnis, prosaischen Banausentums und scheinphilologischer Oberflächlichkeit vermehrten sich von Neudruck zu Neudruck, bis sie endlich, hoffentlich für immer, in der Kräheschen Ausgabe ihre letzte Heimstatt fanden. Ich bescheide mich im folgenden, nur die Romane Eichendorffs heranzuziehen. Die peinlichsten, wenn auch nicht so zahlreichen Schlimmbesserungen sind den Schriften und Gedichten aus dem Nachlaß zuteil geworden. Diese wurden vom ersten Herausgeber nach persönlichem Gutdünken stellenweise ganz umgestaltet.

Die von mir eben beendete Ausgabe der Romane (Band 3 und 4 der „Sämtlichen Werke" bei Habbel in Regensburg) geht auf die vom Dichter besorgte Fassung von 1841 zurück. Der Lesartenband wird die unwesentlichen Abweichungen dieser von der ersten Fassung vermerken. Die Originalhandschriften fehlen.

Ich gebe im folgenden ein Verzeichnes der Fehler, die sich zum Unterschied vom Original (1841) bei Krähe vorfinden. Die Zahlen bedeuten Seite und Zeile bei Krähe, die gesperrt gedruckten Worte den Eichendorffschen Text, wie er richtig zu lesen ist.

Ahnung und Gegenwart.

13_{7} ausgebreitete, ausgebreiteten — 13_{9} Unterschied, Unterlaß — 13_{31} Bergschluchten, Bergschluften — 14_{28} vorüberwehte, herüberwehte — 14_{20} im grünen Wald, in grünen Wald — 15_{35} Ziel, Ziele — 15_{40} Tür, Türe — 16_{16} allen, allem — 18_{42} Lerchengesang, Lerchensang — 23_{29} Hund im Hofe, Hund unten im Hofe — 24_{35} auch wieder aufgewacht, auch aufgewacht — 25_{43} schwindeligen, schwindelichten — 26_{35} erlegten, erlegtem — 26_{40} einen, einem — 29_{33} Lüster, Lustre — 30_{30} Schwester, Schwester im Hofe — 32_{11} an einem, am — 32_{40} gar leichte, gar so leichte — 33_{13} verfertigt hatte, verfertigt hat — 33_{15} ziehen, ziehn — 33_{31} wie sollt Ihr,

wie wollt Ihr — 34_5 wärmen, erwärmen — 35_{18} der Dichter, ein Dichter — 36_{15} Nachbarschaft, hiesigen Nachbarschaft — 37_{31} einem Pferde, seinem Pferde — 38_6 und seinem raschen, und raschen — 39_4 die Welt, alle Welt — 40_{22} der Knabe, dieser Knabe 40_{37} gegen Sonne, gegen die Sonne — 41_{34} verliebtes Kind, verliebtes Ding — 41_{40} innren, innern — 42_{18} stets, jederzeit — 44_{29} schön und rot betrüglich, schön rot und betrüglich — 46_8 ihre Bekannten, ihre alten Bekannten — 46_{26} fern, ferne — 47_5 an dem Flusse, am Flusse — 48_3 gerade, gerade auch — 50_1 einmal erst, erst einmal — 50_8 es, sie — 50_{39} auf, aus — 50_{40} wanden, schlangen — 50_{42} versteckte, verdeckte — 51_1 Felsenspalten, Felsenplatten — 53_{22} anmutig, anmutig und wundervoll — 53_{40} dunkeln, dunklen — 54_{25} die, diese — 56_1, dunkeln, dunklen — 60_4 mit Eifer, mit redlichem Eifer — andern, anderen — 60_{12} gar keine, keine — 61_{18} in der Ferne noch, noch in der Ferne — 60_{24} dunkeln, dunklen — 61_{28} sie, so — 61_{29} ausgeschmücktes, aufgeschmücktes — 62_{37} Fräcken, Fracken — 64_{11} prophezeiten, prophezeieten — 67_{34} besonders, besonderen — 68_{18} bockbeinichten, bockbeinigten — 68_{40} auf sämtlichen, auf den sämtlichen — 70_{23} am, eben am — 71_1 Damen, Fräulen — 72_{29} ausschmücken, aufschmücken — 72_{34} allmähliche, allmählige — 73_{13} ausgehn, ausgehen — 73_{40} genialen, sehr genialen — 74_{14} Bäume, Bäumen — ausbrütet, ausbreitet — 75_{40} den, dem — 77_1 zur nahen, zu einer nahen — 79_{18} dem, den — 80_5 andere, andre — 80_6 in das Gespräch mit, mit in das Gespräch — 80_{12} edeln, edlen — 81_{26} an den Männern, an Männern — 82_{29} Abendrote, Abendrot — 83_7 freiesten, freisten — 83_{34} finsteren, finstern — 83_{42} einem, einer — 83_{43} das, die — 85_1 es, sie — 85_9 Vorsaal, Vorsaale — 86_{26} heftig, heftiger — 88_{19} Schlosse, Schloß — 90_3 abgebrannten, halb abgebrannten — 92_7 allmählich, allmählig — 94_{11} Papier, Papiere — 95_{12} schönberasten, schönberaseten — 97_{15} die Vögel, alle Vögel — 98 die Schwester, hier die Schwester — 98_{27} ziehen, ziehn — 100_{20} daß, das — 100_{31} weitere, weitern — 104_{18} Wendungen, Windungen — 106_8 dunkeln, dunklen — 107_{19} Widerspiele, Widerspiel — 108_{41} stehen, stehn — 109_{17} munteren, muntern — 109_{20} sich, sie — 109_{35} Händedrucke, Händedruck — 110_9 zu, so — 112_{30} dunkeln Häusern vorbei, dunklen Häusern vorüber — 116_4 doch, noch — 116_{12} fort, weiter fort — 117_{15} farbig flammend, farbigflammend — 118_{14} sich, sie — 120_1 jagte, ragte — 121_{11} Schräg, Schräge — 121_{25} Pflanzengewinde, dieser Pflanzengewinde — 121_{29} dunkeln, dunklen — 124_{22} und, oder — 125_4 Gedichtes, Gedichts — 125_{29} Paket, Paket Papiere — 128_{18} dorten, dorthin — 131_{20} sie, die — 132_7 Gesichte, Gesicht — 132_{34} wirklich, willkürlich — 134_{39} ungefähr, ohngefähr — 135_1 in der, in die — 135_{20} Abendrot, Abendrots — 135_{33} stehen, stehn — 135_{43} dunkeln, dunklen — 136_{38} das ganze, die ganze — 136_{39} Spinnweb, Spinnenwebe — 136_{42} künstliche, künstlerische — 138_9 Weggehen, Weggehn — 139_{31} Lichte, Licht — 141_8 tieferen, tiefern — 142_{24} stoß, flog — 143_{14} verrückt, für verrückt — 143_{31} Gegenteile, Gegenteil — 144_{19} ich, ihn — 144_{37} erhascht, ernascht — 144_{40} zu werfen, herum zu werfen — 145_1 mit, und mit — 145_{25} einen, noch einen — 145_{33} Felsecke, Feldecke — 147_1 bedauere, bedaure — 148_7 Er, Es — 148_{13} heute, heut — 149_6 offene, offne — 149_{20} über, so über — 149_{35} Bettes, Betts — 149_{36} Arme, Arm — $151_{26.\ 27.\ 29}$ heute, heut — 151_{32} letzteren, letztern — 152_{20} Geschichten, Geschichten vor — 152_{23} heute zu sehen, heut zu sehn — 153_{19} erstarrten, verstarrten — 154_6 Fabrikleben, Fabrikenleben — 154_{22} besseren, bessern — 154_{43} wecke, weckte — 155_{40} und seines Berufes, und Berufes — 156_3 sicherere, sichere — 156_5 Rechte, Recht — 156_{17} er, es — 156_{43} weltburgerlich, weltbürgerlich — 157_7 Vereine, Verein — 157_{43} einigemal, einigemale — 157_{43} Türe, Tür — 158_2 heute, heut — 158_{17} unteren, untern — 158_{36}

hell beleuchtet, hellbeleuchtet — 158_{43} laden, laden zu — 160_{1} Wann, Wenn — 160_{11} immer munter, munter — 160_{20} heute, heut — 161_{23} sie, sie so — 162_{23} Stadt weit, Stadt und weit — 166_{16} wolle, wollte — 166_{17} Geschicke, Geschick — 166_{31} größeren, größern — 164_{1} aus, hinaus — 165_{42} Käfigs, Käfigts — 166_{29} könne, könnte — 167_{1} unübersehbare, unüberfehlbar — 167_{2} dunkeldichten, dunkel dichten — 168_{6} Bildwerke, Bildwerk — 170_{17} geradeaus, gerad aus — 170_{24} machen, machen unten — 171_{3} letzteren, letztern — 171_{5} eine Gems, ein Gems — 172_{31} würfen, würfen so — 175_{30} fertig, sinnig — 179_{3} meine, meiner — 179_{13} Gesichte, Gesicht — 179_{17} solle, sollte — 180_{3} in ewig gleichem, im ewig gleichen — 180_{38} Hochaltar, Hochaltare — 181_{19} gebeten, inbrünstig gebeten — 181_{23} dennoch, denn noch — 182_{16} nur um, um — 185_{5} sehen, sehn — 187_{16} verkündete, verkündigte — 187_{26} geendet, geendigt — 188_{22} stehen, stehn — 188_{38} mannigfalt, mannichfalt — 190_{19} zog, flog — 191_{12} im wilden, in wildem — 192_{1} umgehauenen, ungeheuren — 192_{27} es, als es — 192_{41} seine, die — 194_{7} hinuntersieht, heruntersieht — $195_{1.\ 38}$ ungefähr, ohngefähr — 196_{10} das, daß — 196_{20} sogleich, alsogleich — 197_{2} Gesetze, Gesetz — 197_{6} Felswänden, Felsenwänden — 201_{6} aus, auf — $201_{33.\ 36}$ Marie, Maria — 202_{16} hinwegging, hinausging — 204_{22} Stücke, Stück — 205_{32} Ehe, Eh — 206_{26} herumhingen, umherhingen — 207_{40} Anblicke, Anblick — 208_{3} Schloß, Schlosse — 210_{10} niederen, niedern — 213_{3} wollten, wollte — 213_{4} wußten, wußte — 213_{19} und meine Tätigkeit fehlt — 214_{5} Abende, Abend — 214_{10} Gemütes, Gemüts — 214_{11} Gartens, Gartens hinab — 214_{24} Ruhe, Ruh — 214_{38} Gesichtes, Gesichts — 215_{7} fortgehen, fort — 216_{38} wärmte, wärmet — 218_{17} ungefähr, ohngefähr — 218_{27} hatte, hatt — 219_{23} ungeheuern, ungeheuren — 220_{28} wieder, so wieder — 221_{2} erzgediegene, erzgediegne — 222_{1} höchst bedenklich, höchstbedenklich — 222_{39} unendliche, unendlich — 230_{32} Baumgrüppchen, Baumgruppchen — 232_{11} mannigfaltige, mannichfaltige — 232_{42} eben, oben — 235_{42} Kerle, Kerl — 237_{25} unsrer, unserer — 239_{13} ungewöhnlichem, einem ungewöhnlichen — 239_{28} Sonnenstrahlen, Morgenstrahlen — 243_{27} dies, dieses — 244_{33} ringsum, ringsumher — von, von dem — 247_{37} bleiche, beinahe bleiche — 248_{41} Golfe, Golf — 249_{5} eins, eines — 249_{19} ungefähr, ohngefähr — 249_{20} halbe Stunde, Stunde — 251 von, auf — 252_{31} ungefähr, ohngefähr — 252_{35} Gebüsche, Gebüsch — 253_{5} Tisch, Tische — 253_{43} Gotte, Gott — 262_{27} zusammen kam, zusammenkam — 263_{25} doch, noch — 264_{4} Schweifte, Schweifet — 264_{23} diesen Felsenmauern, dieser Felsen Mauern — 264_{35} die, diese — 267_{39} hinaussandte, hinaufsandte — 279_{13} hin, noch hin — 279_{19} Bediente, Bedienten.

Dichter und ihre Gesellen.

25_{19} Gast, Gaste — 25_{32} Amtmannin, Amtmännin — 25_{35} aus, auf — 27_{41} Schreibesessel, Schreibesel — 28_{13} Unkraute, Unkraut — 29_{24} Amtmannin, Amtmännin — 30_{22} Reitpeitsche, Reitgerte — 32_{12} 33_{11} $36_{1.\ 5.\ 11.\ 38}$ $37_{11.\ 47}$ u. a. Amtmannin, Amtmann (mit weiblichem Artikel) — 37_{11} heute, heut — 37_{13} jedem, jeden — 37_{29} Amtmanne, Amtmann — 38_{27} verlorenes, verlorenes — 38_{30} hinweggeht, weggeht — 39_{29} Student, Studenten — 42_{38} dunkelm, dunklem — 44_{39} heute, heut — 49_{32} Ziegenbocke, Ziegenbock — 56_{15} herabrollten, herabkollerten — 57_{26} Trotze, Trotz — 63_{31} dunkelm, dunklem — 64_{19} edeln, edlen — 67_{9} Fürsten, Fürstin — 68_{2} bemerkt, bemerkte — 68_{33} gegenüber, gegenüber eigentlich — 69_{18} Schulrates, Schulrats — 69_{21} selber, selbst — 72_{26} rennen, rennten — 73_{9} Soldaten wacht, Soldatennacht — 82_{1} Schütze, Schütz — 82_{13} förmige,

einförmige — 83_5 liebfest, liebefest — 83_{32} menschlicher, unmenschlicher — 84_3 Euern, Euren — 84_6 bei der Nacht, bei Nacht — 84_{23} andern, anderen — 86_9 da oben, daneben — 86_{24} bin, ich bin — 87_{31} Teile, Teil — 88_4 Schlosse, Schloß — 88_6 verblendend, verblendet — 88_7 Überfalle, Überfall — 88_{33} dunkelm, dunklen — 88_{41} Anblick, Anblick — 89_2 Schluchten, Schluften — 90_{15} Saales, Saals — 90_{29} Herbstschmucke, Herbstschmuck — 90_{31} Tage, Tag — 90_{51} Postillion, Postillon — 91_7 ehe, eh — 92_1 Sternenblumen, Sternblumen — 92_7 Küsse, Kuß — 94_5 den, uns — 95_{20} Augenblicke, Augenblick — 95_{39} heute, heut — 99_{19} Dorfes, Dorfs — 100_{14} keiner, keines — 101_2 einer, eines — 102_{25} unter das Dach, unter Dach — $103_{21, 36}$ Euerm, Eurem — 108_{14} Schlosse, Schloß — 112_{32} hervorstreckten, seltsam hervorstreckten — 116_4 respektivischen, perspektivischen — 124_2 verwickelte, verwickele — 125_{31} ehe, eh — 126_{32} Getose, Gedrossel — 126_{33} höher, näher 131_{35} vernehmend, vernehmen — 133_{35} Gefühle, Gefühl — 142_{18} tauchte, tauche — 143_{40} Trane, Tran — 145_{14} Gesange, Gesang — 151_{12} Parke, Park — 154_{35} Kornblumenkranz, Kornblumenkranze — 157_3 Staturen, Naturen — 159_6 schnell, fix — 164_{35} fletschenden, gefletschten — 180_{16} umherlagen, herumlagen — 184_1 regnerischen, regnichten — 193_{34} Fiametta, Fiametten — 193_{37} lächelte, lächelt — 201_{20} Tarantul, Tarantel — 203_{38} glitzender, glitzernder — 209_{11} prächtigen, prächtigsten.

Die Zahl der Abweichungen würde noch größer sein, wenn man den letzten Text (Krähes Ausgabe) auch mit der ersten Fassung vergleichen wollte.

Heine-Studien[1]).

Von Paul Beyer in Bonn.

I.

Zwei unbekannte Handschriften zum Neuen Frühling.

Die Handschriften Heinescher Gedichte sind, wie man weiß, für die Arbeitsweise dieses Dichters, anderseits aber auch vom mehr philologischen Standpunkte aus, für ihre Entstehungsgeschichte sowie für ihre Textkritik von oft recht wesentlicher Bedeutung. Diese Erwägung läßt denn auch die Veröffentlichung zweier bisher unbekannter Gedichtmanuskripte, die seit einigen Jahren im Besitz der Landes- und Stadtbibliothek zu Düsseldorf sind, angebracht erscheinen[2]).

---

1) Eine größere zusammenhängende Arbeit über H. Heine von demselben Verfasser erscheint kommenden Frühling als erste einer Anzahl durch das Seminar von Prof. Litzmann in Bonn angeregter Untersuchungen.

2) Herrn Stadtbibliothekar Dr. Nörrenberg, der mir liebenswürdigerweise die Handschriften zur Einsicht entlieh, sei auch an dieser Stelle nochmals gedankt.

1. Vgl. hierzu Bd. I, 213 und 535 der Elsterschen Ausgabe.

[Wer hat die ersten Uhren erfunden][1]) Sag mir wer [zuerst] einst die Uhren erfund.
Die Zeitabtheilung, [das Dutzend] [die] Minute[n] u Stund[en]
Das war ein [trüber, unglücklicher] [kalter] frierend trauriger Mann
Er saß in der [Mitter] Winternacht u sann
Und zählte der Mäuschen geheimes Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

[Wer hat zuerst erfunden] Sag mir wer einst das Küssen erfund?
Das war[en] [zw] [vier] [zwey paar] [glückselige] [rothe] [Lippen] ein glücklicher glühender Mund,
[Sie] Er küßte[n] und dachte[n] nichts dabey.
Es war im schönen Monath May,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen
[Die Nachtigallen sprangen und sungen] die Sonne lachte, die Vögel sungen.

Man braucht nicht die flüchtige, oft geradezu unleserliche Handschrift vor sich zu haben, um sofort zu erkennen, daß es sich hier nur um die erste Niederschrift handeln kann. Das ganze befindet sich auf einem Stück grauen Papiers, offenbar abgeschnitten von einem größeren Bogen, wie das am oberen rechten Rande zu lesende „neuer Frü" beweist. So, wie wir das Gedicht nach Abzug sämtlicher Verbesserungen hier schließlich vor uns sehen, ist es jedoch nicht in den ersten Druck[2]) übergegangen. Das beweisen folgende Varianten:

H. Minute — D. Minuten; H. geheimes Quicken — D. heimliches Q.
H. ein glücklicher, glühender Mund — D. ein glühend glücklicher M.

Es muß also außer dem Konzept eine Reinschrift dieses Gedichtes existiert haben, in der Heine jene Änderungen, wie sie sich im Druck finden, vorgenommen hat.

Sämtliche Änderungen sind, wie man sieht, lediglich formeller, niemals inhaltlicher Natur wie fast stets bei Heine[3]). Unser vorliegendes Beispiel läßt jedoch den Werdegang der Heineschen Poesie, wenigstens für den speziellen Fall, noch weiter verfolgen. Es ist nur ein kleines Gedicht, das geschaffen werden soll, aber auch seine kleinen Lieder schüttelte Heine bekanntlich durchaus nicht so aus dem Ärmel heraus, man denke nur an das ziemlich gleichzeitige „Augen, sterblich schöne Sterne!" oder an das von Hüffer vollständig mitgeteilte „Gekommen ist der Maye". Die ursprüngliche Gestalt unseres Gedichts war aller-

---

1) Das hier in eckige Klammern Gesetzte findet sich in der Handschrift durchstrichen und durch das zunächst Folgende ersetzt.

2) Dieser zeigt übrigens einen bei Elster nicht bezeichneten Druckfehler: „Holzraums" statt „Holzwurms" [R II 2 A. S. 285].

3) Vgl. auch Elster Deutsche Litteratur-Denkmale 27, S. IV ff.

dings nach der reichlich flüchtigen Handschrift zu urteilen, ziemlich schnell und ohne größere Umänderungen gefunden. Noch standen die beiden jedesmaligen zwei Anfangszeilen der Strophen so gut wie unberührt und lauteten also:

„Wer hat die ersten Uhren erfunden
Die Zeitabtheilung, das Dutzend Stunden?
— — — — — — — — — —
Wer hat zuerst erfunden das Küssen
Das waren vier glückselige Lippen,
Sie küßten und dachten nichts dabey . . .“

Da plötzlich sieht der Dichter, wahrscheinlich mit Schrecken, daß sich mit „Küssen: Lippen“ ein durchaus unvorschriftsmäßiger Reim, eine Assonanz eingeschlichen hat. Was tun? Ein befriedigender Reim auf eines der Worte wollte sich nicht finden lassen, Heine mußte also, was er nur selten tat, gänzlich neue Reimworte wählen. Und nun kam erst der eigentlich erlösende Gedanke. Die Form „erfund“ mit seiner auch sonst wohl bei Heine vorkommenden Vokalabwandlung war in diesem Fall dem Dichter schon durch die alte Form „erfunden“, sozusagen in den Mund gelegt, die Reimworte dazu „Stund“ und „Mund“ lagen nahe genug. Heine entschloß sich also sogar die Reimart zu wechseln, beide Strophen statt mit klingendem nunmehr mit stumpfem Reimpaar beginnen zu lassen — eine Änderungsart, die, soweit ich sehe, bei Heine einzig dasteht. Hiermit setzte zugleich die eigentliche Umarbeitung der Strophenanfänge ein, die auch noch andere Vorzüge im Gefolge hatte, was dem Dichter bei seinem ausgesprochenen Sinn für metrische Feinheiten unmöglich lange verborgen bleiben konnte: einmal wurde der inhaltliche Gegensatz beider Strophen durch Anbringung desselben Reimworts am jedesmaligen Anfang weit stärker hervorgehoben als es vorher der Fall gewesen, außerdem aber gewannen die Schlußzeilen der Strophen mit ihrem klingenden Reimpaar ganz erheblich an Wirkung dadurch, daß vorher ausschließlich der stumpfe Reim angewandt war.

2. Ein ganz anderes, säuberlicheres Aussehen zeigt unsere zweite Handschrift zu einem anderen Gedicht des Neuen Frühlings. „Im Anfang war die Nachtigall“ (vgl. E I 207). Ein vollständiger Quartbogen grauen Papiers mit großem Wasserzeichen (heraldische Darstellung). Auf der Rückseite steht in großen Zügen, nicht sicher, ob von Heine selbst, geschrieben.

13 Manuscript
von H. Heine
Paris 1832.

Als XIII. Manuskript befindet sich nach Elsters Angaben in der K. Meinertschen Sammlung noch eine andere Handschrift desselben

Gedichts (E I 535). Auffallend ist die Jahreszahl, da das Gedicht bereits 1831 im Druck erschien.

Auch die Düsseldorfer Handschrift stellt ebensowenig wie die Meinertsche das Konzept, sondern offenbar eine Reinschrift dar, was sich schon aus der besseren Schreibweise — der Ausdruck kaufmännisch-schön ist allerdings hier ebensowenig, wie auch sonst bei dem späteren Heine angebracht — ergibt; die drei ersten Strophen sind sogar vom Dichter numeriert; unter dem Gedicht, das die ganze vordere Seite des Blattes einnimmt, bemerken wir den bei Heine üblichen kurzen Schlußstrich. (Er fehlte, wenn schon etwas überschräg verlaufend, auch in dem erstangeführten Konzepte nicht.) Nur eine einzige kleine Verbesserung: Statt „Ein schöner Rosenbaum" stand zuerst „Der schöne R." geschrieben; daß dies kein Verschreiben war, ersieht man aus dem hinter „schöne" sorgfältig angeklebten „r". Wichtiger aber für die Textkritik ist die Lesart „Violen" in Str. 1, wodurch Elsters Vermutung, der Plural sei offenbar Druckfehler, weshalb er denn auch „Viole" aus N_3 in den Text einsetzte, sich als irrig erweist; für einen Druckfehler halte ich vielmehr die abweichende Lesart in N_3, da diese Ausgabe wie Elster selbst bemerkt (E I 532) unkorrigiert blieb. Heine stellt öfters Ein- und Mehrzahl nebeneinander, besonders wenn dadurch ein unschöner Hiat vermieden wird, vgl. E I 18: Von hübschen Locken, Myrten und Resede; E II 48: Frag', was sie duften Nachtviol' und Rosen.

II.

Die Zensur in der zweiten Auflage des Buchs der Lieder 1837.

B. Seufferts dankenswerte Ausführungen über das Zustandekommen der zweiten Auflage von Heines Buch der Lieder (Vierteljahrschrift 6, 472—480) bedürfen noch einer Ergänzung.

Wir vermissen nämlich in dieser zweiten Auflage — und nur in dieser — vollständig drei größere Stellen in den Gedichten: H 66_{11-13}, Götterd. 35—36 und 50—55. Von diesen ist die zweite Stelle durch Zensurstriche unkenntlich gemacht, wogegen die anderen beiden, von denen die eine wegen ihrer satirischen Spitze gegen Berlin und seine frischgebackenen Militärs, die andere in anderer, sagen wir sittlicher Beziehung die Leserwelt hätte entrüsten können, überhaupt ganz fehlen. Heine war, wie wir sofort sehen werden, daran unschuldig; als er es aber merkte, und er merkte es gerade noch rechtzeitig vor dem Erscheinen der dritten Auflage, war er wütend. „Was soll ich aber sagen," so macht er seinem Herzen Luft am 20. Februar 1839 an Campe, „zu der widerwärtigen Entdeckung,

die ich jetzt machte, daß die Zensur sogar im Buch der Lieder einige Gedichte verstümmelt hat? Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Zensor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge? Habe ich nicht streng alles ausgeschieden, was dem Buch der Lieder nur die mindeste Parteifärbung geben konnte?[1]) Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeklebt, und ich denke es wird kein Jota daran verkürzt werden ...."

Bei diesem Zornesausbruch hatte Heine offensichtlich nur das verstümmelte Traumgedicht „Berlin" im Auge, denn die beiden anderen Auslassungen hatten mit Politik und Parteifärbung auch nicht das geringste zu tun. Aber auch für die zweite fragliche Auslassung Götterd. 50—55 muß die Zensur, besser vielleicht gesagt eine in der Campeschen Offizin bewerkstelligte Vorzensur haftbar gemacht werden, wie sich aus folgendem erkennen läßt: Heine, der in Interpunktionssachen bekanntlich keinen Spaß verstand, hatte zu Anfang seines Korrekturbogens für die zweite Auflage bemerkt: „Meine Interpunktzion (!), die oft von der gebräuchlichen abweichend, bitte ich überall genau zu geben." Nun hatte Heine auch für Götterd. 50—56 solche Interpunktionsänderungen angeordnet, am Schlusse von Zeile 53 statt Komma ein Strichpunkt, von Zeile 54 statt Komma ein Strichpunkt und Gedankenstrich, wie wir sie auch heute dort vorfinden. Diese Anweisungen waren getreulich in die Druckvorlage eingetragen worden, was aber wenig nutzte, da der ganze Passus ebenso wie jene zwei anderen Stellen nachträglich mit Rötelstift durchstrichen wurde. Diese kurzen Angaben dürften, glaube ich, genügt haben, um zu zeigen, daß die drei eingangs erwähnten größeren Auslassungen nicht durch Heine veranlaßt wurden, sondern der damaligen Zensur zur Last fallen.

Es ist dies nur eine kleine, immerhin bezeichnende Episode aus den Blütetagen des Zensurwesens, dessen vollster Beachtung sich wie man sieht sogar die „tugendhafte" Ausgabe der Heineschen Gedichte — das „Buch der Lieder" — erfreuen mußte. Es ist das aber auch zugleich ein Präludium zu den bald darauf folgenden, den Höhepunkt dieser Reibereien zwischen Dichter und Verleger darstellenden „Schriftstellernöten" des Jahres 1839, die im ganzen ein schönes, wenn auch betrübendes Zeugnis ablegen für die Zensurschwierigkeiten jener längstvergangenen Reaktionsepoche.

---

[1]) Dazu gehörte besonders der anfängliche Schluß von N I 12, der schon 1827 bei der ersten Auflage unterdrückt wurde.

III.

Die vierte Auflage des Buchs der Lieder.

Es ist eine nicht nur in Antiquariatskatalogen allein verbreitete Meinung, Heine habe die fünf ersten Auflagen seines Buchs der Lieder sämtlich einer vorherigen Korrektur unterzogen. Diese Ansicht bedarf der Berichtigung: die vierte Auflage ist ohne jede Vorbereitung seitens des Dichters in die Welt gesandt worden, freilich sehr gegen seine ursprünglichen Absichten.

Auf die Mitteilung seines Verlegers Campe nämlich, daß schon wieder eine Neuauflage des Buchs der Lieder nötig sei, antwortet Heine zunächst (11. III. 41): „Zu diesem Zwecke muß ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so gibt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichnis etwaiger Verbesserungen, und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort." —

Diesmal hatte der im Feilen sonst stets unermüdliche Dichter doch mehr versprochen, als er zu halten vermochte. Die in Aussicht gestellte Vorrede ist nie abgeschickt worden, wahrscheinlich also niemals zustande gekommen. Und die versprochenen Korrekturen? Auch nicht.

„Der vierten Auflage dieses Buches," so erfahren wir aus der Vorrede zur fünften, „konnte ich leider keine besondere Sorgfalt widmen, und sie wurde ohne vorherige Durchsicht abgedruckt."

Eine vorzügliche Gelegenheit aber, die Campesche Druckerei, eine klassische ihrer Zeit, auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Sie schneidet nach heutigen Begriffen nicht gerade günstig ab, was die auch sonst häufigen Klagen unseres Dichters an Campe über Druckfehler in seinen Werken nicht unberechtigt erscheinen läßt. Es wimmelt von Interpunktionsänderungen, die sich fast durchgängig als sinnlos erweisen[1]). Eine ganz ausnahmsweise Besserung wie in Tr VII$_4$ [L$_3$: Und schüttelt das Haupt, und wandelt zurück. L$_4$: ohne Komma] verdankt ihre Entstehung wohl einem lichteren Momente des Setzers. Orthographische Abweichungen fehlen ebenfalls nicht, sie sind jedoch wie z. B. Tr. X$_4$, LIII$_2$, Rom VI$_7$ im ganzen belangloser Art, schlimmer dagegen sind solche, die bei der Aussprache hörbar werden. Es sind fünf Varianten:

L 9$_5$	schaun Dich (L$_3$ u. $_5$)	—	schauen Dich (L$_5$)
Rom 9$_2$	Dunkeln (L$_3$)	—	dunklen (L$_4$) Finstern (L$_5$)
Rom 9$_{17}$	versammeln (L$_3$ u. $_5$)	—	versammlen (nicht bei Elster T 512)
Berg-Jd I$_2$	wie vergraben (L$_3$)	—	wie begraben (L$_4$ ff.)
N II 6$_{33}$	Here (L$_3$)	—	Hexe (L$_4$), Juno (L$_5$).

1) Vgl. z. B. Tr. VII$_7$, Sonnett an Ch. S. VIII$_5$.

Man braucht kein besonderer Kenner der Heineschen Arbeitsweise zu sein, um einzusehen, daß es sich hier nicht um Korrekturen, sondern um Druckfehler handelt, die denn auch als solche in dem kritischen Apparat zu vermerken wären, wie es ja in anderen Fällen schon durch Elster geschah. Die vierte der oben angeführten Varianten nimmt allerdings eine Sonderstellung ein. Wir erleben nämlich hier den einzigartigen Fall, daß ein zweifelloser Druckfehler [denn Heine würde nicht wegen dieser einen Kleinigkeit einen Korrekturvermerk von Paris nach Hamburg gesandt haben] durch irgendwelche Umstände in die nächste Auflage gelangend damit eine dauernde Daseinsberechtigung erlangte, die ich ihm um so weniger abzusprechen wage, als Heine diese an sich durchaus nicht sinnwidrige Änderung bei der späteren Durchsicht vor L_5 gutgeheißen zu haben scheint, während er sonst damals alle, auch die kleinsten Auswüchse von L_3 und L_4 beseitigte.

Was den Dichter an den beabsichtigten Vorarbeiten für seine vierte Auflage gehindert hat, das hat er selbst nie mitgeteilt, es ist jedoch trotz der damals spärlich fließenden Nachrichten unschwer zu begreifen. Heine spricht in dem schon zitierten Brief vom 11. März von seinem „Augenübel, welches diesmal weit schlimmer als früher, sich bei mir einstellte... lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer Mühe". Am Schluß: „Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht" — dann lange Zeit überhaupt kein Brief, endlich einer am 3. Juli 1841, er kommt aus dem Pyrenäenbad Cauterets. Alles zusammen: die fehlenden Briefe des sonst so schreiblustigen Dichters, die nicht besorgte Korrektur für die Neuauflage, endlich die Reise ins Bad lassen erkennen, daß Heines Augenleiden im Frühsommer 1841 weit bösartiger gewesen sein muß als die der früheren wie auch der nächstfolgenden Jahre. — Für die Abfassung einer Vorrede hätte der wiedergesundete Dichter im Juli, ja sogar im August immer noch Zeit gehabt, aber neue unliebsame und langwierige Unannehmlichkeiten verhinderten auch dieses Projekt. „So möge denn immerhin die vierte Auflage des Buchs der Lieder ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich heraus." Dies der kategorisch lautende Beginn eines längeren Schreibens an Campe vom 23. August. Die im weiteren Verlauf des Briefes breitest ausgesponnene Affäre Straus-Wohl, die bereits den ganzen Sommer hindurch Heine nicht hatte zur Ruhe kommen lassen, und die nunmehr vor ihrem Höhepunkt angelangt war — die ersten Septembertage sahen bekanntlich die Vermählung mit Mathilde und das Duell mit Straus — sie läßt leicht erkennen, daß Heine für poesievolle Nebenbeschäftigungen im Augenblick keine Zeit haben konnte.

IV.

Heine-Rousseau.

Eines der seltsamsten Heineschen Reimgebilde, sein oftzitiertes „Romantik / Uhland, Tieck“ scheint in der damaligen Literatur einzigartig [1]); es findet sich jedoch, wie ich sehe, schon über 20 Jahre früher bei seinem Jugendfreunde J. B. Rousseau verwendet und das in einem Zusammenhang, der es ganz unzweifelhaft macht, daß Heine diese Quelle nicht nur gekannt haben muß, sondern daß er den alten Reim mit besonderer Absicht damals (1844) wieder anwandte.

Rousseau gab 1823 eine kleine Gedichtsammlung heraus; Heine unterzog sie noch im selben Jahre einer eingehenden Besprechung (W VII 218), die schon deswegen nicht ganz unliebenswürdig ausfallen konnte, als Rousseau allein in diesem einen Bändchen zwei lange Gedichte und einen Kranz von vier Sonetten dem älteren, schwärmerisch verehrten Freunde gewidmet hatte. Hier lesen wir am Schluß des dritten und Anfang des vierten Sonetts (a. a. O. 128/129):

„Da wählten Alle ihn zum Bannerführer,
Zum treulichen Beschützer der Romantik,
Daß er ihr Lob erhöhe und verfechte.
Und schau es nahten Wolfram, Walter, Dürer
Und Ofterding, das Brüderpaar, Uhland, Tieck
Mit deutschem Gruß und biederm Druck der Rechte. — —
Und dieser Jüngling (treu ward's mir verkündet)
Warst Du, mein Heine, hoher Waffenträger . . .“

Fast einviertel Jahrhundert war seit jenen schönen gemeinsamen Bonner Tagen verflossen, als Heine endlich wieder 1844, wenn auch nur auf der Durchreise, der alten rheinischen Heimat zum ersten Male wieder nahte. Der alte Heine war das freilich nicht mehr, aber geblieben war die Erinnerung, sie verfolgte den Dichter, wie uns sein Kaiser-Epos „Deutschland“ lehrt, auf Schritt und Tritt und bescherte ihm manche sentimentale aber auch manch' humoristische Anwandlungen. Und sonderbar! oder war es nicht nur zu natürlich? Gerade hier tauchte ihm auch der alte Rousseausche Panegyrikus auf mit seinem famosen Reimpaar, und der Dichter schrieb ironisch angesichts des ersten rheinpreußischen Militärs, aber zweifellos mit tieferer Beziehung auf literarische Wandlungen (W II 436):

„Das ist so rittertümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Jungfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouque, Uhland, Tieck.
— — — — — — — — —
Das mahnt an Kreuzzug und Turnei
An Minne und frommes Dienen . . . .“

---

1) Vgl. E. Schmidt: Deutsche Reimstudien I. 1900. S. 39.

Beachten wir wohl: Heine fühlt sich hier veranlaßt, in ironisch-überlegenem Plauderton Dinge zu verulken, an die er in frühster Jugend und teilweise noch als Bonner Student ernstlich geglaubt; das beweisen seine damaligen Dichtungen (man denke bloß an sein damals noch gebrauchtes Wort „Minne"), ebenso sein kleiner, meist W. Schlegelsche Ideen vertretender Erstlingsaufsatz „Die Romantik" (W VII 149—51), das beweist aber auch, wenn schon in allzu überschwänglicher Weise der Lobeshymnus seines damaligen Freundes und Bundesgenossen, der ihn einst, wie es scheint, im Anschluß an den erwähnten Aufsatz als „hohen Waffenträger der Romantik" gepriesen. Indem nun Heine offenbar absichtlich den sicher damals schon Aufsehen erregenden Reim wieder anwendet, gleichzeitig aber die damit von Rousseau im Zusammenhang gebrachten Tendenzen lächerlich zu machen sucht, zeigt er am besten den himmelweiten Abstand seiner Denkweise von jetzt und Anno dazumal.

Mimische Studien zu Th. Storm.

Von J. Blasimský in Prag.

I.

Die Art, wie der Dichter seine Personen schildert, hängt offenbar damit zusammen, wie er sie vor seinem „inneren Auge"[1]) sieht. Gilt es also einen Versuch, festzustellen, wie der Dichter seine Gestalten sieht, so müssen wir zunächst untersuchen, worauf er bei ihrer Schilderung das Hauptgewicht legt, welche Teile der Erscheinung uns am deutlichsten entgegentreten; daraus werden wir folgern dürfen, was dem Dichter selbst am deutlichsten erscheint. Eine solche Untersuchung erhält bei Storm ein besonderes Interesse dadurch, daß er uns nie, oder doch nur ausnahmsweise rein objektive Bilder seiner Gestalten gibt; in den meisten Fällen läßt er nur ihre Reflexbilder vor dem Zuschauer auf die Bühne fallen,[2]) das heißt: er zeigt uns, was für Bilder von ihnen sich der Erinnerung der betreffenden Erzähler ein-

[1]) Der Ausdruck „inneres A." findet sich bei Storm sehr häufig, und zwar zumeist in folgenden Verbindungen: etw. steht vor d. i. A. (1, 321; 2, 146); das i. A. ruht auf etw. (1, 296); etw. zieht an d. i. A. vorbei (4, 230; 7, 198, 207); besonders sei erwähnt: 4, 223 .. Walkyre .. war ... der Hintergrund, auf dem vor seinem i. A. ein anderes, lichteres Bild sich abhob; 3, 54 Das süße Bild, ... selbst ihre inneren Augen vermieden es zu sehen. Man wird wohl aus diesem Umstand auf große Deutlichkeit des inneren Schauens bei Storm schließen dürfen.

[2]) An Keller, 20. September 1879 (Köster, S. 67).

geprägt haben. Dabei ist ein Umstand von Wichtigkeit nicht zu übersehen: die Gestalten Storms scheiden sich in zwei Gruppen; das einemal erzählt er uns von Personen, deren Bild er tatsächlich in der Erinnerung trägt; das anderemal von solchen, die den Ursprung ihrer Existenz einzig seiner Phantasie danken, bei denen es sich, um Meyers Bezeichnung[1]) zu gebrauchen, um erfundene Erinnerung handelt. Dieser Umstand scheint auf den ersten Blick nicht von Belang. Es ist klar, daß zwischen Erinnerungsbildern und Phantasiebildern eine enge Verwandtschaft besteht, wie ja auch die Art ihrer Entstehung[2]) ähnlich ist; doch lassen sich auch wieder Unterschiede zwischen ihnen konstatieren. Die Erinnerungsbilder sind, wenn sie auch keine so große Deutlichkeit besitzen wie Wahrnehmungsvorstellungen, viel deutlicher, bestimmter als die Phantasiebilder: einmal entstanden, verändern sie sich wenig im Laufe der Zeit und erscheinen als etwas Geprägtes, Unveränderliches, kurz als Bilder[2]) und als solche können sie jeden Augenblick reproduziert werden. Dazu kommt noch ein Umstand, der hier besonders ins Gewicht fällt: die Erinnerungsbilder bei Storm sind zeitlich bedeutend früheren Ursprunges als die Phantasiebilder. Zur Zeit also, da Storms Phantasie neue Gebilde schuf, waren in seinem Bewußtsein die Erinnerungsbilder als etwas Festes, Unveränderliches vorhanden; so wird man füglich annehmen dürfen, daß die Erscheinungsform der Gebilde, die ihm vor der Erinnerung schweben, auf die Erscheinungsform derjenigen, die seiner Phantasie entsprungen sind, bestimmend gewesen sein wird. Dabei ist natürlich schwer zu konstatieren, inwieweit es bewußt oder unbewußt geschieht. Daß es aber oft bewußt geschieht, ersieht man aus dem, was Storm über die Novelle „Eekenhof“ an Keller schreibt (20. September 1879): „Es mußte so aus dem Nebel herausgetuscht und, wenn es mir zu nahe auf den Leib rückte, kräftig zurückgeworfen werden. Manche gedachte oder schon geschriebene Szene wurde hinter die Kulissen geschoben und dann darauf hingearbeitet, daß nur die Reflexe davon vor den Zuschauer auf die Bühne fallen.“

Im folgenden wollen wir daher zunächst zu bestimmen suchen, worauf Storm bei der Schilderung der Gestalten, deren Bild ihm vor der Erinnerung schwebt, hauptsächlich verweilt; dabei wollen wir die Beispiele für diese Gruppe nur solchen Erzählungen entnehmen, von denen man mit einiger Gewißheit annehmen kann, daß ihnen wirkliche Erinnerungen des Dichters zugrunde liegen.

In erster Linie kommt das Gedenkblatt „Lena Wies“ (3, 138 ff.) in Betracht, von dem Storm an E. Kuh[3]) schreibt: „. . . es ist die

[1]) R. M. Meyer, Deutsche Lit. Gesch. d. XIX. Jhrh., 2. Aufl. S. 485 ff.
[2]) Vgl. Höfler A., Lehrbuch der Psychologie, S. 156, 195.
[3]) An E. Kuh, Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 107.

buchstäbliche Wahrheit, nur in meiner Weise niedergeschrieben.“ Weiter jene Stellen in den einzelnen Novellen, wo Storm das Großmütterchen einführt, also hauptsächlich „Von heut und ehedem“ (3, 149 ff.); schließlich die Erinnerungen an zu Hause verbrachte Weihnachtsabende und an den Besuch bei den Eltern seiner Braut in Segeberg aus „Unter dem Tannenbaum“ (1, 171 ff.). Von dem Großmütterchen schreibt Storm an E. Kuh[1]): „Eine Hauptperson für mich war meiner Mutter Mutter .. Es ist das „Großmütterchen“; dafür, daß in „Unter dem Tannenbaum“ Erinnerungen des Dichters reproduziert werden, liegt einesteils das Zeugnis Schützes[2]) vor, der uns verrät, daß hinter dem dort genannten Onkel Erich Storms Onkel Ingner Woldsen steckt[3]), dann auch jenes von Emil Kuh[4]): er nennt die Novelle eine „biographische Arabeske“ und meint, Storm habe darin seine Liebschaft und Werbung um Constanze beschrieben. Wie subjektiv das Gepräge dieser Dichtung ist, zeigt sich übrigens auch darin, daß die tiefbewegten Worte, die der Amtsrichter (1, 197) zu seinem Sohne spricht, stellenweise wörtlich mit einer Briefstelle aus der Korrespondenz mit Mörike[5]) übereinstimmen; auch die daselbst (1, 198) mitgeteilte Episode, die sich in der Familiengruft des Amtsrichters zugetragen haben soll, beruht auf Wirklichkeit, wofür die „Nachgelassenen Blätter“ bürgen[6]). Daneben wollen wir die groteske Schilderung des Herrn Ratsverwandten Quanzfelder (3, 186 ff.) näher betrachten; nicht so sehr deswegen, weil es sich hier ebenfalls um Reproduktion von, wenn schon nicht des Dichters eigenen, so doch ihm mitgeteilten Erinnerungen handelt, wofür folgende Worte Storms zu sprechen scheinen (an Kuh 13. August 1873): ‚Die beifolgenden „Zerstreuten Kapitel“ .. enthalten, glaub ich, eine ziemlich richtige Schilderung des mütterlichen Vorgeschlechtes‘; als vielmehr eines andern Umstandes willen: die Beschreibung streift nämlich hart an das Karikaturenhafte; und das Wesen der Karikatur besteht doch eben darin, daß das Charakteristische, oder was man dafür ansieht, mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird. So eignet sich diese Gestalt mehr als eine andere, uns zu zeigen, worauf die Aufmerksamkeit des Dichters sich vornehmlich richtet, wodurch er, wenn er uns eine Figur recht lebendig vorführen will, dies hauptsächlich zu erreichen glaubt.

---

[1]) An Kuh S. 272.
[2]) P. Schütze, Th. Storm, Berlin 1887, S. 21.
[3]) Vgl. Storms Briefe in die Heimat, Berlin 1907; 19. Dez. 1858.
[4]) Wiener Abendpost 16. Nov. 1874, S. 2101.
[5]) Baechtold, Nov. 1854.
[6]) Deutsche Rundschau, Bd. 57, S. 344.

Die erste Stelle unter den „zerstreuten Kapiteln" nimmt wohl dasjenige ein, das der Erinnerung an Lena Wies gewidmet ist. Die Erzählung ist eigentlich nichts anderes als Wiedergabe der Bilder von Lena in bestimmten Situationen, wie sie dem Dichter vor der Erinnerung schweben: Zunächst (3, 140), wie sie dem Knaben im Stalle entgegentritt: eine Hornleuchte hängt unter dem Boden des Stalles, Lena tritt in den Lichtkreis. Naturgemäß ist dabei ihr Gesicht am meisten beleuchtet. Sehr geschickt ergreift der Dichter hier die Gelegenheit, um ihre Gesichtszüge zu schildern. Er erwähnt im allgemeinen: ihre Gesichtszüge ließen erkennen, daß sie einst ungewöhnlich wohlgebildet gewesen sein muß; aber die Blattern hatten ihr Gesicht aufs unbarmherzigste zerrissen — ein Umstand, der sich dem Gedächtnisse unauslöschlich einprägen mußte; nur die schönen, braunen Augen blickten unversehrt. Am deutlichsten aber schwebt dem Dichter das Bild Lenas als Fabulistin vor, wie er sie wohl am häufigsten gesehen hat (3, 143): .... „dann erzählte Lena Wies . . sie legte die Hände ineinander und den Kopf ein wenig seitwärts übergebeugt, begann sie eine neue Geschichte, wobei sie langsam die Daumen umeinander bewegte." — Ein kleiner Vorfall, der sich an einem Abend in Lenas Hause zugetragen, ist dem Dichter unvergeßlich geblieben: dem Knaben entfuhr, als am Teetisch das Gespräch auf einen die Stadt lebhaft interessierenden Vorfall gekommen war, ein unsauberes Wort. Augenblicklich stockte die Unterhaltung. „Lena sah auf den Tisch und fegte ein Paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zusammen und erst nach einer längeren Pause blickte sie wieder auf und sprach von anderen Dingen"[1]. Von Mutter Wies hören wir nur, daß sie „noch immer schöne Augen" hat (3, 139); ihr graues Haar trägt sie ähnlich wie Lena unter einem Käppchen zurückgestrichen; „ihre fleißigen Hände waren mit Gichtknoten besetzt und zitterten, wenn sie die Tasse an den Mund führte (3, 142)". Von Vater Wies erfahren wir noch weniger: er pflegt „mit seinem ehrwürdigen Gesicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl sitzend" nach des Tages Arbeit auszuruhen (3, 142). Das Großmütterchen sieht der Dichter besonders lebendig vor sich in einer Stellung, die für alte Leute so charakteristisch ist: Vergangener Zeiten und Menschen gedenkend, sitzt sie neben ihrem Enkel, die halberblindeten Augen in die Ferne gerichtet, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schoß gefaltet (3, 182).

In „Unter dem Tannenbaum" (1, 176 ff.) erzählt Storm von einem Weihnachtsabende zu Hause; alles ist in erwartungsvoller

[1] Bei dem Besuch des Ortsgeistlichen war Storm nicht zugegen; den Vorgang hat ihm Lena selbst erzählt (an Kuh 24. Febr. 1873).

Aufregung, selbst der sonst ernste Vater: „... wie deutlich sehe ich ihn vor mir ... Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden." Und etwas weiter (1, 178) wird der Vater geschildert, wie er, die Hände auf dem Rücken, mit langsamen Schritten im Zimmer auf und nieder geht. Noch an „einen Weihnachten"[1]) erinnert der Amtsrichter seine Frau; es waren das die letzten Feiertage, die er als Kind im elterlichen Hause zugebracht. Damals war es dort nicht so heiter wie sonst; die alte Familiengruft war ein paar Mal offen gewesen; „meine Mutter, die unermüdlich tätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände sinken und stand regungslos, als habe sie sich selbst vergessen" (3, 180). Jene Weihnachten war Ellen, die spätere Frau des Erzählers, zur Schwester auf Besuch gekommen. Ellen hatte auch beschert bekommen; ihre Geschenke lagen auf einem kleinen Mahagonitische. Sie selbst stand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tischplatte gestützt (180); „sie stand schon lange so, ich sehe sie noch." — Später wird vom Besuche Pauls bei Ellens Eltern erzählt: in der Neujahrsnacht überrascht er Ellen beim „Pantoffelwerfen". Da sie seiner gewahr wird, setzt sie sich auf einen Stuhl am Herde „mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet vor sich in den Schoß gestreckt" (3, 186).

Am gelungensten dürfte wohl von allen Gestalten Storms die des Herrn Ratsverwandten Quanzfelder sein (Zerstreute Kapitel 3, 186 ff.); so voll Leben, so plastisch hat sie der Dichter vor unsere Augen gebannt, wie kaum eine andere. Seine knochige Gestalt macht den Eindruck einer alten Mamsell; sein Gesicht ist runzlig, zusammengedrückt, die Augenlider wie Säckchen über die kleinen Augen hängend; die Hände sind knochig, flößen dem Knaben eine heimliche Scheu ein. Leben gewinnt die Gestalt aber erst, wenn wir sie agieren sehen; und wie viele, wie charakteristische Bewegungen läßt sie der Dichter vor unseren Augen ausführen: auf der Straße geht er mit ausgespreizten Händen und taktmäßig hin und her bewegten Armen; nachdem er in die Stube getreten, streckt er mit altjüngferlicher Zierlichkeit seine knochigen Hände aus, um sich die wildledernen Handschuhe abzuziehen, darauf stellt er Hut und Schirm so seltsam hastig in die Ecke; dann, bevor er sich an den Teetisch setzt, drückt er mit

---

[1]) Die seltene Form „der Weihnacht" findet sich bei Storm des öfteren: 1, 180: „Gedenkst du noch an einen Weihnachten?" Hauptsächlich in Storms Briefen in die Heimat: S. 211 ... dabei wollen wir ihr einen kleinen Weihnacht aufbauen; ebenda ... zu unserem Weihnachten muß ich nachtragen; ähnlich S. 189, 99, 100.

beiden Händen seine Perücke platt. In der Kirche vertreibt er sich die Zeit während der Predigt auf die wunderlichste Art: er legt zuerst den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßt sorgsam die Nähte der Ärmelaufschläge aneinander und mißt und vergleicht in immer neuen Lagen ihre beiderseitige Länge; nach Beendigung des Gottesdienstes stäubt er sich mit seiner ausgespreizten Hand die Andacht aus den Rockaufschlägen.

Vergleichen wir nun diese Erinnerungsbilder, so finden wir ihr gemeinsames Charakteristisches darin, daß der Dichter seine Personen stets in einer ganz bestimmten Stellung schildert; dabei verweilt er hauptsächlich bei den Gebärden der Hand, verzeichnet fast immer die Stellung der Hand, einigemal selbst ihr Äußeres. Daneben wird auch dem Auge und seiner Mimik größere Aufmerksamkeit geschenkt. Am wenigsten beachtet der Dichter das Gesicht und seine Mimik; eine detaillierte Schilderung des Gesichtes gibt er nie; höchstens hebt er das besonders Charakteristische hervor; so bei Lena, bei dem Ratsverwandten, so beim Onkel Erich; sonst begnügt er sich damit, den Eindruck, den er von dem Gesichte in der Erinnerung behalten, wiederzugeben; das Großmütterchen hat ein liebes, der Vater Wies ein ehrwürdiges Antlitz.

Wir werden daraus schließen dürfen, daß das Gedächtnis des Dichters die Gesichtszüge von Personen, wenn er sie auch noch so gut gekannt, wie z. B. das Großmütterchen, die doch für ihn eine Hauptperson war, nicht treu und deutlich behält; daß er sich höchstens der besonders auffallenden Eigenheit, falls das Gesicht eine solche besitzt, erinnern kann; sonst aber nur sagen kann, was für einen Eindruck das Gesicht in ihm zurückgelassen; — oder, daß der Dichter kein Gewicht darauf legt, dem Leser sorgfältige Bilder vom Antlitz zu geben. Für letztere Vermutung scheinen mehr denn ein Umstand zu sprechen. Zunächst: von dem Antlitz der Frau Ellen heißt es nur „es war nicht mehr jung" (1, 174); sonst wird in der ganzen Erzählung keine weitere Andeutung von ihren Gesichtszügen gegeben; und doch ist Ellen niemand anders als Constanze, Storms erste Frau. Aber selbst dort, wo ihm Bilder der betreffenden Personen vorliegen, gibt Storm nur recht allgemein klingende Andeutungen; so hören wir von Fränzchens Gesicht, daß es „zart" ist (1, 316), und bei dem Großvater spricht der Dichter von „lebhaften Wangen" (2, 307); und doch hing das Bild „Tante Fränzchens" neben dem des Großvaters in dem täglichen Wohnzimmer des Stormschen Erbhauses (an Keller, 27. Februar 1878). Zugleich sehen wir an der Art, wie er diese beiden Gestalten schildert, worauf seine Aufmerksamkeit mehr als auf die Gesichtszüge gerichtet ist, was ihm als das Wesentliche erscheint: bei beiden erwähnt er die Farbe des Auges,

den Eindruck, den das Auge hinterläßt. Daß gerade diese Neigung Storms, das Auge als den körperlichen Zentralpunkt seiner Gestalten anzusehen, daraus zu erklären ist, daß sich dasselbe als der sprechendste Teil der Erscheinung der Erinnerung am deutlichsten einprägt, darauf hat schon Meyer hingewiesen. Vielleicht sind wir noch weit mehr berechtigt, eine ähnliche Erklärung für die Vorliebe Storms anzunehmen, mit welcher der Dichter die Gebärden der Hand schildert. Denn während die Gebärden des Gesichtes, des Auges fast überhaupt nicht haften bleiben, es sei denn, daß es sich um eine besonders auffallende Gebärde handelt, prägen sich die Gesten der Hand mit der größten Treue der Erinnerung ein. Ja, wollen wir uns das Bild eines Bekannten in die Erinnerung zurückrufen, so werden wir finden, daß er uns fast nie in einer gleichgiltigen Stellung erscheint, sondern am häufigsten in einer bestimmten, charakteristischen Stellung; wir werden zu erzählen wissen, wie er sich gebärdete in einem bedeutungsvollen Augenblick; besonders lebendig werden wir ihn in der Stellung sehen, die wir ihn am häufigsten einnehmen sahen. Da dabei der Hand, als dem beweglichsten Teil der Erscheinung, die wichtigste Rolle zukommt, so prägen sich ihre Gesten auch am deutlichsten ein. Bei der Reproduktion des Bildes werden wir dann, um es recht lebendig erscheinen zu lassen, hauptsächlich bei der Ausmalung der Gebärden der Hand verweilen. So sehen wir, daß Storm selbst dort, wo er keine Andeutung über Gesicht, Auge und ihre Mimik gibt, die Gebärde, die Stellung der Hand erwähnt; er erinnert sich genau der Gesten, mit denen Lena ihre Erzählungen zu begleiten pflegte; er weiß sich deutlich die Gebärde Lenas zu vergegenwärtigen, die sie bei jener für ihn so unliebsamen Gelegenheit ausführte. Mag er uns Ellen in der Neujahrsnacht, den Vater in der feierlichen Unruhe des Weihnachtsabendes, die Großmutter, in stilles Träumen versunken, schildern, nie vergißt er uns zu sagen, was für eine Stellung ihre Hände einnahmen; das eben deshalb, weil sie sich ihm am deutlichsten eingeprägt haben, weil er sie am deutlichsten sieht.

Ganz analog verfährt dann Storm, wo es sich nicht um wirkliche, sondern um erfundene Erinnerung handelt. Das zeigt sich zunächst ganz äußerlich: Die Beschreibungen der wirklichen Erinnerungsbilder leitet Storm gern mit Wendungen ein wie „ich sehe noch", „wie deutlich sehe ich vor mir". Ähnliche Wendungen legt er oft den Personen in den Mund, die ihre Erinnerungen erzählen; nun scheint es ganz natürlich, wenn man annimmt, daß die Szene, die dem Erzähler noch deutlich vor der Erinnerung schwebt, eigentlich dem Dichter selbst deutlich vor der Phantasie steht. Worauf aber liegt in den so eingeleiteten Schilderungen das Hauptgewicht? Anna (Im Schloß 1, 162) sieht es noch, wie er (Arnold) damals die

Blätter, aus denen er ihr gelesen, zusammenrollte, wie seine Hand zitterte .... Die „lahme Marie" erzählt (Auf der Universität 2, 133): „Ich sehe noch, wie sie die Arme sinken läßt und hastig das aufgeschürzte Kleid herunterzupft." Philipp (2, 146) sagt: „vor meinem inneren Auge stand die liebliche Kindesgestalt des Mädchens .. ich sah sie wieder an dem Halse ihres Vaters hangen." Johannes (3, 212) sieht immer Herrn Gerhardus, wie er ihm von der Schwelle seines Zimmers die Hände entgegenstreckt mit seinem milden Gruße: „So segne Gott deinen Eingang." „Noch sehe ich sie vor mir," heißt es in „Auf dem Staatshofe" (1, 64) „die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend ... meine Augen hafteten .. an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt" ...

Wie ihm selbst das Bild der bekannten Personen in einer bestimmten Stellung vor der Erinnerung schwebt, so läßt der Dichter mit Vorliebe seine Erzähler die Gestalten, von deren Schicksalen sie berichten, in einer charakteristischen Stellung, in einem bestimmten Moment der Handlung schildern, wobei die Aufmerksamkeit des Lesers fast ausschließlich auf die Hand gewendet wird.

Marx sieht Jenni (1, 241) durchs Fenster zu: sie sitzt mit aufgestütztem Arm am Tisch vor ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken scheinen nicht bei der Arbeit zu sein: „denn, während ihre eine Hand in dem schwarzen krausen Haar begraben lag, zerstampfte sie mit der andern die arme Gänsefeder." Da das Großmütterchen (3, 165) zu den Gästen in den Saal tritt, sieht sie die Urgroßmutter[1]) neben dem Kaffeetisch stehen: „Ihre eine Hand ruhte auf dem Griff der Porzellankanne .. mit der andern drohte sie, nicht gerade zu ernsthaft, dem eben eintretenden Töchterchen." In Grieshuus (6, 118) wird uns geschildert, wie der Hausherr den Pastor ungeduldig erwartet: „mit aufgestützter Faust stand er an dem breiten Eichentisch .. und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geschnittene Haupthaar." Im „Schimmelreiter" (7, 168) lesen wir: „Als nach einer Weile .. Hauke die hohe Werfte hinaufstieg, .. sah er droben die Tochter des Hauswirtes stehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing schlaff herab, die andere Hand schien im Rücken nach dem Eisenring zu greifen." ... Der Stadtsekretär (Im Nachbarhause links 8, 23) erzählt, wie er in die Kammer der Witwe Jansen trat: „Im Schein

[1]) Storm erwähnt hier auch die Haarfrisur der Urgroßmutter: „eine Frau, deren feiner Kopf .. einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte." Das Bild der Urgroßmutter hing in dem Familienzimmer des Stormschen Erbhauses. In den „Nachgelassenen Blättern" (a. a. O. 343) beschreibt es Storm: „Aus dem Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe."

der Unschlittkerze sah ich die Alte noch immer an dem Tische stehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel — die andere wühlte in einem Haufen Gold" . . . Reizend wird die tanzende Anne Lene beschrieben (1, 65). Marx macht ihr sein Kompliment, sie nimmt es huldvoll auf, neigt sich höfisch, erhebt sich wieder und beginnt zu tanzen. „Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der andern das Kleid emporheben." Und von der Toten berichtet Marx (ebda 1, 94): „Die Augen waren zu und die kleine Hand war fest geschlossen." Ähnlich wird Lore (2, 149) geschildert: „Lore hatte ihr blaßes Gesicht in die eine Hand gestützt, während die andere wie vergessen an dem Fuß des vollen Glases ruhte"[1]).

Es ist klar, daß der Dichter die Mimik, die Stellung der Hand, da er sie selbst am deutlichsten sieht, als ein besonders geeignetes Mittel betrachtet, die Anschaulichkeit der Personen und der Handlung zu erhöhen. Er läßt mit Vorliebe seine Personen etwas in der Hand halten, wobei er uns die Bemerkung „in der Hand" nie schenkt, obzwar sie oft überflüssig zu sein scheint; man beachte aber, wie dadurch das Bild an Anschaulichkeit gewinnt, wie dadurch das Auslösen einer Vorstellung erleichtert wird: 4, 31 „. . die alte Hebamme kutschirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand . ." Matten (6, 134), die dem Brudermord zugesehen, läuft dem Dorfe zu; „voll Entsetzen, in Schweiß gebadet, ihr kurzes Messer in der Hand, kam sie nach Hause." 8, 8 „. . erwiderte sie (Madame Jansen) dies Compliment durch einen feierlichen Knix, wobei sie ihren Obstbrecher wie eine Partisane in der Hand hielt"; 8, 20 „. . ich seh sie noch, ihr Büchlein in der Hand"; ähnlich 8, 7; 8, 49; 8, 59; 7, 133; 6, 242; 4, 70; 7, 7, 40.

Ein mehr oder minder lebhaftes Spiel der Hand belebt den Gang der Erzählung: Reinhard und Elisabeth (1, 11) haben sich im Walde verirrt; erst spät denken sie an den Rückweg. Reinhard sucht zu erfahren, woher der Wind weht; er hebt die Hand. Aber es kommt kein Wind; da ruft er durch die hohle Hand; sie glauben jemand zurückrufen zu hören: Elisabeth klatscht in die Hände. Aber es war nur der Widerhall; da grauts Elisabeth, sie faßt Reinhards Hand. — Während der Tanzstunde (Auf der Universität 2, 98) bemerkt Charlotte den französischen Schneider in der offenstehenden Tür: er schien ganz à son aise, drehte die Porzellandose in der Hand . . Charlotte, mit dem Finger nach der Türe weisend, fragt Lore, ob das ihr Vater sei. Diese fährt zusammen, ruft die Mutter

---

[1]) Vgl.: (3, 84) ein junger Bauer . . in der einen Hand hielt er Zügel und Peitsche, mit der andern hatte er die Lehne des hölzernen Stuhles gefaßt. 3, 87; 3, 89; 6, 303; 7, 15; 7, 115; 8, 31; 8, 108.

und faßt wie unwillkürlich ihren Arm. Später nähert sich Lore der Tür; der Schneider streckt wie aus unwiderstehlichem Antrieb seinen langen Arm in den Saal hinein und zieht Lore an seine Brust; das Mädchen küßt ihn, wirft ihre Arme um seinen Hals. Dann macht sie sich los, faßt seine Hände, spricht zu ihm eindringlich; ihre kleine Hand fährt mitunter zitternd über seine hageren Wangen hin.

Eine besonders wichtige Rolle spielt die Mimik der Hand, wo es sich darum handelt, den Gemütszustand der Personen anschaulich zum Ausdruck zu bringen; der Dichter macht von ihr viel öfter Gebrauch als von der Mimik des Gesichtes, des Auges; oft führt er überhaupt nicht näher aus, was für ein Affekt die Personen beherrscht; er zeichnet nur die Gebärde der Hand auf; dabei versetzt er sich immer in die Rolle des Erzählenden, der dem Vorgange zugesehen: er sucht häufig die Geste anschaulicher zu machen, indem er sie in einem Komparativsatze mit einer anderen, die sich nicht auf die Seelenbewegung bezieht, vergleicht; und selbst wenn er auch den Affekt nennt, dessen Ausdruck die betreffende Gebärde ist, geschieht es fast ausnahmslos mit Hilfe eines Vergleiches. Er sagt nicht: er hub seine beiden Hände im Schmerze auf, sondern: (3, 235) er hub **wie** im Schmerze seine beiden Hände auf; der Erzähler weiß ja nicht, was in dem Innern der Personen vorgeht, er sieht nur die Gebärde und knüpft daran seine Vermutung über die Gemütsbewegung der betreffenden Gestalt.

Carsten Curator (5, 97), dessen Sohn wegen Veruntreuung das Haus des Senators verlassen mußte, geht in seinem Zimmer auf und ab; mitunter bleibt er vor dem Bilde mit den Familiensilhouetten stehen; „bald aber strich er mit der Hand über die Stirne und setzte sein unruhiges Wandern fort." Einen etwas komischen Eindruck macht es, wenn die alte Badekathi (Psyche 4, 208) „mit beiden Händen an ihren Taffethut fährt", als sie ihr „Frölen" kommen sieht, die trotz des stürmischen Wetters baden will. Frau Benedikte (Eekenhof 4, 285) ersieht aus dem Mienenspiel ihres Eheherrn, daß er darauf sinne, seinen Sohn zu ermorden: „da tat sie einen gellen Schrei und streckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es sich vor Mord zu schützen." Sonst führen wir noch folgende Belege an:

3, 89 . . dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand . . . über seine Stirne, als wenn es dort etwas fortzuwischen gäbe (ähnlich 5, 181); 3, 117 plötzlich . . begann sie zu laufen mit aufgehobenen Händen, als sei etwas hinter ihr, dem sie entrinnen müßte; 5, 129 Carsten sank auf den . . Ledersessel und mit den Armen um sich fahrend, als müsse er unmittelbare Feinde von sich abwehren, rief er . .; 8, 93 Anna . . lag . . mit weit vorgestreckten Armen und sah starr auf die ineinander geschlungenen Hände und das leise Bewegen ihrer Finger, als sei der Lebensknoten dort zu lösen; wie es Menschen machen, die ihren

Kurs nicht mehr zu steuern wissen; 5, 113: Als Annas Blicke sich zufällig auf ihn wandten, .. ihr alter Ohm saß da, als ob er betete; 2, 63 sie schüttelte die Hände wie ein verzweifeltes Kind; 5, 95 sie hob wie ein bittendes Kind beide Hände zu ihm auf; 6, 177 .. schlug das Mädchen wie in Zorn und Verachtung die Hände ineinander; 5, 213 wie in unausdenkbarem Elend streckte er die Hände mit ausgespreizten Fingern vor sich hin; 2, 23 die Hände .. wand sie leise umeinander, als müsse sie das Weh beschwichtigen.

Bei der Untersuchung der einzelnen Gesten läßt sich eine sehr interessante Beobachtung machen: die Gebärden, die sich der Erinnerung des Dichters als mit einer bestimmten Person in einer bestimmten Situation verbunden eingeprägt haben, wendet er leicht variiert überall dort an, wo es sich um eine ähnliche Situation handelt. Wir wollen zunächst den Fall anführen, welcher die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil es als sicher nachgewiesen betrachtet werden kann, daß es sich bei der ursprünglichen Gebärde um eine Erinnerungsvorstellung des Dichters handelt. In einem Briefe an E. Kuh (13. August 1873) gibt Storm eine Charakteristik seines Vaters; es war ein Mann von heftigem Temperamente und der tiefsten Innigkeit des Gemütes, die er aber gern verbarg und unterdrückte, weil er sich davon nicht übermannen lassen wollte; ein einziges Mal war der Dichter Zeuge davon, wie sein Vater von einem heftigen Gefühl überwältigt wurde. Der Vater erzählte oft von seiner Mutter, die er so sehr geliebt; dabei geschah es einmal, „daß der alte Mann sich plötzlich von seinem Stuhle aufhob und mit dem Ausrufe: ‚O meine süße Mutter!‘ beide Arme in die leere Luft streckte“. Dieselbe Gebärde in ähnlicher Situation findet sich bei Storm des öfteren, und zwar ist auffallend, daß sie immer Männern zugeschrieben wird, die sonst mit ihren Gefühlsäußerungen nicht eben verschwenderisch sind. Der Vater Jennis (Von Jenseit des Meeres) erscheint hart, rücksichtslos gegen Mutter und Kind; Jenni verlangt, er solle ihre Mutter zu seiner Frau machen; er verweigert es. Da entflieht sie zu ihrer Mutter. Als ihm die Nachricht überbracht wird, da bricht er zunächst in wilden Zorn aus; dann aber wird er plötzlich still: nicht Jenni, er selbst ist schuld; das Kind hat ja nur zu seiner Mutter gewollt. „Und die Arme ausstreckend und vor sich hinstarrend, rief er laut: ‚O, Jenni meine Tochter, mein Kind, was hab ich dir getan!‘ Er schien ganz meine Gegenwart vergessen zu haben (1, 280).“ — Der stille Musikant, der niemand anders ist als Storms Sohn Karl[1]) erzählt von seinem Vater: wie er gegen ihn streng war, da er in dem, was bei ihm angeborene Geistesschwäche war, Trägheit sah; wie ihm aber doch einst das Verständnis kam: „O mein guter Vater, ich werde das nie vergessen!“ Er streckte

[1]) F. Tönnies, Karl Storm, ein Gedenkblatt, Deutsche Rundschau Bd. 99.

die Arme aus und ließ sie wieder sinken (4, 175). Mit denselben Worten, die er in dem Briefe gebraucht, schildert Storm die gleiche Gebärde in „Carsten Curator“ (5, 126): „Die Gestalt seines schönen Weibes zog an ihm vorüber und er streckte die Arme in die leere Luft.“ — Besonders auffallend ist diese Gebärde bei dem Obersten in Grieshuus, der doch sonst nicht auf das Gefühlsmäßige angelegt ist (6, 181 . . einmal streckte er jählings beide Arme aus und rief wie aus Träumen: „Gott schütze sie beide“). — Ähnliche Parallelen ließen sich noch einige aufzählen. Lena Wies legt beim Erzählen die Hände ineinander; Kathi (Psyche, 4, 213) faltet die Hände „zu weiterem Erzählen“; wie Lena während des Erzählens die Daumen umeinander bewegt, so begleiten auch Jenni (1, 240), so auch Gaspard der Schreiber (6, 296) ihre Worte mit Fingerspiel. — In stilles Träumen versunken, sitzt das Großmütterchen neben ihrem Enkel, die Hände in ihrem Schoß gefaltet, die Augen ins Weite gerichtet; in derselben Stellung und Gebärdung finden wir den Alten, Reinhard, in Immensee (1, 4; 1, 38 . . . der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich in den Raum des Zimmers; ähnlich 1, 132, 5, 73; 2, 30). Ebenso Mamsell Metta (Abseits 1, 209): „Mamsell hatte die Hände in ihren Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Haide hinaus“; endlich auch Renate (5, 58; 5, 34 sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor sich in den Schoß gefaltet; so schaute sie in das Abendgold hinaus); Lore (2, 117) wird sogar in dieser Stellung („wie in sich versunken, die Hände vor sich auf dem Schoß gefaltet“) geschildert, während das Caroussel sie samt dem hölzernen Gaul, auf dem sie sitzt, in immer rascheren Kreisen herumträgt. — Besonders verlockend scheint folgende Parallele: Johannes, vor den Hunden fliehend, die Junker Wulf gegen ihn gehetzt, rettet sich, indem er in Katharinens Kammer steigt; sie selbst hilft ihm dabei; da er aber drinnen ist, sinkt Katharina auf einen Sessel, schließt ihre Augen dicht, streckt die Hände in den Schoß (3, 246 . . ihre Hände, so bislang in ihrem Schoß geruhet). Wird man da nicht an die vom Vetter Paul in der Neujahrsnacht überraschte Ellen aufs lebhafteste erinnert? „Ellen hatte sich am Herd auf einen Stuhl gesetzt, mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet vor sich in den Schoß gestreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß sie sich ganz verloren gab“ (1, 186). Übrigens trifft auch Rudolf Anna in ähnlicher Stellung (7, 80 . . ihre Augen gesenkt . . ihre Hände, die gefaltet über ihrem Schoß herabhingen . .). — In der Erwartung des Weihnachtsabendes geht Storms Vater in seiner Schreibstube auf und ab, „in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als sollte jetzt alles Störende

ferngehalten werden". Es ist nicht unmöglich, daß dieses Erinnerungsbild, wenn auch unbewußt, eine andere Szene beeinflußt hat. Carsten, den Heinrich, da es mit ihm aufs äußerste gekommen, noch zum letzten Male um Hilfe anfleht, erkennt, daß sein Sohn betrunken ist; er wendet sich von ihm ab „mit der einen Hand die qualmende Kerze vor sich haltend, die andere abwehrend hinter sich gestreckt, wandte er sich nach der Tür des Seitenbaues" (5, 143).

Mag man auch die Verwandtschaft der beiden letztgenannten Szenen bezweifeln, so finden wir gerade in „Carsten Curator" das überraschendste Beispiel dafür, wie Storm die Eigenheiten einer Person, die ihm vor der Erinnerung schwebt und die er bereits in den „Zerstreuten Kapiteln" als solche vorgeführt, auf eine andere Gestalt überträgt, allerdings mit leichten Variationen: wir meinen den Makler Jaspers und den Herrn Ratsverwandten Quanzfelder. Der Herr Ratsverwandte macht trotz seiner knochigen Gestalt den Eindruck einer alten Jungfer; er hat ein runzliges Gesicht, kleine Augen, eine rote Perücke; seine Stimme klingt dünn und gläsern; er krächzt wie ein heiserer Vogel. Der Herr Makler Jaspers ist ein kleiner Mann mit kleinen, grauen Augen, hat eine fuchsige Perücke (5, 85), aus seinem faltigen Gesichte kräht eine wirkliche Altweiberstimme heraus (5, 86). Quanzfelder geht auf der Straße mit taktmäßig hin und her bewegten Armen (3, 186); Jaspers sucht Carsten „mit beiden Armen schaukelnd" (5, 106) nachzukommen. Die knochigen Hände des Ratsverwandten führen alle Bewegungen mit ausgespreizten Fingern aus (3, 186, 190). Die breite (5, 108) haspelige Hand Jaspers scheint immer nach etwas zu greifen (5, 87). Quanzfelder hat in der Kirche seinen Stuhl neben dem der Familie des Erzählers; während des Gesanges schwebt seine scharfe Stimme über dem Gesange der Gemeinde. Carsten bedauert, da er mit seinem stattlichen Sohn, der unerwartet aus Hamburg auf Besuch gekommen, „daß heute nicht auch Herr Jaspers aus seinem gewohnten Stuhl herüber psalmodierte" (5, 114).

So hypothetischer Natur auch diese Parallelen sein mögen, ein Umstand spricht doch für sie: die bewunderungswürdige Treue, mit der Storms Erinnerung Eindrücke, die auf ihn lebhaft eingewirkt, bewahrt. Das läßt sich direkt nachweisen für Natureindrücke. In dem Gedichte „Waldweg" (8, 227) schildert Storm den Weg, den er als Knabe von der Mühle seines Onkels zum Walde genommen, „wie er viele Jahre später noch vor meiner Phantasie stand" (an Mörike, November 1854). So beruhen auch die Schilderungen der Örtlichkeiten im Eingange von „Aquis submersus" (3, 203 ff.) auf weit zurückliegenden Jugenderinnerungen (an E. Kuh, 13. August 1873). Wie deutlich und unveränderlich diese Erinnerungsbilder sich

dem Dichter eingeprägt, dafür nur ein Beispiel: In einem Briefe an Mörike (November 1854) schildert Storm das Haus seines Vetters Hans; fast mit denselben Worten wird in der Novelle „Im Schloß“ (1, 141 ff.), deren Konzeption in das Jahr 1861 fällt, das Gut des Schulzen Arnold beschrieben. Dasselbe gilt für einzelne Eindrücke: so ist das Märchen „Der Spiegel des Cyprianus“ aus einem etwa 12 Jahre vorher empfangenen Eindruck entstanden (an E. Kuh, 22. Dezember 1872). Nun hindert uns nichts an der Annahme, daß es sich mit Erinnerungsbildern von Personen ebenso verhält. Was Wunder, wenn die schaffende Phantasie des Dichters, bewußt oder unbewußt, von diesen Erinnerungsbildern, die sich mit unverrückbarer Festigkeit eingeprägt und jeden Augenblick reproduziert werden können, beeinflußt wird! — Überhaupt scheint Storm eine besondere Aufmerksamkeit der Handbewegungen seiner Nebenmenschen gewidmet zu haben: viele der Gebärden, die er verzeichnet, zeigen ein so wenig konventionelles Gepräge, daß sie beobachtet sein müssen; aber abgesehen davon: er stattet gern seine Gestalten mit nur ihnen zukommenden, für sie charakteristischen Gewohnheitsgebärden der Hand aus. So fährt der Pastor (6, 45) im eifrigen Gespräche mit der Hand vor sich hin wie auf der Kanzel; Maler Brunken pflegt zum Zeichen der Verneinung, seinen langen Finger vor der Nase zu schütteln (2, 69); der Vater Josias' reibt sich in Zweifelsfällen bedächtig mit dem Finger an der Nase; der Doktor (2, 195) faßt sich in bedenklichen Fällen mit der Hand in seine Lastingshalsbinde; die Signora Katherina (4, 174) hebt sich auf den Zehen und faßt mit den Fingerspitzen der einen Hand in ihre nicht eben saubere Tüllhaube, so oft sie ihrem Freunde Valentin irgendeine Koloratur vorsingt; Herr Zippel zieht sich die Haare, um seinem arbeitenden Gehirne Luft zu schaffen, alle Augenblicke mit seinen fünf gespreizten Fingern in die Höhe (5, 167). Besonders glücklich ist eine solche Gewohnheitsgebärde im Herrn Etatsrat angebracht (6, 235): der schwer kranke Archimedes fährt mit beiden Händen an sein Gesicht und zupft daneben in die Luft, als säße sein armer Kopf noch zwischen den steifen Vatermördern, die er in gewohnter Weise in die Richte ziehen müsse.

Auch die Anwendung pantomimischer Gebärden, die bestimmte Vorstellungen versinnlichen sollen, scheint nur auf Grund einer aufmerksamen Beobachtung des Dichters erklärt werden zu können; verzeichnete Storm solche, die auch sonst gang und gäbe sind, so fiele das nicht weiter auf; aber neben konventionellen Gesten (so wenn der Schneider [2, 143] „wie Geldzählen mit den Fingern“ macht; so wenn ein Matrose [8, 63], um anzudeuten, daß sich der Kapitän Rick Geyers dem Trunke ergeben, „mit der Hand die Bewegung macht, als ob er ein Glas an den Mund setzte“; oder wenn ein

Weib [7, 158] um die Größe eines Gegenstandes zu veranschaulichen, die ausgespreizten Hände vom weiten gegeneinander hält) beschreibt er auch solche, die ein höchst individuelles Gepräge tragen: der Stadtsekretär fragt Madame Jansen (8, 17), ob sich ihr Neffe unter ihren Testamentserben befinde. „Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und schloß die Hand, als ob sie Fliegen fange. ‚Unter meinen Erben? . . Nein, mein Lieber —‘ Dann erzählt Madame Jansen, wie sie ihr Neffe besucht. ‚Ich hatte nie vorher das Vergnügen, ihn zu kennen, aber das ging so glatt: ‚Liebe Tante‘ hinten und ‚Liebe Tante‘ vorn.‘ Sie streckte einen Arm unter der Decke hervor und ließ die Hand wie eine Puppe gegen sich auf und ab knixen (8, 18).“ — Um anschaulich zu machen, daß ihr Herr fortgefahren, schlägt die alte Magd (8, 162) mit gespreizter Hand einen Halbkreis durch die Luft. — Öfter wird die Pantomime angewendet, um zum Ausdrucke zu bringen, daß jemand nicht ganz recht im Kopfe sei: (2, 25) der Schneider patschte mit seinen aufgehobenen Händen in die Luft und beschrieb mit dem Finger ein paar Nullen vor seiner Stirn: „Wirrig! Nach immer wirrig!“ (5, 29). Renate sagt von ihrer alten Magd: „Sonst ist sie nur schwach . . wisset da hier herum“ und dabei strich sie mit dem Finger über ihre Stirn; ähnlich die Wärterin des Archimedes (6, 235) . .: sie fuhr mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wollte sie andeuten, daß es auch unter der Hirnschale des Kranken nicht in Ordnung sei. (Fortsetzung folgt.)

Zu: Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt.

(Euphorion XVII, S. 143 ff.)

Von Wolfgang Stammler in Halle.

Der Aufforderung Wehrhans Folge leistend, gebe ich einige Ergänzungen zu seinen Mitteilungen, bei denen ich mich, besonders was den musikalischen Teil anbelangt, der Unterstützung meines Freundes Dr. Theodor Neuhaus in Wernigerode erfreuen durfte. Er teilte mir einen Text mit, der vor sechs, sieben Jahren in Heidelberg und Halle auf der Kneipe gesungen wurde, und der lautet:

1. |: Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt,
darinnen ein Soldat. :|
|: Und er muß marschieren in den Krieg, :|
|: wo die Kanonen stehn. :|

2. |: Und als er in die große Stadt rein kam,
kam er vor des Hauptmanns Haus. :|
|: Und der Hauptmann schaut zum Fenster raus: :|
|: „Mein Sohn, bist du schon da? :|

3. |: Geh du nur gleich zu dem Feldwebel hin
und zieh den Buntrock an! :|
|: Denn du mußt marschieren in den Krieg, :|
|: wo die Kanonen stehn!" :|

4. |: Und als er in die große Schlacht rein kam,
da fiel der erste Schuß. :|
|: Ei da liegt er nun und schreit so sehr, :|
|: weil er getroffen ist. :|

5. |: „Ach Kamerad, lieber guter Kamerad mein,
schreib du einen Brief an ihr! :|
|: Schreibe du, schreibe du einen Brief an ihr :|
|: daß ich gestorben bin!" :|

6. |: Und als er diese Worte ausgesprochen hatte,
da fiel der zweite Schuß. :|
|: Ei da liegt er nun und schreit nicht mehr, :|
|: weil er gestorben ist. :|

7. |: Als dies der Herr General erfuhr,
da rauft er sich ins Haar: :|
|: „Ich wollt marschieren in den Krieg, :|
|: aber mein Soldat ist tot!" :|

Die Melodie, die wir fast genau so in Leipzig sangen, weicht in einigem (besonders im elften Takt) von der Wehrhans ab:



Dazu sei noch bemerkt, daß nach dem 2. Vers jeder Strophe (z. B. „ein Soldat") in derselben Tonhöhe ein „Siehste wohl", nach Strophe 8 („ins Haar") „wenn er welches hatt'" angefügt wurde. Ebenso wurde das bei Wehrhan (S. 146) erwähnte Schlagen auf den Tisch ausgeführt.

In Leipzig sangen wir das Lied besonders beim Sonntagsexbummel nach der allbekannten Gosenschenke in Gohlis, wenn wir von da im Gänsemarsch über die Straße nach der „Kümmelapotheke" zogen, oder auf der Kneipe als Einleitung zu dem Bierspiel „Die Schlacht bei Hanau". Diesen Text, den ich im folgenden gebe, konnte man noch voriges Jahr bei dem Leipziger Universitäts-Jubiläum singen hören.

1. |: Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt,
darinnen ein Soldat, :|
|: und er muß marschieren in den Krieg, :|
|: wo die Kanonen stehn. :|

2. |: Und als er in die große Stadt rein kam,
da stand ein großes Haus. :|
|: Und da guckt der General zum Fenster raus: :|
|: „Mein Sohn, bist du schon da? :|

3. |: Nu da geh man gleich zum Feldwebel rauf
und zieh den Blaurock an! :|
|: Denn du mußt marschieren in den Krieg, :|
|: wo die Kanonen stehn!" :|

4. |: Und als er in die große Schlacht rein kam,
da fiel der erste Schuß. :|
|: Und da liegt er nun und schreit so sehr :|
|: nach seinem Kamerad. :|

5. |: „Ach liebster bester Kamerad mein,
Schreib du einen Brief für mir! :|
|: Schreib du einen Brief an meine Braut, :|
|: daß ich gestorben bin!" :|

7. |: Kaum daß er diese Worte ausgesprochen hat,
da fiel der zweite Schuß. :|
|: Und da liegt er nun und schreit nicht mehr, :|
|: sein' Seel schwingt sich empor! :|

Den gleichen Text hörte ich auch in Jena und während meines militärischen Dienstjahres in Altenburg (Sachsen-Altenburg) singen.

Miszellen.

Ein Vorläufer des Vola-Pük.

Daß die modernsten Probleme unserer Kultur auch lang vergangene Zeiten schon beschäftigten, dafür bietet unter anderm das höchst originelle Büchlein von Joh. Joachim Becher (Polyhistor 1635—1682) „Närrische Weisheit und weise Narrheit“ (Frankfurt 1683 zum erstenmale gedruckt, 1707 und 1725 neu aufgelegt) einen interessanten Beweis.

In den kleinen Historien, die darin erzählt werden, treten uns nicht nur Luftschiffahrt, Telephon, Grammophon 2c., freilich unter anderen Namen, entgegen, sondern auch dem Gedanken einer Weltsprache ist ein Kapitel gewidmet, das zu speziellen Forschungen auf diesem Gebiet anregen kann und wohl auch von allgemeinem Interesse ist.

Ich gebe es im folgenden dem Wortlaute getreu wieder:

Von einer allgemeinen Sprache und Schrifft.

Hier möchte einer anfangs einwerffen / und sagen: wann alle Nationen einerley Character schrieben / und einerley Wörter redeten / so hätte man einerley Sprache und Schrifft / und dörffte man keine neue erfinden; darvon aber wird allhier nicht gehandelt / sondern die Sache und Proportion bestehet in zweyen Gliedern / erstlich in einem Mittel durch Character einander schrifftlich zu verstehen / daß doch jede Nation ihre Sprache behalte / und keine der andern Wort / sondern nur das Significatum und den Sensum verstehe. Hiervon haben sehr viel geschrieben. Comenius hat nach Anlaß der Chineser einen Orbem sensualium pictum ausgehen lassen / woraus noch wohl der nechste Weg zu einem allgemeinen Character zu finden. Ein Spanier / wie auch Pater Kircher haben sich ingleichen darinnen bemühet; aber Pater Schott in seiner Technica curiosa giebet den Preiß vor allen andern meinem neu-erfundenen Character / welchen ich A. 1660 heraus gegeben / und geliebts GOtt! dieses Jahr in forma eines vollkommenen Lexici, auf die Art meines Novi Organi Philologici, in sechs Sprachen / als Teutsch / Englisch / Polnisch / Lateinisch / Frantzösisch / Italiänisch / herausgehen wird / ein sehr nützliches Werck zu vielerhand Gebrauch. Die zweyte Art ist eine Sprache zu finden / welche man reden könte / als zum Exempel / wie die Lingva Franca, und welche doch gantz leicht zu begreiffen / etwan in vier Wochen Zeit zu erlernen / leicht auszusprechen / die Sachen doch wohl und umständig exprimiert / und aus der Natur der Sachen selbst genommen wäre: hierüber nun haben sich bemühet unterschiedliche / als Georgius Dalgarnus in seiner arte signorum, oder Charactere universali, & Lexico Grammatico Philosophico, item Franciscus Lothwick, item Job. Wilking, alle Engelländer / / und wie ich vernehme / so sind sie bey der Societät allhier noch geschäfftig das Werck auszufinden / aber wie mich deucht / so greiffen sie es zu künstlich und zu weitläufftig an / dergestalt / daß das Werck unpracticabel werden wird; wie dann des Wilkings Lingva Philosophica künstlicher ist / als alle andere Sprachen / und wolt ich eher Teutsch / Sclavonisch / Arabisch / Malaisch / Otaribisch und Lateinisch lernen / mit welchen sechs Sprachen man die gantze Welt durchkommen kan / als allein diese / des D. Wilkings, denn es ist eine unendliche multitudo darinnen / und hat solche zu erlernen noch niemand die Probe gethan / als der Hr. Boyle / welcher doch selbst bekennet / daß sie sehr schwer sey / so grosses Ingenium er auch hat: Meines Erachtens muß eine Sprache seyn / erstlich von zehn oder zwölff Buchstaben / wo kein R / Z oder schwere Buchstaben seyn /

sondern mehrentheils, Labiales, Dentales, Vocales, also / daß sie auch von einem / der eine schwere Zunge hat / doch leichtlich gesprochen werden kan. Zweytens / muß sie einen Character haben / der einfältig zu schreiben ist / also daß er auch von Bauren in einem Tage gelernet werden kan. Drittens / die unnöthigen Wörter / so in einer Sprache einen Überfluß und Weitläufftigkeit machen / müssen ausgemustert / und nur die nöthigen zum tägl. Gebrauch erfordernde Wörter zusammen gebracht / und in radices gestellt werden / davon ich einen eigenen Tractat geschrieben / de Verborum Sufficientia, und bewiesen / wie wenig Substantiva, Adjectiva, Verba, Adverbia, Praepositiones, Conjunctiones, Interjectiones, Pronomina in einer Sprache vonnöthen / und die Nomina Propria ausgenommen / wie vielerley Wörter seynd ihrer wohl / so in der gantzen heil. Schrifft seynd / oder wie vielerley Wörter sind in einer Sprache vonnöthen / / daß man sie wie eine Mutter-Sprache reden / und alles darinne exprimiren könne / mit drey / vier / oder zum höchsten mit fünfhundert Wörtern / also / daß man gar in einem Monat eine Sprache so weit wird lernen können / nemlich des Tages zehen oder zwölff Wörter / daß er eine Sprache zu genugsamer Nothdurfft verstehen und reden kan: Und hat diese meine ausgefundene sufficientia vocabulorum nicht nur ihren Haupt-Nutzen in dieser Lingva universali, sondern in ieder Sprache / welche solcher gestalt leicht erlernet werden kan. Vierdtens muß das viele variiren in den Declinationen und Conjugationen abgeschafft werden: Denn worzu dienen bey den Griechen so viel Variationes, das Medium, die Aoristi, die Futura, die Declinationes und Contracta? worzu bey den Lateinern so ein Hauffen Terminationes, so ein Hauffen Genera, so ein Hauffen Articuli, so viel Constructiones, so viel Exceptiones, Anomaliae, so viel Declinationes und Conjugationes, auch Comparationes, und dergleichen. An dieser universal Laical-Sprache hingegen ist gnug ein Genus, eine Comparation, ein Singularis, ein Pluralis, vier Casus, ein Activum und Passivum, ein Indicativus, Imperativus, Infinitivus, ein Praesens, Praeteritum und Futurum, und die drey Personen / und insgesamt etwan sechs Reguln in Syntaxi: Diß ist die gantze Grammatic auf einem einzigen Blat / und wil doch so viel exprimieren / als einer in seiner Sprache thun mag. Fünfftens soll man auch sehen / daß man in dieser Laical-Sprache Sylben und Wörter finde / die wenig Buchstaben haben / und leicht auszusprechen seyn / auffs höchste dissyllaba, und welche doch ein Ansehen haben / und auff die Lateinische oder Spanische Manier kommen. Sechstens / wann die Sprache dergestalt leicht zu lernen und zu reden ist / auch lieblich in der Aussprache / so wird sie bald in den Gemein seyn / als wie die Lingva Franca; und darum nenne ich sie eine Laical-Sprache / aber sie kan auch eine Philosophical-Sprache genennet werden / dieweil ich alsobald aus dem Wort und Buchstaben des Wortes die Variation und Etymologie / die Logische und Physische Natur desselben erkennen kan / welches de facto keine Sprache in der Welt hat: Zum Exempel / ich habe so vielerley Sachen / als in der Welt seyn / nemlich genera der Sachen / Radices gemacht / also daß / wann ich ein Wort höre oder lese / ich alsobald sehen kan / ob der Radix ein Thier / ein irrdisches Thier / ein vierfüßiges Thier / ein hüffiges oder gespaltener Klauen / gehöret / wiederkäuend / und endlich was seine specialissima praecisi mit andern Geschöpffen ist / welches / wer mein Philosophisch A b c hat / alsobald erkennen kan / wer aber nicht darauf Achtung geben will / kan sie als eine andere Sprache reden; aber hiervon ein mehreres in meinem Novo Organo Hexaglotto, sub titulo de Verborum Sufficientia. Sonsten hat Helmont ein Alphabetum naturale Hebraicum geschrieben zu Sultzbach; aber wie er in allen seinen Sachen confus ist / also ist er auch alldorten / und wer ihm opponieren wolte / wurde auff seine Objectiones keine Satisfaction haben / dann er um einen gantzen Bauren-Schritt fehlet / circa definitionem, figurationem, & sonum literarum, vocalium, gutturalium, labia-

lium, dentalium & lingvalium, darvon der künstliche Leser ein mehreres in meiner Lingva Laica mit besserm Fundament lesen wird. Ich habe einen Orgelmacher gekennt / welcher zwar nicht gestudirt / aber von Natur ingeniös war / welcher lange Zeit darüber gesessen / ob er durch Kunst einige Buchstaben redend exprimiren könte / daß gewißlich ein großer Theil Buchstaben im A B C seine Orgel-Pfeiffen gesungen / und theils sehr naturel exprimirt haben. Wie man die stummen Leute soll redend machen durch Kunst / erzehlet Stephanus Rodericus Castrensis Commentatio in librum Hippocratis de Alimentis sect. 2. p. 247. Daß in Spanien dergleichen sey practicirt worden / wie ihme der Budianus erzehlet / ist auch zu unsrer Zeit in Sultzbach dergleichen Exempel und Probe geschehen. —

Wien. Helene Elsner.

Emilia Galotti in Ramdohrs Umarbeitung.

Die Umarbeitung von Lessings Trauerspiel durch Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, deren Wilhelm von Humboldt in dem an Schiller unterm 22. September 1794 gerichteten Brief Erwähnung tut (Leitzmann[3] S. 55), ist, wie ich zu der Anmerkung des Herausgebers (S. 359) hinzuzufügen vermag, doch gedruckt worden und mit dem Titel „Odoardo und seine Tochter" im 2. Teile der 1799 zu Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung erschienenen „Moralischen Erzählungen" als Anhang von S. 295 bis S. 406 enthalten.

Leipzig. Fritz Adolf Hünich.

Zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen.

In Herders Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin findet sich noch einiges ungedruckte Material zum Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Zunächst ein paar Briefstellen.

Boie an Herder, 19. April 1772: „Ich beantwortete letztens glaub ich Ihre Fragen wegen unsrer schönen englischen Bücher nicht. Vermuthlich weil ich nicht viel darauf zu sagen hatte. Ich habe noch nicht viel, lege aber das Verzeichniß derselben bey, woraus Sie ungefähr sehen können, was da, und wie groß der Schaden ist. . . . Ich erwarte aus England einige neuere Sachen, die ich Ihnen mittheilen werde, sobald ich sie habe. z. E. Mason's english Garden, Stevensons songs, Essay on songwriting. . . ."

Raspe an Herder, 8. September 1772: „Man hat Ihnen schuld geben wollen daß Sie an der Lemgoischen Bibliothek mitarbeiteten. Ich habe Sie ritterlich darüber vertretten. Wahrscheinlicher schreibt man Ihnen einen Antheil an den Frankf. Gel. Anzeigen zu, von denen ich wünsche daß sie sich in ihrem Ton erhalten mögen. Sie sind ein heilsames Gegengift academischen Dünkels und eine trefliche Nach-Kur der Klozischen Kribbel-Krankheit."

Boie an Herder, 14. November 1772: „Mit der Rezension in den Frankf. Zeitungen bin ich nicht ganz zufrieden, so viel Ehre sie mir auch macht. Nicht weil sie meine Hülfstruppen unter die Figuranten setzt, sondern weil sie andre darunter setzt, die mir mehr zu verdienen scheinen."

Boie ist also der Freund, der Herdern „20 Meilen entfernt mit englischen Büchern versorgt" (Herder an Hamann, 1. August 1772). Die Rezension des Musenalmanachs auf 1773, mit der Boie nicht ganz zufrieden ist, steht in Nr. 91 vom 13. November und rührt von Merck her. Die Stelle von den Figuranten habe ich vermutungsweise für einen Einschub Goethes erklärt. Raspes Brief

gesellt sich zu den vielen Zeugnissen, wonach die Leser des Jahrgangs sogleich Herder an seiner Schreibweise erkannten.

Unter den Rezensionen, die ich Herder zugewiesen habe, befindet sich auch eine juristische. Diese Zuweisung mag wohl den Widerspruch herausfordern, und ich habe sie auch nur ungern, aber durch starke stilistische Indizien dazu genötigt, vorgenommen. Ich konnte damals nur anführen, daß Herders Nachlaß ein starkes Heft mit juristischen Exzerpten von seiner Hand enthält, und daß er 258 juristische Bücher besaß. Inzwischen bin ich nun auf ein Blatt in seinem Nachlaß aufmerksam geworden, das sein Interesse für Jurisprudenz in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen bezeugt. Unter den Bücherlisten in der Kapsel 34 seines Nachlasses findet sich ein Großquartblatt von seiner Hand mit 60 Titeln juristischer Bücher, das aus dem Jahre 1772 stammt, denn die darauf verzeichneten Schriften sind in diesem und dem vorangehenden Jahre erschienen. Von diesen 60 Büchern sind 11 in dem Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen angezeigt worden, nämlich:

Beckers Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Eisenach.
Eisenhardts Erzählung merkwürdiger Rechtshändel.
Schott, Entwurf einer juristischen Encyklopädie und Methodologie.
Otia in otio minime otiosi. Lemgo.
Berger, oeconomia iuris ed. Winckler. Leipzig 71.
Walchs introductio in controversias iuris.
Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. Frkf. a. M. 71.
Kopps Nachr. von der Verfassung der geistlichen und Civil-Gerichte in den Hessischen Landen.
Pütters auserlesene Rechtsfälle.
v. Cramer, Wetzlarische Nebenstunden.
Hommel, rhapsodia quaestionum in foro obvenientium (nur in der Anzeige einer Anzeige).

Diese 11 Titel finden sich auf dem Blatte nahe beieinander, nämlich innerhalb der Nummern 12—38, wenn wir die 60 Büchertitel durchzählen. Von den entsprechenden Anzeigen rühren neun von Höpfner und zwei von Goethe her. Das ganze Blatt ist als ein Verzeichnis der im Jahre 1772 vorliegenden juristischen Neuerscheinungen aufzufassen, das Herder sich im Interesse der Frankfurter gelehrten Anzeigen zu Anfang dieses Jahres angefertigt hat, als der spätere juristische Hauptrezensent Höpfner seine Mitarbeit noch ablehnte. Eine Abschrift des Verzeichnisses hat Herder vermutlich dem Redakteur Merck übersandt.

Eine zweite Bücherliste, die Herder sich für die F. g. A. angelegt hat, findet sich in derselben Kapsel auf einem Oktavblatt, das mit 83 abgekürzten und teilweise schwer lesbaren Büchertiteln eng beschrieben ist. Vorher hat er darauf den Anfang einer Übersetzung von Ossians Songs of Selma entworfen. Die auf dem Blatt verzeichneten Bücher sind 1771 und 1772 erschienen, einige wenige mit der vordatierten Jahreszahl 1773. Die Liste dieser Neuerscheinungen hat Herder bis zu dem Titel „Vorschlag zur Aufklärung usw. von Bahrdt“ aus dem Leipziger Meßkatalog von Michaelis 1771 ausgezogen; für die folgenden Büchertitel habe ich seine Quelle nicht auffinden können, und die Lesung ist deshalb hier nicht überall gelungen. Von den 83 notierten Büchern sind 21 in dem Jahrgang wirklich besprochen worden, und zwar größtenteils von Herder selbst. Da es doch einiges Interesse bietet, die zur Anzeige in dem berühmten Jahrgang vorgemerkten Schriften zu übersehen, so gebe ich auch dieses Verzeichnis hier wieder. Die in runden Klammern beigefügten Ziffern bezeichnen die dazu gehörige Rezension in Scherer-Seufferts Neudruck:

Aeschinis epistolae coroll. Sammet. — Anmerkung über Minerva von Armstrong. — Baretti Reise 2 Th. — Barkey Bibliotheca Hagana. — Die Bergpredigt in Versen. — Beschreibung des Weltgebäudes. — Betrachtungen über

die neuesten historischen Schriften. — Beschreibung der Tugend und des Lasters aus der Biblischen Geschichte. — Bibliothek, philologische von Walch (658). — Blums lyrische Gedichte (305). — Briefe vermischten Inhalts, Leipzig bei Schwickert. — Canut der Große eine Heldengeschichte (285). — Cube, Hiob. — Denina Staatsveränderungen (352). — Deutschlands gelehrte Contraste [von Gotifr. Schütze]. — Dionysius von Halikarnaß [übersetzt von Benzler, Lemgo 1772]. — Eden von Bahrdt (319). — Ehrengedächtnis der Frau Dippen. — Engel [C. F. v.] Poetische Versuche über die Psalmen. — Engelmann Theorie über die Erbauung (240). — Ewald Fall der ersten Menschen (372). — Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier (233). — Geheimnisse der deutschen Kunstrichter [von Joh. Frdr. Schwarz]. — Geschichte der lezten Lebensjahre Jesu. — Geschichte der . . . . — Gullivers Reisen von neuem übersetzt. — Guys Literarische Reise (628). — Hallers Usong (86). — Hypomnemata zu Bahrdts Dogmatik. — Die Jägerin (172). — [J. B.] Michaelis Briefe an Jacobi und Gleim. — Janotzki Musarum Sarmaticarum nova Specimina. — Idalie die unglückliche Liebhaberin. — Journal für das Frauenzimmer. — Klotz acta. — le Brets Geschichte der Deutschen. — Michaelis Orientalische und Exegetische Bibliothek. — Michaelis 2. und 3. Buch Mose. — Michaelis über [die] 70 Wochen [Daniels]. — Moses [Mendelssohn] Prediger Salomo [Ansbach 1773]. — Brittisches Museum (3). — Noesselt opuscula ad interpretationem S. S. — Das Nonnenkloster. — Pokocks [Richard Pococke] Beschreibung des Morgenlandes. — Psalmen und Lieder von Langen. — Rytschkow Versuch einer Historie von Kasan. — Semlers Elias Levita. — Semlers Commentarii historici de antiquo Christianorum statu [Halle 1771—1772]. — Semler von freier Untersuchung des Canon (403). — Youngs Klagen 5 Teil. — Versuch einer Kirchengeschichte [des 18. Jahrhunderts. Lemgo 1771]. — Versuch über den Ursprung der Sprachen [Riga 1771]. Vorschlag zur Aufklärung des Lehrbegriffs unserer Kirche von Bahrdt [1771]. — Mémoir. de l'Elephant. — . . . . Wörterbuch [?] der Wissenschaften und Künste. — Anson über . . . . Beschreibung. — Beattie von Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (553). — Briefe über Th. und M. Briefe Schäffer und Kronprinz (230). — . . . . Denina. — Die Expedition Humphrey Clinkers (636). — Fabers Archäologie der Hebräer. — Farrs [?] Untersuchung über den natürlichen Ursprung . . . . — Gedichte von einem litthauischen Juden (461). — . . . . — Heynatz Briefe über deutsche Sprache. — Lavaters Aussichten Band 2. — Burian [übersetzt (von Waser) 1769—1773]. — . . . Apollonius von Thyana. — Klotz Opuscula philologica et oratoria [Halle 1772]. — Magazin der deutschen Kritik (647). — *Lunadori* gegenwärtiger Stand des Päpstlichen Hofes [Halle 1771]. — Brittisches Theologisches Magazin. — Neues Bremisches Magazin. — Schulzens Versuch. — [C. F.] Schulzens Bibliothek der griechischen Literatur (122). — les Oeuvres d'Algarotti. — Realwörterbuch der Künste [?]. — Rabners Briefe. — Schlotz [?] Ideal und . . . . — Revision der Philosophie (313). — Weisens [= Weißes] Kleine lyrische Gedichte [Leipzig 1772].

Die beiden Listen zeigen, daß Herder an den vorbereitenden Redaktionsarbeiten für den Jahrgang 1772 der F. g. A. einen größeren Anteil hat, als bisher angenommen wurde.

Zum Schluß eine kleine Anmerkung zu der Miszelle von H. Bräuning, Bd. 16, S. 785 dieser Zeitschrift. Bräuning verficht gegen mich die Meinung, daß Mercks Brief vom 30. Januar 1772 an Lebret, nicht an Raspe gerichtet ist. Aber ich habe ja genau dasselbe behauptet (S. 354 meines Buchs)! Wir sind also ganz einig.

Berlin. Max Morris.

Die Göttin der Gelegenheit.

In seiner Miszelle „Die Götlin der Gelegenheit" erwähnt S. Aschner unter anderen die Stelle in den Römischen Elegien „Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit usw." Ich möchte darauf hinweisen, daß Goethe auch an einer anderen Stelle diese Göttin einführt: In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (Weimarer Ausgabe XXII 78, 13 ff.) sagt Wilhelm von Shakespeares Ophelia: „Ihre Einbildungskraft ist angesteckt, ihre stille Bescheidenheit atmet eine liebevolle Begierde, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen." Auch Schiller hat die Gelegenheit — man möchte sagen: in höchst dramatischer Weise — personifiziert. In Wallensteins Tod V. 624 sagt die Gräfin, daß zwischen Wallenstein und dem Kaiser „Die Rede nicht kann sein von Pflicht und Recht, Nur von der Macht und der Gelegenheit! Jetzt ist sie da, sie naht mit schnellen Rossen. Drum rasch dich in den Wagen geschwungen . . .!" Die Worte „Jetzt ist sie — geschwungen . . ." hat Schiller indes wieder getilgt.

Berlin. Albert Fries.

Ein bisher unbekanntes Urteil über „Werther".

In der 1775 zu Bern bei der typographischen Gesellschaft im Druck erschienenen Vorlesung Leonhard Meisters „Ueber die Schwermerei" ist, nach einigen Beispielen von verliebter Schwärmerei und im Anschluß an die Notiz der „Deutschen Chronik" von der Konfiskation des Wertherromans in Leipzig, auf S. 14 zu lesen:

„In der That ist es ebenfalls Schwermerei, wenn Werther wegen des Verlusts seiner Lotten sich selber ermordet. Auf der Wagschale überwiegt da ein Mädchen die ganze übrige Schöpfung. Mit Erlaubniß so vieler empfindsamen Seelchen — wie klein, wie niedrig, aber auch wie höchst verderblich ist nicht ein solcher Enthusiasmus, der einem schönen Mund das Glück des Lebens, die heiligsten Pflichten, kurz, die Ruhe und Wolfarth der menschlichen Gesellschaft als eine Kleinigkeit aufopfert! Mit aller Wonnegluth und Schnellkraft der Seele ist der verliebte Schwermer für sich und für seine Nebenmenschen verloren, ist gleich einem Steüermann, der dem Schifbruch entgegen seegelt, während daß er mit klugem Laviren hätte an Bord landen können."

Eine Anmerkung besagt hierzu noch:

„Wenn wir indessen die Morale in diesem Roman tadeln, so hinterts uns keineswegs, die Kunst und das Genie darinn zu bewundern."

Leipzig. Fritz Adolf Hünich.

Eine Quelle der unterdrückten Vorrede zu den Räubern.

In der ersten Vorrede zu den Räubern ereifert sich der junge Schiller über den Theaterpöbel aller Stände, der den Ton der Beurteilung angibt. Es ist nach Weltrichs Charakteristik eine prächtige, die Roheit wie die Geziertheit der Zuschauer geißelnde Stelle. Minor erinnert bei diesen Gesprächen nach einer Aufführung der Emilia Galotti an Lenz' Darstellungsweise. Schiller selbst weist aber mit den ersten Worten auf Wielands Abderiten hin, die dem Dichter wie dem Publikum aus dem Teutschen Merkur in frischer Erinnerung waren. (Die hier in Betracht kommenden Stellen sind aus den Juli- und Augustheften des

Jahres 1778. in denen die Abderiten nach vierjähriger Pause wieder aufgenommen wurden.) Meines Wissens ist dieser Fingerzeig — abgesehen von der Kur des Hippokrates — bisher nicht beachtet worden. „Es ist das ewige Dakapo mit Abderia und Demokrit", nämlich sich nicht mit dem Zusammenhang des Ganzen zu befassen und die Absicht des Dichters zu erraten, sondern die Tragödie als Gelegenheitsmacherin für verwöhnte Wollüste oder als Zeitvertreib für gähnende Langeweile zu betrachten, wie das Schiller noch weiter im Aufsatz „Über das gegenwärtige teutsche Theater" ausführt.

Im 7. Kapitel des 2. Buches hat Hippokrates den Abderiten sein ärztliches Gutachten abgegeben und sechs Schiffsladungen Nieswurz aus Antichra verschrieben. Im nächsten Kapitel macht sich die Bürgerschaft fertig, in die Komödie zu gehen. Ihr Nationaltheater ist eine so schöne Gelegenheit zur Verfeinerung ihres Witzes und Geschmackes, ein so unerschöpflicher Stoff zu unschuldigen Gesprächen in Gesellschaften und verschafft besonders dem schönen Geschlecht ein so herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende Langeweile. „Was werden sie uns heut für ein Stück geben?" ist die allgemeine Frage in Abdera, aber die Antwort kann schlechterdings von keinem praktischen Nutzen sein. Denn die Leute gehen in die Komödie, es mag ein altes oder ein neues, ein gutes oder schlechtes Stück gespielt werden. Ehe nun Wieland eine kleine Abschweifung über das ganze abderitische Theaterwesen unternimmt, bittet er sich von dem günstigen und billig denkenden Leser die Gnade aus, aller widrigen Eingebungen seines Kakodämons ungeachtet sich ja nicht einzubilden, daß hier unter verdecktem Namen von den Theaterdichtern, den Schauspielern und dem Parterre seiner lieben Vaterstadt die Rede sei, sich also aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten. Der Kakodämon hat aber offenbar bei dem Dichter der Räuber gesiegt, als dieser zur Ostermesse 1781 das Publikum im Geniestil abkanzelte. Man vergleiche unsere Stelle mit dem Urteil des Archons von Abdera über die Komödie und den Theatergesprächen der Abderiten aus dem 2. Kapitel des 3. Buches. „Das Komödienwesen", pflegte der Archon zu sagen, „das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Einvernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergetzt sich auf die eine oder andere Art, entweder mit Zuhören oder mit seiner Nachbarin oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklascht, jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!" Von der wichtigen Rolle der Theatergespräche haben wir schon gehört. „Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielen sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen, was daran in der Tat beifallswürdig sein möchte oder nicht . . . Wenn sie von ihren Schauspielern schwatzten, so war es nur, um einander zu fragen, ob, zum Beispiel, das gestrige Stück nicht schön gewesen sei? und einander zu antworten: ja, es sei sehr schön gewesen — und was die Schauspielerin, welche die Iphigenia oder Andromache vorgestellt, für ein schönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfes und der Arme und zwanzig andre Dinge dieser Art an den Schauspielern und Schauspielerinnen . . ." Etwas von diesen Dingen erleben wir abends mit bei der Aufführung der Andromeda des Euripides. Von den schönen Formen der angeschmiedeten Andromeda ging unter ihrer rosenfarbnen Draperie wenig oder nichts für die Zuschauer verloren. Sie mußte ihren Monolog dreimal wiederholen, damit die Kenner sie desto länger mit lüsternen Blicken betasten konnten. „Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück!" sagte einer zum andern mit halbgeschlossenen Augen, „ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt?" — „O, über allen Ausdruck! Es ist, beim Anubis, nicht anders, als ob Euripides

das ganze Stück bloß um ihretwillen gemacht hätte!" — Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" sagten sie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen diesmal so unglücklich ausgeteilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen!" — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vorteil aufgesetzt. — Der Gürtel war zu hoch und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproportionierte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten . . ."

Das Kapitel über das abderitische Theaterwesen hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Im Septemberstück des Teutschen Merkur 1778 mußte sich Wieland gegen „Mißdeutungen und abderitische Anwendungen" öffentlich verwahren. In mehr als fünfzig Städten Deutschlands habe man sich in den Kopf gesetzt, es sei auf diese einzelnen Städte besonders abgesehen. Wieland gibt im Verlauf seiner Abwehr gar manche Ähnlichkeit des Nationaltheaters von Abdera mit den deutschen Schaubühnen ironisch lächelnd zu, Schiller dagegen wirft als rechter Dramatiker der Geniezeit eines dieser ewigen Dakapo, ein Bild der lebendigen Gegenwart, mit reichergiebigem Farbenquast hin.

Berlin-Wilmersdorf. Philipp Simon.

Zur Frage nach der Verfasserschaft des Athenäumfragments 253.

Johann Frerking-Hannover hat kürzlich in dieser Zeitschrift (Euph. 16, 4 S. 789) auf Grund einer Parallelstelle aus A. W. Schlegels Wiener Vorlesungen (3, 90; 2. Ausgabe, Heidelberg 1812) den Verfasser des wichtigen Athenäumfragments 253 in August Wilhem Schlegel zu erkennen geglaubt. Minor hatte (Fr. Schlegels Jugendschr. II, 245) für jeden der Brüder eine Stelle angeführt, in welcher es sich wie im Fragment um das Problem der dichterischen Korrektheit handelte, und die Frage nach der Verfasserschaft unentschieden gelassen. Unzweifelhaft stimmt nun die von Frerking angeführte Stelle viel genauer zu dem Fragment als jene beiden Minorschen (A. W. im Bürgeraufsatz, Chrakteristiken 1801, II, 73 ff. und Fr. Schl., Georg Forster ib. I, 119); trotzdem aber scheint sie mir für die Verfasserschaft Wilhelms nicht viel zu beweisen. Denn sie entstammt den Wiener Vorlesungen, entstand also rund ein Jahrzehnt nach dem Athenäumfragment; und es ist bekannt, wie häufig Wilhelm in seinen Vorlesungen schon früher gefundene Ergebnisse, ganz gleich, ob sie nun von ihm selbst oder von dem Bruder herrührten, übernommen und — nicht selten mit geringer Milderung ihrer Schroffheit — einer breiteren Öffentlichkeit mitgeteilt hat. Zu dieser typischen Wanderung und Wandlung romantischer Gedanken würde sehr gut die leichte Veränderung in der Form der vorliegenden Stelle passen, die aus einer Paradoxie einen allgemein annehmbaren Gedanken macht:

Athenäum	W. V.
. . . ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakespeare	. . . so darf man Shakespeare . . . in den meisten Fällen auch den Namen eines korrekten Dichters nicht versagen.

Wenn es sich aber um die Verfasserfrage eines Athenäumfragments handelt, so kommen als beweiskräftig nur solche Parallelstellen in Betracht, die dem Athenäum zeitlich nahe stehen, wenn möglich vorausgehen. Derartige Stellen

aber finden sich in Friedrichs Schriften aus diesen Jahren nicht ganz selten. So erwähnt er im „Studium der griechischen Poesie" (gedruckt 1797) wie in der „Geschichte der Griechen und Römer" (1798) den Begriff der dichterischen Korrektheit (Minor a. a O. I, 150_{40}, 156_{41}; 157_{14}; 303_{26}; 303_{35}; 304_{19}; 306_{31}; 308_{36}) hier freilich nur in der allgemein giltigen, bei den Kunstrichtern gebräuchlichen Bedeutung des Wortes. Am wichtigsten aber erscheint mir eine Stelle aus dem „Kunsturteil des Dionysios über den Isokrates", das in Wielands Att. Museum (I, 3 S. 161 ff) 1796 erschien: Minor I, 197_{8} ff.

Kunsturteil	Athenäum
Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunstwerke bis ins feinste Geäder, welche durch die Strenge und das Maß des Fleißes selbst Kraft erfordern und beweisen kann; jene Korrektheit (denn mit diesem Worte, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerlosigkeit unterschieben darf, kann man wohl am besten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer . . . ewig Beifall und Nachahmung verdienen wird) ist in der Poesie der Hellenen . . . ungleich jünger.	In dem edleren und ursprünglichen Sinne des Wortes korrekt, da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innersten und Kleinsten im Werke nach dem Geiste des Ganzen praktische Reflexion des Künstlers bedeutet, ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakespeare.

In diesen Stellen scheinen mir sowohl die Übereinstimmungen wie selbst die Abweichungen für Friedrichs Verfasserschaft zu sprechen. Übereinstimmend in beiden haben wir die Definition des Begriffes als Durchbildung ꝛc. (s. o.) und die Wendung gegen den landläufigen Begriff der Korrektheit, die übrigens auch in der von Minor angeführten Stelle in Friedrichs „Forster" wiederkehrt (Minor II, 134_{22}); neu hinzu kommt in der späteren Stelle einmal die Beziehung auf Shakespeare, dann aber die Betonung des „Absichtlichen". Nun lag zwar Shakespeare beiden Brüdern, dem Übersetzer wie dem Kunstkritiker, in jener Zeit ziemlich gleich nahe; aber das Absichtliche und Bewußte, die „praktische Reflexion" in der dichterischen Arbeit gehörte zu den Lieblingsgedanken Friedrichs und hing ja eng mit seinen Theorien über das Wesen des Dichters zusammen; vgl. z. B. Lyceumfragment 23 (Minor II 185_{24}) u. a. So könnte man vielleicht nicht nur den Verfasser des Fragmentes in Friedrich Schlegel erkennen, sondern auch die allmähliche Entwicklung dieses Gedankens in seinen Schriften feststellen.

Breslau. Bertha Badt.

Zu dem Briefe Wielands „an einen Dichterling"[1]).

J. Trefftz wird recht haben, wenn er aus dem Ausdruck des Wielandschen Briefes: „Der lange Weg von Eisenstadt nach Weimar", schließt, der Aufenthaltsort des Adressaten sei das ungarische Städtchen Eisenstadt (ung.: Kismarton) im Komitat Ödenburg gewesen. In diesem Falle aber ist der zudringliche „Dichterling" höchst wahrscheinlich niemand anderer als der auch bei Goedeke (VII, 110—111)

[1]) S. Euph. XVI (1909), 745—746.

angeführte Georg von Gaal (geb. 1783, gest. 1855). G. v. Gaal begann sich in Pest sehr früh (1802—1804) literarisch zu betätigen, und zwar in ungarischer Sprache. Doch der strenge Vater, der solchen Ehrgeiz tief verachtete, wollte von einer literarischen Laufbahn seines Sohnes nichts wissen und verbot ihm ernstlich sich mit derlei unnützen, ja für seine Zukunft geradezu gefährlichen Dingen zu befassen[1]). Auf des Vaters Antrieb mußte er 1804 eine Anstellung bei der Domänenregie des Fürsten Esterházy in Eisenstadt annehmen, und unter den neuen Verhältnissen schien er nun tatsächlich alles Schriftstellern aufgegeben zu haben. Doch nur für einige kurze Jahre, denn schon 1809 (vgl. Goedeke a. a. O.) tritt er wieder öffentlich als Literat auf, und zwar in deutscher Sprache, in welcher er dann bis zu seinem Tode eine allerdings nicht berufsmäßige, aber eifrige und namentlich von ungarischem Standpunkte vielfach verdienstliche Tätigkeit entfaltete.

All das paßt — auch chronologisch — mit überraschender Genauigkeit zu dem Inhalt des Wielandschen Antwortschreibens und wird vielleicht noch bekräftigt durch Wendungen, wie: „wenn ich Ihr Vater, Oheim oder älterer Bruder wäre, würde ich Ihnen ernstlich abraten, sich durch den Reitz der Musen... verführen zu lassen," oder: „spielen Sie mit Ihrer Muse . . . in Nebenstunden so viel Sie wollen, aber machen Sie Ihr Hauptwerk immer aus einer solchen Anwendung Ihrer Geisteskräfte, wodurch Sie Ihrem Fürsten, Ihrem Vaterland und Sich selbst nützlich werden können." Daß sich Gaal mit seiner lästigen Angelegenheit gerade an den alten Wieland wandte, mag irgendwie mit dem Umstande zusammenhängen, daß Wielands Sohn, Ludwig, 1808 zum Inspektor der fürstl. Esterházyschen Kupferstichsammlung in Wien ernannt wurde[2]). Wozu noch zu bemerken ist, daß auch Gaal in demselben Jahre als Kustos der Esterházyschen Bibliothek aus Eisenstadt nach Wien übersiedelte.

Kolozsvár (Klausenburg). J. Bleyer.

Zu Eduard Mörike.

Die sogenannten romanischen Strophen, die bei den späteren Romantikern ungemein beliebt waren, werden bei Mörike, dem feinen Formkünstler, verhältnismäßig selten verwendet; bei dem reifen Mörike darf man vielmehr von einer Abneigung gegen dieselben und von einer bewußten Vorliebe für antike Vers- und Strophengebilde sprechen — es hängt ja auch mit seinen Studien und Übersetzungen der antiken Lyriker zusammen. Unter seinen Gedichten habe ich zwölf Sonette gezählt; sie fallen sämtlich (mit Ausnahme des unbedeutenden Gelegenheitsspasses vom Jahre 1852 „Zwei dichterische Schwestern") in Mörikes Jugendzeit, noch vor seinen „Maler Nolten", wo sechs von ihnen zum erstenmal gedruckt erschienen. Neben dem 5. Peregrina-Gedichte („Die treuste Liebe steht am Pfahl gebunden") sind es die einen geschlossenen Kreis bildenden Sonette an Luise Rau vom Jahre 1830; eines von diesen („Wahr ist's mein Kind") hat der Dichter dann aus seiner Gesamtausgabe der Gedichte ausgeschlossen. Eine bedeutende Wandlung mußte auch das Sonett „Ich sehe dich mit rein bewußtem Willen" vom Jahre 1830 durchmachen; in seiner ersten, übrigens nie veröffentlichten Fassung, war es Luise Rau gewidmet. Dann wurde es vom Dichter bedeutend,

---

[1]) S. darüber die neueste Biographie Gaals von J. Gácser in „Soproni kath. fögymnasium értesitöje" 1904—1905, S. 5—6.

[2]) Vgl. Neue Annalen der Literatur des österr. Kaiserthumes 1808. Dez. Intelligenzblatt.

wenn auch nicht glücklich umgearbeitet und seiner zweiten Braut Margarete von Speeth dargebracht; erst nach der Hochzeit ließ Mörike das Gedicht, dessen beide Fassungen man nun bei Maync I. 256 und 290 vergleichen kann, in der Stuttgarter Frauen-Zeitung vom Jahre 1852 drucken. Für den zarten Liebhaber der schlichten Luise Rau war das Sonett wohl die eigentliche poetische Ausdrucksform.

Ähnlich wie die Sonette gehören auch Mörikes Stanzen ausschließlich seiner Jugendzeit an. Zwei unter seinen ältesten Gedichten „Die Liebe zum Vaterlande“ und „Auf Erlenmayers Tod“ (Mayncs Ausgabe I 268 und 273) sind in ziemlich gewandten Oktaven geschrieben und auch das allerdings bedeutend später (1827) entstandene Gedicht, welches die Summe der Uracher Zeit zieht, „Besuch in Urach“, bedient sich dieser Form. Ich möchte sie geradezu für eine Spezialität der Uracher Periode erklären. Da durch einen Brief an Wilhelm Waiblinger vom Februar oder März 1822 (Briefe, Bd. 1, S. 16) Mörikes Vorliebe für Ariosto bezeugt ist, dürfte man wohl auch das durchaus romantische Vergnügen des jungen schwäbischen Poeten an der Stanze auf das Vorbild von Gries zurückführen, dessen vortreffliche Umdichtungen der italienischen Epiker die Stanze in Deutschland erst eigentlich einbürgerten, nachdem bereits Wieland auch hier tüchtig vorgearbeitet hatte. Mörikes geistiger und poetischer Führer in jener Zeit, Wilhelm Waiblinger, dem allerdings das feine Verständnis für die innere Form durchaus abging, war damals und noch später ein eifriger Stanzenschmied. Nicht nur gedankenreiche Apostrophen und Widmungsgedichte werden bei Waiblinger in dieser Strophenform vorgetragen, sondern er greift zu ihr auch in seinen „Erzählungen aus Griechenland“, was natürlich zu argen Künsteleien führt (vgl. das Gedicht „Kalona-ore“, XIX. Gesang).

Mörike ist der Stanze nicht treu geblieben; nachdem sich seine persönlichen und literarischen Vorbilder gewandelt haben, warf er auch diese Form weg. Dennoch findet sie sich noch in seinem Peregrina-Zyklus. Das erste Peregrina-Gedicht „Der Spiegel dieser treuen braunen Augen“ bestand ursprünglich (vgl. Krauß in Euphorion Erg. 2. S. 105, und jetzt auch die Lesarten bei Maync Band I. S. 465) aus zwei Strophen, von denen die zweite bereits im „Maler Nolten“ fallen mußte. Es waren zwei regelmäßige Stanzen, die erste — heute die einzige — allerdings mit einer bei Mörike keineswegs ungewöhnlichen mundartlichen Ungenauigkeit (es reimen A u g e n — s a u g e n — t a u c h e n, so daß wenigstens für das Auge der Eindruck der Stanze verloren geht). Einen Anklang an die Stanze höre ich aus dem IV., unter allen zuletzt entstandenen Peregrina-Gedichte, dessen handschriftliche Fassung leider nicht mehr vorliegt. Dem Inhalte wie der Form nach besteht das Gedicht „Warum, Geliebte, denk' ich dein?“ aus zwei Teilen. In der ersten vierzeiligen Strophe spricht der Dichter seine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Geliebten aus; dabei bedient er sich einer sehr wirksamen rhetorischen Frage. Die zweite, acht Verse umfassende Hälfte bringt dann in satter Schilderung die Erscheinung der „mitleid-schönen“ Peregrina; die zwei abschließenden Verse erheben sich zu einer fast dramatischen Kraft: der Dichter schluchzt laut auf und verläßt mit der Geliebten das Haus. Diese zweite Strophe besteht aus acht fünffüßigen Jamben, die folgendermaßen durch Reime verbunden sind abba abcc; es ist tatsächlich eine mit einer kleinen Freiheit behandelte Stanze. Ganz vorzüglich gelang hier Mörike eine sehr feine Eigentümlichkeit der Stanze: das letzte Reimpaar cc bildet auch gedanklich eine Einheit für sich. Dieses schöne Gedicht gehört zu denjenigen, in welchen Mörikes Liebespein, die das eigentlichste Erlebnis seiner Jugend war, nachzittert; es hat wohl etwas für sich, darin auch den Nachklang jener Vers- und Strophenform zu hören, die für seine Frühzeit bezeichnend ist.

P r a g. A r n e N o v á k.

Heine—Storm.

Es scheint, daß die Beziehungen Heine—Storm viel tiefer wurzeln, als daß eine so wenig tief schürfende Untersuchung, wie die Eichentopfs (Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwickelung) ihre Wurzeln hätte bloßlegen können. Daß Storm in dem, was Meyer Psychologie der Hand nennt, von Heine angeregt worden, darf man wohl als feststehend betrachten. Aber Heine scheint auch in anderer Hinsicht Storm beeinflußt zu haben: in der Art nämlich, wie er die Augen und ihre Schilderung zur Charakterisierung seiner Gestalten benutzt. Heine dürfte wohl der erste sein, der in einer originellen Weise das Auge zur Charakterisierung seiner Personen verwendet. Viele seiner Gestalten bannt er nur auf kurze Augenblicke vor unsere Augen, nur wie geisterhaft huschen sie an uns vorbei. Da bleibt ihm oft kaum Zeit, eine detaillierte Schilderung ihres Äußeren zu entwerfen. So gilt es, das besonders Charakteristische scharf zu beleuchten. Vollends aber ist es unmöglich, die Personen durch ihr Tun sich selbst charakterisieren zu lassen. Sollen aber die Gestalten des Dichters uns irgendwelches Interesse abgewinnen, so müssen wir unbedingt etwas von ihrem Innern erfahren. So projiziert Heine förmlich das Innere seiner Personen nach außen: er wählt die Epitheta des Auges — des charakteristischen Teiles der menschlichen Erscheinung — so, daß sie andeutend uns über Charakter und Gefühlsweise der Personen belehren. So spricht er (um nur einige Beispiele anzuführen) von tiefsinnigen, klaren (3, 30), freien, großen (3, 53) Augen, von begeisterten Märtyreraugen (3, 263), von solchen, die einen krankhaft schwärmerischen Tiefsinn verraten (3, 55), in denen verborgene Kümmerlichkeit liegt (3, 249), von Augen, die tief und tödlich sind (3, 256), stolz vergnügt (3, 339), spitzfündig (3, 379), fromm (3, 392).

Ganz ähnlich wie Heine verfährt Storm. Schon P. Schütze, später R. M. Meyer, haben darauf aufmerksam gemacht, daß Storm unerschöpflich ist an Beiwörtern und bildlichen Wendungen, die das Auge angehen. Auch bei Storm dienen die Beiwörter zunächst zur Charakterisierung der Personen. E. Schmidt meint, die Personen Storms lebten so ganz in der Sphäre des Gemütes, daß man am Ende nicht weiß, ob sie gescheit oder stumpf sind (Charakteristiken 1, S. 442). Dem sucht Storm bewußt oder unbewußt dadurch abzuhelfen, daß er den Augen Beiwörter gibt, die die Person charakterisieren sollen[1]). Aus dem fast unerschöpflichen Reichtum der Belege bei Storm wollen wir hier nur einige besonders charakteristische anführen: kluge Augen (1, 316, 7, 175), milde (1, 326), ehrliche (2, 127), stille (2, 163), Augen, in welche sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien (1, 3); in den Augen Constanzens (1, 174) ist „noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die sich geliebt wissen, auch noch nach der ersten Jugend findet". Das Zithermädchen (Immensee) hat sündhafte (1, 14), verirrte Augen (1,36). In den Augen Susannens ist etwas von dem blauen Strahl eines Edelsteins (4, 19) und den Erzähler überfällt es, ob ihm nicht von diesen Augen Leids geschehen könnte. Unsere Vermutung, daß in dieser Hinsicht eine Beziehung zwischen Heine und Storm bestehe, erhärtet unter anderem der Umstand, daß sich bei beiden ganz analoge Beiwörter vorfinden. Es will wohl nicht viel sagen, wenn Heine und Storm von klugen (Storm 1, 316, 7, 175: Heine 3, 282), von stillen Augen sprechen

---

[1]) Nicht unerwähnt darf bleiben, daß demselben Zwecke auch die Beiwörter, die die Hand betreffen, dienen: treue und sorgsame Hand (2, 39), milde (7, 328), barmherzige (5, 149), harte (1, 324), sichere (7, 82; 2, 254), reiche (7, 14), regsame (2, 69; 4, 122), eifrige (1, 194), saubere (5, 104), von Eisen (6, 268), freie (8, 217), böse (5, 188), gute (8, 93), gesegnete (1, 232), stark und keusch (2, 186), sanfte (6, 308), flüchtige (6, 257) Hand.

(Storm 2, 163: Heine 3, 163); beweisender dagegen dünken uns Analogien wie die folgenden:

Heine 3, 408: Augen, die ganz weltkindlich sind — Storm 2, 54 leichtfertig; Heine 3, 164 klagende, 3, 493 Augen, die mit abenteuerlicher Wehmut ansehen — Storm 2, 7 melancholische; Heine 3, 243 große katholische — Storm 2, 317 gefirmte; Heine 3, 138 tote — Storm 1, 37 tote. Wir könnten noch anführen, daß beide, Heine wie Storm, Vorliebe für große Augen haben (Heine 3: 53, 137, 239, 243, 246, 258; Storm 1, 197; 4, 187; 1, 108; 1, 267; 7, 168). Auch in bezug auf die Angabe der Farbe des Auges ließe sich manche Analogie finden; so wenn das Auge mit dem Veilchen verglichen wird: Heine 3, 133, die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? Storm 2, 30: „Agnes, ich pflücke dir die Veilchen aus den Augen!" Wohl aber muß hier auch ein Unterschied konstatiert werden: während Storm blaue, graue, schwarze und braune Augen verzeichnet, erwähnt Heine am liebsten nur blaue und schwarze Augen, daneben aber auch grüne (3: 55, 178, 294, 296, 314; diese höchst selten verzeichnete Farbe wird mehrmals auch bei Liliencron angeführt).

Wie Heine auf Storm, scheint Storm wieder auf Frenssen eingewirkt zu haben. Allerdings geht Frenssen weiter als Storm, viel weiter als Heine. Er führt uns fast keine Person vor, ohne uns zugleich auch durch ein charakteristisches Beiwort ihre Augen geschildert zu haben, wobei er jedoch der Farbe des Auges selten Erwähnung tut. Natürlich wendet er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Augen seiner Helden zu. Heim Heiderieter (Die drei Getreuen) hat funkelnde, freundliche (137), blitzende, tiefe (82), kluge (43) Augen. Jörn Uhl hat kluge, stille (55), scheue, tiefliegende, bitterernste (173), merkwürdig tiefe (306, 83, 519) und wahre (519) Augen. Kai Jans (Hilligenlei) hat gute schöne (222), aufmerksame, ein wenig ängstliche, verwunderte (41), tiefliegende, ernste Augen (114); Augen, in denen eine verwunderte, sonderlich reife Seele hockt, die spähend und wirr auslugt, wie ein scheues, feines Mädchen mit unruhigem Herzen nach dem Geliebten aussieht, den es doch fürchtet, weil es ahnt, daß er ihrer nicht würdig ist (114); Augen, in deren Tiefe, auf einem dunklen Thron, eine lichte Schönheit sitzt (203).

Ja, die Übereinstimmung zwischen dem Charakter der Personen und dem Ausdruck des Auges, der Art des Blickes, geht bei Frenssen so weit, daß, wenn sich durch irgendwelche Umstände das Innere des Menschen verändert hat, man es sofort auch an seinen Augen erkennt. So erkennt Heim deutlich, da er nach vielen Jahren Andres wiedersieht, daß dieser andere Augen bekommen hat: es sind wohl noch stolze, schöne Augen, aber sie sind nicht mehr ruhig, nicht mehr rein (71, 72).

Ähnlicher Belege ließen sich viele anführen (Die drei Getreuen 63, 397, 398, 395; Hilligenlei 213, , 300, 301, 302, 382, 454). Dabei entgeht Frenssen allerdings nicht der Gefahr, die ihm droht: der Manier. Unserem Empfinden nach wenigstens streift es hart an Manier, wenn ebenso wie der Dichter unterschiedslos alle seine Personen auf das Auge des anderen achten, jede Veränderung desselben merken und darauf aufmerksam machen. (In „die drei Getreuen" plaudert sogar der Sessel im Wohnzimmer des Strandigerhofes von Marias „traurigen Augen" 148.)

So sehen wir, daß Frenssen den Gipfelpunkt einer Entwicklungsreihe, zugleich aber auch ihren Endpunkt bildet. — Um nun auf die Beziehungen Heine—Storm zurückzukommen: bei der Beurteilung dieses Verhältnisses darf man nie den Umstand aus den Augen lassen, daß Storm nicht umsonst Erinnerungsdichter war. Nicht allein eigene Erlebnisse, Gedanken und Ideen bewahrt seine Erinnerung mit bewunderungswürdiger Treue (wofür der beste Beweis das häufige Wiederkehren von Gedanken in Prosa und in Versen, vgl. Baesecke,

Zeitschrift für deutsche Philologie 41. Band, Heft 4, S. 520 ff.); sie bewahrt ebenso treu Gedanken und Ideen, die Storm bei einem anderen Dichter besonders angesprochen; diese Reminiszenzen werden dann zu Elementen seiner eigenen Dichtung. Ich will dafür nur ein Beipiel anführen. Storm spielt gern mit dem Gedanken, daß, so wie die Liebe in der Nacht leidenschaftlicher wird, auch die Gerüche der Blumen stärker werden (8, 249; 8, 210; 8, 203). Am schönsten wohl kommt dieser Gedanke zum Ausdruck in dem Gedichte „Abends" (8, 202):

Warum duften die Levkojen so viel schöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen so viel röther bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht auferwacht,
Diese brennend rothen Lippen dir zu küssen bei der Nacht?

Das Gedicht scheint nichts anderes zu sein, als eine sehr glückliche poetische Formulierung und Prägung des Gedankens, den Heine in den Reisebildern ausspricht (III, 38):

„. . . . . . aus meinem Herzen ergossen sich die Gefühle der Liebe, ergossen sich sehnsüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenster dufteten stärker. Düfte sind die Gefühle der Blumen, und wie das Menschenherz in der Nacht, wo es sich einsam und unbelauscht glaubt, stärker fühlt, so scheinen auch die Blumen sinnig verschämt erst die umhüllende Dunkelheit zu erwarten, um sich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und sie auszuhauchen in süßen Düften."

Prag. J. Blašimský.

Über eine Stelle aus Otto Ludwigs „Erbförster".

In Nr. 41 des Jahrganges 1860 des „Grenzboten" behandelt Gustav Freytag (jetzt im 3. Band der „Gesammelten Aufsätze", in den von Ernst Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätzen", S. 364) Luther als Vertreter deutschen Volkstums. Er betont, wie sich im Denken des Reformators Biblisch-Christliches seltsam mit überliefertem Altheidnischen mische, und diese „uralten heidnischen Anschauungen", sagt er, „kommen um so reichlicher zutage, je unbefangener und behaglicher er sich gehen läßt, am meisten in seinen Tischreden". Von Otto Ludwig, dem mit Freytag eng Befreundeten, rühren herrlich treffende Aufzeichnungen über Luthers Sprache her. Im zweiten, seit 1855 (vgl. Adolf Sterns Vorbericht zum fünften Band von Otto Ludwigs Gesammelten Schriften S. 29) niedergeschriebenen Band der Shakespearestudien urteilt er: „Wenn irgendwo die echtdeutsche Erscheinung von Leidenschaft und vertraulichem und Weltleben zu studieren ist, so muß sie bei dem urdeutschen Luther zu studieren sein. Von dorther könnte deutsche Sprache, deutsches Wesen wieder konkretes Blut gewinnen." Auch er schätzt die Tischreden, die Luthers Hausdeutsch wiedergeben, hoch ein: „In seinen Tischreden fände man wohl die Sprache des Lebens, der Vertraulichkeit."

Den Spuren Lutherischer Sprachgewalt in des Dichters Werken nachzugehen, wäre eine um so lohnendere Aufgabe, als Otto Ludwig und der Reformator thüringische Landsleute waren und deutlich erkennbar ist, daß die Sprachbehandlung Otto Ludwigs Thüringer Art verrät, nicht bloß im „Erbförster" (vgl. Adolf Sterns Ausgabe dieses Dramas in Witkowskis Meisterwerken der deutschen Bühne Nr. 54, XV).

Ein Studium von Luthers Werken, besonders den Tischreden, darf bei Ludwig bestimmt angenommen werden. Erinnern wir uns der Ausführungen Christian Ulrichs über das zweierlei Recht! Wie oft handelt Luther ähnlich davon! Das römische Recht kommt ihm vor wie ein Pfahl im Fleische des deutschen Volkskörpers, lictor und jurista haben für ihn eine Bedeutung

(vgl. Luthers Sprichwörtersammlung. Nach seiner Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernst Thiele, Weimar 1900, S. 99 f.), und schmerzlich bewegt ruft er (Weimarer Ausgabe VI, 459, 38 ff.) aus: „und wolt got, das, wie ein yglich land seine eygen art und gaben hat, also auch mit eygenen kurtzen rechten geregiert wurden, wie sie geregiert sein geweßen, ehe solch recht sein erfunden, und noch on sie viel land regiert werden! Die weytleufftigen und fern gesuchten recht sein nur beschwerung der leut, und mehr hynderniß den forderung der sachen."

Luthers Tischreden scheinen nun dem realistischen Dichter für den „Erbförster" auch eine nicht bloß sprachliche Anregung gegeben zu haben. In jener plastischen Szene, wo Christian Ulrich seinen künftigen Schwiegersohn anleitet, wie er sein Liebstes zu erziehen habe, erzählt der alte Bärbeißige mit schlecht verhehlter Rührung von der wunderbaren Errettung seines vierjährigen Kindes aus Lebensgefahr. Die kleine Marie hatte sich im Walde verlaufen, und einen Tag und eine Nacht war sie vergeblich gesucht worden. Endlich fand man sie, „nicht etwa tot oder krank, nein, frisch und lebendig im grünen Gras drin". Sie bittet, warten zu dürfen, bis das Kind wiederkomme, das mit ihm gespielt habe. „Wir suchten das Kind und — fanden's natürlich nicht. Die Menschen glauben an nichts mehr, aber ich weiß, was ich weiß."

Ist das nicht im Grunde der gleiche geheimnisvolle Vorgang wie in der Erzählung von „Gottes Speise" in den Tischreden, die, auch in die Deutschen Sagen der Brüder Grimm (Nr. 362) aufgenommen, weite Verbreitung erlangt hat?

Ein Knabe bei Zwickau im Vogtlande war zwei Tage verschwunden. Endlich am dritten gelingt es den Eltern, ihn im Walde, „an einem sonnigten Hügel" glücklich wieder zu entdecken. „Der Knab, nachdem er die Eltern gesehen, hat sie angelacht, und als sie ihn gefragt, warum er nicht heimgekommen? hat er geantwortet, er hätte warten wollen, bis es Abend würde, hat nicht gewußt, daß schon ein Tag vergangen war, ist ihm auch kein Leid widerfahren. Da man ihn auch gefragt, ob er etwas gegessen hätte, hat er berichtet, es sei ein Mann zu ihm kommen, der ihm Käs und Brot gegeben habe. Ist also dieser Knabe sonder Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden."

Wie dichterische Phantasie eine Sage verschönt, mag dieses Beispiel lehren.

Dresden. Karl Reuschel.

Zu Fontanes Namenversen.

Richard M. Meyer hat im 8. Ergänzungsheft (1909) dieser Zeitschrift S. 167 bis 171 die Vermutung ausgesprochen, daß die märkischen Adels- und Dorfkataloge Fontanes angeregt worden seien durch das erste der von ihm übertragenen Jakobitenlieder (Ges. Werke, Zweite Serie I 408). Für die Namenaufzählungen in dem Gedicht „An meinem Fünfundsiebzigsten (ebda. IX 163) stimmt dieser Hinweis zweifellos, wohl auch für das „Adlige Begräbnis" in den „Märkischen Reimen" (ebda. I 271). Dagegen kommt das Jakobitenlied schwerlich als Vorbild für das Einleitungsgedicht zum dritten Teile der Wanderungen in Frage (ebda I 285). Hier scheint es, als ob der Betrachter von erhöhtem Standpunkte aus einen Blick über das Havelland werfe. Da schaut er die Heimat in ihrer schlichten Schönheit; nach langem Wandern in der Fremde ist sie ihm doppelt lieb geworden. Der Standpunkt kann recht wohl nur ein idealer sein, denn so weit würde das Auge nie reichen, aber an eine Aussicht von oben muß man glauben. In der Tat bringt ein Brief des Dichters an Mathilde von Rohr vom 22. Dezember 1869 (Briefe, Zweite Sammlung I 269 f.) den nötigen Aufschluß. „Vor etwa vierzehn Tagen war ich in Spandau, um vom dortigen Kirchturm aus einen Blick ins ‚Havel-

land' zu tun, das ich eben im dritten Teil beschreibe. Dieser Blick vom Turm soll das Einleitungskapitel bilden." Eine Anmerkung dazu bemerkt: „Aus diesem Einleitungskapitel wurde das Gedicht „Havelland".

Dresden. Karl Reuschel.

Fontane und Platen.

„An dem großen Lyriker Platen kann nur zweifeln, wer nie das Echo gehört hat, das die aus den tiefsten Tiefen einer Menschenseele heraufgestiegenen Lieder: ‚Ich schleich umher betrübt und stumm' oder ‚Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht' bei Meister Johannes Brahms gewirkt haben," äußerte sich Richard Fester in seinem plastischen Jubiläumsaufsatz „Paul Heyse und Italien" (Deutsche Rundschau, Band CXXXXII, 327). Das Wort dürfte jedem aus dem Herzen gesprochen sein, der ohne Vorurteil Platens Schöpfungen auf sich wirken läßt. Wenn wir nun hören, was ein ganz anders gearteter Dichter, den der Vorwurf, ein Platenide zu sein, niemals treffen kann, über Platen sagt, wie er ihn schätzt, so mag das herkömmliche, erst neuerdings einer gerechteren Bewertung weichende Urteil über die Marmorkälte des Unglücklichen doch ein wenig erschüttert werden. Bloßer Bewunderer der Form ist Theodor Fontane nie gewesen, aber er hatte Formsinn genug, um ihren Wert zu empfinden, sobald sie aus innerer Notwendigkeit hervorgegangen war. Das aber läßt sich für einen großen Teil von Platens Dichtungen erweisen.

Auf keines der Mitglieder des „Tunnels über der Spree" hätte der Übername „Platen" vortrefflicher gepaßt als auf Bernhard von Lepel, den mit der Bezeichnung „Schenkendorf" Ausgestatteten. Fontane, der ihn auf mancher Seite der autobiographischen Aufzeichnungen „Von Zwanzig bis Dreißig" in seiner treffenden Art charakterisiert, bemerkt: „Am dichterisch höchsten, wenigstens in allem, was die Form angeht, steht er in Schöpfungen, die verhältnismäßig zu geringer Geltung gekommen sind: in seinen Oden und Hymnen, also in Dichtungen, in denen er recht eigentlich als Schüler Platens auftritt, dem er in sprachlicher Vollendung sehr nahe kommt und [den er] an Empfindungswärme gelegentlich übertrifft." Sehr wahrscheinlich war es Lepel, der immer aufs neue seine Platenverehrung auf Fontane zu übertragen strebte. Aus dem von Eva A. v. Arnim veröffentlichten Buche „Vierzig Jahre Bernhard v. Lepel an Theodor Fontane" (Berlin 1910) lernen wir manche Stelle kennen, die als Beweis dienen kann. Die Herausgeberin hat gewiß recht, wenn sie im Vorworte, an Fontanes eigene Mitteilungen anknüpfend, hervorhebt: „Wer zu lesen versteht, wird nicht bezweifeln, daß Lepel in seiner unermüdlichen Liebe und rührenden Freundschaft, deren nur ein so ausgesprochen tiefes Gemüt fähig war, einen großen Einfluß auf den inneren Werdegang Fontanes gehabt hat." Wie freut sich Fontane, als er 1896 durch Erich Schmidts Platen-Essay in der „Deutschen Rundschau" an die über 50 Jahre zurückliegenden Zeiten erinnert wird, da er mit Lepel in der Kaiser Franz-Kaserne für Platen schwärmte. (Briefe, Zweite Sammlung, Band 2, S. 405.) 1846 besuchte Lepel Sizilien; mit Platens Werken in der Hand trat er dem alten Cavaliere Landolina, der dem „allzu früh und fern der Heimat" Verstorbenen im Garten seiner Villa eine letzte Ruhestätte bereitet hatte, entgegen und sicherte sich damit die freundlichste Aufnahme. Auf Platens Grabe, das eines seiner Reiseziele gewesen war, pflanzte er einen Lorbeer (S. 7), er faßte auch den Plan zu einer Auswahl von Platens Dichtungen, die der junge Landolina ins Italienische übersetzen wollte; er war glücklich, als er im Jahre darauf ein Gedicht Wilhelm Waiblingers an Platen fand (S. 36). Trotzdem fehlte es ihm nicht an Kritik (S. 195, 203, 238). Aber seine Platen-Bewunde-

rung muß im „Tunnel" allgemein bekannt gewesen sein, sonst hätte sich nicht sein heftiger Gegner Hesekiel, um ihn zu ärgern, zu der Behauptung verstiegen (S. 214), „daß Platen für das deutsche Volk tot sei".

Fontane, immer mit einer Dosis Skeptizismus versehen, mag nicht ohne weiteres mitgeschwärmt haben[1]). Er hatte seine Lieblingsstellen in des Dichters Werken, während für den Freund, nach Fontanes nicht ganz zutreffenden Worten, „alles Lieblingsstelle" war. (Briefe, Zweite Sammlung, Band 2, S. 405.) Manche Streitfrage blieb offen. So erfahren wir Fontanes ungünstiges Urteil über das „Klagelied Kaiser Ottos III". Lepel entgegnet (19. August 1855, S. 273): „Daß der Stoff unter Platens Händen den Eindruck einer saftlosen Zitrone mache, ist nicht meine Meinung. Allerdings ist sein „Otto III." keine Ballade, vielmehr ein lyrischer Monolog, darum nennt er es auch ‚Klagelied'. Mit Ausnahme dreier etwas schwacher Strophen in der Mitte ist das Gedicht voll und schön." Dem Volke fühlt sich Fontane weit näher als der adelige Dichter. So schreibt er einmal an Theodor Storm (Briefe Theodor Fontanes, Zweite Sammlung, 1. Band, S. 79): „Der Instinkt von Gevatter Schneider und Handschuhmacher ist ein viel feineres und beherzigenswerteres Ding, als unsre Odenschreiber (Platen) sich träumen lassen." Noch weniger scheint eine Hindeutung auf Platen in dem Kapitel „Schmidt von Werneuchen" der „Wanderungen" von Begeisterung zu zeugen: „Dieser Aufsatz soll kein literar-historischer sein, er würde sich sonst die Aufgabe stellen, eine gewisse Verwandtschaft Schmidts von Werneuchen mit Platen und seiner Schule . . . . nachzuweisen" (I² 399). Und doch liebt Fontane den Grafen von Platen. Man beachte nur, wie er ihn zitiert. Das geschieht wohl scherzhaft, aber nicht mit der Absicht, komisch zu wirken, ihn herabzusetzen. Als er sich im Mai 1846 ganz unerwartet zum „Späneexekutor, Protokollführer und Schlüsselbewahrer" des „Tunnels" befördert sieht (Briefe, Zweite Sammlung, 1. Band, S. 2), fallen ihm Platensche Verse ein, in denen der Dichter Friedrich Rückert seine Freundschaft anträgt (Sonett Nr. 61).

„Beim ersten Zeichen deiner künft'gen Neigung
Wird eine bange Wonne mich erfassen,
Wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung."

Er gestaltet sie um:

„Bei diesem Zeichen von des Tunnels Neigung
Tät' eine bange Wonne mich erfassen
Wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung."

In Venedig sieht er alles mit Platens Augen und zitiert sich seine Verse (Briefe, Zweite Sammlung, 2. Band, S. 405).

Ein paar Jahre später schaut er von der Maasbrücke in Sedan hinab (Aus den Tagen der Okkupation, Ges. Werke, Zweite Serie, Band 5, S. 386). Da fallen ihm Verse aus Platens „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht" ein, die er leicht verändert vor sich hersagt. Auch hier keine Spur von Neigung zum komischen Parodieren! „Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger" nennt er mit Worten aus dem dritten venetianischen Sonett in einer Besprechung des „Uriel Acosta" (Krit. Causerien über Theater, 30. Januar 1879) die naiven Theaterbesucher. Bei Gelegenheitsgedichten: auf Assessor Ribbeck, 1855 (Aus dem Nachlaß S. 153), zum Geburtstag der Frau Emilie 1892 (ebenda 138) knüpft er gern an Platen an, und die anmutige Plauderei „Auf der Suche" (Von vor und nach der Reise) läßt er ausklingen in seine „Platensche Lieblingsstrophe"[2]):

---

[1]) So nennt er 1889 (an Moritz Lazarus; Briefe, Zweite Sammlung, Band 2, S. 173) Platens Hymnen, denen er nur den zweiten Platz anweisen könne.

[2]) Aug. Graf von Platens sämtliche Werke hg. von Koch und Petzet, Bd. 5, 89.

„Wohl kommt Erhörung oft geschritten,
Mit ihrer himmlischen Gewalt,
Doch dann erst hört sie unser Bitten,
Wenn unser Bitten lang verhallt.“

Wieder zitiert er nicht ganz genau, diesmal jedoch unbewußt. Hier finden wir die resignierte Grundanschauung ausgedrückt, die Fontane eigen ist. Das Gedicht, dem die Verse entnommen sind, muß überhaupt ganz nach seinem Sinn gewesen sein. Die gleiche Strophenform und der nämliche Rhythmus kehren in manchen der „Sprüche“ wieder. In den Versen:

„Nicht Glückes bar sind deine Lenze,
Du forderst nur des Glücks zu viel.
Gieb deinem Wunsche Maß und Grenze,
Und dir entgegen kommt das Ziel.
Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir“

spricht Fontane ganz den Gedanken von Platens „Resignation“[1]) aus, namentlich der Zeilen:

„Das Glück, es liegt so weit, so weit,
O hasche nicht darnach!
Fühlt auch das Herz sich im Verlust
Gespalten und geteilt,
Gieb willig, was du geben mußt,
Und jede Wunde heilt.“

Solche Überzeugung, zu der sich noch manch andere gesellt, mag den jüngeren Dichter dem älteren nahe gebracht haben. Wenn Platen etwa in seiner „Antwort“[2]) als der Weisheit letzten Schluß die Mahnung verkündet:

„ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück!“

so sagt Fontane im fünften der „Sprüche“:

„Beutst du dem Geiste seine Nahrung,
So laß nicht darben dein Gemüt,
Des Lebens höchste Offenbarung
Doch immer aus dem Herzen blüht.
O lerne denken mit dem Herzen
Und lerne fühlen mit dem Geist“

Aber ein Unterschied läßt sich doch feststellen: Fontane ist kraftvoller, auch nüchterner. Von seinen späteren Gedichten dürfen wir bei dem Vergleich mit Platen ganz absehen, sie sind weder in der Form noch dem Inhalt nach durch ihn beeinflußt, sondern ganz Fontanesches Eigengewächs. Für die Ballade hat er nichts von Platen gelernt. Hier war sein großes Vorbild die Sammlung des Bischofs Percy. Nur was man Gedankenlyrik bei ihm zu nennen berechtigt ist, berührt sich mit Platens Art. Von deutschen Lyrikern stehen ihm Hölderlin und Lenau unzweifelhaft höher als Platen, für den er es zu keiner völlig hingebenden, die Kritik entwaffnenden Liebe bringt.

Dresden. Karl Reuschel.

---

1) Sämtliche Werke, Band 5, 285 f.
2) Sämtliche Werke, Band 2, 92.

Rezensionen und Referate.

Calvin Thomas, A History of German Literature; London 1909 (= Gosse, Short Histories of the Literatures of the World XIV).

Thomas hatte auf 400 Seiten (Bibliographie und Namensverzeichnis schon eingerechnet) eine Geschichte der gesamten deutschen Literatur zu liefern; ich glaube, was er geleistet hat, ist höchst achtungswert. Kein übermäßig geistreiches, faszinierendes Buch, aber sehr verständig, verläßlich, vorsichtig, kühl: man wird ihn zunächst reichlich kühl finden (etwa bei Nathan, Iphigenie, Faust und — Freiligrath wird er einmal wärmer), ihn aber bald als gesundes Korrektiv bei allerhand verjährten Belobigungen schätzen und seine ungemütliche Geschicklichkeit im Herausstellen der schwachen Seiten eines Autors anerkennen. Der Stoff ist in zwanzig annähernd gleich langen Kapiteln wohl angeordnet, und der Verfasser hat, eine schwierige Tugend auf so beschränktem Raume, während der Arbeit am Einzelnen nicht das Maß des Ganzen aus den Augen verloren, weder Verbreiterung noch Verkürzung macht sich gegen das Ende bemerkbar, auf die Mitte unserer Literatur, die neue Renaissancepoesie, treffen wir in guter Proportionale auf S. 166. Die Auswahl des Dargebotenen finde ich vortrefflich, wenn sie natürlich auch Ungleichheiten zeigt und einige Kapitel etwas sammelsurienhaft sind, besonders VII, The age of expiring chivalry, das die ganze Zeit von der mhd. Blüte bis auf Luther enthält. Am besten und selbständigsten ist die Darstellung Goethes und des 18. Jahrhunderts gelungen. Von der Romantik ab (ausgenommen etwa im letzten Kapitel die Ausführungen über den Naturalismus) wird Thomas matter, kompendienhafter, die Übergänge, vorher oft recht geschickt und einleuchtend, sind zuweilen nur fragwürdig stilistischer Natur, der Stoff verzettelt sich[1]). Charakteristisch und dem

---

[1]) Als Beispiel für jenes diene Grillparzer: Zuerst vollendete er Blanca von Castilien — Then he won fame with his Ancestress — the Ancestress was followed by — Next in order came; als Beispiel für dieses: Freytag und Spielhagen, deren Romane wir je in zwei Kapiteln suchen müssen; auch Drama und Roman eines Autors sollten nicht so getrennt sein.

Buche angemessen die Hervorhebung der englischen Beziehungen und Parallelen, nicht nur der landläufigen (S. 160 Grobianus und Roger Bull, S. 238 Hamann als Buchhändler in England, S. 307 Carlyle über Jean Paul, S. 317 Keats und Hölderlin, S. 343 Bettina v. Arnim und Emerson rc.; der Vergleich Reuter—Dickens scheint allerdings mehr naheliegend als treffend). Geschickt sind auch die englischen Übersetzungen altdeutscher Stücke: wir können da so recht die Doppelheit des englischen Sprachschatzes beneiden.

Das Buch ist auch für Deutsche gut brauchbar, soweit sie schon vorher Wärme für den Gegenstand haben; ich wüßte kein deutsches von gleichem Umfange, das besser wäre, ohne veraltet zu sein; und das ist für uns um so weniger schandbar, als Thomas sich freimütig abhängig bekennt. Nachfolgende Bemerkungen wollen also als Nachträge für eine neue Auflage angesehen sein.

S. 1. The history of German literature, as a connected account of writings that have literary interest and are extant in the German language beginnt nicht ums Jahr 800, sondern schwerlich vor 1050. Dagegen reichen die ältesten Denkmäler doch wohl über das Jahr 775 zurück, auch wenn man von der Malbergschen Glosse und verschiedenen Kögelschen Ansätzen absieht.

S. 8. So ganz ist Patriotismus und nationaler Instinkt in der Sagenbildung doch nicht ausgeschlossen: er gibt vielmehr sogar der Zyklisierung ihren Abschluß, indem er z. B. die Goten-Baiern ihren Theodorich über Siegfried triumphieren läßt; und man denke an ihre Umgestaltung Attilas zum gütigen Vater. Es läßt sich auch nicht sagen, daß der Zusammenstoß zwischen Goten und Hunnen keine Erinnerung in der Sage hinterlassen habe: Ermannarich! Zugleich unser ältester datierbarer Sagenheld, von dem die Sagen auch erhalten sind. Auch Thomas erklärt übrigens (S. 10 A), daß er mehr und mehr dazu neigt, den Helden mythischen, göttlichen Ursprung abzusprechen. Ich stimme zu. Schade, daß er in der Nibelungensage Boer folgt.

S. 16. Das Kloster im Bodensee ist nicht St. Gallen, sondern Reichenau, das allerdings neben St. Gallen und Weißenburg zu nennen war. — Zur Zeit des Einsetzens unserer Denkmäler war die zweite Lautverschiebung schon vollzogen; Thomas müßte denn gewisse lautliche Eigentümlichkeiten des Hildebrandliedes und Wessobrunner Gebetes aus den Verhältnissen der vorausliegenden Periode erklären (sceotantero u. dgl.).

S. 21. Muspilli ist nicht von König Ludwigs Hand geschrieben.

S. 23. Ob Otfried schon deutsche Reimverse vorfand, ist mindestens sehr zweifelhaft[1]). What he did was to take over the favourite Latin

[1]) Inzwischen sind deutsche Reime vom Anfang des 9. Jahrhunderts gefunden: Zeitschrift für deutsches Altertum 52, 176—179.

metre and accommodate it . . . to the old alliterative verse. Sehr richtig! Aber die Akzente sind wieder falsch verstanden: es sind Lesezeichen: eine akzentuierte Silbe hat zwar einen Ton, er braucht aber nicht stärker zu sein als der einer nicht akzentuierten. (Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie XLI. 98 f.) Der Reim ist im allgemeinen rein, und Thomas erweckt eine falsche Vorstellung, wenn er englisches going: living vergleicht: die Endsilben waren noch betont genug, um den Reim zu tragen. — S. 26. Wie kann es Thomas fraglich scheinen, ob Otfried einen Einfluß gehabt habe? Metrisch und literarisch!

S. 27. Der Sieger von Saucourt ist der westfränkische König Ludwig.

S. 32. Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß der Waltharius nicht nach einem deutschen Manuskripte übersetzt ist! At any rate, his smooth-rolling hexameters counterfeit the style of the old sagas very successfully? Aber der Stil ist doch vielmehr ganz vergilisch. Vgl. Hrotswiths Verhältnis zu Terenz S. 33. Die Gegner Waltharis sind Franken, nicht Burgunder.

S. 48. Nach Heuslers und anderer Untersuchungen über Epen- und Balladenform sollte man vermeiden, das Nibelungenlied als ballad epic anzusprechen. — S. 51. Thomas läßt (nach Boer) den Dichter des erhaltenen Epos eine Erzählung erweitert wiedergeben, die als zusammenhängende Erzählung schon alt war. Sollte er sich nicht leicht überzeugen lassen können, daß der Titel ‚Nibelunge nôt' eigentlich nur einen Teil dessen bezeichnen kann, was uns jetzt vorliegt, und daß die ganze Vorgeschichte (Siegfrieds Jugend und Werbung, Brünhild usw.) nach anderen Quellen und eigener recht schwacher Phantasie hinzugesetzt ist? — S. 51. Die ‚Klage' gehört schon dem Archetypus unserer Handschriften an. — S. 55. Die vierten Strophenzeilen dürfen nicht ohne weiteres den drei andern gleichgestellt werden: sie erzählen sehr häufig nicht, sondern spielen die Rolle eines vor- und zurückschauenden oder glossierenden Chors, heben sich ja auch schon durch ihre Form heraus. — S. 56. Richtig der Satz: We think of the poem as a product of their (scil. the chivalry) time, but they thought of it as a tale of long ago und ausgezeichnet die daran geknüpften Bemerkungen über die verschiedenen Schichten von Anachronismen, die so entstehen. — Im allgemeinen scheint mir die Nibelungendichtung und ihre Gewalt doch unterschätzt: it is rather a black and white cartoon, das reicht doch nicht heran.

S. 58. Das Zeugnis des Pfaffen Lamprecht kann nichts für die Kenntnis der Kudrun in Süddeutschland beweisen.

S. 67. Man kann Veldeke nicht den Pionier des höfischen Epos nennen. Er ist es allerdings nach Ansicht des Mittelalters, das aber den Beginn der höfischen Kunst an die neue Technik knüpfte. — Seine Eneit war nicht niederdeutsch oder niederländisch geschrieben.

S. 70. Die Reihenfolge der Werke Hartmanns ist doch wohl nicht mehr zweifelhaft. — Der Fels des Büßers Gregorius stand in einem, nicht in der See.

S. 76. Für den schwachen Punkt des Parzivalepos hält es Thomas, daß der Fall des Helden durch Unterlassen einer Frage herbeigeführt wird, die er nach eben erhaltenen Lehren nicht stellen durfte: wie sollte er wissen, daß er in diesem Falle doch fragen mußte? Aber ist es nicht rein tragisch, daß der junge Ritter, kaum der Lehre entgangen, gleich hineingerät in den ungeheuern Konflikt des natürlichen menschlichen Gefühls, das ihn bis dahin geleitet, und eben jener Lehre der höfischen Etikette, die hier wie im Titurel ad absurdum geführt wird? Und dabei ist noch ganz von der tiefen mystischen Bedeutung abgesehen, die die Frage in der alten Legende hat.

S. 82. Engelhard schlägt bei Konrad von Würzburg den Zweikampf nicht aus, weil er nicht mit einem schlechten Gewissen kämpfen mag, sondern weil er weiß, daß er nach den Regeln des Gottesgerichtes unterliegen muß. — S. 83. Die Epigonen der höfischen Dichtung hätten noch gruppiert werden sollen.

S. 86. Der Beginn des Kapitels ,The Minnesingers' — ,die deutschen Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts waren Männer von ritterlichem Range, die den Preis des Weibes ꝛc. sangen' — ist irreführend und muß nachher (S. 89) zugunsten historischerer Auffassung modifiziert werden. Die volkstümliche Poesie, auch der Fahrenden, war als eine der Voraussetzungen mit voranzustellen; sie wird S. 92 f. etwas nebenher abgetan; das Einheimische in Walthers Poesie scheint ganz übersehen.

S. 92. Thomas läßt des Kürenbergers Falken die Fesseln eines neuen Besitzers tragen. Es sind aber doch wohl die alten, an denen eben die vrouwe ihn erkennt: vgl. Minnesangs Frühling 9, 1—2 mit 9, 9—10. — S. 92. Es scheint, daß die Spervogelgedichte von zwei Dichtern herrühren? Es sind sicher drei. — S. 95. Reimar der Alte ist einer der wenigen von Thomas Überschätzten. Das Verstandesmäßige, Blasse, Gekünstelte seiner Poesie kommt nicht zur Geltung. — Von den lateinischen Lyrikern hören wir nichts.

S. 113. Vor den Roman de Rénard war die Ecbasis captivi zu stellen. — S. 115. 20. Lies Middle High German.

S. 122. Die Beurteilung von Brants Narrenschiff leidet darunter, daß Thomas „Narr" als fool versteht: ,Narr' aber ist auch ein Mensch mit ethischem Manko, und das liegt in „fool" nicht. Freilich kommt das Narrenschiff nicht in Narragonien an; die Reiseidee scheint vergessen: aber sobald man sich das Ganze als eine durch die Straßen ziehende Fastnachtmummerei vorstellt, bei der jeder Narr sein Sprüchlein sagt, erkennt man, warum das so ist. — S. 127. Die Epistulae obscu-

rorum virorum erschienen zuerst 1515 (vgl. S. 139). — S. 127. 13. Lies Wittenberg; S. 129 5 v. u. (u. ö.) Lies Württemberg.

S. 129 und 133 wird der Verfasser Luthers Tat nicht historisch gerecht mit dem Satze, daß er an Stelle der ecclesiolatry eine bibliolatry gesetzt, also den religiösen Fortschritt der Menschheit nicht fundamental gefördert habe. — S. 137 die alte fehlerhafte Überschätzung des Einflusses der kaiserlichen Kanzlei auf Luthers Sprache. — S. 153. Hans Sachs had a fairly good ear for rythm??

Als bedeutsamste Tatsache der deutschen Literaturgeschichte verzeichnet Thomas, daß ein Bruch mitten hindurchgeht, sie in zwei Stücke zerlegend, von denen das zweite nicht aus dem ersten erwächst. Das ist richtig, aber es ist der schlimmste Fehler an Thomas' Buche, daß er diesen Bruch, verführt wahrscheinlich durch das Wort Renaissance ins 14. und 15. Jahrhundert (wohin eigentlich?) verlegt. Modernisierungen und Neuschöpfungen reichen ununterbrochen bis in Opitzens Zeit, Hans Sachs ist überhaupt nicht anders zu verstehen und selbst Humanisten, wie z. B. auch noch Fischart, gehören widerstandslos in diese Reihe: the Renascence came to a Germany that had forgotten its own past paßt erst auf die Schlesier: sie konnten z. B. Vogels und Andreäs Sprache nicht verstehen oder taten so. — Aber nicht erst im Anfang des 17., schon seit den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts beginnen sich gebildete Deutsche des Zurückbleibens ihrer einheimischen Literatur hinter der holländischen, französischen und italienischen zu schämen (S. 165): Schede usw. Von da an ist die moderne deutsche Literatur zu datieren.

S. 168. Die Behauptung Opitzens, er habe seine Poeterei in fünf Tagen geschrieben, wird als rein stilistische Unwahrheit aufzunehmen sein: dergleichen gehört zu den Renaissancepoetiken. — S. 169. Der zählebige Irrtum, daß Opitz auch in metrischer Beziehung den Grund für die neue Poesie gelegt habe. Clajus ist es gewesen, Opitz hat ihn benutzt.

S. 174. Gryphius' Schützer hieß Schönborn. — Nach seinen Tragödien beurteilt soll Gryphius kaum etwas Dramatisches haben: ich finde, das konnte man schon nach dem Leo Armenius mit seinem eigentümlichen Aufbau nicht mehr sagen. — Die merkwürdige „Geliebte Dornrose" hätte vielleicht als etwas für sich Stehendes Erwähnung verdient. — Ehe man aber Gryphius zur „ersten schlesischen Schule" zählt, sollte man diese Schulen aufgeben.

S. 177. Harsdörffer und seine Bedeutung gegenüber den Schlesiern ist verkannt, wenn es von ihm heißt: he took pleasure in framing verses into the shape of a cross, a pyramid or a heart. Das taten übrigens auch andere. — S. 178. Sehr richtig bei Hofmannswaldau und Lohenstein die Bemerkung, daß man zuviel aus ihrer immorality gemacht habe, daß sie vielmehr stilistisch zu erklären sei.

S. 180. 3. Die Orthographie Spe ist wohl ein Zugeständnis an den englischen Leser? Wieso war Spe ein Versreformer unabhängig von Opitz? Nicht an ihm und Weckherlin, sondern an Clajus und Schede sieht man, daß eine Tendenz zu metrischer Reform in der Luft lag und daß sie auch ohne Opitz durchgebrochen wäre.

S. 186. Der Inhalt des „Simplicissimus" wäre nach v. Bloedaus Arbeit (Palaestra 51) vielleicht anders gruppiert vorzutragen.

S. 192. Es stimmt nicht, daß im 17. Jahrhundert der Adel dem Bürgertum in jenem unendlichen Versemachen vorangegangen wäre.

S. 196. Warum plötzlich Thomas statt Thomasius?

S. 198. Die Bedeutung der Schweizer scheint mir unterschätzt, zumal ihrer theoretischen Bemühungen. Ihr Verdienst um die deutsche Dichtung soll gewesen sein, daß sie den Sinn auf England gelenkt und so den Weg für eine neue poetry of emotion and sentiment bereitet hätten. Und dann wird es obendrein sehr denkbar genannt, daß die englischen Ideen sich auch ohne sie durchgesetzt hätten und dafür die alte Übersetzung des Verlorenen Paradieses von 1682 angeführt. Gewiß! Und also sind die Schweizer, besonders in ihrer Stellung zu Gottsched, nicht richtig bewertet. — Ich vermisse den Namen Huber.

Die Bedeutung der Fabel für das 18. Jahrhundert ist, wohl versehentlich, zweimal charakterisiert, S. 202 und 204; desgleichen Klopstocks Stellung zum Reime, S. 207 und 211, und den Bremer Beiträgen (die nordische Mythologie der Oden ist erst an Stelle der griechischen getreten). Ein Hauptcharakteristikum Klopstocks, seine merkwürdige Unentwickelsamkeit ist nicht ans Licht gestellt.

S. 218. 8. Lies Don Sylvio von Rosalva.

S. 226. Lessing is the first German example of a man of letters in the grand style: aber Erasmus? — S. 238. 5 v. u. lies Tellheim. — Eine von Thomas' Prägungen bei Besprechung der Hamburgischen Dramaturgie: Man empfängt den Eindruck, daß für Lessing das Verdienst Shakespeares nicht so sehr darin bestand, daß er Shakespeare, als darin, daß er ein besserer Grieche als Voltaire war.

S. 247. Es mußte hervorgehoben werden, daß 30000 Einwohner in Goethes Jugendzeit eben eine große Stadt bedeuten. — S. 251. 1 lies Klettenberg. — Ausgezeichnet die Gegenüberstellung von Shakespeare und Goethes Götz mit seiner Selbständigkeit.

S. 266. Bei Schillers Flucht hätte vielleicht der treue Streicher ein Wort verdient. — S. 279. 15 lies ‚Kunst und Alterthum'.

S. 294. Thomas hält es für wahrscheinlich, daß ‚Wilhelm Meister' als ein Gegengift zum Werther konzipiert sei. Für sich, für Kestners oder für das Publikum? (Vgl. den Brief vom 21. November 1774: ‚Binnen hier und einem Jahr verspreche ich Euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht,

Mißdeutung ꝛc. im schwätzenden Publikum auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft.) Meister soll Werther mit einem Plus rettender künstlerischer Begabung sein. Das trifft wohl nicht zu. Gewiß haben beide ihre Einheit und Gleichheit, eben soweit sich Goethe selbst preisgibt, aber dann ist doch Werther der Goethe in einer leidenschaftlichen Krise, Meister der Goethe in der (auch im Roman) sich erst allmählich erschließenden Breite des neuen Weimarer Lebens. Aber wir wollen warten, was die theatralische Sendung bringt.

S. 303. Bei der Jungfrau von Orleans sucht Thomas merkwürdigerweise umständlich zu begründen, warum Schiller in ihrer Charakteristik nicht Shakespeare, sondern der französischen Tradition gefolgt sei, ja, er nennt das Gedicht die dramatische Antwort auf die Frage, welche Überlieferung die Wahrheit habe. Da ist doch wohl die ganze Fragestellung verkehrt: schon in der Wahl der Heldin liegt für Schiller die Entscheidung. — Sehr verständig beim Tell die Heranziehung des nichtliterarischen Urteils. (Ähnlich S. 295 beim Wilhelm Meister, S. 376 bei den Versen der Klassiker gegenüber den modernen.) — Vom Demetrius kein Wort.

S. 307. ‚Kotzebue hatte weder Ideen noch Ideale, darum enthalten seine zahlreichen Stücke nichts für den Literarhistoriker.‘ Recht lapidar, aber doch nicht ganz zutreffend. Bei Hebbels ‚Maria Magdalena‘ (S. 371) muß der Verfasser dann sagen, daß die Familientragödie seit ‚Kabale und Liebe‘ had languished: Kotzebue war eben zu nennen, neben ihm allerdings auch noch andere.

S. 311 ff. Thomas bemüht sich darzulegen, daß ‚Romantik‘ sich nicht definieren lasse. (Er erinnert an Schlegels 125 Zeilen lange Erklärung.) Aber er muß doch mit dem Begriffe operieren, und so entstehen Wiederholungen, indem (um nun auch nichts zu vergessen) einzelne Seiten, z. B. die Idealisierung des Mittelalters, aber- und abermals hervorgehoben werden; vgl. noch S. 316. 341. 349.

S. 316. Tieck kommt als Novellendichter nicht zur Geltung. Seine Art der Erzählung und Entwicklung eines Stoffes durch den Dialog ließ sich sehr gut der Technik der übrigen Romantiker kontrastieren. — S. 317. Was über Hölderlin gesagt ist, scheint mir recht schwächlich. — Eine Entgleisung sind die bei Kleist S. 329 gebrauchten Worte: ‚The works on which he had expended the finest dramatic genius thus far vouchsafed to any Prussian found no recognition anywhere.‘

S. 332. Es ist mißverständlich, Rückert einen Baiern zu nennen. — S. 333. Platen ist auch hier als Meister der Form, des deutschen Verses gepriesen. Das ist er nur, wenn man ihn an seiner eigenen Theorie mißt. — S. 334. Eichendorff wäre in seiner Kindheit ein lover of folklore gewesen? Davon ist meines Wissens nichts bekannt. — S. 343. 7 lies Teufels-Hoffmann.

S. 366. Keller und Reuter sollen durch Realismus und Humor die beiden noch wirksamsten Erzähler aus der Mitte des Jahrhunderts sein. Die Verbindung erscheint wunderlich, wenn man die Technik und besonders, wenn man das Plus und Minus an Sentimentalität bei den beiden ein Weilchen bedenkt. Vorher, S. 365, rügte Thomas mit einigem Recht Kellers Art zu erzählen vom Standpunkte des Epikers. — S. 367. ‚Soll und Haben‘ erschien erst 1855. — Freytag had little humor in him? — S. 373. Auch Thomas drückt sich ein wenig um die Wagner-‚Frage‘. Wagner war in erster Linie Musiker, das ist das Stichwort für den Literaten. Aber er beurteilt doch Luther auch in literarischer Beschränkung! Er hätte, was er, vorsichtig und kühl wie gewöhnlich, als seine Ansicht durchblicken läßt, ruhig als solche hinstellen sollen. Es geschieht einem doch heute nichts mehr darum. Ich meinerseits zähle Wagner zu den Dichtern.

An der Bibliographie verbessere ich absichtlich nur ein paar Druckfehler (sie fehlen auch sonst nicht ganz): S. 386. 8 lies Tittmann, S. 392. 10 und 14 Logau, 392. 1 v. u. und 393. 11 Muncker, 394, 17 Cotta statt Catta.

Charlottenburg. Georg Baesecke.

Weber Heinrich, Neue Hamannia. Briefe und andere Dokumente, erstmals herausgegeben. Mit einer Faksimilebeigabe. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 10 M.

Unger Rudolf, Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. Grundlegung zu einer Würdigung der geistesgeschichtlichen Stellung des Magus im Norden. Ebenda. 6.50 M.

Hamanns eigenwillige, auf jeden Eindruck schnell und stark reagierende, Neues und Altes kühn verbindende Persönlichkeit, seine Abhängigkeit von der jeweiligen Stimmung, sein andeutungsreicher Stil lassen eine möglichst vollständige Veröffentlichung des brieflichen Materials als reizvoll und ersprießlich erscheinen. F. Roth hatte in seiner Ausgabe 1821 nur einen Teil der Briefe abdrucken lassen und auch unter den abgedruckten „einige abgekürzt, wegen des Anstosses, den ihre Nacktheit gegeben und noch mehr wegen des Mißbrauchs, dem sie ausgesetzt sein könnten“; er hat aber auch künftigen, durch kleinliche Rücksichten nicht gefesselten Herausgebern die Arbeit erschwert, indem er nicht bloß aus Unkenntnis und Sorglosigkeit den überlieferten Text mannigfach verderbte, sondern auch die zurückgehaltenen Materialien ziemlich oberflächlich in Umschläge mit dem Vermerk „gedruckt“ oder „ungedruckt“ verteilte, so daß Gildemeister nach ihm einen großen Teil der Briefe für verloren hielt. Aus dem genauer durchforschten Nachlaß nun bringt H. Weber, der sich

durch seine Studien über Hamann und Kant (im gleichen Verlage, 1904) vorteilhaft eingeführt hat, eine ganze Reihe vollständiger Briefe zum Abdruck, wie er in den beigefügten „Regesten“ die frühere Ausgabe mannigfach ergänzt. Es handelt sich in der Hauptsache um Briefe Hamanns an seinen Freund J. G. Lindner, an seinen Verleger Hartknoch und an den Kapellmeister Reichardt (im ganzen 43 vollständige Briefe).

Was zunächst die Ausgabe als solche anlangt, so kann ich mich nicht mit der durchgängigen Modernisierung einer Orthographie einverstanden erklären, die auch in ihrer Regellosigkeit ein Dokument ist; einen „lesbaren Text“ herzustellen, durfte bei einer, vorzugsweise für gelehrte Kreise bestimmten Ausgabe nicht den letzten Ausschlag geben; einem größeren Publikum wird das Buch als Ganzes so unverständlich und ungenießbar sein, wie es zu einem großen Teil selbst dem Germanisten bleiben wird, da Weber „auf die Beifügung gelehrter Randbemerkungen fast ganz verzichtet“; denn es kam ihm nicht darauf an, „durch Erklärung von allerlei literarischen Anspielungen Fleiß und Kenntnisse zu prätendieren“; diese Bescheidenheit ist gegenüber einem so schwierigen Autor wie Hamann nicht löblich, um so weniger, als in ganz vereinzelten Fällen Fußnoten sich finden, die aber durchaus nicht alles erklären, was zu erklären war; eher lassen wir uns die Beschränkung in der Wiedergabe des Materials gefallen, indem alles bloß Persönliche von lokaler Bedeutung ausgeschlossen bleibt, während z. B. die Notizen über Hamanns Lektüre mit erfreulicher Vollständigkeit gegeben zu sein scheinen.

Bedeutsame neue Aufschlüsse wird man von den durch Roth ausgeschiedenen Materialien von vornherein nicht erwarten. Doch ergeben sich manche wertvolle Stimmungsbilder, insbesondere aus der ersten Hofmeisterzeit Hamanns (10 ff.), aus den Tagen nach seiner „Bekehrung“ und dann vor allem aus den schweren, letzten Zeiten der amtlichen Scherereien (92 ff. und 159 ff.); Hamanns Herzen stellt der Bericht über seinen Zögling (10) ein so gutes Zeugnis aus, wie die ergreifende Schilderung vom Tode seiner Mutter (35), oder der Verkehr mit seinem Sohne Joh. Michael Hamann (bes. 70 ff.); die Aufschlüsse über seine Gewissensehe mit Anna Regina Schumacher[1]) hat Weber säuberlich zusammengestellt. Auf Hamanns eigentümliches, religiöses Leben, das ihm in den Stürmen der Seele einen Halt gewährte und auf das doch andererseits die eigenen Leidenschaften des Mannes nachhaltig abfärbten, fallen auch hier interessante Streiflichter. („Meine Arbeit in der Liebe mag gelästert werden, wie sie will; Gott wird sie erkennen, er, der ins Verborgne sieht, wohnt im Dunkeln, wo kein Ansehn der Personen gilt, und wird’s vergelten öffentlich“ usw. S. 122). Über seine Ehe selbst bemerkt Hamann: „Die Erhaltung meines Leibes und Hauses sind die Bewegungsgründe

[1]) Über ihren Charakter ein schöner Brief des Sohnes S. 124.

zu einer Gewissensheirat. Eine bürgerliche ist meinen Umständen und meiner Gemütsart nicht gemäß." Wenig neues Licht fällt eigentlich auf Hamanns eigene Schriften, ihre Entstehung und Deutung; aber wichtig für seine ganze Schriftstellerei ist ein Bekenntnis bezüglich seines „Denkmals für die Mutter": „Einige Gedanken darin sind das Facit von einer ganzen Reihe Betrachtungen, die mir im Sinn gewesen, und die ich habe auslassen müssen. Es ist mir nicht geglückt, einige Dinge auszudrücken, auf die meine Hauptabsicht gegangen, das Außergewöhnliche, das Wunderbare, das Göttliche in einer alltäglichen Begebenheit aufzuschließen, bei der die Gewohnheit die Menschen zum Erstaunen gleichgiltig und leichtfertig gemacht" (40); auch sonst fehlt es an quälenden Geständnissen über seine stilistische Eigenart nicht („hämische Mienen" in freundschaftlichem Brief 110; „ich bin allemal in übler Laune, wenn ich so baroque schreibe" 147. Vgl. auch die Ausführungen zu Herders Klage über seine eigene schriftstellerische Unbeholfenheit, 125 f.). Mit rührender Sorgfalt aber tritt er für Lenz ein (138) und empfiehlt Plessing in Wernigerode an Hartknoch mit einer kurzen Charakteristik (139 f.).

Hamanns literarische Stellung wird nur einmal eingehender und nicht ohne Selbstironie dargelegt („der deutsche oder weiland-wieland-weimarische Merkur hat mich zum Oberhaupt einer sehr ansehnlichen Sekte und Schule unter den schönen Geistern des deutschen Parnasses kreiert und proklamiert"; zu seiner Fahne schwöre unter anderm „der dramatische Thaumaturg an den Ufern des Mains" 78). Etwas ergiebiger sind die Briefe für sein Verhältnis zur Philosophie; wir hören zum öftern, wie er die neuen Bogen von Kants Kritik verschlingt, sehen ihn aber schon lange vorher Stellung nehmen zu seiner „Dissertation" (32); Weber verzichtet auch hier auf nähere Angaben; es handelt sich um die Schrift „Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali, cuius specimen I. continet monadologiam physicam," (1756) und die Lektüre dieser Schrift veranlaßt Hamann zu eigenen Äußerungen über die Monadenlehre. Sulzers Hume-Übersetzung genügt ihm nicht (33), über Mendelssohn-Lessings „Pope ein Metaphysiker" aber ist er höchlich erfreut und gibt eine eingehendere Analyse (38 ff.). Auch für Pestalozzi tritt er lebhaft ein. („Mit seinem Lienhard und Gertrud habe alle möglichen Experimente vor Lesern gemacht, und es hat allen geschmeckt, so verschieden auch ihr Geschmack sein mochte" 68.) Dem ansehnlichen, von der Verlagsbuchhandlung mit rühmenswerter Sorgfalt ausgestatteten Bande ist ein Anhang von Briefen beigegeben, die in mehr oder minder engem Zusammenhange mit Hamann stehen, und schließlich ein Namenregister. Doch müssen wir eigentlich von jedem Herausgeber neuer „Hamanniana" verlangen, daß er das treffliche Schlagwortregister von Wiener zu Roths Ausgabe an seinem Teil fortsetze.

An den Vorarbeiten zu Webers Ausgabe ist auch R. Unger beteiligt gewesen, der in einer eigenen Arbeit, im steten Hinblick auf ein einzelnes, aber für Hamanns Denkarbeit höchst bedeutsames Problem ein vielfach neues und im ganzen wohl treues Charakterbild dieses schwer zu ergründenden und in seinen Einzeläußerungen nur aus dem Ganzen heraus zu verstehenden Menschen, Schriftstellers und Denkers entwirft. Seine Einleitung gibt in großen Zügen eine Geschichte der Hamannforschung; auf die Charakteristik durch Goethe in „Dichtung und Wahrheit", Jacobis Briefpublikationen und Roths Ausgabe folgt eine tendenziöse Vergötterung des Mannes als protestantischen Heiligen bei empfindsamen Frömmlern, wie bei hierarchischen Orthodoxen; eine unbefangene Würdigung seiner Arbeit bahnt sich erst in der Hegelschen Schule an; was der Meister selbst oder unter seinen Schülern vor allen Erdmann für die Würdigung Hamanns geleistet hatten, ist von der theologischen Arbeit der folgenden Jahrzehnte, z. B. von der törichten Verhimmelung bei Gildemeister nicht erreicht, geschweige denn übertroffen worden; Gervinus und Hettner wurden der eigenartigen Gestalt des nordischen Magus nicht gerecht und eine so wertvolle Charakteristik wie die des jungen W. Dilthey (Hollenbergs Zeitschrift für christliche Wissenschaft, Neue Folge I, 1858, Nr. 40) blieb so gut wie unbekannt. Erst neuerdings bahnt sich eine vorurteils- und tendenzlose Würdigung des Mannes, eine immanente Kritik seiner Lehre, eine liberale Interpretation dieses unberechenbaren, durch seine Widersprüche oft am stärksten wirkenden Geistes an, dessen persönliche Eigenart in ihrer unbegrenzten Wandelbarkeit verstehen zu lernen wichtiger ist, als die Systematisierung dieses durchaus unsystematischen Denkers.

Unger entwickelt in der ersten Hälfte seines Buches die formalen und materialen Grundlagen von Hamanns Denkarbeit; er weiß hier dem Individuum trefflich gerecht zu werden, auch einzelne Strömungen, die auf seine Entwicklung von Einfluß waren, wohl zu charakterisieren, läßt aber doch eine etwas eingehendere Kennzeichnung der jungen Generation in Deutschland vermissen; auch die Kontrastierung mit Herder, Kant, weiterhin vor allem mit Rousseau hätte manches klarer stellen mögen. Hamann und Rousseau haben die starke und schnelle Reaktion auf Eindrücke der Außenwelt gemein, in beiden glüht eine starke Sinnlichkeit, die in einer Gewissensehe Befriedigung findet, beide kämpfen für Freiheit des Gefühls gegen eine rationalistische und konventionalistische Umgebung, beide finden in den Stürmen des Lebens einen festen Halt mit und an der Religion; aber wie groß sind anderseits die Verschiedenheiten; der Bürger von Genf nimmt die mechanische Arbeit des Notenschreibens auf sich, um seinen Gedanken freien Spielraum zu gönnen und sich nach außen hin unabhängig zu erhalten, der kleinbürgerliche Sohn pietistischer Eltern ringt nach einer, wenn auch noch so bescheidenen, festen Versorgung;

Rousseau ist soweit ein Sohn des Aufklärungszeitalters, daß er in seiner Rechts-, Erziehungs- und Religionsphilosophie allenthalben nach festen Normen sucht, die er zwar auf rein logischem Wege, aber doch mit Hilfe der unmittelbaren Gewißheit in Übereinstimmung mit der Weltvernunft zu finden hofft; aus dem Wesen der Gesellschaft einerseits, aus der Eigenart des Menschen andererseits sucht er moralische Prinzipien zu entwickeln, deren Anerkennung ihm ein gewisses, moralisches Rückgrat, deren Befolgung ihm die Befriedigung autonomen Handelns verleiht; eine problematische Natur, wechselt er im einzelnen wohl seine Anschauungen unter dem Druck der Komplikationen des äußeren Lebens, wie denn sein heftiger erotischer Drang bald hier, bald da zur Idealisierung eines weiblichen Wesens in seiner fruchtbaren Phantasie leitet: Hamann hat für Rousseaus „natürliche Religion" kein wahres Verständnis; er rettet sich aus dem Schiffbruch seines Lebens mit einem Male in den Bibelglauben hinein, in dem er von nun an seinen Halt findet, während er nach außen resigniert und an der Seite seiner Anna Regina recht philiströs dahinleben kann; für Rousseau dient die Religion nur der letzten Sanktionierung der moralischen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens, für Hamann hat die Moral überhaupt keinen selbständigen Wert: mit Hilfe der Religion macht er sich ein Lebenssystem zurecht, das seinen eigenen Neigungen einen ziemlich bedeutenden Spielraum gewährt; dabei aber büßt er, unter einer beängstigenden Immergeschäftigkeit, mehr und mehr den klaren Überblick über seine geistigen Schätze ein, bewegt sich in anspielungsreichen Sätzen, die möglichst viel sagen oder andeuten wollen und darum nichts recht ausdrücken, während der „trägere" [1]) Rousseau doch zu einer gewissermaßen systematischen, ja zur künstlerischen Abrundung und Klärung seiner Bilder durchdringt. Wie uns Unger aus seinen eigenen Bekenntnissen erweist, hat Hamann in seiner angeborenen und durch die Erziehung noch geförderten Systemlosigkeit seines ganz nach der Phantasie- und Willensseite ausgebildeten, geistigen Wesens ein großes Hindernis seiner Arbeit, andererseits aber auch seine Stärke erkannt und mit seiner Lehre von der „coincidentia oppositorum" aus der Not seiner widerspruchsvollen Natur geradezu eine Tugend zu machen versucht; die Vielgeschäftigkeit, die mit seinem raschen Stimmungswechsel zusammenhängt, führt immer mehr zu geistiger Zersplitterung, zu einer „misologischen" Abneigung gegen das Zuendedenken der Probleme und somit bei aller scheinbaren Vielseitigkeit schließlich doch zu einer gewissen Gedankenarmut; Unger wird mit dieser zunächst vielleicht überraschenden These recht behalten, zumal da er mit der nötigen Behutsamkeit darzutun weiß, daß sich Hamanns Denken seit seiner „Bekehrung" um wenige, innerhalb der pietistischen Sphäre ausgebildete oder doch besonders gepflegte Pro-

[1]) Vgl. P. Hensel, Rousseau (Leipzig 1907), S. 7.

bleme bewegt, wie denn der Magus selbst am Ende seiner Laufbahn „Golgatha" und „Scheblimini", Christentum und Luthertum, als die beiden lebenslangen Themen seiner Schriftstellerei bezeichnet. (VII, 128.)

Somit räumt unser Führer dem gemäßigt-pietistischen, einem gesunden Rationalismus nicht feindlichen, religiösen Gedankenkreise, in dem Hamann aufwuchs, mit Recht einen bedeutenden Platz ein. Von dem Halleschen Pietismus lernt Hamann die erbauliche Spekulation auf Grund des Schriftwortes. Die gerade damals üppig aufsprießende Realexegese auf Grund historischer und geographischer Forschungen scheint ihm nur dem eigentlichen Zwecke der Bibel entgegenzuwirken, deren verborgenen Sinn er sich auf „typologische" Weise, durch stete Zurückbeziehung der biblischen Erzählungen auf die allgemeine Heilsgeschichte einerseits, auf seine eigene seelische Entwicklung andererseits klarzumachen sucht. Die symbolistische Ausdeutung biblischer Geschichte, weiterhin aber der Weltgeschichte und des Lebens in der Natur auf den in ihnen verborgenen Ratschluß Gottes mit der Menschheit führte bei einer eindringlichen, aber zu andern Zwecken als in der Renaissance geübten Beschäftigung mit dem menschlichen Affektleben und gerade hier erscheint Hamann selbst theoretisch und praktisch als der Sohn seiner subjektivistischen Zeit; nur diese Form der Religion kann ihm genügen, der dem eigenen Bruder zuruft: „was das für eine ungezogene Moral ist, die die Leidenschaften verwerfen will, und ihrer Tochter (nämlich der Vernunft) die Herrschaft über sie einräumt . . . Brauch deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst und wenn dich die Natur zum Longimanus oder Vielfinger gemacht, so wird sie und nicht du verlacht." [1]) Ihm ist das Christentum weder Spekulation, noch moralische Selbstentäußerung, sondern Einfühlung in die Gottheit, deren Geist sich im Fleischlichen offenbart. Unger hat treffend nachgewiesen, wie stark Hamanns Vorstellung von dieser Verkörperung des Göttlichen von dem Anfange des Johannesevangeliums beeinflußt wurde, aber an eine eigentliche Übernahme gnostischer Logos-Spekulation ist natürlich nicht zu denken. Hamanns Religionsphilosophie dreht sich um die Begriffe der Offenbarung und der Inspiration. Die Gottheit offenbart sich einerseits in dem Fleisch gewordenen Gottessohn, andererseits aber in dem „Worte" der Schrift, in diesen an sich oft „unglaublichen und unreinen" Geschichten, denen doch ebenso, wie den scheinbar verworrenen Ereignissen der Geschichte und dem Leben in der Natur ein durch göttliche Gnade erleuchteter und zur Aufnahme des Gekreuzigten in seine Seele bereiter Mensch einen tiefen, reinen, verborgenen Sinn zu entnehmen weiß. Auf diese Weise lernt der Leser denn auch sein eigenes Leben sub specie aeternitatis anzuschauen und sich je länger, je mehr der Gottheit zu nähern; so entspricht der fallenden Linie der Anthropomorphisierung

---

[1]) Schriften (Roth) I, 551.

der Gottheit eine steigende der Apotheosierung der Menschheit. Wie weit Hamanns „prophetische" Schriftauslegung von der zeitgenössischen Theologie entfernt ist, andererseits aber Kants Verselbständigung des religiösen Lebens vorarbeitet, hat Unger richtig betont, auch auf die Zusammenhänge mit Schelling, Schleiermacher usw. hingewiesen, obwohl gerade die historischen Parallelen leider nicht über kurze Andeutungen hinauskommen. Auch hätte er von Hamanns, durch Hilfe des Geistes geoffenbarten Gedanken von dem symbolischen „Einwohnen des Göttlichen im Geschaffenen" auf den „Spinozismus" des jungen Goethe hinüberblicken dürfen, der so wenig wie Hamann, dieser erbitterte Gegner des eigentlichen Pantheismus, auf Seiten der Gottheit oder der Menschheit das persönliche Element ausschließen wollte. Die Toleranz gegen fremde Religionen, die Ablehnung einer kleinlich-anthropozentrischen Physico-Theologie oder einer materialisierenden Theosophie, die Anerkennung der ganzen Natur und des äußern und innern Lebens als eines großen Wunders, das „in einem unbegriffenen Gotte per omnia tempora in einem Punkt geschieht," das alles ist hier von der Odendichtung der ersten Siebzigerjahre bis über die Faustszene „Wald und Höhle" hinaus zu verfolgen.

Im Zusammenhange mit den für Hamann grundlegenden, religiösen Anschauungen mustert Unger seine erkenntnistheoretischen und geschichtsphilosophischen Äußerungen; es ist nur eine notwendige Folgerung aus dem Gesagten, daß Hamann auf dem irrationalistischen Standpunkte einer unmittelbaren Erfassung der Dinge durch Erleuchtung, Intuition und Vision festhält, sich mit Hume, der ihm näher steht als Kant, an die sinnliche Erfahrung als die einzige Erkenntnisquelle drängt, allem Systematisieren und aller strengen Verknüpfung der Dinge durch das Kausalgesetz feindlich ist, dagegen sofort seine Eindrücke mit dem biblisch übermittelten Glaubensinhalt und seinen persönlichen Herzensbedürfnissen in Beziehung setzt. Ähnelt sein Haß gegen alle reine Analysis dem Verfahren Goethes, wie Unger (89) richtig hervorhebt, so scheidet ihn von dem Dichter die Unfähigkeit, sich den Dingen und ihrem immanenten Zusammenhange hinzugeben. So wertvoll also auch seine Warnung vor der Begriffshypostasierung und der Definitionsklauberei des Rationalismus, so bedeutsam sein Hinweis auf die Selbständigkeit des religiösen Lebens, auf die psychologischen Grundlagen der Logik und Ästhetik, auf die Quellen des Wissens in der natürlichen und geschichtlichen Erfahrungswelt, auf den berechtigten Einfluß der Leidenschaften auf das Handeln des Menschen immer bleiben mag, so wenig vermochte doch Hamann selbst im eigentlichen Sinne wissenschaftlich zu denken oder wissenschaftliche Forderungen zu verstehen. Den Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben deutet er sich mit Hilfe des damals noch viel stärker lebendigen, auch für Rousseaus Geschichtsauffassung bedeutenden, theologischen Begriffes eines Abfalls vom seligen Urstande und der Notwendigkeit, diesen

zurückzuerobern. Einst war das Denken mit dem Glauben einig; das sündhafte Naschen vom Baum der Erkenntnis hat den Menschen aus diesem Paradieseszustand vertrieben und nun ist ihm bloß noch die Vernunft als Zuchtmeister geblieben, die eigentlich keine höhere Aufgabe hat, als den Menschen an die Grenzen des Wissens zu führen, sich selbst zu negieren und ihren Träger zur gläubigen Aneignung der Offenbarung hinzuleiten. So formt die Vernunft gerade die sinnlichen Eindrücke zu neuer Nahrung des Glaubens um, die drei Haupterkenntnisarten fallen zusammen, der ganze, ungeschiedene Mensch tritt dem Alleinen, *το παν Αὐτος* gegenüber. Die höchsten Wahrheiten kann er nur durch diese Vereinigung, nur auf dem Wege des Gleichnisses sich aneignen. Die Projektionen der göttlichen Geheimnisse in die Wirklichkeit, ihre Offenbarung im gesprochenen oder gelebten Gleichnis (Natur und Geschichte) bedingt viele scheinbare Widersprüche, Torheiten usw. Und wie Nikolaus v. Cues diese Widersprüche auflöst, so scheint Hamanns eigene, widerspruchsvolle Natur auf Grund jenes „principium coincidentiae oppositorum", das er bei G. Bruno zitiert fand, mit einem gewissen grausamen Behagen an dem „credo quia ineptum", nach solchen Widersprüchen im Leben zu forschen. Unger hätte gut getan, hier vergleichsweise an Goethes Polaritätsprinzip anzuknüpfen; Hamann zieht auch die ethischen Folgerungen seines Prinzips; wenn Jacobis „Woldemar" die natürliche Unabhängigkeit mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbinden möchte, so sieht Hamann darin „die einzige Auffassung für das Problem menschlicher Glückseligkeit"; für Goethe wird ein ähnliches Widerspiel ethischer Grundtendenzen zum tragischen Grundmotiv des „Faust".

Auf Goethe und insbesondere auf die Wagnerszene im „Faust" weist denn auch Hamanns geschichtsphilosophische Denkarbeit hin, die durch und durch religiös-erbaulich gerichtet ist; wie Faust lehnt er die pragmatische Rationalisierung des lückenhaften Materials ab, wie Goethe sieht er in der Geschichte ein großes Leichenfeld, wie der Dichter und sein Held vergönnt er es dem Genie („den Wenigen, die was davon erkannt"), sich zur Erfassung des tieferen Sinnes im Weltgeschehen aufzuschwingen, aber anders als Goethe neigt er dazu, auch in der ganzen Linie der Weltentwicklung einen göttlichen Plan zu sehen; der hätte dann freilich seine Endspitze in der Gegenwart, die nun erst den vollen Gewinn aus dem bisherigen Geschehen ziehen könnte. Das ist im Grunde genommen wieder ein Rückfall in die verurteilte Auffassung. Hamanns Stellung zwischen Lessings „Erziehung" und Herders „Ideen" hätten wir auch hier gern etwas näher begrenzt gesehen. Wie der „Faust"-Dichter nimmt übrigens auch Hamann die negativen Elemente (Antichristentum, Deismus usw.) mit in diesen großen „Erbarmungs"-Plan auf; und in der begeisterten Schilderung des Urzustandes (II 258 ff.), in der Vorge-

schichte der freien Rhythmen (II 303 f.) oder des Dramas (II 436 f.) schwelgt seine Phantasie, lebt sich das immerhin bescheidene und mehr rezeptive, künstlerische Element in seinem Charakter aus.

Alle jene Grundgedanken zusammengenommen erklären erst die mehr gelegentlichen und oft sich widersprechenden Ausführungen Hamanns aus den verschiedenen Perioden seiner Schriftstellerei über sprachliche Probleme; auch hier macht Hamann keine Entwicklung durch, sondern erlebt nur einmal, in der folgenreichen Londoner Krise, eine Art innerer Erleuchtung, die sein ferneres Denken beherrscht.

Vielleicht hätte Unger sich und uns einen Dienst erwiesen, wenn er die beiden Hauptprobleme dieser Sprachphilosophie: „Begriff und Wesen der Sprache" und „Ursprung der Sprache" in umgekehrter Reihenfolge behandelt hätte. Zwar sind die wichtigeren Äußerungen über den letzteren Punkt erst im Anschluß an die Süßmilch-Herdersche Kontroverse entstanden, während das Nachdenken über das Wesen der Sprache überhaupt schon in die Zeit der „Biblischen Betrachtungen", bald nach der Konversion fällt, aber Hamanns Gedanken haben auch hier keine eigentliche Umbildung erfahren, sondern nur an Präzision etwas gewonnen und sind somit in ihrer späteren Gestalt etwas leichter zu fassen. Mit Recht weist Unger auf den doppelsinnigen Gebrauch des Wortes „Sprache", einmal als bildlichen Ausdrucks für die Offenbarung Gottes im weitesten Sinne, andererseits als bloß menschlicher Funktion und damit auf den schwierigsten Punkt in diesen oft so dunklen, andeutungsweisen Auseinandersetzungen hin. Er sucht diese Widersprüche zu lösen durch die Annahme einer Parallele zwischen der Offenbarung Gottes in seinen Worten (Natur, Geschichte und Schrift, ja der Mensch gewordene Logos sind Sprache Gottes) und derjenigen des menschlichen Seelenlebens, die auch nur gleichnismäßig, im Worte erfolgen kann. Dabei ergibt sich freilich ein weiterer Widerspruch, den sich Unger nur aus Hamanns „unlogischer, ja antilogischer Denkweise" erklären kann (143); die menschliche Sprache ist ein Symbol des Gedankens, der selbst wieder ein Symbol ist, also nur ein Gleichnis zweiten Grades. Dieser Widerspruch will meines Erachtens nicht so viel besagen; auch Gottes Offenbarung in der Schrift ist ein Notbehelf zweiten Grades an Stelle der unmittelbaren Belehrung des Menschen durch das Schauen innerhalb der Natur und das Lauschen auf die Stimme des eigenen Herzens. Ferner aber scheint mir Unger übersehen zu haben, warum Hamann eine solche Offenbarung zweiten Grades überhaupt für notwendig hält; es liegen hier Zwischengedanken vor, deren Existenz sich nicht streng beweisen, sondern nur aus dem großen Zusammenhange des Hamannschen Denkens erfassen läßt, wie ihn ja Unger selbst vor uns ausgebreitet hat. Ich wies schon oben auf Hamanns Abhängigkeit von der theologischen Urzustandslehre hin, die überhaupt den Zeitgenossen fester im Kopfe saß, als uns heutigen. Ich glaube, daß seine allgemeine Anschauung von dem Verluste dieses Urzustandes der

Gottesnähe, des Überganges aus dem intuitiven in das logische Zeitalter und der Notwendigkeit, jenes wiederzuerobern, auch für seine Sprachtheorie wichtig ist. Wenn Hamann einmal versichert, daß er sich an dem Markknochen „Vernunft ist Sprache" noch zu Tode nagen werde (Schriften VII 151), so muß in seinem Sinne auch die Sprache alle Wandlungen des menschlichen Denkens von gläubiger Gottinnigkeit bis zu trotziger Verselbstung mit durchgemacht haben. Schön hat Unger Hamanns Ansicht über den Ursprung der Sprache herausgearbeitet: Gott will sich durch den Menschen so gut, wie durch irgend etwas anderes, natürliches offenbaren; er gibt also dem Menschen die Sprachorgane und die Fähigkeit mit auf dem Weg, sie zu gebrauchen; den Inhalt der Sprache aber schafft sich der Mensch nicht, wie bei Herder, durch das spontane Element der „Besonnenheit", das ihn über die tierische Naturlautsprache erhebt, sondern er empfängt ihn von der Gottheit selbst. Die Zwischenfragen, warum gerade diese und jene lautliche Zeichen für diese und jene Begriffe, woher die Verschiedenheit der menschlichen Sprache, würde Hamann einfach durch den Hinweis auf die verschiedene Offenbarungsweise Gottes in der vegetabilischen und animalischen Natur und auf die Tatsache zum Schweigen bringen, daß nicht alle Länder die gleichen Pflanzen tragen. So ist denn auch die Sprache, wie die ganze geistig-leibliche Organisation des Menschen und der Natur überhaupt von Anfang an nur „Gottes Ackerwerk" (IV, 47). Wird sie nun heute vorzugsweise als menschliches Verständigungsmittel, zu ungöttlichen Zwecken und im höchsten Falle zum Philosophieren gebraucht, so ist das nur ein besonderer Fall innerhalb des großen Gesamtabfalls der Natur von ihrer göttlichen Bestimmung und kann den inspirierten Denker, den bekehrten Christen nur zur Umkehr auffordern. In diesem Sinne hat Hamann den Anfangspunkt der sprachlichen Betätigung, Adams erste Äußerungen im Paradiese emphatisch genug geschildert (IV 32 f.), im gleichen Sinne aber weist er auf das Endziel der Entwicklung (nicht der natürlich-generellen, sondern der religiös-individuellen) hin mit der Forderung: „Die heilige Schrift sollte unser Wörterbuch, unsere Sprachkunst sein, worauf alle Begriffe und Reden der Christen sich gründeten, woraus sie beständen und zusammengesetzt würden." (I 121.) Damit rundet sich der Kreis und fügt sich Hamanns Sprachbetrachtung harmonisch seinen allgemeinen, kulturphilosophischen Gedankengängen ein. — Die mannigfachen und nicht leicht zu deutenden Urkunden der Kontroverse zwischen Hamann und Herder hat Unger sorgfältig verfolgt und mit psychologischem Scharfblick interpretiert, auch die Weiterwirkung der beiderseitigen Anregungen wenigstens kurz skizziert. Nur hätte er den wichtigen Abschnitt über das Verhältnis der Sprache zur Erkenntnis nicht von den eben behandelten, grundlegenden Kapiteln losreißen und noch durch die etwas mühselige, aber dankenswerte Betrachtung von Hamanns sprachmorphologischer Kleinarbeit

abtrennen sollen. Denn gerade die erkenntnis-theoretische Seite seiner Sprachphilosophie rückt diese recht an den Mittelpunkt des Hamannschen Denkens; auch kommen hier einzelne Punkte zur Behandlung, die wir oben vermißten, doch ist es Unger nicht mehr recht gelungen, das religiöse Weltbild, wenigstens wie es sich in der Sprachbetrachtung spiegelt, zu der Einheit zusammenzuschließen, die doch schließlich vorhanden ist. Anderseits danken wir ihm seine Zurückhaltung gegenüber allem bloßen Systematisieren der Arbeit dieses eigenwilligen und widerspruchsvollen Kopfes; kreuzen sich doch bei Hamann, sobald wir uns konkreten Problemen nähern, empirische mit religiösen Gedankenreihen und machen die Aufnahme der sprachlich knappen und doch logisch verworrenen Einkleidung so verfitzter Ideengebilde zu einer ermüdenden und unerquicklichen Sache. Immer wieder reibt sich der neue Individualismus des Zeitalters, mit seiner Anerkennung der Berechtigung und Notwendigkeit des Idiomatischen und Individuellen, an der überkommenen, theologisch-idealisierenden Richtung, die, wie auch Rousseau und nach ihm Schiller, das Individuelle am liebsten austilgen möchten zugunsten eines normativen Menschheitsbegriffes. Normativ ist denn auch alles, was Hamann über eine „Grammatik der Vernunft, eine Algebra der Konstruktion nach Äquationen und abstrakten Zeichen" zu sagen weiß und was, wie Unger (234) richtig bemerkt, mit der psychologischen Logik im Sinne Wundts oder Mills nichts zu tun hat. Er denkt daran, was die Sprache einst war und was sie wieder werden soll und sein wertvoller Gedanke von der fruchtbaren Wechselwirkung zwischen „Meinung" und Sprache wird sofort wieder beeinträchtigt dadurch, daß er „natürliche" und bloße „Modemeinungen" scheidet, während doch jede Generation so gut ihre eigenartigen Anschauungen aufweist, wie jedes Land und Volk. Diese verschiedenen Gedankenreihen reduziert Unger (228) richtig auf kurze Formeln, hätte sie aber mit dem später erst (136 f.) behandelten Gesetz der „communicatio idiomatum" in Verbindung bringen sollen. Sprache ist Ausdruck eines Verborgenen, ein Mittelglied zwischen Geistigem und Materiellem, Körper- und Gedankenwelt, wie die Erscheinungswelt selber wieder ein Bindeglied zwischen Göttlichem und Menschlichem ist. Sie ist also der Ausdruck der göttlichen Vernunft und für den Menschen fällt sie mit dieser Vernunft zusammen; da nun aber das Körperliche sein Eigenleben lebt und die Sprache in den Dienst einer abgefallenen Menschheit tritt, so wird sie, die Ererbte, dem Organismus des Menschen Zugehörige, zur Verführerin dieser „reinen" Vernunft; da die Menschheit aber an den Bibelworten einen unverlierbaren Führer hat, wo die wahre Vernunft zugleich den richtigen sprachlichen Ausdruck fand, so vermag die Sprache, insbesondere soweit sie sich an das Vorbild der Schrift anlehnt (10), eine „deipara" unserer Vernunft zu werden (VI 39), wie sie es ja von Anfang gewesen ist. — Das individualistische Element in Hamanns Seele tritt

besonders stark zutage in seinen Äußerungen über Sprache und Poesie. Der Magus des Nordens steht natürlich durchaus auf dem Standpunkt der Gehaltsästhetik, während er für die Schönheit der Form so gut wie kein Verständnis besitzt. („Ich habe kein Metrum, weder in meinem Ohr noch meiner Seele", vgl. Unger S. 240.) Somit wird ihm die Poesie nur etwas als Ausdruck der Persönlichkeit und seine feinen Andeutungen über die musikalische Sprache der Urzeit gelten auch der Verteidigung seiner eigenen, bilderreichen, andeutenden, mit Gefühlstönen operierenden, logischer Klarheit feindlichen Sprache. Er preist Buffon wegen seiner Erkenntnis: „Der Stil ist der Mensch selber", er erkennt auch die Differenzierung der Menschen und der Völker nach ihrem Trieb- und Willensleben an, er mißt das eigentlich Geniale an der Originalität des Ausdrucks, weist aber immer wieder auf das sprachliche Gewand der Schrift und auf die Sprache des 16. Jahrhunderts überhaupt hin, als sei hier der ideale Stil und der Jungbrunnen des individuellen Ausdrucks zugleich zu finden. Merkwürdigerweise aber hat Hamann gerade durch das gelegentliche Abspringen von seinem biblisch-normativen Standpunkt unendlich mehr auf die junge Generation gewirkt, als durch seine Grundvorstellungen selber; in ihm ringt sich der moderne, subjektive Geist los von den noch starken und selbst verlockenden Fesseln des Traditionalismus. Wie schwer dieser Kampf ihm und seiner Generation werden mußte, das hat uns Ungers Buch wieder recht nahe gebracht und darin liegt vor allem der kultur- und auch literaturgeschichtliche Wert seiner sorgfältigen, klaren und ergebnisreichen Arbeit.

Heidelberg. Robert Petsch.

Lenz Jakob Mich. Reinhold. Ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Erich Oesterheld. Leipzig 1909. Fritz Eckardt Verlag. 3 M.

Oesterhelds Ausgabe will „einem zeitgenössischen Publikum, das die Poesie interessiert, einen neuen Lyriker vorstellen". Ob es dem Herausgeber gelingen wird, das Publikum für diesen „neuen Lyriker zu interessieren"? Jedenfalls wäre es mit Freude zu begrüßen, wenn seine Gedichte wirklich bekannter und gelesener würden. Die „Vorbemerkungen" enthalten neben jetzt allgemein üblichen Angriffen auf die Philologie (S. VIII: „im engen Rahmen der Literarhistorie"; S. IX: „die übrigen Einzelveröffentlichungen [waren] meistens philologischer Natur und daher für den Laien ungenießbar"; doch muß S. VII Oesterheld selbst zugeben, daß „Lenzen rettete — die Philologie") den bekannten Vorwurf, Goethe sei am Untergang von Lenz schuld, der dann in der Einleitung noch öfter auftaucht. Das Lebensbild ist, ohne neue Gesichtspunkte zu bieten, weitschweifig abgefaßt, voll kleiner Irrtümer, die beweisen, daß der Herausgeber auf dem Felde der Literaturgeschichte nicht zu Hause ist, doch führt es den Laien ganz gut in das Verständnis der Gedichte ein. Panegyrisch schließt es: „Mag man über ihn als Dichter und Menschen denken, wie man will, als Zeiterscheinung, Vorbereiter und Ahner war er der Größten und Würdigsten einer [!], dessen bester und höchster Wunsch es stets gewesen: ‚Auf den Flügeln der Dichtkunst unter die Gestirne getragen zu werden.' Ein apollinischer Ikarus, den man nicht leichtfertig verurteilen und

gleichgiltig vergessen darf, den man bedauern, hochschätzen und lieb haben muß." Damit noch nicht genug, gibt Oesterheld noch „Randbemerkungen zu den Ausgewählten Gedichten" unter dem Titel: „Die Lyrik des Herzens", ergeht sich in allgemeinen Phrasen über Lyrik überhaupt, ihre Entstehung und ihre Art und prägt dann für Lenz das Schlagwort: „Er ist der typische Repräsentant der Lyrik des Herzens." Die Erläuterungen selbst sind im engen Anschluß an Weinhold gegeben, nicht ohne daß Fehler unterlaufen (S. 44, Z. 10 lies ‚Mai' statt ‚November'; S. 48, Z. 5. Der Titel „Auf die Stelle in der Bruchau" stammt doch von Weinhold, wie dieser in seiner Ausgabe S. 310 ausdrücklich hinzusetzt; S. 54, Z. 9 l. ‚Colmar st. ‚Winterthur'). Auch hätte Oesterheld, der nach seinen eigenen Worten die Ergebnisse Schröders in den Gött. Gel. Anz. 1905 sich zu eigen gemacht hatte, nicht von der 1. Fassung der ‚Liebe auf dem Lande' als von Lenz verfaßt sprechen sollen (S. 54. 220).

Die Gedichte sind in Gruppen („Gedichte allgemeinen Inhalts", „Liebesgedichte", „Balladen und Romanzen", „Epigramme und Sprüche") zusammengestellt; für ihren Text sind mitunter die Lesarten nach Weinholds Apparat herangezogen, ohne daß sich aber ein Grundsatz in der Verwendung der Varianten erkennen ließe. Wahrscheinlich, um dem modernen Leser das Verständnis zu erleichtern, sind veraltete Formen erneuert; so steht immer ‚ahnen' st. ‚ahnden', ‚vor' st. ‚für', ‚kommt' st. ‚kömmt', ‚jetzt' st. ‚itzt'. Darüber läßt sich nicht rechten; aber man sehe einmal, was bei einer solchen Modernisierung z. B. bei dem Gedicht an Friederike S. 121 herauskommt:

„Wo bist du jetzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du jetzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?"

Eine Fülle von Druckfehlern (oder Verbesserungen des Herausgebers?) ist zu verzeichnen, von denen ich hier nur die markantesten hervorheben will: S. 67 fehlt der drittletzte Vers: ‚Grausame Liebe! ihr reißt mich hinunter!' — S. 76, Z. 1 l. ‚gesungen' st. ‚besungen'. — S. 88, V. 3 l. ‚Prophetenweise' st. ‚Prophetenstimme' (Reim auf ‚Reise'!). — S. 93, Z. 3 v. u. l. ‚auf dasselbe' st. ‚darauf'; Z. 2 v. u. muß lauten: ‚Damit sich meine Asche im Grabe nicht empöre'. — S. 95, Z. 3 l. ‚verwittibten' st. ‚verwitweten'. — S. 96, Z. 7 v. u. und S. 97, Z. 11 l. ‚ersinken', ‚ersunken' st. ‚versinken', ‚versunken'. — S. 111, Z. 3 v. u. l. ‚Herr mein Gott' st. ‚Gott mein Gott'. — S. 112, Z. 8 l. ‚Herzen' st. ‚Menschen'. — S. 113, Z. 9 l. ‚müß' st. ‚müßte'; Z. 8 l. ‚sahe' st. ‚sah'. — S. 114, Z. 10 l. ‚feiner' st. ‚höher'. — S. 134, Z. 3 l. ‚willst' st. ‚kannst'. — S. 139, Z. 1 v. u. l. ‚daß' st. ‚weil'. — S. 140, Z. 7 l. ‚Mir' statt ‚Nur'. — S. 141, Z. 6 l. ‚tuts' st. ‚ists'. — S. 142, Z. 4 v. u. l. ‚erlöschet' st. ‚erloschen'. — S. 144, Z. 12 l. ‚mein' st. ‚mich'. — S. 145, Z. 4 v. u. l. ‚wenn sie euch vorbeigeht' (fehlt ‚euch'). — 147, Z. 9 l. ‚entschließen' st. ‚erschließen'. — S. 157, Z. 2 v. u. l. ‚bezahlte' st. ‚belohnte'. — S. 160, Z. 2. v. u. l. ‚zu' st. ‚in'. — S. 167, Z. 2 v. u. l. ‚Gegen' st. ‚Entgegen'. — S. 168, Z. 4 l. ‚dirs' st. ‚dichs'. — S. 180, Z. 10 l. ‚Sie' st. ‚Es'. — S. 181, Z. 6 l. ‚den' st. ‚das'. — S. 182, Z. 8 v. u. l. ‚unters' st. ‚unter'. — S. 187, Z. 14 l. ‚tät' st. ‚tat'; Z. 18 l. ‚ihm' st. ‚ihn'. — S. 194, Z 12 l. ‚zündte' st. ‚steckte'. Schon diese lange Liste bemerkenswerter Fehler (die kleineren Abweichungen und Druckfehler zu buchen wäre zwecklos) zeigt, daß der Herausgeber noch viel von den von ihm verachteten Philologen lernen kann; gerade auch Ausgaben „für das größere Publikum" sollten mit peinlichster Sorgfalt veranstaltet werden.

Für die Fassung A des Gedichtes ‚An mein Herz' (S. 127) hätte wohl Fassung Bb (Weinhold S. 111 f.) besser gewählt werden können; die Übersetzung II aus Shakespeares ‚Love's labour's lost': ‚Meineidig macht die Lieb' (S. 116)

mußte in Sonettenform gedruckt werden; aus den Lenz-Ausgaben endlich verschwinden sollten auch die unechten Epigramme ‚Ich bin ihr wahrer Jakob nicht‘ und ‚Beruhigung‘ (S. 193).

Es folgen zwei ganz überflüssige Abschnitte: ‚Lenz im Urteile der Zeitgenossen‘ und ‚Lenz im Urteile der Literaturgeschichte‘, die Briefstellen von Zeitgenossen in ungenauem Abdruck (sicherlich nach Waldmanns jeglicher Sorgfalt ermangelnden Sammlung) und Stellen aus Literaturgeschichten (die wichtigsten Werke fehlen) wahllos zusammenraffen. Dann die sehr unvollständige Bibliographie (die ‚Selbstrezension des Neuen Menoza‘ in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen!) und ein ‚Verzeichnis der Gedichte Lenzens, die in dieser Ausgabe nicht enthalten sind‘ (S. 219, Z. 5 l. 1766 st. 1776; S. 220, Z. 2 v. u. l. Seelenarchiater st. Seelenarchivater.)

Die Ausstattung und der Druck sind gut, als Titelbild ist die Silhouette gewählt, die bereits Weinhold seinem ‚Dramatischen Nachlaß‘ vorgesetzt hatte, aber hier so schlecht wiedergegeben, daß die Feinheiten des Profils ganz verloren gegangen sind.

Halle a. S. Wolfgang Stammler.

Schillerliteratur der Jahre 1906—1908.

Aus der Reihe der Schillerschen Musenalmanache ist der Xenienalmanach in einem neuen, vornehm ausgestatteten Abdruck erschienen, der bis in die Formen der Lettern hinein ein getreues Abbild des Originals zu sein sich bemüht (Musenalmanach für das Jahr 1797, herausgegeben von Schiller. Begleitwort zur neuen Ausgabe von Schillers Musenalmanach von 1797 von Hans Holzschuher. Leipzig, Inselverlag, 1907). Der Verfasser des Begleitworts, mit dem ich es hier allein zu tun habe, hat sich seine Aufgabe sehr leicht gemacht: in etwas pretiöser Redseligkeit schildert er zwar die Entstehung der Xenien und mustert die wichtigsten der Gegenxenien, von denen er auch einige ausgewählte Proben gibt, entzieht sich aber völlig der Verpflichtung eines auch nur gedrängten Kommentars der Distichen, ohne den sie doch großenteils ganz unverständlich sind, und geht auf den übrigen Inhalt des Almanachs nur mit ein paar inhaltsleeren Phrasen ein. Er hat freilich seine eigenartigen theoretischen Ansichten von unsrer literargeschichtlichen Forschung: das Scherzwort der Xeniendichter von den Chorizonten hat es ihm so angetan, daß er in dem engen Rahmen seines Vorworts sich nicht weniger als dreimal gemüssigt findet, gegen diese beschränkte Menschenklasse („Chorizonten und Kommentatoren“ S. LXV) seine Verachtung zu bezeigen und pathetisch zu erklären, daß die ganze Xenienliteratur „in einem recht zwecklosen Chorizontentum“ ihren „Weg gesehen“ habe (S. LXIV; vgl. auch S. VIII. XXII). Wenn ihm die erklärende Literatur über die Xenien von Boas und Saupe bis auf Erich Schmidt wirklich nur wie „eine tote Arbeit“ erscheint, „in der das Lebendige der Distichen dahinstirbt wie ein schönes Lied unter den grübelnden, silbenzählenden Kommentatoren“ (S. IX), dann fehlt ihm

aller und jeder Beruf, in literarhistorischen Dingen mitzusprechen. Ähnliche Eindrücke hat man aber auch sonst in seinem Vorwort: er zitiert einen Brief Goethes an Schiller mit einem törichten Fehler der ersten Ausgabe (S. XV), lobt die Verse der Hamburger Zeitung (Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 2, 27) als den Xenien am nächsten stehend, ohne sich daran zu stoßen, daß fast alle Pentameter falsch gebaut sind (S. XL), und läßt Boas Lichtenberg zum Verfasser der „Dornenstücke" erklären, was ihm natürlich nie eingefallen ist (S. LIV). Eine lohnende Aufgabe ist hier leider in die unrechten Hände gelegt worden. —

Schillers Briefwechsel mit seiner Gattin ist von Alexander von Gleichen-Rußwurm neu herausgegeben worden (Schiller und Lotte, ein Briefwechsel. Zwei Bände. Jena, Diederichs, 1908). Der Text beruht auf Jonas und Fielitz (S. XVI wird er fälschlich Fielitzsch genannt), ohne daß die Handschriften neu verglichen sind, kann also ohne weitere Bemerkungen übergangen werden. Das Register der Personen, Bücher und Orte ist recht flüchtig gearbeitet: es begegnen falsche Namen oder Vornamen (Hayden statt Haide, Hendrick statt Hendrich, Matthison statt Matthisson, Justus statt Justin Bertuch usw.; Vater und Sohn Forster sind unheilbar kontaminiert, der Maler Kraus in Georg Melchior Kraus und Richard Krause, den es nie gegeben hat, zerspalten), die sämtlich dem Register bei Fielitz fehlerfrei hätten entnommen werden können; dafür findet man ein ganzes Schillersches Gedicht abgedruckt (S. 643) und mehrere längere Zitate, die niemand in einem Register sucht. Die Einleitung, die im ganzen unbedeutend ist und in der ein in diesem Falle ganz unberechtigter Ausfall gegen die „steifleinene Gelehrtenwelt des 19. Jahrhunderts" begegnet, die zwar auf die orthographischen Fehler in unsern Briefen aufmerksam gewesen sei, die psychologische Entwicklung in den drei beteiligten Seelen aber nicht verstanden habe (S. XV), vermittelt aus ungedruckten Quellen eine sehr wichtige neue Tatsache (S. XIV): „Aus den Tagebüchern und den vertraulichen Briefen Karolinens geht hervor, daß nun erst (nach Schillers Hochzeit) ein leichter Argwohn sich in Lotte regte, ihre Schwester könne für Schiller geistig mehr bedeuten als sie selbst. Zwischen beiden Frauen fand in Jena eine offene Aussprache statt, nach der sich Karoline mehr und mehr aus der geistigen und seelischen Gemeinschaft mit Schiller zurückzog." Daß eine offene Aussprache zwischen den Schwestern, von der leider das genauere Datum uns vorenthalten wird (man könnte auch ein späteres Zusammensein als in den ersten Wochen nach der Hochzeit denken), die Sachlage geklärt hat, nehmen wir als Bereicherung unsrer Kenntnis dankbar auf. Aber der erste der beiden zitierten Sätze ist historisch nicht haltbar und steht im Widerspruch mit Karolinens von Dacheröden Briefen an Lotte aus dem November und Dezember 1789 (Charlotte von Schiller 2, 148), die beweisen, daß jener Argwohn schon damals Lotten gequält und ihr Entsagungsgedanken nahegebracht hat, die es Karoline gelungen

ist zu zerstreuen (vgl. auch meine Bemerkungen im Marbacher Schillerbuch 2, 185). Es wäre wünschenswert, daß Karolinens Tagebuchnotizen im genauen Wortlaut und mit den zugehörigen Daten veröffentlicht würden. —

Ganz kurz kann ich über eine Publikation Ludwig Geigers hinweggehen (Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Auswahl aus ihrer Korrespondenz. Berlin, Bondy, 1908), da sie wissenschaftlich wertlos ist. Urlichs' bekanntes dreibändiges Werk hat der Verfasser auf etwa ein Drittel seines Umfangs zusammengestrichen: auch für den mageren Rest, der so von dem reichen Quellenwerk übriggeblieben ist, sind die Originalhandschriften nicht neu verglichen, der Stoff aus andern Briefsammlungen nicht vermehrt worden. Die Einleitung wiederholt nach einer nicht durchweg gerechten Charakteristik des Urlichsschen Buches des Verfassers Skizze über Charlotte von 1896 (Dichter und Frauen 1, 94), so daß ich glücklicherweise einer Besprechung überhoben bin. Der Kommentar ist oberflächlich und dürftig: kritiklos schreibt Geiger ab, was er findet (zu dem englischen Zitat S. 17 vgl. Euphorion 15, 232), findet dagegen nicht immer das, was er sucht, obwohl es naheliegt (Camille Jordan S. 391); an wirklichen Problemen, wie sie z. B. die undatierten Billette Goethes an Charlotte bieten, geht er vorüber, glaubt aber doch das Verhältnis beider „zum ersten Male nach den Quellen klargelegt" zu haben (S. 401); zu Knebels Briefen „einen großen philosophischen Kommentar zu geben" mußte er leider verzichten (S. 408). Am unerträglichsten ist er, wenn er vom hohen Richterstuhl herunter moralisiert wie hier über Charlotte von Stein (S. 387) und August Wilhelm Schlegel (S. 406). —

Indem ich mich zur Literatur über Schiller im engeren Sinne wende, beginne ich mit dem Bericht über eine Publikation des der Pflege seines Andenkens gewidmeten Vereins seiner schwäbischen Heimat, in der zwölf verschiedene Beiträge zusammengefaßt sind (Marbacher Schillerbuch 2. Stuttgart und Berlin, Cottas Nachfolger, 1907. Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins, im Auftrag des Vorstands herausgegeben von Otto Güntter, 2). In anregender und gemütvoller Weise bespricht Johannes Proelß (S. 126) Schillers Beziehungen zu Hohenheim. Mit beredten Worten hat der Dichter in der unmittelbar nach der Heimkehr von seiner schwäbischen Reise in Jena niedergeschriebenen Rezension des Cottaschen Gartenkalenders das Schloß und die Parkanlagen von Hohenheim geschildert: in dem lebendigen Lokalkolorit des bald darauf gedichteten „Spaziergangs" ist gleichfalls längst trotz alles nebenherlaufenden Jenaisch-Türingischen Einschlags die deutliche Erinnerung an den Weg von Stuttgart nach Hohenheim erkannt worden. Die Entstehungsgeschichte von Schloß und Park, die erst nach Schillers Flucht begonnen wurden und ihm 1793 eine Überraschung bereiteten, wird ausführlich dargelegt. Frühere Anwesenheiten des Dichters mit den andern Akademisten in Franziskas Dörfle

zur Feier ihres in die gute Jahreszeit fallenden Namenstages sind so gut als sicher: Franziskas Tagebuch gedenkt besonders eingehend der Festlichkeiten des 4. Oktober 1780 und was sie im einzelnen erzählt, macht es wahrscheinlich, daß die beiden Gedichte „Empfindungen der Dankbarkeit" (Sämmtliche Schriften 1, 46) sich auf diese Feier beziehen; ob auch die Inschriften (ebenda 1, 45), muß dahingestellt bleiben. Hübsch wird weiter gezeigt, wie Hohenheimer Erinnerungen das Milieu der königlichen Gärten von Aranjuez gestalten halfen, in denen unter andern auch Urnen stehen, wie sie für den Hohenheimer Park geplant und schon in Angriff genommen waren und wie sie Schillers Jugendfreund Atzel im Württembergischen Repertorium besprach. Den Schlußakkord der feinsinnigen Abhandlung geben Schillers Eindrücke aus der engeren Heimat im Jahre 1793—94: das Wiedersehen mit den Jugendfreunden, die Baumkulturen des Vaters, der intime Verkehr mit dem künstlerischen Gartenfreunde Rapp, die Aufhebung der Akademie und der Tod des Herzogs Karl Eugen, der zu versöhnlich mildem Urteil über den merkwürdigen Mann stimmte, all das klingt hörbar in jener Rezension durch, die der Dichter selbst sein Glaubensbekenntnis über Gartenkunst genannt hat. Otto Güntter gibt (S. 205) den Text von Schillers akademischer Rede über die Folgen der Tugend nach der kürzlich durch Schenkung wieder nach Schwaben gekommenen, lange verschollenen, merkwürdigerweise von Hovens, nicht von Schillers Hand geschriebenen Originalhandschrift wieder und hebt aus dem Tagebuch Franziskas von Hohenheim alles auf die Feier des 10. Januar 1780 sich beziehende heraus, in der jene Rede ein einzelnes Glied gewesen ist. Der Text selbst bringt gegenüber der bisher bekannten Fassung (Sämtliche Schriften 1, 95) nicht nur eine ganze Reihe kleinerer sprachlicher, sondern auch ein paar wichtigere inhaltliche Abweichungen (99, 13 „Szene" statt „Sonne"; 100, 26 „feiern" statt „stehen"; zu 99, 26 „Menschenbilder" vgl. Lied von der Glocke Vers 389).

Fünf Beiträge bringen wertvolle Bereicherungen von Schillers Korrespondenz. Drei Briefe des Dichters an Karoline von Dacheröden aus dem Jahre 1789, deren einem der Anfang fehlt, teilt Albert Leitzmann mit (S. 179): als Anhang sind einige merkwürdige Stellen aus ungedruckten Briefen von Schillers Schwägerin Karoline an dieselbe Freundin aus den Jahren 1788 und 1791 hinzugefügt, Reflexe ihrer damaligen Stimmungen gegenüber Schwager und Schwester. Fünf weitere Briefe Schillers legt Otto Güntter (S. 234) vor: an Crusius von 1792, an Haug und Archenholtz von 1795, an Reinwald von 1802, an Frau Niemeyer in Halle von 1803. Eine längere Anmerkung zu dem letztgenannten Billett behandelt des Dichters von ihm selbst so mysteriös behandelten Reiseplan vom Jahre 1803: der Verfasser glaubt, daß es sich in erster Linie um einen Besuch bei Dalberg im Aschaffenburgischen gehandelt habe, der im Juli 1802 Kurfürst geworden war und mit dem Schiller die dadurch

etwa entstandenen Möglichkeiten eines Übergangs in kurmainzische Dienste habe besprechen wollen, und bezieht auf denselben Plan auch die merkwürdige Notiz Karolinens von Wolzogen (Schillers Leben 2, 264), daß Schiller, 1804 von Berlin kommend, unmittelbar zu einer Konferenz mit Dalberg habe reisen wollen; es müßte dann ein Irrtum in der Jahreszahl vorliegen. Diese an sich zunächst bestechenden Kombinationen scheinen mir doch bei näherem Zusehen nicht haltbar. Güntter hat die älteste Stelle übersehen, wo von jenem Reiseplan die Rede ist, und diese fällt geraume Zeit vor Dalbergs Regierungsantritt und vor seine erste Geldsendung, mit der Güntter als erregendem Moment gleichfalls rechnet: schon am 17. Januar 1802 stellt der Dichter seinem Mannheimer Freunde Beck einen Besuch dort in Aussicht, und zwar „im künftigen Jahr, wo ich eine Reise nach Schwaben und der Schweiz damit verbinden möchte" (Briefe 6, 330). Karoline dürfte also doch wohl mit ihrer Angabe im Rechte sein, die dann unmittelbar mit der „künftigen Reise nach Franken" (ebenda 7, 221) in Beziehung zu bringen ist.

Sehr dankenswert ist Jakob Minors Aufsatz über Dalbergs Briefwechsel mit Schiller und Lotte (S. 189). Die mannigfach zerstreuten Briefe dieser leider ganz einseitig erhaltenen Korrespondenz (auch ich kann auf Grund langer Nachforschungen nach Dalbergs Nachlaß, die ich im Interesse Humboldts angestellt habe, versichern, daß auf seine Wiederauffindung, wenn er überhaupt noch vorhanden ist, kaum gerechnet werden darf) stellt er nebst den Notizen über die verlorenen Briefe Schillers in einer übersichtlichen Tabelle zusammen, bei der, soviel ich sehe, nur das Fragment aus einem Schreiben Dalbergs vom 12. April 1795 übersehen ist, das Schiller selbst in den Horen (1, 5, 134) hinter Dalbergs Aufsatz über Kunstschulen hat abdrucken lassen. An den Brief, den er nach Försters Bericht (Schillers Persönlichkeit 2, 137) im Sommer 1787 an Dalberg geschrieben haben soll, um nach Weimar eingeladen zu werden, glaubt Minor wohl so wenig wie ich. Der Tabelle folgt ein Abdruck von sechs bisher unbekannten Briefen Dalbergs mit den notwendigen Erläuterungen: fünf davon aus den Jahren 1791, 1794, 1796, 1797 und 1813 sind an Lotte gerichtet; ihr Inhalt ist unbedeutend. Schwierigkeiten macht ein nach Minors Auffassung an Schiller selbst gerichtetes Billett aus Mainz vom 29. November 1788, in dem der durch den Mannheimer Intendanten Dalberg benachrichtigte Erbprinz von Leiningen als die geeignete Person bezeichnet wird, die „einen rechtschaffenen und verdienstvollen Mann" schon aus „Pflicht der Freundschaft und der Dankbarkeit" in eine Laufbahn bringen könne, „die Ihrer (ich halte das für einen Schreibfehler statt „seiner") würdig ist". Dieser Brief würde ein volles Jahr vor die Zeit fallen, in der Schiller nachweislich mit Dalberg in die erste Berührung kam: ein Datumfehler, 1788 statt 1789, kann nicht vorliegen, da Dalberg Ende November 1789 nicht in Mainz, sondern in Erfurt war (vgl. be-

sonders Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit 1, 350), sein Aufenthalt in Mainz an dem überlieferten Tage dagegen feststeht (vgl. Forsters Brief an Heyne im Archiv für neuere Sprachen 92, 267; Minors Berufung auf Beaulieu-Marconnay 1, 166 ist irrtümlich, da es sich dort um das Jahr 1790 handelt). Wie lassen sich diese Widersprüche auflösen? Minors Lösungsversuch leuchtet mir in keiner Weise ein: ich glaube vielmehr, daß der Brief überhaupt nicht an Schiller gerichtet ist und daß auch der Inhalt sich gar nicht auf ihn bezieht. Das „Hochwohlgeboren," mit dem der Adressat dreimal bedacht wird, scheint mir auf einen Adeligen zu deuten: Schiller ist für Dalberg in den ersten erhaltenen Briefen stets nur „Wohlgeboren" (Briefe an Schiller S. 114. 115. 116. 137. 176; Karoline von Wolzogen, Schillers Leben 2, 56). Was am meisten stutzig machen muß, ist die Erwähnung des Erbprinzen von Leiningen: was hätte dieser, der Freund und Gönner Ifflands, gegen Schiller für Freundschafts- und Dankbarkeitspflichten gehabt, so groß, daß man sich eines guten Erfolgs deswegen versichert halten konnte? Wenn man schließlich Schillers persönliche Lage im November 1788 überdenkt, in der Zeit, in die der Brief an Dalberg gehören müßte, auf den unser Billett die Antwort bildet, so sieht man, daß ein Appell an diese Instanz um Begünstigung oder Beförderung gar keinen Anhaltspunkt darin findet: so nahe der Ausblick auf Mainz ein Jahr später durch die Braut und deren Erfurter Freundin, die dem Koadjutor nahestand, dem jungen Professor gelegt war, so fern erscheint er dem noch unverlobten, beruflosen Schriftsteller, dessen Zukunftsplan die Mitredaktion von Wielands Merkur war. Diese negativen Ausführungen durch die zugehörigen positiven über die wahrscheinliche Persönlichkeit des Adressaten und des Empfohlenen zu ergänzen bin ich freilich leider nicht imstande.

Aus den Schätzen des Marbacher Museums breitet Otto Güntter (S. 245) die stattliche Reihe von 72 Briefen an Schiller vor uns aus, an die sich (S. 383) neun Briefe aus dem Schillerkreise anschließen. Jene 72, um von ihnen zuerst zu sprechen, verteilen sich auf die Jahre 1786—1805: es kommen zu Worte Archenholz, Baggesen, Beck, der Dresdener Becker, Beulwitz, Brinkmann, Bürde, Crusius, Dalberg, Einsiedel, Frauenholz, Funck, Garve, Gentz, Gleichen-Rußwurm und Frau, Graß, Harbaur, Herder, Heydenreich, Kosegarten, Kotzebue, Herzogin Luise, Matthisson, Sophie Mereau, Heinrich Meyer, Buchhändler Michaelis, Niethammer, Opitz, Reichardt, Ridel, Schelling, Schröder, Schütz, Schauspieler Schwarz, Spener, Unger und Frau, Wilmanns und Zelter. Es ist selbstverständlich, daß in einer so langen und so bunten Reihe manches unbedeutende Briefchen mitunterläuft: aber ihre Gesamtheit lehrt doch immer aufs neue wieder die weite Verzweigung der persönlichen und geschäftlichen Beziehungen des Dichters und die ungemein starke Wirkung, die von seinem lebendigen Wesen ausging. „Sie haben höchst wunderbar

auf mich gewirkt," schreibt ihm Gentz (S. 345); „wenn mir noch vor zwei Monaten einer gesagt hätte, daß Sie größer wären als Ihre Werke, so würde er mich ungläubig gefunden haben.... Mit Erstaunen sah und, fast möchte ich hinzusetzen, begriff ich, daß es ein Gemüt geben kann, das selbst solche Werke, wie die Ihrigen sind, mit vollkommenster Freiheit hervorbringt. Sobald ich dies gefaßt hatte, erblickte ich Sie notwendig über allen Ihren Produkten, und die unendliche Tiefe und Fülle, die sich nachher, in jedem Momente unsrer Unterredungen mächtiger vor mir entwickelte, überzeugte mich immer mehr und mehr von der unbedingten und unbegrenzten Wahrheit dieser Ansicht." Dieser lange Brief Gentzens vom Januar 1802, eins der glänzendsten Zeugnisse für die bezwingende Wirkung von Schillers hoheitsvoller Persönlichkeit, für die Goethe im Epilog zur Glocke so schöne Worte gefunden hat, ist zweifellos der Glanzpunkt der vorliegenden Sammlung und von ganz besondrer Schönheit. Vom 17. November bis 2. Dezember 1801 war Gentz in Weimar gewesen: seine Aufzeichnungen während dieser Tage, leider nur sehr summarische (Tagebücher 1, 6), sprechen von drei großen Gesprächen mit Schiller, die den tiefsten Eindruck auf Gentz machten; von ihrem Inhalt erfahren wir leider nichts Genaueres. Nach Berlin zurückgekehrt, wo er sich mit seinem und Schillers Freunde Humboldt in Gesprächen über Weimar nicht genugtun kann, sucht er im ersten Teil seines Briefes der überwältigenden Eindrücke durch klare Aussprache Herr zu werden, analysiert Schillers geistige Eigenart, die sich ihm „wie ein vollendetes Kunstwerk" dargestellt hat, und leiht seiner begeisterten Liebe beredten und formvollendeten Ausdruck. Im zweiten Teil des Briefes gibt er eine schneidende, aber sicherlich gerechte Kritik der Berliner Aufführung der Jungfrau von Orleans, die er als Drama sehr hoch stellt, und wirft Iffland eine Reihe schwerwiegender Fehler „bei der Mißhandlung dieses Meisterstücks" vor. Von den übrigen Briefen verdient nur weniges besonders hervorgehoben zu werden: Unger berichtet (S. 361), daß ihm Schiller im April 1802 eine kleine Schrift „über das Theater" angetragen hat, von der wir sonst nichts wissen; Beckers Briefe (S. 343. 363. 366) geben interessante kleine Nachträge zu des Dichters Stellung zur bildenden Kunst, besonders zu den Dresdener Antikensammlungen (vgl. Euphorion 15, 781); Kosegarten lädt im Juli 1795 Schiller ein, ihn auf Rügen zu besuchen (S. 289); Ridel schildert (S. 249) die Stimmung in Weimar nach Goethes Rückkunft aus Italien, Harbauer (S. 357) das wissenschaftliche Niveau der Pariser Ärzte im Jahre 1802, ihre Methodelosigkeit bei Behandlung innerer Krankheiten gegenüber den Fortschritten ihrer Operationstechnik; Crusius findet (S. 324) Heinrich Meyers Zeichnungen „ohne Bestimmtheit und Ausdruck und die Richtigkeit der Zeichnung darf man auch nicht kritisch untersuchen". Auf anderes wie die Briefe von Baggesen, Garve, Schelling kann ich nicht näher eingehen. Die neun Briefe aus

dem Schillerkreise, die Güntter vorlegt, umfassen vier von Reinwald an Christophine von 1783 und 84 (in dem ersten hat Streicher, Schillers Flucht S. 151 eine längere Stelle über Henriette von Wolzogen unterdrückt), einen von Huber an Göschen von 1785, der uns in die Bemühungen der Leipziger Freunde, Schiller aus Mannheim zu erlösen, Einblick gewährt, einen vom Herzog von Augustenburg an Reinhold von 1793 in Sachen der Unterstützung Weishaupts (Wieland „wird immer einer meiner Lieblingsschriftsteller bleiben, obgleich ich, zumal in den letzteren Zeiten, nicht immer mit ihm zusammenstimme" S. 397), einen von Funk an Körner von 1797 mit interessanten Notizen über Wallenstein („Schiller hatte allerlei Ideen darüber, unter andern auch die, das Stück von vier Akten in Prosa und den fünften in Jamben zu schreiben" S. 399), einem Lob des Lagers und bedingter Anerkennung der Balladen gegenüber den Goetheschen, endlich zwei Briefe Lottens an Göschen und Iffland von 1804 und 1805 (der erste ist schon durch Cohn in der Deutschen Rundschau 14, 479 gedruckt worden; der zweite gehört zu Ifflands Antwort Charlotte von Schiller 1, 307, deren Erklärung durch Urlichs also irrig war).

Drei Beiträge gehen die Bühnengeschichte Schillerscher Dramen an. Eine Silhouettensammlung der ersten Darsteller der Räuber aus dem Nachlaß des Regisseurs Meyer, deren Urheber der Schauspieler Kirchhöfer ist, teilt Otto Güntter (S. 405) mit Erläuterungen mit und geht im Verfolg seines Artikels ausführlich auf die Tatsache ein, daß bei Schillers zweiter heimlicher Reise nach Mannheim Ende Mai 1782 eine Aufführung der von ihm von der Intendanz erbetenen Räuber entgegen Streichers ausdrücklicher Angabe nicht stattgefunden hat. Eugen Kilian bespricht (S. 93) Schillers Massenszenen auf der Bühne vom technischen Theaterstandpunkt aus und stellt allerhand mehr oder weniger eingebürgerte Regieunarten auf diesem Gebiete in kritische Beleuchtung: seine Forderung einer größeren Stilisierung gegenüber dem maßlosen Naturalismus unsrer Tage ist durchaus zu billigen. Das schwierige Problem, wie die Chöre der Braut von Messina stilgemäß und wirksam zu inszenieren und zu sprechen sind, ist freilich auch durch seine Bemerkungen und Anregungen noch nicht endgiltig gelöst. Rudolf Krauß beleuchtet (S. 113) die Schwierigkeiten der szenischen Darstellung der Johanna, um die sich heute wie vor hundert Jahren tragische Liebhaberin und Heroine streiten: auch er opponiert aufs kräftigste gegen den fanatischen Realismus so mancher Darsteller und Regisseure, die dem Dichter in der Schätzung der Gegenwart oft einen so schweren Stand bereiten.

Eine längere ebenso lehrreiche wie anregende Betrachtung widmet Adolf Dörrfuß (S. 1) der Säkularfeier von 1905 und ihrer Stellung in den geistigen Bewegungen der deutschen Gegenwart. Es ist ein dankenswerter und im wesentlichen völlig gelungener Versuch, die schier unzählige

Menge von Urteilen, Betrachtungen und programmatischen Anschauungen aller Art, die bei jener Feier hervorgetreten sind, in übersichtliche Gruppen zu ordnen, deren Tendenzen zu erkennen und so zu einer begründeten Meinung über Wert und Bedeutung der ganzen Feier zu gelangen. Der Verfasser beginnt mit einer Musterung der Stimmen aus den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, zeigt dann, wie die allgemein empfundene Not der Gegenwart und die Sehnsucht nach einer vertieften Kultur der Persönlichkeit auf allen Gebieten, dem ästhetischen, ethischen, philosophischen und religiösen, sich zu Schiller in engste Beziehungen gesetzt fühlt, beleuchtet weiterhin die nationale Seite der Feier und schließt mit Erörterungen über die Berechtigung der Gegenwart, die sie bewegenden Gedanken an den Dichter anzuknüpfen, und die tiefere Bedeutung der Feier als einer entschiedenen Rückwendung zu idealistischer Weltbetrachtung. Die im Gegensatz zu dieser Arbeit geringfügigen Betrachtungen, die Alexander von Gleichen-Rußwurm (S. 83) über die Jubiläen von 1859 und 1905 anstellt, sollen hier nur wegen zweier Notizen genannt werden, die er aus ungedrucktem Material gibt: im Herbst 1799 schrieb Schiller an Heinrich von Gleichen den Satz: „Ist doch der Drang nach Freiheit der ewige Gedanke des Menschen!", der vom Adressaten in sein Tagebuch eingetragen wurde (S. 84); vor dem Beginn der Braut von Messina äußerte er zu seiner Schwägerin Karoline nach einer Notiz ihres Tagebuchs, „am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks herabgestürzt und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des allgemeinen Menschengeschicks" (S. 88)[1]. —

Schillers Beziehungen zur Musik haben durch Hans Knudsen eine Behandlung erfahren, die in jeder Hinsicht brauchbar und besonnen ist und sehr wohltuend von der Arbeit Kohuts absticht, die im vorigen Berichte zu besprechen war (Schiller und die Musik. Greifswalder Dissertation. 1908). Der Verfasser behandelt eingehend die Musik in Schillers Leben, seine philosophisch-ästhetische Betrachtung dieser Kunst, seine Opernversuche, die Musik in seinen Dramen, Gedichten und Prosaschriften, das musikalische Element seiner Rhythmik und Metrik, seine Beziehungen zu zeitgenössischen Musikern, endlich seine musikalischen Gleichnisse und Tropen. Das sehr verstreute Material ist, soweit ich sehen kann, lückenlos gesammelt, übersichtlich gruppiert und äußerst vorsichtig gedeutet und be-

[1] Anmerkungsweise sei eine Schrift desselben Verfassers erwähnt, die keine irgend wissenschaftlichen Prätensionen hat (Schillers Weltanschauung und seine Zeit. Berlin, Bard, Marquardt und Co., 1907. Gurlitts Kultur 12): nur nebenbei neben vielen andern Dingen ist auch von Schiller die Rede, von dem ein unbekanntes Miniaturportrait aus Charlotte von Kalbs Besitz reproduziert ist.

urteilt. In der Streitfrage, ob in jener berühmten Briefstelle an Goethe Wagners Musikdrama vorausgeahnt ist oder nicht, wagt Knudsen (S. 39) keine Entscheidung, obwohl er sicherlich nicht zu den Wagnerianern strengster Observanz gehört, und ist leider auch in der Festlegung der klar formalistischen Auffassung des Dichters von der Musik (S. 18) nicht zu einer sicheren Position gelangt: meine eigene Meinung über diese beiden Punkte habe ich früher (Euphorion 15, 598) dargelegt. Jedenfalls besitzen wir nun ein gesichertes Fundament, von dem jede weitere Erörterung der betreffenden Fragen auszugehen hat. —

An der äußersten Peripherie der literarhistorischen Betrachtung nur liegen die Forschungen über Schillers Vorfahren, die Richard Weltrich vorgelegt hat (Schillers Ahnen, eine familiengeschichtliche Untersuchung. Weimar, Böhlaus Nachfolger, 1907). Er ergänzt in diesem Buche, das den Leser kundig und gewandt durch die verschlungenen, häufig dornigen und unwegsamen Pfade kleiner und kleinster genealogischer und heraldischer Forschungen hindurchführt, seine älteren Darlegungen in der Schillerbiographie (vgl. Euphorion 7, 348) und im dritten Rechenschaftsbericht des schwäbischen Schillervereins. Das erste Kapitel ist der Widerlegung einer Schrift von Albert (Die Schiller von Herdern, Freiburg 1905) gewidmet, der des Dichters Vorfahren genealogisch mit der genannten Breisgauer, dann nach Tirol verpflanzten Adelsfamilie zu verknüpfen versuchte: dieser Versuch ist durch Weltrichs eingehende Beweisführung als definitiv gescheitert anzusehen und ein seit langem in der Schillerliteratur spukendes Phantom damit wohl endgiltig beseitigt. In zwei weiteren Kapiteln werden die Ergebnisse der jüngeren schwäbischen Lokalforschung für die genealogische Frage, allerdings recht breit dargelegt, die wir der rastlosen Arbeit Traugott Haffners und Gottfried Maiers verdanken: danach läßt sich der Stammbaum des Dichters jetzt in gerader Linie bis etwa zur Mitte des 14. Jahrhunderts verfolgen, wo die Urahnen des Hauses in Grunbach im Remstal als begüterte Weinbauern gesessen haben. Mit diesem beachtenswerten Ergebnis wird man sich wohl auch ins künftige begnügen müssen. —

Die Sammlung von Zeugnissen der Zeitgenossen über Schiller, deren erster Band früher (Euphorion 15, 583) besprochen und als Muster des ganzen Werkes eingehend charakterisiert worden ist, hat unterdessen den Bearbeiter gewechselt (Schillers Persönlichkeit, Urteile der Zeitgenossen und Dokumente, gesammelt von Julius Petersen. Zweiter Teil. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen, 1908). Der vorliegende zweite Band beginnt mit Nachträgen zum ersten, der mit Streichers Bericht geschlossen hatte, und führt dann vom Austritt aus der Akademie bis zum Schluß der schwäbischen Reise, also bis an die Zeit der Verbindung mit Goethe heran. Eine lange Reihe von Berichten stellt sich hier dar: Abel, Conz, Schwan, Rahbek, Humboldt, Baggesen,

Reinhold, Novalis, Hoven kommen unter andern zu Worte; die bei aller Kleinlichkeit wichtigen Notizen von Göritz erzählen von den ersten Jenaer Jahren; Karoline von Wolzogen, eine der Quellen allerersten Ranges, wird gebührend berücksichtigt. Eine Fülle von wichtigen und interessanten Notizen über den Dichter wird hier, aus der Vereinzelung und Verborgenheit erlöst und in den großen Zusammenhang seines Lebens eingeordnet, gleichsam neu entdeckt und erst recht fruchtbar gemacht: ich weise nur z. B. auf Grubers Bericht (S. 213) hin, daß Schiller bei Schütz Griechisch getrieben hat und daß schon früher Wieland, wie Conz (S. 245 Anm.) bezeugt, ähnliche Studien bei ihm anregte. Das wirklich ungedruckte Material ist gering: ein Brief Petersens vom März 1784 über die Heirat mit Margarete Schwan (S. 77), zwei Briefe von Luise Pistorius an Friedrich Götz von 1852 und 53 über denselben Gegenstand (S. 87), ein feinsinniges Schreiben von Emilie von Gleichen an Palleske über den Charakter der ersten Beziehungen zwischen Schiller und Lotte (S. 153). Die schon aus dem Morgenblatt von 1854 bekannten Aufzeichnungen des Heilbronner Senators Schübler aus dem September 1793 konnten (S. 264) aus der Originalhandschrift berichtigt und ergänzt werden. Neben den wertvollen Urteilen über mehrere griechische Schriftsteller und den Zeugnissen für Schillers Interesse und Verständnis für die exakten Wissenschaften, in denen Schübler dilettierte, enthalten sie eine wichtige Notiz über ein Gespräch mit Goethe: „Hierauf schilderte er mir Goethes Charakter und Studien; er habe eine große Überschaulichkeit und Neigung, die Natur zu studieren, aber überall müsse viel Sinnlichkeit dabei sein; er habe ihm vor einiger Zeit gesagt, nun mache er sich auch an Kants Philosophie, aber Goethe habe wahrscheinlich doch nicht genug Assiduität und Geduld"; fand dies Gespräch in Jena statt, so käme nur Goethes dortiger Aufenthalt mit Heinrich Meyer vom 27. bis 30. April 1793 als Zeitpunkt in Betracht (vgl. auch Vorländer, Kant, Schiller, Goethe S. 155). Unter den bisher bekannten Quellen vermisse ich nur den Bericht Falks über seinen Besuch vom 16. Juli 1792 (zur Chronologie vgl. meinen Aufsatz im Euphorion 10, 550). Zur höheren Kritik aller dieser Zeugnisse bleibt noch sehr viel zu tun: Petersen gibt hie und da dahingehörige Bemerkungen, ohne aber irgend erschöpfend zu sein. S. 28, Zeile 4 hätte er das unbedingt notwendige „nie", das auch die Originalhandschrift hat, einsetzen, S. 304 meine Deutung des —ſ— im Freimütigen auf Massenbach (Euphorion 12, 187) erwähnen sollen, die schon graphisch weit mehr Wahrscheinlichkeit hat als die Hartmanns auf Conz. —

Das Ergebnis lokaler Forschungen, die sich um Schillers Beziehungen zu Oggersheim, Speier, Landau, Frankenthal usw. gruppieren, hat Dr. Albert Becker vorgelegt (Schiller und die Pfalz. Ludwigshafen, Waldkirch und Co., 1907). Weder erhebliches Neues noch biographisch oder literargeschichtlich Wichtiges für den Dichter ist dabei zutage ge-

kommen: nur die Notiz (S. 41 Anm. 1), daß der von Jonas unerklärt gelassene „unglückliche Brand" in Schillers Brief an Knigge (Briefe 1, 179) sich auf eine verunglückte Montgolfière bezieht, verdient erwähnt zu werden. Nebenbei gibt der Verfasser bio- und bibliographische Notizen über Leuchsenring (S. 12 Anm.), Beroldingen (S. 31 Anm. 2) und Butenschön (S. 44). Aus dem ungedruckten Reisetagebuche Landolts wird (S. 65) eine Beschreibung seines Besuchs im Hause Laroche am 7. September 1782 mitgeteilt. —

Ich wende mich zu den Schriften über Schillers Werke. Einen eigenartigen Standpunkt nimmt Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen Schillers genialem Erstling, den Räubern gegenüber ein (Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. Halle, Marhold, 1907). Er kann sich nicht, von der gigantischen Gewalt dieser Poesie fortgerissen, an dem Drama und seinen Schönheiten erbauen und der psychologischen Genesis der Charaktere nachgehen, denen der Dichter vom eigenen Denken und eigenen Herzblut soviel mitgegeben: er muß sie in die Schemata der Psychiatrie einordnen, sie als „klinische Bilder" fassen, dem „Inkubationsstadium" und dem „akuten Ausbruch" ihrer pathologischen Defekte nachspüren und meint damit etwas für das Verständnis des Kunstwerkes als solchen getan zu haben. Die Moor sind eine degenerierte Familie, Franz ein Typus der an moralischen Irrsinn grenzenden psychischen Degeneration im allgemeinen, Karl ein Typus des originären Paranoikers und exzentrisch-fanatischen Reformers, Spiegelberg ein verschrobener Rhombozephale usw. Krafft-Ebing, dessen Krankengeschichten in den Tagen des krassen Naturalismus so eifrig studiert und zuweilen dramatisiert worden sind, soll hier umgekehrt einmal zum deutenden Interpreten einer Tragödie werden. Ich kann diesen „naturwissenschaftlichen" Standpunkt so wenig ernst nehmen wie die gleichfalls vom Verfasser diskutierte Frage, ob die Brüder Moor vor den Gerichten der Gegenwart forensisch zur Verantwortung zu ziehen sind oder nicht: eine Förderung des ästhetischen oder literargeschichtlichen Verständnisses des Dramas kann aus solcher Betrachtungsweise nun und nimmer hervorgehen. Wenn der Verfasser im ersten Kapitel mit Genugtuung Schillers Vorrede zu den Räubern als Beweis für die von ihm behauptete absolute Naturwahrheit der Charaktere heranzieht, so ist ihm leider nicht gegenwärtig gewesen, welcher gewichtige Gegner seinen Anschauungen in desselben Schillers Selbstrezension seines Dramas sich erhebt: oder sollte ihm diese unbekannt geblieben sein?[1] —

---

[1]) Eine neue Auflage von Düntzers Erläuterungen zu diesem Drama (Schillers Räuber, erläutert von Heinrich Düntzer; zweite Auflage, besorgt von Dr. Otto Ladendorf. Altenburg, Wartig, 1906) sei hier anmerkungsweise genannt: die wissenschaftlichen Ergebnisse der neueren Forschungen sind in den Text eingearbeitet, die Anlage des Buches aber unverändert erhalten worden.

Studien zur Bühnengeschichte der Schillerschen Dramen in Berlin hat Dr. phil. Alfred Schmieden begonnen und zunächst den Tell behandelt (Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen für das königliche Nationaltheater zu Berlin. Erster Teil: Wilhelm Tell. Berlin, Fleischel und Co., 1906). Im ersten Kapitel seiner Mitteilungen bespricht er die brieflichen Verhandlungen über das Stück zwischen Schiller und Iffland: aus den Berliner Theaterakten ist es ihm gelungen, das literarische Material um einige Nummern zu vermehren. Zwei neue Briefe, einer von Iffland vom 17. März 1804 (S. 14; sicher der in Schillers Kalender S. 160 unter dem 26. verzeichnete) und einer von Schiller vom 12. desselben Monats (S. 21), mit dem er das Lied Walther Tells und die Strophe der barmherzigen Brüder übersandte, sind kurz und unbedeutend. Wichtiger sind Ifflands szenische und ästhetische Bemerkungen nach der ersten Lektüre des Dramas, da er durch den nach Weimar reisenden Theatersekretär Pauli im April 1804 Schiller übersandte und mit seinen Gegenbemerkungen zurückerhielt (S. 24—48). Hier sind es vor allem drei Punkte, die unser Interesse lebhaft in Anspruch nehmen. Iffland bemängelt, wie später so oft geschehen ist, Tells Monolog in der hohlen Gasse als psychologisch anstößig, da das Bild des Helden dadurch den „lieblichen Schimmer" verliere: Schiller bemerkt dagegen (S. 41), er sei das beste im ganzen Stück und das eigentlich Rührende darin, ja „es wäre gar nicht gemacht worden, wenn nicht diese Situation und dieser Empfindungszustand . . . dazu bewogen hätten"; auch hebt er die hohe Wirkung der Szene bei der Weimarer Aufführung hervor. Eine ähnliche Differenz herrscht in bezug auf die Parricidaszene, wo wiederum Iffland spätere Kritiken vorausnimmt, indem er die Szene, die ihm „Mißgefühl" erregte, tadelt und gestrichen wünscht: nach Schillers Gegenbemerkung (S. 44) ist Parricidas Erscheinung „der Schlußstein des Ganzen" und „Tells Mordtat wird durch ihn allein moralisch und poetisch aufgelöst"; der Gegensatz seiner Tat zu der Tells lehrt „die Hauptidee des ganzen Stückes", „das Notwendige und Rechtliche der Selbsthilfe in einem streng bestimmten Fall". In beiden Punkten beruft sich Iffland auf die mit der seinigen übereinstimmende Empfindung Johannes von Müllers, der darüber auch selbst dem Dichter habe schreiben wollen (S. 47). Endlich tadelt Iffland an der Entwicklung des ganzen Dramas, daß man aus dem Großen gleichsam ins Detail geführt werde, ein Gang, den die Empfindung mit Widerstreben gehe: „Das poetisch Große", erwidert der Dichter (S. 46), „liegt überall nicht in der Masse, sondern in dem Gehalt der Situationen und in der tragischen Dignität der Charaktere. Wenn Tell und seine Familie nicht der interessanteste Gegenstand im Stücke sind und bleiben, wenn man auf etwas andres begieriger sein könnte als auf ihn, so wäre die Absicht des Werks sehr verfehlt worden." Im zweiten Kapitel

vergleicht Schmieden das Berliner Originalmanuskript des Dramas mit den bisher bekannten Texten: die Szene zwischen Attinghausen und Rudenz, die später den zweiten Akt eröffnet, ist hier die dritte Szene des ersten Akts, das Lied Walther Tells und die kleine Frauenszene vor dem Hut im dritten Akt fehlen; die rein textlichen Abweichungen sind größtenteils unbedeutend. Das dritte Kapitel behandelt Ifflands Dekorationsplan (ein französischer Entwurf wird S. 115 mitgeteilt) und die szenischen Vorbereitungen, das vierte den Berliner Theaterzettel, eine Nachschrift die zeitgenössische Kritik der Hauptstadt. Sollte der Verfasser seinen Plan ausführen und auch die Berliner Einrichtungen der übrigen Schillerschen Dramen behandeln wollen, so möchte ich ihm im Interesse seiner Leser empfehlen, seinen Stoff im einzelnen klarer zu disponieren und seinen erstaunlich unbeholfenen Stil einer gründlichen Revision zu unterziehen. —

Auch die Mächte des Turms (vgl. Euphorion 15, 607) müssen wieder in diesem Berichte erscheinen, hoffentlich zum letzten Mal. Gotthold Deile, der sich Kellers damals besprochene Resultate völlig zu eigen gemacht hat, versucht jetzt das Lied an die Freude für ein Tafellogenlied zu erklären, mit dem Schiller seinen maurerischen Freunden einen Gefallen erwiesen habe, indem er Logenlieder nachahmte und ausschrieb (Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied an die Freude. Wortgetreue Neudrucke bisher noch unbekannter Quellen mit einer Einleitung über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller. Ein Beitrag zur Erklärung des Liedes an die Freude. Leipzig, Weigel, 1907). Die Idee ist nicht neu (vgl. Vaihinger in den Kantstudien 10, 138), aber es liegt auch nicht der leiseste Schatten eines Beweises vor. Es ist ja wohl tendenziöse Voreingenommenheit, wenn jemand, sowie er das Wort Bruder hört, immer gleich an Logenbrüder denkt. Der Verfasser weiß, daß Schiller sich stets ablehnend der Freimaurerei gegenüber verhalten hat, ja sogar, daß er die Freimaurerlieder wegen ihres heillos platten und prosaischen Tons verspottet hat: trotzdem ist das Lied an die Freude nur als Tafellogenlied überhaupt zu verstehen (S. 57), aus Reminiszenzen an maurerische Liedersammlungen aufgebaut und zusammengesetzt (S. 108. 125). Die abgedruckten Lieder lehren deutlich, daß nicht der mindeste Zusammenhang zwischen ihnen und Schillers Hymnus besteht: die merkwürdige Methode, mit der ein solcher trotzdem konstruiert wird, möge man bei Deile selbst nachlesen. Um den Logenbund Dresdener Freunde, für den Schiller das Lied gedichtet haben soll (S. 23), ist es schlecht bestellt: von Huber beweist wenigstens des Dichters Brief an Körner vom 15. April 1788 (Briefe 2, 41), daß er erst nach Schillers Weggang von Dresden Maurer geworden ist. So schmilzt das ganze Phantom in nichts zusammen. —

Thomas Rea behandelt die Schicksale Schillers in England (Schillers dramas and poems in England. London, Fisher Unwin,

1906). Er stellt für alle Dramen von den Räubern bis zum Tell und für drei Gedichte (Glocke, Taucher, Spaziergang) mit möglichster Vollständigkeit zusammen, was sich über ihre Übersetzungen, ihre Aufnahme in den kritischen Journalen und ihre Wirkungen auf die Hauptvertreter der englischen Literatur ermitteln ließ. Um nicht bereits von andern Gesagtes zu wiederholen, weise ich hier gleich auf die Besprechungen von Köster (Deutsche Literaturzeitung vom 29. September 1906) und Lieder (Journal of english and germanic philology 8, 267) hin. Wir erhalten eine Reihe wichtiger Nachträge zur Bibliographie der Übersetzungen in Goedekes Schillerparagraphen: der Vergleich der Übersetzungen mit den Originalen läßt vielfach zu wünschen und kann viel fruchtbarer gestaltet werden, auch die eigentlich literargeschichtlichen Teile des Buches sind reichlich mager. In der deutschen Forschung und Literatur ist der Verfasser nicht so zu Hause, wie es wünschenswert gewesen wäre: zu den Räubern konnte Thompsons Brief (Briefe an Schiller S. 392) zitiert und erwähnt werden, daß Nöhden die erste Übersetzung einem Macpherson zuschreibt (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 219); beim Fiesko vermisse ich Macdonalds Brief (Briefe an Schiller S. 276), beim Wallenstein Roschers Dissertation (Leipzig 1905; vgl. jetzt auch Briefe an Fritz von Stein S. 76); daß Lewis' Bearbeitung von Kabale und Liebe in Schillers Besitz war als Dedikation des Verfassers (Zum 9. Mai 1905 S. 61), war auch immerhin bemerkenswert. Des Voeux hat nicht Tell, wie S. 149 behauptet wird, sondern Goethes Tasso übersetzt (ich verdanke diese Notiz Leonard Mackall). Stark voreingenommen für englische Forschung ist Rea, wenn er Thomas' Schillerbiographie „admirable, profound and well reasoned" und Robertsons Säkularbuch „excellent" findet: beidem vermag ich nicht zuzustimmen (vgl. Euphorion 10, 689. 17, 165).

Jena. Albert Leitzmann.

Spranger Eduard, Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin, Reuther und Reichard, 1909 [1908]. 8.50 M.

Eine Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte unsrer Literatur im Zeitalter der Klassiker und Romantiker ist ohne engste Fühlung mit der Geschichte der Philosophie, ja ohne tiefere eigene philosophische Bildung nicht denkbar. Wir haben in den Reihen unsrer Fachgenossen Männer, die diesem Anspruch im vollsten Maße gerecht werden, neben andern, für die die Philosophie trotz heißen Bemühens und Werbens immer nur eine unglückliche Liebe bleibt. Wir sind doppelt dankbar, wenn unsrer Arbeit von der Philosophie her kundige und erhellende Mithilfe zuströmt, die uns das beglückende Gefühl brüderlicher Tätigkeit und verwandten Strebens nach gemeinsamen Zielen gewährt. Ich stehe nicht an, das vorliegende Buch den allerbesten und förderlichsten Leistungen zuzuzählen, die

auf diesem Gebiete hervorgetreten sind. Das Bild der geistigen Wesenheit Wilhelm von Humboldts, das der Verfasser mit tiefdringendem Scharfsinn, wohltuender Wärme und durchsichtiger Klarheit vor uns aufstellt und das sich ihm zu einem Bilde der ganzen Zeit und des Kreises um Humboldt erweitert, bedeutet nach dem ungenügenden Buche von Kittel (Leipzig 1901) eine wahrhafte Bereicherung unsrer Kenntnis des wunderbaren Mannes, an dem Haym vor einem halben Jahrhundert zuerst den ganzen Reiz seiner biographischen Kunst lebendig werden ließ. In fünf großen Abschnitten wird Humboldts Persönlichkeit, Metaphysik und Erkenntnistheorie, Psychologie, Ästhetik und Ethik historisch und systematisch eingehend behandelt und alle diese Seiten seines Wesens in dem Brennpunkt der Humanitätsidee zusammengefaßt, deren theoretischer Begründung als Bildungsideal die Einleitung gewidmet ist. Ohne mich auf eine Analyse und Besprechung des einzelnen hier einlassen zu können, versuche ich nur das wichtigste neue und, allerdings nur beim flüchtigen ersten Betrachten, überraschende Resultat kurz zu skizzieren, zu dem den Verfasser seine Forschungen über Humboldts geistige Lebensarbeit geführt haben.

Humboldts Gedankensystem ist bis jetzt viel zu einseitig nach Kant orientiert worden. Wir haben vielmehr zwei Perioden bei ihm zu unterscheiden, deren Grenzpunkt das Jahr 1798 bildet: in dieser Zeit setzt eine Umbildung des Systems ein, die 1804 zum Abschluß gekommen ist. Während er in der ersten Periode vorwiegend Kantianer ist, ohne doch übrigens weder Kants Intellektualismus noch seinen strengen Dualismus zu teilen, gelangt er in der zweiten durch Fichtes Einfluß zu einer Identitätsphilosophie und Ideenlehre, für die er dann in Schellings Schriften kongeniale Formeln findet. Schon in der ersten Periode finden sich wichtige Abweichungen vom streng kantischen Standpunkt: in der Metaphysik eine Art organisch-monistischer Naturphilosophie, in der Ethik wie bei Schiller der Dualismus von Anmut und Würde, Begriffe, denen im rein ästhetischen Gebiete Schönheit und Erhabenheit entsprechen. Schellings Identitätslehre ist dann das gedankliche Fundament für die Geschichts- wie für die Sprachphilosophie des Alters. Die letztere ist leider vom Verfasser nicht eingehender behandelt worden, was ich in Rücksicht auf Scheinerts neueste Darstellung (im 13. Bande des Archivs für die gesamte Psychologie) ganz besonders bedauere: hoffentlich holt er das noch nach. Aus Walzels Arbeiten ist uns geläufig geworden, wie stark der alte Goethe von den Romantikern beeinflußt ist; es ist längst darauf hingewiesen worden, welche Fäden in Schillers letzter Epoche von seinem eigenen Denken zu Schelling hinüberführen: so kann es auch nicht wundernehmen, nun bei Humboldt die Grenzmauer zwischen klassischen und romantischen Anschauungen abgetragen und ihn an der Seite Schellings, Schleiermachers, Friedrich Schlegels zu sehen.

Jena. Albert Leitzmann.

Senger Joachim Henry, Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists. Leipzig, Avenarius, 1909. (= Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Wilhelm Uhl. Heft 8). 2 M.

Habent sua fata libelli: so kommt dies deutsche Büchlein eines amerikanischen Professors in einer gediegenen Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten heraus, nachdem es die noch größere Ehrung erfahren hat, bereits zwei Jahre vor dem tatsächlichen Erscheinen durch einen wertvollen Grundriß als Hilfsmittel zum Studium der Kleistschen Technik empfohlen zu werden. Der Titel von Sengers Schrift ist vielverheißend, ja zeitgemäß, es wäre heute an der Zeit, den von Minde-Pouet u. a. begonnenen Bau zu vollenden und von der Bildersprache den Bildungsgang des Dichters zu lesen, sein Verhältnis zu vorhergehenden und gleichzeitigen Richtungen zu bestimmen, die einzelnen Vergleiche auf ihre Bestandteile zurückzuführen und das Persönliche von überkommenem Gut, das Gefühlsmäßige von gelehrtem Beiwerk und darin wieder etwa das für Kleists Studien so wesentliche mathematische und technische Element abzusondern. Der Verfasser kümmert sich um keine einzige dieser Fragen. Er handhabt die „strengere" lexikalische Methode, d. h. er gibt neben einem knappen Vorwort bloß eine Zusammenstellung der Dichterstellen und wünscht, „im Vergleichen der Bildersprache der literarischen Künstler eine ergiebigere Methode anzubahnen, als sie bisher in der Literaturwissenschaft zur Geltung gediehen ist". Interessant ist jedoch vorliegende Schrift nicht so sehr durch das, was sie bietet, als durch das, was sie mit Schweigen übergeht. Es fehlt jedweder Hinweis auf Schiller oder Shakespeare; es fehlen die Bezeichnungen Sturm und Drang und Romantik; es fehlen die Namen Brahm, Erich Schmidt. „Die Arbeit wurde bereits Ende des Jahres 1905 abgeschlossen, somit sind die nach dieser Zeit erschienenen Schriften und Ausgaben unberücksichtigt geblieben": zitiert wird nach Zolling — der erste Band der kritischen Ausgabe datiert allerdings schon vom Jahre 1904 — und unberücksichtigt blieben eigentlich auch die älteren Zusammenstellungen, Sengers Arbeit erweckt den Eindruck, als stäke die Kleistforschung in den Kinderschuhen. Seine Klassifizierung der Bilder und deren lexikalische Anordnung hält der Verfasser für „Verbesserungen zugänglich" und mit dieser Behauptung dürfte er Recht behalten. Er beachtet bloß das, womit verglichen wird, das zu Vergleichende jedoch, also die (inhaltliche) Hauptsache, bleibt ihm völlig gleichgiltig, daher figuriert die Wendung „Tränen, welche um die Ruinen der Seele weinen" unter der Rubrik „Bauten und Zubehör", und Sätze wie „das Leben ist ein Kampf mit dem Schicksal" oder „sie will mit ihrem Anblick mich langsam töten" sind eingeschachtelt unter „Tierische Tätigkeiten", während Homburgs Ausspruch „in den Kreis herum das

Leben jagen" einen Beleg für „Geometrische Figuren" abgibt und Penthesileas Ausruf „laß dies Herz in diesem Strom der Lust wie ein besudelt Kind sich untertauchen" auf „Farben und dergleichen" bezogen wird. Auch die Reihenfolge der unter ein gemeinsames Schlagwort untergeordneten Bilder wäre einer Verbesserung zugänglich, so ist z. B. zwischen „Hirsch" und „Reh" eine Stelle vom „Wiederkäuen" eingezwängt; zu „Amphibien" rechnet der Verfasser nicht nur Kröten, sondern in erster Reihe Schlangen; und alles, was nicht Fleisch noch Fisch ist, bekommt die Spitzmarke „Insekt": in dem „Insekten"-Kasten findet man denn Schnecken, Muscheln, Krebse, Blutigel, Austern in schönster Eintracht beisammenliegen[1]). Von neuen Deutungen seien wenigstens drei an dieser Stelle wiedergegeben: Achills „säumende" Fahrt wurde bisher wohl allgemein als „zögernde, träge" Fahrt ausgelegt, da jedoch der Verfasser die Stelle in dem Kapitel „Mensch", und zwar in Zusammenhang mit den Bildern „Mantel", „wickelt", „nackt" anführt, will er das Verbum wahrscheinlich von „Saum" abgeleitet wissen; Jupiter möchte den gestrigen Tag „wie eine Dohl' aus Lüften niederstürzen" (transitiv = herunterholen): „die Dohle", meint Senger, „gebraucht der Dichter, um die Leichtigkeit des Fluges anzudeuten"; die Worte von einer „Kröte, die ein verwundlos steinern Schild beschützt" (Schroff.), werden für gewöhnlich als nicht eben glückliche Umschreibung des Namens eines gewissen Amphibiums ausgelegt, unser Verfasser findet hier jedoch „die Sage von den im Gestein eingeschlossenen Kröten" angewendet. Vollständigkeit scheint nur in manchen Punkten angestrebt: der gewissenhafte Sammler ermangelt nicht, Bilder anzuführen, an deren Bildhaftigkeit man Zweifel hegen könnte („Söhne, die noch unbärtig waren"; „setzt einen Hut dreieckig auf mein Rohr, hängt ihm den Mantel um"; „ich wollte, er hätte nie gelebt, der mich gezeichnet" — von einem Porträtmaler gesagt —); dagegen wird mancher Bewunderer der Kleistschen Bildersprache hie und da eine Stelle vermissen, die ihm bedeutsam scheint: So fehlen, um nur bei dem Tierreiche zu bleiben, die Vergleiche Penthesileas mit dem Schwan und die analogen Stellen aus der „Marquise von O.", die Worte des Grafen Strahl von dem wie ein Jagdhund träumenden Käthchen, der Vergleich des Mordbrenners Kohlhaas mit einem Drachen, der die Länder verwüstet. Doch das sind Kleinigkeiten. Sengers Buch enthält Wahrheiten, die von nun an zum eisernen Bestand der Kleistforschung gehören werden; dazu ist etwa der Satz zu rechnen: „Von Himmelskörpern benutzt Kleist mit Vorliebe die Sonne." Bedenklicher steht es um das in der Vorrede vorweggenommene Hauptergebnis der Arbeit: Der Verfasser „glaubt sagen zu können, daß Kleists Bilder vorwiegend rhetorischer Art sind und selten

---

[1]) Noch eine gelungene Probe jetzt in Roettekens Besprechung, Deutsche Literaturzeitung 30, 2405.

den Zauber unmittelbarer Anschauung ausüben, der ein erstes Erfordernis wirklich poetischer Wirkung ist. Daß das Resultat seiner Dichtungen davon wenig berührt wird, ist ein weiterer Beweis für die ausschlaggebende dramatische Kraft seines Geistes".

Ich fürchte, über diese Sätze — wie über das ganze Buch — wird die ernste Forschung lächelnd zur Tagesordnung übergehen.

Prag. Ottokar Fischer.

Novellenkomposition in E. T. A. Hoffmanns Elixieren des Teufels. Ein prinzipieller Versuch von Otmar Schissel von Fleschenberg. Halle, Niemeyer, 1910.

Der Verfasser hat sich Seufferts „Beobachtungen über dichterische Komposition" I (Germanisch-romanische Monatsschrift 1909, S. 599 ff.), an die er anschließt, leider nicht auch in ihrer klaren Diktion zum Muster genommen. Aber es ist ihm gelungen, in der verwirrenden Fülle der „Elixiere" einzelne Fixpunkte, Kontrastparallelen, kurz kompositorische Qualitäten aufzuzeigen, die unsere Einsicht in Hoffmanns Technik und Komposition erheblich fördern, wenn mir auch der Nachweis, „daß auch diese Schöpfung des virtuosen Novellisten eine novellistisch gearbeitete und so nur lose vereinigte Mehrheit von einzelnen Teilen sei, die ein künstlerisches Eigenleben zu führen imstande wären", nicht völlig erbracht zu sein scheint. So lange eine urkundliche Bestätigung aussteht — auch Hans von Müllers abschließende Ausgabe der Korrespondenz Hoffmanns wird keinen Zuwachs des dürftigen Materials bringen — sind die Aufstellungen Schissels als Hypothesen zu betrachten, die wenigstens Hoffmanns Technik nach vielen Richtungen hin aufhellen. Der Verfasser scheint zuerst eine umfangreiche Studie über die ganzen „Elixiere" geplant zu haben: er charakterisiert (§ 2) die „Reisefiktion" als den Rahmen, der die Fülle von einzelnen Episoden und Innenerzählungen äußerlich zusammenhält, anderseits aber durch den gerade durch die Reise bedingten Szenen- und Personenwechsel einer zersetzenden Erzählungstechnik Vorschub leistet. So wäre die Reise des Medardus eine nachträgliche Maskierung der durch die ursprünglich von Hoffmann geplante Novellenserie bewirkten Verschiedenheit der Orte, der meist ein Wechsel der Personen parallel ist. Die Reise des Medardus gehört aber meines Erachtens zu sehr in das innerste Gefüge der die Handlung, das Symbol für die Entwicklung des Medardus, treibenden Kräfte, um sie zum nachträglich eingeführten technischen Mittel zu degradieren; gerade die vom Verfasser mit Glück betonte Leitung des Helden durch böse und gute Mächte bedingte eine Reise durch verschiedene Lebenskreise und diese erst den Orts- und Personenwechsel, der den einzelnen Romankomplexen den Anschein isolierter Novellen gibt. Auch ist an literarische Tradition zu

denken: nicht nur an die „Lehrjahre“ und an den „Sternbald“, der nach Maassens Hinweis in der Försterszene abfärbte, sondern auch an Erzeugnisse wie etwa „Die Geheimnisse der alten Egyptier“ von Ch. H. Spieß es waren.

Der Verfasser weiß eine Stelle (Maassen II 158 f.) geschickt für seine Hypothese zu nutzen. Der Dichter spricht da von einem literarisch-ästhetischen Zirkel unter dem Vorsitz des Fürsten, dessen Teilnehmer Erlebnisse vorlasen oder erzählten „und in welchem jeder das Fach ergriff, das ihm am mehrsten zusagte“. Da auch Medardus einiges aus seinen bisherigen Erlebnissen zum besten gibt, liegt wirklich die Vermutung nahe, Hoffmann hätte durch diesen die „Serapionsbrüder“ vordeutenden Zirkel die durch die Person des Helden immerhin festgefügte Romanform zu sprengen versucht: der Verfasser läßt den Dichter erwägen, mit dem Erzählklub den Roman, beziehungsweise einen Novellenkranz zu eröffnen: aber „nach vorgerückter Beschäftigung“ gab er der konzentrierteren Romanform den Vorzug, um die den Roman jetzt beherrschende romantische Schicksalsidee „an immer neuen und kühner kombinierten Situationen zu erweisen“. Der Hinweis auf den literarischen Zirkel ist bestechend: aber bei näherer Prüfung tauchen Bedenken auf. Wer sollte denn eigentlich die Novellen erzählen? Medardus macht doch „unter der Hülle romantischer Dichtung“ nur Andeutungen über sein eigenes Leben: wie sollte er auch die fürchterlichen Ereignisse auf dem Schloß des Barons, in die er selbst so grauenhaft verflochten ist, in einem Erzählklub „auf anziehende Weise“ vorzutragen imstande sein? Wie sollten die komplizierten Familienverhältnisse, wie sie das Pergamentblatt des Malers enthüllt, in einer serapiontischen Runde dargestellt werden? Wie hätte sich der an allen Wendepunkten einstellende Maler, den Schissel so treffend als „Genius“ aus den Bundesromanen des 18. Jahrhunderts agnosziert, in einen „Novellenkranz“ eingefügt? Und das sind integrierende Bestandteile der „Elixiere“: von der Schicksalsidee, die der Verfasser selbst als Hindernis für seine Aufstellungen empfindet, ganz zu geschweigen. Der Hinweis auf Cyprians Autorschaft an den „Elixieren“ (Grisebach VI 28) kommt als Stütze für die Hypothese einer ursprünglich novellistischen Fassung kaum ernstlich in Betracht: Hoffmann liebt es, sich auf frühere Werke zurückzubeziehen und arbeitet wohl auch Komplexe in spätere förmlich hinein: so taucht (aus dem „Magnetiseur“) Albans Brief an Theobald in einer Rede Euphemiens, Marias Brief an Adelgunde in dem Aureliens an die Äbtissin in den „Elixieren“ wieder auf: sogar der den „Magnetiseur“ durchziehende Mesmerismus blitzt flüchtig auf. Im übrigen ist die geistige Verwandtschaft zwischen Serapion und Medardus nicht zu leugnen und der Satz Hoffmanns von den Novellen des Heiligen (Grisebach VI 26): „Alle Gestalten traten mit einer plastischen Rundung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man fortgerissen, bestrickt von magischer

Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles selbst wirklich von seinem Berge erschaut", ist eine glänzende Charakteristik der Elixiere.

Wenn wir von der zweifelhaften Existenz eines novellistischen Entwurfes absehen, so bleiben die Beobachtungen über Komposition und Technik immerhin recht wertvoll. Der Verfasser hebt einen möglichst geschlossenen Abschnitt: das Klosterleben (Maassen S. 18—50) zu eingehender Betrachtung heraus. Wir skizzieren nur seine wichtigsten Resultate: Das „Klosterleben" ist eine in sich abgeschlossene, symmetrisch gebaute Novelle, mit zwei Höhepunkten, den beiden Elixierszenen" (S. 27—31 und S. 38—42) und zwei festen Polen, den „Frauenszenen" (S. 22—27 und S. 45—48). Die beiden Elixierszenen sind schon durch den Gegensatz ihrer Hauptpersonen (der fromme Cyrill — der teuflische Hofmeister) Kontrastparallelen; die beiden „Frauenszenen" ebenfalls: die Schwester des Konzertmeisters treibt den Helden ins Kloster, Aurelie führt ihn ins Freie. Sehr gut ist der Hinweis auf den Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Liebe (S. 36), der aber wohl nur innerhalb der Novelle gilt: später treten auch im Verhältnis zu Aurelien die „seelischen Momente" stark zurück. Daß der Graf der 2. Elixierszene identisch mit Viktorin ist, leuchtet ziemlich ein; daß sich Hoffmann bemüht, den Zusammenhang später bedeutender Träger der Handlung (Aurelie, Viktorin) mit den Personen der „Novelle" zu verdunkeln, ist gut beobachtet. Auch die für den Roman als Ganzes bedeutenden drei Personen: Maler, Äbtissin und Mutter, haben im „Klosterleben" nur eine untergeordnete (technische) Funktion, so daß die Isolierung der Novelle ziemlich glückt: aber, wie der Verfasser sagt, „im Mikrokosmus der Novelle spiegelt sich der Makrokosmus des Romans". Novelle und Roman zerfallen in zwei, durch die sittliche Haltung des Helden bedingte Teile, sie gipfeln beide in zwei kontrastparallelen Höhepunkten: in der Novelle die Elixierszenen, im Roman die beiden (irdische und himmlische) Brautschaften Aureliens. Der Prior Leonardus, der bedeutsam in Novelle und im Roman zu Anfang und Schluß auftritt, ist, wie Schissel richtig erkennt, keine Kontrastfigur zum Helden, sondern wie der Maler sein Genius, der typische Genius aus den Bundesromanen, über die F. Schneider (Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf das deutsche Geistesleben am Ende des 18. Jahrhunderts, Prag 1909, S. 197—216) viel Beachtenswertes gesagt hat. Es ist immerhin ein Verdienst des Verfassers, die Linie weiter zu Hoffmann gezogen zu haben; auch der Magnetiseur Alban scheint mir außer vom Magus des Novalis von diesen „Übermenschen" aus den Bundesromanen einige Farben geborgt zu haben, ohne die übrigen Funktionen des Genius zu übernehmen: Hoffmann hat mit übernommenem Gut immer recht willkürlich geschaltet. Es wäre auch noch genauer zu untersuchen, wie sich der gleichfalls dem

Geheimbundroman entlehnte Begriff der „geheimnisvollen Macht“ wandelt: Schissel konstatiert zwei feindliche, über dem Helden stehende Mächte, welchem Dualismus der Zwiespalt des Medardus entspricht: Buchmann („Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens“) hat für den romantischen Märchenhelden „chronischen Dualismus“ festgestellt. Auch für dieses Thema wäre aus Schneiders Buch manche Anregung zu holen gewesen: Hoffmanns gutes und böses „Prinzip“ wird an die deutsche Mystik direkt oder indirekt anzuknüpfen sein (Schneider a. a. O. S. 79 ff.).

Ich glaube abschließend feststellen zu können: abgerundete, in sich festgeschlossene, novellistische Romankomplexe, wie sie ja (Seuffert a. a. O. 614) nach dem Muster der „Wanderjahre“ auch bei Keller vorkommen, sind noch kein unbedingtes Kriterium für eine geplante Novellenreihe, wohl aber zeigen die vom Verfasser leider nur an einem besonders günstigen Abschnitt ausführlicher dargelegten Kontrastparallelen, wie bewußt der Dichter sich den Stoff auch in der ihm unbequemen Romanform zurechtrückte.

Graz. Max Pirker.

Franz Grillparzers Selbstbiographie. Mit Anmerkungen herausgegeben von Albrecht Keller. Frankfurt am Main und Berlin 1908. Verlag von Moritz Diesterweg. 1.60 M.

An der Hand der landläufigsten Grillparzerliteratur gibt der Verfasser in einer kurzen Einleitung eine Charakteristik Grillparzers, die sich auf zahlreich eingestreute Zitate aus den Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen aufbaut und dazu dienen soll, die Selbstbiographie und dadurch Grillparzer selbst dem Verständnisse des Lesers näher zu bringen. Neues bietet diese Einleitung dem Literarhistoriker nichts. An den Abdruck des Textes schließen sich Anmerkungen. Es ist schwer, sich darüber klar zu werden, was der Verfasser mit diesem Torso von Anmerkungen will. Am besten sind noch die in der Selbstbiographie vorkommenden Literaten und Männer der Wissenschaft weggekommen, wenn auch hier von einer Vollständigkeit keine Rede sein kann; denn sonst müßten doch auch Namen wie: Ottokar der Steirer, Mathäus Collin, Ladislaus Pyrker, Hegel, Viktor Hugo u. a. berücksichtigt sein. Jedenfalls verdienen diese Männer eher eine Notiz als Quintus Curtius und Horaz, denen je eine Anmerkung gewidmet ist. Noch viel schlechter ist es mit den übrigen Namen und Ereignissen bestellt, die eine Erklärung verlangen. So findet man, um nur einige Beispiele herauszugreifen, kein Wort über die Lehrer Grillparzers, über seine Jugendfreunde, über die Schauspieler und Schauspielerinnen, mit denen er sowohl in Wien, als auch auf seinen Reisen in Berührung kam. Und doch war dem Verfasser bereits ein großer Teil in den Anmerkungen zu den von Glossy und Sauer herausgegebenen Briefen und Tagebüchern Grillparzers, sowie den von Sauer herausgegebenen Gesprächen Grillparzers gegeben. Und wenn vielleicht der Raum für die Anmerkungen beschränkt war, dann hätte eher ein oder das andere der zahlreich zitierten Gedichte und Stellen aus den Tagebüchern, Briefen 2c. wegbleiben und durch einen bloßen Hinweis ersetzt werden müssen.

Prag. Rudolf Hartmann.

Emanuel Geibels Jugendbriefe. Bonn—Berlin—Griechenland. Mit zwei Bildnissen [herausgegeben von E. F. Fehling]. Berlin 1909, Karl Curtius. 5 M.

In des Dichters Frühzeit führen uns die hier veröffentlichten 67 Briefe, die nahezu sämtlich an die „liebe" Mutter gerichtet sind, die nach des Sohnes Worten (Gesammelte Werke 5, 87) als „die Seele des Hauses . . das Bedürfnis des Tags sinnig zu schmücken verstand, stets voll Lieb' um die Kinder bemüht". Nur mit dem für seine Zukunft bedeutsamen Plane, nach Athen zu gehen, wendet sich der Sohn an den „ernsten" Vater, der, „ob Meister des Worts, sich besann, zwei Zeilen der Post nur anzuvertraun, und, an Freundschaft reich, nie Briefe gewechselt". Wenn aber der alternde Dichter in seinen „Spätherbstblättern" auch von sich sagt (Ges. W. 4, 38): „Stets von allem Geschäft in der Welt das verhaßteste war mir, Briefe zu schreiben", so gilt das „Stets", wie der Herausgeber der vorliegenden Brieffolge im Vorwort mit Recht anmerkt, für die Jugendzeit nicht. In diesen zahlreichen mit sichtlicher Lust in den Jahren 1835 bis 1840 geschriebenen Blättern, die der Student der Theologie und Philologie aus Bonn und Berlin, der Erzieher unerzogener fürstlicher Jungen aus Athen ins Elternhaus geschickt hatte, plaudert er „im behaglichen Fluß frischweg von der Leber, ganz wie der Schnabel ihm wuchs". Diesen brieflichen Herzensergießungen des jugendlichen Dichters merkt man es in der Tat nicht an, daß sie schwer der Feder entströmt seien,

„Langsam, brüchig und kalt, als ob auf dem längeren Umweg
Aus dem Herzen aufs Blatt mir Gefühl und Gedanke gefrören."

Gefühl und Gedanke, ein warmes Herz und ein klarer Kopf sprechen aus diesen schönen Seiten den Leser in gleicher Weise an. Nicht den Sänger der Liebe lernen wir hier kennen, der kaum in kargen Andeutungen von der Erkorenen seines Herzens, Cäcilie Wattenbach, redet, sondern getreulich berichtet der Sohn der sorglichen Mutter von seiner Lebensweise und Tageseinteilung, seinen Mahlzeiten, seinem „körperlichen Heimweh", gibt Rechenschaft von seinen Ausgaben, erzählt von Fahrten und „eichendorffischen" Streifzügen, vom Studentenleben am Rhein und an der Spree, von den Vorlesungen und Lehrern, vom gesellschaftlichen Verkehr und den zahlreichen Bekanntschaften, die er namentlich in Berlin gemacht. Treffende, von bemerkenswerter Geistesreife zeugende Urteile über Gelehrte wie F. G. Welcker, Klausen, Chr. August Brandis, A. W. Schlegel, Böckh, Lachmann, Steffens, Otfried Müller, Kugler, O. F. Gruppe, über Dichter wie Chamisso, Freiligrath, Eichendorff, Heine, Bettina, Raupach, Houwald u. a. liest man mit lebhaftem Interesse. Nur mit kurzen Worten spricht der junge Dichter davon, wie ihm nach des Tages Arbeit um so reichlicher in den Freistunden die poetische Ader fließe, wie ein passender

Stoff nach dem andern sich ihm aufdränge und ganz von selbst zum Gedicht werde, wie die Reime sich so mühelos fügten. An reizenden Genrebildchen, voll Romantik und feiner Stimmungsmalerei, fehlt es nicht, so wenn der von der äußerlichen und innerlichen Roheit seiner Bonner Kommilitonen sonst angewiderte Student mit Wohlgefallen von einem Ständchen berichtet, das ein Jüngling seiner Schönen brachte: „Es war eine stille, hellgestirnte Mitternacht, als die zwölf Sänger, lauter ausgesucht schöne Stimmen, sich leise unter das Fenster verfügten. Ein Tisch mit brennenden Kerzen ward mitten auf die Straße gestellt, von beiden Seiten durch eine dichte Reihe von Freunden vor jedem Andrang geschützt, und eine lange, erwartungsvolle Pause trat ein. Kein Lüftchen regte sich, selbst die Lichtflammen schwankten kaum, das Atemholen der Umstehenden war vernehmbar. Da erhob der Dirigent den Arm, und tief und klangvoll strömte der vierstimmige Gesang empor in die Nacht, und die weichen Töne der Waldhörner flossen dazwischen wie ein melodischer Geistergruß. So wurden sechs kleine Lieder gesungen; die Menge, worunter viele Landleute und Matrosen, stand horchend umher und wagte nicht durch ein Wörtchen die Musik zu stören, und als alles vorbei war und die Kerzen verloschen, ging man so leise und ruhig auseinander, wie man gekommen war" (S. 31).

Voll Begeisterung klingen die Berichte aus Griechenland, unter dessen stets heiterem Himmel es „dem Menschen wie dem Philologen" (S. 108) unaussprechlich wohl wird. Wenn er des Mittags durch den Ölwald der alten Akademie wandert, da legt sich ihm eine klassische Ruhe um die Seele, und er glaubt die Stimmung zu verstehen, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen großen Ideen nachhing (S. 167). „O, sie sind schön, diese lauen attischen Nächte", schwärmt er ein andermal, „das Herz wird einem groß in ihrem gelinden Wehen und der Seele wachsen unwillkürlich Flügel" (S. 156). Und zu Ende des Februar, da der üppigste Frühling an allen Enden unaufhaltsam hervorbricht, ist die Mannigfaltigkeit der Reize des Landes kaum mit Worten zu beschreiben: „Die Luft ist so lau, so durchsichtig klar — die deutsche Sprache hat kein Wort für diesen ewig blauen Glanz, weil uns die Sache fehlt" (S. 183). Solchen Eindrücken kann sich der Dichter freilich nicht ungestört hingeben, dem die seiner Obhut anvertrauten adeligen Rangen oftmals „wahre Tantalusqualen" bereiten. Mit ingrimmigen Worten läßt er sich über die ihm „bis in den Tod verhaßte" Stellung aus: „Ich gebe Stunden und muß mich ärgern, ich führe die Knaben spazieren und muß mich ärgern; ich gebe wieder Stunden und muß mich ärgern; ich esse vortrefflich zu Mittag und muß dann wiederum die Knaben hüten, um mich aufs neue zu ärgern. Erst des Abends, wenn ich ausgehe, fängt das Leben für mich an" (S. 181). Früher, als ursprünglich beabsichtigt, entschließt er sich, Griechenland zu verlassen:

„Die Sehnsucht nach dem Vaterlande hat sich leise in meine Seele geschlichen; so prachtvoll hier Natur und Altertum ihre Herrlichkeit vor dem geblendeten Auge entfalten: dort im Nebel zwischen den hohen dunklen Giebelhäusern ist mein Herz zu Hause, und es freut sich schon heimlich auf erweiterte Mitteilung und stille gesellige Lust in der Heimat" (S. 206).

Dem Kenner der Geibel-Literatur werden freilich diese Jugendbriefe inhaltlich nichts Neues bieten, da er zu seiner Überraschung bemerkt, daß sie schon vor vier Jahrzehnten von Goedeke in seinem Buche über Geibel (Stuttgart 1869) aufs gründlichste ausgeschrieben worden sind. Dem Leser dieser Biographie wird es allerdings erst jetzt klar, daß eigentlich der Dichter spricht, wo sein Biograph das Wort zu führen scheint. Goedeke selbst bekennt (S. 7), er würde niemals den Mut gehabt haben, mit seinem Versuche hervorzutreten, wäre ihm nicht „eine reiche Briefsammlung, die ihrem Ursprunge und nächsten Zwecke entsprechend einen durchaus vertraulichen Charakter hat, ohne Beschränkung zu Gebote gestanden ... Diese Briefe sind ... Familienbriefe, die nie an die Öffentlichkeit treten werden." Nun sie dennoch dankenswerterweise aus ihrer Haft befreit sind, scheint uns Goedekes Buch hierdurch zum größeren Teile entwertet. Denn für das Jahrfünft, über das die Jugendbriefe sich erstrecken, sind diese für Goedeke die Haupt-, ja oft die einzige Quelle, und wo sie (z. B. von Mitte August bis Ende Oktober 1836) aussetzen, weil der heimgekehrte Sohn sich mündlich mit seinen Eltern aussprach, wird auch Goedekes Darstellung spärlicher[1]). Ganz wenige Stellen mögen es veranschaulichen, wie dieser durchwegs Geibels Worte in seine Darstellung hinübernimmt, ohne daß der Leser im einzelnen die Quelle ahnte, der sie entstammen.

Geibel S. 27:	Goedeke S. 52:
„Der Rhein ist wohl schön, und die sieben Berge auch mit ihren Weingärten und Ruinen, aber wenn ich an die ruhige tiefblaue See denke mit stiller Nachmittagssonne darüber oder an die zauberhafte Dämmerung am Strand, an das träumerische Gemurmel der Wellen, an den hochschlanken Leuchtturm, der mit rotflimmerndem Auge in die Weite hinausschaut, da wird mir doch ganz wehmütig und sehnsüchtig zu Sinne."	„Wohl war der Rhein schön, das Siebengebirge mit seinen Weingärten und gebrochenen Burgen hüben und drüben, aber wenn die Erinnerung die ruhige tiefblaue Ostsee mit stiller Nachmittagssonne darüber vergegenwärtigte, die zauberhafte Dämmerung am Strande, den hohen schlanken Leuchtturm, der über die weite Flut hinschaut, wuchs die Sehnsucht so mächtig, daß sie sich kaum niederkämpfen ließ."

Wie hier das Bild vom „rotflimmernden Auge" des Leuchtturms prosaisch wiedergegeben wird, so treten auch sonst an Stelle allzu per-

[1]) „In der Mitte des Monats", heißt es S. 71, „traf Geibel in Lübeck ein, um die Ferien dort zu verbringen. Über diesen Zeitraum, der bis in die letzten Wochen des Oktobers sich erstreckte, fehlen eingehendere Notizen."

sönlich geprägter Ausdrücke Geibels die gewöhnlicheren, und statt des „hochschlank gesäulten" Theaters (S. 5) lesen wir bei Goedeke vom Theater mit den „hohen schlanken Säulen" (S. 39). Zumeist lehnt er sich aber so sklavisch an seine Vorlage an, daß nur die grammatische Person geändert wird.

Geibel S. 220:	Goedeke S. 171:
„Unser Weg ging jetzt steiler bergauf; in einer großen Meierei, die auf einem benachbarten Gipfel liegen sollte, gedachten wir zu übernachten. Das Glück wollte uns besonders wohl, indem es uns den Besitzer derselben gerade in den Weg führte. In der freundlichsten Weise bewilligte er unser Anliegen und ritt selbst rasch voraus, um alles für unseren Empfang vorzubereiten. Seine Wohnung war bald erreicht; ein weitläuftiges Gebäude, halb Festung, halb Kloster, von rings an den Abhängen sich herabziehenden Gärten umgeben."	„Der Weg ging steiler bergan; in einer großen Meierei, die auf einem benachbarten Gipfel liegen sollte, gedachten sie zu übernachten. Das Glück wollte ihnen besonders wohl, indem es ihnen den Besitzer derselben gerade in den Weg führte. In der freundlichsten Weise bewilligte er ihr Anliegen und eilte selbst rasch voraus, um ihre Aufnahme vorzubereiten. Die Wohnung war bald erreicht; ein weitläuftiges Gebäude, halb Festung, halb Kloster, von Gärten umgeben, die sich rings an den Abhängen hinzogen."

Ab und zu begegnet mitten unter solchen veränderten Sätzen die Vorlage selbst in wortwörtlicher Fassung, wobei es aber auch nicht ohne Eigenmächtigkeiten abgeht. Nachdem z. B. Geibels poetische Worte (S. 170): „Was wir Abenddämmerung nennen, gibt es hier nicht, Tag und Nacht küssen sich unmittelbar mit feurigen Lippen", bei Goedeke (S. 141) des schönen Bildes also entkleidet worden: „Was im Norden Abenddämmerung genannt wird, gibt es im Süden nicht. Tag und Nacht wechseln unmittelbar", werden die nachfolgenden Sätze unter Anführungszeichen zitiert, wobei aber einige Worte schulmeisterlich „verbessert" werden.

Geibel:	Goedeke:
„Von hier mochte einst Perikles herabgeschaut haben . . auf jene Kunstwerke, die seinem Namen Unsterblichkeit gesichert haben würden, auch wenn die Geschichtsschreiber nichts anderes als deren Förderung von ihm zu erzählen wüßten."	„Von hier . . . . auch wenn die Geschichtsschreiber nur von seiner Förderung der Kunst zu erzählen wüßten."

Auch an anderen von Goedeke unter Anführungszeichen gesetzten Stellen weichen seine Lesungen von dem hier gebotenen Texte in Kleinigkeiten ab, wobei aber dieser wohl immer den Vorzug zu verdienen scheint.

Damit wären wir zur Arbeit des Herausgebers gelangt. Dieser hat zwar in sparsamen Fußnoten manches zur Erklärung beigetragen, läßt aber an gar vielen der Aufhellung bedürftigen Stellen den Leser, der mit wissenschaftlichen Forderungen an eine solche Veröffentlichung vergilbter Blätter herantritt, im Stich. Einige dieser Unterlassungen seien im fol-

genden hervorgehoben. S. 4 ist vom „Mantelliede“ die Rede, dessen Melodie der Postkutscher geblasen. Es hätte wohl angemerkt werden dürfen, daß es sich um das Lied aus Karl von Holteis 1828 zum ersten Male aufgeführten Schauspiele „Lenore“ handelt: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt!“ S. 6 schreibt Geibel, daß er im Theater zu Detmold „Die Einfalt vom Lande, ein gutes Lustspiel“, gesehen habe. Daß Karl Töpfer (1792—1871) der Verfasser dieses heute verschollenen Stückes ist, wäre mit einem Worte zu sagen gewesen. Natürlich fehlt sein Name ebenso im Personenregister wie der des Verfassers des „Freiknecht“, über den wir S. 211 ein interessantes Urteil lesen. Daß Ludwigs Storchs (1803—1881) jetzt vergessener dreibändiger „historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ (Leipzig 1829) gemeint ist, mußte kurz erwähnt werden. Mit dem Lustspiel von Grabbe (S. 6), „dem Ruhm und Rum liebenden Genie“, wird auf dessen Stück „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ angespielt. S. 21. „Eigentlich hatten wir nach Gemarke zu Krummacher in die Predigt gewollt.“ Mit der kahlen Erwähnung von „Krummacher“ im Namensverzeichnis (ohne Vornamen) ist nichts anzufangen. Man wünscht eine Belehrung, daß von dem berühmten Kanzelredner Friedrich Wilhelm Krummacher (1796—1868; vgl. ADB 17, 243 ff.) — dem Sohne des Parabeldichters Friedrich Adolf —, der in der Gemeinde Gemarke, einer Parochie der Stadt Barmen, und in Elberfeld wirkte, die Rede ist. S. 45 versteht man die unbefangenen Freuden des Riesebuschs“ erst dann, wenn man weiß, daß der Riesebusch (vgl. auch S. 95 Z. 3 v. u.) ein waldreicher Ort in Lübecks Umgebung ist, wohin die Lübecker häufig ausflogen. Über die „kirgisische Tollheit“ und die „ergötzlichen Anekdoten vom Makler Hering“ erfährt man Näheres aus Karl Theodor Gaedertzens (Leipzig 1897 S. 81 f. 86) und Karl C. T. Litzmanns (Berlin 1887 S. 25 ff.) Büchern über Geibel. Bei Litzmann (S. 29 f.) erhält man auch die erwünschte Aufklärung darüber, was die unverständliche Anspielung auf „Ursinus“ und den „alten Menge“ (S. 53) bedeute[1]). S. 72 f. wird der „liebenswürdige Professor Schöll (vid. Musenalmanach 1834 und 1837)“ genannt. Im fünften und achten Jahrgang von Chamissos Deutschem Musenalmanach finden sich an Dichtungen von Adolf Schöll: Das Tal (1834 S. 240 ff.; aus sechs Teilen bestehend), Ein Märchen, Der Pilot (1837 S. 249 ff.).

---

1) Mit Hilfe der genannten Bücher hätte auch manche andere in den Briefen flüchtig auftretende Person, deren Name so für den Leser Rauch und Schall bleibt, lebendiger gemacht werden können: S. 10 Trinette, d. i. Fräulein Trinette Claudius, Tochter des Wandsbecker Boten (Litzmann S. 14, Gaedertz S. 35); S. 15 [Moritz und Julius] Sotzmann (Gaedertz S. 54. 63 f.); S. 46 Alfred Piper (Gaedertz S. 76 f.); S. 55 [Moritz] Koppe (Gaedertz S. 54); S. 61 u. ö. Legationsrätin von Scholz (Litzmann S. 40).

S. 80 wundert sich Geibel, wieso Reißiger zu dem Texte eines seiner Lieder, das er vertonte (vgl. auch S. 86), gekommen sei. Man begreift des Dichters Staunen, wenn man von Gaedertz (S. 33 f. 41) erfährt, daß das „An den Schlaf" („Komm, geliebte Nacht, ergieße deinen milden Sternenschein") betitelte — in die gesammelten Werke übrigens nicht aufgenommene — Lied den Reigen der Erstlingsgedichte eröffnet, die der glühende Verehrer handschriftlich seiner Cäcilie (Wattenbach) zum 6. November 1834, ihrem Wiegenfeste, überreicht hatte. S. 85. Freiligraths fünfzehnstrophiges Gedicht „Bei Grabbes Tode" ist, wie sich bei einigem Suchen feststellen ließ, im Morgenblatt vom 22. Oktober 1836 Nr. 254, dessen „seltsames" Gedicht „Vorgefühl" in Chamissos Deutschem Musenalmanach für das Jahr 1837 (S. 78 f.) abgedruckt. Der „obskure Publizist" (S. 86), der Geibels im eben genannten Musenalmanach (S. 201) erschienenes Gedicht „König Dichter" (Ges. W. 1, 28 f.) in einem „Journal" getadelt, war K[arl] G[utzkow], der in den für August Lewalds „Europa" (1836, 4. Bd., S. 230) geschriebenen literarischen Übersichten in einer wenig freundlichen Besprechung des Musenalmanachs sich also vernehmen läßt: „Emanuel Geibel, ein unbekannter Anfänger, der gleich in seinem ersten Gedichte den Dichter besingt. Er nennt ihn König Dichter und wird wahrscheinlich sein Leben lang dessen Untertan bleiben. Es charakterisiert recht den Schwachkopf in der Poesie, statt zu dichten immer von der Dichtkunst zu reden." Des vielseitigen Otto Friedrich Gruppe „vortreffliches" episches Gedicht „Pipin und Bertha", das Geibel im März 1837 (S. 86) in Bruchstücken kennen lernte, erschien im Jahre 1848 unter dem Titel: „Königin Bertha". Mit dem Werke desselben Gruppe über Tibull (S. 86 f.) ist gemeint: Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Übersetzungen (Leipzig 1838). Daß Geibel auf Gruppes Bitte für ihn die Übersetzung einiger Elegien übernommen habe (S. 93), bestätigt dieser in seinem Buche (S. 181): „Bei der vierten Elegie (I 2) hat mein Freund Emanuel Geibel mir eine treffliche Vorarbeit gegeben, leider hinderte ihn seine schnelle Abreise nach Athen, die vollendende Hand anzulegen und mich auch bei den übrigen zu unterstützen. Mögen ihm dafür die deutschen Musen auf den klasischen Boden folgen!" Es zeugt für Geibels selbständiges und gesundes Urteil, wenn er Gruppes „überraschenden Entdeckungen" — die „ursprüngliche Gestalt" von Hesiods Theogonie sollen 37 Strophen, jede zu drei Versen, gewesen sein — und „geistreichen Kombinationen" in dessen Werk: Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbnis und ihre ursprüngliche Gestalt (Berlin 1841) nicht beistimmt (S. 93). Die in Geibels Brief vom 12. Februar 1838 begegnende Arbeit Gruppes über die Pythagoreer (S. 118) — sollte der studiosus philologiae wirklich Pythagoräer geschrieben haben? — ist betitelt: Über die Fragmente des Archytas und die älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift (Berlin 1840).

Mit der bloßen Wiederholung der im Texte (S. 103) begegnenden Namen des Professor Stuhr und Dr. Echtermayer (so!) im Register ist wenig getan. Es handelt sich um den seit 1826 an der Berliner Universität wirkenden Geschichtsforscher Peter Feddersen Stuhr (1787—1851; vgl. ADB 36, 738 ff.) und um Ernst Theodor Echtermeyer (1805—1844), den Mitherausgeber der Halleschen Jahrbücher und später auch des Musenalmanachs. S. 104. Chamissos Gedicht „Der arme Heinrich. Zueignung an die Brüder Grimm“ erschien zuerst im Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1839 S. 7—26. Das preisgekrönte Trinklied von Kopisch (S. 116) „Wasser und Wein“ begegnet in dessen Gesammelten Werken (1, 410) vielmehr unter dem Titel: „Wein aus Wasser“ („Auf der Hochzeit zu Canaan, da fing der Wein zu fehlen an“). Geibels ebendort erwähntes Gedicht „Der Ritter vom Rheine“ wurde in die Ges. W. 1, 58 f. übernommen. S. 126. „Zuerst beschwert Prof. Rheinwald, dem ich übrigens für die gütige Besorgung des Diploms sehr dankbar bin, sich mit Unrecht über mich.“ Niemand wird die Stelle ohne Kommentar verstehen können. Wer ist Rheinwald? Welches Bewenden hat es mit dem „Diplom“? Die Antwort auf beide Fragen ist bei Gaedertz (S. 146 ff.) zu finden. Darnach hatte Geibel vor seiner Abreise nach Griechenland sich an die philosophische Fakultät der Universität Jena mit der Bitte gewendet, ihm den Doktortitel unter der Bedingung zu verleihen, daß er seine Dissertation über die römischen Elegiendichter „später“ einreiche. Dieses Bittgesuch war von einem Empfehlungsschreiben des Professors der Theologie in Berlin, Friedrich Rheinwald (vom 21. März 1838) begleitet, worin er sich für die Nachlieferung der Dissertation durch seinen Schützling verbürgte, der aber, trotz erhaltenem Diplom, seiner Verpflichtung „später“ niemals nachgekommen ist. Der im Zusammenhang mit dem Diplom von Geibel genannte Schubert in München ist wohl der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860). Im Briefe vom 4. September 1838 (S. 162) schreibt Geibel, daß der Musenalmanach für das Jahr 1839 nur ein einziges Gedicht von ihm enthalte, und fragt, ob auch Franz Kugler und Freiligrath mit dazu beigetragen hätten. Die Frage war zu verneinen und als jenes Gedicht „Pergolese“ (S. 42 ff. = Ges. W. 1, 7 ff.) anzugeben. Derselbe Jahrgang des Musenalmanachs enthält — dies war zu Geibels Worten im Brief vom 19. Mai 1839 (S. 194) erläuternd hinzuzufügen — acht Gedichte von Chamisso, worunter dessen Schwanengesang „Wer hat's getan?“ (S. 40 f.) Den „Korrespondenzartikel aus Berlin im Morgenblatt“, von dem Geibel im Briefe vom 5. November 1838 spricht (S. 168), fand ich in Nr. 192 vom 11. August 1838 S. 768[b]: „Der junge talentvolle Dichter Emanuel Geibel hat uns schon vor längerer Zeit verlassen, erst jetzt aber sind Nachrichten von seiner glücklichen Ankunft in Griechenland eingetroffen. Eine glückliche, heitere Zukunft eröffnet

sich ihm dort, die hoffentlich auch für seine Poesie Früchte tragen wird. Aber ein eigenes Unglück traf ihn, während er noch von den Wellen der Adria geschaukelt ward. Seine Gedichte sollten im Verlage von Duncker und Humblot, in Magdeburg bei Hänel gedruckt werden; aber bei dem großen Brande des Hänelschen Instituts verbrannte auch das Manuskript mit, und Geibels Freunde zweifeln, ob er selbst noch mehr davon aufbewahrt hat, als schon früher zerstreut gedruckt war." Der in demselben Briefe erwähnte „Artikel aus Lübeck in der Allgemeinen Augsburger Zeitung" ließ sich erst nach langwierigem Suchen in Nr. 276 vom 3. Oktober 1838 S. 2206b sicherstellen. Darin geben die Professoren des Lübecker Katharineums gegen den auf öffentlicher Kanzel ausgesprochenen Wunsch, „daß nicht mehr so viel Heidnisches in unseren Schulen vorkommen möge", eine öffentliche Erklärung ab, „daß sie den Geist, die Gesinnungen und Schriften des Altertums als eine wesentliche Quelle unserer gegenwärtigen Bildung anerkennen und nicht ablassen werden, in diesem Sinne fortzulehren und fortzuwirken, voll des Glaubens, daß mit dem Aufgeben dieser historischen Grundlage der Tod wahrer Wissenschaft, Sittlichkeit und Frömmigkeit einbrechen müsse". Bemerkenswert ist es, daß längere Stellen aus den Briefen vom 26. Februar und 26. April 1839 (S. 183 f. 186. 192), worin Geibel das „deutsche Glück" mit den Freuden des Südens vergleicht und den südlichen Karneval beschreibt, fast mit den gleichen Worten im Briefe an seinen Jugendfreund Litzmann vom 17. Februar desselben Jahres wiederkehren (Litzmann S. 47. 52). Soll dies auf zurückbehaltene Konzepte deuten? Über die „Bearbeitung eines englischen Reisewerks über Griechenland" durch Ernst Curtius (S. 206) erfahren wir Näheres aus dessen Briefen an seine Eltern und an Otfried Müller vom April und Mai 1839 (Ernst C. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Berlin 1903 S. 186. 189). Darnach wollte Curtius die Reisewerke von William Martin Leake, The Topography of Athens (London 1821), Travels in the Morea. 3 Bde. (London 1830), Travels in Northern Greece. 4 Bde. (London 1835) mit vielfachen Berichtigungen für deutsche Leser herausgeben, wozu es aber nicht gekommen ist. Der junge dänische Architekt (S. 207), der eine nach Geibels Urteil nicht sehr ähnliche, aber sauber ausgeführte Zeichnung der Landsleute und treuen Freunde, Curtius und Geibel, verfertigte, ist der später berühmt gewordene Theophil Hansen (1813—1891). Gern hätte man unser Buch mit diesem — wohl noch erhaltenen — Bilde geschmückt gesehen, von dem Curtius in seinen anziehenden Erinnerungen an Geibel (Altertum und Gegenwart III[2] [Berlin 1895] S. 212) sagt, daß er es als ein Zeugnis traulichen Zusammenlebens dankbar aufbewahre. Die Klassischen Studien, die schöne Frucht des freundschaftlichen Verkehrs der beiden Philhellenen, des philologisch geschulten Poeten und des poetisch gestimmten Philologen, wurden

nicht bloß von den „Stockphilologen", wie dies Geibel erwartete (S. 245), totgeschwiegen — vergebens suchte ich nach Rezensionen des schmächtigen Büchleins in den gelehrten Zeitschriften —, sondern scheinen auch sonst wenig beachtet worden zu sein[1]). Zu der die „Studien" einleitenden der Königin Amalie von Griechenland gewidmeten Elegie, die Geibel in demselben Briefe erwähnt, konnte bemerkt werden, daß sie in den gesammelten Werken nicht begegnet. Die beiden aus Pindar aufgenommenen Bruchstücke, die die Übersetzer, wie Geibel schreibt, allenfalls preisgeben wollten, sind Nr. XVIII „Die Macht der Töne (= Pyth. I) und Nr. XIX „Das Los der Seligen" (Ol. II 67—82), von denen ersteres in der sapphischen Strophe, letzteres in vierfüßigen Trochäen verdeutscht wird. In dem Urteil, daß ihm Thierschens „metrische Ungeheuer" — in dem Buche: Pindarus Werke, Urschrift, Übersetzung in den pindarischen Versmaßen und Erläuterungen von Friedrich Th. Leipzig 1820. 2 Teile — „für den Augenblick allen Geschmack an deutschen antistrophischen Gedichten verdorben hätten" (S. 246), begegnet sich Geibel mit keinem Geringeren als Otfried Müller, der einmal schreibt, daß Thiersch durch eine ebenso kauderwelsche als fehlerhafte Übersetzung des Pindar seinem literarischen Rufe sehr geschadet habe (Karl Otfried Müller, Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Otto und Else Kern. Berlin 1908 S. 82). Viele der von Curtius niedergeschriebenen Verse, der auf der mit dem Dichterfreunde gemachten Inselreise zum Poeten geworden, wie auch manches aus gemeinsamem Wetteifer Hervorgegangene (S. 210) ist in Ernst Curtius' Lebensbild in Briefen (S. 209 ff.) und bei Gaedertz (S. 155 ff.) abgedruckt. Der in demselben Briefe vom 26. September 1839 angeführte Aufsatz aus dem Morgenblatt: „Die Piräusstraße (von einem bayrischen Philhellenen)" steht in Nr. 98—101 vom 24.—27. April 1839. Aus demselben Morgenblatte Nr. 187—189 vom 6., 7. und 8. August 1839 mochte Geibel Näheres über die günstige Aufnahme von Gutzkows Richard Savage (S. 211) erfahren haben. Wenn jener ein wenig seinem Ärger darüber Luft macht, daß ihm damit ein vortrefflicher Stoff vorweggenommen worden sei, den er bereits Szene für Szene disponiert hätte, so wird damit schon aus Geibels Frühzeit das bestätigt, was Paul Heyse aus eigener Erinnerung ergötzlich erzählt (Deutsche Rundschau Bd. 101 [1899] S. 103), daß Geibel regelmäßig, wenn man ihm von einem historischen Stoff gesprochen, aus dem man ein Trauer- oder Schauspiel zu machen gedenke, mit donnernder Wucht die Worte hervorstieß: Das ist mein Stoff. Bei den drei aus dem Tagebuch wiedergegebenen Gedichten (S. 225 f.) vermißt man eine Anmerkung darüber, daß das erste „Waldschlucht hinter Engares" von Geibel in die gesammelten Werke nicht auf-

[1]) Liebevoll beschäftigt sich mit dem Heftchen Robert Thomas in seiner gründlichen Studie: Emanuel Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum XIX (1907) S. 186—223.

genommen wurde, während die beiden andern mit etwas verändertem Titel: „Aperanthos auf Naxos" und „Villa bei Melanes auf Naxos" unter den Distichen aus Griechenland (Ges. W. 1, 108 f.) begegnen, nicht ohne daß der feinhörige Dichter vorher manches „mit Bedacht" geändert und „die Feile des Künstlers" mit Fleiß gebraucht hätte[1]). Zu dem von Geibel hier angegebenen 18. Oktober als seinem Geburtstage (S. 232) hätte auf Gaedertz verwiesen werden sollen, der durchaus überzeugend nachweist (S. 16 ff.), daß an dem 17. Oktober festzuhalten ist, den auch der Dichter selbst bei offiziellen Anlässen als Geburtstag ausdrücklich bezeichnet hat.

An seltsamen Schreibungen, die vielfach nur in Verlesungen des Herausgebers ihren Ursprung haben dürften, fehlt es nicht. S. 39 Z. 2 muß es wohl Boissonnet (st. Bissonnet) heißen (vgl. S. 30 Z. 13 v. u.). Einen Professor Puppe (S. 50 Z. 16 v. u., Namensverzeichnis S. 248) hat es in Bonn niemals gegeben, wohl aber den Juristen Ed. Puggé (1800—1836), der eine Zeitlang auch Mitherausgeber des Rheinischen Museums für Jurisprudenz war (vgl. Neuer Nekrolog XIV [1836] 2, S. 1047). S. 100 Z. 2 v. u. steht Wittenburg f. Wittenberg. S. 106 Z. 5 muß Geibel wohl geschrieben haben, daß im Speisesaal **an** (nicht **von**) 8 Tafeln gedeckt war. Sollte wirklich Geibel, der sich einmal „Philolog und Poet in einer Person" nennt, mit merkwürdiger Beharrlichkeit bei „Pentelikon" jedesmal — an nicht weniger als acht Stellen (S. 134 Z. 1 v. u., S. 143 Z. 13. 14, S. 144 Z. 1 v. u., S. 151 Z. 1, S. 156 Z. 16 v. u. S. 213 Z. 4, S. 246 Z. 10) — die Aspirata th gesetzt haben, während erst an einer neunten Stelle (S. 246 Z. 8 v. u.) in einer Anschrift von Ernst Curtius die richtige Schreibung begegnet? Hier möchten wohl Geibels — den klassischen Studien vorgesetzte — Worte: „Was philologisch gefehlt ist, verzeiht ihr poetischer Freiheit" schwerlich gelten. Unmöglich aber kann an vier anderen Stellen (S. 145 Z. 9 v. u., S. 147 Z. 10 v. u., S. 176 Z. 4 v. u., S. 222 Z. 18) in den Originalen Di**n**arch st. Di**m**arch (Dorfschulze) stehen. Hier liegen ebenso sicher Lesefehler des Herausgebers vor wie in Kera**k**ia (S. 147

---

[1]) Hier die Varianten zwischen der Niederschrift in den Briefen und dem endgiltigen Text in den Werken:

Aperanthos, V. 4: Um der Kastanien Schaft schlingt sich das grüne Geflecht (Gerank).
V. 5: Horch, schon nahet der Zug sich, der bakchische; stattliche Jungfraun (Horch, schon wandelt der bakchische Zug; schwarzäugige Jungfraun)
V. 8: Folgt nicht der liebliche Gott bald mit dem Panthergespann? (Folgt nicht die Schläfe bekränzt, bald mit den Panthern der Gott?)

Villa bei Melanes, V. 1: Wie sich der Garten in Duft und in Dämmerung hüllt! . . (Wie sich der Garten in Duft und Dämmrung hüllt! . .)
V. 8 scheint „wenn" verlesen für das in den Werken richtig stehende „wann": Einmal grüßen den Lenz, wann er mit Blüten sich schmückt.

Z. 11 v. u. lies: Keratia, Dorf in Attika), Ilyssus (S. 166 Z. 2 v. u.) und Ilysses (S. 174 Z. 14 v. u.), wo beidemal Ilissus zu schreiben ist, Parnas (S. 167 Z. 1, S. 176 Z. 5 st. Parnes), Fest (S. 175 Z. 8 sinnlos für Feß), Korythalos (S. 176, Z. 4 wohl für Korydallos), Ζήτα (S. 178 Z. 6, S. 239 Z. 10 v. u. für Ζήτω), Tiros (S. 213 Z. 9 v. u., S. 215 Z. 13 v. u., während S. 214 Z. 9 das einzig richtige Tinos steht), Mykene (S. 215 Z. 13 v. u. sinnlos für Mykonos), Crispo (S. 229 Z. 7 v. u. für Crispa). An zwei Stellen wird o für a verlesen, so daß Konstantin Kanaris, der Seeheld im griechischen Freiheitskriege, dessen richtige Namensform S. 94 Z. 10 v. u. begegnet, später (S. 185 Z. 7 v. u.) zu Komaris und die Villa Frankopulo bei Melanes (S. 226) gar zu Fronikopulo verballhornt wird. Noch seien von Verlesungen (oder geringfügigen Setzerversehen?) hervorgehoben: S. 149 Z. 1 Ostende, wo Westende notwendig erscheint; S. 158, Z. 2 Gelegenheit, manches zu sehen .., was schon (lies: schön) zu merken ist; S. 161 Z. 12 v. u. Hähnelsche (lies Hänelsche) Druckoffizin; S. 187 Z. 8 v. u. vorübergebückt (lies: vornübergebückt) auf dem Halse des Pferdes; S. 217 Z. 2 v. u. ist zu lesen und richtig zu interpungieren: Wir hatten das Kastell erreicht, das, nun auch schon zerfallen (st. das nun auch schon zerfallene), von den Venetianern .. erbaut wurde; S. 220 Z. 8 v. u. ergänze: es wurde viel [über] Politik gesprochen.

Das allzuknapp gehaltene Namensverzeichnis ist von Vollständigkeit und Verläßlichkeit weit entfernt. Viele Namen enthält es überhaupt nicht (z. B. Brentano S. 127, Hoffmann von Fallersleben S. 43, Viktor Hugo S. 85, Immermann S. 6, Kanaris S. 94. 185, Jean Paul S. 123, F. v. Raumer S. 10, Schiller S. 198. 208 usw.), bringt bei den aufgenommenen Personen lange nicht alle Stellen, an denen diese in den Briefen begegnen, wirft endlich innerhalb der einzelnen Buchstaben die Namen seltsam durcheinander (z. B. Eichendorff, Erdmann, Erasmi, Echtermeyer; Ganslandt — nicht Gauslandt, wie infolge Druckfehlers zweimal steht —, Geibel, Gaudy, Gomez, Gildemeister, Görres, . . . Gutzkow, Gütschow, Göttling).

Prag. Siegfried Reiter.

Koch M., Richard Wagner. I. Teil, 1813—1842 (= Geisteshelden 55, 56). Berlin, E. Hofmann & Co. 1907 [1906]. 4.80 M.

Mit unverhohlener Freude begrüßen wir den Anfang der neuen Wagnerbiographie von Max Koch als das erste, zusammenfassende Werk, das wissenschaftlichen Erörterungen über den Meister von Bayreuth zugrunde gelegt werden kann; hier finden wir eine große Fülle biographischen Materials, die in Glasenapps Darstellung oft unübersichtlich verfließt, mit sicherer Hand zusammengeballt, finden die vorsichtig abwä-

gende Kritik Lichtenbergers mit der Wärme und Feinfühligkeit Chamberlains vereinigt, und alles in einer warmen, aber nicht überhitzten Sprache vorgetragen, die das Urteil des Lesers nicht aufdringlich bevormundet; hier spricht der Literarhistoriker, der durch seine musikalische Bildung wie seine gründliche Theaterkenntnis noch eigens für seine Aufgabe ausgerüstet erscheint. Ihn interessiert vorzugsweise der gestaltende Künstler, der „Dramatiker" im Wagnerschen Sinne, für den die Musik ein unentbehrliches, aber doch nur **ein** Ausdrucksmittel ist; er will Wagners Drama aus den allgemeinen Kulturverhältnissen ableiten und seine Rückwirkung auf die Entwicklung der deutschen Bühne verfolgen, er will das Irrationale der großen Persönlichkeit ehrlich zugestehen, aber sich und uns nicht um die Pflicht herumdrücken, dem Werden dieses Geistes so sorgfältig nachzugehen, als es möglich ist; tatsächlich ist aber die historisch-genetische Methode die einzige, die uns aus dem oft recht widerwärtigen Dunst der Wagnerschriftstellerei in die klare, reine Luft echter Wagnerforschung herausführen kann. Zu den „Wagnerianern", für die der „Meister" als Meister vom Himmel gefallen ist, gehört Koch sicherlich nicht, aber ein bißchen Absolutismus schleicht sich auch bei ihm mit ein. „Wagner ist der größte deutsche Dramatiker neben Schiller und beherrscht trotz alles Widerstandes als Künstler die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, über deren gesamte Kunstleistung er in fast einsamer Höhe emporragt" (S. 6); das ist ein kühnes Wort, zumal bei einem Kritiker, der durchaus nicht in die widerwärtig-parteiischen Ausfälle der „Konsequenten" gegen Grillparzer, Hebbel und Ludwig, Ibsen und Tolstoi einzustimmen pflegt; aber selbst wenn es dem Biographen gelingen sollte, uns sein Urteil plausibel zu machen, so möchten wir es lieber als Schlußpunkt seiner Beweise, als in der Einleitung erblicken.

Kochs Darstellung, die wir hier natürlich nur in Kürze mustern können und der wir sichere Beherrschung und reichliche Erweiterung aller bedeutenden Vorarbeiten nachrühmen können, führt im ersten Bande bis zum Ende der Pariser Zeit. Sie hebt mit den „Einflüssen von Heimat und Familie" an; stärker als die Stadt Leipzig mit ihrer künstlerischen Interessenfülle wirkt die Stammesart, die nun freilich weder durch Laubes, noch durch Dingers Charakteristik scharf umrissen und deren stark slavischem Einschlage auch Koch nicht ganz gerecht wird. Vor allem vermissen wir hier die glückliche Scheidung Treitschkes zwischen den spießbürgerlich beschränkten und den energisch vorstoßenden Söhnen des Sachsenlandes. Auf die Familienverhältnisse Wagners geht Koch genauer ein, während ein eigentliches Bild seiner psychologischen Individualität, wozu uns W. Stern die Wege weist und W. Dilthey seine sichere Hand reicht, kaum in Angriff genommen ist.

Um die peinliche Frage, ob der Polizeiaktuar Friedrich Wagner oder der Künstler Ludwig Geyer Wagners rechter Vater gewesen sei, drückt

sich Koch nicht herum, weiß aber, gegenüber den vagen, gegenteiligen Vermutungen des Meisters, die Vaterschaft des ersteren mit triftigen Gründen zu stützen. Wertvoll ist der Hinweis auf die Beziehungen der Geyer-Wagnerschen Familie zu Oehlenschläger, auf die intensive Beschäftigung des Onkels Adolf Wagner mit der italienischen Literatur (insbesondere mit Dante) und auf seine, für Wagner selbst vorbildliche, konstruktive literaturgeschichtliche Betrachtung. Mit Adolf befreundet war der shakespearesierende Klassizist J. A. Apel, dessen Charakteristik wir aber doch lieber in eine allgemeine Beschreibung der verschiedenen dramatischen Richtungen in Wagners Jugendzeit verflochten sähen; auch die krause Stoff- und Stilmischung in Wagners ungeheuerlicher Erstlingsarbeit „Leubald" hätte sich leichter und förderlicher erklären lassen, wenn vorher zusammenfassend gezeigt worden wäre, wie überhaupt bei dieser Generation die Einflüsse der Antike, Shakespeares und der deutschen Ritterromantik in Drama und Oper sich kreuzen und verbinden. Die idealisierende Tendenz des Klassizismus hebt Koch mit Recht hervor, bezüglich Wagners Griechenkenntnis aber urteilt er wohl zu optimistisch; wenn auch Wagner in der Schweiz den Aischylos im Original vor sich liegen haben mochte, so las er doch, wie ich im Richard Wagner-Jahrbuch II 284 ff. erwiesen zu haben glaube, daneben eifrig die Droysensche Übersetzung.

Im übrigen kommen die zeitgenössischen Dichtungen, die wirklich von Einfluß auf Wagner waren, durchaus zu ihrem Rechte und Kochs unbefangene Würdigung von Raupachs „König Enzio" gibt der Wagnerforschung überhaupt neue Winke, denn für die Ansätze zu einem Friedrich Barbarossa, sowie für den Pariser Entwurf der „Sarazenin" (Nachgelassene Schriften und Dichtungen, 2. Aufl. 1—44) kommen eben nicht bloß Raumers Geschichtswerk und Immermanns Dramen in Betracht. Freilich sollte auch auf K. W. Göttlings Schriftchen „Nibelungen und Gibellinen" (Rudolstadt 1816) verwiesen werden, das auch schon vor dem geschichtsphilosophischen Roman der „Wibelungen" Wagners Auffassung der Hohenstaufenzeit beeinflußt hat.

Im übrigen ist Koch der literarischen Vorgeschichte von Wagners Dramen, der Filiation seiner Stoffe und Motive mit aller Sorgfalt nachgegangen, ohne daß sich seine Darstellung eigentlich in Kleinkrämerei verlöre oder dem Gegenstande fremde Einzeluntersuchungen einmischte. Von prinzipiellem Werte ist das genaue Eingehen auf literarische und musikalische Quellen niederen Ranges und der Nachweis, daß das Hauptmotiv des Entwurfes „Die Hochzeit" weder von Otway noch von Immermann herstammt, sondern aus der Oper „Zampa" von Herold. Bei Gelegenheit der „Feen" spricht Koch von Wagners Bekanntschaft mit Gozzi, die Adolf Wagner und E. T. A. Hoffmann vermittelten und verweist auch auf dessen Theorie der romantischen Oper, ohne doch

Wagners Verhältnis zu seinem verehrten Hoffmann zusammenfassend zu erörtern; wir hätten gern erfahren, worin sich doch Wagners Auffassung der Oper von derjenigen seines Vorgängers mehr scheidet als sie sich mit ihr berührt.

Von größeren Werken kommt eigentlich nur der „Rienzi“ zu eingehenderer Behandlung, während die Besprechung des „Fliegenden Holländers“, der freilich in Paris entstanden und erst in Dresden aufgeführt worden ist, in unliebsamer Weise zerrissen wird: der vorliegende Band bringt die Vorgeschichte, der folgende wird die Analyse enthalten; die historischen Entwürfe („Die Franzosen vor Nizza“ und die „Sarazenin“) kommen noch mit zur Besprechung. Vielleicht hätte das Erlösungsproblem, das frühzeitig Wagners tragische Dichtung zu beherrschen beginnt, hier im Zusammenhange mit Wagners eigener Entwicklung und in steter Beziehung auf die Diskussion der Humanitäts- und Emanzipationsgedanken in der zeitgenössischen Katheder- und Popularphilosophie genetisch dargestellt werden sollen. Wie oberflächlich wird dies Zentralproblem in der durchschnittlichen Wagnerliteratur behandelt. Dafür hat Koch der geschichtlichen Erkenntnis von Wagners religiösen und politischen Anschauungen durch den Hinweis auf die Einflüsse von Lamennais und Proudhon während der Pariser Zeit einen sehr bedeutsamen Hinweis gegeben; so ist dem Gerede, als habe sich der junge Wagner etwa noch bis zum „Lohengrin“ einem „naiven“ Durchschnittschristentum hingegeben, für den Forscher ein Ende gemacht, während die Nachwirkung jener Ideen im einzelnen natürlich noch nachzuprüfen wäre[1]). Wie weit Koch in seinen späteren Bänden auf diese Dinge eingehen will, oder seiner Aufgabe entsprechend Rücksicht nehmen kann, bleibt abzuwarten. Seine besonnene Auflösung des künstlerischen Gewebes in Text und Musik, seine unbefangene Würdigung der hohen Bedeutung des Überkommenen für Richard Wagner und seine scharfe Herausarbeitung einer steten Entwicklung ohne alle konstruktive Macht haben wir dankbar anzuerkennen.

Heidelberg. Robert Petsch.

Moos Paul, Richard Wagner als Ästhetiker. Versuch einer kritischen Darstellung. Berlin u. Leipzig 1906, Schuster u. Löffler. 5 M.

Mit seiner Schrift über Wagner als Ästhetiker füllt Moos die peinliche Lücke aus, die er in seiner „Modernen Musikästhetik in Deutschland“ 1902 gelassen hatte. Sein neues Buch nennt sich „kritisch“; es erstrebt nicht in erster Linie ein tieferes, genetisches Verständnis der theoretischen Äußerungen Wagners aus seinem Charakter und seiner augenblicklichen Stimmung, es will nicht ihre feinen Verbindungsfäden mit Wagners

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: Das tragische Problem im „Lohengrin“, Richard Wagner-Jahrbuch III (1908).

künstlerischer Produktion und mit der musiktheoretischen Arbeit seiner Zeitgenossen herausarbeiten; wohl findet sich gelegentlich von dem allen etwas, aber das kommt nicht über Einzelheiten hinaus. Im ganzen ist die Kritik von dem subjektiven Standpunkt unsers Autors aus gefällt und daher oft frisch, originell, anregend, frei von Parteischablone und Systemmacherei, nicht selten aber auch flach oder schief. Wagner strebt in seinen musikästhetischen Schriften in erster Linie nicht objektive Erkenntnisse an, sondern er sucht jeweils seine eigenen, fertigen oder werdenden Produktionen vor sich und andern zu verteidigen, sein eigenes Urteil für den Augenblick zu klären. Oder hat er sich etwa durch „Oper und Drama" verpflichtet gefühlt, die „Meistersinger" und den „Parsifal" in Stabreimen zu schreiben? So wird ein künftiger Interpret der „Schriften" vor allem auch die Briefe und sonstigen momentanen Äußerungen Wagners und seiner Vertrauten heranziehen müssen. Ferner wird es unserm Verfasser, der von der Geschichte der Musikästhetik herkommt und Wagners Schriften deren Entwicklungsgange einzugliedern sucht, nicht leicht, die Zeitmotive herauszuhören, die alle theoretisierenden Äußerungen dieses Musikdramatikers durchziehen; tritt doch schon frühzeitig das oft noch recht ungeschickte Bemühen hervor, über die Oper hinaus den Zusammenhang mit dem eigentlichen Drama, mit der hohen Tragödie zu gewinnen. So fordert der junge Künstler voller Begeisterung über Aubers „Stumme von Portici" den Zusammenschluß deutscher und französischer Musik („Über deutsches Musikwesen"), weil der deutschen Oper der eigentliche, hochdramatische Charakter fehle. Doch schon ahnt er, auf welchem Weg sich über die eigentliche französische Oper hinausschreiten ließ. „Der Deutsche", sagt er mit idealisierender Auffassung der eigenen Nation, „will seine Musik nicht nur fühlen, er will sie auch denken"; Wagner meint damit keine logische Verarbeitung der Darstellung, noch weniger der Form, er rühmt sogleich der Instrumentalmusik nach, daß sie nicht „mit der Individualität einer bestimmten und begrenzten Leidenschaft die Imagination fesselt", sondern den Hörer sich „im großen Reiche der Ahnungen ungebunden verlieren" läßt; diese Ahnung höherer Zusammenhänge über der gemeinen, empirischen Kausalverkettung künstlerisch anzuregen, traut eben Wagner eher dem kühneren Schwunge der französischen, historischen Oper zu, als der Melodiosität der Italiener und der nicht zu leugnenden Trivialität der zeitgenössischen deutschen Oper. Jene höhere Einheit hofft er in einem Drama selbst durch das in den Mittelpunkt des Ganzen gerückte „Lied" zum Bewußtsein des Zuhörers zu bringen. Moos hätte hier lieber auf den Zusammenhang mit dem „Holländer" näher eingehen sollen, statt gelegentlich auf „Rienzi" (S. 35) hinzuweisen. Sentas Ballade gibt wirklich das dramatische Problem in seiner reinsten Form ohne die Zufälligkeiten, die der empirische Austrag des Kampfes mit sich bringt; damit sucht Wagner in seiner Art an die Idee anzuknüpfen,

wie Hebbel und andere Zeitgenossen es in ihrer Weise taten. Als ein anderes Mittel zu demselben Zwecke erscheint Wagner die programmatische Einleitung der Oper durch die rechte „Ouverture“; Moos kann seine Gegenüberstellung von Mozarts Don Juan- und Beethovens Leonoren-Ouverture freilich nicht billigen (53 ff.). Wagner sieht in jener das vollkommene Vorspiel, das nur die beiden großen, dramatischen Hauptmotive und ihre Bewegung gegeneinander rein musikalisch vorführt, ohne auf die tatsächliche Entwicklung des Dramas Rücksicht zu nehmen. Die Leonoren-Ouverture aber gehe über die Aufgabe des Vorspieles hinaus und gebe selbst ein rechtes Drama, das nur hier reiner hervortritt als im „dramatischen Sujet“, wo es „durch kleinliche Details geschwächt und aufgehalten wird“ [1]). Moos wendet ein, daß gerade diese Ouverture nicht den Charakter des ganzen Werkes, sondern nur denjenigen der einzelnen Persönlichkeit spiegelt, nach der sie benannt ist; das würde Wagner zugeben, ohne aus seiner Position verdrängt zu werden; er scheidet drei Hauptfaktoren voneinander: eine allgemeine Anschauung von dem ewig sich erneuernden Konflikt großer Mächte, wie ihn die rechte Ouverture schildert, mit einem gewissen, rein musikalischen Abschluß, der keine empirische Lösung des Problems ausdrückt; ferner das „ideale Drama“, die eigentliche Tragödie, jenen allgemeinen Konflikt in seiner Widerspiegelung innerhalb einer einzelnen Seele; endlich die Bühnenhandlung selbst, worin nun diese „ideale Handlung“ in mannigfacher Weise durch Nebenmotive, Retardation, zeitweilige Verhüllungen usw. gebrochen erscheint. Diese letztere überhaupt leidet natürlich keinen musikalischen Ersatz durch eine Ouverture; jene zweite aber, die doch schon den allgemeinen Konflikt in einer individuellen Spiegelung erscheinen läßt und darum nicht ganz ohne Kenntnis des Ganges der Handlung verstanden werden kann, behandelt Beethovens Leonoren-Ouverture, die darum an und für sich unverständlich ist, in dem Wissenden aber „die Angst weckt, mit welcher wir dem Gange einer wirklich vor uns sich begebenden, ergreifenden Handlung zusehen“ [2]). Sorgfältig scheidet Wagner also das „Theaterstück“ und das „Drama im idealsten Sinne“, das „dramatische Sujet“ und die *eine* erhabene Handlung, nämlich die Heilssendung des Weibes zur Erlösung der Welt: „Dies ist die Tat eines mächtig liebenden Herzens, welches, von einem erhabenen Entschlusse hingerissen, von der Sehnsucht erfaßt ist, als Engel des Heils in die Höhle des Todes hinabzusteigen“; wir haben da in nuce die Kernhandlung des „Rienzi“ (Irene), des „Holländers“ (Senta), der „Sarazenin“, des „Tannhäusers“ (Elisabeth) usw. und diese Zusammenhänge hätte Moos aufzeigen sollen, um Theorie und künstlerische Praxis bei Wagner eines aus dem andern zu erklären.

---

1) Vgl. O. Ludwigs Lehre vom idealen und pragmatischen Nexus.
2) Schriften I 200 ff.

Am störendsten wirkt natürlich der Mangel einer festen, kulturgeschichtlichen und biographischen Grundlage bei der Besprechung der theoretischen Hauptwerke der Jahre 1849 und 1850, um deren Analyse und Kritik sich übrigens Moos in mannigfacher Weise sehr verdient macht. Wagner bezeichnet das Ziel der künftigen Entwicklung in „Kunst und Revolution" durch den Hinweis auf: „Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudevollen Würde erhoben"; hier ergibt sich die verlockende Aufgabe, die Idee des „dritten Reiches" in ihrem geschichtlichen Werden zu verfolgen und uns die besondere Note fühlen zu lassen, mit der Wagner sie verwendet; aber nicht einmal bis auf Heinrich Heines Gegenüberstellung von Hellenentum und Nazarenertum geht unser Führer zurück und was er gar über die Idee des Gesamtkunstwerkes in der klassizistischen und romantischen Ästhetik bringt, ist mehr als dürftig. (S. 124—125!) Hier wären die allgemeinen Erwägungen der Ästhetiker zu würdigen, die Anknüpfungen von seiten der Musiker an das Drama nachzuweisen und vor allem die Fäden zu verfolgen, die sich aus den verschiedenen Lagern der Wortdramatiker zur Oper hinüberspinnen; daß auch gerade von seiten der eigentlichen Klassizisten, mit denen der junge Wagner (durch Apel) in nähere Berührung gekommen war, auf das Gesamtkunstwerk hingewiesen wurde, habe ich kürzlich mit Beziehung auf Collin gezeigt[1]).

Diese Proben müssen genügen, um zu zeigen, was wir an Moos' Darstellung vermissen, warum wir sie im Sinne der historischen Wissenschaft nur als eine immerhin respektable Vorarbeit gelten lassen können; ihr Wert aber für jeden, der sich ohne historische Interessen zu ernsthafter Lektüre von Wagners theoretischen Schriften entschließt und eines verständigen, kritischen Führers bedarf, um von Einseitigkeiten bewahrt zu bleiben, soll dankbar anerkannt werden.

Heidelberg. Robert Petsch.

Berger Alfred Frh. v., Meine Hamburgische Dramaturgie. Wien 1910. Chr. Reissers Söhne. 5.50 M., geb. 7 M.

Lessings Hamburgische Dramaturgie war das Programm einer neu zu schaffenden Nationalbühne; Bergers Hamburgische Dramaturgie ist das Programm einer Erneuerung des alten Burgtheaters. Hierin liegt aber einiger Unterschied. Die einleitende Geschichte vom kleinen Hans und seinem großen Lebensplane erzählt von den Ambitionen des Verfassers mit einer Naivität, die auch den entwaffnet, den die allzu deutliche — praktische Absicht der Schrift hin und wieder verdrießt. Und nun

[1]) Musikalisches Wochenblatt 1908, Nr. 7, S. 164 ff. Über Wagners Beziehungen zur Identitätsphilosophie vgl. jetzt Weiß' aufschlußreiche Einleitung zu seiner Auswahl aus Schellings Werken.

kann ja auf den Ankündigungen des Verlags auch wirklich stehen: „Burgtheater-Direktor“. Wer hätte übrigens je bezweifelt, daß Berger und die Burg wieder zusammenkommen würden? Wir alle erhoffen davon eine glückliche und fruchtbare Ehe. Wir begreifen auch die Dringlichkeit, mit der Berger sich hier um die schöne Witwe bewirbt; er darf sich wirklich berufen fühlen, schon um dieser treuen Liebe willen, dann aber auch, weil kein Dramaturg Deutschlands — und erst recht keiner des Auslands — ihm an vielseitiger und tiefer Bildung und an geistreicher Objektivität gleichkommt — geistreiche Subjektivität ist bedeutend häufiger. Allerdings haben wir nicht den Eindruck, als ob seine Hamburger Theaterleitung in der Bühnengeschichte Deutschlands irgend Epoche machte; neben Schröder wird man ihn schwerlich stellen, wenn auch nicht gerade zwischen Pollini und Chéri Maurice.

Das Buch zerfällt, wie die Seele des Verfassers, in zwei Hälften: die eine gehört dem praktischen Regisseur, die andere dem literarischen Interpreten.

Die zweite wiederum wird vor allem durch seine feine Lieblingsmanier gekennzeichnet: durch die Kunst, Dramenanalysen in Form fortlaufender Erzählung zu geben. Für den „Faust“ hat das früher schon der Deutschrusse v. Kupffer versucht; aber wie viel knapper, schärfer, geistreicher geschieht es hier! (S. 103 f.) Ebenso wird in sehr sympathischer Weise „Pippa tanzt“ (S. 290 f.) zu einem Märchen und einem Märchenkommentar zugleich. Mehr aphoristischen Charakter haben die Bemerkungen zu „Lear“ (S. 152, mit trefflicher Betonung des allgemein Menschlichen in der Königstragödie), „Romeo und Julie“ (S. 162), Shylock (S. 170, mit sehr feinen Bemerkungen über Leas Ring) und selbstverständlich zum „Hamlet“ (S. 181). Über die hier vorgeschlagenen szenischen Umgestaltungen erlaube ich mir kein Urteil.

Shakespeare ist für Berger kein Kronzeuge des dramatischen Naturalismus, wie er es für seinen Vorgänger Schlenther war. Weder die Wahnsinnsschilderungen (S. 260 f.) noch die Psychologie überhaupt gestatten eine naturalistische Interpretation. Noch mehr widersetzt sich Berger der Modernisierung Schillers (S. 184), dem er doch übrigens mit einem etwas kühlen Pathos gegenübersteht; der kürzere Tell-Aufsatz ist daher besser gelungen als der über „Don Carlos“ (S. 190 f.), der kurz gesagt langweilig wird, was Berger nicht leicht begegnet. Viel mehr hat er über die Dramatiker zu sagen, die seine Forderung erfüllen; das Drama (und mittelbar die Schauspielkunst, vgl. S. 67 f.) durch seine neue Weltauffassung zu verjüngen, Hebbel (S. 208 f.) und Ibsen (S. 278 f.). Die Bemerkungen über den „Erz-Menschen“ Borkmann (S. 278) gehören trotz gelegentlicher Spitzfindigkeiten, wieder zu dem Feinsten, was über den kaufmännischen Napoleon auf St. Helena gesagt worden ist.

Berger ist, obwohl zum Schauspieler selbst gewiß nicht geeignet, doch im höheren Sinn eine Schauspielernatur — bemerkt er doch selbst,

daß er das Talent zum großen Tragöden (denn er spricht fast nur von solchen) häufiger in anderen Berufsständen getroffen habe als unter den Mimen. Er besitzt die Autosuggestion, die er selbst (S. 242) für den Schauspieler so wichtig hält; er besitzt das Bedürfnis, die Texte von innen heraus lebendig zu machen (vgl. S. 56), er besitzt auch aus genauer Kenntnis jene Freiheit ihnen gegenüber, deren Wichtigkeit für den Darsteller er („Gedächtnis und Schauspielkunst" S. 33 f.) fast zu lebhaft betont. Daher sind die dramaturgischen Unterrichtsstunden, die die erste Hälfte des Buches ausfüllen, mit ihren Urteilen über Schauspielerbegabung (S. 61 f., 233 f.), über das paradoxe du comédien (S. 249), über die Schwierigkeiten des „richtigen innerlichen Deutschen", für den die Außenwelt mit dem eigenen Körper anfängt (S. 98 Anm.), so lehrreich wie lustig zu lesen. Bei den Schauspieler-Charakteristiken dagegen zeigt sich schon zu viel Parteilichkeit für das vergötterte alte Burgtheater (S. 58. 73 f., 85. 93), für Sonnenthal (S. 59. 84) und die Wolter (S. 210), gegen Kainz (S. 44) und gar die „Berliner Größen". Berger fühlt sich als Erneuerer von Goethes Kampf gegen den naturalistischen Sprechstil und für einen künstlerischen Stil; aber auch seine eigene Schilderung Laubes (S. 221 vgl. S. 211) beweist, daß dessen Güte nicht zum wenigsten in der Verbreitung des „Verfalles unseres Sprachstils", in dem Abrücken von Weimar bestand. Indessen etwas zurück kann nicht schaden und den Einfluß der Rossi und Salvini auf Sonnenthal (S. 83) erkennt anderseits Berger gern an. Wir werden gewiß auch von dem „Burgtheater", das er nach Laube schreiben wird, so viel zu lernen haben, wie von dieser „Hamburgischen Dramaturgie" nach Lessing.

Berlin. Richard M. Meyer.

In Sachen des Nietzsche-Archivs.

In den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" (Berlin-Zehlendorf 1910, Band II, S. 815 ff.) bespricht Waldemar Olshausen die Nietzsche-Publikationen von 1906/7. Seine Gehässigkeit gegen das Nietzsche-Archiv und insonderheit gegen Frau Förster-Nietzsche, deren Gründe nur den Eingeweihten durchsichtig sind, hat die Objektivität seines Urteiles dermaßen getrübt, daß ihm fortwährend grobe Irrtümer und Versehen unterlaufen. Sie bedürfen nicht nur aus sachlichen Gründen der Richtigstellung, sondern auch aus allgemeinen methodischen Rücksichten; denn Olshausen verfährt trotz anscheinender Genauigkeit in Wahrheit mit einer derartigen Flüchtigkeit und leichtfertigen Schnelle des Urteilens, daß der maßgebende Charakter seiner wissenschaftlichen Kritik dadurch auch für andere Fälle stark in Frage gestellt wird.

1. Olshausen sucht den „wissenschaftlichen" Wert der Taschenausgabe von Nietzsches Werken zu diskreditieren. Bereits bei der Wahl seines

Beurteilungsstandpunktes zeigt er eine seltsame Einseitigkeit; bei Veranstaltung dieser Ausgabe lag der Gesichtspunkt von vornherein ganz und gar fern, die wissenschaftliche Forschung damit zu bereichern. Anlage und Ausstattung beweisen vielmehr auf den ersten Blick, daß es sich dabei vor allen Dingen um einen praktischen, populären Zweck handelte, um die Ermöglichung einer schnellen und bequemen Übersicht über das Werk Friedrich Nietzsches. Die einzige sachliche Neuerung gegen frühere Ausgaben bestand in einer Neuausgabe des Willens zur Macht in Band 9 und 10. Dieser einzige, wesentliche Unterschied ist Olshausen aber nur so oberflächlich zum Bewußtsein gekommen, daß er allein dem Quantitativen Beachtung schenkt und sich damit begnügt, die größere Aphorismenzahl zu registrieren; übrigens passiert ihm auch dabei noch ein für einen peinlichen Philologen, als welcher Olshausen gelten möchte, fatales Versehen: es sind nicht, wie er schreibt, 570, sondern 1067 gegen 483 Aphorismen der früheren Ausgabe; und dies in einer Besprechung, welche wörtlich die Bemerkung enthält: „Und da sich die wissenschaftliche Kritik die Prüfung der Nietzsche-Publikationen im allgemeinen recht leicht zu machen pflegt, ist etwas mehr Gründlichkeit, wenigstens an diesem Orte, vielleicht ganz nützlich." Um die Frage der inhaltlichen Bereicherung kümmert sich Olshausen überhaupt nicht. Nur die von der „Herausgeberin" (in Wahrheit von ihr und Herrn Gast) getroffene Anordnung wird noch flüchtig mit einer kritischen Bemerkung gestreift. Es seien gegen dieses Verfahren „sehr berechtigte Bedenken" von den Brüdern Horneffer erhoben worden. Inwiefern die „berechtigt" sind, wird aber nicht gesagt. Daß die Brüder Horneffer hier als maßgebliche Autorität angeführt werden, beweist einen bedenklichen Mangel an wissenschaftlicher Unbefangenheit in diesen Fragen: sind sie es doch gerade, die sich bei Herausgabe des „Willens zur Macht" erhebliche Fehler haben zu schulden kommen lassen.

2. Die Verkennung der Grundabsicht dieser Ausgabe verführt Olshausen zu dem leichtfertigen Vorwurf der „Unvollständigkeit". Um den Überblick über die Hauptsachen nicht zu stören, mußte „Nebensächlicheres in flüchtigen Notizen", wie Frau Förster-Nietzsche in der Einführung sagt, weggelassen werden. Das ist für jeden Einsichtigen selbstverständlich, das wird aller Augenblicke von vernünftigen Herausgebern gemacht. Aber Olshausen widerspricht sich hier obendrein selbst. Er sagt, es hätten, damit für die Wagnerschriften der letzten Jahre Platz geschaffen wurde, „manche Aphorismen aus dem Willen zur Macht zurückgestellt werden können". Also schlägt er selbst doch wieder Unvollständigkeit vor? Zudem war von vornherein und nachher zu wiederholten Malen ein elfter Band er Taschenausgabe in verschiedenen Ankündigungen in Aussicht gestellt; n Erscheinen wurde durch allerlei Zwischenfälle verzögert, für die die chivleitung am allerwenigsten verantwortlich gemacht werden kann. Es

ist völlig sinnlos, von „Verstümmelung“ zu reden, wo es sich um eine nur einstweilen unvollendete Arbeit handelt.

3. Um die Tätigkeit von Frau Förster-Nietzsche an den Werken ihres Bruders überhaupt in Mißkredit zu bringen, zieht Olshausen die Einleitung und den Nachbericht zum Band 5 der Taschenausgabe heran. Biographisch wie literarhistorisch seien die Angaben unzuverlässig. Er pickt z. B. die Äußerung von Frau Förster-Nietzsche auf, daß wir „vom Sommer 1881 an“ Nietzsche als einen „Genesenen“ betrachten könnten. Mit einem nutzlos verschwendeten Scharfsinn sucht er nachzuweisen, daß Nietzsche auch in diesem Sommer noch krank gewesen sei, da er sich auch in Sils-Maria oft noch schlecht befunden habe. Darüber braucht man im Nietzsche-Archiv gewiß nicht erst von außen belehrt zu werden! Es widerspricht auch dem, was Frau Förster-Nietzsche sagt, in keiner Weise. Denn damit behält sie vollständig Recht, daß es trotz gelegentlicher Rückfälle mit dem Befinden und der ganzen Stimmung Nietzsches von der Zeit an aufwärts ging, als er Sils-Maria gefunden hatte und, eben im Sommer 1881, den Grundgedanken zum Zarathustra konzipierte. Wer einigermaßen über den Charakter von Migräneleiden orientiert ist, weiß, daß den Anfällen Tage der prachtvollsten körperlichen Verfassung folgen, in der schaffensstarke Menschen wie Nietzsche ihrem produktiven Trieb ungehemmten Lauf lassen können; er weiß auch, daß der Gesamtgesundheitszustand richtiger nach den Tagen der Schaffensfähigkeit und der in ihnen erreichten Höhe als nach den Stunden der Depression und den Äußerungen während derselben beurteilt wird. Wenn man hier nach dem groben Äußeren geht, trifft man gewiß nicht das Richtige.

Olshausen macht sich sein Bild von Nietzsches Gesundheitszustand während des Sommers 1881 zurecht nach den einseitig übertreibenden Nachrichten aus den Tagen der Anfälle; die sind nach Nietzsches eigenen Worten aber durchaus nicht maßgebend für sein Gesamtbefinden. Man höre: „Ich schreibe an Overbeck nur an meinen schlechten Tagen — übrigens wie auch sonst und an Andre; — deshalb kommt viel Geseufze in meine Briefe. An guten Tagen verliere ich meine Zeit nicht mit Briefe-schreiben.“ (Briefe Band V 2, S. 475.) „Ich mache mir Vorwürfe über meine Thorheit, Euch meine kurzen Gesundheitskärtchen und nichts weiter zu schicken; — so müßt Ihr einen falschen Eindruck von mir gewinnen.“ (Briefe Band V 2, S. 455.) Den klagenden „Gesundheitskärtchen“ müssen die positiven Äußerungen als Gegengewicht entgegengehalten werden. Am 7. Juli 1881 schreibt Nietzsche: „Hier im Engadin ist mir bei weitem am wohlsten auf Erden: zwar die Anfälle kommen hierher wie überall hin, aber viel milder und menschlicher. Ich habe eine fortwährende Beruhigung und keinen Druck, wie sonst überall.“ (Briefe Band V 2, S. 453.) Und bei einer Art Rückblick auf seinen Gesundheitszustand Anfang der Achtzigerjahre sagt er am

22. Januar 1882: „Als ich . . . heute hoch über Genua dahin schritt und bei dem himmlischsten Wetter weit über Stadt und Meer hinausschaute, da sah ich die letzten zwei Jahre mit ihren Leiden und langsamen Vorwärtsschreiten zum Besseren so deutlich vor mir — und ein seltsames Gefühl von Seligkeit quoll in mir empor, die Seligkeit des Genesenden!" „Ja, meine Schwester, ich habe Kraft, Muth und Gesundheit wieder gewonnen! Es ist nicht jene Bärengesundheit von damals, als ich, ohne die geringste Beschwerde, in drei Tagen und zwei Nächten meine lateinische Preisarbeit niederschrieb, sondern eine feinere Gesundheit, die sich täglich neu erobern lassen will. Es fehlt ihr noch Manches, jedenfalls die Zuverlässigkeit; ich werde wohl immer wie Tante Riekchen von sich sagte „anfällig" bleiben, d. h. mein Anfall wird mich jeden Monat mindestens ein Mal anfallen, — aber in der Zwischenzeit bin ich voller Lebenskraft und Lebensmuth, zuweilen sogar voller Übermuth wie Einer, der dem Tode glücklich entronnen ist." (Briefe Band V 2, S. 474 f.) Derartige Äußerungen gibt es in den Jahren 1878—80, vor dem Engadiner Sommer nicht. Das läßt Olshausen außer Acht, während Frau Förster-Nietzsche es bei ihrer Darstellung im Bewußtsein hatte. Aber Olshausen geht sogar so weit, ihm unbequeme Tatsachen für seine Beweisführung zu vergewaltigen. Es gibt einen höchst frohgemuten, zuversichtlichen Brief Nietzsches aus der ersten Hälfte des Juli 1881: „Mein Aussehen ist übrigens vortrefflich, meine Muskulatur in Folge meines beständigen Marschirens fast die eines Soldaten, Magen und Unterleib in Ordnung. Mein Nervensystem ist, in Anbetracht der ungeheuren Tätigkeit, die es zu leisten hat, prachtvoll und der Gegenstand meiner Verwunderung, sehr fein und sehr stark" (Briefe Band V, 2 S. 455). Olshausen behauptet vorschnell: der Brief dürfte „sicher später als am 30. Juli geschrieben sein"; so würde es nämlich besser zu seiner vorgefaßten Meinung stimmen. In Wahrheit aber muß der Brief vor dem 13. Juli geschrieben sein. Das ergibt sich aus folgenden Daten. Es ist darin vom Tod eines Verwandten die Rede. Derselbe starb am 8. oder 9. Juli am Herzschlag im Flußbad. Zunächst ging das Gerücht, er habe aus Kummer um den Verlust seines liebsten Kindes den Tod gesucht. Diese Vermutung wurde auch Nietzsche zugleich mit der Todesnachricht mitgeteilt. Nach der ärztlichen Feststellung der Todesursache erwies sich das Gerücht jedoch als falsch; auch Nietzsche erhielt eine Nachricht darüber; eine Postkarte von ihm vom 13. Juli bestätigt den Empfang der Berichtigung und drückt seine Befriedigung aus, daß die erste Nachricht, die der umstrittene Brief enthält, falsch ist. Er muß also vor dem 13. Juli geschrieben sein. Aus Rücksicht auf noch lebende Verwandte war Irrtum und Berichtigung im Briefband weggelassen worden.

Ferner: Frau Förster-Nietzsche schreibt: „endlich am 13. März (1881) schickt er die vollendete Schrift (Morgenröthe) an seinen damaligen Ver-

leger." Olshausen behauptet, auch das sei nicht richtig, weil Nietzsche am folgenden Tage an Herrn Peter Gast schreibe: „Hier, lieber Freund, kommt doch noch das Manuskript." Diese Notiz ist aber gar nicht auf den 14. März, sondern den 14. Februar zu datieren. Herr Gast wurde durch einen verwischten Poststempel zu dieser falschen Datierung veranlaßt. Frau Förster-Nietzsche hat aber ihre Angabe nach dem allerdings am 13. März geschriebenen Begleitschreiben Nietzsches an den Verleger gemacht; sie stützt ihre Aussagen in diesem wie in ähnlichen Fällen auf das sorgfältig geprüfte Dokumentenmaterial, das ihr zur Vefügung steht. Wäre Olshausen hier wirklich mit der Gründlichkeit zu Werke gegangen, die er für sich in Anspruch nimmt und von andern fordert, so würde er bemerkt haben, daß Peter Gast in den Nachberichten zu den großen Gesamtausgaben der Morgenröte kl. 8° 1905 und gr. 8° 1909 gleichfalls den 13. März als Abgangstag des Manuskripts der „Morgenröte" an den Verlag bezeichnet, und daß er sich nicht durch das zweifelhafte Datum der Postkarte hat irreführen lassen.

Die tendenziöse Auffassung des Berichterstatters erreicht aber ihren Höhepunkt da, wo er von „schwesterlicher Redaktion" spricht; bei den einfachsten Lesefehlern der Herausgeber, die nachträglich korrigiert worden sind, wittert er sofort eine geheimnisvolle Hinterabsicht. Dabei versteigt er sich zu beleidigenden Äußerungen wie diese: „Vom Redigieren zum Retuschieren ist es nur ein Schritt." Oder: „Das ist schon beinahe eine Fälschung." Damit man sich ein objektives Urteil bilden kann, stelle ich die angeblich so verdächtigen Redaktionsversuche hier nebeneinander:

Taschenausgabe: „einen so guten Brief muß ich mit etwas Gutem beantworten."

Briefausgabe: „einem so guten Brief muß ich mit etwas Gutem antworten."

Taschenausgabe: „Der Druck wird einen guten Teil Zeit wegnehmen."

Briefausgabe: „Der Druck wird einen guten Teil des Sommers wegnehmen."

Was in aller Welt soll man mit diesen Änderungen beabsichtigt haben? Man muß schon sehr voreingenommen sein, um hierin etwas anderes als einfache Entzifferungsvarianten der Herausgeber oder Fehler der Abschreiber zu sehen. Frau Förster-Nietzsche selbst kann hiefür am allerwenigsten zur Verantwortung gezogen werden; sie ist ihrer schwachen Augen wegen auf die Entzifferungen und Abschriften anderer angewiesen. Wer aber, wie der Unterzeichnete, selbst mit Entzifferung von Nietzschehandschriften zu tun gehabt hat, weiß, was für große Schwierigkeiten da vorliegen; und er wundert sich nicht mehr darüber, daß es selbst geübten Augen passieren konnte, statt „Unbewußt" „Nebenmusik" oder statt „Egoismen" „Epochen" zu lesen.

In einem Falle ist der Text der Taschenausgabe richtiger als der im Briefband. Durch ein Versehen sind in den Briefen Band V 2, S. 455 am Anfang eines Satzes und einer Zeile zwei Worte ausgefallen. In der Taschenausgabe 1905 steht richtig: „Meine Freunde, die mehr von meiner Lebensaufgabe erraten"; in der Briefausgabe 1909 fehlen die Worte „Meine Freunde". Diesen einfachen und ganz und gar harmlosen Sachverhalt verdreht Olshausen zu einem verdächtigen Fälscherstückchen, dessen Zweck außer ihm schwerlich jemand begreiflich finden wird. Die Unklarheit seiner Beweisführung weiß er geschickt durch groteske Bemerkungen zu verhüllen: „Frau Förster-Nietzsche legt der fatalen Wendung einen sehr harmlosen Sinn unter, indem sie einen kleinen Auftakt beliebt" (S. 817).

In der Tat: es ist im höchsten Maße bedauerlich, daß man nötig hat, eine Frau unter Aufwand subtilster Spezialakribie zu verteidigen, deren große Verdienste für das geistige Leben unserer Zeit außer allem Zweifel stehen; denn ihr allein ist es zu danken, daß der Nachlaß Nietzsches und der ganze Schatz seiner Briefe uns überliefert worden ist; hätte sie nicht, selbst zu einer Zeit, als die Aufzeichnungen des noch unberühmten Nietzsche recht gering gewertet wurden, für die Sammlung und Aufbewahrung derselben eifrig Sorge getragen, wer weiß, was für ein Geschick sie betroffen hätte! Vielleicht wären sie vollständig dem Untergang anheimgefallen. Und nachher, bei der Herausgabe des Nietzschenachlasses, hat Frau Förster-Nietzsche eine wissenschaftliche Strenge und Gewissenhaftigkeit bewiesen, die bei allen Kreisen, in denen Derartiges selbstverständliche Voraussetzung ist, Bewunderung hervorgerufen hat. Als sie die Entdeckung machte, daß die ersten Herausgeber unmethodisch und fehlerhaft gearbeitet hatten, entschloß sie sich unverzüglich dazu, 6000 Bände einstampfen und unter erheblichem Geldaufwand den Nachlaß neu herausgeben zu lassen. Demgegenüber wirken die kleinlichen Bekrittelungsversuche geradezu lächerlich.

4. Ich lasse noch ein paar charakteristische Beispiele für die der Form nach gewissenhaft scheinende, in Wirklichkeit aber flüchtige und vorschnelle Art des Berichterstatters folgen. Er heftet seinen kritischen Blick auf einen Punkt und erhebt daraufhin Einwände, ohne sich durch umfassende Orientierung die Vollständigkeit des Überblickes verschafft zu haben, die in einem derartigen Fall unbedingt erforderlich ist. Damit stellt er sich auf die Stufe tendenziöser Polemiker, denen weniger an der Richtigstellung der Sache, als am Durchsetzen ihrer vorgefaßten Meinung liegt. Ich wähle solche Punkte aus, deren Zurechtrücken zugleich eine sachliche Aufklärung enthält.

Auf Seite 818 bemerkt Olshausen: „Vom Philologen Nietzsche pflegt nicht viel die Rede zu sein. Auch die große Ausgabe seiner Werke schied das Philologische ja aus." Gute Sachkenntnis beweist diese Be-

merkung nicht gerade: seit mehr als zehn Jahren sind die philologischen Schriften Nietzsches in den Einleitungen zur großen Gesamtausgabe ausdrücklich als deren dritte Abteilung angekündigt worden, und dementsprechend ist auch zu Beginn dieses Jahres (1910) Band I der „Philologica“ als „Nietzsches Werke Band XVII, Dritte Abteilung, Band I“ erschienen.

Olshausen findet es sodann „schwer begreiflich“ und „auffallend“, daß ein von B. Scharlitt im „Morgen“ veröffentlichter Brief Nietzsches an Malwida von Meysenbug im fünften Band der Gesammelten Briefe nicht wieder abgedruckt worden sei. Es gehörte nicht allzuviel Scharfsinn dazu, die Gründe dazu aus der Anlage der Briefausgabe zu erraten. Der fünfte Band nämlich enthält die Briefe an Mutter und Schwester, der fragliche Brief wäre also dort durchaus unpassend untergebracht gewesen; er gehört vielmehr in Band III, 2. Hälfte, unter die andern Briefe an Malwida von Meysenbug. Als dieser Band im Jahre 1905 veröffentlicht wurde, war der betreffende Brief noch nicht im Besitz des Archivs. Er konnte also damals noch gar nicht in die Sammlung aufgenommen werden. Bei entsprechender Gelegenheit, z. B. einer neuen Auflage, soll er an der Stelle eingefügt werden, an die er gehört. Dies der einfache Tatbestand.

5. Auch bei der Stellungnahme im Streite Nietzsche-Overbeck zeigt sich Olshausen befangen in gehässigen Vorurteilen. Die Behauptungen der Gegner des Archivs, mögen sie noch so vage und so und so oft widerlegt sein, werden kritiklos angenommen. Olshausen springt z. B. der Meinung von Ernst Horneffer bei, daß es unmöglich sei, den Nachlaß Nietzsches in einer einigermaßen befriedigenden Anordnung herauszugeben. Horneffer hatte diese Behauptung gelegentlich der Streitsache Nietzsche-Overbeck nur aufgestellt, um seine bei der Herausgabe des Nachlasses bewiesene Unfähigkeit zu beschönigen. Ohne jede Kenntnis des Manuskriptmaterials urteilt Olshausen im Anschluß an Horneffer schlankweg: „Ich halte jeden Rekonstruktionsversuch, gleichviel welchen der vorhandenen Pläne er zugrunde legt, für absurd. Ob Nietzsche selbst nicht schließlich alle bisherigen Pläne verworfen hätte, ist gar nicht auszumachen; welcher am ehesten seinen letzten Intentionen entsprochen haben mag, ist auch nicht zu sagen. Man sollte es aber vermeiden, ihm irgendwie ins Handwerk zu pfuschen.“ (S. 818.) Dabei bedenkt er nicht — oder weiß nicht — daß es eine Einordnung mit Zahlen und Strichen von Nietzsches eigener Hand gab, die bis in den September 1888 reichte. Daß diese wertvollen Fingerzeige leider gerade durch die unvorsichtige Willkür der Brüder Horneffer zerstört wurden, ist ja längst auch öffentlich bekannt, scheint aber Olshausen entgangen zu sein. Die einzige Möglichkeit, die ungeheure Gedankenfülle des Nietzschenachlasses einigermaßen zugänglich zu machen, ist und bleibt der Versuch einer Anordnung in der vom Archiv an-

gestrebten Weise, unter möglichst genauer Anlehnung an die Intentionen des Autors, und Horneffers Gegenvorschlag, alles in dem wilden Durcheinander abzudrucken, in dem es in den Manuskripten steht, ist, wie Erwin Rohde sagte, eine „Albernheit ersten Ranges“.

Dagegen werden alle, die in diesem Streit auf die Seite des Archivs getreten sind, grundlos verdächtigt. Ein Beispiel genüge. Leo Berg, gewiß einer unserer unabhängigsten und vorurteilsfreiesten Schriftsteller, gab in der „Täglichen Rundschau“ im Herbst 1906 unter dem Titel „Nietzsches Freundschaftstragödien“ eine scharfe Kritik der „Erinnerungen“ Overbecks, die ihm lediglich sein natürliches Empfinden und literarisches Geschmacksurteil eingegeben hatten. Olshausen hält es für möglich, daß Berg diesen Artikel als „Sprecher des Archivs“ veröffentlicht habe, „daß seine Arbeit vor der Drucklegung im Nietzsche-Archiv durchgesehen wurde“, ja daß er sich „redaktionelle Retuschen“ von dorther habe gefallen lassen. Das ist eine Ungeheuerlichkeit, die allerdings durchaus in den Rahmen der sonstigen Voreingenommenheiten des Berichterstatters paßt. Man muß aber sagen: wer andern etwas Derartiges zutraut und grundlos so schlimme Beschuldigungen zu erheben vermag, der stellt seine eigene literarische Tätigkeit damit in ein bedenkliches Licht.

Man hat jetzt eine Art Kriterium für wirkliches Nietzscheverständnis daran, wie sich jemand zu dem Bernoullischen Nietzschepamphlet verhält. Wer mit dieser Darstellung sympathisiert und nicht bald von Empörung, Ungeduld und Widerwillen bis obenan vollgefüllt ist, gut, der trägt eben von vornherein ein Bild von der Persönlichkeit des Dichterphilosophen in sich, das sich mit jener Karikatur ganz oder zum größten Teil deckt. Aber es wird ihm dann auch von allen, die dem Leben und Schaffen dieses Mannes mit feinsinnigem Nachempfinden gefolgt sind, die Berechtigung abgesprochen werden, in der Diskussion über Nietzsche ein irgendwie maßgebendes Wort mitzusprechen.

Berlin-Friedenau. Richard Oehler.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.

I. 1909.

Philologische und literargeschichtliche Zeitschriften.

Jahresbericht über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.**

29. Jahrgang 1907. 1909. I. Teil. A. Allgemeines: I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. — II. Hartmann F. und G. Boetticher, Allgemeine Sprachwissenschaft und allgemeine vergleichende Literaturgeschichte. — B. Sprache und Literatur. V. Feist S., F. Saran und G. Boetticher, Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. — VIII. Feist S., Neuhochdeutsche Sprache. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch.

II. Teil. XVI. Bolte J., Volksdichtung. — C. Hilfswissenschaften. XIX. Petsch R., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Hoffmann-Krayer E., Volkskunde. — XXII. Strecker K. und R. Wolkan, Latein.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

16. Band (Jahr 1905). II. Text und Register. 1909. Inhalt: I. Allgemeiner Teil. Deibel F., Literaturgeschichte 1904/5. — Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — Poppe F., Ästhetik und Poetik. — Naumann E., Die Literatur in der Schule. — Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — Weise O., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — Saran F., Metrik.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Rachfahl F., Allgemeines. — Daffis H., Lyrik. — Kohfeldt G., Epos. — Creizenach W., Drama. — Kohfeldt G., Didaktik. — Cohrs F., Luther und die Reformation. — Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Reifferscheid A., Allgemeines. — Michels V., Lyrik. — Reifferscheid A., Epos. — Stachel P., Drama. 1904/5. — Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Allgemeines. a. Jahn K., Literaturgeschichte; b. Elosser A., Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren. 1904/5. — Krähe L., Lyrik. — Epos. a. Fürst R., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tod. 1904/5; b. Pfeffer G., Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. — Fränkel J., Drama und Theater-

geschichte. — Krähe L., Oper und Musikdrama. — Olshausen W., Didaktik. — Schmidt E., Lessing. 1904/5. — Naumann E., Herder. — Goethe: Morris M., Allgemeines; Petersen J., Leben; Riemann R., Lyrik; Alt C., Epos. 1904/5; Morris M., Drama. — Müller E., Schiller. — Walzel O. F., Romantik. — Mayne H., Heine und das Junge Deutschland.

17. und 18. Band (Jahr 1906/7). I. 1909. Arnstein O., Bibliographie.

Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1905 herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde. Leipzig.

1907. Dietrich L. und Hepding, Volkskundliche und verwandte Zeitschriften. — Gundel W., Altertumswissenschaft. — Dietrich L., Romanische und anglistische Zeitschriften. — Gall A. Frh. v., Aus der semitischen Philologie. — Heß F., Theologische Zeitschriften. — Helm K. und E. Mogk, Zeitschriften der deutschen und nordischen Philologie. — Küchler W., Literarische Zeitschriften. — Eger O., Aus der Rechtswissenschaft und verwandten Gebieten. — Hagen K., Anthropologische und ethnographische Zeitschriften. — Arnstein O., Historische Zeitschriften. — Arnstein O. und L. Dietrich, Verschiedene Zeitschriften, Akademieberichte, allgemeine Zeitschriften, Zeitungen. — Arnstein O., Bücherverzeichnis und Register.

Jahrbuch der **Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.**

45. Jahrgang. 1909. Krauß R., Shakespeare-Dramen auf der Stuttgarter Hofbühne (1783—1908).

Richter H., Charlotte Wolter.

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1908.

Bücherschau. Kilian E., v. Weilen: Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart.

Daffis H., Shakespeare-Bibliographie 1908. ‚Mit Nachträgen zur Bibliographie früherer Bände des Jahrbuchs . .‘

Kleine Gottsched-Halle.

6. Band. 1909. Gottsched und Schopenhauer. — Gottsched-Worte.

Verschiedenes. I. Eine antiklerikale Kundgebung aus Gottscheds Feder [Auszug aus der ‚Die Römer‘ betitelten Betrachtung, erschienen in den Wöchentlichen Königsbergischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1749 Nr. 46 vom 15. November]. — II. Schiller und die Ostsee. — VII. Gottsched-Schriften im Altbücherhandel. — VIII. Dem Andenken Ferdinand von Saars [mit Briefen Saars an Eugen Reichel 1893/5].

Goethe-Jahrbuch.

30. Band. 1909. I. Neue Mitteilungen. I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv: 1. Wahle J., Weimarischer Theaterbau 1825. — 2. Wahle J., Aus Goethes amtlicher Tätigkeit. — 3. Wahle J., [4] Briefe Joh. Heinr. Danneckers an Goethe [1798. 1814 (verschrieben für 1815). 1820]. — II. Verschiedenes. 1. Die Freunde der Rahel über Goethe. Mitgeteilt von S. Rahmer [Aufzeichnungen von Alexander von der Marwitz 1810; undatierter französischer Empfehlungsbrief für Gentz von Peter von Gualtieri an Goethe]. — 2. Der Besuch eines jungen dänischen Kunstkritikers [N. L. Höyen, 29. März 1823] bei Goethe. Mitgeteilt von P. Köbke — 3. Äußerungen Anna Amaliens und Herders [1799 Jan. 12] über die Musik. Mitgeteilt von E. v. Bojanowski. — 4. Zeitgenössische Urteile über Goethe aus Königsberg. Mitgeteilt von H. Jantzen. [Rezensionen über Werther, Clavigo, Stella, Claudine von Villa Bella, Sämtliche Werke, Großkophta und Bürgergeneral, aus den Königsbergischen Gelehrten und politischen Zeitungen 1775/6. 1786, den Königsbergischen Gelehrten Anzeigen 1792, den Kritischen Blättern 1792/3, usw.].

II. Abhandlungen. 1. Jung R., Die Beurkundung der Taufe Goethes. — 2. Wolff E., Goethes Gedichte in künstlerischer und in wissenschaftlicher Erläuterung. — 3. Simon H. V., Höchstes Glück der Erdenkinder Ist nur die Persönlichkeit. — 4. Schlesinger M., Schiller und Goethe in ihrer Stellung zum Symbolbegriff. — 5. Noack F., Aus Goethes römischem Kreise. Hofrat J. F. Reiffenstein. — 6. Hoppe H., Goethe als Naturforscher. (Nach seinen Reiseberichten.) — 7. Fasola C., Goethe und sein italienisches Publikum [S.172/79 Bibliographie]. — 8. Richter H., Josef Kainz als Torquato Tasso. — 9. Stölzel A., Eine Nachlese zu den ‚Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin' [d. i. zu der so betitelten 1905 erschienenen Schrift des Verfassers].

III. Miszellen. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken: 1. Petzet E., Neuerworbene Goethe-Autographen der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek in München. — 2. Leitzmann A., Zu Goethes Tagebüchern [der 10, 199 zum 1. Juni 1826 erwähnte Wedekind ist der alte Historiker der Ottonenzeit Widukind]. — 3. Meyer R. M.. Goethe in ‚Wallensteins Lager'. — 4. Meyer R. M., ‚Freundin aus der Wolke'. — 5. Pradel F., Zum 101. der Venezianischen Epigramme. — 6. L. G., Zu dem Gedichte ‚So ist der Held'. — 7. Herzfeld G., Zwei englische Übersetzer Goethischer Gedichte. I. Henry Crabb Robinson. II. John Payne Collier. — 8. Hecker M., Zu Goethes ‚Maximen und Reflexionen'. — 9. Semper M., Zu Goethes Entwurf: Bildung der Erde. — 10. Vogel Th., Goethes Gehilfe in der ‚Oberaufsicht' 1831 und 32 [nicht der Geheime Sekretär Chn. Geo. Karl Vogel, sondern der Leibarzt Dr. Karl Vogel] — 11. Leitzmann A., Goethe und Theodor von Kobbe [die Goethe betreffenden Abschnitte aus Kobbes in den letzten Jahren öfter ausgenützten ‚Humoristischen Erinnerungen' 1840. Vgl. Goedeke[2] IX, 350 f.]. — 12. Meyer P., Goethe und die Leute von Seldwyla [‚Schwanau' im ‚Verlornen Lachen' ist Stäfa am Züricher See]. — 13. L. G., Jakob Burckhardt [in seinen Briefen an Albert Brenner: Baseler Jahrbuch 1901] über den Faust. — 14. L. G., Eduard von Bülow [im Briefe an W. Menzel 1838 Aug. 2: Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin 1907] über Goethe. — 15. L. G., Zu Goethe und Stägemann [Nachtrag zu Goethe-Jahrbuch 27, 263/9. Aus ‚Hedwig von Olfers'. Berlin 1908]. — 16. Fischer H., Zu Goethe-Jahrbuch 29, 17. 21.

[Bibliographie und Festvortrag werden im 31. Band des G.-Jb. nachgetragen].

Goethe-Kalender auf das Jahr 1910.

Urteile unserer Zeitgenossen über Goethe.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**

XXII. Band. Nr. 5/6. 1909. (Februar). R. v. P., Nochmals Mirza Abul Hassan Chan.

XXIII. Band. Nr. 1/6. 1909. Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard (Fortsetzung): S. 5 f. 8. 45 f. Kanzler Müller an den Sohn Reinhards (1827. 1830); S. 15 f. Frdr. Peucer an Reinhard (1827 Juni 21). — Nr. 3/4. Rhode K., Über ein handschriftliches Notenheft aus Goethes Bibliothek. — Nr. 5/6. Erinnerungen einer Überlebenden [Cäcilie v. Kauffberg, geb. Vogel, Tochter von Goethes Leibarzt Karl Vogel, geb. 1824] an Goethe.

[Beilage zu Nr. 5/6 eine Reproduktion von:] Radierte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, hgg. von C. A. Schwerdgeburth. Weimar [1821].

Stunden mit Goethe.

V. Band. 1909. Heft 3. Hertz W., Die Mütter und Helena.

Bode W., Goethes Unsterblichkeitsglaube.

Heft 3. 4. Sophie v. La Roche, In Osmannstädt und Weimar 1799. — Aus: La Roche, Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Leipzig 1800.

Heft 4. Bode W., Martin Klauer, der Bildhauer im klassischen Weimar [1742/1801].

VI. Band. 1909. Heft 1. Bauer K., Physiognomisches über Schiller. — — Eckardt J. H., Schillers dänische Freunde. — Scheidemantel E., Schillers erste Wohnungen in Weimar.

Heft 2. Arnold P. J., Die Faust-Szene ‚Wald und Höhle'. — Ott A., Goethe und der Illuminatenorden. — Schiff J., Eine Begegnung zwischen Goethe und [Jakob] Berzelius. — Bode W., Schillers und Goethes Wochenblättchen. — Böhlau Th., Alma v. Goethe.

Sonderhefte. Bauer K., Goethes Kopf und Gestalt. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln. 1908. — Deile, Goethe als Freimaurer. 1908.

Marbacher Schillerbuch. Hg. von O. Güntter (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. Band).

III. 1909. Briefe von Schiller. Mitgeteilt von O. Güntter. — An: 1. Sophie Stein oder an deren Vater, Oggersheim im Viehof 1782 Nov. 22. — 2. Bertuch (?), Mannheim 1784 Nov. 12. — 3. Cornelius Johann Rudolf Ridel, Jena 1790 May 22. — 4. Friedrich von Beulwitz, Ludwigsburg 1794 Jänn. 21. Anhangsweise werden zwei dieselbe Angelegenheit, die Scheidung der Beulwitzischen Ehe betreffende Briefe mitgeteilt: von Ludwig Friedrich Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt an Frdr. von Beulwitz, Haag 1794 Apr. 7 und von Frau v. Lengefeld an Amalie von Bibra, der nachmaligen zweiten Frau Beulwitzens, Rudolstadt 1794 Okt. 29. — 5. Christoph Gottlob Breitkopf, Jena 1797 Okt. 2. — 6. Georg Joachim Göschen, Weimar 1804 May 31.

Briefe an Schiller. Mitgeteilt von O. Güntter. — Von: 1. Johann Kaspar Schiller, Solitude 1783 Sept. 14. — 2. J. K. Schiller: N[ach] Sch[rift, die vielleicht zu dem Briefe vom 18. März 1784 gehört]. — 3. Hauptmann Karl W. von Alvensleben, Zichtau in der Altenmark 1790 Nov. 1. — 4. Georg Forster, Mainz 1790 Sept. 11. — 5. Christian Gottfried Körner, 1790 Nov. 9. — 6. Franz Wilhelm Frhrn. Spiegel zum Desenberg, Bonn 1793 Merz 29. — 7. Johann Jakob Engel, Schwerin 1795 August 31. — 8. Goethe: Beischrift, mit welcher Goethe den an ihn gerichteten Brief Siegfried Schmids (Friedberg 1797 Aug. 8) an Schiller sandte. Auch Schmids Brief wird abgedruckt. — 9. Heinrich Meyer, Stäfa 1797 Sept. 25. — 10. Kaufmann Karl Rahlenbeck, Glauchau bey Zwickau 1797 Dec. 7. — 11. Friedrich von Matthisson, Wörliz 1798 Mai 29. — 12. Johann Dietrich Gries, Dresden 1798 Sept. 9. — 13. Johann Gottfried Herder, undatiert, wohl auf den 11. April 1800 anzusetzen. — 14. Luise Brachmann, Weißenfels 1800 July 29. — 15. Wilhelm von Humboldt, Rom 1803 Julius 11. — 16. Gustav Schoder, Stipend. Tübingen 1804 Jan. 30. — 17. Karl von Dalberg, Asch[affenburg] 1804 Juny 2.

Briefe aus dem Schillerkreise. Mitgeteilt von O. Güntter. — 1. J. K. Schiller an W. F. H. Reinwald, Solitüde 1784 Okt. 12. — 2. Reinwald an J. K. Schiller, M[einingen] 1784 Okt. 22. Antwort auf 1. — 3. Nanette Schiller (1777/96) an ihre Schwester Christophine Reinwald, Ludwigsburg den 12t. [Dez. 1793]. — 4. Charlotte Schiller an ihre Schwester Karoline von Wolzogen, Jena 1799 Nov. 22.

Von Schillers Vater. Mitgeteilt [aus dessen Nachlaß] von O. Güntter. Eine an einem Sonntagmorgen niedergeschriebene Betrachtung, und eine Zusammenstellung der einzelnen Fälle in denen sein Leben gefährdet war.

Aus der Militärakademie. Mitgeteilt von O. Güntter. — 1. Dem Eleven Schiller 1778 erteilte Zeugnisse. — 2. Aus einem Briefe des Generalleutnants von Baur-Breitenfeld an Adolf Haackh 1859 Nov. 2 über Schillers Laura u. a.

Güntter O., Zu Schillers Werken. — 1. Schillers Gedicht ‚An die Sonne' [nach einer Niederschrift von Christophine Schiller im Schillermuseum: ‚Gedicht

von Schiller in seinem 14. Lebensjahr'. Mit Abweichungen von dem im Euphorion 12, 230 f. abgedruckten Texte]. — 2. [Von Schiller notierte Stoffe]. — 3. Zu Schillers Anteil an der Othelloübersetzung von Heinrich Voß [mit Faksimile eines Blattes].

Leitzmann A., Schiller als Übersetzer eines Orphischen Hymnus? — Der in den ‚Dioskuren, literarisches Jahrbuch' 25 (Wien 1896) S. 64 abgedruckte, Schillern zugeschriebene ‚Orphische Gesang. Nach einem griechischen Fragmente beim Stobäus' stammt von Friedrich Bouterwek und steht in dessen Neuem Museum der Philosophie und Literatur 2, 1 (1804), S. 3.

Kettner G., Das Verhältnis des Schillerschen Tell zu den älteren Telldramen. — I. Die Tellenspiele. II. Bodmer [Wilhelm Tell. 1775]. III. Ambühls ‚Schweizerbund' [1779]. IV. Ambühls ‚Wilhelm Tell' [1792]. V. Meißners ‚Johann von Schwaben' [1780].

Proelß J., Lotte Schiller und Schillers ‚Tell'.

Berger K., Schillers ‚Doppelliebe'.

Weizsäcker P., Geschichte eines Schillerbildes [des Gemäldes von Ludovike Simanowiz, geb. Reichenbach].

Bauer K., Schillers äußere Erscheinung.

Weltrich R., Schillers Fiesko und die geschichtliche Wahrheit.

Korth L., Gesamtregister zum Marbacher Schillerbuch I/III.

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart.

13. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1908/1909. Camerer W., Nachtrag zu der Vereinsgabe von 1908: ‚Eduard Mörike und Klara Neuffer'. — Gibt auch S. 109/14 Nachricht über das Leben der Brüder Eduards: Adolf († 1874?) und Karl († 1848). Karl hat sich vielfach in Komposition und Dichtung versucht. Ein Lustspiel ‚Des Vaters Geburtstag' ist 1838 im Druck erschienen. Handschriftlich vorhanden ist eine Novelle ‚Die Geschwister' (im Besitze seiner Enkelin) und das Trauerspiel ‚Hohe Liebe' (im Schillermuseum zu Marbach).

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1910 [hgg. von W. Kosch]. Regensburg, J. Habbel.

1. Jahrgang. Speyer M., Heimatklänge in Eichendorffs Dichtung.

Nowack A., Eichendorff in Johannesberg.

Kosch W., Luise Freiin von Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter. — Aus der ‚Deutschen Arbeit' (Prag 1905) wiederholt.

Koch M., Neueste Eichendorff-Literatur. [Zweitdruck].

Widmann J. V., Eichendorffs Tagebücher. [Zweitdruck].

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

50. Band. Heft 4. 1908 (ausgegeben Januar 1909). Meyer A. L., Quellenstudien zu Hans Folz.

Henrici E., Niederdeutsche Spruchweisheit.

51. Band. 1909. Heft 1 (ausgegeben im Juni). Olrik A., Epische Gesetze der Volksdichtung.

Voretzsch C., Zur Geschichte der Nibelungensage in Frankreich und Deutschland.

Heft 2/3. Meyer R. M., Der Sprung aus dem Fenster. Ein Beitrag zur Methodologie der Sagen- und Literaturgeschichte.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

XXXII, 4. 1908 (ausgegeben Januar 1909). Jellinek M. H., Brecht: Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum.

Brecht W., Scheel: Johann Freiherr zu Schwarzenberg.

Michel H., Manacorda: Della poesia latina in Germania durante il rinascimento.

Seuffert B., Ridderhoff: Sophie von La Roche und Wieland (1907); S. v. La Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim hg. von Ridderhoff (1907).

Roethe, Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik (1906).
Arnold R. F., Masing: Serbische Trochäen.
Masing O., Curčin: Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur (1905).
Mayne H., Novalis: Schriften hg. von Minor (1907).
Bode K., Rieser: ‚Des Knaben Wunderhorn' und seine Quellen (1908).
Walzel O., Spitzer: Herm. Hettners kunstphilosophische Anfänge und Literarästhetik (1903).
Literaturnotizen. Hock St., Schiffmann: Drama und Theater in Österreich ob der Enns bis zum Jahr 1803 (1905).
XXXIII, 1. 1909. Walzel O., Benz: Märchendichtung der Romantiker.
Meyer R. M., Spranger: W. v. Humboldt und die Humanitätsidee.
Literaturnotizen. Walzel O., Kircheisen: Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland (1904). — Steinberger J., Reclam: Joh. Benj. Michaelis (1904). — Crome B., Pantenius: Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen (1904). — Meyer R. M., Sembritzki: Trescho und Herder. — Koldewey P., Dessauer: Wackenroders Herzensergießungen usw. — Hock St., Badstüber: Christoph Kuffner. — Meyer R. M., Mayrhofer: Gustav Freytag und das junge Deutschland.
[10] Briefe Karl Müllenhoffs an Adolf Kirchhoff [1852/3]. Mitgeteilt von O. Schroeder.
XXXIII, 2. Goetze A., Johann von Schwarzenberg: Trostbuch um abgestorbene Freunde (Kummertrost) hg. von Scheel.
Brecht W., Merker: Simon Lemnius.
Wackernell J. E., Literatur über das Volkslied [7 einschlägige Schriften].
Köster A., Keckeis: Dramaturgische Probleme in Sturm und Drang.
Schulze F., Pissin: O. H. Graf von Loeben (1905); Gedichte von Loeben hg. von Pissin (1905).
Walzel O., Noll: Otto der Schütz in der Literatur.
Literaturnotizen. Baesecke G., Beran: Wort- und Versakzent bei Martin Opitz. — Steinberger J., Ideler: Zur Sprache Wielands. — Oehlke W., B. v. Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde hg. von Fränkel. — Walzel O., Hüffer: Heinrich Heine.
Fischer H., Zwei Germanistenbriefe. — An Otto Abel, von: Wilh. Grimm (1853 März 20) und Frdr. Zarncke (1852 April 20).

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Literatur.**
XXXV. Band. 1909. Heft 3. Williams Ch. A., Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**
41. Band. 1909. Heft 1. Miszelle. Michael W., Zu den Hölty-Handschriften. — Berichtigungen zu Schissels v. Fleschenberg Aufsatz in den ‚Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekswesen' 12 (1908) Heft 2/3.
Heft 2. Literatur. Zinkernagel F., Ausfeld: Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts (1907); Freye: Jean Pauls Flegeljahre.
Meyer R. M., Schmitt: Hebbels Dramentechnik; H. Laube: Ausgewählte Werke hg. von Houben; F. Marlow (Wolfram): Faust hg. von Neurath.
Wunderlich H., Meyer: 400 Schlagworte (1901).
Petsch R., Wossidlo: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 3. Band (1906).
Heft 4. Literatur. Baesecke G., Eichentopf: Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung; Meyer: Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Th. Storms.
Götze A., Hauffen: Neue Fischartstudien.
Reuschel K., Bethe: Mythus, Sage, Märchen (1905); Panzer: Märchen, Sage und Dichtung (1905).

Acta Germanica. Organ für deutsche Philologie.

7. Band 1909. Heft 1. Hoeber K., Beiträge zur Kenntnis des Sprachgebrauchs im Volksliede des 14. und 15. Jahrhunderts.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt.

III. Jahrgang. Nr. 4. 1909 (Januar). Strecker K., Hermann Sudermann. — Böckel O., Wesen und Bedeutung der deutschen Volkssage. — Oesterreich K., Friedrich Paulsen. Worte der Erinnerung. — Credner K., Unsere Jugendzeitschriften.

Nr. 5. Wolff E., Das deutsche Theater auf dem toten Punkt. — Arminius W., Ernst von Wildenbruch. † 15. 1. 1909.

Nr. 6. 7. Krauß R., Ernst Zahn. — Nr. 6. Linschmann Th., Ludwig Bechstein und seine Schriften. — Nr. 7. Schönemann F., Emanuel Geibel. (Gest. 6. April 1884). — Nr. 7. 8. Bleibtreu K., Ein Kummer. Literarhistorische Untersuchung [anschließend an F. Kummer, Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts].

Nr. 8. Weitbrecht R., Friedrich Lienhard. — Mitteilungen. Freybe A., Das Himmelfahrtsfest nach einigen Zügen des Volksglaubens, der Volkssitte und der Volksdichtung.

Nr. 9. Rüttenauer B., Volksliteratur und Kultur. [Über Heinrich Hansjakob]. — Böckel O., Martin Greif. Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstag (18. Juni 1909). — Kück E., Heinrich Sohnrei. Ein Gruß zum fünfzigsten Geburtstage. — Mitteilungen. Seidel H. W., Ein unbekannter Brief Friedrich Hebbels [an Friedrich Eggers, Wien 1854 Jan. 5].

Nr. 10. Reuschel K., K. Bergers ‚Schiller'. — Bödewadt J., Im ‚Elend'. (Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853/64 [hg. v. G. Storm]). — Nr. 11. Spiero H., Ferdinand von Saar.

Nr. 11. 12. Krüger H. A., Raabes Erstlingswerke. Studien. — S. 687/700 eine ‚Chronologie und Bibliographie der Werke Raabes und der Raabeliteratur'. — I. Die Chronik der Sperlingsgasse. — Fortgesetzt im 4. Jahrgang, Nr. 3/4: II. Ein Frühling.

Nr. 12. Rath W., Detlev v. Liliencron. — Arminius W., Julius Grosse. — Strauß und Torney L. v., Viktor von Strauß und Torney. Ein Gedenkblatt zum 18. September.

IV. Jahrgang. Nr. 1. 1909. Schian M., Roman und Weltanschauung.

Nr. 1. 2. Brandes W., Strachwitz-Reliquien. — Mitgeteilt werden von Strachwitz: Briefe an: Friedr. Felix von Behr (2) S. 14 f. 87 f.; Herm. Harrys S. 92; Waldemar von Loos S. 94. — Gedichte: ‚Am fernen Gestad', an der blaulichen See' S. 16; Berlin [Sonett] ‚Wenn tiefe Trauer meine Seele kettet' S. 17; [Toast] ‚Es war ein Richter zu einer Zeit' S. 21; Widmung ‚Horch auf! Der Seiger rührte sich' S. 89.

Nr. 1. Löns Herm., Von Ost nach West [Autobiographie. Mit Bildnis].

Frommel O., Hans Thoma als Schriftsteller. — Mitteilungen. Schwarz A., Hermann Graebke. [Plattdeutscher Dichter, geb. 22. Juli 1833, † 8. August 1909. Mit Proben aus seinen Gedichten].

Nr. 2. Lilienfein H., Zum Schillertage. — Berger Karl, Wie meine Schillerbiographie geworden ist [autobiographisch]. — Seidel H. W., Friedrich Eggers. (Zu seinem 90. Geburtstage am 27. November): Geb. 1819, † 1872. — Spiero H., Hans Hoffmann und die Deutsche Schillerstiftung — Mitteilungen. Fränkel L., Ein Vorkämpfer deutscher Volks- und Kinderpoesie. (Georg Scherer †): Geb. 1828, † 21. September 1909.

Nr. 3. Bleich E., Volksmärchen und Kunstmärchen. Zur Geschichte des deutschen Kunstmärchens. — Böckel O., Des Knaben Wunderhorn (Entstehung und Bedeutung). — Seidel H. W., Prinz Sternkobold oder das karrierte Ungeheuer. Aus der Knabenzeit Heinrich Seidels [Abdruck dieser Knabenarbeit

Seidels, die durch das burleske ‚Trauerspiel' von Karl Malß ‚Prinz Ferdinand von Rolpotonga' angeregt wurde].

German American Annals.

New Series Vol. 7. (Old Series Vol. 11). 1909. No. 1. 2. 3. 4. Benjamin G. G., Germans in Texas. — Sealsfield-Postl S. 6 ff.

Revue germanique.

Ve Année. 1909. No. 1. Piquet F., La langue et le style de Herder (dans l'Extrait d'une correspondance sur Ossian et dans Shakespeare).

Meyer A., Une poésie de Heine et une nouvelle de Mérimée.

No. 2. Joret C., Correspondance inédite de helléniste d'Ansse de Villoison avec la duchesse douairière Anne Amélie de Saxe-Weimar.

Wolf J., Les allusions politiques dans le ‚Chat-Botté' de Ludwig Tieck.

Ende C. v., Introduction à une bibliographie raisonnée de Gaspard Hauser suivie d'un aperçu chronologique de la question.

No. 3. 4. Bordier P., Sealsfield, ses idées, ses sources, d'après le ‚Kajütenbuch'.

No. 3. Faber B. v., Une lettre inédite de Böhl de Faber à l'éditeur Friedrich Perthes à Hambourg, relative à la ‚Floresta de rimas antiguas castellanas'.

Dreyfuss A., A propos de la mort d'Ernst von Wildenbruch.

No. 4. Pittolet C., La littérature allemande en Italie.

Une lettre inédite de Wordsworth à A. W. Schlegel.

No. 5. Dehmel R., Sur la tombe de Liliencron.

Rivista di letteratura tedesca.

Anno III. 1909. N. 1/4. Farinelli A., Il ‚Faust' di Goethe. — S. 53 ff. Cenni di bibliografia del ‚Faust'.

Zaniboni E., Un comploto Goethiano a Roma per il Tasso e contro il Werther. — Eine italienische Übersetzung von ‚Tasso' Akt 1. Szene 1: S. 79 ff.

Olivero F., Appunti sulla traduzione di Walter Scott del Götz von Berlichingen.

Letteratura contemporanea. Pergolese (de E. Geibel) .. (Trad. F. Cipolla); Dalle poesie di Federico Nietzsche .. (Trad. P. E. Pavolini). — Vignola B., Carlo Busse. [Mit Übersetzungsproben.]

N. 5/8. Fasola E., Goethe è popolare in Italia.

Schiff M., Una lettera inedita di Goethe al primo traduttore francese del ‚Fausto' [mit Faksimile]. — An Phil. Albert Stapfer 1827 April 3. Der Brief wurde bereits 1907 nach dem Konzept in der W. A. IV. 42, 118/20 abgedruckt.

Barzellotti G., Volfango Goethe in Italia.

Foà A., La riforma del teatro in Germania nella seconda metà del XVIII secolo.

Bonardi C., ‚Italy' di Lady Morgan (1821) e ‚Italien' di Enrico Heine (1828/29).

Chiurlo U., Due versioni tedesche dei ‚Sepolcri' di Ugo Foscolo [von Jos. Eman. Hilscher und Paul Heyse]. — Hilscher, der nicht so unbekannt ist wie der Vf. meint (S. 249), veröffentlichte seine Übersetzung in Bolzas Rivista Viennese 1 (1838), S. 54/71, Heyse in seinen ‚Italienischen Dichtern' Berlin 1889).

Recensioni. Magnani A., W. v. Humboldt: Briefe an eine Freundin. — Horloch G., Olschki: G. B. Guarinis Pastor Fido in Deutschland; Walter: A. F. Graf von Schack als Übersetzer.

Nr. 9/12. Fasola C., Jeremias Gotthelf (1797/1854). — Mit Übersetzung einer Novelle.

Longo T., I fratelli nemici nei drammi di Klinger e di Leisewitz.

Bolognini G., Aleardo Aleardi e la poesia tedesca.

F(asola) C., Questioncelle Faustiane. Proverbi e canzoni nel Faust di Goethe.

Noti di G. Mazzoni, L. Geiger, G. Witkowski, M. Landau e A. Rosenbaum ad alcuni scritti pubblicati nei precedenti numeri della Rivista.

Manoscritti tedeschi esistenti nel fondo della biblioteca estense a Modena.

Recensioni. Horloch G., Lux: Joh. Kasp. Frdr. Manso.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

23. Jahrgang. 1909. Heft 4. Fuchs G., Joseph von Eichendorff. — Lehmann R., Über Faustlektüre in der Schule. — Zehme A., Über die Tragik in Hebbels Nibelungen.

Heft 5. Hammer W. A., Eine französische Goethe-Bibliographie. — Lüdemann, Der Kurfürst in Kleists ‚Prinz Friedrich von Homburg'.

Heft 6/7. Lyon O., Zu Martin Greifs siebzigstem Geburtstag. [Mit Bildnis.] — Kosch W., Martin Greif und die deutsche Bühne. Stimme ihrer Vertreter. — Speyer M., Martin Greifs ‚Prinz Eugen'. — Lüttge W., Martin Greifs religiöse Stellung. — Henschke E., Martin Greif und die Rheinpfalz. — Blume R., Martin Greif in der Musik. — Fuchs K., Martin Greif und seine Beziehungen zu Österreich.

Prem S. M., Goethes Freund [Joh. Christian] Ehrmann. Martin Greifs Urgroßvater.

Kinzel K., Dilettant und Künstler in der Lyrik.

Sahr J., Älteres und Neueres von und über Martin Greif.

Soffé E., Eine Erinnerung an die erste Aufführung des Schauspiels ‚Prinz Eugen' [von M. Greif].

Heft 8. Wehnert, Der Spaziergang. Ein Beitrag zu Schillers Verhältnis zur Natur. — Benzmann H., Gustav Falke.

Sprechzimmer. 1. Wülfing J. E., Kleine sprachliche Anmerkungen zu Grillparzers dramatischem Märchen ‚Der Traum ein Leben'. — 6. Teetz F., Zu Schenkendorfs Gedicht ‚Auf Scharnhorsts Tod' Str. VII.

Heft 9. Lyon O., Detlev von Liliencron. — Sturm K. F., E. T. A. Hoffmanns Kindermärchen. — Heft 9. 10. Sahr J., Ehlermanns Deutsche Schulausgaben. — Heft 9. Unbescheid H., Anzeigen aus der Schiller-Literatur 1908/9.

Heft 9. Sprechzimmer. 1. Damköhler E., Zum Deutschen Wörterbuch. — 4. Teetz F., Zu Körners ‚Lützows wilde Jagd'. — 5. v. Jan, Die ursprüngliche Bedeutung der Redensart „im Stich lassen".

Bücherbesprechungen. Ladendorf O., Büchmann: Geflügelte Worte. 23. Aufl.

Heft 10. Bischoff H., Handschriftliche Notizen von Sofie von Löwenthal zu Lenaus Gedichten [in dem nun der Wiener Stadtbibliothek gehörenden Exemplar der ‚Gedichte 2. Band, 7. Auflage. Stuttgart 1844'. Sign.: 37535 A].

Heft 11. Gravenhorst H., Über Schillers ‚Phädra'. Eine literarische Studie. — Widder F., Lessingreminiszenzen bei Schiller. — Rodenbusch, Die dichterische Behandlung des Stoffes in den Kranichen des Ibykus. — Egen A., Ein uraltes Gegenstück zu Schillers Taucher [das 16. Lied des Bakchylides in der Blaßschen Ausgabe. 1904]. — Lempfert F., Das Nibelungenlied und Hebbels Trilogie.

Sprechzimmer. 1. Vogel F., Schreibfehler oder Druckfehler in Schillers Wallenstein. — 2. Scholz, Der Begriff ‚Natur' in Schillers ‚Spaziergang'. — 3. Löschhorn K., Zur Erklärung des Wortes ‚Urian'.

Heft 12. Andrae A., Zu Fritz Reuters ‚Läuschen‘ und ‚Olle Kamellen‘. — Lüdemann M., Über den Begriff der tragischen Ironie und ihre Verwendung in einigen Dramen Shakespeares.

Sprechzimmer. 1. Wülfing J. E., Zu Julius von Soests [Julius A. G. Disselhoffs] ‚König Alfred‘ [Episches Gedicht. Berlin 1859]. Ein paar sprachliche Bemerkungen.

The **Journal** of **English** and **Germanic Philology**.

VII. Vol. Nr. 4. 1908 (October). Chiles J. A., Über den Gebrauch des Beiwortes in Heines Gedichten. (Schluß).

Scholl J. W., August Wilhelm Schlegel and Goethes Epic and Elegiac Verse. (Concluded).

Roedder E. C., Selbstanleihe und Wiederholung in Schillers dramatischem Nachlaß. — Fortgesetzt und beschlossen in Vol. VIII. No. 1/3.

VIII. Vol. 1909. No. 1. Goebel J., Goethes Quelle für die Erdgeisterszene.

Lieder F. W. C., Fr. Spe: Trutznachtigall. Nach der Ausgabe von Kl. Brentano. Kritisch neu hg. v. A. Weinrich.

No. 2. Ford G. St., Two German publicists on the American revolution [Aug. Ludw. von Schlözer. Chn. Frdr. Dan. Schubart].

Lieder F. W. C., Rea: Schillers drama's and poems in England (1906). — Mit Ergänzungen.

Handschin Ch. H., Ulrich: Gustav Freytags Romantechnik (1907).

No. 3. Voß E., Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. 1. Zwei ‚Newe Zeittungen‘ (1542). 2. Ein schöner Sendbrief des .. Johannsen Herrn zu Schwartzenberg An Bischoff zu Bamberg außgangen .. Nuremberg Anno M.D.XXIIII.

Ibershoff C. H., A variant vers in Schiller's Maria Stuart.

Jonas J. B. E., Amelung: Briefwechsel zwischen C. Brentano u. S. Mereau. — Kip H. Z., Preitz: Gottfr. Kellers dramatische Bestrebungen. — Leser E., Goethe: Hermann und Dorothea ed. by W. Th. Hewett. — Eckelmann E. O., Kipka: Maria Stuart im Drama der Weltliteratur. — Goebel J., Walzel: Hebbelprobleme.

Germanisch-romanische Monatsschrift . . . herausgegeben von H. Schröder. Heidelberg, Carl Winter.

1. Jahrgang. 1909. Heft 1 (Januar). Streitberg W., Die Zukunft der der deutschen Sprache [deren innere Entwicklung].

Petsch R., Zur Einführung in das Studium Friedrich Hebbels.

Heft 2. Petsch R., Vom Weimarer Goethe. — Referat über Houbens Ausgabe der Gespräche Eckermanns mit Goethe und über L. Geigers ‚Goethe und die Seinen‘.

Heft 3. Unger R., Zur neuern Herderforschung.

Heft 4. Arnold R. F., Einführung in die Literatur der Stoffgeschichte.

Heft 5. Enders C., Deutsche Gelegenheitsdichtung bis zu Goethe. — Dazu S. 528 Druckfehler.

Heft 7. Walzel O. F., Shaftesbury und das deutsche Geistesleben des 18. Jahrhunderts.

Heft 9. Petsch R., Heinrich von Kleist als tragischer Dichter.

Heft 10. Seuffert B., Beobachtungen über dichterische Komposition. I. [Gustav Freytags ‚Soll und Haben‘; Gottfr. Kellers ‚Grüner Heinrich‘].

Werner R. M., Eine angebliche Rezension Hebbels [im Wanderer 1851 Nr. 224 über J. N. Bachmayrs ‚Trank der Vergessenheit‘. Mit Abdruck der Rezension].

Heft 12 (Dezember). Hock St., Zur Einführung in das Studium Grillparzers.

Weise O., Der gegenwärtige Stand der Forschung auf dem Gebiete der Syntax deutscher Mundarten.

Literaturblatt für **Germanische** und **Romanische Philologie.**

XXX. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Woerner R., Goethe: Werke hg. von Heinemann. Bd. XVI/XXX. — Nr. 3/4. Küchler W., Salheim: E. T. A. Hoffmann. — Nr. 5. Küchler W., Kalischer: Conr. Ferd. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance. — Stiefel A. L., Creizenach: Geschichte des neueren Dramas II. III. (1901. 1903). [Mit einigen Berichtigungen und Ergänzungen.] — Nr. 6. Küchler W., Benz: Märchendichtung der Romantiker. — Nr. 11. Süß W., Buchwald: Joachim Greff (1907). — Berger K., Etudes sur Schiller (1905). — Unger R., Dreyer: Karl Stieler (1905). — Nr. 12. Petsch R., Hebbelforschungen hg. von Werner und Bloch-Wunschmann. 1/3.

Zeitschrift für **Deutsche Wortforschung.**

X. Band. Heft 4. Februar 1909. Feldmann W., Über einige geflügelte Worte, Schlagworte und Modewörter. — Schulz H., Foppen. — Nestle E., Dialektisches aus der vorlutherischen Bibel. — Wyk N. v., Blage [Kind]; Trauer. — Kluge F., Wörterbuchschau.

Neuhochdeutsches Wortregister zu Band VI/X.

XI. Band. 1909. Heft 1 (Februar). Stosch J., Tollharras, Tollrasch, Beiderwand. — Schrader O., Zu nhd. buche. — Kluyver A., Droge. — Burg F., Eiszeit. — Kluge F., Nhd. Heide. — Borst E., Heimweh. Nachträge und Ergänzungen. — Semler A., Pilgrim, pilgram, pilgrum, pilger; Der Typus Pilgrum. — Helten W. v., Das Pronom jener. — Leumann E., Der Ursprung der Wörter ‚Schnur' und ‚Schwester'. — Wunderlich H., Zum IV. Band des Grimmschen Wörterbuchs. (Ein Bericht über die Fortschritte im Jahre 1908).

Heft 2/3. Paul H., Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Feldmann W., Christian Schubarts Sprache. — Hauschild O., Deutsche Tierstimmen in Schriftsprache und Mundart. I. — Gürtler H., Materialien zur Geschichte der Diminutiva auf -chen im Frühneuhochdeutschen. — Kluyver A., Kaliber. — Klenz H., Über Dienstbotensprache. — Müller J., Jean Paul als Wortschöpfer und Stilist. (Nachtrag).

Heft 4. Schulz H., Wildfang. — Götze A., Wortübersetzungen (1. Einblasen ‚einsagen, vorflüstern' [‚inspirare']. 2. Erheblich, unerheblich. 3. Gegengift. 4. Genosse. 5. Das Buch der vier Könige. 6. oberfaul. 7. Wälzer). — Schütt A., Zu Wolfs Bibelglossar von 1523. — Bachmann K., Weiteres zur Kritik von Wolfs Bibelglossar. — Borst E., Das Jahrhundert der Projekte; Glänzendes Elend und kein Ende. — Klenz H., Zur Seemannssprache. — Helten W. v., Hocke usw. ‚Kleinverkäufer'. — Danton G. H., On Chria in Gottsched. — Hauschild O., Zur Bedeutungsentwicklung von wild. — Bolte J., Ich denke wie Goldschmieds Junge. — Gysin A., Schwarzwälder Kuhnamen. — Burger E., Die ältesten Belege für Giraffe im Deutschen. — Meisinger O., Beidergemang. — Berlin R., Schön. — Schütte O., Bildungen auf -rich bei Wilh. Raabe. — Kurrelmeyer W., Schweidgang-Schnatgang. — Blankenhorn R., Zur Geschichte des Wortes Katze.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

24. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Arndt L., Deutsche Burschenschaft und Sprachreinheit. — Schulze P., Noch einmal Goldonis Denkwürdigkeiten nach der Übersetzung von Schatz. Zu Sp. 333 f. des vorigen Jgs. [Schillers Anzeige in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1789]. — Nr. 2. Behaghel O., Der Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter. — Nr. 4. Beck P., Zschokke als Sprachreiniger: Aus einem Briefe von Zsch. an Karl v. Rotteck und Rottecks an Zsch. (1814. 1816). — Nr. 9. Matthias Th., Vom sprachlichen Deutschtum Ernst Moritz Arndts. — Nr. 11. Rübel R., Deutsch und Französisch in den Straßennamen Straßburgs. — Nr. 12. Williams R. A., Die deutsche Zusammensetzung.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Fünfte Reihe Heft 31. 1909. Imme Th., Die Eigentümlichkeiten und besonderen Vorzüge der deutschen Bergmannssprache. — Franck J., Vom papiernen Deutsch.

Zeitschrift für **Deutsche Mundarten.**

Jahrgang 1909. Heft 1. Lessiak P., Beiträge zur Dialektgeographie der österreichischen Alpenländer.

Meisinger O., Da beißt keine Maus einen Faden ab.

Göpfert E., Beiträge zum obersächsischen Wortschatz.

Heft 1. 2. Teuchert H., Aus dem neumärkischen Wortschatze.

Heft 2. 3. 4. Reis H., Die Mundarten des Großherzogtums Hessen. — Auch in einem Sonderabdruck: Halle 1910 [1909], Waisenhaus. 3 M.

Wimmert P., Rätsel aus der Eifel (und) Scherzreime aus dem Volksmund in Eifeler Mundart (mit Zugrundelegung der Mundart von Laubach, Kreis Cochem).

Wanner E., Lexikalisches aus Zaisenhausen.

Heft 3. 4. Weber H., Der Vokalismus der Mundarten des oberen Weschnitztales. (Fortsetzung und Schluß).

Heft 3. Hoffmann H., Einfluß des Polnischen auf Aussprache, Schreibung und formale Gestaltung der deutschen Umgangssprache in Oberschlesien.

Schiepek J., Zum Satzsandhi im Egerländischen.

Heft 4. Philipp O., Nachlese zum Wortschatz der Zwickauer Mundart.

Prosch G., Die Hilfsverba in der Lüsner Mundart. — Lüsen, ein Tal, 3 Stunden von Brixen (Deutschtirol) entfernt.

Schoof W., Hessische Ortsnamen in mundartlicher Gestalt.

Horn W., Zur Nürnberger Mundart.

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Jahrgang 1909. XXXV. Brandes E., Eine neue Quelle für Reuter'sche Anekdoten. — Mit einigen Abänderungen ist der Aufsatz aus der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1909 Nr. 33 f. abgedruckt.

Schumann C., Das Lübische Wörterbuch des Jacob von Melle [geb. 1659 in Lübeck, † 1743 ebenda].

Schumann C., Volkstümliche Redensarten aus Lübeck.

Fritz J., Ein Sündenverzeichnis des 15. Jahrhunderts.

Heimann F., Paphahne als Münzname.

Grabow A., Pumpernickel.

Wehrhan K., Sprichwörter und Redensarten aus Lippe.

Deiter H., [30] Niederdeutsche [Gelegenheits-]Gedichte aus den Hannöversch-Braunschweigschen Landen von 1684—1726. — Mehrere Gedichte anonym, bei den übrigen nennen sich als Verfasser Hans Crenderich van Ostermolcken (1686), Joust Görries am Deister (1714. 1719), Joust Otto Jörgens (1720), Johann Borries (auch Börries) uht Ohlkassen [Ölkassen, Kreis Holzminden im Herzogtum Braunschweig 1720. 1724], Henneke Knecht uht Lauen-Steine (1721), Joust Gerkens (1723. 1726), Mester Bastian (1723), Karsten Geverds Fourier bie user Kumpanie (1724).

Saake H., Über germanische Personennamen in Italien.

Meyer G. F., Topographischer Volkshumor aus Schleswig-Holstein.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1908. Heft XXIX. Nr. 4/5. Müller C. F., Zur Erklärung Fritz Reuters.

Kohfeldt G., Eine poetische Umschreibung des 5. Psalms [von Joachim Schröder, 1554].

Jahrgang 1909. Heft XXX. Nr. 1. Goebel F., Niederdeutsches Gedicht auf eine Musterung Kurhannoverscher Truppen unter König Georg II. bei Celle 1732. — As Georg de Ander . . . Den 28ten düsses Mahndes August, vor de Stadt Celle Munsterung heilt, Freue seck ein Lannes Kind Over dat Lüneborgsche Hus. Drüket mit Heinschen Baukstaben, 1732. (Kgl. Bibliothek in Hannover). Anfang: ‚Wilkohmen hier Georg! du Vader uhses Lannes'. 16×4 zeil. Strophen.

Nr. 3. Niederdeutsche Gedichte aus Ostfriesland. Mitgeteilt von Deiter. — C. H. Blume, De Grummel in de Peerboom (aus: Frisia. Zeitschrift. Emden 1846. S. 16); Dat Leed van de Mörgensteern (mitgeteilt von A. v. Halem nach dem Diktate eines armen Knaben: Frisia 1842. S. 334); Das Morgensternlied aus dem Amte Esens (aus: Frisia 1842. S. 48).

Mitteilungen aus dem **Quickborn.** Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg.

2. Jahrgang. 1909. Nr. 3. Wriede H., Finkenwärder, seine Sprache und seine Eigenart.

3. Jahrgang. Nr. 1. 1909. Coers G. Ch., Die Hildesheimer Mundart.

Werner R., Die Mundart im modernen deutschen Drama.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.**

Neue Folge. XVIII. Band. Heft 5/6. 1909. Frick R., Hernanis [von Victor Hugo] Stammbaum. Schluß. — S. 403 ff. 411 Schillers Räuber.

Imelmann R., Shelleys Alastor und Goethe. — Auf die Grundanschauung, den Hauptinhalt, die Stimmung, die Naturbeschreibung und ein paar Einzelzüge des Alastor habe ‚Werthers Leiden', auf die Fassung des Gegenstandes in einem wesentlichen Teile ‚Mahomets Gesang', auf einige Einzelheiten der ‚Gesang der Geister über den Wassern' (um vom ‚Faust' und ‚Tasso' nicht zu reden) eingewirkt.

Kallipygos. Wanderung eines komischen Motivs. — Nicolais ‚Sebaldus Nothanker', Bonaventuras ‚Nachtwachen', Detmolds ‚Randzeichnungen' (1844), Heines ‚Romanzero'.

Zur Theorie und Methode der Literaturgeschichte. Cohn J., Das Problem der Kunstgeschichte. [Vortrag].

Besprechung. Meyer R. M., Rea: Schillers Dramas and Poems in England (1906); Kind: E. Young in Germany (1906).

Studien zur **vergleichenden Literaturgeschichte.**

9. Band. 1909. Heft 1. Politische Briefe Justinus Kerners an Varnhagen von Ense [1816/9]. Mitgeteilt und erläutert von L. Geiger. — Außerdem werden mitgeteilt Briefe von Therese Huber an: Paul Usteri S. 4. 11 f. und an Böttiger S. 9 f.; von Kerner an A. und Rosa Maria Assing S. 6.

Pick A. (†), Studien zu den deutschen Anakreontikern des XVIII. Jahrhunderts, insbesondere J. W. Gleim. II. — J. N. Götz S. 24/34, G. E. Lessing 35/38, H. W. v. Gerstenberg 38/41, Ewald v. Kleist 41 f., Ch. Fel. Weiße 43 ff., Gleim 45 ff., J. G. Jacobi 48 ff., Karl Ludw. v. Knebel 58 ff., u. a.

Morel L., ‚Wilhelm Meister' en France.

Heller O., Geibels Nachahmung der ‚Banks and Braes o' Bonie Doon' [von Rob. Burns]. — ‚Wie rauscht ihr Waldesschatten'. (Geibels gesammelte Werke 3. Aufl. 1893. 4, 196).

Besprechungen. Landau P., Mayrhofer: Gust. Freytag und das junge Deutschland; Ulrich: G. Freytags Romantechnik. — Werner R. M., Hitzeroth: Joh. Heermann; Lühmann: J. B. Schupp.

Distel Th., Auszüge aus Briefen an Karl August Böttiger. — Von Wieland, Hermann und Konrektor Schwabe.

Heft 2. Schlösser R., Kleine Platen-Studien. — I. Zur zeitlichen Ansetzung einiger Gaselen. II. [Gthi. Heinr.] Schubert und Schelling in den Gaselen. III. Zu den Sonetten. IV. Zum ‚Grab im Busento‘. V. Zwei Naturschilderungen [in Platens Jugenddrama ‚Der Hochzeitgast‘ und in der ‚Verhängnisvollen Gabel‘] und ihre Anregung. VI. Zum ‚Romantischen Ödipus‘. VII. Zum zweiten Bande der Tagebücher.

Fraenkel S., Zu einem Briefe Lessings und den Wanderanekdoten.

Klapper J., Eine Quelle der Don-Juan-Sage [in einer Handschrift des frühern Dominikanerklosters zu Breslau. Die Fassung dieser Sage ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts jedenfalls in Schlesien selbst aufgezeichnet worden].

Nieten O., ‚Don Juan und Faust‘ und ‚Gotland‘. Eine Studie über Chr. D. Grabbe.

Moestue W., Uhlands Vorlesung über nordische Sage. — [Einleitung]. I. Mythologie. II. Heldensage. III. Balladen. IV. Philologisches. V. Stil. VI. Allgemeines.

Besprechungen. Geiger L., Heiß: Michael Huber (1907). — Morel L., Cartier: Gérard de Nerval (1904).

Heft 3. Arnold R. F., Andreas Hofer in der englischen Dichtung. — Abdruck zweier Gedichte aus der Monatsschrift ‚The Gentleman's Magazine‘ 1810 Februar: ‚Hoffer's Address to his Countrymen‘ unterzeichnet: Dec. 30, 1809. J. W. L. B.; 1810 August: ‚Ode to the Memory of Hoffer, the Tyrolese Patriot‘, unterzeichnet: Oscar, Apr. 1810. — Bibliographie der englischen Hoferdichtungen 1810/98.

Zachariae Th., Zum Schwank vom zögernden Dieb.

Schneidewin M., Skeptische Gedanken zu Fausts zweitem Monologe.

Kallenbach H. und R. Schlösser, Shakespearesche Spuren in Platens Sonetten.

Besprechungen. Menne K., Meyer: Die Entwicklung des Naturgefühls bei Goethe (1906); Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik (1906). — Krüger H. A., Speyer: Raabes Hollunderblüte. — Wurzbach W. v., Kipka: Maria Stuart im Drama der Weltliteratur.

Heft 4. Rausse H., Die ersten deutschen Übertragungen von Cervantes Novelas ejemplares. — Von Nikolaus Ulenhart und einem Ungenannten (1617. Vgl. Goedeke[2] 2, 577 f., 10. 11), Georg Philipp Harsdörffer, Timotheus Ritsch (nach Jakob Cats), A. Raldo: Lebens-Beschreibung des Lazarili von Tormes . . Aus dem Italiänischen [des Barezzo Barizzi. Venetia 1622] übersetzet. Freyburg A 1701. In dieser Lazarilloübertragung ist eine Verdeutschung der ‚Preziosa‘ des Cervantes verborgen.

Bormann W., Zwei deutsche Meisterdramen und ihre Bühnengestaltung. — I. Das deutsche Drama seit Lessing und das Theater. II. Goethes Faust und das Theater.

Besprechungen. Richter K., Böhtlingk: Shakespeare und unsere Klassiker. — Werner R. M., Reichel: Gottsched. 1. Band; v. Bloedau: Grimmelshausens Simplizissimus und seine Vorgänger. — Deetjen W., Fränkel: Zacharias Werners Weihe der Kraft (1904). — Bormann W., Arnold: Das moderne Drama. — Fischer O., Steig: Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm (1904); O. H. Graf von Loeben: Gedichte. Ausgewählt von Pissin (1905).

Mit diesem Hefte stellten die ‚Studien‘ ihr Erscheinen ein.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Literaturen.**

LXII. Jahrgang. CXXI. (der neuen Serie XXI.) Band. 1908 [herausgegeben Februar 1909]. Heft 3/4. Kopp A., Über ältere deutsche Lieder-

sammlungen. — Lehrreiche Zusammenfassung des auf diesem Gebiete Geleisteten, zugleich Rechenschaft von den bisherigen und Ausblick auf künftige einschlägige Arbeiten des Verfassers.

Weddigen O., Ist G. Hoffmann als Autor des populär gewordenen Kutschkeliedes zu betrachten? — Superintendent Pistorius sei der Verfasser, dem Weddigen im Juli 1870 zuerst den Anstoß dazu gegeben habe.

Meyer A., Parallelen zu Versen Heinrich Heines.

Brie F., Das Volksbuch vom ‚gehörnten Siegfried und Sidneys ‚Arcadia'. — Die komische Episode von dem Zweikampf der beiden Feiglinge Jorcus und Zivelles bei der Feier von Siegfrieds Hochzeit schließt sich fast wörtlich an eine Episode in Sidneys Arcadia an, und zwar an die deutsche Übersetzung von Valentinus Theocritus (Martin Opitz) 1629. — Dazu G. Brockstedt: 63. Jahrg., Bd. 123, Heft 1/2. S. 155/9.

Morel L., Les principales imitations françaises de ‚Werther' (1788—1813).

Kleinere Mitteilungen. Herzfeld G., Eine unbekannte englische Bearbeitung von ‚Kabale und Liebe'. — ‚Ravenna, or Italian Love', eine in Jamben geschriebene stark verkürzte Bearbeitung des Schillerschen Trauerspiels, gespielt am 3. Dezember 1824 im Covent Garden Theatre.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Michel H., Hitzeroth: Johann Heermann; Lühmann: Joh. Balthasar Schupp. — Meyer R. M., Lindau: Gustav Freytag; Kalischer: Conrad Ferdinand Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance.

LXIII. Jahrgang. CXXII. (XXII.) Band. Heft 1/2. 1909. Müller O., Handschriftliches zur Geschichte und Textgestaltung von Herders ‚Brutus' [1774] und der Übersetzung der Vorrede von Sadis ‚Rosenthal'.

Kleinere Mitteilungen. Engelmann S., Marschall Vorwärts. — Dies in Ditfurths ‚Einhundert historischen Volksliedern des Preußischen Heeres' unter Nr. 68 stehende Gedicht stammt von Friedrich Rückert, erstmals gedruckt in dessen ‚Deutschen Gedichten' 1814.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Petsch R., Goethe: Faust, erster Teil. Edited by J. Goebel (1907); Neue Schillerliteratur (7 Nummern). — Becher G., König: Karl Spindler.

Heft 3/4. Bolte J., Drei Gedichte von Johann Albert Poyßl. — Poyßl von Loifling, aus einem alten bayrischen Adelsgeschlecht, wurde am 5. Dezember 1622 geboren, 1634 in das Baumburger Seminar aufgenommen, legte daselbst, bevor er das 19. Jahr vollendete, das geistliche Gelübde ab und empfing vierundzwanzigjährig die Priesterweihe. Gereizt durch die Verfolgungen des Dekans Johann Georg Sponfelder, gegen die er keine Hilfe finden konnte, verließ er im Sommer 1650 das Kloster Baumburg, um sich direkt bei der römischen Kurie zu beschweren. 1658 war er Kooperator in Sigharzkürchen. Später lebte er in Baumburg als Präfekt des Seminars, mit gelehrten Studien beschäftigt. Zeitweise (so 1666 und 1681) versah er das Pfarramt in Truchtlaching. Gestorben ist er nicht 1688, wie andere melden, sondern erst nach dem Oktober 1690. Seine Gedichte sind in zwei eigenhändigen Manuskripten überliefert: Cod. germ. 4055 und 4395 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Zwei andere Manuskripte sind verschwunden. Mit Sicherheit ihm zuzuschreiben sind 26 Gedichte (darunter ein lateinisches), die aus den Jahren 1677 bis 1690 stammen. Bolte verzeichnet sie chronologisch auf S. 230/32. Er unterscheidet zwei Gruppen: in der frühern richtet Poyßl seinen Blick (meist in satirischer Stimmung) auf seine nähere Umgebung, in der zweiten, von 1683 ab, nimmt er als warmherziger Patriot an den Kämpfen des Deutschen Reiches wider die Türken und Franzosen Anteil. Seine Zeitgenossen erhielten so gut wie keine Kenntnis von seinen Poesien; „nur ein Stück, die Berufswahl (Nr. 7) ist in Klosterliederbüchern fortgepflanzt

und noch 1737 von dem Benediktiner Valentin Rathgeber komponiert worden; es mag auch ein ähnliches Gedicht des bayrischen Mönchs Marcellin Sturm [Lieder. 1819. S. 56 ‚Die Deliberation'] beeinflußt haben, der aber überhaupt viel derber und roher zu Werke geht". Mehrere Strophen eines sonst unbekannten Gedichts von Poyßl auf die Wiener Türkenbelagerung benutzte Camesina 1865, und F. W. v. Ditfurth veröffentlichte in dreien seiner Sammlungen (1872. 1875. 1877) verschiedene Lieder von Poyßl, jedoch in modernisierter Schreibung und nicht ohne sonstige Irrtümer. Wenig Neues bringe M. Pfeifers Altenburger Schulprogramm: J. A. Poyßls Gedichte wider Ludwig XIV. und die Franzosen (1889). Goedeke und die Allgemeine Deutsche Biographie verzeichnen ihn nicht. Bolte selbst bringt folgende Gedichte Poyßls zum Abdruck: Ia. Nickhl Pfriem, Erster Thail. 1681. ‚Herr Niclaß Pfriem, der feine Man'. Ib. Niclaß Pfriems anderer Thail. 1682 ‚Gewonhait ist ein eisne Pfaidt'. II. Hab mich schon besonnen (Bauernlob). 1683 ‚Jedem Lappen gfalt sein Khapp'. III. Verdörbte sprach. 1684 ‚Dämi, dämi! Wo wölts auss'.

Herzfeld G., Ein englisches Don-Carlos-Drama [von Lord John Russell: ‚Persecution or Don Carlos. 1822].

Usteri P., Inkel und Jariko. — In seinem Briefe vom 13. März 1711 erzählt der ‚Spectator' die Geschichte von Thomas Inkle und der Indianerin Jariko. Gellert und Bodmer bearbeiteten diesen Stoff; Geßner dichtete einen zweiten Teil hinzu. Seine Dichtung wurde 1761 von Rivière, 1772 (und 1790) von Heinrich Meister ins Französische übersetzt. Eine Probe der Meisterschen Übertragung S. 362/8.

LXIII. Jahrgang. CXXIII. (XXIII.) Band. Heft 1/2. 1909. Fischer O., E. T. A. Hoffmanns Doppelempfindungen.

Kleinere Mitteilungen. Harnack O., Opitz und Meyfart. — Meyfarts ‚Jerusalem du hochgebaute Stadt' abhängig von Opitzens Lied An seine Buhlschaft ‚Asterie, du edle Schäferin'.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Meier K., v. Weilen: Hamlet auf der deutschen Bühne. — Ludwig A., Klausner: ‚Die Drei Diamanten' des Lope de Vega und ‚Die schöne Magelone'.

Heft 3/4. Degenhart M., Tamerlan in den Literaturen des westlichen Europas. (Materialien und Skizzen).

Dübi H., Der Briefwechsel zwischen Voltaire und Haller im Jahre 1759. Eine Studie.

Ludwig A., Spanische Dramen auf der deutschen Bühne in den Jahren 1816 bis 1834. — Nach Winkler-Hells Tagebuch der deutschen Bühnen 1815/35.

Kleinere Mitteilungen. Leuwald H., Alte Weihnachtslieder aus dem Pustertale [abgedruckt aus den Innsbrucker Nachrichten vom 24. Dezember 1903].

Die neueren Sprachen.

XVI. Band. 1909. Heft 10 (Februar). Schröer A., Über Shakespeare-übersetzungen.

Moderne Language Notes.

Vol. XXIV. 1909. No. 1. Thayer H. W., Thümmel's Reise and Laurence Sterne.

Ibershoff C. H., The singular fate of a passage in Freytag's ‚Die Journalisten'. — Zu Band XXIII (1908), S. 180 f. der M. L. N.

Cutting St. W., Theod. Storm: Der Schimmelreiter. Edited by Mac Gillivray and Williamson (1908). — Danton G. H., Arnold: Fritz auf Ferien, edited by Spanhoofd (1906).

No. 2. Voß E., Franz von Sickingen's Appeal to the German nation. — Abdruck des ‚Auß schreibens' (1522) S. 44/46.

No. 3. Ibershoff C. H., On a passage of Friedrich Rückert [Wunsch ,Etwas wünschen und verlangen'].

No. 3. 4. Cooper W. A., Goethe's quotation from Hutten in ,Dichtung und Wahrheit'.

Busse A., Two notes on Grillparzer.

Baker G. M., Some references to German literature in English magazines of the early eighteenth century.

Randall J. D., A note on Heine's Harzreise.

Richards A. E., Carlyle's Wilhelm Meister's Apprenticeship.

No. 5. Sturtevant A. E., A new trace of Shakespere's influence upon Schiller's ,Wallenstein'.

No. 8. Handschin Ch. H., Bibliographie zur Technik des neueren deutschen Romans. — Schluß in Vol. XXV. No. 1.

No. 8. Klenze C. v., Danton: The Nature Sense in the Writings of Ludwig Tieck (1907); Steinert: Das Farbenempfinden Ludw. Tiecks (1907). — Skinner M. M., Keiter-Kellen: Der Roman[3] (1908).

Correspondence. Colwell W. A., On an eighteenth century translation of Bürger's ,Lenore'. — Priest G. M., A parallel between Hoffmann [,Martin der Küfner'] and Ludwig [,Heiterethei'].

Publications of the **Modern Language Association** of **America.**

Vol. XXIV (new series XVII). 1909. No. 1. Richards A. E., The english Wagner Book of 1594.

No. 2. Howard W. G., Reiz ist Schönheit in Bewegung [Lessings Laokoon].

No. 3. Thayer H. W., [Sam. Butlers] Hudibras in Germany. — Chn. Wernicke (1704), Bodmer (1737), J. J. Dusch (1764), Joh. Heinr. Waser (1765, die erste vollständige Übersetzung; eine revidierte Ausgabe veröffentlichte Carl Ant. v. Gruber, unter irreleitendem Titel, Wien 1811), Probe einer neuen Verdeutschung des Hudibras (anonym in Wielands Teutschem Merkur 1778), Dietr. Wilh. Soltau (1787; [2]1797. Etwa ein Drittel des ersten Gesanges vorher in Wielands Teutschem Merkur 1779), Dietrich Wilhelm Andreä (Deutsches Museum 1788, anonym. Erster Gesang), Josua Eiselein (1845).

Modern Philology.

VI. 1908. Nr. 4. Heinzelman J. H., Eichendorff and the Volkslied.

Studi di **Filologia Moderna.**

Anno I. 1908. Fascicolo 1/2. Farinelli A., L' ,umanità' di Herder e il concetto evolutivo delle razze.

Fasc. 3/4. Farinelli A., Il ,Don Carlos' dello Schiller.

Bibliografia sistematica internazionale dei piú notevoli scritti di lingue e letterature moderne pubblicati entro il 1908.

Anno II. Fasc. 3/4. 1909. Manacorda G., ,Le Grazie' di C. M. Wieland.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie.

XXXII. (Neue Folge XX.) Band. 1909. Heft 4. Stiefel A. L., Zur Schwank- und Motivkunde.

Zeitschrift für **romanische Philologie.**

XXXIII. Band. 1909. Heft 1. Voretzsch C., Die neueren Forschungen über die deutschen Rolandbilder.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Literatur.**

XXXIV. Band. 1909. Heft 1 u. 3 (Der Abhandlungen 1. u. 2. Heft). Haape W., Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland und zum deutschen Geistesleben. — Goethe S. 24 ff., Schiller S. 39 ff., Jean Paul S. 45 ff., E. T. A. Hoffmann S. 50 ff., H. Heine S. 59 ff., andere deutsche

Schriftsteller S. 73 ff., deutsche Musik S. 76 ff., Verzeichnis (17 Nrn.) deutscher Übersetzungen Musset'scher Dichtungen S. 97 f. — Auch in einem Sonderdruck: Chemnitz 1909. 1.20 M.

Heft 5 und 7. (3 u. 4). Haupt H., Voltaire in Frankfurt 1753. — Auch in einem Sonderdruck: Chemnitz und Leipzig 1909. W. Gronau. 1.20 M.

Giornale storico della letteratura italiana.

Vol. LIV. 1909. Farinelli A., Manacorda: Della poesia latina in Germania durante il Rinascimento (1907).

Bullettino della Società Dantesca italiana.

Vol. XVI. S. 81/142: Farinelli A., Sulger-Gebing: Goethe und Dante (1907).

Archiv für **slavische Philologie.**

30. Band. 1909. Heft 3. 4. Donath O., Siegfried Kappers Leben und Wirken. — S. 582/5 eine Bibliographie der Schriften Kappers nach Stoffen geordnet.

Heft 4. Ćurčin M., Kotzebue im Serbokroatischen [aus ‚Deutsche Einflüsse auf die neuere serbokroatische Literatur. I. Das Drama']. — In den bekannteren Verzeichnissen sei merkwürdigerweise keine einzige serbokroatische Übersetzung angeführt ‚und doch weiß man es schon seit langem, daß Kotzebues Dramen auf dem serbokroatischen Theater der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eine ansehnliche Rolle spielten. Man wußte allerdings nicht, daß diese Rolle in der Tat noch viel bedeutender war, und daß Kotzebues Dramen die Repertoires bis in die siebziger Jahre hinein geradezu erdrückend beherrschten. . . Mir ist es bisher gelungen, an 130 verschiedenartige Übersetzungen und Bearbeitungen von etwa 80 Dramen Kotzebues ins Serbokroatische festzustellen. . .' Kaum der vierte Teil von diesen Dramen gehe ausdrücklich unter Kotzebues Namen. Von Interesse ist auch des Vfs. Bemerkung, daß die serbokroatischen Bühnenaufführungen, die dilettantischen wie professionellen, ihren Anfang mit Kotzebue nehmen, u. z. mit dessen ‚Papagei'.

Pädagogische Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Literatur** und für **Pädagogik.**

12. Jahrgang. 1909. XXIII. Band. Heft 1. Meyer R. M., Die Methode der wechselseitigen Erhellung. — Anzeigen und Mitteilungen. Petsch R., Kayka: Kleist und die Romantik; Hellmann: H. von Kleist. — Heft 2. Pestalozzi R., Geschichte der deutschen Lohengrinsage [S. 157 ff. Rich. Wagners Lohengrin]. — Heft 6. Meyer R. M., Die Poesie unter den bildenden Künsten. — Heft 7. Döring A., ‚Freiheit, die ich meine' [von Max von Schenkendorf]. — Heft 8. Baumgarten B., Goethe über das Deutsche als Sprache der Weltliteratur. — Heft 9. Simon Ph., Schillers Gedicht ‚Der Tanz'.

XXIV. Band. Heft 2. Hasenclever L., Aus einem pädagogischen Vermächtnis (Friedrich Albert Lange). — Heft 4. Schnell H., Johann von Rist, Rector Cracoviensis. Ein Kultur- und Sittenbild aus dem Schulleben des 18. Jahrhunderts. — Heft 6. Enthoven L., Über die Institutio principis christiani des Erasmus [1515 verfaßt]. — Heft 6. Windel R., Über eine deutsche Rhetorik aus dem Jahre 1634 [Teutsche Rhetorica . . Von Johanne Matthaeo Meyfarto . . Gedruckt in Coburg . . durch Johann Forckel, in Verlegung Friedrich Gruners . . Anno MDC . XXXIV]. — Heft 7. Beutler E., Centonen in Konrad Wimpinas Almae universitatis studii Lipzensis et urbis Liptzg descriptio. — Heft 7. Aus Briefen eines Leipziger Studenten [Heinr. Leber. Fleischers] an seine Eltern 1819/24. Aus dem Nachlaß von K. Fleischer. —

Heft 10. Elster E., Über den Betrieb der deutschen Philologie an unseren Universitäten. Vortrag.

Pädagogisches Archiv.

51. Jahrg. 1909. Heft 6. Baumann F., Kindersprache, Mundarten, Schriftsprache. — Heft 12. Petsch R., Schiller und der deutsche Idealismus. Festrede. — Heft 12. Biese A., Die Entwickelung des Goetheschen Naturgefühls.

Freie Bayerische Schulzeitung.

10. Jahrgang. 1909. Nr. 23. Zillig P., Fingerzeige für das Studium Schillers. — Windegg E., Bergers Schiller. — Schremmer W., Friedrich Schiller und die Idee der Freiheit.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

19. Jahrgang. 1909. Heft 1. Meyer, Ziel, Organisation und Stoff des Unterrichts im Jesuitengymnasium zu Köln in den ersten Jahren nach seiner Eröffnung (1557).

Heft 2. Reichel E., Gottscheds Stellung in der Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens.

Prüfer J., Die pädagogischen Bestrebungen Friedrich Fröbels in den Jahren 1836/42. — Nachtrag dazu in Heft 4. S. 331 ff.

Kleine Beiträge. Michel H., Wer hat ‚Felix Schnabels Universitätsjahre' [1835] verfaßt? — August Jäger gen. von Schlumb.

Heft 3. Kvačala J., Caspar Scioppius (Schoppe) als Pädagog.

Lühr G., Noch drei Jesuitendramen aus Braunsberg und Rössel. — Nr. 1. Braunsberg, Jahr 1708. Dapes christianae; Nr. 2. Rößel, Jahr 1756. Die mit doppeltem Tod abgestrafte Gottlosigkeit und Grausamkeit oder Sennacherib; Nr. 3. Rößel, Jahr 1765. Ein Lustspiel [Hermenegild].

Stech H., Schul- und Lehrerelend in Merseburg und Braunschweig am Ende des 18. Jahrhunderts.

Schneider M., Die Themata der von Schülern des Gymnasium Illustre zu Gotha 1728/65 öffentlich gehaltenen Reden. (Schluß zum Jg. 17 und 18).

Heft 4. Bauch G., Petrus Vincentius, der Schöpfer des Görlitzer Gymnasiums und erste Breslauer Schulinspektor. — Peter Vitze oder Vietz, der sich später Vincentius nannte, geb. 1519 in Breslau, † 1581.

17. Beiheft zu den Mitteilungen usw. 1908. Historisch-pädagogischer Literatur-Bericht über das Jahr 1907. — Allgemeine deutsche Bildungsgeschichte. I. Pädagogik und Bildungswesen. II. Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. III. Unterrichtsgegenstände. — Territoriale Bildungsgeschichte. — Anhang: Studentenleben. Enzyklopädisches.

18. Beiheft. 1909. Radlmaier L., Johann Michael Sailer als Pädagog. Eine erziehungsgeschichtliche Studie. — I. Lebensgang Sailers. II. Die pädagogische Wirksamkeit Sailers. III. Die Pädagogik Sailers. — Anhänge: I. Homiletische Rede über Elternpflichten. II. Geistliche Kindererziehung für christliche Eltern. III. Über den Plan einer (Pestalozzischen) Wochenschrift. — S. VIII Verzeichnis der [benützten] noch unedierten Dokumente [darunter Briefe an und von Sailer].

Beiträge zur **Österreich. Erziehungs-** und **Schulgeschichte.**

XI. Heft. 1909. Maurer F., Das Kollegium zum hl. Nikolaus an der Universität in Wien. Ein Beitrag zur Geschichte der Studienkollegien der Zisterzienser an den deutschen Universitäten des Mittelalters.

Simon, Ein Blick ins Brünner Gymnasialarchiv (1786 bis 1821). Vortrag.

Wallner J., Das [Joh. Gottfr.] Großsche Projekt einer Mittelstandsschule und dessen Behandlung in der Steiermark. Ein Beitrag zur Geschichte der Schulreformbestrebungen in Österreich um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Schiffmann K., Katalog einer schulhistorischen Sammlung für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns. II.

Schmut J., Erstes Eingreifen des Staates zur Hebung des niedern Schulwesens in Steiermark unter Maria Theresia.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.**

LXIII. (der neuen Folge 43.) Jahrgang. 1909. November. Wittneben A., Zum 100. Geburtstag von Kleists ‚Prinzen Friedrich von Homburg'.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.**

45. Band. 1909. Heft 5/6. Stocker, Gymnasium und Gymnasiallehrer im Lichte der Literatur.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.**

60. Jahrgang. 1909. Heft 1. Černy J., Werner: G. E. Lessing. — Werner R. M., Rethwisch: Der bleibende Wert des Laokoon; Schmarsow: Lessings Laokoon in gekürzter Fassung hg.; Ders.: Erläuterungen und Kommentar zu Lessings Laokoon.

Heft 4. Arnold R. F., Die Bibliographie der neueren deutschen Literaturgeschichte [Abschnitt aus des Vfs. später (1910) erschienenen ‚Allgemeinen Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte'].

Heft 5. Gubo A., Johann Gabriel Seidl. — 5 Briefe Seidls an Eduard Ritter (Wien 1845 Oktober 4) und an dessen Gattin Justine, geb. Degn (1854/75); S. 466 f.: Am Grabe der Frau Anna Baumbach ‚Hier schlummert eine Frau — was sie gewesen'.

Heft 6. Minor J., Die neue Eichendorff-Ausgabe [11. Band. Tagebücher, hg. von W. Kosch]. — Werner R. M., Schmidt: (Otto Ludwigs) Makkabäer. Eine Untersuchung des Trauerspiels usw.

Heft 8/12. Singer S., Richard Heinzels ‚Kleine Schriften'. — Verfolgt (unter Benutzung von Heinzels Nachlaß und dessen Briefen an Wilhelm Scherer) an der Hand der kleinen Schriften Heinzels wissenschaftlichen Werdegang.

Werner R. M., Roetteken: Heinrich von Kleist.

Heft 12. Castle E., Was ist uns Schiller? [Festrede].

Korrespondenz-Blatt für die **höheren Schulen Württembergs.**

16. Jahrgang. 1909. Heft 8/9. Meyer, Lessings Laokoon in der Schule. — Heft 10. Knapp, Goethe in Frankreich.

Zeitschrift für das **Realschulwesen.**

34. Jahrgang. 1909. Nr. 8. Eichler A., Erklärung einer Grillparzerstelle.

Mädchenbildung auf **christlicher Grundlage.**

6. Jahrgang. Heft 1. 1909. Speyer M., Rahel Varnhagen.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.**

18. (der neuen Folge 1.) Band. 1909. Heft 3. 5. Reitzenstein A. Frhr. v., Fichtes philosophischer Werdegang. — Heft 5. Thudichum F., Erasmus von Rotterdam. Ein Wort der Würdigung wider seine Verkleinerer. — Heft 7. Kohut A., Ungedruckte Briefe der Herzoginnen Anna Amalie und Luise von Sachsen-Weimar an Herder. — Heft 9. Keller H., Schiller und Albrecht Friedrich Lampp. — Heft 9. Runze G., Schleiermacher und Friedrich Schlegel nach dem Urteil von Gustav Kühne.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**

I. Abteilung. Archiv für die Geschichte der Philosophie. 22. (Neue Folge 15.) Band. 1909. Heft 2. Burckhardt G. E., Herder und Kant, Philosophieren und Philosophie.

Heft 3. Fischer J., Die Hegelsche Logik und der Goethesche Faust, eine vergleichende Studie.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.**

1. Ergänzungsheft zu Band 134. 1909 (Januar). Grubich J., Über das Verhältnis Hartmanns zu Hegel und Schopenhauer.

Archiv für **Religionswissenschaft.**

XII. Band. 1909. Heft 2/3. Vollers K., Chidher. — Anschließend an das bekannte Gedicht Friedrich Rückerts (Morgenblatt 1824. Nr. 35) sucht der inzwischen verstorbene Vf. die religionsgeschichtliche Frage zu beantworten, ‚wo, wann und wie Chidher entstanden und zu Hause ist'.

Zeitschrift für **Religionspsychologie.** Grenzfragen der Theologie und Medizin.

2. Band. Heft 10. 1909. Schmidt E. L., Schopenhauers Beziehungen zur Mystik. — Auch in einem Sonderdruck: Halle 1909, C. Marhold. 50 Pf.

Kant-Studien.

XIV. Band. 1909. Heft 1. Schubert-Soldern R. v., Die Grundfragen der Ästhetik unter kritischer Zugrundelegung von Kants Kritik der Urteilskraft.

Bauch B., Zwei Gedenkschriften [von K. Fischer und Th. Ziegler] zu D. Fr. Strauß' hundertstem Geburtstage. Besprochen.

Heft 2/3. Spranger, Scheinert: W. v. Humboldts Sprachphilosophie.

Engel, Ludwig: Schiller und die deutsche Nachwelt.

Ergänzungshefte 1909: 10. Amrhein H., Kants Lehre vom ‚Bewußtsein überhaupt' und ihre Weiterbildung bis zur Gegenwart. — 11. Müller C., Die Methode einer reinen Ethik, insbesondere der Kantischen . . — 12. Bache K., Kants Prinzip der Autonomie im Verhältnis zur Idee des Reiches der Zwecke. — 13 Kremer J., Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller.

Zeitschrift für **Ästhetik** und **allgemeine Kunstwissenschaft.**

IV. Band. 1909. Heft 1. Wize K. F., Kants Analytik des Schönen.

Bacmeister E., Die Tragödie im Lichte der Anthropogonie.

Heft 2. Margolin F., Die Theorie des Romans als die Poesie der Poesie in der Frühromantik.

Prinzhorn H., Gottfried Sempers ästhetische Grundanschauungen.

Heft 4. Groos K. und M., Die optischen Qualitäten in der Lyrik Schillers.

Meyer R. M., Improvisation.

Besprechungen. Scheunert A., Schuder: F. Hebbel. — Meyer R. M., Benz: Märchendichtung der Romantik. — Margolin F., Hellmann: H. v. Kleist.

Archiv für die **gesamte Psychologie.**

XIV. Band. 1909. Heft 1/2. Schlick M., Das Grundproblem der Ästhetik in entwicklungsgeschichtlicher Beleuchtung.

Zeitschrift für die **gesamte Staatswissenschaft.**

65. Jahrgang 1909. Heft 3. Dombrowsky A., Adam Müller, die historische Weltanschauung und die politische Romantik.

Theologische Zeitschriften.

Deutsches Christentum. Neue Folge der ‚Bremer Beiträge'.

4. Jahrgang. Heft 1. 1909. Wolfhard A., Adolf Hausrath, der Dichter-Theologe. — Freytag H., Goethes Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.

Christliche Freiheit. Evangelisches Gemeindeblatt für Rheinland u. Westfalen

25. Jahrgang. 1909. Nr. 44/46. Zenker L., Rainer Maria Rilke.

Der **Geisteskampf** der **Gegenwart.** Gütersloh.
Heft 2. 1909. Vincent L. A., David Friedrich Strauß.

Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt.
10. Jahrgang. Nr. 13. 1909. Freybe A., Das Berliner Weihnachtsspiel von 1589. — Nr. 14/15. Keußler H. v., Der junge Goethe und das Christentum. Auch in einem Sonderdruck: Leipzig 1909, Serig. 75 Pf. — Nr. 19. Schmidt C. E., Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Nr. 37. Henschel A., Johann Bugenhagen. — Nr. 42. Stephan C., Hölderlin. — Nr. 45. Lennemann W., Detlev v. Liliencron. — Nr. 51. Schreiber H., Ein Rostocker Dichter [John Brinckman]. — Nr. 52. Hardeland O., Zum Gedächtnis Philipp Spittas.
11. Jahrgang. Nr. 1. 2. 1909. Kirchner J., Paul Fleming. — Nr. 10. Ebner Th., Abraham a Sancta Clara. — Nr. 11. Stephan C., Gellert. — Nr. 12. Hardeland O., Wilhelm Grimm.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.
42. Jahrgang 1909. Nr. 1. 2. 3. Freybe A., Der Dreikönigstag und seine Feier in der Kirche, in deutscher Dichtung und Sitte. — Nr. 5. 6. Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Deutscher Merkur.
40. Jahrgang. 1909. Nr. 9. 10. Moog J., Wessenberg im römischen Gericht.

Monatsschrift für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.**
14. Jahrgang. 1909. Heft 3/5. Lasch, Tersteegens Frömmigkeit in seinen Liedern.
Heft 5. Adam J., Pfeffel als Kirchenliederdichter. — Severinsen P., Nikolaus Tech und die Decius-Lieder.
Heft 8. Fehle, L. Uhlands Anteil am Württembergischen Gesangbuch und anderes.
Heft 12. Das Weihnachtslied eines völlig vergessenen Dichters der Reformationszeit (Heinrich von Miltitz). — Spitta F., In dulci iubilo nun singet und seid froh! [Fortgesetzt im 15. Jahrgang. Heft 1].

Monatschrift für **Pastoraltheologie.**
6. Jahrgang. Heft 1. 1909. Staden H. v., Paul Flemings Ode ‚In allen meinen Thaten'.

Protestantenblatt.
42. Jahrgang. 1909. Nr. 19. 22. 23. Kügelgen C. v., David Friedrich Strauß als Theologe und als Mensch. — Nr. 33. Kirmß, Sebastian Franck. — Nr. 41. Schultz-Oldendorf, Zum 300. Geburtstage Paul Flemings.

Die christliche Welt.
23. Jahrgang. 1909. Nr. 9. Heine G., Ernst von Wildenbruch. — Nr. 36. Jhringer B., Hebbels Stellung zur Religion.

Zeitschriften für Kirchengeschichte.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.**
Beiheft zum 29. Band: Bibliographie der kirchengeschichtlichen Literatur. Jahrgang 1907/8. 1908.
XXX. Band. 1909. Heft 4. Clemen O., Johann Voit, Franziskaner zu Weimar, erster evangelischer Pfarrer zu Ronneburg.
Analekten. 1. Wecken F., Zwei Briefe der Gräfin Barbara von Wertheim an [Joachim] Camerarius und Melanchthon [1544 April 19. November 3]. —

2. Ein Schmähgedicht gegen Jakob Andreae. Mitgeteilt von W. Lucke [Christliche Klage vber den Landstreicher Jacobum Andream usw. ‚Gott sey es geklagt in Ewigkeit' Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1576]. — 3. Briefwechsel zwischen Lavater und Pfarrer Sigel mit Obrist [Philipp Friedrich von] Rieger [1772/3]. — 4. Freiherr von und zum Stein und Gotthilf Heinr. von Schubert an Theodor Fliedner [1831 May 31. 1834 Dec. 15]. Mitgeteilt von G. Fliedner.

Archiv für **Reformationsgeschichte.** Texte und Untersuchungen.

Nr. 21. VI. Jahrgang. 1909. Heft 1. Spitta F., Die Bekenntnisschriften des Herzogs Albrecht von Preußen.

Nr. 22/24 (2/4). Müller N., Die Wittenberger Bewegung 1521 und 1522.

Nr. 22 (2). Miscellaneen zur Reformationsgeschichte. Mitgeteilt von G. Kawerau. 1. Ein Sammelband aus der Bibliothek Georg Spalatins [in der Kirchenbibliothek der Friedenskirche ‚zum heiligen Schifflein Christi' zu Glogau aufbewahrt]. — 2. Eine Widmung Luthers [an Justus Jonas jr., in einem Exemplar der vermehrten Auflage von Luthers Schrift ‚Wider das Bapstum zu Rom' 1545]. — 3. Ein Lied auf die Verbrennung der Bannbulle [Carmen victoriale in solennem illum actum, quo D. M. Lutherus . . M.D.XX. Wittembergae . . omnia Papistica Decreta cum Decretalibus combussit ‚Vive vive mi Luthere', unterz. V. R. (Urban Rhegius?)].

Fünf Briefe Georg Witzels (1538 bis 1557). Mitgetheilt von W. Friedensburg. — Gerichtet sind die Briefe an: Giovanni Morone, Bischof von Modena; Johann Fabri, Bischof von Wien; Kardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg.

Nr. 23 (3). Clemen O., Aus Hans von Dolzigs [kurfürstlichen Rentners und späteren Marschalls] Nachlaß.

Wotschke Th., Zum Briefwechsel Melanchthons mit Polen.

Nr. 24 (4). Herrmann F., Mainz-Magdeburgische Ablaßkisten-Visitationsprotokolle.

Zeitschrift für **Brüdergeschichte.**

III. Jahrgang 1909. Heft 1. Jannasch W., Christian Renatus Graf von Zinzendorf. (Schluß). — Becker J., Goethe und die Brüdergemeine.

Heft 2. Eine Rede Zinzendorfs. Herausgegeben von J. Th. Müller. — Rede am Kirchweyh-Feste der Märischen Brüder, den 12ten May 1745.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.**

XVI. Band 1909. Heft 1. Schornbaum K., Der Beginn der Reformation im Altmühlthale.

Roth F., Zum Katechismus des Johann Meckart in Augsburg.

Roth F., Zum Aufenthalt des Benediktiners Wolfgang Sedelius in Augsburg 1550/51.

Flemming P., Miszellen. — 1. [Schreiben von Phil. Melanchthon und Paulus Eberus an die Dekane Sebastian Stiller in Gunzenhausen und Georg Schagk in Wassertrüdingen 1554 Dec. 13].

Heft 2. 3. Pickel G., Johann Evangelist Georg Lutz [geb. 1801, † 1882. Vgl. Allg. dtsch. Biogr. 19, 711 ff.] und der Irvingianismus im Donaumoos.

Albrecht, Katechismusschätze in der Stadtbibliothek zu Weißenburg i. B.

Schornbaum K., Aus dem Briefwechsel Georg Kargs [1547/57].

Heft 2. 3. Schornbaum K., Die Geistlichen der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach von ca 1520/78.

Beiträge zur **Hessischen Kirchengeschichte.**

III. Band 1908. Heft 4. Hotz W., Cyriakus Spangenbergs Leben und Schicksale als Pfarrer in Schlitz von 1580/90. (Schluß).

Diehl W., Beiträge zur Geschichte des Pietismus in der Obergrafschaft.

Herrmann F., Miscellanea Moguntina (Fortsetznng). 4. Passionsspiele in Mainz. 5. Spottgedichte auf den Mainzer Professor Vitus Erbermann S. J. [geb. 1597].

Diehl W., Zur Geschichte des ‚Kalendermanns vom Veitsberg' [Jakob Konrad Justus 1708/85].

IV. Band 1909. Heft 1. Ordinations- und Introduktionsbuch des Darmstädter Definitoriums (1689—1806) hgg. und bearbeitet von W. Diehl.

Diehl W., Ein ‚gemein Sprichwort' aus Hessen über die Reformation. — Über die Entstehung des Wortes ‚Vetter, Vetter, ihr fangt mir etwas Neues an'.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.**

30. Jahrgang. 1909. Loserth J., Zur Reformation und Gegenreformation im Markte Ligist.

Bunzel J., Die Protestanten Innerösterreichs im Vormärz. Nach archivalischen Quellen.

Schmidt A., Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation in Bielitz. Nach Akten des Breslauer Stadtarchives.

Loesche G. und G. A. Skalsky, Literarische Rundschau über die den Protestantismus Österreichs betreffenden Veröffentlichungen des Jahres 1908.

Monats-Hefte für **rheinische Kirchengeschichte.**

3. Jahrgang. 1909. Heft 3/4. Harraeus K., Reformation und Gegenreformation in Rhens.

Heft 10. Nippold, Zur Reformationsgeschichte der Stadt Emmerich.

Bockmühl P., Zur Vorgeschichte des Essener Reformators Heinrich Berenbroch von Kempen.

Blätter für **württembergische Kirchengeschichte.**

Neue Folge. XII. Jahrgang 1908. Heft 3/4 und XIII. Jahrgang 1909. Heft 1/2. Bossert G., Der Dichter Christian Pierius. — Goedeke[2] 2, 96 f. Pierius, in Köln geboren, erwarb seine Bildung möglicherweise in einer Klosterschule. In Rom, wohin er gereist war, wurde er ‚causa evangelii' eingekerkert. 1554/9 Präzeptor zu Böblingen in Württemberg, 1571/80 Pfarrer in Künzelsau, dann in Niederhall, starb bald nach dem 13. Juli 1584. Er schrieb: Jonas propheta paraphraticos [!] versv heroico redditus (Tübingen 1555); Symbolorum libelli quatuor (Tübingen 1558); Paupertas Poetarum (Tübingen 1566), worin sämtliche Worte mit p, ‚Maximilianis minor (Tübingen 1566), worin sie mit m, und Christus crucifixus (Frankfurt a. M. 1576), worin sie mit c beginnen. Endlich das Poema Thaumasticon (Frankfurt 1583). Es enthält mehrere Encomia in Hexametern, worin jedes einzelne Wort mit dem ersten Buchstaben des betreffenden Angesungenen anlautet.

XII. Heft 3/4. v. Kolb, Zwei Mitteilungen über [den Württemberger Pietisten] Hedinger.

XII. Heft 3/4. XIII. Heft 1/2. Nestle E., Bengeliana. — Druckt unter anderm auch eine Ode ab, die Joh. Albr. Bengel 1751 gelegentlich seiner Promotion zum Doktor der Theologie erhielt. Verfasser waren Pr. Mez und P. Göz (Eßlingen, gedruckt bey Gottlieb Mäntlern).

XII. Heft 3/4. Schornbaum, Zum Briefwechsel des Johannes Brenz]. — Brenz an Markgraf Georg 1530 Oktober 8.

XIII. 1909. Heft 1/2. Bossert G., Württembergisches aus dem Briefwechsel des Ambr. und Thom. Blarer [hg. von T. Schieß. 1. Band 1908].

Breining, Die Hausbibliothek des gemeinen Mannes vor 100 und mehr Jahren.

Schön Th., Geschichte des Pietismus, Separatismus und Chiliasmus in der Reichsstadt Reutlingen.

Zeitschriften für Kunst-, Theater- und Musikgeschichte.

Repertorium der **Kunstwissenschaft.**

XXXII. Band. 1909. Heft 2. Peltzer A., Zum Thema: ‚Goethe und die bildende Kunst'. Eine Entgegnung an Theodor Volbehr. — Gegen des letzteren Rezension des Peltzerschen Buches in den Götting. Gelehrten Anzeigen.

Publikationen der **Internationalen Musikgesellschaft.**

Beihefte. 2. Folge. Nr. 6. 1909. Calmus G., Die ersten deutschen Singspiele von Standfuß und Hiller.

Nr. 7. Prüfer A., Johann Hermann Schein und das weltliche deutsche Lied des 17. Jahrhunderts. Mit einem Anhange: Scheins Stellung zur Instrumentalmusik.

Sammelbände der **internationalen Musikgesellschaft.**

10. Jahrgang. Heft 4. 1909. Gregor J., Die deutsche Romantik aus dem Beziehungen von Musik und Dichtung. W. H. Wackenroder.

Die Musik.

8. Jahrgang. 1909. Nr. 23. Bornstein P., Friedrich Hebbel in seinen Beziehungen zu Musik und Musikern.

Musikalisches Wochenblatt.

40. Jahrgang. 1909. Nr. 3/8. Touaillon H. und C., E. Th. A. Hoffmanns ‚Undine'. — Nr. 28/29. Meyer F., Immermanns ‚Merlin' und Wagners ‚Parsifal'.

Beethovenjahrbuch. Hg. von Th. v. Frimmel.

2. Band. 1909. Kratochvil V., Beethoven und Fürst Kinsky. — Bischof F., Zu Beethovens Briefwechsel mit [dem Hofkammerprokurator in Graz Josef v.] Varena 1811/15. — Ein Konversationsheft Beethovens aus dem Jahre 1825. Mitgeteilt vom Herausgeber.

Briefe [Beethovens]: An Ferdinand Ries, mitgeteilt von A. Einstein. — An M. Schlesinger. — Briefe aus den Jahren 1809/24, mitgeteilt vom Herausgeber. — Kastner E., Briefe und andere Schriftstücke L. v. Beethovens. Nach den Textanfängen zusammengestellt. — Nachträge und Berichtigungen. S. 397/402.

Frimmel Th. v., Bibliographie [mit Ergänzungen zum 1. Bande].

Der Merker. Österreichische Zeitschrift für Musik und Theater. Herausgeber: R. Batka und L. Hevesi. Chef-Redakteur: R. Specht. Wien.

1. Jahrgang. 1909. Heft 1 (Oktober). Neumann A., Aus meinem Leben. Theatererinnerungen. I. Lehrjahre. Begegnung mit Nestroy. — Bettelheim A., Anzengruber und [der Kapellmeister] Adolf Müller. Mit ungedruckten Dialektgedichten und einem Brief Anzengrubers.

Zeitschriften für Buch- und Bibliothekswesen.

Gutenberg-Gesellschaft.

7. Jahresbericht. 1908. Neeb E., Gutenberghäuser zu Mainz. Auszug aus dem Fest-Vortrage.

8. Jahresbericht. 1909. Schmidt A., Die Streitschriften zwischen Mainz und Erfurt aus den Jahren 1480 und 1481.

Zentralblatt für **Bibliothekwesen.**

XXVI. Jahrgang. 1909. Heft 1. Haeberlin C., Josephus Stellatus. — Pegasus Firmamenti. Sive Introductio brevis in veterum sapientiam . . conscripta a Josepho Stellato . . Anno MDCXVIII. 47 Blätter kl. 8⁰. Als

Verfasser dieser Rosenkreuzerschrift wird auf bemerkenswerte Weise der Pastor Christoph Hirsch († 1639) enthüllt.

Heft 8/9. Schnorr v. Carolsfeld H., Georg von Laubmann † [5. Juni 1909, geb. 3. Oktober 1843, Direktor der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, Mitherausger der Tagebücher Platens usw.]. — Heft 10. Roth F. W. E., Theobald Spengel, Humanist und Verleger zu Mainz 1534/62.

Beihefte. XXXV. 1909. Günther O., Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der herzogl. Bibliothek in Altenburg. Ein Verzeichnis.

Blätter für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.**

10. Jahrgang. 1909. Nr. 3/4. Cornicelius M., Heinrich von Treitschke. — Nr. 5/6. Tschirch O., Willibald Alexis als Volksschriftsteller. — Nr. 7/8. Schultheiß F. G., Julius Grosse. — Nr. 9/10. Petzet E., Martin Greif.

Die Bücherwelt. Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

6. Jahrgang. 1909. Nr. 4. 5. Pöllmann P. A., Deutsche Witzblätter. 3. Verpöbelung der Kunst. 4. Judex ergo. — Nr. 4. 5. Wippermann F., Wilhelm Busch und das katholische Haus. — Nr. 5. Herz H., Drei Schwaben. (Seb. Sailer, K. Weitzmann, J. Epple).

7. Jahrgang. Nr. 1. 1909. Wippermann F., Klaus Groth. — Nr. 2. 3. Falkenberg H., Wilhelm Raabe.

Mitteilungen des **Österr. Vereins** für **Bibliothekswesen.**

XIII. Jahrg. 1909. Heft 2/3. Grolig M., Die Buchdruckerei des Jesuitenkollegiums in Wien (1559/65). — Heft 4. 1910. Reininger F., Die Wiegendrucke der bibliotheca publica in Linz.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

XII. Jahrgang. Heft 10. Januar 1909. Cramer A. M., Weiteres von und zu J. P. T. Lyser. — Zwei Briefe Lysers an den Buchhändler Schlemmer, Leipzig 1832 July 12. August 9; eine unbekannte Adressatin, v. H. [vom Hause. Dresden] 1843 Juni 1.

Heft 11. Hirschberg L., Goethe-Übersetzungen vor 100 Jahren. — Alfred, ou les années d'apprentissage de Wilhelm Meister, par Goethe . . traduit de l'allemand par C. L. Sevelinges. Paris 1802. — 2. Ottilie, ou le pouvoir de la sympathie; traduit de l'allemand de Goethe . . . Par M. Breton. Paris 1810.

Neue Folge. 1. Jahrgang [von diesem ab erscheint die Zeitschrift im Verlage von W. Drugulin in Leipzig und wird von Schüddekopf und Witkowski hgg.]. Heft 1. Kekule v. Stradonitz St., Über Zeitungsmuseen.

Heft 2. Schiller W., Über die Märchen von Tausend und ein Tag. — Übersehen ist die W. A. Gerle zugeschriebene Übersetzung (Prag 1811 f.), deren Inhalt Goedeke² IX, S. 133, 15) verzeichnet.

Minor J, Die Luftfahrten in der deutschen Literatur. Ein bibliographischer Versuch.

Heft 4. Schulze-Besser E., Das Ahnenkreuz. Ein unbekanntes Jugendwerk Adolph Menzels. — Es ist der mit Feder auf Stein gezeichnete Titel zu der Jugenderzählung von Ernst Leyde: Das Ahnenkreuz oder die Wege der göttlichen Fürsehung. Berlin, George Gropius 1838. 8. Dazu L. Hirschberg: Heft 9, Seite 330 f.

Heft 5/6. Deneke O., Die Einzeldrucke Goethe'scher Werke bei Göschen 1787/90.

Ihringer B., Quirinus Kuhlmann [1622/89].

Hirschberg L., Aus der Brieftasche von Otto Friedrich Gruppe. — Briefe an ihn von: Ignaz Hub, Würzburg 1867 Juli 16; Rückert, Neuseß 1850 Pfingsttag 3 (auch in Faksimile). Aug. 12. ohne Datum; Ch. Frid. Scherenberg, o. D.;

Emanuel Geibel, o. D.; Gustav Schwab, Stuttgart 1835 Aug. 13. 1845 Dec. 30. 1850 März 23; August Kopisch, Sanssouci 1850 Aug. 9. 1851 Sept. 15. (Außerdem ein Toast zu Gruppes Hochzeit 18. Okt. 1850 ,Freund Gruppe, der heut mit Recht stolzirt' und ein Gedicht von Gruppe: An Kopisch ,Wir haben edler Freund gelebet'); Karl Simrock, Bonn 1851 Juli 3; Melchior Meyr, München 1854 Mai 11; A. F. von Schack, München 1860 Febr. 7; Th. Fontane, Berlin 1869 Aug. 18; Adolf Böttger, Leipzig 1861 März 16; Georg Hesekiel, Berlin 1854 März 6. — Außerdem (in Faksimile) Briefe von Gottfr. Kinkel und Ad. v. Chamisso, das Gedicht von Eichendorff (Werke 1864. 1, 527) ,Mir träumt', ich ruhte wieder' und zwei Zeilen von L. Uhland, Berlin 1853 Jul. 2.

Schulz H., Adam Weishaupt. — Mit Briefen Weishaupts an Friedrich Christian Herzog von Schleswig-Holstein und Karl von Dalbergs an Weishaupt.

Schleinitz O. Frh. v., Deutsche Werke in englischer Sprache.

Mayer F. A., Ein Stammbuchblatt von Iffland [in Faksimile].

Briefe von und an Ludwig Uhland. Ein Beitrag zur Kenntnis Uhlands als Volksliedforscher. Mitgeteilt von E. K. Blümml. — 1. Uhland und H. F. Maßmann. 2. Uhland und Hoffmann von Fallersleben. 3. Uhland und Prof. L. Miéville in Bern. 4. Uhland und Ferdinand Wolf. 5. Uhland und Ferd. Freiligrath. 6. Uhland und Karl Halling.

Saß J., Eine seltene Ausgabe von ,Hermann und Dorothea'. — . . Ausgabe zum Besten der durch die Wasserfluthen in der Nacht vom 4ten auf den 5ten Februar 1825 Verunglückten. Braunschweig, bei Friedrich Vieweg. 1825. 239 S. 16.

Beiblatt zu Heft 5/6. Schulze-Besser E., Ein unbeachtetes Werk der Werther-Literatur: Beyträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Canons der Heil. Schrift Und der Christlichen Religion überhaupt von Johann Rudolf Anton Piderit. Zweyter Beytrag. Frankfurt und Leipzig 1776. — ,Das Werk eines streng gesinnten, orthodoxen Geistlichen, der darin auch gegen die zeitgenössische Literatur und vor allem gegen Goethe als Sittenverderber herzieht.'

Heft 7. Eckardt J. H., Erstlingsausgaben von Theodor Storm.

Kohut A., Ernst Wolfgang Behrisch [Freund und Studiengenosse des jungen Goethe in Leipzig] als Dichter. Zu seinem 100jährigen Todestage.

Kleemeier F. J., Richard Wagner als Bücherliebhaber.

Baerent K., Zur Casanova-Bibliographie.

Heft 8. Ehmcke F. H., Mein Faust [d. i. die von Ehmcke ausgestattete, bei Diederichs in Jena erschienene Faustausgabe].

Hirsch F. E., Schiller in Roman und Drama.

Ehwald R. und C. Schüddekopf, Unbekannte Schillerbriefe. Mit 3 Faksimiles. — An den Kantor Unbehaun in Volkstädt, Jena 1789 September 1., an die Schwestern von Lengefeld, an (Chn. Aug. Vulpius, 3. oder 4. Mai 1803).

Eckardt J. H., Schillers Verleger [Sal. Heinr. Karl Aug.] Michaelis. — Geb. 26. April 1768 in Hameln, Buchhändler in Neustrelitz, führte später ein abenteuerliches Leben, seit 1810 Professor der deutschen und französischen Literatur in Tübingen, seit 1817 Redakteur des ,Regierungsblattes' und des ,Württembergischen Volksfreundes' in Stuttgart, legte 1824 sein Amt nieder, zog sich nach Tübingen zurück und starb daselbst im Jahre 1844.

Hirschberg L., Goethe- und Schiller-Pamphlete von 1842. — ,Manfred und Faust' und ,Marquis Posa', zwei Gedichte aus Harro Harrings Werken (New-York 1844/6) Bd. 1 mitgeteilt.

Heft 9. Ein ungedruckter Brief von Clemens Brentano [an Joh. Geo. Zimmer, Berlin 1809 December 12]. Mitgeteilt von O. E. Richter-Welka.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der **Königlich Bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.** Philosophisch-philologische und historische Klasse.

Jahrgang 1909, 2. Abhandlung. Riezler S., Die bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen als historische Zeugnisse.

Sitzungsberichte der kgl. **böhm. Gesellschaft** der **Wissenschaften.** Histor. Klasse.

1909. Johann Ferdinand Opiz' Autobiographie. Aus seiner [handschr.] ‚Literarischen Chronik von Böheim' gezogen und mit Anmerkungen begleitet von E. Kraus. Auch in einem Sonderdruck: Prag 1909. 1.20 M. — Zu Opiz vgl. Goedeke VI. S. 716 f., dessen Bibliographie Ergänzungen erfährt. — S. 14 ff. Opiz in Wetzlar seit 1767. — Über die Literarische Chronik (im Besitze des kgl. böhm. Museums) vgl. S. 65 ff.

Sitzungsberichte der **Gelehrten Estnischen Gesellschaft.**

1908 [ausgegeben:] 1909. Schlüter W., Zur Erinnerung an Dr. Georg Schul[t]z-Bertram. — Georg Julius Schultz (Decknamen Dr. Bertram), geb. am 22. September 1808 in Reval, Doktor der Medizin seit 1836, schriftstellerisch vielseitig (auch als Erzähler, Feuilletonist und Übersetzer) tätig, † am 16. Mai 1875 in Wien. Ein Verzeichnis seiner im Druck erschienenen und Manuskript gebliebenen Schriften S. 64/73.

Abhandlungen der **Königlichen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-Historische Klasse.

Neue Folge. Band XI. Nr. 3. 1909. Wolkenhauer A., Sebastian Münsters handschriftliches Kollegienbuch aus den J. 1515/8 und seine Karten (Cod. lat. 1069 der k. Hof- u. Staatsbibl. zu München).

Nr. 4. 1909. Frensdorff F., Von und über Schlözer. — Eingang. I. Schlözers Anstellung in Göttingen. II. Schlözer als Vertreter der Statistik. III. Reisen. Beziehungen zu Österreich. IV. Briefwechsel und Staatsanzeigen. V. Schriftstücke verschiedenen Inhalts. Letzte Lebensjahre. — Mit Briefen (1763/1809) von: Schlözer an Joh. Dav. Michaelis, G. A. v. Münchhausen, J. B. Köhler, A. F. Büsching, G. Brandes, C. M. Buch, Lichtenberg, Planck, Leß, Ammon, Heyne, Reuß. — J. D. Michaelis an G. A. v. Münchhausen. — A. F. Büsching an J. D. Michaelis. — Joh. Steph. Pütter an G. A. v. Münchhausen. — G. Brandes an Heyne. — A. v. Veltheim an Michaelis.

Nachrichten von der **königlichen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.**

Philologisch-historische Klasse. 1909. Heft 1. Brecht W., Ein unbekanntes Gedicht von Wilhelm Heinse. — Vom 18ten Martii N. 2. 1774. Herkules und Hebe ‚Als Herkules mit seiner Keule Schlag'.

Heft 3. Frensdorff F., Eine Musterung deutscher Historiker aus dem J. 1776. — Briefwechsel zwischen Rijklof Michael van Goens und Johann David Michaelis; Schlözer an Michaelis (S. 355 f.).

Geschäftliche Mitteilungen. 1908. Heft 2. Leo F., Bericht über die Hallerfeier in Bern. [Enthüllung des Standbildes am 16. Oktober 1908].

1909. Heft 1. Oldenberg H., Theodor Benfey.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

171. Jahrgang. 1909. Nr. 2. Weißenfels R., Harnack: Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes. — Nr. 6. Schröder E., J. M. R. Lenz: Gesammelte Schriften hg. von Blei. 1. Band. [S. 447 ff. über den Lenzfälscher P. Th. Falck]. — Nr. 6. Rieder K., Bihlmeyer: Heinrich Seuse. — Nr. 8. Frensdorff F., Vetter: Der junge Haller.

Aus den **Veröffentlichungen** der **Oberlausitzischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Görlitz**.

1909. Steitz W., Friedrich von Uechtritz als dramatischer Dichter. Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. — Einleitung. 1. Teil. Biographie. 2. Teil. Die Dramen. Schluß. Register. — Von den Dramen bespricht der Verf. auch mehrere nur handschriftlich vorhandene: Galeazzo Sforza Herzog von Mailand. Trauerspiel, die unvollendete Neubearbeitung des Trauerspiels Spartakus, Das Ehrenschwerdt. Trauerspiel, Der Geheimerath. Tragikomödie, Das historische Gemählde. Vision — sämtlich in der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Daselbst auch vom Verf. benutzte Briefe von und an Uechtritz. — S. 19 und 21[4] aus einem Briefe Robert Reinicks an Franz Kugler (Düsseldorf 1832 Februar 6) über Uechtritz und Immermann. — S. 19 ff. Uechtritz und Immermann.

Abhandlungen der kgl. **preuß. Akademie** der **Wissenschaften**. Philosophisch-historische Classe.

Anhang. 1909. Seuffert B., Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe. VI. Die Werke von 1762—1812. 1. Chronologie. 2. Hälfte. 1783—1812. 2. Bildschmuck. 3. Verteilung der Werke auf neue Bände. Nachträge zu Prolegomena II, III und V. (Vgl. Prolegomena III, S. 49 f.). — Auch in einem Sonderdruck. Berlin 1909, G. Reimer. 4.50 M.

Sitzungsberichte der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaft**.

1909. VI. VII. Entwurf eines Wielandischen Gelegenheitsgedichtes. Mitgeteilt von E. Schmidt. — An Mylord Chesterfield (1776).

VIII. Schmidt E., Ein Skizzenbuch Otto Ludwigs. — S. 229 ff. ein bisher ganz unbekannter Urentwurf der ‚Makkabäer' (Die Maccabäerin). — S. 235/44 Beilagen (Skizzen und Pläne). — Auch in einem Sonderdrucke: Berlin 1909, G. Reimer. 1 M.

XXXVI. Ritter P., Drei neue Briefe von Leibniz. — An: Jakob Wilhelm Imhof (1696), Bossuet (1701) und Christian Wolf (1712).

Burdach K., Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa. — Auch in einem Sonderdr. Berlin 1909, G. Reimer. 50 Pf.

Abhandlungen der **königl. sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften**.

Mathematisch-physik. Klasse. 31. Band. 1909. Nr. III. Oettingen A. v., Robert Mayers wissenschaftlicher Entwicklungsgang im J. 1841.

Philologisch-historische Kasse. 27. Band. 1909. Nr. II. Lamprecht K., Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung.

Nr. VIII. Köster A., Das Bild an der Wand. Eine Untersuchung über das Wechselverhältnis zwischen Bühne und Drama.

Sitzungsberichte der **kaiserl. Akademie** der **Wissenschaften Wien**.

Philos.-histor. Klasse.

155. Band. 1908. 4. Abhandlung. Steinschneider Mor., Rangstreit-Literatur. Ein Beitrag zur vergleichenden Literatur- und Kulturgeschichte.

161. Band, 6. Abhandlung. 1908. XV. Mitteilung der Phonogramm-Archivs-Kommission. Seemüller J., Deutsche Mundarten. II.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin**.

Neue Folge. 2. 1909. Briefe von Ludwig Gottfried Blanc an Friedrich Schleiermacher [hg. von H. Meisner und E. Schmidt]. — 35 Briefe aus den Jahren 1805/23: 1805 aus Berlin, 1807/13 aus Halle, 1814 März 28 bis August 12 aus Meaux, Palaiseau, Rollinger Grund bey Luxenburg und Lützenburg, 1814 Dezember 21 und 1815 März 6 aus Halle, 1815 August 23 aus Paris, 1816/9 aus Halle, 1820 September 19 aus Giebichenstein, 1821/3 aus Halle datiert.

Mitteilungen der **literarhistorischen Gesellschaft Bonn.**

3. Jahrgang. 1908. Nr. 7. Sonderheft. Ziele und Wege deutscher Dichtung nach Äußerungen ihrer Schöpfer. Mit Beiträgen von Clara Blüthgen (C. Eysell-Kilburger), Victor Blüthgen, Ida Boy-Ed, Elisabeth Dauthendey, Hanns Heinz Ewers, Hans v. Kahlenberg [Helene Keßler, geb. v. Monbart], Otto von Leitgeb, Erich Schlaikjer, Wilhelm Schmidtbonn, Mathieu Schwann, Carl Spitteler [mit Bibliographie].

Nr. 8. Pache A., Otto Erich Hartleben. Ein kritischer Essay.

Nr. 9. 1909. Enders, Der Dramatiker Schmidtbonn.

4. Jahrgang. 1909. Nr. 1/2. Bertram E., Über den Wiener Roman I.

Nr. 3. Waldhausen A., ‚Tantris der Narr‘ [von Ernst Hardt].

Nr. 5. Morisse A. M., Clara Viebig I. Die Gestaltung des historischen Stoffes zum Kunstwerk in Clara Viebigs ‚Die Wacht am Rhein‘.

Nr. 6. Briefe von Ernst von Wildenbruch [an Berthold Litzmann] aus den Jahren 1878/80 hg. v. B. Litzmann.

Jahrbuch des **Freien Deutschen Hochstifts.**

1908. I. Aus den Lehrgängen. Windelband W., Die Wandlung des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert. — Panzer F., Richard Wagner.

II. Festvorträge. Goldstein J., Schillers Lebensproblem. — Biese A., Goethe und seine Mutter.

III. Aus den Fachabteilungen. Dechent H., Johann Valentin Andreae, ein sozialer Prophet des 17. Jahrhunderts. — Mentzel E., Auf Goethes Spuren in Malcesine.

IV. Aus dem Goethemuseum. Heuer O., Eine verschollene Goethebüste Rauchs.

Heuer O., Eine unbekannte Ossianübersetzung Goethes.

1909. Vorwort. [Zum 50jährigen Jubiläum des Hochstifts].

I. Aus den Lehrgängen. Schneegans H., Rabelais und die groteske Dichtung. — Bauer M., Franz Schubert. — Elster E., Franz Grillparzer.

III. Festvortrag. Hensel P., Schillers Ethik.

IV. Aus dem Goethemuseum. Heuer O., Johann Heinrich Ramberg als Illustrator unserer Klassiker. I. Schiller und Ramberg. — Mentzel E., Zur ersten Aufführung von ‚Kabale und Liebe‘ in Frankfurt a. M., am 13. April 1784. — Stotzingen O. Frh. v., Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar. — Hering R., Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und sein Freundeskreis.

University of **California Publications** in **Modern Philology.**

Vol. 1. 1909. No. 1 (May). Pinger W. R. R., Der junge Goethe und das Publikum [Dissertation].

Bulletin of the **University** of **Wisconsin.** No. 263. Philology and Literature Series.

Vol. 4, No. 2. November 1908. Haertel M. H., German Literature in American Magazines 1846 to 1880 [Dissertation]. — Fortführung von Goodnights Euphorion 16, 611 verzeichneter Arbeit.

Zeitschriften für Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Historische Zeitschrift.

3. Folge 7. (der ganzen Reihe 103.) Band. 1909. Heft 2. Literaturbericht. Meyer R. M., Krägelin: Heinrich Leo. 1. Teil.

Heft 3. Zwei Briefe Gneisenaus an Hardenberg [1818 September 22. 26]. Mitgeteilt von F. Meusel.

8. (104.) Band. 1909. Heft 1. Miszelle. Drei Briefe Theodor v. Sickels. Mitgeteilt von K. Heldmann. — 2 an seinen Oheim Karl Friedrich Sickel 1855 und 1858, 1 an Rudolf Haym 1900 September 5.

Historisches Jahrbuch.

XXX. Band. 1909. Heft 3. Hirn J., Zu Hormayrs Tätigkeit in Tirol 1809. — Verwertet jüngst im Münchener Staatsarchiv entdeckte Papiere Hormayrs.

Heft 4. Kleine Beiträge. Ein unbekannter Brief von [Jo.] Cochläus [an Ambrosius Catharinus, Bischof von Minori 1548 April 28]. Mitgeteilt von G. Buschbeil.

Historische Vierteljahrschrift.

XII. Jahrgang. 1909. Heft 1. Ziekursch J., Friedrich von Cölln und der Tugendbund.

Heft 3. Schybergson M. G., Heinrich Gabriel Porthan [geb. 1739, †1804], ein Vertreter der vergleichenden Geschichtsforschung im 18. Jahrhundert.

Bitterauf Th., Der Prozeß gegen Johann Philipp Palm und Konsorten 1806.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts-** und **Altertumsvereine.**

57. Jahrgang. 1909. Nr. 5/6. Wossidlo, Volkssagen über Nethra.

Nr. 9/10. Jellinghaus H., Vor- und frühgeschichtliche Spuren in nordwestdeutschen Orts- und Flurnamen.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland.

143. Band. 1909. Heft 6. Rost H., Bertha von Suttner.

144. Band. Heft 1. Johannes von Müller an Adam Müller [Berlin, 1. Jul. 1806. Mitgeteilt von Johannes Eckardt]. Zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Johannes von Müller[s] am 29. Mai 1809.

Deutsche Geschichtsblätter.

X. Band. 1909. Heft 5/6. Knaflitsch K., Die österreichisch-schlesische Geschichtschreibung im letzten Jahrzehnt.

Roth F. W. E., F(ranz) J(oseph) Bodmann, ein Fälscher der Mainzer und Rheingauer Landesgeschichte [geb. 1754].

Heft 7. Plüß A., Mitteilungen über das Archivwesen der Schweiz.

Heft 11/12. Wolf G., Archivliteratur.

Hohenzollern-Jahrbuch.

12. Jahrgang. 1908. Meusel F., Ernst Moritz Arndt und Friedrich Wilhelm IV.

Mitteilungen der **k. preußischen Archivverwaltung.** Leipzig.

11. Heft. 1908. Krusch B., Geschichte des Staatsarchivs zu Breslau.

Mitteilungen der **Zentralstelle** für **deutsche Personen-** und **Familiengeschichte.** Leipzig.

Heft 2. 1906. Bericht über die zweite Haupt-Jahresversammlung des Vereins zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte am 18. November 1905. — S. 17 ff. Bericht über G. Schmidts Vortrag: ‚Welchem Stamm entsproß Fürst Bismarck, Deutschlands erster Kanzler?'

Tille A., Genealogische Quellen.

Tille A., Leipziger Leichenpredigten. — I. Allgemeines. II. Verzeichnis der im Besitze des Vereins für die Geschichte Leipzigs befindlichen Leichenpredigten unter Anführung der darin enthaltenen genealogischen Tatsachen [1582/1728. 138 Nummern]. III. Register.

Heft 4. (o. J.). Krieg R., Alter und Bestand der Kirchenbücher im Großherzogtum Hessen.

Machholz E., Familiennachrichten aus altpreußischen Kirchenbüchern. Die Kirchenbücher der deutsch-reformierten Parochialkirche (Burgkirche) zu Königsberg i. Pr.

Heft 5. 1909. Küffner G., Die sogenannten Befehlnamen. — Hält die Benennung für falsch und schlägt als neue Bezeichnung ‚Kehrnamen' vor, ‚weil sie [diese Namen] durch Umkehrung entstanden sind'. So sei z. B. Füllekrug nicht etwa einer, der den Krug immer füllen solle, sondern einfach einer, der den Krug füllt usw. Doch seien nicht alle Familiennamen, die im ersten Teil ihrer Zusammensetzung einen Zeitwortstamm enthalten, gleich ohne weiteres den Kehrnamen zuzuweisen, sondern es sei von Fall zu Fall zu entscheiden. Nur ganz wenige Familiennamen müssen bestimmt als ‚Befehlnamen' gedeutet werden. So sei der genaue Zeitpunkt der Entstehung von ‚Bleibtreu' zweimal geschichtlich bezeugt. In beiden Fällen erhielten Juden bei der Taufe diesen Namen, der wirklich sagen sollte: Bleib (deinem neuen Glauben) treu!

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde.

XXXVIII. 1907. Nr. 1. Zu der Leichenpredigten-Sammlung des Grauen Klosters. — Arnswaldt W. C. v., Beiträge zur Vervollständigung der Goetheschen Ahnentafel.

Nr. 2. Koerner B., Jüdische Familiennamen. In Preußen neugewählt 1812 ff.

Nr. 3. Knetsch C., Neue Beiträge zu Goethes Ahnentafel.

Nr. 6. Wertner M., Zur Geschichte der Namenswandlungen.

Nr. 7. Velden A. v. den, Zu Goethes Ahnentafel.

Nr. 8. Kekule v. Stradonitz St., Über das Vorkommen der Namen Waldstein und Wallenstein im Heere Gustav Adolphs.

Nr. 9. Kiefer K., Goethesche Ahnentafeln von Grund aus neu aufgestellt und vermehrt. — Ergänzungen dazu in Nr. 11 S. 197 und Nr. 12 S. 211 f.

Nr. 11. Kekule v. Stradonitz St., Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Goethe und Werthers Lotte [die in Kiefers vorstehendem Aufsatze aufgezeigt werden].

Biographisches Jahrbuch und **Deutscher Nekrolog.**

XII. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1907. 1909. Aus dem Inhalt: Paulus Eduard, geb. 1837, Dichter, Archäologe und Kunsthistoriker (O. Güntter). — Kerner Theobald, Sohn Justinus K.s, geb. 1817, Dichter (O. Güntter). — Wertheimstein Franziska (Franzi) v., geb. 1844, im Hause ihrer Mutter verkehrten u. a. Bauernfeld, Moritz Schwind, Lenbach, Wilbrandt, Ferd. v. Saar (F. Ewart). — Rapp Wilhelm, geb. 1827, Publizist (W. Lang). — Pfister Albert v., geb. 1839, Generalmajor, Historiker (R. J. Hartmann). — Perfall Karl Frh. v., geb. 1824, Generalintendant der kgl. Theater in München, Komponist (A. Frh. v. Mensi). — Schmitthenner Adolf, geb. 1854, Erzähler (A. Geiger). — Haushofer Max, geb. 1840, Dichter und Gelehrter (A. Dreyer). — Dühr August Karl Theodor, geb. 1841, übersetzte Homer ins Niederdeutsche (H. Klenz). — Messerer-Winkler Therese, geb. 1824, Jugend- und Volksschriftstellerin (H. Holland). — Reichlin-Meldegg Adolfine Baronin v., geb. 1839, Malerin und Schriftstellerin (H. Holland). — Ney Elisabet, geb. 1830, Bildhauerin, hier zu erwähnen als das offenbare Vorbild für Gottfried Kellers ‚Dörtchen Schönfund' (H. Holland). — Zilcken Detta, geb. 1873, Schriftstellerin (F. Zilcken). — Bobertag K. Felix, geb. 1841, Literarhistoriker (M. Koch). — Lewinsky Josef, geb. 1835, Hofschauspieler (J. Minor). — Brüll Ignaz, geb. 1846, Komponist (R. Specht). — Fischer Kuno, geb. 1824, Philosoph (H. Falkenheim). — Ergänzungen und Nachträge: Bulthaupt Heinrich A., geb. 1849, † 1905, Dichter und Dramaturg (E. Ruete). — Uhl Friedrich, geb. 1825, † 1906, Romanschriftsteller, Chefredakteur der ‚Wiener Zeitung' (E. Guglia). — Kirchbach Wolfgang, geb. 1857, † 1906, Schriftsteller (H. A. Lier). — Glümer Claire v., geb. 1825, † 1906, Schriftstellerin (H. A. Lier). — Prölß K. Robert, geb. 1821, † 1906, Schriftsteller (H. A. Lier). — Totenliste 1907. Von Holleck-Weithmann.

Archiv für **Kulturgeschichte.**

VII. Band. 1909. Heft 1. Eine rätselhafte Prophezeiung auf das Jahr 1536. Mitgeteilt von O. Clemen. — Prophecei vnd wunderbarlich Pronostication, vff das 1536. jar kürtzlich gefunden zu Räterscheym im Nergaw. 4 Bl. 8⁰. Es ist eine Persiflage der im 16. Jahrhundert so zahlreichen Prognostikationen, vielleicht auch als ein Hochzeitsscherz anzusehen.

Löffler K., Die ältesten Bierbücher. — Von Placotomus (Johann Brettschneider), Abraham Werner, Heinrich Knaust.

Krücke K., Deutsche Mäßigkeitsbestrebungen und -vereine im Reformationszeitalter.

Schiffmann K., Dokumente des Aberglaubens aus Österreich ob der Enns. — I. Eine Schreckensnacht in Perg im Jahre 1566. II. Eine Geistergeschichte aus dem Jahre 1684. Nach einem Kriminalakt. III. Ein Prozeß wegen Schwarzkünstelei gegen einen böhmischen Geistlichen in Linz 1719. Nach einem Kriminalakt.

Heft 1. 2. Bruchmüller W., Das Gesetzbuch der Hallenser Pommerania 1803/5. Ein Beitrag zur Geschichte des studentischen Verbindungswesens.

Heft 2. Binz C., Zur Charakteristik des Cusanus [Nikolaus Krebs von Cues, Bischofs von Brixen, geb. 1401]. — Sein Anteil an einem Hexenprozesse.

Vierzig Briefe des Geheimen Rats Reinhold Bluhm [Blume, 1668 schwedischer Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, † 1693] an seine Braut (1654). Mitgeteilt von M. v. Redwitz.

Heft 3. Frauenstädt P., Altdeutscher Durst im Spiegel des Auslandes.

Andreae F., Das Rokoko und die Hunde.

Deutsche Erde.

8. Jahrgang. 1909. Heft 8. Kleemeier F., Die deutschamerikanische Literatur. — Auszug aus G. v. Bosses Buch ‚Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten'.

Zeitschrift des **deutschen** und **österreichischen Alpenvereins.**

39. Band. Jahrgang 1908. Hartmann J., Goethe und die Alpen.

Historische Lokal- und Provinzial-Zeitschriften.

Zeitschrift des **Aachener Geschichtsvereins.**

30. Band. 1908. Fritz A., Geschichte des Kaiser Karls-Gymnasiums in Aachen II, 1. Das reichsstädtische Marien-Gymnasium oder Marianische Lehrhaus.

31. Band. 1909. Schollen M., Gustav Vossen und seine Dichtungen. — Gustav Joseph Jakob Vossen, geb. am 30. März 1809 in Lüttich (doch siedelte die Familie schon 1814 nach Aachen über), absolvierte 1824/28 das Gymnasium, bezog die Universität Bonn, bestand 1832 sein Auskultatorexamen, wurde 1834 Referendar, 1837 Assessor beim Landgerichte in Aachen, 1845 Landgerichtsrat in Düsseldorf, 1856 Kammerpräsident, starb am 25. März 1878. Seine Gedichte in Aachener Mundart erschienen anonym, nur mit G. gezeichnet im ‚Echo der Gegenwart' 1864/5, dann als Manuskript in Überdruck unter dem Titel ‚Gedichte in Aachener Mundart von G.'; nach seinem Tode wurde eine neue durch Epigramme aus seinem Nachlaß vervollständigte Ausgabe durch den Druck hergestellt. Einige seiner plattdeutschen Gedichte wurden ins Hochdeutsche übertragen und in dem Büchlein: ‚Buntes Durcheinander in Reimen' (Aachen, F. N. Palm. 1878), sowie im ‚Echo der Gegenwart' veröffentlicht.

Kleinere Mitteilungen. Schollen M., Ein Gedicht auf die Wahl [Johann] Wespiens zum Bürgermeister der Reichsstadt Aachen im Jahre 1756. — Ge-

zeichnet ist das Gedicht F. J. H. und beginnt: ‚Auf, Musen! eilt! steht auf! die Schlafsucht werft dahin!‘

Arens E., Zur Fastrada-Sage. — Berichtigung eines Irrtums in Pauls Aufsatz ‚Zeitschrift‘ XVII, 1 ff.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich **Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Geschichtskunde zu Freiburg i. B.**

Neue Folge, Band 9 (ganze Reihe 36). 1908. Heft 4. Bastian L., Samuel Israels Glückwünschung zur Vermählung Walter Rettichs von Dachstein, gewesenen Ratsherrn zu Freiburg i. B. und Kapuziners. — Dem Abdrucke des Gedichtes voran gehen ergänzende und berichtigende Notizen zu Israels Biographie (Goedeke II² S. 391): Geboren wurde er 1577, kam 1602 oder 1603 (nicht 1599) nach Münster.

Eine schwäbische Bauernrede aus dem Jahre 1737. Mitgeteilt von A. Mannheimer. — ‚Hat uins as ander gearn, wöllt Ihr in Liab und Loyd‘ (aus dem Büchlein des Arnoldus Liberius: ‚Vollkommene Historie und Lebensbeschreibung des . . Jud Joseph Süß Oppenheimer. Franckfurt und Leipzig 1738‘).

Beck P., Kalenderregeln. — Aus dem von Joh. Georg Kern verfaßten zu Dillingen 1573 gedruckten Schreibkalender.

Fortgesetzt als:

Alemannia . . . Zugleich im Auftrage des Vereins für Volkskunde . . . ‚**Badische Heimat**‘ herausgegeben.

3. Folge. 1. (37.) Band. 1909. Heft 1. Kahle B., Hexenwesen und allerlei Aberglaube der Gegenwart.

Schmidt J., Weitere Ortsneckereien im Markgräflerland aus älterer und neuerer Zeit. — S. 33/35 ‚Die Tapferkeit im Nebel‘, aus dem Hebelkalender für 1822 abgedruckt. Vermutet als Verf. den frühern Pfarrer Carl Friedrich Mylius von Kirchen.

Holder A., Dritter Nachtrag zur ‚Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung‘. Abgeschlossen auf Ende März 1909. — Wehrhan K., Schutzbrief aus Walldürn.

Heft 2/3. Pfaff F., Elard Hugo Meyer 1837—1908. Gedenkblätter. Mit einem Bilde.

Badische Sagen. Aus Anton Birlingers Nachlaß, mitgeteilt von F. Pfaff. — 5. Das Kollmarweibchen. 6. Vom Ritter zu Schloß Warenberg, Amts Villingen im Scharzwald. Erzählung von Jos. Glatz.

Haffner O., Alemannische Ortsneckereien aus Baden. II. — Kapff R., Schwäbische Ortsneckereien.

Ein badisches Kriegslied aus dem Jahre 1815. Mitgeteilt von O. Meisinger. — ‚Als Großherzog nun hat beisammen.‘ 27×4zeilige Strophen. Aus einem geschriebenen Büchlein (1829), das einem Nikolaus Gempp aus Fischingen gehörte.

Alt-Berlin. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

1909. Nr. 1. v. Schoeler, Emanuel Geibel in Berlin 1836/38.

Alt-Frankfurt. Vierteljahrschrift für seine Geschichte und Kunst.

1. Jahrgang 1909. Heft 1. Ein Brief von Ernst Moritz Arndt an Dr. F. S. Jucho in Frankfurt a. M. 1852 [Bonn, 6ⁿ des Wintermonds]. — Mit Beigabe des Faksimiles.

Heft 2. Hohenemser P., Luftschiffahrt in Frankfurt a. M. vor hundert Jahren.

Heft 3. Jung R., Schiller und Frankfurt. — Das Grab von Goethes Vater auf dem St. Peters-Kirchhof.

Alt-Köln.

II. 1909. 1/2. Schaefer P., Kölner Schüler- und Studentenleben im 16. Jahrhundert nach dem Buche Weinsberg.

Altpreußische Monatsschrift.

46. Band. 1909. Heft 1. Tschackert P., Herzog Albrecht von Preußen als angeblich bedeutender geistlicher Liederdichter der Reformationszeit.

Heft 2. Urteile über Seb. Fr. Trescho in Briefen von Zeitgenossen an Ludw. Ernst Borowski [1761/99]. Mitgeteilt von A. Warda. — Als Ergänzung zu Sembritzkis Biographie Treschos, die (nach Warda) ,in der Schilderung von Treschos Eigenschaften fast immer nur gute Seiten hervorgehoben' hat. — Dagegen in Heft 4: Sembritzki J., Über die Beurteilung Trescho's durch Zeitgenossen, nebst Nachträgen, Trescho's literarische Tätigkeit [Mitarbeit an den ,Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens' Leipzig 1756 und 58] betreffend.

Heft 2. Spitta F., Beiträge zur Frage nach der geistlichen Dichtung des Herzogs Albrecht von Preußen. — Auch in einem Sonderdruck: Königsberg (1909). 50 Pf.

Romanowski M., Carl Leonhardt Velthusen, ein vergessener masurischer Publizist.

Heft 3. Bauer J., Schleiermachers Bewerbung um eine Predigerstelle in Königsberg [1802].

[Beilage] Rindfleisch W., Altpreußische Bibliographie für die Jahre 1905/6 usw. — Auch in einem Sonderdruck: Königsberg 1909, F. Beyer. 3 M.

Basler Zeitschrift für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

IX. Band. Heft 1. [1909]. Bernoulli C. Ch., Die Incunabeln des Basler Staatsarchivs.

Dürr E., Die Chronik des Rudolf Mad, Landschreibers von Glarus. (Dritte Fortsetzung der Chronik der Stadt Zürich).

Burckhardt P., Der Oberzunftmeister Christof Burckhardt. Ein Basler Staatsmann des XVII. Jahrhunderts.

Skutsch-Dorff S., Basel und Wesel. — Zur Entstehung des Namens Basel.

Forschungen zur **Geschichte Bayerns.**

XVI. Band. 1908. Heft 4. Einhorn K., Wirtschaftliche Reformliteratur in Bayern vor Montgelas. Eine Studie über die bayerische Wirtschaftsliteratur des 18. Jahrhunderts.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Cistercienser-Orden.**

XXX. Jahrgang. 1909. Heft 1/2. 3. 4. Mitteilungen. Rohracher F., Beda Weber, O. S. B. Ein Lebens-, Charakter- und Literaturbild. — S. 112/6 Zur Beda Weber-Literatur.

Heft 3. Gasser P. B., Lebensbild des Kunstmalers und Dichters P. Paul (vormals Josef) Obwexer O. S. B. [1828/75. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 24, 121 f.].

Zeitschrift des **Bergischen Geschichtsvereins.**

42. (der neuen Folge 32.) Band 1909. Bösken W., Ein Lied aus der Zeit des geldrischen Krieges. — Ein hübsch leytgen, dat hertzog Wilhelm van Gülich, . . . selvest gedicht und gemacket hefft up wyse van Melodie: Mach ich ungelücke nicht widerstehen ,Will Godt myn weer und wapen syn'.

Mitteilungen des **Vereines** für **Geschichte** der **Deutschen** in **Böhmen.**

XLVII. Jahrgang. 1909. Heft 4. Jelinek L., Uffo Horns dramatischer Nachlaß. — Auch in einem Sonderabzug.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.

22. Band, 1. Hälfte. 1909. Gruner J. Die Ordensverleihung an den Geheimen Rat Professor [Theodor] Schmalz 1815. — Vgl. Goedeke[2] 8, S. 134 f.

Kleine Mitteilungen. Neue Briefe Schleiermachers und Niebuhrs an Georg Reimer und Schleiermachers an E. M. Arndt [aus den Jahren 1806, 1813, 1814, 1817/9]. Mitgeteilt von E. Müsebeck.

2. Hälfte. Dreyhaus H., Der Preußische Correspondent von 1813/14 und der Anteil seiner Gründer Niebuhr und Schleiermacher. — I. Der Preußische Correspondent. II. Der Anteil Niebuhrs. III. Der Anteil Schleiermachers. IV. Das Verhältnis des Preußischen Correspondenten unter Niebuhrs und Schleiermachers Redaktion zur Zensur.

Kleine Mitteilungen. Haß M., Der älteste Berliner Adreßkalender [für 1704]. — Hoppe W., Notizen zum Kalender des Bistums Havelberg [1511]. — Droysen H., Aus den Briefen der Herzogin Charlotte von Braunschweig [I. Zur Entstehungsgeschichte der Schrift: De la littérature allemande. II. Die Herzogin und die deutsche Literatur. III. Abt Jerusalem].

‚Brandenburgia'. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 8. Wienecke F., Beiträge zum Berliner Schulwesen. — Nr. 9. Grabow, Was bedeutet der Name ‚Berlin'? — Nr. 11. Bötticher A., Neuruppinische Leichenpredigten. — Nr. 12. Wölkerling W., Lausitzer Hochzeitsbräuche. — Neue Sprüche. Gesammelt in der Mark von R. Jülicher. — Jülicher R., Bemerkenswerte Inschriften von märkischen Friedhöfen.

XVIII. Jahrgang. 1909. Nr. 1. 2. Kleine Mitteilungen [meist zur Volkskunde]. — Nr. 2. Lemke E., Die Pimpinelle in der Volkskunde. Vortrag.

Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

7. Jahrgang 1908. Meier H., Braunschweiger Bürgersöhne auf deutschen Universitäten vor Errichtung der Julius-Universität zu Helmstedt.

Braunschweigisches Magazin.

14. Band. Jahrgang 1908. Nr. 2. Frankenberg H. v., Eine Harzreise in der Biedermeierzeit. — Meine Reise von Halle nach dem Brocken in dem Jahre 1802. Zunächst für Akademisten in Halle, von C. W. Spieker. Halle 1803. J. Ch. Hendels Verlag. ‚Eine spätere Veröffentlichung desselben Verfassers ergibt, daß die Reise schon im Jahre 1800 ausgeführt wurde'. Vgl. Goedeke 6, 424.

Nr. 3. Zimmermann P., Eine Buchdruckerei in Bevern. — Begründet durch den Herzog Ferdinand Albrecht, Sohn Herzog Augusts d. J. zu Braunschweig und Lüneburg, der den Drucker Johann Heitmüller dafür gewann. Der erste Druck erschien 1677. Heitmüllers Wirksamkeit in Bevern fand im wesentlichen mit dem Jahre 1680 ihren Abschluß.

Damköhler E., Schüdderump. — Zur Geschichte und Erklärung dieses durch Wilhelm Raabes Roman bekannt gewordenen Wortes.

H. B., Zu Herzog Augusts Schachbuch. — Im Anschluß an Bertrams Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde 11. Jahrgang, Heft 10.

Nr. 5. P., Blanchards Luftreise zu Braunschweig im Jahre 1788 [August 10]. — Vgl. auch Nr. 6. S. 68 f.

Bremisches Jahrbuch.

22. Band. 1909. Entholt H., Das bremische Gymnasium von 1765 bis 1817.

Bippen W. v., Aus [Johann] Smidts [des 1857 verstorbenen bremischen Staatsmannes] Jugendzeit. Vortrag.

Bippen W. v., Smidt in der französischen Zeit. Vortrag.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte Dresdens.**

Nachtrag zum 19. Hefte. o. J. [1909]. Hantzsch V., Dresdner auf Universitäten vom 14. bis zum 17. Jahrhundert.

Dresdner Geschichtsblätter.

XVIII. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Sachsenbriefe aus der Paulskirche. Mitgeteilt von O. Richter. — Briefe an den 1875 verstorbenen Historiker Gustav Helbig von: Paul Hermann († 1862), Frankfurt 1848 August 31; Heinrich Wuttke († 1876), Frankfurt 1848 Dezember 28. 1849 Januar 20.

N. 2. 3. Rachel P., Fürstenbesuche in Dresden. I. Deutsche Kaiser. (Fortsetzung). Matthias. 1617. — Von S. 26 ff. ab wird benützt: Panegyris Caesarea, das ist: Eigentliche und klare Beschreibung der hochlöblichen prächtigen Ankunft und Einzugs des ꝛc. ꝛc. in die Churfürstl. Stadt Dresden usw. (Budissin bei Nicolao Zipsern. 1618), eine von Thomas Avenarius, damaligem Kapellmeister auf Schloß Weesenstein, in 1200 kurzen Reimpaaren verfaßte Festchronik.

Jahrbuch für **Geschichte, Sprache** und **Literatur Elsaß-Lothringens.**

XXV. Jahrgang. 1909. Jacoby A., [19] Sagen und Gebräuche aus Weitersweiler und Umgegend.

Ein elsässischer Taufbriefvers [1820/40]. Mitgeteilt von A. Jacoby.

Lotz X., Das alte Sonnwendfeuer. — S. 114 und 116 zwei Lieder mit Melodien.

Der Spaziergang nach Schiltigheim. Mitgeteilt von Th. Renaud. — Das zum Abdruck gebrachte merkwürdige Gedicht ‚Lustbarkeit und Verdruß, So ehrliche Leute In dem Spatziern Gehen nach Schiltigheim haben. An Herrn Amptmann Kempffer' (Handschrift auf der Straßburger Universitätsbibliothek), 471 Knittelverse, stammt aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und ist zweifellos von Johann Georg Schmid verfaßt. Es sei nicht unmöglich, meint der Mitteiler, daß dem ‚Spaziergang' in Goethes Faust bewußt oder unbewußt eine Erinnerung des Dichters an dieses Straßburger Reimstück zugrunde liege, das als Kuriosum in Straßburg, namentlich in akademischen Kreisen bekannt und in Abschriften vorhanden gewesen sein wird. ‚Vielleicht war es auch gedruckt und ist, wie andere Sachen von Joh. Georg Schmid, verloren gegangen.' Schmid, mit dem Zunamen der Blinde, lebte im Anfange des 18. Jahrhunderts als Rechtsgelehrter in Straßburg, schrieb noch ‚Metamorphosen des Ovid' in Prosa mit untermischten Versen (1711 erschienen. Seine einzige heute noch erhaltene gedruckte Schrift), eine Iliade in burleske Verse übersetzt (verloren) und eine Aeneide in derselben Form, die noch von Engelhardt eingesehen, aber heute nicht mehr aufgetrieben werden konnte.

Kinder-Spiel | oder Spiegel dieser Zeiten. Straßburg 1632. Mitgeteilt von H. A. Rausch. — ‚Ihr liebe Freund, ich seh jhr lacht.' Einblattdruck, aus Jakob von der Heydens Offizin.

M[artin] E., Celebritaete n-un Putzemummel von de stroßburjer Galjestrick von Anno 1820 bis 1880. — Aus Georg Ulrichs, auch für das Wörterbuch der elsässischen Mundarten benutzten Handschrift.

Nachträge zu Jahrgang 19, 30 ff. 20, 302. 24, 19 ff. 23, 163.

Koehnlein M., F. W. Ande und E. Martin, Zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten.

Martin E., Noch einmal Friederike Brion.

Übersicht über den Inhalt der Bände XIII/XXV.

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

29. Heft. 1908. Aus dem Tagebuche von Caspar Friedrich Lossius mitgeteilt von J. Biereye. — Lossius, geb. 1753, † 1817, Verfasser der noch heute gelesenen Jugendschrift ‚Gumal und Lina'. Das Tagebuch umfaßt die Zeit vom 1. Juni 1791 bis 10. April 1814. Beigegeben ist ein Bildnis von Lossius.

Erzgebirgs-Zeitung.

30. Jahrgang. 1909. Heft 1. 2. 3. 10. 11. 12. J. B., Erklärungen heimatlicher Namen. — Heft 2. Haudeck J., Lieder und Reime aus Nordwestböhmen. Gesammelt. — Heft 6. J. B., Sagen vom Hausberge bei Graslitz.

Beiträge zur **Geschichte** von Stadt und Stift **Essen.**

30. Heft. 1909. Vier Briefe von Nicolaus Kindlinger an den Pfarrer Joh. Friedr. Möller in Elsey [Essen 1799. 1800. 1801]. Nach den Originalen mitgeteilt von W. Grevel.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Beförderung** der **Geschichts-, Altertums-** und **Volkskunde** von **Freiburg,** dem **Breisgau** und den angrenzenden Landschaften.

25. Band. 1909. Hebeisen G., Die Kämpfe der politischen Parteien in Baden am Vorabend des Frühjahraufstandes von 1848.

Albert P. P., Theodor Moeglings [Allg. deutsche Biographie 22, 52/54] Tagebuch vom 10. bis 23. April 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des republikanischen Aufstands in Baden.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen. Franz H., Johann Georg Jacobi und ein Versuch zur Einführung der neuhochdeutschen Schriftsprache in die Schulsprache des Freiburger Gymnasiums am Anfang des 19. Jahrhunderts. — S. 193 ff. Abdruck von Jacobis ‚Gutächtlichem Bericht über die Einführung eines neuen deutschen Dialekts in den hiesigen Gymnasialschulen' (1807).

Friedberger Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte von Friedberg [in Hessen] und der Wetterau.

Heft 1. 1909. Müller H., Trauerfeier aus Anlaß des Todes Kaiser Josephs II. am Sonntag Palmarum 1790 in der Stadtkirche zu Friedberg.

Mitteilungen der **Vereinigung** für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung.**

Jahrgang 1908/9. Schneider M., Neue Studien zur älteren Geschichte des Gymnasiums zu Gotha.

Ehwald R., Die Druckerei auf dem Grimmenstein und der Drucker Johann Friedrichs des Mittleren.

Zeitschrift des **Vereins** für **hamburgische Geschichte.**

XIV. Band. 1909. 2. (Schluß-)Heft. Obst A., Der Beobachter an der Alster. — Dieses ‚Bürgerliche Wochenblatt zum gesellschaftlichen Nutzen und Vergnügen' wurde von dem Buchdrucker Frdr. Wilh. Chn. Meinck gegründet, kam seit 1817 heraus und ging 1852 in die ‚Morgenzeitung' über. Die ersten Nrn. redigierte Salomon Jakob Cohen, an dessen Stelle sehr bald Dr. Aug. Friedr. Jul. Knüppeln trat (vgl. 1817, Nr. 20. 27. 28). Von 1817, Nr. 27 an nannte Meinck seine Wochenschrift ‚Der Hamburger Beobachter'. Der bisherige Debiteur aber (Garms Erben: Inhaber Brünot, später E. C. Langhans) setzte unter Cohens Redaktion den ‚Beobachter an der Alster' weiter fort. Dieses Konkurrenzblatt des Hamburger Beobachters, mit dem es in Fehde lag, erschien bis 25. Juni 1819, von da ab unter dem Titel Bonaventurus (später mit dem Untertitel: oder der Hamburger Briefträger). Wann es eingegangen ist, läßt sich nicht feststellen. Das Exemplar des Hamburgischen Staatsarchivs reicht bis zum 17. März 1820. Doch erwähnt der Hamburger Beobachter noch in seiner Nr. 33 von 1820, daß der Bonaventurus vom Buchdrucker Langhans herausgegeben werde.

Mitteilungen des **Vereins** für **hamburgische Geschichte.**

28. Jahrgang. 1908. Band X. Heft 1. Nr. 6. 7. Hamburgensien aus dem 177. Jahrgange des Hamburgischen Correspondenten, dem 116. Jahrgange der Hamburger Nachrichten und dem 79. Jahrgange des Hamburger Fremdenblatts 1907.

Nr. 9. Ferber R., Das Volksbuch vom Dr. Faust. Hamburg [gedr. bei Heinrich Binder] 1587. — Weist ein zweites gleichfalls defektes Exemplar dieses Hamburger Nachdruckes nach.

Hannoversche Geschichtsblätter.

12. Jahrgang. 1909. Heft 2. Deichert H., Wissenschaftliche und volkstümliche Heilkunst im 16. Jahrhundert. Eine kulturhistorische Studie.

Mußmann A., Das plattdeutsche Schrifttum in der hannoverschen Stadtbibliothek. — Auch in einem Sonderdr.: Hannover 1909, Geibel. 60 Pf.

Heft 3. Stillcke F., Gassendeutsch. Blicke in die Volkssprache Niedersachsens.

Heft 4. Coers G. Ch., Spoikegeschichten [Gespenster- und Hexengeschichten]. Dem Volksmunde abgelauscht und in der Mundart des östlichen Teiles des Stiftes Hildesheim nacherzählt. Ein Beitrag zur Kenntnis des heimischen Volksglaubens. Mit einer Einleitung.

Fünfter Nachtrag zum Kataloge der Stadtbibliothek.

Hannoverland. Monatsschrift.

Jahrgang 1909. Heft 1. Kutscher A., Ein vergessener hannoverscher Dichter [Paul Gtli. Werlhof].

Heft 10/12. Deetjen W., Aus den Jugendbriefen Karl Immermanns. — An Bernhard Rudolf Abeken: 1822 December 31 (mit einem Urteil über H. v. Kleist); (1823) April 21. Jun. 28; ohne Datum (offenbar 2. Hälfte des August 1823); 1824 October 1; 1825 März 17 (aus diesem Briefe geht hervor, daß Immermann selbst und nicht die Gräfin Ahlefeldt, Übersetzer des Scottschen ‚Ivanhoe' 1826 ist. Wahrscheinlich hat ihn die Gräfin dabei unterstützt); 1826 April 12. — S. 271 macht Deetjen auf eine von der Forschung bisher übersehene Rezension Immermanns über ‚Tiecks Mährchen und Zaubergeschichten' aufmerksam, die in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1825 Bd. 2, Sp. 175 (—m— unterzeichnet) abgedruckt ist.

Heft 12. Karina A., Georg Schulze der Sänger des Oberharzes. — Dialektdichter, geb. 1807, † 1866. S. 276/8 Briefe an Schulze von Wilhelm Grimm 1836/42. Schulze hatte Schuppius und Gellert zum Exzerpieren für das Deutsche Wörterbuch übernommen.

Hansische Geschichtsblätter.

Jahrgang 1909. Heft 2. Wohlwill A., Karl von Villers und die Hansestädte, insbesondere während der Hamburger Konferenzen vom Herbst 1809.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

42. Jahrgang. 1909. Heft 2. Straßburger, Die alten Namen der Straßen, Plätze und Gebäude, eine Quelle zur Geschichte unserer Stadt. Vortrag.

Neue Heidelberger Jahrbücher.

XVI. Band. 1909. Heft 1. Aus und zu Briefen von Henriette Feuerbach an C. Schmitt (-Blank). Von C. Lang. — Der Adressat Carl Schmitt-Blank, geb. 1824, † 1880, Philologe, Schulmann und Dichter, war 1849/53 Lehrer am Freiburger Lyzeum, verkehrte im Hause Anselm Feuerbachs, des Freiburger Archäologen († 1851), Vaters des berühmten Malers gleichen Namens, und erwies dessen Wittwe Henriette manche werktätige Freundlichkeit.

Archiv für **hessische Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. VI. Band. 1909. Zimmermann E. [W.], Das Alsfelder Passionsspiel und die Wetterauer Spielgruppe. — Einleitung — I. Teil. Die historischen Nachrichten von Aufführungen biblischer Stoffe in Frankfurt und Hessen. — II. Teil. Neue Funde zur Aufhellung des Alsfelder und Friedberger Spieltextes. 1. Drei Einzelrollen des Alsfelder Spieles. 2. Die Bilder von der Passion Christi in den Stadtkirchen von Friedberg und Alsfeld. — III. Teil. Das Alsfelder Passionsspiel und das Friedberger Fronleichnamsspiel in

ihrem Verhältnis zu den mittelalterlichen Dramen vom Leiden Christi, insbesondere ihre Stellung in der Frankfurter Spielgruppe. 1. Kapitel: Das Alsfelder Passionsspiel bis zu seinem Zusammengehen mit dem Friedberger Spiel. 2. Kapitel: Vom Auftreten der Maria Magdalena bis zum Schluß des ersten Spieltages. 3. Kapitel: Die Aufführungen des zweiten Spieltages. 4. Kapitel: Die Szenen des letzten Spieltages. 5. Kapitel: Die Einleitung des Alsfelder Passionsspieles. 6. Kapitel: Die Erweiterungen des Alsfelder Spieles. 7. Kapitel: Die Disputation im Alsfelder Passionsspiel. — IV. Teil. Das Friedberger Spiel [Rekonstruktion des Textes S. 172/203].

Bauch G., Ein Satyrvorspiel zur Gründung der Ludoviciana. — Über Jonas Milde (Melideus, geb. 1585 in Sagan, 1628 Rektor der Stadtschule in Striegau) und seinen Streit mit den Gießenern.

Quartalblätter des Historischen Vereins für das **Großherzogtum Hessen.**

IV. Band. 1908. Nr. 9. Beiträge zur hessischen Familiengeschichte. 3. Schmitt K. R., Die Vorfahren des Magisters und Literaten F. Ch. H. Laukhard.

[Beilage]. Esselborn K., Sachregister zu den Jahrgängen 1846/60 der periodischen Blätter der Geschichts- und Altertumsvereine und 1861/90 der Quartalblätter des Histor. Ver. f. d. Großherzogtum Hessen. Darmstadt 1908.

Hessenland. Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

23. Jahrgang. 1909. Nr. 5. Bock A., Eine Erinnerung an Gustav Freytag.

Nr. 9. 10. Rubensohn M., Ernst Koch-Funde. — Verzeichnet, mit Abdruck kleiner Proben, Kochs Beiträge in den ‚Kasselschen Blättern für Geist und Herz' (deren 1. Nr. am 14. Oktober 1831 erschien) und in den ‚Wöchentlichen Unterhaltungen des Verfassungsfreundes' (1831), die Koch unter dem Decknamen ‚Candidat der Rechte Leonhard Emil Hubert' veröffentlichte.

Nr. 18. Koppen A., Eine kleine Begebenheit aus der Jugendzeit Franz Dingelstedts.

Nr. 19. Siebert, Ein bisher unbekannter Brief Dingelstedts.

19. Jahrbuch des **Deutschen Gebirgsvereines** für das **Jeschken- und Isergebirge.**

1909. Hübler F., Wenzel Zacharias Ressel. Ein Lebensbild. — Lehrer, Gelehrter und Schriftsteller, geb. am 28. September 1809 in Reichenberg, † am 9. September 1886. — S. 55/60 Ressel als Dichter.

Becker E., Der [Theodor] Körner-Denkstein auf der Tafelfichte.

Carinthia I. **Mitteilungen** des **Geschichtsvereines** für **Kärnten.**

29. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Pogatschnigg V., Etymologische Sagen aus Kärnten. Ein Beitrag zur kärntnischen Orts- und Volkskunde. — 8. Steinfeld.

Nr. 2/5 (Festnummern zur Jahrhundertfeier der Kärntner Landesverteidigung. 1797. 1809. 1813). Aus dem Inhalt: Wutte M., Peter II. Graf von Goëß und seine Beziehungen zu Kärnten (1795/1806): S. 79 Abdruck eines ihm bei seinem Abschiede gewidmeten Gedichtes von einem Unbekannten ‚Bewundert, Kärntner, euren Patrioten'.

Drei Flugschriften. — 1. Argumentum ad hominem oder Aufruf eines Gerichtsherrn, und Gutsbesitzers in Kärnten an seine Untertanen zur allgemeinen Landeswehre im Jahre 1808. Von Franz Josef Graf Enzenberg † 1821 ‚Auf Nachbar Veit! verlaß die Keusche und den Pflug' [Goedeke² 6, 682 nachzutragen]. 2. Landwehrs-Lied der Kärntner ‚Der Kaiser ruft, die Fahne weht'. 3. Anrede des Fürstbischofs von Gurk an die kärntnerische Landwehre.

Nr. 6 Hann F. G., Adolf Ritter von Tschabuschnigg. (Geb. 20. Juli 1809 zu Klagenfurt, † 1. November 1877 zu Wien). Sein Lebensgang, sein Dichten und politisches Wirken. Zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag. (Mit 2 Abbildungen).

Ortner M., Ein neu entdeckter Kärntner Dichter [A. F. ‚Zwote' = A. W. v. Edling. Rekapituliert die Notizen Euphorion 15, 680 und 16, 672 gegen Ende].

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichts-** und **Altertumskunde** zu **Kahla** und **Roda**.

7. Band. 1909. Heft 1. Ammer P., Der Drachenglaube im Altenburger Kreise[1]). — [1]) Dieser Glaube ist in ganz Thüringen und darüber hinaus verbreitet.

Carniola. Zeitschrift für Heimatkunde. Hg. vom Musealverein für **Krain.**

2. Jahrgang. 1909. Heft 1/2. Lokar, Sauer: Aus Jacob Grimms Briefwechsel mit slavischen Gelehrten. — S. 65 wird ein Brief Grimms an E. H. Costa (Berlin 29. december 1858) abgedruckt. Er stand ursprünglich in den Mitteilungen des historischen Vereins für Krain 1858 S. 100 und ist verschieden von dem von Sauer mitgeteilten.

Neues Lausitzisches Magazin.

85. Band. 1909. Koch E., Moskowiter in der Oberlausitz und M. Bartholomäus Scultetus in Görlitz. Kulturbilder aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Schriften des **Vereins** für die **Geschichte Leipzigs.**

IX. Band. 1909. Mangner E., Die letzte Leipziger Winkelschule.

Bruchmüller W., Der Leipziger Student im Zeitalter des Pennalismus.

Mangner E., Aus der Zeit des russischen Gouvernements. — S. 104 aus einem lateinischen Carmen Prof. Gottfr. Hermanns.

Müller R., Der Banner der freiwilligen Sachsen in den Jahren 1813/15. — S. 119 f. Aus Liedern von Emil Reiniger und Wilh. Traug. Krug (1813).

Wörner E., Leipzig in den Jahren 1848 und 1849. (Zwei Vorträge).

Mitteilungen des **Geschichts-** und **Altertumsvereins** zu **Leisnig.**

XIII. Schöpf W., D. Zacharias Rivander (Bachmann). Sein Leben und seine Komödie Lutherus redivivus.

Mitteilungen aus der **lippischen Geschichte** und **Landeskunde**.

VI. 1908 Wehrhan K., Die Rektoren der Blomberger Rektorschule in den letzten drei Jahrhunderten.

VII. 1909. Weerth W., Das Leben des Grafen Friedrich Adolph zur Lippe bis zu seiner Thronbesteigung. 1667—1697.

Kleine Mitteilungen. v. M., Marionettenspiele in Lippe [1744 usw.]. — Dr. Kg., Ein Brief Paul Gerhardts an die Gräfin Maria Magdalena zur Lippe [Berlin 1666 Juli 25].

Jahr-Buch der **Gesellschaft** für **lothringische Geschichte** und **Altertumskunde.**

20. Jahrgang. 1908. Rörig F., Gesamtregister der in den Jahrgängen 1902/8 des Jahrbuchs für lothringische Geschichte und Altertumskunde veröffentlichten Aufsätze und Mitteilungen.

Keune J. B., Nachträge und Berichtigungen zum Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge I/XIII (Jahrbuch XIII, S. 500 ff.).

Zeitschrift des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

11. Band. 1909. Heft 1/2. Praetorius F., Das niedere Schulwesen Lübecks im 17. und 18. Jahrhundert.

Heft 3. Hoffmann M., Die Straßen[-Namen] der Stadt Lübeck.

Zeitschrift des **Mährischen Landesmuseums.**

IX. Band. 1909. Heft 1. Münz B., Robert von Zimmermann.

Zeitschrift des **Deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.**

13. Jahrgang. 1909. Heft 1/2. Bretholz B., Theodor v. Sickel. Geb. 18. Dez. 1826, gest. 21. April 1908. Vortrag.

Geschichts-Blätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

44. Jahrgang. 1809. Heft 2. Ein Schmähgedicht von 1580. Mitgeteilt von G. Liebe. — Lied so auff Dr. Coltman gemacht ,Wen Ich mocht euren Willen an'. 38×8 zeilige Strophen. Die Veranlassung zu dem Gedichte gab die streitige Abtswahl im Kloster Ammensleben 1579 beim Tode des Abtes Heinrich.

Andreae F., Die Heermesse zu Magdeburg. Ein komisch oder scherzhaftes Gedicht. (Mit einleitenden Bemerkungen über die komische Epopöe im 18. Jahrhundert). — Dies scherzhafte oder komische Heldengedicht in drey Gesängen erschien anonym im Jahre 1772 (Magdeburg. Gedruckt mit Güntherschen Schriften). Verfasser war der 1731 zu Magdeburg geborene August Christoph Meinecke (Goedeke IV³. S. 129). Andreae analysiert das Werk und gibt Proben.

Jahresbericht für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1909. Sitzung am 11. Februar. Heinemann sprach über ,Eine verschollene Magdeburgische Monatsschrift', die H. L. Lehmann redigierte: ,Die reisenden Brüder' oder ,Der Beobachter an der Elbe' (1800/1806). Vgl. Goedeke² 5, 536.

Mannheimer Geschichtsblätter.

X. Jahrggang. 1909. Nr. 3. Huffschmid O., Der Dichter Graf von Platen in Mannheim. — Bloßer Abdruck der einschlägigen Stellen aus Platens Tagebüchern (1815).

Nr. 4. Joh. Philipp Zeller, der Begründer des Mannheimer Altertumsvereins [geb. 1824, † 1862]. — 1863 erschienen in Mannheim bei Tob. Löffler seine Dichtungen in pfälzer Mundart ,D'r Vetter aus d'r Palz', deren biographisches Vorwort zum Abdruck gelangt. Sp. 80 f. genealogische Notizen.

Nr. 5. Funck H., Lavaters Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Mannheim im Jahre 1774.

Miscellen. Ein Schreiben des Schauspielers David Beil an den Intendanten v. Dalberg [aus dem Ende der 1780er Jahre].

Nr. 11. Walter F., Beziehungen Schillers zu dem Mannheimer Kupferstecher Heinrich Sintzenich.

Walter F., Eine Operettendichtung Schillers? — „Die Luftbälle oder der Liebhaber à la Montgolfier, komische Operett in zwey Aufzügen von Bretzner. Die Musick von F[erdinand] Fränz(e)l." Aufgeführt in Mannheim am 15. April 1787. Die Partitur hat sich in der Mannheimer Theaterbibliothek vorgefunden. Walter bringt den Text der Gesänge Sp. 228/34 zum Abdruck. Die Frage nach der Verfasserschaft läßt er offen.

Walter F., Aufführungsrecht und Nachdruck zur Zeit Schillers.

Miscellen. Zur Frage der Mannheimer Schillerwohnungen. — Der Theaterzettel der ersten Räuberaufführung. — Die Kosten des [am 10. November 1862 enthüllten] Mannheimer Schillerdenkmals.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu **Eisleben.**

23. Jahrgang. 1909. Denkwürdigkeiten des Pfarrers Christoph Mallinus von Dankerode (Süd-Harz). Mitgeteilt von K. Nennewitz. — Mallinus, geb. 1641, † 1709. Das aus seinen Aufzeichnungen mitgeteilte umfaßt die Jahre 1680 bis 1705. S. 63 f. zum Jahre 1704 ein ,Schluß-Wunsch' in gereimten Alexandrinern.

Größler H., Das Werden der Stadt Eisleben. Fünfter Teil. Ein Beitrag zur Heimatkunde.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.**

74. Jahrgang. 1909. Briefe aus den Kriegsjahren 1812/5. Mitgeteilt von K. Elsner v. Gronow. — Verfasser der Briefe ist in der Hauptsache Franz Christian Lorenz Karsten (geb. 1751, † 1828), gerichtet sind sie an Julie Elsner, geb. Rosenstiel.

Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Altertumsvereins für **Mühlhausen i. Thür.** und **Umgegend.**

X. Jahrgang. 1909/10. Kleine Mitteilungen. Jordan, Eine vergessene Schrift über Thomas Münzer [von Martin Rinckhard: ‚Monetarius, opusculum comico-poeticum'. So nennt ers in einem vom 24. April 1625 datierten Schreiben, von dem ein Bruchstück abgedruckt wird].

Zeitschrift für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde (Münster).**

66. Band. 1908. 1. Abteilung (Münster). Bitter H., Der monsterschen ketter bichtbock. Eine Satire aus der Wiedertäuferzeit. — Ungedruckt, nur in einer 1754 von Adam Scheffer geschriebenen Handschrift erhalten, auf der Hermann Kerssenbrock († 1585) als Verfasser genannt wird. Bitter weist nach, daß kein Grund vorliegt, diese Angabe in Zweifel zu ziehen. — Auch als Dissertation. Münster 1908. 8.

Knebel K., Das Mindener Sonntagsblatt (1817—53). Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Geisteslebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Das Sonntagsblatt, eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen . . Minden. In Druck und Verlag bei Georg Wilhelm Eßmann. Die 1. Nummer erschien am 1. Januar 1817. Der eigentliche Gründer und Besitzer des Blattes war der kurz zuvor nach Minden versetzte preußische Regierungsrat Freiherr Leopold von Hohenhausen (1779 bis 1848), Gatte der Dichterin Elise von Hohenhausen; im September 1817 übernahm Nikolaus Meyer (Goedeke 7, 336 f.), der mit Goethe und dessen Frau befreundete Arzt und Dichter, die Redaktion. Aus der Zahl der Mitarbeiter seien hervorgehoben: Goethe (1829 Stück 25 ‚Willst Du Dir ein gut Leben zimmern'; 1850 Blatt 33 Frau J. v. P. = Werke W. A. I. 4, 301; das ebenda S. 369 unter den Goethe zugeschriebenen Gedichten zweifelhaften Ursprungs verzeichnete ‚Der neugeborene Eros' steht im Sonntagsblatt 1830 Stück 45 und stammt von Amalie von Helvig geb. Imhoff), Kanzler von Müller, Vulpius, Georg Christoph Lichtenberg (Briefe an den Landbaumeister Hollenberg: 1823. 1837. 1838. 1839. Sämtlich wiederholt in Leitzmann-Schüddekopfs Briefausgabe), Frhr. Karl von Münchhausen (1819. 1824), Wilhelm Smets, Hoffmannn von Fallersleben (fünf ‚Alemannische Gedichte': 1821. Das in die 5. Ausgabe der ‚Alemannischen Gedichte' 1843 nicht aufgenommene wird in der ‚Zeitschrift' S. 114 neu gedruckt), Heinrich Heine (1821), Elise von Hohenhausen (aus dem Jahrgang 1851 werden S. 117 f. der ‚Zeitschrift' zwei von ihr aus Tennysons ‚In Memoriam' übersetzte Lieder abgedruckt), Helmine von Chezy, Wilhelm Hensel (Griechenfeuer: 1822 Stück 1. Wiederholt ‚Zeitschrift' S. 120 f.), Grabbe (wird im Jahrgang 1836 Stück 52 als Mitarbeiter erwähnt; die Beiträge konnten aber nicht festgestellt werden), Ferdinand Freiligrath (seit 1830. Vgl. ‚Zeitschrift' S. 126/32), Levin Schücking (1831 Stück 23, unterzeichnet L. S.: ‚Der Traum'. Wiederholt ‚Zeitschrift' S. 133/5. Ferner in den Jahrgängen 1832. 1838, Stück 13: Fragment aus einem ungedruckten Gedichte ‚Der arme Heinrich'. Wiederholt ‚Zeitschrift' S. 136/40), Fürst Pückler (1845 Stück 1/4), Friedrich Wilhelm Weber (auch unter dem Pseudonym Friedel; zwei seither nicht wiedergedruckte Gedichte ‚Lebensbild' und ‚Gäogonie' aus Jahrgang 1842 Nr. 14 und 18 werden S. 142/4 der ‚Zeitschrift' mitgeteilt), Friedrich Bodenstedt (1852).

67. Band. 1909. 1. Abteilung (Münster). Merx O., Zur Geschichte Bernhard **Rothmanns** und der Wiedertäuferunruhen in Münster.

Annalen des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung.**

38. Band 1908. 1909. Korf A., Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte des Dorfes Falkenstein i. T.

Metzen J., Zur Geschichte des niederen Schulwesens in der Stadt Limburg.

Aufzeichnungen des Pfarrers **Plebanus** von Miehlen aus den Jahren 1636/37. Im Auszug mitgeteilt von F. Heymach.

Zedler G., Christian Daniel **Vogel**. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Nebst einem bibliographischen Anhang von G. Müller. Mit einem Bildnis. — Vogel, nassauischer Geschichtsforscher, geb. 1789, † 1852. Er plante eine ‚Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder' (1815), aus der nichts geworden ist. Unter den mitgeteilten Briefen auch zwei von Vogel an Joh. **Weitzel** 1827 Oktober 20. November 28 (S. 307 f. 309/11). — S. 321/4 Die Literatur von und über C. D. Vogel. Zusammengestellt von G. Müller.

Mitteilungen des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung.**

12. Jahrgang. 1908. Nr. 1/4. Geisler K., Hausinschriften aus Dörfern des Amtes Herborn.

Schriften des **Vereins** für **Geschichte** der **Neumark.**

Heft XXIII. 1909. Müller P., Sagenschatz des Landes Friedeberg. — Einleitung. I. [42] Sagen und Mythen. II. Bräuche: 1. Jahreszeiten; 2. Wochentage und Tageszeiten; 3. Wetter und Gestirne; 4. Hochzeit, Ehe, Tod; 5. Zaubersprüche und Zaubermittel. Anmerkungen.

Annalen des **Historischen Vereins** für den **Niederrhein** insbesondere die alte Erzdiözese **Köln.**

87. Heft. 1909. Münch F. X., Die philosophischen Studien an der kurkölnischen Universität zu Bonn, mit besonderer Berücksichtigung der philosophischen Arbeiten Johannes **Neebs** [1767/1843]. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in den Rheinlanden am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Cardauns H., Die Beziehungen der Dichterin Annette v. **Droste** zum Rheinland. [Nach einem Vortrag].

Beiträge zur **Geschichte** des **Niederrheins.**

22. Band. (Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins 1908/9. Düsseldorf 1909). Oppermann O., Gustav **von Mevissen**. — Im Anschluß an J. Hansens 1906 erschienenes Buch über Mevissen (vgl. Euphorion 15, 367/9).

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Niedersachsen** zugleich Organ des Vereins für Geschichte und Altertümer der **Herzogtümer Bremen** und **Verden** und des **Landes Hadeln.**

Jahrgang 1909. Heft 2. Feise W., Einbeck oder Eimbeck? Eine Untersuchung über den Namen der Stadt und seine Bedeutung.

Müller G. H., Landesgeschichtliche, speziell niedersächsische Bibliographie [enthält auch eine Rezension von Löwes Bibliographie der Hannoverschen und Braunschweigischen Geschichte 1908].

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursionsklubs.**

32. Jahrgang. 1909. Heft 1. Zimmermann K. v., Volkstümliche Pflanzen- und Tiernamen. II. — Heft 2. Neder E., Zur Ortsnamenkunde. — Heft 3. Zimmermann K. v., Unsere Fremdwörter und Anderes. — Heft 4. Wenzel F., Volksbräuche in der Sommerfrische Krombach. — Neder E., Hexenprozesse in Böhmen 1680/1724.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte.

53. Band. 1908. Heft 1. Ferchl G., Bayerische Behörden und Beamte 1550—1804.

54. Band. 1909. Heft 1/2. Roth F., Zur Literaturgeschichte des Matthias Brotbeihl [1512 an der Universität zu Ingolstadt immatrikuliert, um 1518 Schulmeister in Augsburg. War Mathematiker, Astronom und Dramatiker].

Leidinger G., Literarische Jahresrundschau 1908.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.**

Neue Folge XXIV. (der ganzen Reihe 63.) Band. 1909. Heft 1. Hasenclever A., Sleidania. I. Aus Jean du Bellays Briefwechsel mit Johann Sturm und Johann Sleidan. II. Neue Mitteilungen zu Johann Sleidans Leben und Briefwechsel im Jahre 1545 vornehmlich aus dem Public Record Office zu London.

Aus dem Briefwechsel Karlsruher Gelehrter mit Friedrich Nicolai. Mitgeteilt von E. Ettlinger. — Briefe von Johann Lorenz Böckmann, Professor der Physik am Karlsruher Gymnasium, Hofdiakon August Gottlieb Preuschen, Oberbibliothekar Molter.

Heft 2. Obser K., Die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1798.

Reuß R., Zur Lebensgeschichte Johann Friedrich Simons des Straßburger Pädagogen [geb. 1751 (1791 auf S. 326 ist Druckfehler)]. — Vgl. Heft 3.

Heft 3. Renaud Th., Zur Lebensgeschichte Johann Friedrich Simons von Straßburg. — Zu Heft 2.

Baier H., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1908.

Heft 4. Teichmann W., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1908.

Oberschlesien.

7. Jahrgang. Heft 10. Januar 1909. Wahner J. G., Joseph von Eichendorffs Sterbestunde. — Sieh auch A. Nowack in Heft 2 des 8. Jahrgangs.

Heft 11. Niesel-Lessenthin Ch., Goethe in Schlesien.

Knötel H., Margarete Matthes. Eine oberschlesische Dichterin [† 1904, 27jährig].

Heft 12. Hoffmann A., Das Epigramm Goethes an die Knappschaft zu Tarnowitz. Mit einem Vorwort in eigener Sache vom Herausgeber [P. Knötel].

Brosig F., Patschkau im Sprichwort. — Fortgesetzt in Heft 2 und 3 des 8. Jahrgangs.

8. Jahrgang. 1909. Heft 2 (Mai). 3. Mücke A., Gustav Freytag als Förderer der deutschen Kultur.

Heft 4. Grieger B., Hermann Kunibert Neumann [geb. 1808, † 1875].

Heft 8. Kettner A., Am Grabe eines Halbvergessenen [August von Binzer 1793/1868].

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.**

XXX. Band. 1909. Heft 2. Das Tagebuch [1501/27, Johann] Cuspinians [des Wiener Humanisten]. Nach dem Original herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von H. Ankwicz. — Wurde bereits 1855, aber nach einer Abschrift, von Theod. v. Karajan veröffentlicht.

67. Jahres-Bericht des **Museum Francisco-Carolinum** nebst 61. Lieferung der **Beiträge** zur **Landeskunde** von **Österreich ob der Enns.**

1909. Commenda J., jun., Stelzhamer-Bibliographie. Bausteine zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters. Gesammelt und zusammengestellt.

Zeitschrift für **Geschichte** und **Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens.**

4. Jahrgang. 1908/9. Heft 2. Kettner A., Vinzenz Prießnitz und Einer vom jungen Deutschland. Ein Gedenkblatt zum 110. Geburtstage des V. Prießnitz und zum 25. Todestage Dr. Heinrich Laubes. — Nachtrag dazu S. 195.

Miszellen. Zukal J., Eine ‚Faustaufführung' zu Leobschütz (1739) und ihre Folgen. — Notiz. Nach Akten im Troppauer Landesarchiv.

Guth G., Aus der Troppauer Gymnasial-Museums-Bibliothek. — Zwei Gedichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Dazu A. Wolf in Heft 4. S. 188/91.

Heft 3. Kettner A., Bei zwei Dichtergräbern [Aug. Dan. Frh. v. Binzer. Eichendorff].

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Landeskunde** zu **Osnabrück.**

32. Band. 1907. Schirmeyer, Georg Ludwig v. Bar, ‚der beste französische Dichter Deutschlands', ein Vorbild Wielands und Freund Mösers.

Hofmann R., Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde.

33. Band. 1908 (1909 ausgegeben). Runge H., Geschichte des Osnabrücker Buchdrucks. 2. Teil [der 1. Teil erschien im 17. Bande der Mitteilungen. 1892].

Schierbaum H., Justus Mösers Stellung in den deutschen Literaturströmungen während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Mitteilungen der **Geschichts-** und **Altertumsforschenden Gesellschaft** des **Osterlandes.** (Altenburg).

12. Band. 1909. Meißner M., Etwas von Altenburgern im Auslande. — S. 16 ff. Karl Friedrich Bachmann, Philosoph, geb. 1785, † 1855. Von ihm besitzt die auf dem Titel der ‚Mitteilungen' genannte Gesellschaft eine Anzahl an ihn gerichteter Briefe bedeutender Männer, darunter zwei S. 17 f. abgedruckte von Goethe (3. Oktober 1816 und Juli 1831), W. T. Krug, Leopold Ranke, K. Leonh. Reinhold, Franz Liszt u. a. — S. 21 f. Joh. Geo. Aug. Galletti (1750 bis 1828). Von ihm erzählt Fritz Reuter in seinem ‚Unterhaltungsblatte' einige Kathederblüten.

Meißner M., Der Altenburger September-Aufruhr von 1830. — S. 50/56 Flugblätter und Pasquille (Gedichte), aus denen einiges mitgeteilt wird.

Pfälzisches Museum.

25. Jahrgang. 1908. Nr. 10/12. Becker A., Friedrich Rückert und die Pfalz.

Mitteilungen des **Altertumsvereins** zu **Plauen i. V.**

19. Jahresschrift. Beilageheft. 1908. Neupert A., Übersicht über erschienene Schriften und Aufsätze zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Vogtlandes.

Baltische Studien. Hgg. von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge Band XIII. 1909. Strecker G. F. A., Ein Besuch des Königs Friedrich Wilhelm I. in Kerstin (Kreis Kolberg-Körlin). — Dieser auf den 2. August 1731 fallende Besuch wurde in einem Gelegenheitsgedichte geschildert, das 1733 in Hamburg ‚auf Kosten guter Freunde' gedruckt wurde. Der Mitteiler benutzt aber nicht diesen Druck, sondern einen handschriftlichen Auszug daraus. Die Handschrift führt den Titel: ‚Avisarius Knittelhart berichtet an seinen guten Freund in Berlin Desiderium Neulieb, daß Ihro Kgl. Majestät in Preußen bei dem Grafen v. Manteuffel zu Kerstin am 2. August 1731 gewesen.' Der Dichter nennt sich Uhingk. „Die Kerstiner Tradition wollte den Dichter Ramler als den Verfertiger der Reimerei in Anspruch nehmen."

Pommersche Jahrbücher.

10. Band. 1909. Ulmann H., L. G. Kosegarten und E. M. Arndt als literarisch-politische Gegenfüßler i. J. 1813. Ein Vortrag.

D. Jakob Runges 'Bedenken von Gebrechen in den Kirchen und Schulen in Pommern' 1556. Eine Quelle zur Kirchenkunde der Reformationszeit. Hg. von A. Uckeley.

Prochnow G., Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1908. Mit Nachträgen für 1907.

Inhalt der ersten zehn Bände der Pommerschen Jahrbücher.

Monatsblätter. Hgg. von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

1909. Nr. 1. W[ehrmann], Ein Studenten-Stammbuch von 1796 [gehörte Johann Chn. Borck, der 1793/6 in Halle studierte].

Nr. 5. Kowalewski G., Aus einer Reisebeschreibung von 1739 ['Herrn Georg von Fürst . . curieuse Reisen durch Europa . .' Sorau, Hebold. 1739].

Nr. 7/8. Spielberg H., Johann Ernst Benno. — Geb. 1777 in Körlin, † 1848 in Köslin. Sein eigentlicher Name war Benike. Unter den Decknamen J. E. Benno und Josias Uhingk verfaßte er allerhand Gedichte, geschichtliche Schriften und Erzählungen. S. 113 ein Brief E. M. Arndts an Benno (Bonn 1845 Hornung 1).

Nr. 11. [Karl] Loewe-Briefe [1824]. Mitgeteilt von W. Steffens.

Zeitschrift der **Historischen Gesellschaft** für die **Provinz Posen.**

23. Jahrgang. 1908. 1. Halbband. Horn E., Die katholisch-polnische Universitätspolitik Preußens vor hundert Jahren.

24. Jahrgang. 1909. 1. Halbband. Wotschke Th., Das evangelische Provinzialgymnasium zu Bojanowo. Ein Beitrag zur Posener Kirchen-, Schul- und Literaturgeschichte.

Historische Monatsblätter für die **Provinz Posen.**

IX. Jahrgang. 1908. Nr. 2. Wotschke Th, Die Posener Verwandten des St. Gallener Reformators und Geschichtsschreibers Joachim Vadian.

Nr. 4. Warschauer A., Wiegendrucke aus Posener Büchersammlungen in der Universitäts-Bibliothek zu Uppsala.

Nr. 6. Collmann O., Eine literarische Fehde in Meseritz. — Die Fehde erhob sich am 13. Februar 1845, als sich der Priester Czerski mit 150 Anhängern öffentlich von der römisch-katholischen Kirche lossagte und in Schneidemühl eine neue 'apostolisch-christliche' Gemeinde gründete. Abgedruckt werden Gedichte von G. (Oberlehrer Adolf Gaebel) und A. v. H—R.

Nr. 7/8 und X. Jahrgang. 1909. Heft 8/9. Minde-Pouet G., Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte im Jahre 1907 [u. 1908] nebst Nachträgen zum Jahre 1906 [u. 1907]. Deutsche und fremdländische Literatur.

Nr. 9. Laubert M., Die Schenkung des Posener Theatergebäudes an die Stadt (1825).

X. Jahrgang. 1909. Nr. 10. Wotschke Th., Der Posener Buchhändler Georg Pfennig und seine Familie.

Nr. 11. Warschauer A., Die Epochen des Hochschulgedankens in der Provinz Posen.

Reutlinger Geschichtsblätter.

XIX. Jahrgang. 1908. Nr. 1. 2. Schön Th., Die Beziehungen des Sonnenwirts [Frdr. Schwan] zu Reutlingen.

Nr. 5/6. Max von Ow's [nachmals Regierungsrat in Reutlingen, † 1845] Brautschau und Verlobung. Briefe [an seinen Vater] aus dem Jahr 1811, bearbeitet von H. H. Frh. v. Ow-Wachendorf.

Der Wanderer im Riesengebirge.

29. Jahrgang. 1909. Nr. 4. 6. 8. Nentwig, Das Zwölfer-Kränzchen in Hirschberg. Eine Jahrhundert-Erinnerung als Beitrag zur Kenntnis des geselligen Lebens in Hirschberg. — Im April 1809 in der Absicht gegründet, in Stunden heitern Ernstes des Jammers und des Elends jener Zeit der schweren Not zu vergessen, bestand es bis 1861. Eines der Mitglieder war Christian Jakob Salice-Contessa. — Aus Anlaß einer Meinungsverschiedenheit über die Art des Tafelgetränkes wurde eigens für die Kränzler gedruckt: ‚Der Schnaps'. Wettgesänge herausgegeben von unbekannten Verfassern der Anemone alpina. Sudetenstadt 1819. — Die Stanzen, mit denen Contessa im Oktober 1810 beim Beginn der Wintersitzungen das Kränzel begrüßte, erschienen in einem Sonderdruck: Der Kranz XII. Hg. vom Schriftwart (Dr. W. L. Schmidt). Sudetenstadt 1820. Einiges daraus, und andere Gedichte von Contessa und Körber werden in Nr. 6 abgedruckt. — 1817 begann man ein Unterhaltungsblatt herauszugeben: Anemone alpina. Ein Wochenblättchen zur Unterhaltung und Belehrung. In keiner Buchhandlung zu haben, sondern auf dem Kränzelmarkte. Sudetenstadt 1817. Vorhanden sind von diesem Jahrgang die Hefte 1/4, vom 5. Jahrgang 1821 nur ein Heft. Herausgeber war W. L. Schmidt. Vgl. über diesen Goedeke² IX. S. 493. — Nr. 8 S. 113 f. der Verlauf eines ‚Tunkfestes' (1832) geschildert, S. 116 einiges über die humorvollen Vorlesungen.

Nr. 6. Mende, Alte Sitten und Gebräuche aus meinem Heimatsorte Lomnitz.

Nr. 10. Hoffmann A., Professoren der neuen Breslauer Universität im Riesengebirge (Nachtrag). — Brief von Frdr. H. v. d. Hagen an L. Tieck 1822 September 19.

Nr. 12. Hoffmann A., E. T. A. Hoffmanns Briefe aus den Bergen [1819]. — Aus H. v. Müllers Ausgabe der Briefe von E. T. A. Hoffmann. — Fortgesetzt im 30. Jahrgang. 1910. Nr. 1 f.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock.

5. Band. 1909. Heft 1/2. Klatt D., Chyträus als Geschichtslehrer und Geschichtsschreiber.

Schacht W., Zur Geschichte des Rostocker Theaters (1756/91).

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde.

30. Band. 1909. Heft 1/2. Vetter P., Lutherana. 3. Luthers Stellung im Streite Jakob Schencks mit Melanchthon und Jonas 1537.

Heft 3/4. Ludwig F., Dr. Simon Simonius in Leipzig. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität von 1570 bis 1580.

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

XLIX. Vereinsjahr 1909. Vor hundert Jahren! Zeitgenössische Berichte über Ereignisse im Jahre 1809 in Stadt und Land Salzburg. Hg. und mit Anmerkungen versehen von H. Widmann.

Zwei Salzburger Bräuche. Mitgeteilt von M. Bosch. 1. Das Lad-Umtragen. 3. Das Roasgeh'n.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

43. Band. 1909. Borcherdt H. H., Beiträge zur Geschichte der Oper und des Schauspiels in Schlesien bis zum Jahre 1740. — I. Grundzüge der Entwicklungsgeschichte der Oper. II. Martin Opitz' ‚Daphne'. III. Martin Opitz' ‚Judith'. IV. Das Drama bei den Nachahmern Martin Opitzens.

Nentwig H., Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1908.

86. Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur (für 1908).

1909. Allgemeiner Bericht. Grünhagen C., Goethe in Schlesien 1790. [Vortrag].

Schlesische Geschichtsblätter.

1909. Nr. 1. Treblin M., Kindelbiertrinken und Hochzeitsfreibier. Alte schlesische Rechtsgebräuche.

Nr. 3. Stenzel H., Gneisenau und die Unruhen im Kreise Hirschberg 1798. — Mit Briefen Gneisenaus.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.**

39. Band. 1909. Boie K. und R., Die Familie Boie, Brunsbütteler Linie. Bilder aus der siebenhundertjährigen Geschichte eines Dithmarscher Geschlechtes. — S. 17/31 Nikolaus Boie (Boëtii), der Reformator Dithmarschens († 1542). Von ihm eine Bearbeitung des Lobgesanges des Zacharias (Benedict si de Here') S. 27 f.; Heinrich Christian und Ernestine Boie S. 98/100 usw.

Hille G., Vom Grafen Woldemar Friedrich von Schmettow. — Er war u. a. literarischer Helfer Schlözers; ein Brief von ihm an diesen S. 156/63.

Literaturbericht für 1908/9 erstattet von R. Fischer-Benzon.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Schwaben** und **Neuburg.**

34. Jahrgang. 1908. Freude F., Die kaiserlich Franciscische Akademie der freien Künste und Wissenschaften in Augsburg. — S. 45 ff. Freiherr von Petrasch, Präsident; Anhang. I. Die ‚Probe einer neuen Zeitung' und Petrasch's Abhandlung ‚Von der Erfindung', S. 129 ff.; II. [Benjamin Gottfried] Reuhers poetische Arbeiten S. 151 f.

Ockel H., Die lateinische Schule der Reichsstadt Nördlingen. Auf Grund der Schulordnungen dargestellt.

35. Jahrgang. 1909. Ockel H., Über die Anfänge des St. Anna-Gymnasiums in Augsburg.

Schwäbisches Archiv.

27. Jahrgang. 1909. Nr. 3. Kleinere Mitteilungen. —ck [Beck], Die Franzosen im Ries [7 noch erhaltene Strophen aus einem Volksliede von 1806, das einen unbekannten Dorfschulmeister zum Verfasser hat ‚Wir haben nichts zu wählen'].

Nr. 7. Kleinere Mitteilungen. B[e]ck, Fluglied auf Erzherzog Karls Siege im Jahre 1796 [im handschriftlichen Tagebuche des Neresheimer Benediktiners P. Nack enthalten, wahrscheinlich von einem Klostergeistlichen nach der Weise Es flog ein Gänschen über den Rhein gedichtet: ‚Es ging der Jourdan über'n Rhein'].

Nr. 11. Beck, [Friedrich] Eser in Rom und Florenz [Freund Wilh. Waiblingers. Abdruck von Briefen Esers aus Rom und Florenz 1856]. Mit dem Bildnisse Esers.

Nr. 12. Häcker O., Die [Jos. Frdr. von] Hillerische und die [Karl Gottfried von] Schillerische Chronik. Ein Beitrag zur Ellwanger Literaturgeschichte.

Archiv des **Vereines** für **siebenbürgische Landeskunde.**

Neue Folge. 36. Band. 1909. Heft 2. Scheiner A., Die Schenker Herrenmundart.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **siebenbürgische Landeskunde.**

32. Jahrgang 1909. Nr. 2. Ergänzungen und Berichtigungen zu Jos. Trauschs und Frdr. Schullers Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen.

Zeitschrift des **historischen Vereins** für **Steiermark.**

VI. Jahrgang. 1909. Heft 4. Kern A., Zur neueren Literatur über die Reformation und Gegenreformation in Innerösterreich. (Die Werke von J. Loserth).

Mayer F., Zwei Belege für die Ausbreitung der lutherischen Lehre in Steiermark im Jahre 1526.

VII. Jahrgang. Heft 1/4. 1909. Jubiläums-Festschrift zur Erinnerung an das Jahr 1809: Hafner K., Franz Josef Graf von Saurau. Mitteilungen zu seiner Biographie und zur Geschichte des Krieges von 1809.

Thiel V., Die Beziehungen des Grafen Saurau zur Grazer Landesstelle im Jahre 1809.

Neue Mitteilungen aus dem **Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen.** Im Namen des . . **Thüringisch-Sächsischen Vereins** für Erforschung des vaterländischen Altertums . . herausgegeben.

XXIV. Band. 1909. Heft 1. Die sprachliche Zugehörigkeit des Namens Pforta. 1. Boehme P., Erwiderung auf Größlers Aufsatz (Bd. XXIII, S. 342 ff. dieser Zeitschrift). — 2. Größler H., Entgegnung 2c.

Miszellen. 2. Ein Brief Johann Bugenhagens an den Kurfürsten zu Sachsen. Johann Friedrich [1536 August 29]. Mitgeteilt von F. Bode.

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.**

3. Folge. 53. Heft. 1909. Ammann H., Ein Beitrag zur Geschichte des Donatus Faetius, Chorherrn zu U. L. Frau im Kreuzgang und ersten Buchdruckers in Brixen [† 1597], mit zwei bisher unbekannten Drucken desselben.

Kleine Mitteilungen. Schissel v. Fleschenberg O., Matthisson an Hormayr [Dessau 1800 Apr. 10]. — Nach S. 186 f. stammen die unter der Chiffre W. in Streckfuß und Treitschkes Musenalmanach für 1805. S. 3. 23. 44. 53 und 117 stehenden fünf Distichen von Josef von Hormayr (Goedeke² 6, 520, nn nachzutragen).

Schissel v. Fleschenberg O., J. F. Primisser an Erzherzog Johann im Jahre 1801. (Zu Zeitschrift III 50 S. 492). — Gedicht: ‚Apollo lohnte oft die Tugend beglückter Sterblichen'.

Malfatti H., Ein Faustbild im Stubaitale. — Das Bild, eine große Kreuzigungsgruppe, auf der Vorderfront eines Bauernhauses, ist laut Sage und Inschrift vom Teufel über Auftrag des Dr. Faust gemalt; es trägt die Jahreszahl 1746.

Besprechungen. Schissel v. Fleschenberg O., Kohl: Die Tiroler Bauernhochzeit.

Forschungen und **Mitteilungen** zur **Geschichte Tirols** und **Vorarlbergs.**

VI. Jahrgang. 1909. Heft 1. Troger P. A., Christian Schneller † [1908: geb. 1831. War auch als Dichter und als Schriftsteller auf dem Gebiete der deutschen Sprache, Literaturgeschichte und der Volkskunde tätig].

Heft 3. Ein süddeutsches politisches Bauern-Quartett aus dem spanischen Erbfolgekriege [abgedruckt aus dem Schwäbischen Archiv 1908 Nr. 11. S. 169/71. Vgl. oben S. 232].

Heft 1/4. Unterkircher K., Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie 1908/9.

Ulm. Oberschwaben. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Heft 13/15. 1908/9. Bruder Felix Fabris Abhandlung von der Stadt Ulm nach der Ausgabe des literarischen Vereins in Stuttgart verdeutscht von K. D. Haßler.

Onophrius Millers Lobspruch auf Ulm 1593 nach der auf der kgl. Staatsbibliothek in München befindlichen Handschrift mitgeteilt von Greiner. — ‚Anno tausennt fünffhundert iahr | Unnd drey und neuntzige fürwahr'.

Heft 16. 1909. Greiner, Ulm und Umgebung im Bauernkrieg [1525].

Zeitschrift des **Westpreußischen Geschichtsvereins.**

Heft 51. 1909. Übersicht der in Heft 1—50 der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins enthaltenen Abhandlungen.

Mitteilungen des **Westpreußischen Geschichtsvereins.**

7. Jahrgang. 1908. Nr. 4 (1. Okt.). Günther O., Westpreußische Stammbücher der Danziger Stadtbibliothek. 5. Das Stammbuch des Erasmus Rümpler

aus Thorn 1589/95 [Rümpler oder Rumpler starb in jungen Jahren am 19. Juli 1598]. — Fortgesetzt im 8. Jahrgang. 1909. Nr. 2: 6. Das Stammbuch des Salomon Möller aus Danzig 1662/7 [Möller, Mollerus, geb. 1641 in Danzig, gest. daselbst als Pastor an der St. Johanniskirche am 19. Juni 1687]. — 7. Das Stammbuch des Mediziners Paul Wilhelm Schmidt 1708/15. — Nr. 3: Die Stammbücher von Paul Schnaase aus Danzig 1780/7 [S. 63 ein Blatt von Anna Luise Karschin ‚im Hottel Rom Berlin den 22. Aprill 1783': ‚Untter fremden Himmelsstrich', außerdem unter anderm Einzeichnungen von Philipp Carl Buttmann, Ernst Platner, Chn. Dan. Erhard, Joh. Geo. Eck, Karl Heinrich Heydenreich, Iffland, David Veil und Heinr. Beck].

Nr. 4. Günther O., Kleine Beiträge zur Volkskunde aus Danziger Hand-Handschriften [Diebs- u. a. Segen].

Mitteilungen des **Wetzlarer Geschichtsvereins.**

Heft 2. Gloël, Drei dem jungen Goethe zugeschriebene Fensterscheibeninschriften in Wetzlar.

Der Ehevertrag von Joh. Chr. Kestner und Charlotte Buff.

Vom Rhein. Monatsschrift des **Altertums-Vereins** für die **Stadt Worms.**

8. Jahrgang. 1909. Februar. Zink G., Ernst v. Wildenbruch und die Stadt Worms. Ein Nachruf aus ‚Liselottes Heimat'. — S. 10 Briefe Wildenbruchs an den Oberbürgermeister Küchler (Januar 1898) und an den Hofschauspieler Hacker-Darmstadt (März 1898).

Dezember. Zink G., Zum 100. Geburtstage eines pfälzer Dialektdichters [Karl Gottfried Nadler].

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.**

Neue Folge. XVIII. Jahrgang. 1909. Heft 2. Krauß R., D. Fr. Strauß im Jahre 1848.

Zeller J., Nachlese zu Paulus Speratus. — Sein Familiennamen war Spret (Sprät). Vgl. S. 180 f.

Heft 3. Maier G., Neues zur Schillergenealogie.

Lang W., Aus dem Reisetagebuche des Magister J. W. Camerer 1794. 1795. — Camerer, geb. 1763 in Ohnastetten, Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, † 1847. Karl Gerok hat in seinen Jugenderinnerungen (4. Auflage. S. 179) C.s Persönlichkeit geschildert. Eine 1794/5 unternommene Reise führte ihn z. B. nach Jena, wo er unter anderm Schiller (S. 345. 347 f.), Schütz, Paulus, Niethammer besuchte und eine Vorlesung Fichtes hörte (S. 349). Mit Niethammer, K. L. Woltmann und Friedr. Bielefeld fuhr er nach Weimar (S. 350 f.), traf aber Wieland, der ‚akademischer Freund und Stubengesellschafter' seines Vaters gewesen war, nicht an. In Gotha hielt er sich ein halbes Jahr lang auf und lernte dort bei Frz. Xaver v. Zach auch Adam Weishaupt kennen (S. 355 f.), ebenso später in Göttingen A. G. Kästner (S. 360 f. 366) und während eines Aufenthaltes in Hamburg Klopstock (S. 364). In Halle hörte er u. a. eine Vorlesung Reinhold Forsters (S. 367), der seine Erwartungen nicht erfüllte.

Nestle W., Götz von Berlichingen.

Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1908. (Mit Nachträgen von 1905/7).

Zeitschriften allgemeinen Inhalts.

Almanach von **Velhagen** und **Klasings Monatsheften** für 1909.

Viebig Clara, Wie ich Schriftstellerin wurde. — Litzmann B., Gestalten und Probleme in Shakespeares Römerdramen. — Heilborn E., Die Frau im modernen Drama.

Deutsche Arbeit.

VIII. Jahrgang. 1909. Heft 4 (Januar). Sauer A., Eine deutsche Nationalbibliothek. — Wukadinović Sp., Ost und West [die von Rudolf Glaser herausgegebene Zeitschrift 1837/48]. Eine literarhistorische Skizze.

Heft 5. Batka R., Richard Wagners erstes Konzert in Prag. Nach unveröffentlichten Briefen von Heinrich Porges [an seine nachmalige Gattin Mina, 1863 Januar 9 bis Feber 10].

Heft 9. Gugitz G., Ein Deutschböhme als literarischer Parteigänger der Franzosen. Franz Xav. Huber und der ‚Morgenbote'. — Gugitz ist mit einer Monographie über diesen interessanten deutschböhmischen Schriftsteller beschäftigt und bringt in seinem Aufsatze näheres bei über den im französischen und bayerischen Sinne von Chn. Frhrn. von Aretin geleiteten Morgenboten, eine Zeitschrift für die österreichischen Staaten, der 1809 erschien und es auf 3 Hefte brachte; als der Drucker wurde Jos. Feichtinger in Linz eruiert. Mitarbeiter waren außer Aretin und Huber etwa noch Wiedemann und Lindner. Auch Ludwig Wieland geriet in den (ungerechtfertigten) Verdacht, Beiträge geliefert zu haben.

Strunz C., Beiträge zu einer Lebensgeschichte des deutschböhmischen Tonkünstlers Johann Wenzel Kalliwoda (1801/66). — Mit fast durchwegs unbekanntem und hier zum erstenmal veröffentlichtem Material.

Heft 10. Schindler F. St., Bolzano als Sozialpolitiker.

Heft 11. Rychnovsky E., Heinrich Proch. — Deutschböhmischer Komponist, geb. 1809, † 1878. S. 766 ff. ein Verzeichnis der gedruckten Werke Prochs.

Heft 11. 12. Adalbert Stifters Beziehungen zu dem Maler Karl Löffler in Wien [geb. 1823, † 1905]. Nach Briefen Löfflers [an Schlossar] nebst den von Stifter an ihn gerichteten Schreiben zum ersten Male in wortgetreuem Abdrucke mitgeteilt von A. Schlossar.

Heft 12. Oppenheim S., Joseph Johann Littrow [geb. 1781, † 1840].

IX. Jahrgang. Heft 1. 1909. Hauffen A., Goethes ‚Novelle' in neuer Beleuchtung. [Im Anschluß an S. Wukadinović's Abhandlung 1909]. — König A., Volkslieder aus Reichenbergs Umgebung.

Heft 2. Steiner L., Fritz Mauthner. Zu seinem 60. Geburtstag.

Heft 3. Bettelheim A., Adalbert Stifter an Friedrich Halm (E. Frh. v. Münch-Bellinghausen): Wien 1843 Juli 30; Linz 1857 Februar 2. — Batka R., Richard Wagners Erstes Konzert in Prag. Ein Nachtrag. — Stauf v. d. March O., Ein deutsch-böhmischer Romantiker [Christian Heinrich Spieß 1755/99].

Burschenschaftliche Blätter.

23. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Haupt, Ein vergessener Dichter aus der Frühzeit der Burschenschaft. — Karl Gustav Jung (Vgl. Goedeke[2] 8, 140). Sein Gedicht ‚Blaue Nebel . .' wird in ursprünglicher Fassung mitgeteilt.

Das Blaubuch. Wochenschrift. Berlin.

4. Jahrgang 1909. Nr. 38. Pfemfert F., Theodor Fontane.

Bühne und Welt.

11. Jahrgang. Heft 1. 1908. Lublinski S., Lessings ‚Emilia Galotti'.

Heft 3/4. Stümcke H., Saphiriana und andere Allotria vom weiland Königstädtischen Theater in Berlin. Nach den Quellen mitgeteilt.

Heft 4. Stein P., Das Theater Franz Wallners (1855/68).

Heft 9. 1909. Schlossar A., Ferdinand Freiligraths politischer Prozeß zu Düsseldorf im Jahre 1848. — Mittelmann F., A. E. Brachvogel und sein ‚Narciß'.

Heft 11. Turszinsky W., Wildenbruch-Erinnerungen.

Heft 12. Klemperer V., Friedrich Spielhagen als Dramatiker und Dramaturg.

Heft 15. Stümcke H., August Wilhelm Iffland und das Berliner Kgl. Nationaltheater.

Westenholz F. Frh. v., Griselda in der Weltliteratur.
Heft 24. Wertheimer E., Adolf Bäuerle.
12. Jahrgang. Heft 3. 1909. Rullmann W., Der Theaterzettel der ‚Räuber. — Waldeck H., Schiller und das Mannheimer Hoftheater. — Krauß R., Schillers Flucht. — Dähne W., Schiller als Bühnenheld.

Daheim.
45. Jahrgang. Nr. 15. 1909. Unveröffentlichte Briefe von Ottilie Wildermuth. — Nr. 46. Höffner J., Andreas Hofer im Liede. — Nr. 50. Haarhaus J. R., Gottfried Christoph Beireis, ein gelehrter Sonderling. — Nr. 52. Höffner J., Paul Fleming. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages.
46. Jahrgang. Nr. 4. 1909. Höffner J., Wo ‚Hermann und Dorothea' spielt (Emmendingen).

Das literarische Deutsch-Österreich.
9. Jahrgang. 1909. Heft 5. Ein ungedruckter Brief von Joh. Gabr. Seidl.

Das literarische Echo.
11. Jahr. 1909. Heft 7. Witkowski G., [13] Goethe-Schriften. — Heft 8. Petsch R., Hermann Wette. — Heft 9. Schmidt E., Ernst von Wildenbruch. In memoriam. — Buchwald R., Das neue Gottsched-Buch [von E. Reichel].
Heft 10. Minde-Pouet G., [17] Kleist-Schriften. — Fontane und Bismarck. — Meinungsaustausch. Mittelmann F., Dingelstedt und sein Denkmal. [Gegen die Berechtigung eines solchen. Aus Briefen des Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay an A. E. Brachvogel 1858 f.].
Heft 11. Notizen. Fürst R., Zu Heines Aufsatz ‚Die Engländer': Erster Druck im Morgenblatt 1828 Nr. 75 f. mit mehreren Abweichungen von der Fassung in Elsters Heine-Ausgabe. — Heft 13. Zuschriften. Enders C., Ein Abschriftsteller: Herm. Graefs Broschüre ‚Schillers Romanzen usw.' ist Plagiat an A. W. Grubes ‚Ästhetischen Vorträgen' Bd. 1. (1864). Desgleichen (nach Enders Ausführung im 15. Hefte) Graefs ‚Deutsche Volkslieder' (1907) an Grubes vorerwähntem Buche. Band 2 (1866). — Heft 14. Anzeigen. Fränkel J., Vierling: Zacharias Werner: Weist dies französische Buch als teilweises Plagiat an Fränkels und Poppenbergs Werner-Dissertationen nach. — Heft 15. 16. Berger K., [19] Schiller-Schriften.
Heft 16. Enders C., Wilhelm Schmidtbonn. — Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXXIV. Wilhelm Schmidtbonn. — Krähe A., Chamisso-Forschung [Ausgaben der Werke von: Geiger; Tardel; Sydow].
Heft 17. Driesmans H., Die Prometheus-Dichtung. Dazu Heft 19. Sp. 1407/9. — Heft 19. Stoessl O., Ferdinand von Saar: Im Anschluß an Minors Gesamtausgabe der Saarschen Werke. — Heft 20. Spiero H., Julius Grosse: Im Anschluß an die Ausgewählten Werke von Grosse.
Heft 21/22. Spiero H., Der neue historische Roman. — Walzel O. F., Clemens und Sophie [Brentano. Im Anschluß an ihren Briefwechsel]. — Mahnc H., Neues von und über [Konr. Ferd.] Meyer: Schriften von J. Sadger und E. Kalischer; Briefe Meyers hg. von Frey.
Heft 23. Spiero H., Liliencron-Legenden. — Legband P., Schriften zur Theatergeschichte: Krauß, Stuttgarter Hoftheater; Sittenfeld, Breslauer Theater; Schacht, Rostocker Theater; Arnold, Bibliographie.
12. Jahr. Heft 1. 1909. Schwabe Th., J. V. Widmann. — Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXXV. J. V. Widmann. — Aus Fontanes Werdejahren: Briefe Fontanes an den Verlagsbuchhändler Wilhelm Hertz 1861/6. — Petsch R., Aus Sturm und Drang [Schriften von und über J. M. R. Lenz, usw.].
Heft 2. Zeiß K., Hebbel-Forschungen [Anzeige von 12 einschlägigen Schriften]. — Heft 3. Schiller und die deutschen Schauspieler. Eine Umfrage.

Mit Einleitung und Nachwort: Antworten von 29 Schauspielern. — Heft 4. Strecker K., Nietzsche-Literatur [4 Schriften]. — Heft 5. Meyer R. M., Eichendorffiana [5 Schriften]. — Heft 6. Geßler A., Jeremias Gotthelfs Werke [Auswahl von Bartels]. — Krähe A., Immermann [Werke hg. von Maync].

Erwinia. Monatsblatt. Straßburg.

16. Jahrgang. Nr. 8. 1909. Casper P., Gottlob Konrad Pfeffel.

17. Jahrgang. Nr. 1. Gruber K., Anregungen zur Darstellung Conrad Ferdinand Meyers.

Onze Eeuw.

1909. September. Hoogewerff, Een Nederlandsche bron van den Robinson Crusoe.

Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

16. Jahrgang. Heft 8. 1909. Bäumer G., Der Schriftsteller-Dichter (Wilh. von Polenz).

Die Gegenwart.

38. Jahrgang. 1909. Nr. 16. Hoeniger R., Ernst v. Wildenbruchs Martyrium. [Erinnerungen eines Jugendfreundes von Wildenbruch]. — Nr. 39. Jezower J., Goethe aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Eine Feststellung. — Nr. 43. Hammer W. A., Ferdinand Kürnberger. — Nr. 46. Joachimi-Dege M., Schiller und die deutschen Romantiker.

Der Gral. Monatsschrift für schöne Literatur.

3. Jahrgang. Heft 11. 1909. Korrodi E., Das literarische Leben der katholischen Schweiz. — Menghin O., Volkstümliche Andreas-Hofer-Lieder.

Die Grenzboten.

68. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Peiser G., Ein Hochzeitsschwank Friedrichs des Großen [‚Le singe de la mode']. — Nr. 3. Jentsch C., Bertha von Suttner. — Nr. 6. Wildenbruchs erster dramatischer Erfolg. — Nr. 9. Fitger E., Otto Gildemeister, Ludwig Bamberger, Alexander Meyer. — Nr. 13. Spiero H., Jakob Julius David. — Nr. 14. Groth E., Goethes Faust in englischer Bearbeitung [von Stephen Philipps und Carr]. — Nr. 21/22. Schröer A., Die deutsche Shakespeare-Übersetzung. — Nr. 23. Aus Paul Lindaus Flegeljahren. — Nr. 26. Tornius V., Karamsin und Wieland. — Nr. 34. Wustmann W., Uhlands Einfluß auf die Poesie Hebbels. — Nr. 38. Schmidt O. E., Goethe und Pestalozzi. — Nr. 39. Krieg R., Goethe als Freimaurer. — Nr. 40. Detlev v. Liliencron. — Nr. 49. Schröder L., Hermann Wette als westfälischer Dialektdichter.

Literarischer Handweiser.

46. Jahrgang. 1908. Lips B., Die Oskar von Redwitz-Literatur [Fortsetzung im 47. Jahrgang. 1909. Nr. 1. 2].

47. Jahrgang. 1909. Nr. 2. Reinhard E., Der erste Band der historisch-kritischen Eichendorffausgabe. — Nr. 12. 13. Kiesgen L., Martin Greif. — Nr. 18/19. Reinhard E., Eichendorffs Novellen ‚Aus dem Leben eines Taugenichts' und ‚Das Marmorbild'.

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein.

19. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Enking, Johann Meyer, ein heimatlicher Dichter. Schröder, Das Klaus Groth-Haus in Kiel.

Nr. 5. Schultze, Fritz Stavenhagen.

Heimgarten. Graz.

33. Jahrgang. Heft 5. 1909. Rosegger P., Robert Hamerling und mein Lehrer.

Heft 6. Franz Stelzhamer als Vorleser in Graz und seine Polemik mit den Rezensenten.

34. Jahrgang. Heft 1. 1909. Ernst O. G., Hans Hoffmann.

Hochland.

6. Jahrgang. Heft 4. 1909. Mauel J. P., Der Naturalismus Jeremias Gotthelfs. — Heft 8. Schönbach A. E., Das Nachleben Berthold Auerbachs. — Heft 12. Flaskamp Ch., Detlev von Liliencron.

7. Jahrgang. Heft 1. 1909. Spahn M., Joseph v. Görres, der Publizist und Kritiker. — Schultz F., Görres und die deutsche Dichtung. — Müller F., Die Mystik von Görres im Lichte der heutigen Forschung.

Heft 2. Cardauns H., Neues von Annette von Droste.

Hyperion. Eine Zweimonatsschrift. München.

1908/9. Heft 6. Maaßen K. G. v., Briefe von E. T. A. Hoffmann an Chamisso [und an Fouqué].

Preußische Jahrbücher.

1909. 135. Band. Heft 1. (Januar). Müller R., Zwei Briefe von E. M. Arndt.

Heft 3. (März). Falkenheim H., Ein zweiter Brief Friedrich Hebbels an Kuno Fischer [Wien 1859 Februar 11].

Opeln-Bronikowski F. v., Ecce Homo [Nietzsches].

137. Band. Heft 2. Nebe A., Goethes Erziehungsmethoden und Bildungsideale.

Heyderhoff J., Immermanns politische Anschauungen.

138. Band. Heft 2. Falkenheim H., Eine unbekannte politische Druckschrift Hegels. — Es ist die zur Ostermesse 1798 in Frankfurt a. M. bei Jäger anonym erschienene deutsche Übersetzung von J. J. Cart's ‚Lettres à B. de Muralt, trésorier du Pays de Vaud, sur le droit de ce pays etc.' (Paris 1793): Vertrauliche Briefe über das vormalige staatsrechtliche Verhältnis des Waadtlandes zur Stadt Bern.'

Simon Ph., Die Entstehungsgeschichte von Schillers Gedicht: ‚Die Künstler'.

Meyer W., Der Prozeß F. L. Jahns. (Nach ungedruckten Briefen).

Deutsche Kolonialzeitung.

Nr. 24. 1909. Gustav Freytag über Kolonialpolitik [in zwei Briefen an den Freiherrn von Maltzahn].

Die Kultur. Vierteljahrschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst.

X. Jahrgang. 1909. Heft 1. Andreas Hofer-Lieder. Mitgeteilt von E. K. Blümml.

Heft 2. Poestion J. C., Friedrich Baron de la Motte-Fouqué und Island.

Heft 4. Brenner H., Abraham a Sancta Clara.

[Franz Bernhard von] Bucholtz' [des 1838 in Wien † österreichischen Geschichtsforschers] Tagebuch aus dem Jahre 1814. Mitgeteilt von F. Menčik. — S. 444 f. Zusammentreffen Bucholtzens mit Goethe beim Baron Klemens Maria von Hügel in Frankfurt am Main 13. Oktober 1814; Gespräch Goethes mit Nanny [Marianne von Willemer?].

Die Kunst unserer Heimat. Gießen.

3. Jahrgang. 1909. Heft 4. 5. Henkelmann, Das Volkslied des Odenwaldes.

Allgemeines Literaturblatt.

18. Jahrgang. 1909, Nr. 16. Schnürer F., Muth: Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis; v. Kralik: Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart.

Nr. 24. Wegener H., Reinhard: Eichendorffstudien.

Deutsche Literaturzeitung.

XXX. Jahrgang. 1909. Nr. 1. Minor J., Ludwig: Schiller und die deutsche Nachwelt. — Nr. 2. Werner R. M., Schriften über die Technik der Erzählung. — Nr. 4. Landau P., Hille: Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes. — Nr. 6. Schmidt E., Conrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen. — Schücking L. L., Levin Schücking: Die drei Freier. Erzählung edited by O. Heller (1904): Mit Berichtigungen. — Nr. 7. Begemann W., Schneider: Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jhs. Dagegen Nr. 11 Sp. 656 f. — Nr. 9. Minor J., Des Knaben Wunderhorn. In einer Auswahl neu hgg. von P. Ernst, 3. Aufl. — Nr. 10. Meyer R. M., Goldene Klassiker-Bibliothek.

Nr. 11. Gregori F., Altmann: Heinr. Laubes Prinzip der Theaterleitung. — Nr. 12. Wiese B., Dante: Poetische Werke. Neu übertragen . . von R. Zoozmann (1908): Abgelehnt. — Nr. 13. Baumeister A., Engel: Schiller als Denker; Rubinstein: Schiller-Probleme. — Nr. 16. Werner R. M., Schmitt: Der moderne Roman: Im Ganzen ablehnend. — Nr. 17. Knetsch C., Sommer: Goethe im Lichte der Vererbungstheorie: Mit kleinen Ausstellungen. — Nr. 20. Witkowski G., Röhr: Wildenbruch als Dramatiker.

Nr. 21. Weilen A. v., Montag: Korn. von Ayrenhoff. — Nr. 22. Minor J., Cl. Brentano: Sämtliche Werke, hg. von Schüddekopf. I. Bd. — Nr. 24. Joachimi-Dege M., Danton: The Nature Sense in the Writings of Ludwig Tieck (1907). — Nr. 28. Minor J., Schmidt: Fouqué, Apel, Miltitz.

Nr. 31. Müller C. F., Meyer aus Speyer: Briefe von F. Reuter, K. Groth und Brinckman an Edu. Hobein. — N. 32. Knaake E., v. Klein: Max von Schenkendorf. — Nr. 34. Meyer R. M., Wittner: Mor. Hartmanns Leben und Werke. 2. Teil. — Nr. 35. Weizsäcker P., Ideler: Zur Sprache Wielands. — Nr. 36. Walzel O., Heinzmann: Justinus Kerner als Romantiker. — Nr. 38. Roetteken H., Senger: Der bildliche Ausdruck in den Werken H. v. Kleists. — Nr. 39. Krähe L., Eichendorff: Sämtliche Werke hg. von Kosch. 11. Band; Reinhard: Eichendorffstudien. Vgl. N. 44. Sp. 2783 ff.; Erdmann: Eichendorffs historische Trauerspiele. — Nr. 40. Harnack O., Berger: Schiller. 2. Band.

N. 41. Reich E., Franz: Der Monolog und Ibsen. — Nr. 47. Walzel O., Kalischer: Conr. Ferd. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance; Ohmann: C. F. Meyers dichterisches Schaffen. — Nr. 48. Maync H., Neue Mörike-Literatur [mit einer sehr scharfen Ablehnung von K. Fischers Mörike-Ausgabe]. — Nr. 50. Borinski K., Chn. Wernicke: Epigramme hg. von Pechel: Berichtigung im Jg. 1910. Nr. 1. Sp. 37.

Süddeutsche Monatshefte.

6. Jahrgang. 1909. Heft 1. Hofmiller J., Wedekinds autobiographische Dramen.

Heft 1. 5. 6. 7. Ganghofer Ludw., Lebenslauf eines Optimisten.

Heft 4. Schücking L. L., Annette v. Droste und Levin Schücking. Randglossen zu einigen neueren Droste-Forschungen mit Benutzung von ungedrucktem Briefmaterial.

Heft 5. Ein Brief von Friedrich Th. Vischer. — Heft 9. Hofmiller J., Nietzsches Briefe an Gast. — Heft 10. Hofmiller J., Nietzsche und seine Schwester.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

23. Jahrgang. Heft 5. 1909. Wulffen E., Kriminalpsychologie in Goethes ‚Iphigenie auf Tauris‘. — Heft 7. Hart J., Ernst v. Wildenbruch. — Heft 9. Höffner J., Goethe und Suleika.

24. Jahrgang. Heft 1. 1909. Berger K., Schiller im Wandel der Zeit.

Westermanns Monatshefte.

53. Jahrgang. 1909. Heft 6. Klemperer V., Friedrich Spielhagens Zeitromane. Zu Spielhagens 80. Geburtstag. — Spiero H., Ernst von Wildenbruch. — Heft 7. Litzmann B., Erinnerungen an Ernst von Wildenbruch. — Heft 8. Ilberg J., Das Ewig-Weibliche bei Goethe. — Heft 9. Bartels A., Fritz Stavenhagen. — Heft 12. Boerschel E., Mit Scheffel den Oberrhein herauf. — Herzog W., Kleist und Goethe.

54. Jahrgang. Heft 3. 1909. Güntter O., Schiller und seine Geburtsstadt Marbach.

Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst.

66. Jahrgang. 1909. Heft 7. Biese A., Die Dichtung Theodor Storms. — Heft 11. 12. Sprengel J. G., Heinrich von Kleist im 20. Jahrhundert.

Breslauer Akademischer Musenalmanach für das Jahr 1908. Jauer.

Taesler C., Zum Musenalmanach. Ein Essay und ein Vorwort. — Hille C., Moritz Graf Strachwitz. [Mit Bildnis].

Niedersachsen. Illustrierte Halbmonatsschrift. Bremen.

14. Jahrgang. Heft 20. 1909. Kroop W., Arthur Fitger als Dichter und Schriftsteller.

Nord und Süd.

33. Jahrgang. 1909. Heft 1. 2. 3. 4. Briefwechsel Georg und Emma Herweghs mit Ludwig Feuerbach. Mitgeteilt von V. Fleury und M. Herwegh. — Heft 2. Kienzl H., Ernst von Wildenbruch. — Heft 3. Ewers H. H., Edgar Allan Poe. — Heft 5. Schlaf J., Das Idol Hebbel. — Heft 6. Bleibtreu K., Napoleon in dichterischer Gestaltung. — Heft 9. Bornstein P., Ungedruckte Hebbel-Briefe [1851/62. An Walter von Goethe, Hofrat Marschall in Weimar]. — Falke G., Detlev von Liliencron. — Paetow W., Hans Hoffmann zum Gedächtnis.

34. Jahrgang. 1. November-Heft. 1909. Schuette M., Schiller-Bildnisse.

Deutsche Revue.

33. Jahrgang. 1909. Heft 1. Krollmann C., Drei neue Briefe von Ernst Moritz Arndt. — Heft 3. Fournier A., Wessenberg an Gentz. Österreichische Briefe von der Londoner Konferenz 1831/32. — Heft 4. 5. Thorbecke P., Aus Deutschlands Sturm- und Drangperiode. Bilder in Briefen an Gervinus, Mathy und Fr. D. Bassermann. — Heft 7. Geiger L., Zwei Berichte Adam Müllers. Aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. — Heft 8. Mayer F. A., Iffland [an Aug. Klingemann 1809 September 3] über Kotzebue. — Blum H., Ein Besuch bei Konr. Ferd. Meyer [1889 August 19].

34. Jahrgang. November 1909. Egelhaaf, Achtzehn Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Paulskirche. — Fortgesetzt in den folgenden Heften.

Neue Revue.

2. Jahrgang. 1909. Heft 14. Müller H. v., Drei Briefe von E. T. A. Hoffmann an Hitzig (1812).

Die Rheinlande. Monatsschrift.

9. Jahrgang. 1909. Heft 6. Lissauer E., Zur Charakteristik Martin Greifs. — Heft 11. Lissauer E., Hans Hopfen als Lyriker und Balladendichter.

Berner Rundschau. Halbmonatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur.

III. Jahrgang. 1909. Heft 14. Fürstenberg-Fürstenberg A. Graf zu, J. C. Lavater als Physiognom in seinen [meist ungedruckten] Briefen an Hamann, Lenz, Iselin und Sarasin. — Heft 20. Aellen H., Ein Vergessener [J. J. Romang 1830/84, mundartliche Dichter].

IV. Jahrgang. Heft 6. 1909. Kienzl H., Kotzebue in der Schweiz. — Heft 7. Beck G., Paul Fleming. — Heft 8. Zeller G., Abraham a Sancta Clara.

Deutsche Rundschau.

35. Jahrgang. Heft 4. 1909. Fester R., Schillers historische Schriften als Vorstudien des Dramatikers. — Meyer R. M., Historisch-politische Satiren.

Heft 4. 5. 6. Proelß J., Scheffel und Eggers, eine Dichterfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers.

Heft 5. Frenzel K., Friedrich Spielhagen. Zum 80. Geburtstage. — Heft 6. Suphan B., Aus Herders Ideen-Werkstatt. — Heft 7. Johannes Brahms und Philipp Spitta. Aus einem Briefwechsel. Hg. von C. Krebs.

Heft 9. Brentano H., Estrithe, eine Dichterliebe. — Geschichte von Joh. Friedr. von Cronegks Jugendliebe zu der Leipziger Kaufmannstochter Christiane Elisabeth Aschaff. Sie ist die Mutter Elise Hahns, der dritten Frau G. A. Bürgers.

Heft 11. Leitzmann A., Die Freundin Wilhelm von Humboldts [Charlotte Diede. S. 223/6 Brief von Charlotte an Wilhelm v. Humboldt (Cassel 1817 Dezember 14); S. 227/30 Briefe von Charlotte an Alex. v. Humboldt (Cassel 1846 Mai 12)]. — Kappstein Th., Otto Pfleiderer.

Heft 12. Wildenbruch-Reliquien. — I. Gottfried Keller: Wildenbruchs Gedicht An Gottfr. Keller (Bei Übersendung von ‚Vionville' und ‚Sedan'). S. 385 f.; 2 Briefe Kellers an Wildenbruch, Zürich 1876 Juli 11 und 1883 September 26. — II. Conrad Ferdinand Meyer: mit 4 Briefen Meyers an Wildenbruch 1882/7.

Hake B., Mendelssohn als Lehrer. Mit bisher ungedruckten Briefen Mendelssohns an Wilhelm Boguslawski [aus den Jahren 1823/45].

36. Jahrgang. Heft 1. 1909. Hausrath A., Zur Lebensgeschichte von David Friedrich Strauß [Im Anschluß an Th. Zieglers Buch 1908]. — Maync H., Paul Fleming. (1609/1640). Zu seinem 300. Geburtstage. — Aus Ferdinand Freiligraths Familienbriefen. [I. F. Freiligrath und Ida Melos. II. F. Freiligrath an Käthe Kroeker-Freiligrath].

Heft 2. Schmidt E., Die literarische Persönlichkeit. Rede. — Weißenfels R., Karl Bergers ‚Schiller'.

Die neue Rundschau.

20. Jahrgang. 1909. Heft 8. Handl W., Formen des Dramas. — Heft 11. Wolff E., Eine Konvertitin aus den Kreisen der Romantiker [Dorothea Schlegel].

Österreichische Rundschau.

XVIII. Band. 1909. Heft 1. (Januar). Simmel G., Fragment eines Goethe-Buches. Aus dem Kapitel über Goethe und Kant.

Freienfels R., Heinrich Mann.

Heft 4. Briefe Robert Hamerlings [1887/8] über seine satirische Dichtung ‚Homunkulus'. Mitgeteilt von [der Empfängerin dieser Briefe] Ottilie Ehlen.

Meyer R. M., Friedrich Spielhagen (geboren 24. Februar 1829).

Heft 6. Berger A. Frh. v., Ernst v. Wildenbruch.

Morold M., Ferd. von Saars sämtliche Werke [hg. von Minor]. Dazu A. Bettelheim in Bd. XIX. Heft 1. S. 72 f.

XIX. Band. Heft 2. Berger A. Frh. v., Die Fabel des Goetheschen ‚Faust'.

Brief Friedrich Nietzsches aus dem Jahre 1885 an seine Angehörigen.

Bettelheim-Gabillon H., Aus Julie Rettichs Kinderzeit. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. — Mit Bruchstücken aus K. L. Costenobles Tagebuche 1803/11.

Heft 4. Rundschau. Morold M., Saar und Milow.

XX. Band. Heft 1. Glossy K., Momentbilder aus Anno Neun. — Aus Joh. Friedr. Reichardts Vertrauten Briefen, geschrieben auf einer Reise nach Wien usw. 1808/9.

Heft 3. Stefan P., Liliencron und unser Land. — Erinnerungen.

Heft 4. Rundschau. —ss— [Glossy], Adolf v. Tschabuschnigg [1809/77].

XXI. Band. Heft 2. Briefe Ferdinand Kürnbergers [1859 f. 1865/77] an eine Freundin. Mitgeteilt von O. E. Deutsch.

Heft 3. Glossy K., Schiller und Österreich. Mit Benützung ungedruckter Briefe und Aktenstücke. — Nachdrucke Schillerscher Werke. Ansuchen der Schillerschen Nachkommen (1810. 1827 f.) um Privilegierung der Werke, die erst 1838 bewilligt wurde. Schiller-Feier in Wien 1859.

Rundschau. —o— [Glossy], Eduard Duller [1809/53].

Heft 4. Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand v. Saar. Ein Briefwechsel. (Auszug aus der Einleitung Abschnitt 1, von A. Bettelheim).

Heft 5. Schönbach A. E., Abraham a Sancta Clara.

Ungedruckte Briefe Richard Wagners [an Rob. Schnürdreher 1872 f.]. Mitgeteilt von H. Fischmann.

Die Schaubühne. Berlin.

5. Jahrgang. 1909. Nr. 36 f. Eulenberg H., Hebbels Frauen.

Schleswig-Holsteinische Rundschau für Kunst und Literatur.

3. Jahrgang. Heft 8. 1909. Römer A., John Brinckman als hochdeutscher Dichter.

Deutsches Schrifttum. Betrachtungen und Bemerkungen von Adolf Bartels.

1909. Bogen 1 (Januar). Volkstum und Schrifttum.

Der Türmer.

11. Jahrgang. Heft 5. 1909. Storck K., Ernst von Wildenbruch. — Heft 9. Benzmann H., Das Dichten des Struwwelpeter [Heinrich Hoffmann]. — Heft 12. Schneider-Weckerling M., Die Gerbermühle [Goethe und Marianne von Willemer]. — Enders C., Goethes Faust auf der modernen Bühne.

12. Jahrgang. Heft 1. 1909. Storck K., Detlev von Liliencron. — Heft 2. Maier G., Die Anfänge der Schillerfamilie in Renstal um 1400. — Heft 3. Bartsch, Abraham a Sancta Clara.

Über Land und Meer.

51. Jahrgang. 102. Band. 1909. Nr. 35. Ernst von Wolzogen, Aus meinem Leben. — Nr. 49. 50. Schapire R., Klaus Groths Briefe an Otto Speckter.

52. Jahrgang. 103. Band. Nr. 6. 1909. Gleichen-Rußwurm A. v., Intime Erinnerungen. Ein Gedenkblatt zu Schillers 150. Geburtstag. — Bayer H. G., Schiller in Württemberg. — Meyer R. M., Schiller im Ausland. — Nr. 8. Kienzl H., Ludwig Anzengruber.

Über den Wassern. Halbmonatschrift für schöne Literatur. Münster.

2. Jahrgang. 1909. Heft 15/17. Gieben J., Grabbe als Geschichtsdramatiker. — Heft 18. 19. Ettlinger M., F. W. Webers Dichterfreude an der Natur und am natürlichen Menschen.

Die Wage. (Wien).

12. Jahrgang. 1909. Nr. 41. 42. Merwin B., Gerhart Hauptmann vor dem Forum des Ästhetikers und Kriminalpsychologen.

Der neue Weg. (Berlin).

Jahrgang 1909. Heft 12/13. Reimerdes E. E., August Wilhelm Iffland. — Heft 33. Bleibtreu K., Kleist und seine Hermannsschlacht. — Heft 34. Bleibtreu K., Grabbe. — Heft 35/37. Bleibtreu K., Hebbel und seine Vorläufer. — Nr. 49. Reichel E., Gottsched als Dramaturg.

Werdandi. Monatsschrift. Leipzig.

2. Jahrgang. 1909. Heft 6. Bartels A., Deutsche Eigenart in moderner deutscher Literatur.

Das Wissen für Alle.

IX. Jahrgang. 1909. Nr. 7. Lissauer E., Das Motiv der Arbeit in den Gedichten Konrad Ferdinand Meyers. — Nr. 21. Münz B., Adolf Pichler, — Nr. 25. Hammer W. A., Vom Altwiener Theater.

Wissen und Leben. (Zürich).

2. Jahrgang. 1908/9. Heft 4/5. Kaeslin H., C. F. Meyers ‚Amulett' und die ‚Chronique du règne de Charles IX.' von Prosper Mérimée. — Ein Gelegenheitsgedicht C. F. Meyers. — Heft 6. Brief Gottfried Kellers an Maler Leemann 1845 September 16. — Heft 24. Ihringer B., Zum Verständnis von Hebbels Tragik.

Heine-Kalender für das Jahr 1910. Zu Weihnachten 1909 hgg. von Eug. Korn. Leipzig 1909, Modernes Verlagsbureau.

Xenien. Eine Monatsschrift.

Jahrgang 1909. Heft 1. Ewald O., Kant und Ibsen. — Münz B., Goethe über menschliche Irrtümer und Fehler. — Jockisch H. R., Chr. D. Grabbe als Lyriker. — Heft 2. 3. Jahn O., Goethe und [Adam Friedrich] Oeser. — Heft 2. Carniol F., Heinrich Heine, ein Requiem. Zum Todestage. — Zum Fall Nietzsche. Eine Richtigstellung. Johannes Schlaf contra Ernst A. Thiele. — Nr. 3. Friedrich P., Ernst von Wildenbruch. — Schellenberg E. L., Ricarda Huch. — Nr. 5. Hammer W. A., Schillers Ideen vor 60 Jahren. — Nr. 7. 8. Schütte E., Hölderlins Hyperion. Eine philosophisch-ästhetische Studie. — Nr. 7. 8. Reitzer H., Robert Hamerling. — Nr. 8. Grobe-Wutischky A., Adolf Schmitthenner. — Nr. 9. Babillotte A., Detlev von Liliencron. — Nr. 9. 10. Elster H. M., Richard Schaukal. Eine literarische Studie. — Nr. 9. 10. Oppeln-Bronikowski F. v., Rainer Maria Rilke.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

60. Jahrgang. 1909. Nr. 4. Koch: Richard Wagner. — Nr. 13. Michael E., Kummer: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Nr. 17. Michael E., Mitscherlich: Hebbel als Dichter der Frau [Abgelehnt]. — Nr. 28. M. K., Reichel: Gottsched. 1. Band. — Nr. 29. Conrad H., Joachimi-Dege: Deutsche Shakespeare-Probleme (1907). — N. 38. Literarische Neuigkeiten. Vermischtes. Suchier W., Grünstein: Silhouetten aus der Goethezeit, hg. [Deutet verschiedene anonym gebliebene Silhouetten]. — Nr. 39. Walzel O., Lahnstein: Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. — Nr. 40. Vallentin B., Arnold: Das moderne Drama (1907).

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland.

10. Jahrgang. 1909. Nr. 2. Hoffmann K., Ausklänge der Moderne [Lublinski. Goldschmidt]. — Bartels A., Gesamtwerke [Fontane. Grosse, Saar, Polenz, Dehmel]. — Nr. 9. Bartels F., Hebbel-Probleme [Bespricht Schriften von Walzel, Krumm, Friedrich, Schuder]. — Nr. 12. Klenz H., Fritz Reuter in der Goldenen Klassiker-Bibliothek. [Mit Ergänzungen und Berichtigungen]. — Nr. 17. Dohse R., Detlev von Liliencron †.

Die Zukunft.

17. Jahrgang. Nr. 26. 1909. Spiero H., Lagarde als Lyriker. — Nr. 49. Eulenberg H., Jean Paul.

18. Jahrgang. Nr. 12. 1909. Gurlitt C., Der Rembrandt-Deutsche [Aug. Julius Langbehn, geb. 1851, † 1907].

Zeitungen.

Augsburger Abendzeitung.
Sammler 1909. Nr. 26. Reithmaier J., Wilhelm Bauberger [Verf. der ‚Beatushöhle'].

Berliner Börsen-Courier.
1909. Nr. 215. Gensichen O. F., Wildenbruch-Erinnerungen.

Berliner Lokal-Anzeiger.
1909. Nr. 503. Kekule v. Stradonitz St., D. v. Liliencron. — Genealogisches.

Deutsche Nachrichten (Berlin).
1909. Nr. 227. Reimerdes E. E., Philipp Spitta und H. Heine.

Sonntagsbeilage zur **Nationalzeitung** (Berlin).
1909. Nr. 2. Noska E., Johanna Sebus. Zum 100. Gedenktag ihres Heldentodes.
Nr. 3. Schubert als Komponist Goethescher Dichtung.
Nr. 4. Marschner K. W., Goethe und Felix Mendelssohn.

Tägliche Rundschau (Berlin).
1909. Nr. 343. Liliencron und Klaus Groth. Mit zwei Briefen Liliencrons. Mitgeteilt von A. Römer.
Nr. 781. Freytag H., Andreas Hofer in der deutschen Dichtung.
Unterhaltungsbeilage 1909. Nr. 42. 44. Ungedruckte Briefe von Charlotte Kestner [an ihren Gatten Johann Christian K. 1790/92]. Mitgeteilt von H. Gloël.
Nr. 136/8. Schlaikjer E., Hebbel als Lyriker.
Nr. 188. Seidel H. W., Heinrich Seidel und D. v. Liliencron.
Nr. 196. Gehlsdorf H., Kleists Heldentod in der deutschen Dichtung.

Der Tag (Berlin).
1909. Nr. 27. Reuter G., Eine Erinnerungsblume auf Wildenbruchs Grab.

Berliner Tageblatt.
1909. Nr. 75. Ein Schulaufsatz [des Primaners Otto Erich] Hartlebens.
Der Zeitgeist 1908. Nr. 50. Erler H., Briefe Hebbels an Titus Ullrich und Botho von Hülsen (1857/62).
1909. Nr. 48. 49. Bettelheim A., Auerbach und Anzengruber.

Berliner Volkszeitung.
1909. Nr. 247. Kreowski E., Robert Schweichel [† 1907] als Epigrammatiker.

Berliner Zeitung am Montag.
1909. Nr. 17. Donath A., D. v. Liliencron.

Vossische Zeitung.
1908. Nr. 605. Bornstein P., Ungedruckte Briefe von F. Hebbel an Joh. Blank Gehlsen (1832 f.).
1909. Nr. 63. Hirschfeld G., Ernst von Wildenbruch.
Nr. 75. Henneberg R., Zum Todestage Lessings. — Drei Briefe: von Gleim, F. G. Jacobi und J. H. Campe an Amalie König, Lessings Stieftochter.
Nr. 249. Pniower O., Sieben Briefe Theodor Fontanes.
N. 267. Kienzl H., Kotzebues letzter Wille. — Abdruck seines Testamentes.
Nr. 323. Adler F., Bildhauer Rubek [in Ibsens ‚Wenn wir Toten erwachen' erinnert an den Meister Rubik in K. E. Eberts Ballade ‚Künstlersühne'].

Nr. 355. Klaar A., Erinnerungen an Heinrich Laube.
Nr. 385. Steig R., Ein Besuch bei Frau Bettina v. Arnim.
Nr. 403. Widmann W., Aëronautische Bühnendichtung.
Nr. 430. Schulze-Berghof P., Wie Liliencrons ‚Des Großen Kurfürsten Reitermarsch‘ entstand.
Nr. 476. Samosch S., Heinrich Heine in der Weltliteratur.
Nr. 542. Tschiedel J., Heine im Lichte italienischer Kritik.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung.**

1909. Nr. 1. 2. Rahmer S., Neue Studien zu Heinrich v. Kleist. — 5. Aus dem Liebesleben Kleists. [Julie Kunze]. — 6. Eine autobiographische Notiz Kleists [in Haymann, Dresdens Schriftsteller und Künstler. 1809]. — 7. Die erste Aufführung von ‚Der zerbrochene Krug‘ in Berlin [Charlottenburg, 4. August 1822]. — 8. Das ‚Käthchen von Heilbronn‘ im Ausland. — 9. Der erste Druck von Kleists Ode: Germania an ihre Kinder [der erste Einzeldruck ist unauffindbar. Ein Abdruck darnach in der Zeitschrift: Rußlands Triumph oder das erwachte Deutschland. 3. Heft. Deutschland 1813]. Vgl. unten Nr. 16/17.

Nr. 2. 3. Fichte und die Loge Royal York in Berlin. — Im wesentlichen Wiedergabe eines Vortrages, den Xavier Léon September 1908 in Heidelberg gehalten hat.

Nr. 3. 4. Jacobi M., Paganini in Deutschland.
Nr. 4. 5. Zabel E., Die Entwicklung Berlins als Theaterstadt.
Nr. 6. Frenzel K., Zum Gedächtnis Friedrich Schleiermachers.
Müller E., Schiller und die Freimaurer.
Nr. 7. 8. Rosenberg F., Goethes Werther in Frankreich.
Nr. 9. 10. Engel E., Charlotte von Stein.
Nr 11. 12. Engel E., Christiane Goethe.

Nr. 13. 14. Ziesemer W., Fouqués [12] Briefe an August Zeune [1811. 1812. 1817/9. 1822]. — Die Briefe sind sämtlich Volker unterzeichnet. Wenn Fouqué in dem vom 18. November 1811 datierten sagt: ‚Es sollte mich recht ärgern, wenn ein Anderer den Namen Volker in dem von Dir erwähnten Taschenbuche angenommen hätte, welches ich noch nicht gesehen habe. Doch hoffe ich, ich bin es selbst; wenigstens erinnere ich mich, ein Gedicht mit dieser Unterzeichnung irgendwohin, ich glaube an Lehr in Stuttgard eingesandt zu haben‘ — so bezieht sich dies wohl auf Kerners Poetischen Almanach für 1812, in welchem Uhland mehrere Gedichte unter dem Decknamen Volker veröffentlicht hat. In demselben Briefe nennt Fouqué als Quelle zu ‚Eginhard und Emma‘: die Chronik des Klosters Laurisheim, abgedruckt vor Bredows Ausgabe von Eginhardi vita Caroli Magni. Unter der im Briefe vom 22. Febr. 1822 erwähnten ‚Griechenschrift‘ sind Fouqués ‚Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg‘ (1822) zu verstehen. Sie müssen schon vor Mitte Januar des Jahres erschienen sein, da das Literarische Conversationsblatt bereits in Nr. 16 des Jahrganges 1822 eine Besprechung bringt.

Draeger O., Börne und die preußische Zensur. — Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin. Börnes ‚Briefe aus Paris‘ (1. 2. Teil) wurden im November 1831, der 3. und 4. Teil Januar 1833 für Preußen verboten. Die betreffenden Berichte von Geh. Legationsrat Jouffroy (1831) und Professor Heinrich Ritter (1833) werden S. 110 f. abgedruckt.

Nr. 15. Simon Ph., Schillers ‚Spaziergang unter den Linden‘ [1782].

Nr. 16. 17. Rahmer S., Neue Studien zu Heinrich v. Kleist. — Vgl. oben Nr. 1/2. — 10. Der Graf O. H. v. Loeben und Kleist [aus einem Briefe Loebens an Helm. v. Chézy 1814 Oktober 9 und aus seinem Buche: Deutsche Worte über die Ansichten der Frau v. Staël von unserer poetischen Literatur usw. 1814]. — 11. [Heinrich] Joseph von Collin über Kleist [in einem nicht datierten Briefe an den Buchhändler Unger in Berlin. Rahmer besitzt 6 Briefe

Kleists an Collin]. — 12. Kleists ‚Abendblätter' über die Berliner Universität. — 13. Die Quellen zu Kleists Novelle Michael Kohlhaas [‚Kleist hat den Stoff zu seiner Novelle von einem direkten Nachkommen Kohlhaas' erhalten . .', u. z. indirekt durch den Schwiegersohn des Kommissionsrates Koulhaascz, Johann Friedrich Wedding]. — 14. Die Kämpfe um den ‚Prinz Friedrich von Homburg' in Berlin. — 15. Die Gründung von Kleists Wochenblatt ‚Germania' [Kleists Gesuch an den österreichischen Minister des Äußern um die Bewilligung zur Herausgabe des Wochenblattes wurde vom Oberstburggrafen von Böhmen, Joseph Grafen von Wallis abgeschickt. Das Konzept von dessen einbegleitendem Schreiben wird abgedruckt].

Nr. 18. Houben H. H., Wienbarg-Reliquien. — Wienbargs Curriculum vitae, beigelegt seinem Habilitationsgesuche vom 13. Februar 1833 (in deutscher Übersetzung), das ‚zum ersten Male einen genauen und zuverlässigen Einblick in Wienbargs Entwicklungs- und Studiengang' vermittelt und die bisher unbekannten Namen seiner Eltern feststellt (Wilken Wienbarg und Margarete Giese); ein Sonettenbrief Wienbargs an Schleiermacher (dem er gleichzeitig seine Dissertation ‚De primitivo idearum platonicarum sensu' einsandte 1830), abgedruckt aus dem ‚Phönix' 1838 Nr. 2; endlich ein Bruchstück von Wienbargs Jungfernrede im Frankfurter ‚Museum', 30. Oktober 1835.

Nr. 19. 20. Klaar A., Ein Freidenker vor 300 Jahren [Uriel Acosta].

Nr. 19. Zobeltitz F. v., ‚Rußlands Triumph Oder das erwachte Europa'. — Beschreibt den Inhalt dieser 1813 erschienenen Zeitschrift, von deren sechs Heften fünf in seinen Besitz gelangt sind. Sie enthält unter anderem von Kleist: die Ode ‚Germania an ihre Kinder', das ‚Kriegslied für die jungen deutschen Jäger' und Vers 21/24 aus der Dichtung ‚An Friedrich Wilhelm III.' Ferner Karl Müchlers Gedicht ‚Der Eroberer' und E. M. Arndts ‚Die Glocke der Stunde'. — Die sechs Hefte dieser Zeitschrift erschienen auch unter dem Titel ‚Das erwachte Europa'. Erster (einziger) Band. Berlin 1814. — Vgl. Nr. 22 Rahmer.

Nr. 21. v. F., Johannes v. Müller als Geschichtsschreiber und Politiker . .

Nr. 22. 23. Hock St., Der innere Werdegang der Dramen Grillparzers. Nach einem . . Vortrage.

Nr. 22. Rahmer S., Kleists Ode: Germania an ihre Kinder. — Vgl. Nr. 19.

Nr. 23. Eine Immediateingabe E. M. Arndts an den König Friedrich Wilhelm III. [Bonn den 24. Februar 1821]. Mitgeteilt von E. Müsebeck.

Nr. 24. Hausmann S., Goethes amtliche Stellung und amtliche Tätigkeit.

Nr. 25. Frenzel K., Ernst von Wildenbruch. Ein Blatt der Erinnerung.

Nr. 27. Deetjen W., Karl Immermann im Urteile zweier Zeitgenossen. — Luise v. Bornstedt in ihren ‚Briefen einer Dame vom Rhein und der Schweiz' abgedruckt in dem von Mathilde v. Tabouillot herausgegebenen ‚Damenalmanach' für das Jahr 1842 und (Adolf Stahrs) ‚Oldenburger Brief' im Bremischen Conversationsblatt 1838. Nr. 49.

Nr. 28 29. 30. Gerstmann A., Lustige Zeit — lustige Leut'. — I. Vom Possen-Kalisch und seinen Leuten [Das Wallner-Theater. David Kalisch. Joh. Bapt. von Schweitzer]. II. Vom Kroll-Engel und von den Geheimnissen der Possendichtung [Eduard Jacobson. Adolf L'Arronge. Wilhelm Mannstädt, August Weihrauch u. a.]. III. Kalisch's und Helmerdings sel. Erben [Emil Pohl, Hermann Salingré. Heinrich Wilkens. Georg Belly. Hugo Müller. Emil Thomas].

Nr. 28. Vahr Chr., ‚Richard Wagner und Franz Liszt. Eine Freundschaft'. — Im Anschluß an das Buch von J. Kapp.

Nr. 29. Ein preußischer Hochtory. — Im Anschluß an Meusels Buch über Friedr. Aug. Ludw. von der Marwitz.

Nr. 30. Engel E., Der Politiker Goethe.

Nr. 32. Ellinger G., Schiller und die deutsche Nachwelt [von Alb. Ludwig].

Müller E., Caroline von Wolzogen und der Generalvikar Freiherr von Wessenberg [Zwei Briefe Carolines an Wessenberg 1844. 1845].

Nr. 33. 34. Brandes E., Eine neue Quelle für Fritz Reuters Läuschen und Rimels. — Hoffmanns von Fallersleben Anekdotensammlung ,Das Parlament zu Schnappel' (1850). — Mit einigen Abänderungen wiederholt im Niederdeutschen Jahrbuch 35 (1909) S. 1/16.

Nr. 35. Poppenberg F., Züge zu Clemens Brentanos Bilde. — Im Anschluß an den 1908 herausgegebenen Briefwechsel Brentanos mit Sophie Mereau.

Nr. 36. Lublinski S., Caroline Schlegel.

Nr. 37. 38. Hennig B., Marie von Kleist. Ihre Beziehungen zu Heinrich von Kleist (nach eigenen Aufzeichnungen).

Nr. 39. Jacobi M., Il Sassone. — Der Komponist Johann Adolf Hasse, geb. 1699, gest. 1782.

Nr. 40. Poppenberg F., Aus der Gefühlswelt der Pietisten [,Heinrich Stillings Jugend'; Stillings Briefe an seine Freunde].

Alafberg F., Richard Wagner, der Romantiker.

Nr. 41. Bachmann O., Heinrich von Kleists Ode ,Germania an ihre Kinder'.

Nr. 42. Eloesser A., Zum Bilde Rudolf Lindaus.

Nr. 44. Büttner G., Bemerkungen zu Hebbels ,Genoveva'.

Nr. 45. Ludwig A., Schiller und sein Volk.

Klaar A., Schiller und Lotte.

H. K., Schillers Räuber und die Jenaer Studenten.

Nr. 46. Krauß R., Statistik der Schilleraufführungen.

Steig R., Neue Schiller- und Goethe-Handschriften aus des Grafen Schlitz Nachlaß. (Xenien, Großkophta. Nausikaa. Divan). — S. 363 über die anonym erschienenen ,Memoiren eines deutschen Staatsmannes' aus den Jahren 1788—1816 (Leipzig, Friedr. Fleischer 1833), als deren Verf. Graf Hans Schlitz enthüllt wird. Doch war der Autor schon den Zeitgenossen bekannt, vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1833. Nr. 269. Ohne Kenntnis des ersten Druckes wurden die Memoiren in Hamburg 1898 von Albert Rolf nach dem handschriftlichen Werke nochmals bearbeitet und herausgegeben: ,Denkwürdigkeiten des Grafen Hans von Schlitz usw.' — Unter den mitgeteilten 31 Xenien sind sechs zum erstenmal gedruckte. Zu dem Xenion ,Der falsche Messias zu Konstantinopel an H***' sieh Nr. 48. S. 384.

Nr. 47. Klaar A., Der Kritiker der Sprache [Fritz Mauthner].

Ein unbekannter Brief Fouqués [an A. G. Eberhard Nennhausen 1811 Nov. 14]. Mitgeteilt von W. Ziesemer.

Nr. 49. Wittichen C., Friedrich Gentz und Amalie von Imhof. — S. 387 ein Brief von Gentz an K. G. von Brinckman.

Nr. 50. Müsebeck E., Ein Brief E. M. Arndts an F. L. Jahn [Trantow 1811 Nov. 12].

Nr. 51. Meyer R. M., Detlev v. Liliencron. — Jacobi M., Faustina [Hasse, geb. Bordoni].

Der Bund (Bern).

1909. Nr. 37. Widmann J. V., E. v. Wildenbruch.

Sonntags-Blatt. Nr. 6/9. Ischer R., Samuel Haberstich (ps. Arthur Bitter) 1821/71.

Casseler Tagblatt.

Plauderstube. 1909. Nr. 3. Trinius A., Wilhelm Hey.

Darmstädter Tagblatt.

1909. Nr. 155. 156. Oktavio H. F., Zu Ehren Johann Heinrich Mercks. (Aus ungedruckten Briefen). — Merck an Lavater 1778 May 17 und Lavaters Antwort 1778 May 23.

Nr. 213. 214. Oktavio H. F., Einiges über J. H. Merck. (Mit besonderer Berücksichtigung seiner Wohnhäuser). — In Nr. 214 verneint der Verf. die Frage, ob Merck im Arheilgen eine Druckerei, in der Goethes Götz gedruckt worden ist, besessen habe. Stellen aus zwei ungedruckten Briefen von Matth. Claudius an J. H. Voß (1776 Mai 24) und von Merck an F. H. Jacobi (1772 Dec. 25) werden mitgeteilt.

Dresdner Anzeiger.

Sonntags-Beilage. 1909. Nr. 8. Bruck R., Karl Gustav Carus.

Frankfurter Nachrichten.

1909. Nr. 35. Hoffmann P., Zur Vorgeschichte des Kleistdenkmals.

Frankfurter Zeitung.

1908. Nr. 348. Muncker F., Karl Gutzkow.

1909. Nr. 7. Ungedrucktes über Goethe und Lotte Buff. Mitgeteilt von H. Gloël [aus Joh. Chn. Kestners Tagebuch].

Nr. 36. Kienzl H., Historisches von den ‚Deutschen Kleinstädtern' [Kotzebues].

Nr. 79. Deetjen W., Ein Brief von Otto Ludwig. — An Emma Grund 1858 August 1.

Nr. 128. Ebrard F., Die neuaufgefundenen Briefe Wilhelm von Humboldts [an Schiller 36, an Goethe 2].

Nr. 161. Laquer L., Erinnerungen an Heinrich Hoffmann [Verf. des ‚Struwwelpeter'].

Nr. 207. Bierbaum O. J., Detl. von Liliencron.

Nr. 229. Traumann E., Karl Gottfried Nadler.

Nr. 249. Octavio H. F., Aus einem ungedruckten Merck-Briefe. — An Frdr. Jul. Höpfner, Darmstadt 1770 Dec. 29. Als Nachschrift zu dem Briefe eine Übersetzung von Herder: An old Song (Shakespear's Twelfth Nigth), ‚Süßer Tod! Süßer Tod komm', abweichend von der in die ‚Stimmen der Völker in Liedern' aufgenommenen (Werke hg. von Suphan 25, 289).

Nr. 256. Feuchtwagner L., Shylock auf unseren Bühnen.

Nr. 260. Wolff E., Charlotte von Stein als Mitarbeiterin an Goethes Mondlied.

Nr. 279. Geiger L., Brief Berthold Auerbachs an Joseph Dernburg.

Nr. 294. Goldschmidt L., War Goethe Spinozist?

Nr. 312. Maier G., Schiller ein Kind des Volkes. Eine genealogische Untersuchung.

Gießener Anzeiger.

Unterhaltungs-Beilage. 1909. Nr. 40/45. 50. Schulte O., Das Volkslied in Oberhessen.

Nr. 172. 173. Oktavio H. F., J. H. Mercks Beziehungen zu Darmstadt.

Grazer Tagblatt.

1909. Nr. 197. Hirsch F., Adolf v. Tschabuschnigg.

Nr. 210. Hirsch F. E., Der erste Schauspielerbiograph [F. L. W. Meyer 1759/1840].

Nr. 294. Hirsch, Karl Werder.

Grazer Tagespost.

1909. Nr. 192. Wastian F., Robert Hamerling als deutsche Bühnengestalt. — In F. Matras' Studentenschwester. — Vgl. Nr. 193.

Nr. 197. Rabenlechner M. M., Ungedruckte Tagebuchblätter Hamerlings (1849).

Nr. 204. Decsey E., D. v. Liliencron.

Hamburger Correspondent.

1909. Nr. 398. Liliencron als Regisseur. Briefe an den Hamburger Theaterdirektor Jelensko.

Nr. 409. Nagel A., Liliencron als Soldat und Kamerad.

Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. 1908. Nr. 26. Schapire R., Briefe von Fritz Reuter an Otto Speckter.

1909. Nr. 11. Müller-Rastatt C., Ein Nebenbuhler Goethes (J. M. R. Lenz).

Nr. 17. 18. Waetzoldt W., Mathias Claudius als Lyriker.

Nr. 23. 24. Fürstenberg-Fürstenberg A. zu, Gerhard Anton von Halem. — Fußt auf A. Chuquets 1896 erschienenem Buche über Halem.

General-Anzeiger (Hamburg).

1909. Nr. 108. Wriede P., Fritz Stavenhagen. [Biographie].

Hamburger Nachrichten.

Sonntags-Beilage 1909. Nr. 7. Wriede P., Sophie Dethlefs. — Dichterin, geb. 1809 zu Heide in Dithmarschen, † 1864 im Schröderstift bei Hamburg.

Nr. 11. Kutscher A., Über Friedrich Theodor Vischer.

Hannoverscher Courier.

Welt und Wissen. 1909. Nr. 147. Horn H., 6 Briefe von Theodor Storm an Oskar Horn.

Klagenfurter Zeitung.

1909. Nr. 165. Hirth F., Adolf v. Tschabuschnigg.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

1909. Nr. 511. Konrad K., E. T. A. Hoffmanns ‚Rat Krespel'. — Urbild Krespels der Schauspieler und Schriftsteller Johann Christian Brandes.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Sonntagsbeilage. 1909. Nr. 31. Jung G., Goethe und G. A. Bürger.

Leipziger Zeitung.

Wissenschaftliche Beilage. 1909. Nr. 35. Meier F., Christian August Clodius [1737/78].

Magdeburger Zeitung.

Montagsbatt. 1908, Nr. 50/52. 1909, Nr. 1. Wütschke H., Friedrich Hebbel und Karl Gutzkow in ihren persönlichen Beziehungen. Eine literarische Skizze zum 30. Todestage Gutzkows (16. Dezember 1878).

1909. Nr. 16. Beckmann E., Eine Hebbel-Erinnerung. — ‚Herodes und Mariamne'.

Nr. 22/23. Doering O., Ein vergessener sächsischer Dichter [Jakob Vogel, geb. 1584].

Nr. 35. 36. Mitteilungen über einige Nachrichten von Goethes Tod und der ersten Säkularfeier seines Geburtstages in Magdeburg.

Münchener Neueste Nachrichten.

1909. Nr. 390. Glock E., Ewald von Kleist und seine Zeit.

Nr. 396. Zwei Briefe D. v. Liliencrons (1897/8).

Beilage 1909. Nr. 58. 59. Heigel K. Th., Die Münchner Akademie von 1759 bis 1909. [Festrede].

Nr. 61. Ellinger G., Neuere Literatur über E. T. A. Hoffmann.

Nr. 73. 74. Sulger-Gebing E., Gottfried Keller als Lyriker.

Allgemeine Zeitung (München).

1909. Nr. 47. Herzog W., Kleists Todeslitanei; im Anschluß an A. Sauers Schrift.

Münchener Zeitung.
Propyläen. 1909. Nr. 34. Wustmann R., Der Weimarer Zauberflötentext. — Von Goethe, nicht von Vulpius bearbeitet.
Nr. 45. Schmitz E., Richard Wagners Jugenddrama ,Leubold'.

Neustrelitzer Landeszeitung.
1909. Nr. 78 f. Winkel F., Ernst Theodor Johann Brückner [1746/1805]. — Stand dem Göttinger Hain nahe.
Nr. 213 f. Winkel F., Hoffmann von Fallersleben in Mecklenburg [1843].

Osnabrücker Zeitung.
1909. Nr. 11462. R., Allerlei vom Osnabrücker Hans Sachs und seinen Werken. — Rudolf von Bellinckhausen 1567/1645.

Pester Lloyd.
1909. Nr. 258. Münz B., Ernst Raupachs ,Müller und sein Kind'.

St. Petersburger Zeitung.
Montagsblatt. 1908. Nr. 272. Trippenbach M., Briefe Klopstocks an Baron von der Assenburg 1773.

Prager Tagblatt.
1909. Nr. 48. Falk N., Heine als Theaterkritiker. — Nr. 191. Ehlen O., Briefe von R. Hamerling (an O. Ehlen).

Rheinisch-westfälische Zeitung.
1909. Nr. 252. Wippermann F., Joh. Wilh. Bornemann [1767/1851]
Nr. 417. Iffland an J. F. Reichardt, September 1800.
Nr. 769. Landau P., Die Hermannsschlacht in der deutschen Dichtung.
Nr. 825. Nowak K. F., Aus Heinr. Laubes Spätzeit.

Ostseezeitung (Stettin).
1909. Nr. 562. Baumüller F., Salome in Geschichte und Dichtung.

Deutsche Reichspost (Stuttgart).
1909. Beilage Nr. 10. Schäfer R., Gottlob Kemmler. — Schwäbischer Lyriker, geb. 1823, † 1907.

Neues Tagblatt (Stuttgart).
1909. Nr. 39 f. Widmann W., Zur Geschichte der Theaterzensur.
Nr. 141. Arnold E., Hackländer und sein Heidehaus.

Wiener Abendpost.
1909. Nr. 201. Hirth F., Schauspieler-Literatur. — Schauspieler als Helden von Dramen und Romanen.
Nr. 218. Kars R., Raimund als Theaterdirektor.

Fremden-Blatt (Wien).
1909. Nr. 196. Börner W., Ferdinand Raimund und Gutenstein. Mit einem ungedruckten Brief an Antonie Wagner [von Raimund].
Nr. 200. Schwarz L., Adolf v. Tschabuschnigg.
Nr. 233. Die erste Aufführung von ,Don Carlos' in Wien. — Am 23. August 1809 im Kärntnertortheater. Nach dem Tagebuche des Praktikanten Mathias Franz Perth.

Neues Wiener Journal.
1909. Nr. 5811. Anzengruber K., Ludwig Anzengruber.

Montagsrevue (Wien).
1909. Nr. 47. Schlossar A., Eduard Duller.

Neue Freie Presse (Wien).
1909. Nr. 15972 (7. Febr.). Kohut A., Felix Mendelssohn-Bartholdy und Karl Immermann. Mit einem ungedruckten Briefe des ersteren [an Immermann. London 1839 Juni 9].

Nr. 16025. W[ittmann], Sophie Mereau. Mit [3] ungedruckten Briefen [Sophiens] an Schiller.
Nr. 16048. Zwei unveröffentlichte Briefe von Julie Rettich [an den Dichter Friedrich Marx, 1863. 1865]. Mitgeteilt von J. Schellander.
Nr. 16144. Krispin A., Laube-Erinnerungen.
Nr. 16172. Ein ungedruckter Hebbel-Brief [18. Januar 1858].
Nr. 16193. Thaler K. v., Ludwig von Mertens.
Nr. 16241. [Brief Laubes an Uhland].
Nr. 16271. Tyrolt R., Erinnerungen an Anzengruber.
Deutsch O. E., [2 Briefe von Anzengruber an Karl Gürtler].

Ostdeutsche Rundschau (Wien).
1909. Nr. 294. Kosch W., Wilhelm Raabe und Deutschlands Erhebung.

Neues Wiener Tagblatt.
1909. Nr. 23. Müller-Guttenbrunn A., Ernst von Wildenbruch.
Nr. 100. Deutsch O. E., Gedanken des jungen Kürnberger. — Deutsch hat das Manuskript des verloren geglaubten K.schen ‚Trauerspiels im Böhmerwald' (nach einer Novelle von Jos. Rank) und einige Hefte Aphorismen entdeckt.
Nr. 201. Karpeles G., Kleist in Österreich.
Nr. 218. Allram J., Bei Jung-Hamerling.
Nr. 261. Adolf Bäuerle.
Nr. 264. Anzengruber K., Ludwig Anzengruber als Vater.
Nr. 340. Müller-Guttenbrunn A., Was ist uns Anzengruber?

Deutsches Volksblatt (Wien).
1909. Nr. 7433. Hirth F., Luftschiffpoesie. — Ergänzungen zu Minors Bibliographie oben S. 764.

Österreichische Volkszeitung (Wien).
1909. Nr. 339. Chiavacci V., Erinnerungen an Anzengruber.

Die Zeit (Wien).
1909. Nr. 2318 (7. März). Ein Tischgespräch mit Heinrich Heine. Ein bisher unbekannter Brief [einer Lady G. an ihren Oheim Lord C., aus Paris 1835 September 21].
Nr. 2457. Wolzogen E. v., Detl. v. Liliencron.
Nr. 2486. Bornstein P., Hebbel und Cosima Wagner.
Nr. 2559. Ostwald W., Schiller.

Wiener Zeitung.
1909. Nr. 88. Mayer F. A., Briefe Ifflands. — An: J. v. Alxinger, Brockmann, Heinr. v. Collin.

Württembergische Zeitung.
Der Schwabenspiegel. 1909. Nr. 30. Günther R., Erinnerungen an Max Schneckenburger (1819/49).
Nr. 32. Jäckh E., Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß.

Neue Zürcher Zeitung.
1909. Nr. 51. Huber R. W., Kannitverstan. — Urbild dieser Erzählung Hebels in einer Anekdote, enthalten in dem 1782 erschienenen Büchlein ‚Les Numéros' [von Charles de Peyssonel].
Nr. 165/6. Klotz M., Erinnerungen an Jakob Grimm.
Nr. 224. Briefe Heinrich Zschokkes an den Generalvikar Heinrich von Wessenberg [1806. 1844]. Mitgeteilt von E. Müller.

Internationale Wochenschrift für **Wissenschaft, Kunst** und **Technik.**
3. Jahrgang. 1909. Nr. 5. Gennep A. v., Über den historischen Wert der Volkskunde.

Nr. 8. Schmidt E., Aus Eduard Zellers ‚Erinnerungen eines Neunzigjährigen'.

Nr. 16. 17. Walzel O., Bühnenfragen der Gegenwart.

Nr. 20. Spitzer H., Wesen und Aufgabe der Tragödie [Knoke: Begriff der Tragödie nach Aristoteles].

II. 1910.

Philologische und literargeschichtliche Zeitschriften.

Jahrbuch der **Zeit- und Kulturgeschichte.** Hg. von F. Schnürer. Freiburg i. B.

1909. 3. Jahrgang. (Ausgegeben:) 1910. Aus dem Inhalt: Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte: Schissel v. Fleschenberg O., Deutsche Literaturgeschichte. — Literatur: Krapp L., Lyrik und Epik; Sprengler J., Das Drama; Korrodi E., Prosaschriften.

Jahresbericht über die **Erscheinungen** auf dem **Gebiete** der **germanischen Philologie.**

30. Jahrgang 1908. (Ausgegeben:) 1910. Erster Teil. A. Allgemeines. I. Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. — II. Hartmann F. und G. Boetticher, Allgemeine Sprachwissenschaft und allgemeine vergleichende Literaturgeschichte. — B. Sprache und Literatur. V. Feist S., F. Saran und G. Boetticher, Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. — VIII. Feist S., Neuhochdeutsche Sprache. — IX. Bolte J. und J. Luther, Neuhochdeutsche Literatur bis 1624. — X. Meyer H., Deutsche Mundartenforschung. — XI. Seelmann W., Niederdeutsch.

Zweiter Teil. XVI. Bolte J., Volksdichtung. — C. Hilfswissenschaften. XVIII. Feist S., Kulturgeschichte. — XIX. Fehrle E., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Hoffmann-Krayer E., Volkskunde. — XXII. Strecker K. und R. Wolkan, Latein.

Jahresberichte für **neuere deutsche Literaturgeschichte.**

17. und 18. Band (1906 und 1907). II. Text und Register. 1910. I. Allgemeiner Teil. Unger R., Literaturgeschichte. — Deibel F., Publizistik 1905/7. — Borchling C., Geschichte der germanischen Philologie. — Poppe Th., Ästhetik und Poetik. — Naumann E., Die Literatur in der Schule. — Lehmann R., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — Weise O., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — Saran F., Metrik.

II Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Rachfahl F., Allgemeines. — Daffis H., Lyrik. — Kohfeldt G., Epos; Didaktik. — Creizenach W., Drama 1905. 1906. — Cohrs F., Luther und die Reformation. — Lehmann P., Humanisten und Neulateiner.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Bloedau C. A. v., Allgemeines; Epos. — Michels V., Lyrik. — Homeyer F., Drama. — Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Allgemeines. a. Jahn K., Literaturgeschichte. — b. Eloesser A., Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren. — Krähe L., Lyrik. — Pfeffer G., Epos. — Drama und Theatergeschichte: a. Jacobs M., Geschichte des Dramas; c. Krähe L., Theatergeschichte. — Krähe L., Wagner. — Olshausen W., Didaktik. — Schmidt E. Lessing. — Naumann E., Herder. — Goethe: Morris M., Allgemeines Riemann R., Lyrik; Alt K., Epos; Morris M., Drama. — Müller E., Schiller — Walzel O. F., Romantik. — Nachtrag. I. Allgemeiner Teil. Fränkel L. Stoffgeschichte.

Jahrbuch der **deutschen Shakespeare-Gesellschaft.**

46. Jahrgang. 1910. Kruse G. R., Shakespeare und Otto Nicolai. Zur Jahrhundertfeier von Otto Nicolais Geburtstag.

Nekrologe. Richter H., Adolf von Sonnenthal (1832—1909).

Klaar A., Adalbert Matkowsky (1858—1909).

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1909.

Daffis H., Shakespeare-Bibliographie 1909 mit Nachträgen zur Bibliographie früherer Bände des Jahrbuchs.

Goethe-Jahrbuch.

31. Band. 1910. I. Neue Mitteilungen. I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. B. S., Zu Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller [Weimar 1830 Nov. 19]. — 2. Grünstein L., Sechzehn Briefe von Merck an Bertuch [1778/88] und drei Briefe von Bertuch an Merck [1778, 1783, 1785]. — — II. Verschiedenes. 1. Mayne H., ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung' der große Züricher Goethe-Fund. — 2. Eine ungedruckte Briefnotiz des jungen Goethe. [1775 Jan. 28]. Mitgeteilt von J. Meier. — 3. Zwei Briefe Wilhelm von Humboldts an Goethe [Berlin 1796 Febr. 9. Paris 1800 August 18]. Mitgeteilt von F. Ebrard. — 4. Fünf Tage in Weimar. Aus dem Reisetagebuche des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten. 1798. Mitgeteilt von Th. Krollmann. — 5. Zu Schillers Egmontbearbeitung. Mitgeteilt von C. Höfer.

II. Abhandlungen. 1. Morris M., Der Löwenstuhl. — 2. Meyer R. M., Goethes ‚Regeln für Schauspieler'. — 3. Milch L., Zur Entstehung der Aufsätze ‚Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung' und ‚Verschiedene Bekenntnisse'. — 4. Gebhard R., Iwan Turgenjew über Goethes Faust. — 5. Kruse G. R., Goethe, Zelter und Otto Nicolai. (Zur Hundertjahrfeier des Komponisten). — 6. Noack F., Aus Goethes römischem Kreise. II. Hofrat J. F. Reiffenstein. — 7. Morel L., Influence de la littérature française chez Goethe.

III. Bibliographie.

[Sonderband]. Gesamtregister zu den Bänden XXI/XXX [von M. Geiger]. 1910.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.**

XXIV. Band 1910. Nr. 3/4. Morris M., Goethes Stammbucheinträge [1767 bis 1817].

Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard (Schluß). — Briefe Weimar 1830 August 18 bis 1835 Oct. 1. — Drei Briefe Müllers an Reinhards Sohn (1830 f. 1841).

Werner R. M., Bequemes Wandern [Handzeichnung von Goethe, 1811].

Stunden mit **Goethe.**

VI. Band. Heft 3. (1910). Briefe der Frau v. Stein an Knebel [1776/88]. Mitgeteilt von W. Bode. — Graevenitz G. v., Goethe in Palermo. — Bode W., Frau v. Stein als Figur im ‚Werther'.

Heft 4. Briefe der Frau v. Stein an Knebel. 1788 bis 1792. Mitgeteilt von W. Bode. — Bode W., Eine Predigt Herders [beim Dankfeste nach der Geburt des Erbprinzen 1788 Februar 9]. — Spaziergänge. Die Freimaurerei im ‚Faust'.

Schwäbischer Schillerverein. Marbach-Stuttgart.

14. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1909/10. Schillers 150. Geburtstag in der Heimat des Dichters.

Aus dem Stammbuch eines Karlsschülers [Heinrich Friedrich Ludwig Orth, geb. 1759]. Mitgeteilt von J. Hartmann. — Im Anhang über ein zeitlich

nahestehendes Stammbuch ‚Denkmäler der Freundschaft' von Mariette Dannenberger, späterer Gattin August Hartmanns, geb. 1766.

Camerer W. [†], Zweiter Nachtrag zu der Untersuchung über Eduard Mörike und Klara Neuffer.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Literatur.**

XXXIII, 4. 1909. Blöte J. F. D., Golther: Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit (1907).

Riemann R., v. Bloedau: Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger.

Schneider H., Friedrich: Die ‚Anmerkungen übers Theater' des Dichters J. M. R. Lenz.

Jahn J., J. v. Eichendorff: Sämtliche Werke hg. von W. Kosch. 11. Band. Tagebücher.

Walzel O. F., Leppmann: Kater Murr und seine Sippe.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

42. Band. 1910. Heft 1. Gebhardt A., Zu Ambrosius Österreichers Schwerdttanz (Zeitschr. 40, 349 ff.).

Sokolowsky R., Graef: Goethe über seine Dichtungen II, 4. (1908).

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt.

4. Jahrgang. Heft 4. 1910. Meisner H., Ernst Moritz Arndt und seine Frau Nanna, geb. Schleiermacher. Mitteilungen aus ihrem Familienleben. — S. 228 ein Gedicht Arndts, das er seiner Frau mit einer Gabe zum 63. Geburtstage weihte (‚Seidenweich und wollenwarm'); S. 228/39 neue Briefe von Arndt und seiner Frau an Lotte Schleiermacher, Friedrich Schleiermacher, Henriette Schleiermacher und Ehrenfried von Willich 1817/32.

Havemann J., Thomas Mann.

Heft 5. Bleich E., Zur Entwicklung des deutschen Kunstmärchens.

Heft 6. Spiero H., Die Kunst Paul Heyses.

Heft 7. Dreyer M., Karl Stieler. Ein Gedenkblatt zu seinem 25. Todestage (12. April).

Bleich E., Zur neueren deutschen Kunstmärchendichtung.

Heft 8. Wolff E., Poesie und Religion.

Heft 9. Arminius W., Melchior Meyr. (Geb. 28. 6. 1810).

Krüger H. A., Raabes Erstlingswerke. — III. Halb Mähr, halb mehr.

Benkert, Aus Ferdinand Freiligraths Jugendzeit. (Zum 100. Geburtstage).

Reuschel K., Freiligrath-Briefe.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

24. Jahrgang. 1910. Heft 1. Luther B., Raabes Schwarze Galeere in der Sekunda der Realschule. — Rückert, ‚Lukas Hochstraßers Haus' von Ernst Zahn, als Volks- und Erziehungsbuch. — Proffen G., Die Mundart der Eifel.

Sprechzimmer. 2. Gebhardt A., Zu H. v. Kleists Hermannsschlacht Akt II. Sz. 10. V. 740 ff. — 5. Andrae, Friedrich der Große von Sanssouci. — 6. Schütte O., Zu Arndts ‚Deutschem Troste'. — 7. Castle E., Zu Bischoffs Aufsatz: Handschriftliche Notizen von Sophie v. Löwenthal zu Lenaus Gedichten (Zschr. XXIII, 601 ff.). Vgl. oben S. 747.

Heft 2. Vogel Th., Goethe als Bühnendichter. — Meyer R. M., Die Gefahren der Interpunktion. — Stemplinger E., Die Antike bei Richard Wagner. Studie.

Sprechzimmer. 1. Bertin R., Etwas vom Sprichwort bei Goethe. — 2. Löschhorn K., Fritz Reuter und Klaus Groth in ihrem gegenseitigen Verhältnisse.

Heft 3. Müller E., Furcht und Hoffnung in Goethes und Schillers Auffassung. — Fuchs G., Paul Flemings Lebensanschauung. — Hofmann H., Zu Uhlands Glossen. — Dahmen, Die Form der Völkernamen.

Heft 4. Keiper, Angewachsene und losgetrennte Wortteile in süddeutschen Dialektwörtern. — Hahne F., Vorstufen zu Kirchenliedern. — Deetjen W., Zur Entstehung von Chamissos ‚Peter Schlemihl'. — Jahnke R., Eduard Mörikes ‚Um Mitternacht'. Ein Deutungsversuch. Vgl. unten Heft 6.

Sprechzimmer. 1. Glöde O., Zu Lauremberg s Scherzgedicht I, v. 17.

Heft 5. Noch einige Kleinigkeiten aus Rudolf Hildebrands Nachlaß. Mitgeteilt von G. Berlit. — Stübe R., Zur Kulturpsychologie der Volksdichtung. — Fittbogen G., Der lyrische Knittelvers des jungen Goethe. — Schultze B., Das Bild als Leitmotiv in den Dramen Kleists und anderer Dichter. — Wehnert, Frühlingsglaube [von Uhland, interpretiert]. — Reinhard E., Dichter als Maler.

Sprechzimmer. 1. Schütte O., Ein Lied Arndts [‚O du Deutschland, ich muß marschieren'] im Volksmunde. — 2. Hilsenbeck, Zu der Anfrage über Kleists Hermannsschlacht II. 10, 744 ff.

Heft 6. Wehrhan K., Kinderlieder und Kindervereine über Zeppelin und seinen Luftballon. — Muthesius K., Wanderers Nachtlied im Wandel der Zeit. — Brunnemann A., Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte [hg. von O. F. Walzel]. — Heine G., Richard Dehmel.

Sprechzimmer. 2. Kämmerer M., Zu Zeitschrift XXIV, S. 260 ff. [Mörikes ‚Um Mitternacht']. Vgl. oben Heft 4.

Heft 7. Fuckel A., Mittelhochdeutsches und älteres Sprachgut in unseren Mundarten. — Wellner A., Über ‚Die ungleichen Kinder Evä' von Hans Sachs [I. Die Quellen. A. Die Fabel und ihre Erweiterung in den vier Bearbeitungen. B. Die Quellen der Komödie. C. Die Quellen der drei anderen Bearbeitungen. D. Zur Legende vom Ursprung der Stände. II. Die dramatische Bearbeitung des Stoffes im ‚Spiel' und in der ‚Komödie']. — Beinert J., [3] Fabeln von H. M. Moscherosch [aus dessen ‚Gesichten' 1650]. — Fuchs K., Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Sprechzimmer. 1. Richter H., Zu Schenkendorfs Gedicht ‚Auf Scharnhorsts Tod', Str. VII.

Heft 8. Ladendorf O., Schlagwörterstudien — Willenbücher H., Antonio und Leonore Sanvitale in Goethes ‚Torquato Tasso'. — Groeper R., Kleistdenkmäler im 19. Jahrhundert. Ein historischer Rückblick anläßlich der Enthüllung des Kleistdenkmals in Frankfurt a. O. — Groeper R., Enthüllung des Kleistdenkmals in Frankfurt a. O. am 25. Juni 1910. — Sellmann A., Friedrich Hebbel und Klaus Groth.

Sprechzimmer. 2. Bertin R., Zu einer Stelle in Kleists ‚Prinzen von Homburg' (III, 1, Anfang).

German American Annals.

New Series. Vol. 8. No. 2. 1910. Heller O., Sealsfield-Funde. — Abdruck von Aufsätzen, die im Morgenblatt 1827 f. und im Ausland 1828 erschienen sind. In vorliegender Nr. 2 der ‚Annals' wird die Korrespondenz ‚An Bord des Paketschiffes Stephania, zwischen der Bank von New-Foundland und New-York, September 1827' (Morgenblatt) mitgeteilt.

Revue germanique.

VI[e] Année. 1910. No. 1. Chuquet A., Frédéric Stolberg et la révolution française.

Benoist-Hannappier L., En marge de Nietzsche.

Pitollet E., ‚Brutus, der Freund seines Vaterlandes'. — Vorläufige Notizen aus einer umfassenden Studie über den Kölner Jakobiner Franz Theodor Biergans. Vgl. Euphorion 1, 193.

No. 2. Seillière E., Le frère d'armes de Nietzsche Erwin Rohde.

Pitollet E., C, Documents divers. — I. Sur un curieux parallèle entre Français et Espagnols [aus Nik. Hieron. Gundlings ‚Otia' 1706 f.].

— II. L'agrégation d'Allemand en 1844 [Abdruck eines Aufsatzes von Heinrich Seuffert in der Beil. zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Oktober 1844 Nr. 193. S. 2341].

Nr. 3. Pitollet B., Un John Knox allemand au XIXe siècle. Le Pasteur Christoph-Joseph-Rudolf Dulon, de Brême (1848/52).

Piquet F., Un manuscrit inédit de Goethe: La mission théatrale de Wilhelm Meister.

Notes et documents. Roustan L., En marge d'une édition des poésiés de Lenau.

No. 4. Seillière E., L'émancipation d'Erwin Rhode.

Michaud R., Emerson et Nietzsche.

Notes et documents. Pitollet C., Kennst du das Land . .?

Koessler E., Essai d'une bibliographie des oeuvres de Fontane d'asprès sa correspondance, ses mémoires et des documents inédits.

The Journal of English and Germanic Philology.

Vol. IX. 1910. No. 1. Curme G. O., Best German pronunciation.

Wilm E. C., The relation of Schiller to Post-Kantian Idealism.

Lessing O. E., Whitman and German critics.

Wiehr J., Thomas: A history of German literature.

Scholl J. W., Berger: Schiller. 2. Band.

No.2. Harmon E., Johanna Schopenhauer als Schriftstellerin. — I. Verhältnis zur bildenden Kunst. II. Die Reisebücher. III. Die Novellen.

Voss E., Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. II. Erschröklihe Warhafftige Newe zeittung, die sich mit grausamen erdbidem vnd feur in Sicilia, an vnd vmb den perg Ethna begeben haben, aus der Welschen sprach verteutscht. X. Julij. M. V. xxxvj.

Göbel J., Aus einer Festrede auf Schiller [1909].

Reviews. Note. Heinrich von Kleist und Wilhelmine von Zenge. — Nochmaliger korrekter Abdruck des schon im 6. Bande des ‚Journals' (vgl. Euphorion 15, 659) mitgeteilten Briefes von Wilhelmine von Zenge an Wilhelm Traugott Krug.

Germanisch-romanische Monatsschrift.

II. Jahrgang. 1910. Heft 2. Petsch R., Der historische Doctor Faust. — Waldberg M. Frh. v., Erdmann Neumeister. Versuch einer Charakteristik.

Heft 3. Besser R., Deutsche Literatur in amerikanischen Zeitschriften 1800/80: Anzeige der Dissertationen von Goodnight und Haertel (German Literature in American Magazines).

Heft 3. 4. Kosch W., Neue Kunde zu Eichendorff. [Besprechung einschlägiger Schriften]. — Heft 4. Koch A., Die Entstehung der modernen Zeitung.

Heft 5. 6. Walzel O. F., Analytische und synthetische Literaturforschung.

Heft 5. 6. Hecht H., Shakespeare und die deutsche Bühne der Gegenwart. — Heft 6. Meyer R. M., Alte und neue Literaturgeschichte.

Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie.

XXXI. Jahrgang. 1910. Nr. 1. Petsch R., Nieten: Ch. D. Grabbe. — Fritzsche R. A., W. v. Humboldt: Gesammelte Schriften VI. VII. Hg. von Leitzmann. — Nr. 3/4. Kraft F., Lühmann: Joh. Balth. Schupp (1907). — — Süß W., Merker: Simon Lemnius. — Sulger-Gebing E., Erdmann Eichendorffs historische Trauerspiele. — Nr. 8/9. Moser V., Gutjahr: Die Anfänge der Neuhochdeutschen Schriftsprache. — Behaghel O., Wiener Haupt- und Staatsaktionen hg. von R. Payer v. Thurn. 1. Band. — Mayne H.,

Wieland: Gesammelte Schriften. Hg. von der Deutschen Kommission der k. Preuß. Akad. d. Wiss. — Moog W., Schaeffer: Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen.

Zeitschrift für **vergleichende Literaturgeschichte.**

Neue Folge. XVIII. Band. 1910. Heft 1/2. Gorm L., Quellen zu Gedichten C. F. Meyers. — I. Die Quellen der Ballade ‚Gallaswinte'. II. Die Quellen der Ballade ‚Der Daxelhofen'. III. Zu ‚Huttens letzte Tage'. IV. Zur Ballade ‚Das verlorene Schwert'. V. Zur Ballade ‚Die spanischen Brüder. VI. Zur Novelle ‚Das Amulet'.

Bleich, Das Märchen vom Aschenbrödel, vornehmlich in der deutschen Volks- und Kunstdichtung. — I. Perraults ‚Cendrillon', Grimms (oder Bechsteins) Märchen, J. P. Lyser, Moritz Hartmanns Bearbeitung Perraults, Aug. Apels ‚Pantoffel' nach dem Französischen (der Madame d'Aulnoy) im 2. Bande seiner Cikaden (1811), Ernst Moritz Arndts Märchen (Märchen und Jugenderinnerungen 1843. 2, 281 ff. Mit wesentlich anderen Zügen als das Grimmsche). — II. Grabbes ‚Aschenbrödel' und Platens ‚Gläserner Pantoffel', beide mit sichtbarem Anschluß an Perrault (und an Etiennes Oper). — III. Roderich Benedixens Schauspiel ‚Aschenbrödel' (Beziehungen zu Etienne oder Grabbe), Hans Hopfens Schauspiel ‚Aschenbrödel in Böhmen' (als Mskr. gedruckt 1869; Hopfens Theater 1889), beide Stücke, ohne märchenhafte Zutaten, in bürgerlicher Sphäre spielend, wie schon vorher Kotzebues ‚Wirrwarr'. — IV. Opern (5) und Ballette (4). — V. Jugendschriften: Gust. Nieritzens ‚neues Aschenbrödel', Hermann Hirschfelds ‚Pariser Aschenbrödel'. — VI. Zusammenfassendes.

Rötteken H., W. Diltheys ‚Das Erlebnis und die Dichtung'.

Vermischtes. Gragger R., Eine arabische Gestalt der Bürgschaftssage.

Besprechungen. Martin E., Wesselski: Heinrich Bebels Schwänke . . in vollständiger Übertragung. — Schmid P. A., Friedrich Hölderlin: Gesammelte Werke hg. von P. Ernst. — Meyer R. M., Delerot: Quelques propos sur Goethe; Vaughan: The romantic revolt; Omond: The romantic triumph; Saintsbury: The later nineteenth century.

Zeitschrift des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

25. Jahrgang. 1910. Nr. 1. Feldmann W., Christian Schubart als Sprachreiniger und Sprachmehrer. — Nr. 3. Siebs Th., Neues zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache. Nach einem auf der Philologenversammlung zu Graz gehaltenen Vortrage. — Nr. 5. Hammer W. A., Ein Vorkämpfer [Mich. Leop. Enk]. — Nr. 6. Siebert E., Vom Fremdwort zum Lehnwort. — Nr. 7/8. Ladstätter H. Zur Redensart ‚im Stich lassen'. — Gleye K. E., Zur deutschen Wortgeschichte [‚Rechtsboden', schon in K. J. Webers ‚Demokritos'].

Zeitschrift für **Deutsche Wortforschung.**

XII. Band. 1910. Heft 1/2. Hauschild O., Naturlaute der Tiere in Schriftsprache und Mundart. II. — Paul H., Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Feldmann W., Randglossen zum neuen Büchmann [24. Auflage]. — Götze A., Freundschaft [Verwandtschaft]. — W. Feldmann in Verbindung mit A. Gombert und A. Götze, Substantive auf -ling. — Helten W. v., Noch einmal zum Namen Wielant. — Creizenach W., Pantoffel. — Gürtler H., Anomale Pluralbildungen der Diminutiva im Frühneuhochdeutschen. — Wunderlich H., Zum IV. Bande des Grimmschen Wörterbuchs. Bericht über das Jahr 1909.

Heft 3. Meyer R. M., Die militärischen Titel. — Kurrelmeyer W., Über die Entstehung der Konstruktion ‚Ich habe sagen hören'. — Walz J. A., Zum Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts [Entnommen sind die Wortbelege zumeist aus folgenden deutschen Übersetzungen: Richardsons ‚Clarissa' (von J. D. Mi-

chaelis. Göttingen 1748 ff.); Richardsons ‚Grandison' (Leipzig 1754 f.); Swifts ‚Märchen von der Tonne' (Altona 1729); Fieldings ‚John Andrews' (Danzig 1745)]. — Götze A., Wortgeschichtliche Gedanken und Zeugnisse: Baufallen [‚Tannzapfen'], blaß, braun [‚violett'], Dank, Eisse, Herkommen [‚Brauch'], Zu Kreuze kriechen, Matrikel, Münckelspiel, Schlappschwanz, Schulrecht, Spottfehler, trüen, Wähen f. plur. [‚Backwerk']. — Gürtler H., Apfelnamen aus dem 16. Jh. — Klenz H., Eine Homonymik in Versen [Abgedruckt aus dem Buche: ‚Die Wol- eingerichtete Buchdruckerey . . Nürnberg, J. A. Endters seel. Sohn u. Erben. 1721. S. 45/48. Abgefaßt wurde das Gedicht unter Benutzung einer ältern Vorlage, nach 1701]. — Bechtold A., Zur Geschichte der ‚Merodebrüder'. — Borst E., Tonangebend. — Wyk N. v., Hochdeutsch, Niederdeutsch.

Zeitschrift für Deutsche Mundarten.

Jahrgang 1910. Heft 1. Teuchert H., Aus dem neumärkischen Wortschatze (Schluß). — Mentz F., Deutsche Mundartenforschung und -Dichtung in den Jahren 1905 und 1906.

Heft 2. Weise, Der Schlag mit der Lebensrute und seine mundartlichen Bezeichnungen. — Hoffmann H., Untersuchungen über Abstammung und Bedeutung einiger Wörter und Wendungen in der Mundart von Jauernig, Österreichisch-Schlesien. — Keiper Ph. und Th. Zink, Pfälzer Appellativnamen. — Schumann C., Pflanzennamen aus Hohegeiß in Oberharz. — Gebhardt A., Zur Geschichte der Würzburger Mundart.

Heft 3. Hoffmann H., Fremd- und Lehnwörter polnischen Ursprungs in der schlesischen Mundart. — Schiepek J., Schauen im Egerländischen. — Hintner B., Mundartliches aus Tirol. — Meisinger O., Weibliche Appellativnamen. — Meisinger O., Mein [die Partikel, die in den hd. Mundarten gerne als Einleitung von Sätzen dient]. — Heilig O., Alte Flurbenennungen aus Baden [Fortsetzung und Schluß].

Hertel L. †, Ein Arnstädter Kirmselied aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. — Abdruck eines fliegenden Blattes. Verfasser: der ehemalige Stadtschreiber Günther Georg Treiber (1716/85). ‚Kommt har, ih Lüthgen, hürt dach an'. 24×7zeilige Strophen.

Schumann C., Mundartliches aus Hohegeiß in Oberharz. — Weise O., Die Stundenbezeichnungen in den deutschen Mundarten. — Schoof W., Hessische Ortsnamen in mundartlicher Gestalt.

Huß R., Zu den Palatalisierungserscheinungen in den (west)fränkischen Mundarten (Siebenbürgisch) . . — Dazu O. Weise in Heft 4. S. 372 ff.

Deiter H., Hochzeitsgedicht eines Clausthaler Bergmanns. — Nach einem Einzeldruck im kgl. Staatsarchive zu Hannover: Wulckemäntes Klick auff off dr Hochzich des Herrn Henrich Cunrad Arend Pasturs in Krunne mit der Jumfer Soffie Kristine Melißine Schinnllern . . . . 16ten Novembr. 1728. Kesprochen in Norten vonn enn Klastolschen Parckmann. Kedrickt bey dn Klastolschen Buchdricker J. Wilcken . ‚Klick auff, Klick auf! ich ho vernumme'.

Deiter H., Eine niederdeutsche Brandordnung [der Stadt Emden] aus dem Jahre 1854.

Heft 4. Weise O., Zu Reuters Syntax. — Festspiel zur silbernen Hochzeit (30. Sept. 1909) in Blankeneser Plattdeutsch. Mitgeteilt von H. Deiter. — Deiter H., Ordonnantie der Stadt Emden aus dem Jahre 1713 über den Verkauf von Waren, besonders von Seefischen. — Block R., Die Mundart von Eilsdorf (bei Halberstadt). — Wimmert P., Bauern- und Wetterregeln aus dem Rheinlande. Zusammengestellt und wiedergegeben in der Mundart von Laubach, Kr. Cochem, Eifel. — Hillig. Ein Eifeler Volksgebrauch erzählt von P. Wimmert. (Mundart von Laubach, Kr. Cochem). — Heilig O., Tiernamen und Verwandtes in der Mundart von Ballenberg. Unter Berücksichtigung anderer badischer Mundarten. — Heilig O., ‚Eidechse' in badischen Mundarten. — Kövi E., Sprachproben aus Zipsen.

Korrespondenzblatt des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.**

Jahrgang 1909. Heft XXX. Nr. 5 [ausgegeben: Februar 1910]. Walther C., Hochzeitsbitterspruch ‚Väl Glück in Jüe Huus!' [Aus: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land Hannover 1843].

Nr. 6. Niederdeutsche Gedichte aus Ostfriesland. Mitgeteilt von H. Deiter. IV. Die zwei Königskinder ‚Der wassen twee Königeskinder' [von G. W. Bueren, im Jahrbüchlein zur Unterhaltung und zum Nutzen zunächst für Ostfriesland und Harrlingerland auf das Jahr 1841. Emden 1840]. V. Antjemö un hör Söhn Siebelt ‚Nu to! sä Antjemö to Siebelt' [von . . . . s, in: Frisia. Emden 1846 S. 24]. VI. Oostfreeske Freeheit ‚Der wassen enmal Tiden, do leefden wi so free' [von G. W. Bueren, im Jahrbüchlein usw. auf d. J. 1842. Emden 1841. S. 3 f.]. VII. Glückwünsk an de Heer Amtmann un de Frau Amtmannin Telting to hör Sülvern Hogtied . . ‚Heer Amtmann un Frau Amtmannin!' [von G. W. Bueren, im Jahrbüchlein usw. für 1840. Emden 1839. S. 45 ff.].

Mitteilungen aus dem **Quickborn.**

3. Jahrgang. 1910. Nr. 2. Brandes E., John Brinckman. Sein Leben und sein Lebenswerk.

Brinckman John, Über plattdeutsche Sprache.

Werner R., Die Mundart im modernen deutschen Drama. (Schluß).

Nr. 3. Wriede P., [Fritz] Stavenhagens Erbschaft.

Nr. 4. Wriede P., Sophie Dethlefs [1809/64].

Krumm H., Liliencron an Groth.

Schnittger C. R., Etwas vom Hamburger Plattdeutsch.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Literaturen.**

LXIV. Jahrgang. CXXIV. (der neuen Folge XXIV.) Band. 1910. Heft 1/2. Lohre H., Otto Ludwig und Charles Dickens.

Stiefel A. L., Zum Einfluß des Erasmus auf die englische Literatur.

Wenderoth G., Paul Fleming als Petrarkist.

Heft 3/4. Risop A., Adolf Tobler. — Morf H., Adolf Tobler. Ein Lebensbild.

Bräuning H., Ungedruckte [5] Briefe Johann Heinrich Mercks [an Wieland Ende März 1779 bis 3. Oktober 1786]. — Im Anhang S. 280 f. aus einem ungedruckten französischen Briefe J. H. Mercks an P. Camper 13. August 1786.

Tardel H., Zur Stoffgeschichte von Chamissos Künstlerlegende ‚Das Kruzifix'.

Rosenberg F., Zur Quelle von Grillparzers ‚Ein treuer Diener seines Herrn'. — Fletcher's Stück ‚The loyal subject', geschrieben 1618.

Kleinere Mitteilungen. Diehl, Mathias Claudius und Darmstadt.

Beurteilungen und kurze Anzeigen. Meyer R. M., Nadler: Eichendorffs Lyrik. — Krähe L., Wegener: Eichendorffs ‚Ahnung und Gegenwart'. — Michel H., Speyer: Raabes ‚Hollunderblüte'. — Kopp A., Bode: Die Bearbeitung der Vorlagen in ‚Des Knaben Wunderhorn'.

Modern Language Notes.

Vol. XXV. 1910. No 1. Danton G. H., The date of the scene of Tieck's ‚Sternbald'.

No. 2. Ibershoff C. H., ‚Venus, du und dein Kind' [im Anschluß an eine Stelle in G. Freytags ‚Der Rittmeister von Alt-Rosen' und an die Anmerkung dazu in Hatfields Ausgabe dieses Romans, Boston 1908. S. 184].

No. 3. Cobb P., Edgar Allan Poe and Friedrich Spielhagen. Their theory of the short story.

Phillipson P. H., A German adaptation of the ‚Blue Bells of Scotland' [von Annie Mc Vicar Grant, durch August von Binzer: ‚Die deutsche

Heldenbraut'. Ob dies nach der Handschrift abgedruckte Gedicht Binzers schon früher veröffentlicht worden ist, konnte der Mitteiler, der eine Biographie Binzers plant, nicht feststellen].

No. 4. 5. Kurrelmeyer W., Doppeldrucke von Schillers Jungfrau von Orleans.

No. 4. Danton G. H., Wernaer: Romanticism and the Romantic School in Germany.

No. 6. Cooper W. A., A Paracelsian passage in Goethe's ,Ephemerides'.

Publications of the **Modern Language Association** of **America.**

Vol. XXV. (New Series XVIII). No. 2. June 1910. Ransmeier J. C., Uhlands ,Fortunat' and the ,Histoire de Fortunatus et de ses enfans'.

Modern Philology.

VII. 3. Cobb P., Hebbel's Use of the Hexameter in ,Mutter und Kind'

Handschin Ch. H., Goethe und die Gothik in Straßburg.

4. Voß E., German Pamphleteers of the Sixteenth Century.

Heller O., Some Sources of Sealsfield.

Revue de **l'Enseignement** des **Langues Vivantes.**

27e Année. 1910. No. 1. 2. François-Poncet A., Les Affinités électives de Goethe.

No. 3. Benoist-Hanappier L., Les Idées religieuses de Goethe dans le ,Westöstlicher Divan'.

Studi di filologia moderna.

II. 3/4. Manacorda G., ,Le Grazie' di C. M. Wieland.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Litteratur.**

XXXV. Band. Heft 5 und 7. Der Abhandlungen 3. und 4. Heft. 1910. Küchler W., Empfindsamkeit und Erzählungskunst im Amadisroman.

Droysen H., Die Marquise du Châtelet, Voltaire und der Philosoph Christian Wolff.

Annales de la **Société Jean-Jacques Rousseau. [Genf].**

III. Tome 1907. o. J. Istel E., La question du ,Pygmalion' de Berlin.

U[steri] P., Henri Meister et J. J. Rousseau.

Archiv für **slavische Philologie.**

31. Band. 1910. Heft 3. Spina F., Hans Sachs in alttschechischem Gewande [Die zehen alten Ertzveter Christi. Die tschechische Übersetzung: Prag 1580. Sieh Euphorion 1909 Ergänzungsheft 8, S. 1 ff.].

Nachrichten.

In der verdienstlichen „Sammlung Göschen" ist als 500. Bändchen das Buch von Georg Simmel: „Hauptprobleme der Philosophie" erschienen (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1910).

Bitte.

Der Literarische Verein Stuttgart möchte den Briefwechsel von Johann Valentin Andreae (1586—1654) mit Johannes Schmidt in Straßburg (1594—1658) herausgeben. Ich bitte, von hergehörigem Material, besonders von einem früher in den Ulmer Bibliotheken Raymunds Kraffts von Dellmensingen und Veesenmeyers befindlichen Sammelkodex mit 11 Briefen Andreaes, dem Herrn Repetenten Matthes am evang.-theolog. Seminar Tübingen Mitteilung zu machen.

Tübingen, August 1910. Der Vorsitzende: Fischer.

Gottfried August Bürger und Johann Christian Dieterich. Der Briefwechsel zwischen Bürger und Dieterich wurde in 59 numerierten Exemplaren für die Gesellschaft der Bibliophilen gedruckt von der Offizin W. Drugulin zu Leipzig im Sommer des Jahres 1910. Herausgeber ist Erich Ebstein. Es sind 74 Briefe von Bürger und 2 von Dieterich. Einige ungedruckt, die meisten neu nach den Originalen verglichen und teilweise vervollständigt. Mit 7 Abbildungen; Dieterichs und Bürgers Schattenrisse; Bürgers Wohnung in Wöllmershausen und im alten Amtshause zu Niedeck. Die alten Gleichen. Schattenrisse von Dieterichs Frau und seinen beiden Töchtern.

Die Witwe des im Mai 1910 verstorbenen Schulrats Dr. Adolf Heuermann, Direktors der städtischen höheren Mädchenschule und des Lyzeums zu Osnabrück, Großneffen des langjährigen Leiters des Ratsgymnasiums in Osnabrück Bernhard Rudolf Abeken, der einen großen Teil von dessen handschriftlichem Nachlaß besaß, hat diesen dem Goethe- und Schiller-Archiv überwiesen. Der Nachlaß enthält neben einer reichen Familienkorrespondenz aus dem Ende des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, neben Abekens Tagebüchern und den Manuskripten seiner auf Goethe bezüglichen Arbeiten, eine Fülle wertvoller Briefe; unter ihnen solche von Abeken selbst, von Graf Wolf Baudissin, Sulpiz Boisserée, Griesbach, Immermann, Georg Kestner, V. Loeper, Luden, Prinzessin Marianne von Preußen, Elisa von der Recke, Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt, Solger, Ernestine Voß, Caroline v. Wolzogen, auch von Wieland, Goethe, Schiller. Mit der wissenschaftlichen Verwertung des Nachlasses hat die Stifterin Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf betraut.

Den handschriftlichen Nachlaß Johann Gottlieb Fichtes schenkte der Urenkel des Philosophen, Oberst v. Fichte, Kommandeur des westfäl. Fußartillerieregiments Nr. 7, der Berliner Universität aus Anlaß der Jahrhundertfeier.

Bitte.

Der Unterzeichnete ist mit seiner Doktorarbeit über Franz Dingelstedt (1814—1881) als politischen Lyriker, seine Stellung zu den sozialen und politischen Fragen, beschäftigt und bereitet im Anschluß daran eine umfangreiche Biographie sowie eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Dingelstedts vor. Er bittet hierzu alle, welche irgendwelche, selbst die geringste, Dingelstedt betreffende Nachricht zu geben vermögen, ihm Mitteilung zukommen zu lassen. Besitzer (auch Buchhändler) von Dingelstedtschen Handschriften, Briefen, gedruckten Einzelwerken u. dgl. werden gebeten, über ihren Besitz und über die Bedingungen der Erwerbung oder der leihweisen Überlassung desselben zur Kollation oder Abschrift Auskunft zu geben.

Leipzig, Marschnerstraße 9 I r. Cand phil. Clemens Taesler.

Berichtigungen.

Euphorion 17, 318 Zeile 6 lies: Marquis. — 17, 441 Zeile 18 f. lies: Galgenmännchen.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli, im Druck am 1. Dezember 1910.

Register.[1]

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, Vollständigkeit ausgeschlossen, z. B. die in den Artikeln 1 ff. 251 ff. 473 ff. 696 ff. (vgl. Euphorion 15, 653 f.) angeführten Namen nur in Auswahl gebucht. Regenten unter den Ländernamen. Auersperg 226 (2) bedeutet: Auf S. 226 stehen zwei Aufsätze über Auersperg.



K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

